Digitized by Google

Enc.
253 b/3

E

Digitized by Google

<36612172080015

<36612172080015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Rheiniſches
Converſations-Lexicon
oder
encyclopädiſches Handwörterbuch
für
gebildete Stände.

Herausgegeben
von
einer Geſellſchaft rheinländiſcher Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Dritter Band.

C — Cz.

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Cenſur-Behörde.

Köln und Bonn,
Comptoir für Kunſt und Literatur.
1824.

Gha/48/15

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

C.

C bezeichnet den erſten oder unterſten Ton jeder Octave unſerer heutigen Tonleiter. — Es bezeichnet auch den $^4/_4$ Takt, und, durchſtrichen, den $^2/_2$ Takt ſo, wie einen Notenſchlüſſel. S. d. Art. Schlüſſel.

Cabale heißt die geheime Verbindung mehrerer Perſonen zu ſchädlichen oder unerlaubten Abſichten. Man ſ. d. Art. Buckingham.

Cabbala. Unter dieſem Namen begreift man die jüdiſchen Schriften, welche die rabbiniſchen Träumereien, oder die ſogenannten Ueberlieferungen, und das zuſammengeworfene myſtiſche Chaos der morgenländiſchen und griechiſchen Philoſophie enthalten. Die Anhänger, oder Verehrer der Cabbala nennt man Cabbaliſten, oder phantaſtiſche Schwärmer. Chriſtian Knorr hat das Vorzüglichſte aus den cabbaliſtiſchen Schriften ins Lateiniſche überſetzt, und in 2 Quartbänden herausgegeben.

Cabinet bedeutet eigentlich ein einſames, ſtillgelegenes Gemach, wo man ſeinen geheimſten Geſchäften ungeſtört obliegen kann. Gewöhnlich aber verſteht man darunter das Gemach der Fürſten, wo dieſe für den Staat perſönlich arbeiten, ſich mit den Miniſtern unterreden, und Befehle ertheilen. Daher nennt man die vertrauteſten Räthe Cabinetsminiſter. — Auch die zum öffentlichen Behufe der Gelehrſamkeit und Künſte beſtimmten Sammlungen werden Cabinete genannt; ſo giebt es Münz-, Kunſt-, Naturalien-Cabinete.

Cabochon, ein Edelſtein, vorzüglich ein Rubin, der zwar ſchon geſchliffen, aber noch nicht ſeine gehörige Form hat.

Cabotage heißt die Kenntniß der Seeküſten und Landungsplätze, ferner die Küſtenfahrt von einem Hafen zum andern mit Vermeidung der hohen See.

Cacadu, eine Art von Papagei, hat einen ſchwarzen Schnabel, ein ganz weißes Gefieder, und iſt nur auf den Flügeln und am Schwanze etwas gelb. Den Kopf ziert ein ſchöner Federbuſch, der bei Einigen ganz weiß, bei Andern aber zum Theil gelb oder roth iſt. Dieſen kann er nach Belieben aufrichten und niederlegen. Oſtindien iſt das Vaterland deſſelben. Dort trifft man ihn in manchen Gegenden ſehr häufig, und auf Häuſern niſtend, an.

Cacaobaum iſt in Amerika und Weſtindien einheimiſch, trägt länglich runde, den Gurken ähnliche Früchte, mit grüngelber und zuletzt rother warziger Schale. Das Fleiſch iſt ſüßſäuerlich, und die Samenkörner ſehen dunkelviolet aus. Dieſe, 20 bis 30 an der Zahl in jeder Frucht, übertreffen die Mandeln an Wohlgeſchmack, und beſitzen viel Oel. Man nennt ſie gewöhnlich Cacaobohnen, und bereitet bekanntlich die Chokolade daraus, welches Getränk die Spanier zuerſt bei den Mexikanern kennen lernten, und den Wohlgeſchmack deſſelben noch durch Zuſatz von Zucker, Zimmt und anderm Gewürz erhöheten. Auch in der Arznei und feinern Kochkunſt werden die Cacaobohnen gebraucht. Durch Kochen oder Preſſen zieht man ein koſtbares, ſehr dickes Oel daraus, welches unter dem Namen Cacaobutter vorkömmt, und unter andern zur Bereitung der Cacaoſeife dient.

Digitized by Google

Cacaomalve, hoher Eibiſch. Dieſe Prachtpflanze, eine vorzügliche Zierde unſerer Zimmergärten, iſt mit ſchönen, großen, handförmigen Blättern verſehen, und prangt mit ihren ſchwarzrothen Blumen vom Junius bis in den Auguſt hinein. Sie liebt eine leichte Erde, mit einem vierten Theile Sand und etwas Lehm gemiſcht. Im Winter muß ſie vor zu vieler Feuchtigkeit gehütet werden. Die Pflanze ſtammt aus Oſtindien her.

Cachet (Lettres de), iſt der Name geheimer, unter den ehemaligen Königen von Frankreich üblicher Verhaftsbefehle, Kraft derer Jemand nach Willkühr, ohne angegebene Urſache, konnte eingekerkert, oder irgendwo hin verbannt werden. Unter Ludwig XIV. fanden dieſelben zuerſt ihre Anwendung. Sie waren vom Könige unterzeichnet, von einem Staatsſekretär kontraſignirt, und mit dem königlichen Handſiegel verſehen.

Cacus war ein Sohn des Vulkan, ein furchtbarer Räuber im aventiniſchen Walde, den uns die Dichter als einen ungeheuern Rieſen mit feuerſpeiendem Rachen und übermäßiger Kraft ſchildern. Er wohnte in einer großen Höhle, voller tiefen Windungen, in welche nie ein Strahl der Sonne drang; beſtändig rauchte der Grund von friſchvergoſſenem Blute, und an der Pforte waren die Köpfe und Arme der Erſchlagenen geheftet. Als Herkules, ſtolz über die Beſiegung des Geryon, durch Italien mit den geraubten Stieren zog, entwandte ihm Cacus mit Liſt vier der ſchönſten Stiere, und eben ſo viele Kühe, ſchleppte ſie am Schweife in ſeine Höhle, damit die Spur rechtwandelnder Füße ihn nicht verriethe, und verbarg ſie im dunkeln Felſen. Unterdeß da Herkules die Heerde zum Abzug antrieb, brüllten die Rinder im Gehen auf; eine der Kühe, die im Felſen verborgen waren, gab Antwort, und betrog die Hoffnung des Cacus. Darüber entbrannte Herkules vor Wuth; er ergriff ſein Geſchoß u. eine Keule und ſtürzte zum Felſen hinan. Cacus entflieht, und verſchließt ſich in ſeine Höhle. Vergebens ſpähte Herkules nach einem Zugang; da erfaßte er einen Granit, und zertrümmerte die Höhle des Räubers, der ein furchtbares Gebrüll erhob, und Dampf und Feuer ausſpie. Da Herkules vergebens Pfeile, Bäume, und Felſenſtücke auf ihn ſchleuderte, ſo ſprang er in den Dampf, den das Ungeheuer um ſich verbreitete, hinein, ſchlang ihn in ſeine Arme feſt, und erwürgte ihn. Darauf ſprengte er die Pforte der Höhle, und führte die Stiere wieder ans Tageslicht. Evander erwies dem Herkules göttliche Ehre, weil er ſeine Länder von dieſem verderblichen Unmenſchen errettet hatte.

Cada Moſto oder Ca da Moſto (Aloiſo da), geboren zu Venedig um 1432, widmete ſich, nach einer ſorgfältigen Erziehung, dem Handel, machte einige Seereiſen im mittelländiſchen Meere, wurde 1454 dem portugieſiſchen Infanten, Dom Heinrich, bekannt, und unternahm für ihn im folgenden Jahre eine Entdeckungsreiſe, längs der Küſte Afrika's. Er kam bis zum Gambia, und kehrte, mit Reichthümern beladen, nach Portugal zurück. Im Jahr 1456 reiſte er mit Antonietto Uſo wieder nach dem Gambia, und entdeckte, von einem Ungewitter in der Gegend des weißen Vorgebirges in die See getrieben, die Inſeln des grünen Vorgebirges. Diesmal kamen er und ſeine Gefährten bis zum Fluſſe Caſamanſe und dem Rio Grande. Er blieb bis zum Tode des Prinzen Heinrich, 1463, in Portugal, und kehrte dann in ſein Vaterland zurück. Seine Reiſebeſchreibung, die unter dem Titel: Prima navigazione per l'Oceano alle terre de' Negri de la bassa Etiopia, di Luigi Cadamosto, Vicenza 1507 und Mailand 1519 erſchien, kann für ein Muſter gelten.

Cadenz (muſikaliſch), der Tonſchluß in der Muſik. Er iſt entweder der völlige Schluß einer Harmonienfolge, oder ein Ruhepunkt. Letzterer heißt eine Halbcadenz. Jener, oder die vollkommene Cadenz, ſoll das Ohr des

Digitized by Google

Hörers ſo beruhigen, daß er nichts mehr erwartet; ſie muß vorbereitet ſeyn durch den Dreiklang auf der Dominante, mit welchem man gern die kleine Septime verbindet, ſie muß aus dieſem in den Grundton fallen, und in den harmoniſchen Dreiklang übergehen. Wird bei dem Tonſchluß auf der Dominante länger ausgehalten, und durch verſchiedene Akkorde der Schlußton verzögert, ſo nennt man es einen Orgelpunkt; dieſe ſind beſonders bei Fugen gebräuchlich. Wenn bei der Cadenz aus der Dominante in einen andern Ton als den Hauptton getreten wird, ſo nennt man es einen Trugſchluß oder eine unterbrochene Cadenz. In Arien und Concerten pflegt man auf der Vorbereitungsnote der Finalcadenz die Taktbewegung durch eine Fermate zu unterbrechen, um dem Sänger oder Concertſpieler Gelegenheit zu geben, die im Tonſtück herrſchende Empfindung nochmals in einer Phantaſie nach eignem Gefühl auszudrücken; auch dies heißt eine Cadenz. Eine charakteriſtiſche Stelle des Tonſtücks ſelbſt muß das Thema dieſer Phantaſie bilden.

Cadi, ein Unterrichter bei den Türken, untergeordnet dem Molla (Oberrichter). Er ſpricht das Recht in weniger wichtigen Fällen, und gehört mit zur türkiſchen Geiſtlichkeit, weil Muhamed den Koran als eine göttliche Offenbarung ſeinen Gläubigen gab.

Cadiz, ſchon ſeit beinahe 3.000 Jahren berühmt, iſt älter als Rom, als London, als Paris und Wien; älter als Madrid und Neapel, als Stockholm, Petersburg und Conſtantinopel, es iſt ſo alt, wie Jeruſalem. Der Kaufmann kann ſtolz darauf ſeyn, denn es iſt nach Tyrus und Sidon zugleich die älteſte Handelsſtadt. Als die Pyramiden in Aegypten gebaut wurden, wurde auch Cadiz erbaut; als Troja zerſtört war, erhob ſich dieſe neptuniſche Stadt aus dem Schooße des Meeres, und hier war es, wo Herkules mit ſeiner Keule die Landenge durchſchlug, Meer mit Meer vereinigte, und die Säulen auf Kalpe und Abyla errichtete. — Gades oder Gadeir (das jetzige Cadiz) war, wie ausgemacht iſt, eine uralte Pflanzſtadt der emſigen Handelsnation der Phönizier, welche dieſe höchſt günſtige Lage ausfindig machten, und ſie benutzten, um, des Handels auf den Weſtküſten von Europa und Afrika wegen, dieſe Stadt anzulegen. Der Name derſelben ſoll ſoviel als Zaun bedeuten, weil man ſich hier das Ende der Welt dachte, vielleicht auch wegen des Felſengrundes, auf welchem die Stadt erbaut wurde: gleichſam ein Felſenzaun, der als Bruſtwehr gegen das Meer errichtet iſt, denn um und neben Cadiz iſt es voll von Felſen, wie auch die Felſenfeſte Gibraltar und die Herkulesſäulen ſchon andeuten. — Ueber die Zeit der Erbauung hat ſich ein merkwürdiges hiſtoriſches Datum erhalten, welches dieſelbe mit der Stiftung der Kolonie von Utika zugleich anſetzt. Die Stiftung von Utika fiel 287 Jahre vor die Gründung von Carthago, wie Ariſtoteles ſagt, bei welchem die Nachricht mit dem Zuſatze ſteht, daß man ſie in den phöniziſchen Annalen finde. Nach dieſen Angaben wäre Gadez oder Cadiz ſchon eilf hundert Jahre vor Chriſtus, oder etwa hundert Jahre nach der Zerſtörung von Troja angelegt worden. Sie lag auf einer Inſel, die jetzt Leon heißt, und welche die Geſtalt eines Schinkens hatte, nämlich ſo, daß die breite Seite ſich bis auf eine nur hundert Schritt breite Meerenge dem Lande näherte, das ſchmale Ende aber, oder die Knochen des Schinkens, nordweſtlich ins Meer hinauslief. An dieſer nordweſtlichen Seite lag ſchon damals die Stadt, und die breite Seite war auch ſchon damals durch eine Brücke (Suazo) mit dem feſten Lande verbunden. Neben dieſer Brücke ſtand ein ſehr reicher Tempel des Herkules, und bei ihm befanden ſich zwei Säulen, die man oft für die bekannten Herkulesſäulen angeſehen hat, oder vielmehr wohl dafür hat ausgeben wollen. Sie hatten phöniziſche Inſchriften über die Koſtenberechnungen bei dem Bau des Tempels. Nördlich

Digitized by Google

von der Stadt ſtand auf einer Landſpitze der Saturnustempel (alſo am Eingange der Puntalesbay oder bei Puerto Real). Die Nordſeite der Inſel Leon war felſig und rauh, die ſüdöſtliche hatte gute Viehweiden. Dieſer felſenfeſte Inſelgrund mitten im Meer, und die beiden großen Rheden oder Bayen waren es wohl vorzüglich, was die geſchäftigen Phönizier ſchon damals einladen mußte, hier einen Ankerplatz, eine Station zu bilden, wo ihre Schiffe ruhig einkehren konnten, und ſicher lagen, und eine Niederlage oder einen Stapelplatz zu errichten, da es gerade auf der Hälfte des Weges zwiſchen der Levante und den fernbeſuchten Zinn- und Bernſteinküſten lag. — Cadiz ſcheint, ehe es an die Römer kam, eine republikaniſche freie Conſtitution gehabt zu haben, und das Haupt der benachbarten Kolonien an der Küſte geweſen zu ſeyn, ſo wie es auch mit Carthago der Fall war. Mit dieſem gleichfalls von den Phöniziern oder Puniern gegründeten Staate kam es bald in freundſchaftliche Verbindungen, und wurde nach dem erſten puniſchen Kriege durch Hamilkar demſelben unterworfen. — Nach dem zweiten puniſchen Kriege kam es durch freiwillige Unterwerfung an die Römer, und erhielt von ihnen das Recht einer Munizipalſtadt. Cäſar plünderte ſchon den Herkulestempel bei Cadiz; er nahm alles baare Geld und alles koſtbare Geräthe in jenem Bürgerkriege daraus hinweg, und gab der Stadt die Rechte einer römiſchen Kolonie, weshalb ſie ſpäterhin nach Cäſar benannt wurde, und zwar mit dem Namen Auguſta Julia Gaditana. — Cadiz, jetzt eine Feſtung vom erſten Range, und der wichtigſte Ort in der ganzen Provinz Andaluſien hat vielleicht unter alle Städten von Europa die reizendſte und für den Handel die wichtigſte Lage. Ihre Umgebungen, wozu eine Menge freundlicher, zum Theil beträchtlicher Städte, und die trefflichſten Häfen gehören, bilden einen unglaublichen Contraſt gegen alle übrigen Theile Spaniens; man ſieht überall in Bevölkerung, Anbau, Betriebſamkeit und Wohlſtand die Folgen eines ausgebreiteten Handels. Cadiz liegt auf der äußerſten Spitze der Inſel, Isla de Leon, welche nur ein ſchmaler Meeresarm, Rio S. Pedro genannt, vom feſten Lande trennt. Zwiſchen dieſer Inſel und der Küſte bildet das Meer einen Buſen, welcher alle Flotten von Europa aufnehmen könnte, und deſſen Eingang durch viele Batterien und Forts, ſowohl auf der Inſel, als auf dem Lande geſchützt iſt; die zwei Abtheilungen des Buſens heißen, die erſte Bay von Cadiz, die zweite Bay von Puntales. Auf der Küſte, der Inſel gegenüber, liegen, vom Meere her gerechnet, das Fort Rota, dann das Fort St. Catalina, dann der freundliche Ort Puerto de St. Maria am kleinen Fluß Guadalete, von wo aus Cadiz mit Trinkwaſſer verſehen wird; dann das Fort Matagordo, hierauf folgt der anſehnliche Ort Puerto real, bei welchem die größten Salinen Spaniens ſich befinden; man gewinnt auch hier das Salz aus dem Meerwaſſer durch Verdunſtung; endlich im Hintergrunde der Bay auf einer Inſel La Caraca, das große Seezeughaus für die ſpaniſche Flotte mit Schiffswerften, mehreren Becken zum Ausbeſſern der Schiffe, Caſernen, Werkſtätten für Ankerſchmiede, Taudreher u. ſ. w. Auf der Inſel ſelbſt, wenn man vom Lande her über den ſchmalen Meeresarm geht, trifft man zuerſt die bedeutende Stadt Isla de Leon, und ſeitwärts an der Bay den neuen Ort San Carlos, wo ſich Kaſernen, eine Seekadettenſchule, ein Marinehoſpital u. ſ. w. befinden. Von Isla de Leon führt endlich eine ſchöne Chauſſee 1½ St. lang, am Fort St. Lorenzo vorbei, auf einer oft ſo ſchmalen Erdzunge, daß der Weg die ganze Breite einnimmt, nach Cadiz. Dieſer Lage verdankte Cadiz im Kriege, wo Spanien von den kaiſerlich-franzöſiſchen Armeen beſetzt war, das Glück, der einzige Ort zu ſeyn, wohin jene nicht gedrungen, obwohl ſie es über 2 Jahre lang (vom 6. Febr. 1810 bis zum 25. Auguſt 1812) umlagert hielten; damals enthielt Cadiz über 150.000 Einw. Die Stadt iſt des engen Rau-

Digitized by Google

mes wegen zwar eng gebaut, aber ſchön, reinlich, gut gepflaſtert und gut beleuchtet; Spaziergänge geſtattet freilich der enge Raum nicht, außer auf den ſchönen Wällen; dafür aber haben die wohlhabenden Einwohner meiſtens Landhäuſer auf der gegenüber liegenden Küſte, beſonders aber bei dem Dorfe Chiclana, Isla de Leon gegenüber auf dem feſten Lande. Doch hat die Stadt zwei ſchöne Plätze, Plaça de St. Antonio und Plaça de la mar. Faſt alle Häuſer ſind ſchön, dafür aber ſind hier keine eigentlich bedeutenden öffentlichen Gebäude. Cadiz iſt der Mittelpunkt des ſpaniſchen Welthandels, daher wimmelt es auch hier von fremden Kaufleuten aller Nationen. — Im Mittelalter wurde Cadiz von den arabiſchen Kriegshorden, ſo wie von den Zügen der Völkerwanderung eben ſo ſehr überſchwemmt, als die übrigen Theile Spaniens. Auf dem feſten Lande, Cadiz gegenüber, in der Gegend von Xeres de la frontera, wurde der gothiſche König Ruderich (Rodrigo) 712 von den Arabern gänzlich geſchlagen, und dieſer Sieg machte die Mauren zu Herren von Spanien. Im Jahr 1596 wurde die Stadt von den Engländern erobert und geplündert, nach einiger Zeit aber den Spaniern zurückgegeben. 1702 ward ſie von der vereinigten Seemacht der Engländer und Holländer vergeblich belagert. Carl V. befahl ſeinem Sohn Philipp noch auf ſeinem Todesbette, drei Plätze wohl zu verwahren: nämlich Vliesingen in Seeland, Goelette in Afrika und Cadiz in Spanien. Den 1. Nov. 1755 erlitt die Stadt durch ein Erdbeben und darauf erfolgte Ueberſchwemmung großen Schaden; es war das bekannte Erdbeben von Liſſabon, das ſich auch bis Cadiz erſtreckte. Bei Cadiz ward den 17. Jan. 1780 die ſpan. Flotte, befehligt von Langara, von der engl., unter dem Befehle von Rodney, geſchlagen. Wichtig war die Belagerung dieſer Stadt durch die Franzoſen, vom J. 1810 bis in 1812, wo Wellington's ſiegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien die Franzoſen zum Rückzug nöthigte; bei dieſer Belagerung war es auch (1810), wo die Franzoſen, nachdem ſie das Fort Matagorda erobert hatten, das äußerſte Ende der Halbinſel Trocadero befeſtigten, und dem Fort, welches ſie erbauten, den nämlichen Namen Trocadero gaben. In dieſen Batterien wurden die berühmten Mörſer a la Villantroi aufgepflanzt, die man zu Sevilla gießen ließ; und von dieſem Punkte warf man Bomben, welche Cadiz kaum erreichten, jedoch ohne dort zu platzen, indem der Zünder durch die Entfernungen und zu große Schnelligkeit verlöſchte. Man hatte 35 Pfund Pulver nöthig, um eine Bombe abzuſchießen. — Im J. 1823 ward Cadiz von den Franzoſen, unter dem Befehle des Herzogs v. Angouleme, bombardirt, der Trocadero, ſo wie das Fort Santi Petri erſtürmt, und der König Ferdinand VII. am 1. Okt. in Freiheit geſetzt. Am 3. Okt. hielten die Franzoſen ihren feierlichen Einzug, und am 5ten übernahm der General Bourmont das Kommando von Cadiz.

Cadmus, des Agenor und der Telephaſſa Sohn, war ein Colonien-Anführer aus Phönizien in Griechenland (1500 vor Chr. Geb.) deſſen Geſchichte in die Mythologie verwebt iſt. Er wurde von ſeinem Vater hinausgeſandt, ſeine vom Jupiter geraubte Schweſter Europa aufzuſuchen, und zugleich mit der Strafe der Verbannung bedroht, im Falle er ſie nicht fände. Nach vielfachem Herumirren und vergeblichen Ausforſchungen fragte er das Orakel des Apollo zu Delphi, wohin er ſich wenden ſollte, da er fürchtete, in ſeine Heimath zurückzukehren. Dieſes gab ihm den Rath, die Spuren einer Kuh, die ihm begegnen würde, zu verfolgen, und ſich mit ſeinen Genoſſen da niederzulaſſen, und eine Stadt zu gründen, wo dieſelbe ſtehen bliebe. So kam er in das Land, das in der Folge Böotien genannt wurde, dazumal aber von Horden des pelasgiſchen Stammes bewohnt war. Mit dieſen wilden Völkern hatte er einen Kampf auf Leben

und Tod zu beſtehen, von welchen die Sage unter dem Bilde der ausgeſäeten Drachenzähnen entſproſſenen geharniſchten Männer redet. Nach Beſiegung dieſer urſprünglichen Einwohner erbaute Cadmus eine Burg, nach ihm Cadmea genannt, welche die Grundlage zu dem nachherigen Theben wurde. Jupiter gab ihm zur Gemahlin die Harmonia, eine Tochter des Mars und der Venus, mit welcher er die Autonoe, Ino, Semele, Agave, und den Polydorus zeugte. Nachdem er eine Zeitlang geherrſcht, und ſich durch weiſe Anordnungen und Geſetze um den neugeſtifteten Staat verdient gemacht, und dem ungebildeten Volke die Buchſtabenſchrift, den Gebrauch der Metalle, beſonders des Kupfers, und die Benutzung der Steine zum Häuſerbau gelehrt hatte, ging er mit ſeiner Gemahlin nach Illyrien, wo er den Enchilienſern den Sieg über ihre Feinde, einen andern illyriſchen Stamm, verſchaffte, König ward, und zuletzt, nach Ovids Sage, in eine Schlange verwandelt wurde. Seine Nachkommen aber, die Cadmäer genannt, herrſchten fortwährend in Böotien; doch ein ſchwerer Fluch ſchien auf dieſem Königshauſe zu laſten, das den Dichtern, beſonders den dramatiſchen, wegen ſeiner tragiſchen Schickſale einen wichtigen Stoff zur Bearbeitung darbot. Auch iſt noch ein Anderer, Namens Cadmus, in der Geſchichte berühmt, der aus Milet gebürtig war, und, nach Plinius dem Aeltern, der erſte proſaiſche Schriftſteller unter den Griechen geweſen ſeyn ſoll. — Ferner iſt unter dieſem Namen auch noch ein Berg bekannt, der in Phrygien, nahe bei Laodicea lag, und von dem der Fluß Lycus herabſtrömte.

Caduceus war ein Lorbeer- oder Olivenſtab, um den ſich 2 Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten. Als Hermes oder Merkur dem Apollo die Laute geſchenkt hatte, war dieſer ſo hoch erfreut über dieſen koſtbaren Schatz, daß er jenem dieſen goldnen dreilaubigen, unvergänglichen Stab des Glückes und Reichthums ſchenkte, von deſſen Berührung die Lebenden des Todes ſtarben, und die Todten wieder zum Leben erwachten. Auch war dieſer Stab ein Sinnbild des Friedens, wie denn das natürliche Zeichen des Friedens von jeher unter allen Völkern ein grüner Zweig oder Stab, den man vor ſich hinträgt, geweſen iſt. Dies war auch urſprünglich der Caduceus: ein grüner Oelzweig mit wollenen Bändern behangen. Später nahm man einen weißgeſchälten und vergoldeten Stab, welcher beim Gebrauche mit grünem Laube umwunden ward. Anfangs bedeutete der Caduceus nur den Stab des Glückes und Reichthumes, den der Handel verleiht; in der folgenden Zeit verband man mit ihm noch verſchiedene andere Begriffe. Die flatternden wollenen Bänder, mit welchen er umwunden worden, mögen die Künſtler wohl zuerſt auf die Idee von zweien umſchlingenden Schlangen gebracht haben. In den Händen des Merkur wurde dieſer Stab nun ein Wunderſtab, deſſen Zauber über und unter der Erde wirkte, der die Lebenden in die Schattenwelt führte, und die Todten hinauf zum Lichte des Lebens. Seine Kraft und Wirkung beſtand vorzüglich in den Schlangen: denn die Schlangen, vieldeutige Symbole, waren Attribute der Wahrſager und Aerzte. Merkur hat auch von dieſem Caduceus den Beinamen Caducifer erhalten.

Cäcilia (die heilige), Schutzpatronin der Tonkünſtler, wurde im Anfange des 3ten Jahrhunderts aus vornehmem Geſchlechte zu Rom geboren. Sie trug von Jugend auf, erzählt die Legende, das heilige Evangelium in ihrem Herzen. Die höchſte Sinnesreinheit, die Lilie der Unſchuld im Boden ihres Herzens immer rein zu erhalten, war ihre vorzüglichſte Sorge. Die Tonkunſt, worauf ſie ſich verſtand, war ein Theil der vornehmen Bildung und Erziehung, welche ſie genoß; aber ihr Geiſt ergriff die Harmonie der Töne in himmliſchem Aufſchwunge: denn als irdiſche Klänge waren ſie ihr zuwider, wie alle äußere Hoheit, ſo wie der Glanz, der ſie umgab. Sie ſollte

vermählt werden mit dem Jüngling Valerian, einem Heiden; jubelnd tönte das hochzeitliche Lied, aber in dem Herzen der Braut rief immer ein ſtilles Gebet: „Herr, erhalte mich unbefleckt!“ Als Beide das Brautgemach betreten hatten, ſprach Cäcilia zu Valerian: „Geliebter, ich habe Dir ein Geheimniß zu offenbaren, wenn Du mir verſprechen willſt, es bei Dir zu bewahren.“ Valerian verſprach es. Da ſagte die Jungfrau: „Du ſollſt wiſſen, daß ich einen Engel zum Freunde habe, der mich bewahrt auf allen meinen Wegen, und wenn Dein Herz voll reiner Liebe iſt, ſo kannſt Du ihn ſchauen.“ — Valerian verſicherte ihr die Reinheit ſeiner Liebe, und die Jungfrau verſprach ihm am andern Tage, des Abends, ihm den Himmelsboten zu zeigen. Der nächſte Abend erſchien. Valerian trat in Cäcilia's Gemach: ein Gebet floß wie glühender Geſang von ihren Lippen; himmelwärts richtete ſie ihre Auge; dieſes erblickte überirdiſche Dinge; ein Schimmer erleuchtete das Gemach, und zwiſchen dem Erſtaunten und der noch in göttlicher Andacht Verſunkenen ſtand der Himmelsbote, in jeder Hand einen Kranz von Lilien und Roſen geflochten, deren einen er der Braut, und den andern dem Bräutigam reichte, mit den Worten: „Nehmet hin dieſe aus dem Paradieſe Gottes euch zugebrachten Kronen, und bewahret ſie in unbefleckter Unſchuld, ſo werden ſie nie verwelken, nie ihren lieblichen Duft verlieren.“ So der Engel, und Valerian erkannte den himmliſchen Ruf; er und ſein Bruder wurden Bekenner des Kreuzes, und litten den Märtyrertod, wie auch unſere chriſtliche Heldin, deren Tod völlig harmoniſch mit ihrem Leben war. „Pein und Tod iſt mein Sieg“, ſprach ſie zum Richter, und unter Gebet entfloh ihre reine Seele zum Himmel ums Jahr 224. Ihr Feſttag wird jährlich in der katholiſchen Kirche am 22. Nov. gefeiert. — Ueber die Legende dieſer Heiligin drückt ſich ein rheiniſcher Schriftſteller ſehr ſchön aus, wenn er ſagt: „In der zarten Seele des Weibes wohnt gleichſam die Harmonie mit der Welt und dem Himmliſchen. Mit gleicher Liebe zieht der Kreis des ſtillen Hauſes, wie der größere des Lebens ihr Gemüth an, und leiſe aufgeregt, erklingen die Saiten der Empfindung, wie Aeolsharfen vor Zephyren erbeben. Engel horchen Cäciliens Stimme; denn ihre Empfindung ſtrebt himmelwärts, und harmonirt mit den verklärten Geiſtern; ſie zu ſchützen, verläßt ein Himmliſcher ſeine Wohnungen, und bringt ihr die ewig duftende, unverwelkliche Paradieſeskrone.“ — Der große Raphael hat den heiligen Geſang chriſtlicher Gottandacht in einem ſchönen Gemälde, die heilige Cäcilia, trefflich perſonifizirt. Matthiſſon ſang von dieſem herrlichen Kunſtprodukte die erhabene Worte:

Urbild begeiſterter Liebe! dir ſchwingt auf ätheriſchen Flügeln
Mächtig die Seele ſich nach! Heilige! bete für uns!

Auch hat ihr Feſttag, der beſonders zu Paris und London glänzend gefeiert wird, einen ſchönen edlen Wetteifer unter den Dichtern und Tonkünſtlern veranlaßt. Die größten brittiſchen Dichter, Dryden, Pope, Addiſſon haben ſich beſtrebt, dieſe Feier durch Preishymnen auf die Tonkunſt zu erhöhen, und die Ode des Erſtern, die als die vorzüglichſte der brittiſchen Dichtkunſt geprieſen wird, hat ſich durch Händels Compoſition noch größern Ruhm erworben.

Cäſar (Cajus Julius), vielleicht der größte aller römiſchen Feldherren, und einer der geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit, wurde unter dem 6ten Konſulate des Marius, im Jahre der Stadt 654 (100 Jahre v. Chr.) geboren. Er hatte keinen ſtarken Körper, ein blaſſes, hageres Geſicht, und litt oft an Kopfſchmerzen. Doch wußte er durch ſtrenge Mäßigkeit und durch gymnaſtiſche Uebungen ſich ſo zu ſtärken und abzuhärten, daß er jede Beſchwerde des Kriegs leicht ertragen konnte. Seine Reiſen waren Flügen vergleichbar, und Alles, was er that, geſchah raſch, lebhaft, und doch ſtets mit kluger

Beſonnenheit. Liebe und Ehrgeiz waren ſeine heftigſten Leidenſchaften, und in Uebermaß hat er beide befriedigt, aber nie verlor er darüber den Geiſt, der ihn über alle großen Männer ſeiner Zeit erhob. Er hatte ſeinen Vater früh verloren, aber ſeine Mutter Aurelia, eine treffliche Frau, beſorgte ſeine Erziehung, und ließ ihn von den geſchickteſten Lehrern unterrichten. Von ihr ſelbſt lernte er die bezaubernde, ſanft einſchmeichelnde Beredſamkeit und die empfehlende Freundlichkeit im Umgange, die ihn nachher überall ſo beliebt machte. Als öffentlicher Redner ſtand er nicht weit unter dem Cicero; Beide hatten den berühmten Apollonius Rhodius als Lehrer gehabt. Er beſaß einen durchdringenden Verſtand, ein großes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geſchäften unermüdet, und konnte, nach dem Zeugniſſe des ältern Plinius, zugleich ſchreiben, leſen, hören, diktiren, und zwar vier bis ſieben verſchiedene Briefe. Als die Partei des Marius in Rom die Oberhand hatte, verheirathete Cinna ſeine Tochter Cornelia an ihn, weil er ſich dadurch in ſeiner Gunſt deſto feſter zu ſetzen hoffte; und als Sylla nach Rom kam, ſuchte er den Cäſar zu bereden, ſich von der Cornelia zu ſcheiden; dieſer aber erklärte laut, daß er ſich auf keines Menſchen Befehl dazu verſtehen werde, ein Weib, das er liebe, zu verſtoßen. Dieſe edle Widerſetzlichkeit brachte ihn auf die Proſkriptionsliſte. Er floh aus Rom, und ſogleich wurden alle Güter ſeiner Gemahlin eingezogen. Einige Freunde Sylla's baten indeſſen für ihn, ſelbſt die Veſtalinnen legten Fürbitten für ſein Leben ein, bis endlich Sylla nach langem Weigern nachgab, und ſeinen Namen mit den Worten von der Liſte ſtrich: „Ihr Thoren wißt nicht, was ihr bittet. In dieſem jungen Menſchen ſteckt mehr, als ein Marius." — Cäſar traute dennoch nicht, ſondern ſetzte nach Aſien über, wo er unter einem dort befehlenden Feldherrn ſeine erſten Kriegsdienſte that. Erſt nach Sylla's Tode kehrte er nach Rom zurück, und verſuchte ſich daſelbſt, wie Cicero, als gerichtlicher Redner. Hierauf beſchloß er eine Reiſe nach Rhodus, um ſich dort in der Beredſamkeit zu üben, allein ſein Schiff fiel in die Hände der Seeräuber; dieſe hielten ihn für einen vornehmen Mann, und foderten 20 Talent (27.000 Thlr.) Löſegeld. „Was?" rief Cäſar, „für einen ſolchen Mann, wie ich bin, verlangt ihr nicht mehr? Fünfzig ſollt ihr haben!" Und ſchickte ſeine Begleiter aus, das Geld zuſammenzubringen. Er blieb indeſſen ſechs Wochen in dieſer Gefangenſchaft, und wußte ſich ſo in Achtung zu ſetzen, daß er nicht ein Gefangener der Seeräuber, ſondern ihr Herr zu ſeyn ſchien. Wenn er ſchlafen wollte, gebot er ihnen, ſtill zu ſeyn. Zuweilen las er ihnen ſeine Gedichte oder Aufſätze vor, und lobten ſie dieſe nicht, ſo drohete er: „Dafür ſollt ihr mir büßen; komme ich los, ſo laß ich euch Alle kreuzigen." — Endlich brachten ſeine Leute die 50 Talente Löſegeld. Und kaum war er frei, ſo ließ er ſich von dem Statthalter in Milet ein Paar ſtarkbemannte Schiffe geben, holte ſeine alten Kameraden ſchnell damit ein, eroberte ihr Schiff, ließ ſich ſein Geld wieder geben, und führte die Räuber gefangen nach Pergamus, wo er von der Obrigkeit leicht den Befehl auswirkte, ſie ſämmtlich kreuzigen zu laſſen. — Nachdem er eine Zeit lang in Kleinaſien geweſen war, kehrte er nach Rom zurück, und lebte hier mehrere Jahre, wie ein junger Stutzer, kleidete ſich ſehr ſorgfältig, duftete von Salben, war immer froher Dinge, machte fleißig den Damen den Hof, und öffnete ſein Haus Jedem, der mit ihm fröhlich ſeyn wollte. Bei allem dem verſäumte er doch keine Volksverſammlung, wußte dem geringſten Bürger immer etwas Angenehmes und Schmeichelndes zu ſagen, grüßte ſie und nannte ſie Alle beim Namen, und bot ihnen ſeine Dienſte an. Von Pompejus glänzenden Siegen, die damals in Aller Munde

waren, ſchien er gar keine Kenntniß zu nehmen. Jetzt erſt bewarb er ſich um obrigkeitliche Stellen; er ward Quäſtor, und folgte dem Prätor Antiſtius nach Luſitanien. Zuvor aber benutzte er noch eine Gelegenheit, ſich dem Volke als einen der kräftigſten Beſchützer zu zeigen. Marius Wittwe ſtarb um dieſe Zeit. Sie hatte ihre letzten Jahre in tiefer Verborgenheit verlebt, denn noch galten die ſyllaniſchen Dekrete, welche Marius Namen und Gedächtniß bei Lebensſtrafe zu erwähnen verboten. Sie war Cäſar's Muhme, daher gab er ihr zum Jubel des Volkes ein prächtiges Leichenbegängniß, wobei er ihr eine ſchöne Gedächtnißrede hielt, und gegen das Verbot ihr und des Marius Bildniß aufſtellen ließ. — In Luſitanien betrieb er als Quäſtor die Geſchäfte mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit, und alle Städte waren mit ſeiner Rechtspflege zufrieden. Er reiſete gewöhnlich in einem Wagen, von zwei Schreibern, denen er unterwegs diktirte, begleitet. Das Kleine, wie das Große, verrichtete er recht und mit ganzer Seele, und hätte er das gewöhnlichſte Handwerk getrieben, er hätte ſich auch darin ausgezeichnet. Das iſt der Charakter des großen Mannes. — Einen merkwürdigen Zug haben uns hier von ſeinen Reiſen ſeine Begleiter aufbewahrt. Als er einſt nach Gades, jetzt Cadiz, kam, wo ein Herkulestempel ſtand, mit den Bildſäulen berühmter Männer geſchmückt, ging er hinein, blieb mit ungewöhnlicher Rührung vor Alexander's Standbilde ſtehen, und ſagte dann traurig zu ſeinen Begleitern: „Dieſer hatte in meinem Alter ſchon die Welt erobert, und ich habe noch Nichts gethan!" — Nach Ablauf des Jahrs eilte er nach Rom zurück, und nahm nun zum erſten Mal ſeinen Sitz unter den Senatoren ein. Seine Freigebigkeit gegen die Bürger war unbegränzt, und an Verſchwendung gab er dem Catilina Nichts nach. Als er nun gar Aedil ward, ſo überraſchte er das Volk durch Spiele, wie man ſie in Rom noch nie geſehen hatte. Er ließ 320 Paar Fechter auftreten, das ganze Amphitheater mit Silber belegen, und die Kämpfer traten in ſilbernen Rüſtungen auf. Das Amt des Oberprieſters war erledigt. Zwei alte, achtungswürdige Männer hatten ſich bereits gemeldet, und Cäſar war erſt 36 Jahre alt; allein das Volk wählte, und er traute dem Volke. Der Wahltag erſchien, er warf den Kandidatenmantel um, und ging, ſeine treffliche Mutter begleitete ihn zweifelnd und weinend, bis vor die Hausthür. „Mutter," ſagte er, ſie umarmend, „entweder Du ſiehſt mich als Oberprieſter, oder als Verbannten wieder!" Er ging den entſcheidenden Gang, doch voll Vertrauens. Das Volk ließ ihn nicht ſinken, und er kehrte als Oberprieſter in ſeiner Mutter Arme zurück, zum Erſtaunen und Zittern des ganzen Senats. Mit gleichem Glücke erhielt er bald darauf auch zur Prätur die meiſten Stimmen. Es war in demſelben Jahr, als Cicero Konſul war. Ueberall unternehmend und thätig, ſetzte er auch hier den Senat oft in Schrecken. Nach Ablauf des Jahrs ſuchte er eine Statthalterſchaft nach, und erhielt Spanien zur Provinz. — Aber ſein ungeheurer Aufwand hatte ihn ſo in Schulden geſtürzt, daß ihn ſeine Gläubiger nicht fortlaſſen wollten. Er ſelber ſagte ein Mal lachend zu ſeinem Tiſchgenoſſen: „Fünfzehn Millionen ungefähr brauche ich, um ſagen zu können, ich habe Nichts!" Indeſſen wußte er den reichen Craſſus zu bereden, daß dieſer für ihn gutſagte. Cäſar reiſte ab, und bezahlte durch die Einnahme in dieſer Statthalterſchaft ſeine ungeheuren Schulden. — Auf ſeiner Reiſe nach Spanien kam er durch ein kleines ſchmutziges Städtchen in den Alpen. Seine Begleiter fragten: ob denn auch wohl unter den dürftigen Bewohnern dieſes Städtchens Neid und Rangſtreit herrſchen mögte? „Gewiß," antwortete Cäſar, „ich wenigſtens mögte lieber in dieſem Flecken der Erſte, als in Rom der Zweite ſeyn." — In Spanien zeigte er ſich zuerſt als Feld=

herr. Als er von da nach Rom zurückkehrte, betrug er ſich herriſcher; und die übrigen Großen Roms ſahen ſtaunend, mit welcher Gewalt Cäſar das Volk nach ſeinem Willen lenkte. Pompejus ſelbſt konnte ohne Cäſar Nichts durchſetzen. Selbſt Craſſus, der durch ſeine Bürgſchaft ihn gerettet von dem Ungeſtüm ſeiner Gläubiger, der faſt alle Bürger durch ausgeliehenes Geld ſich verpflichtet hatte, ſah den Cäſar als Herrn gebieten. Beide mußten ſich daher, wollten ſie nicht von der Höhe ihres Anſehens geſtürzt werden, an Cäſar ſchließen. Dies geſchah, und ohne das Volk, oder den Senat weiter zu fragen, theilten dieſe drei Männer nach Belieben die römiſchen Provinzen unter ſich. Cäſar ging nach Gallien, gewann ſich hier die Liebe eines geübten Heers, und durch neue Eroberungen allgemeinen Kriegsruhm. Die Römer beſaßen erſt wenige Diſtrikte in Gallien; aber in 9 Jahren eroberte Cäſar das ganze Land; er war der erſte Römer, der über den Rhein nach Deutſchland ging; der erſte Römer, der nach Britannien überſchiffte. Während er aber in Gallien, fern von Rom, bloß mit ſeinen Kriegen und Eroberungen beſchäftigt ſchien, vernachläſſigte er keinesweges den Zuſtand der Dinge in der Hauptſtadt. Er hatte dort in ſeinen Freunden treue Geſchäftsführer, und lag, wie ein ſchlauer Feind, im Hinterhalte bereit, zu jeder Zeit mit gerüſteter Macht hervorzutreten. — Pompejus hatte unterdeſſen durch ſein Schleichen und Zaudern dem Senate Freiheiten abgenöthigt, die man bisher noch keinem Andern bewilligt hatte; er blieb in Rom, obgleich er Statthalter in Spanien war, und ließ ſeine Provinz durch Abgeſandte verwalten. Cäſar verlangte vom Senate gleiche Rechte; dagegen ſprach Pompejus mit Heftigkeit, brachte den Senat auf ſeine Seite, und Cäſar ward für einen Feind des Vaterlandes erklärt, wenn er nicht ſogleich die Waffen nieder legte, ſein Heer abdankte, und nach Rom käme. Dieſer Beſchluß empörte durch ſeine Ungerechtigkeit, und Cäſar rüſtete ſich, um mit ſeinen treuen Soldaten gegen Rom anzurücken, während Pompejus in Unthätigkeit blieb. Man fragte ihn, womit er den Cäſar aufhalten wolle? Er antwortete ſtolz: „Ich darf nur mit dem Fuße auf den Boden ſtampfen, um ganz Italien für mich zu bewaffnen!“ Im Grunde aber glaubte der Kurzſichtige, daß Cäſar mit ſeiner geringen Macht es nicht wagen würde, gegen Rom zu rücken. Doch Cäſar drang in Italien ein, eroberte Stadt auf Stadt, gewann Aller Zutrauen durch ſeine Milde, während Pompejus — nicht bloß aus Rom, ſondern ſelbſt aus Italien nach Griechenland hinüber floh. Nun ging Cäſar nach Rom, und der Schatz der Republik ſetzte ihn in den Stand, in ganz Italien Truppen zu werben; alsdann marſchirte er nach Spanien, wo Pompejus treffliche Heere und Feldherren hatte. Hier ſchien anfangs Cäſarn das Glück nicht ganz günſtig zu ſeyn, indem er durch eine fürchterliche Ueberſchwemmung zweier Flüſſe, zwiſchen denen er ſich gelagert hatte, ſo eingeſchloſſen, und durch den Mangel an Lebensmitteln in ſolche Verlegenheit geſetzt wurde, daß ſeine Armee in Gefahr war, Hungers zu ſterben. Dadurch bekam die Partei des Pompejus neuen Muth; auch wurde ſie durch den Beitritt ſolcher Männer, die bisher zweifelhaft geweſen waren, wie z. B. des Cicero, anſehnlich verſtärkt. Die Freude dauerte indeſſen nicht lange; Cäſar rettete ſich aus ſeiner üblen Lage, und nöthigte die Feldherren des Pompejus bloß durch die Ueberlegenheit ſeiner militäriſchen Talente, ohne eine förmliche Schlacht mit ihnen zu wagen, ſich zu unterwerfen, und das ganze Spanien ihm zu überlaſſen. Cäſar kehrte nun zurück, eroberte Marſeille, welches ſich für den Pompejus erklärt hatte, und ging dann nach Rom. Hier gewann er die Liebe des Volks und der Patrizier, und wurde auf das nächſtfolgende Jahr zum Konſul gewählt.

Darauf begab er ſich nach Brunduſium, um von da nach den Morgenländern zu gehen, wo Pompejus eine Armee zuſammen gezogen hatte, welche der Größe der beabſichtigten Unternehmung angemeſſen war. Cäſar ſtieg mit 5 Legionen in Epirus ans Land, bemächtigte ſich der Städte Oriçum und Apollonia an der Gränze von Macedonien, und eröffnete ſich dadurch einen Weg nach Dyrrachium, wo Pompejus alle ſeine Vorräthe hatte. Beide Heere lagerten ſich einander gegenüber, und nur ein Fluß trennte ſie. Cäſar mußte noch ziemlich lange warten, ehe ſeine Truppen alle zuſammen waren, und befand ſich deswegen in nicht geringer Unruhe. Endlich kamen Marcus Antonius und Calenus mit der gewünſchten Verſtärkung an, und Cäſar vereinigte ſich ſogleich mit denſelben. Nun bot er dem Pompejus eine Hauptſchlacht an, die dieſer aber ſorgfältig vermied. Er zog ſich darauf näher nach Dyrrachium hin; Pompejus folgte ihm nach, und ſchlug ein Lager an der Seeküſte auf. Hier kam Cäſar auf den Gedanken, den Pompejus in ſeinem Lager einzuſchließen, und ihn zu belagern; allein Cäſar wurde in die Flucht geſchlagen, und mußte ſich nach Apollonia zurückziehen. Dennoch verlor er den Muth nicht; er ermunterte ſeine niedergeſchlagene Armee wieder, und eroberte verſchiedene Städte in Theſſalien. Pompejus folgte ihm, und kam mit ſeinem Heere bei der Stadt Pharſalia an. Er war gar nicht Willens, dem Cäſar eine neue Schlacht zu liefern; aber ſeine Unterfeldherren zwangen ihn durch ihre allgemeine Einſtimmung im Kriegsrathe, den Befehl zur Schlacht zu geben. Cäſar freute ſich über den Entſchluß des Pompejus, obgleich das Heer des Letztern mehr als noch einmal ſo ſtark war, als das ſeinige. Die Schlacht war blutig, und das Ende derſelben entſchied ſich ganz für Cäſarn, der auch das ganze feindliche Lager eroberte. Von der Armee des Pompejus blieben 15.000 (nach Andern 25.000) auf dem Wahlplatze, und 24.000 Mann wurden gefangen genommen. Cäſar bewies ſich gegen die Ueberwundenen ſehr gütig, und ſetzte alle römiſchen Bürger ſogleich in Freiheit. Pompejus ſelbſt war verkleidet aus der Schlacht entflohen; ſeine Flotten waren auf dem Meere Meiſter, und er konnte leicht ein neues Heer auf die Beine bringen. Alle dieſe Betrachtungen bewogen den Cäſar, ſich nur zwei Tage in Pharſalia aufzuhalten, und dann an der Spitze ſeiner Reuterei den Pompejus zu verfolgen. Als er am Helleſpont ankam, ſetzte er mit einer kleinen Anzahl von Ruderſchiffen nach Aſien über, wohin Pompejus ſeinen Weg genommen hatte. Unterwegs begegnete ihm L. Caſſius mit einer Flotte des Pompejus, die aus 70 Schiffen beſtand. Cäſar war ſo kühn, den Caſſius ſogleich zur Uebergabe aufzufodern, und dieſer, erſtaunt über Cäſar's Unerſchrokkenheit und Glück, unterwarf ſich ohne weiteres Bedenken. Von Aſien aus nahm er ſeinen Weg nach Aegypten, um zu verhindern, daß nicht Pompejus dieſes mächtige Reich für ſich in Beſitz nehmen, und von da aus den Krieg weiter fortſetzen möchte. Als Cäſar in Aegypten ankam, erhielt er auch ſchon die Nachricht von der Ermordung des Pompejus. Er vergoß darüber bittre Thränen, die ſeinem Herzen Ehre machten, ließ ſeinen Leichnam aufs Prächtigſte begraben, und deſſen Freunde, welche König Ptolemäus hatte gefangen nehmen laſſen, in Freiheit ſetzen. Da er ſie überdies noch mit Wohlthaten überhäufte, ſo gingen ſie aus Dankbarkeit insgeſammt zu ſeiner Partei über. Cäſar mußte wegen widriger Winde ſich einige Zeit zu Alexandrien aufhalten, und dieſe Zeit wandte er dazu an, den Streit zwiſchen dem jungen Ptolemäus und ſeiner Schweſter Kleopatra zu entſcheiden. Sobald der Tod des Pompejus in Rom bekannt geworden war, wetteiferten der Senat und das Volk, wer dem Sieger die meiſte Ehre erzeigen würde. Man ernannte ihn auf fünf Jahre zum Kon-

ſul, und auf ein Jahr zum Diktator, und zum erſten Volkstribun auf Lebenszeit. Cäſar kam aber jetzt nicht ſelbſt nach Rom, um ſeine neue Würde in Beſitz zu nehmen, ſondern ſchickte den M. Antonius dahin ab, um an ſeiner Statt die Regierung zu verwalten. Er ſelbſt begab ſich nach dem nördlichen Aſien, um den Pharnaces, den König des cimmeriſchen Boſporus, einen Sohn Mithridates des Großen, zu bekriegen, weil dieſer während der bürgerlichen Unruhen den Verſuch gemacht hatte, die Länder ſeines Vaters in Aſien wieder zu erobern. Unterwegs begnadigte er den König Dejotarus, der es mit Pompejus gehalten hatte. Cäſar beendigte dieſen Krieg ſo ſchnell, daß er die Nachricht davon an ſeine Freunde bloß mit den Worten meldete: veni, vidi, vici. Nun trat Cäſar ſeine Reiſe nach Italien und Rom an. Als er in Brundusium anlangte, kam ihm Cicero entgegen, in der Abſicht, Gnade von ihm zu erbitten. Sobald ihn Cäſar erblickte, ging er auf ihn zu, und umarmte ihn aufs Zärtlichſte. Eben ſo gütig behandelte er Alle, die es mit dem Pompejus gehalten hatten, und erwarb ſich dadurch allgemeine Liebe. In Rom zog er ohne das geringſte Gepränge ein, und beſchäftigte ſich gleich anfangs damit, einige entſtandene Unruhen und Verwirrungen beizulegen. Dem äußern Schein nach wurde die bisherige Verfaſſung Roms nicht von ihm geändert, obgleich im Grunde Alles nach ſeinem Willen ging. Die Güter des Pompejus ließ er öffentlich verkaufen, und da Niemand weiter darauf zu bieten wagte, ſo erſtand ſie M. Antonius um einen ſehr geringen Preis, den er aber auch nicht einmal an Cäſarn bezahlte. Jetzt war eigentlich ſeine Diktatur zu Ende, er legte ſie aber doch nicht nieder, ſondern ließ ſich aufs Neue zum Konſul wählen. Nachdem er ſeine Angelegenheiten in Italien in Ordnung gebracht hatte, dachte er darauf, den Krieg in Afrika zu führen, wo die Partei des Pompejus noch ſehr mächtig war, und von berühmten Feldherren, beſonders dem Cato, angeführt wurde. Während der Zurüſtungen zu dieſem Kriege erhielt er die unangenehme Nachricht, daß die zehnte Legion, die er vor andern immer durch beſondere Zuneigung ausgezeichnet hatte, ſich empört habe. Er ſchickte den Crispus Salluſtius an ſie ab, um ſie zu beſänftigen; aber vergebens. Die Aufrührer marſchirten gerade auf Rom los, und verlangten, ſelbſt mit Cäſarn zu ſprechen. Dieſer ſchickte ihnen die Antwort, daß ſie in die Stadt kommen, und auf dem Marsfelde ſich verſammeln könnten, aber vorher die Waffen, die Schwerter ausgenommen, niederlegen müßten. Als ſie in Rom angelangt waren, ging Cäſar zu ihnen, und befahl ihnen, ihre Klagen vorzubringen. Sie baten — durch die Gegenwart ihres Feldherrn ganz beſtürzt gemacht, daß er ihnen den Abſchied geben möchte. Dies war aber gar nicht ihr Ernſt, und um ſo größer war daher ihre Beſtürzung, als er ihr Verlangen ohne Anſtand bewilligte. Sie nahmen nun ihre Zuflucht zu den demüthigſten Bitten, ſie nicht ſo ſchimpflich zu verabſchieden, und aus der Reihe ſeiner Legionen zu verſtoßen. Cäſar blieb lange unbeweglich, aber endlich ließ er ſich doch rühren, und vergab ihnen. Er machte nun Regium zum Sammelplatz aller ſeiner Legionen, und begab ſich nach Sicilien, von wo er mit dem erſten günſtigen Winde nach Afrika ſegelte, und bei der Stadt Adrumetum landete. Die Pompejaniſche Partei vertheidigte ſich tapfer, und verſchiedene Male mußte Cäſar den Kürzern ziehen. Der Sieg bei Thapſus aber über Scipio Metellus entſchied den Ausgang des Krieges für Cäſarn. Dieſer zog darauf gegen Utica, wo Cato ſich aufhielt; und da dieſer ſtrenge Republikaner bei deſſen Annäherung ſich ſelbſt ums Leben brachte, unterwarf ſich die Stadt dem Sieger, der ſie ebenfalls ſchonend behandelte. Von hier ging Cäſar nach Mauritanien und Numidien, machte dieſe Königreiche zu römiſchen Provinzen, und trat dann ſeine Rückreiſe nach

Rom wieder an. Er ertheilte den Befehl, daß die Städte Karthago und Korinth wieder aufgebauet werden ſollten, welches auch in Einem Jahre geſchah, ſo wie ſie vor 100 Jahren in Einem Jahre waren zerſtört worden. In Rom wurde er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen; man verdoppelte die Anzahl ſeiner Liktoren, verlängerte ſeine Diktatur auf 100 Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Cenſors, erklärte ſeine Perſon für unverletzlich, und ſtellte ſeine Bildſäule neben der Statue des Jupiters im Kapitolio auf. Er erklärte darauf in einer Rede dem Volke, daß er die ihm übertragene Gewalt nur zum Beſten des Staats anwenden werde, und die Begnadigung, die er gleich darauf einem ſeiner größten Feinde, dem Claudius Marcellus, auf Fürbitte der Senatoren und insbeſondere des Cicero, widerfahren ließ, verſcheuchte vollends alle Furcht, die Einige bisher noch vor ihm gehabt hatten. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in Einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigſten, die man in Rom ſeither geſehen hatte. Er gab ſodann in Rom verſchiedene gute Geſetze, ſchaffte Mißbräuche ab, und ließ fremde Gelehrte nach Rom kommen, um die Wiſſenſchaften in Aufnahme zu bringen. Am Merkwürdigſten iſt die Verbeſſerung des Calenders, welche er jetzt vornahm. Während dieſer friedlichen Beſchäftigungen hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu ſammeln, und in Spanien ſo große Fortſchritte zu machen, daß Cäſar beſchloß, ſelbſt gegen ſie zu Felde zu gehen. Seine erſte Unternehmung in Spanien war die Belagerung von Corduba, wo die Beſatzung zwar ſich mit außerordentlicher Hartnäckigkeit vertheidigte, aber endlich ſich ergeben mußte. Cäſar eroberte noch einige andere Plätze, und nun kamen die beiden Hauptarmeen bei der Stadt Munda einander gegenüber zu ſtehen. Hier entſchied eine Hauptſchlacht Alles für Cäſar mit dem glücklichſten Erfolge; ſie koſtete den Feinden 30.000 Mann und ihre vornehmſten Befehlshaber. Der ältere Pompejus fand auf der Flucht ſeinen Tod, und Cäſar eroberte nun mit geringem Widerſtande eine Stadt Spaniens nach der andern, und kehrte nach einem ſiebenmonatlichen Feldzuge wider nach Rom zurück, wo er im Triumph einzog. Man überhäufte ihn hier mit neuen Ehrenbezeugungen, ungeachtet alle Bürger innerlich mit ſeinem Triumphe unzufrieden waren. Man ernannte ihn zum Diktator auf Lebenszeit, unterwarf alle Obrigkeiten ſeiner Gewalt, und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souverainität. Er fuhr indeſſen fort, ſich gnädig gegen ſeine Feinde zu betragen, und ließ ſogar die Bildſäule des Pompejus wieder aufrichten. Sein Freunde belohnte er mit Ehrenſtellen, und machte viele gemeine Soldaten, Ausländer und Söhne von Freigelaſſenen, zu Senatoren, ſo daß die Anzahl derſelben jetzt von 300 bis 900 ſtieg. Dieſe Herabwürdigung des Senats durch die Aufnahme ganz gemeiner Leute beleidigte die Römer; noch mehr aber der Stolz, mit dem er ſich gegen dieſen ſelbſtgeſchaffnen Senat betrug. Als er einſt auf einem goldnen Stuhle auf den Roſtris ſaß, überreichte ihm M. Antonius ein königliches Diadem; er aber ſchlug es aus, und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beifall. Am folgenden Morgen fand man ſeine Bildſäule mit Diademen geſchmückt. Die Volkstribunen ließen ſie herunter reißen, und die Urheber der Scene des vorhergehenden Tages ins Gefängniß werfen. Das Volk bezeigte laut ſeinen Beifall; aber Cäſar ſetzte die beiden Tribunen ab, und hielt eine öffentliche Rede, in welcher er die Tribunen mißhandelte, und das Volk verſpottete. Dies erbitterte das Volk, und gab den erſten Anlaß zu der bekannten Verſchwörung gegen ihn, deren Urheber C. Caſſius war. Cäſar ließ ſich von dieſer Gefahr ſo wenig träumen, daß er noch die weitausſehendſten Plane machte. Er wollte die Parther bekriegen,

dann über den Kaukaſus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern, und endlich ſo wieder nach Italien zurückkehren, und in Ruhe leben. Cäſar's Freunde ſprengten nun aus, daß nach den ſibylliniſchen Büchern die Parther nur durch einen König beſiegt werden könnten, und einer von ihnen, Aurelius Cotta, ſollte im Senate vorſchlagen, Cäſarn in Rückſicht Italiens bloß mit dem Namen Diktator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Verſammlung des Senats auf den fünfzehnten März feſtgeſetzt, und an eben dieſem Tage ſollte auch ſeine Ermordung geſchehen. Als er im Senat ankam, trug man ihm eine Bitte zu Gunſten des Bruders des Metellus Cimber vor, daß er denſelben aus ſeinem Exil zurück berufen möchte. Cäſar ſchlug die Bitte mit einigem Unwillen ab, worauf Cimber den Rock des Diktators faßte, und ihn von den Schultern herunter riß. Dies war das verabredete Zeichen. In eben dem Augenblick zuckte Servilius Casca, der hinter ihm ſtand, den Dolch auf ihn, und verwundete ihn am Halſe. Cäſar kehrte ſich um, und hatte kaum die Worte ausgeſprochen: „verfluchter Casca, was machſt du? als die Verſchwornen ihn von allen Seiten umringten, und mit ihren Dolchen auf ihn eindrangen. Cäſar vertheidigte ſich tapfer, aber als er ſich nach einem Orte zur Flucht umſah, und auch ſeinen geliebten Brutus mit dem Dolche in der Hand gewahrte: ſo bedeckte er unter dem ſchmerzhaften Ausrufe: „und auch du, mein Sohn Brutus!“ das Geſicht mit ſeinem Kleide, und ergab ſich in ſein Schickſal. Er ſank am Fußgeſtelle der Bildſäule des Pompejus, mit 23 Wunden bedeckt, nieder. So ſtarb dieſer außerordentliche Mann in einem Alter von 56 Jahren, den 15 März, 44 Jahre vor Chriſtus. Er iſt einer der größten Feldherren aller Zeiten, der in 50 Schlachten geſiegt, und mehr als 1.000 Städte erobert hatte. Das Volk und ſeine Freunde liebten ihn, und ſelbſt ſeine Feinde konnten ihm ihre Hochachtung und Bewunderung nicht verſagen. Unter Allen, die je nach der Alleinherrſchaft über Rom ſtrebten, war er unſtreitig der Würdigſte und Beſte, weil er ſie gewiß zum Vortheile ſeines Vaterlandes würde angewendet haben. M. Antonius las in einer Volksverſammlung das Teſtament des Cäſar's, worin er das römiſche Volk ſo väterlich bedacht hatte, vor; erbitterte aber daſſelbe noch mehr gegen Cäſar's Mörder, als er und Piſo den Leichnam Cäſar's mit vielem Gepränge herbeibringen ließen. Männer aus den berühmteſten Familien in Rom, die Aemter bekleideten, trugen ihn auf den Schultern. Auf dem Foro, den Roſtris gegenüber, war eine Bühne aufgerichtet, und auf derſelben ein kleiner Tempel von vergoldetem Holze, in welchem ein Bett von Elfenbein ſtand, das mit goldgeſtickten und purpurnen Vorhängen geſchmückt war. Auf dieſes Bett legte man den Leichnam, und hing daneben den Rock auf, den er bei ſeiner Ermordung getragen hatte. Der Eindruck dieſes Schauſpiels und noch mehr die Wirkung der Rede des Antonius, auf das Volk, war unbeſchreiblich. Der Pöbel ſchnaubte nichts als Rache. In der Wuth wurden die Stühle und Bänke der Obrigkeiten, die hier Gericht hielten, niedergeriſſen, und die Tiſche aus den nahgelegenen Buden weggenommen; man errichtete davon einen Scheiterhaufen, und verwandelte Cäſar's Leichnam nebſt dem Bette und Tempel in Aſche. Die alten Soldaten, die unter Cäſar gedient hatten, warfen alle von ihm erhaltenen Kriegsbelohnungen, und viele Weiber von Stande ihre Kleinodien, Schmuck, Kleider und Alles, was ſie Schätzbares an ſich hatten, in die Flammen. Ehrenvoll war Alles dieſes allerdings für Cäſar's Andenken, aber ſchrecklich in ſeinen Folgen war es für den Staat. — Auch als Schriftſteller iſt Cäſar ein ausgezeichneter Mann. Einige ſeiner Schriften ſind verloren gegangen, und unter dieſen bedauert man zwei Bücher de analogia und ſeine Briefe. Die noch vorhande-

nen echten Schriften ſind 1) De bello, quod cum Gallis gessit, commentariorum Lib. VII. Das achte Buch ſetzte Aulus Hirtius, ein vertrauter Freund Cäſar's, hinzu. 2) De bello civili Pompejano, Lib. III. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind von Clarke London 1712, Fol.), von Grävis (Leyden 1713), und von Oudendorp (Leiden 1737). Deutſche Ueberſetzungen haben wir von Wagner, auch von Meißner, nach deſſen Tode vollendet von J. C. L. Haken 1799 — 1812, nebſt dem Leben des C. J. Cäſar, in 4 B. kl. 8.

Cäſur. Einige Versrhythmen haben außer den kleinern Einſchnitten zwiſchen den einzelnen Versfüßen und Metris, wodurch der poetiſche Numerus gegliedert oder artikulirt wird, auch noch größere Einſchnitte in der Mitte. Dieſe größern Einſchnitte werden Cäſuren genannt, und rühren entweder vom Rhythmus oder von den Worten her, welche jenem angepaßt ſind. Die erſtern ſind rhythmiſche, die andern proſodiſche oder rhetoriſche Cäſuren, von welchen jene in die poetiſche Rhythmik, dieſe in die Proſodik gehören. Eine rhythmiſche Cäſur findet z. B. im Pentameter ſtatt, welcher dadurch in zwei gleiche Hälften getheilt wird, die gleichſam als größere Füße oder Metra anzuſehen ſind; und da mitten im Worte nicht wohl pauſirt werden kann, ſo erfodert es die Uebereinkunft des Wortfußes mit dem Versfuße, daß ſich mit dieſer Cäſur ein Wort endige, wenn auch nicht ein ganzer Satz, z. B.

Rings am entwölkten Azur | bildet ſich Roms Horizont.

Die Stelle dieſer rhythmiſchen Cäſur iſt unveränderlich, die der proſodiſchen oder rhetoriſchen hingegen veränderlich, weil dieſe letztere von dem logiſchen Satze abhängt, welcher in ſeinen kleinern und größern Abſchnitten, den Kommatis, Kolis, u. ſ. w. einen kleinern oder größern Ruhepunkt erheiſcht, der den poetiſchen Rhythmus in einem Verſe am wenigſten ſtört, wenn er mit den rhythmiſchen Abſchnitten zuſammentrifft. Denn beim Leſen des Verſes muß nicht nur das Metrum oder der poetiſche Takt, ſondern auch der Sinn berückſichtigt werden. Die proſodiſche Cäſur aber findet in allen Versarten (nicht bloß im Hexameter und Jambustrimeter, wie Hermann ſagt), und zwar in jeder Stelle des Verſes, zu Anfange, in der Mitte und am Ende deſſelben ſtatt. Sie iſt das, was Hermann eine Reihe nennt (arma vi | rumque ca | no. Vid. Epit. §. 57). Ob es aber gleich zur innigen Vereinigung der Worte mit dem poetiſchen Rhythmus gehört, daß die rhythmiſchen Abſchnitte mit den proſodiſchen (Wort- oder rhetoriſchen Pauſen) im worterfüllten Verſe übereinſtimmen, ſo leidet doch auch dieſe Regel, wegen der Schwierigkeit ihrer Beobachtung, nicht ſelten Ausnahmen. Außer den beiden genannten Cäſuren wird auch bisweilen die Zerſchneidung des Wortfußes durch den Versfuß Cäſur genannt, wodurch bewirkt wird, daß die einzelnen Wörter des Verſes nicht ſeine einzelnen Füße ausmachen, was zur innigen Verbindung der Materie des Verſes mit deſſen Form oder Rhythmus, oder zur Einheit der Theile zu einem Ganzen, und folglich auch zur größern Vollkommenheit eines Verſes erforderlich iſt; weßhalb ein Vers wie folgender:

Doctus | nobilis | atro | semper | rarior | ovo

nicht unter die guten zu rechnen iſt. Dieſe Cäſur kann man füglich die Wortcäſur oder podiſche nennen (ſ. Wolfs liter. Analekten H. 5. p. 305.), welche als Mittel zur Vereinigung des Wortfußes mit dem Versfuße, ob ſie gleich nicht wie jene beide trennt, ſondern vielmehr trennend vereinigt, mag ſie übrigens genannt werden wie ſie will, in der Proſodik, wohin ſie eigentlich gehört, ihre Würdigung findet. — In der Muſik kommt der Ausdruck: Cäſur ſeltner vor; in dieſer bedient man ſich ſtatt deſſelben lieber des deutſchen Wortes: Einſchnitt, worauf wir hier verweiſen.

Caen, die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Calvados eine große, ſchöngebaute Fabrik- und Handelsſtadt, am linken Ufer der niedern Orne, und auf der großen Straße von Paris nach Cherbourg. Auf der Orne können bei der Fluth Schiffe von mehr als 3000 Centnern bis zur Stadt kommen. Caen hat 4 öffentliche Plätze, 6 Thore, 4 Vorſtädte, 8000 Häuſer mit 36.000 Einwohnern, und iſt der Geburtsort der Dichter Malherbe († 1628) und Segrais († 1701), ſo wie des berühmten Literators Huet († 1721).

Caffa, auch Feodoſia genannt, eine Kreisſtadt im ruſſiſchen Gouvernement Taurien am ſchwarzen Meere, an der Küſte eines großen Buſens deſſelben gelegen. Ihrer Wichtigkeit wegen hieß ſie ehemals Kirym Stambuli, das krimmiſche Conſtantinopel. Sie verdankte die Blüthe ihres Handels vom Jahr 1250 bis 1474 den Genueſern, denen die Türken ſie damals wegnahmen. Im Frieden 1774 ward die Stadt dem krimmiſchen Chan abgetreten, der hier ſeine Reſidenz aufſchlug, ſie aber 1783 nebſt ſeinen übrigen Ländern an Rußland abtrat. Seitdem hat Dieſes zum Wiederemporkommen dieſer Stadt Vieles gethan. Es findet ſich hier ein ſchönes Muſäum von in der Umgegend gefundenen Denkmählern des Alterthums, Basreliefs, Vaſen, Torſos, Bildſäulen und griechiſchen Medaillen; ein ſchöner botaniſcher Garten, enthaltend alle in Rußland wild wachſende Kräuter. Auch iſt hier der Hauptſtapelplatz von der Krimm, der Nogai und für den levantiſchen Handel. Der Handel beſteht in türkiſchen Zeugen, ſüßen Weinen, Reis, Caffee, Wolle, Caviar, Tabak, u. ſ. w. Die Stadt hat 5.000 Einwohner, deren ſie 1774 noch 80.000 zählte.

Caffarelli, ſ. Majorano.

Caffeebaum. Der Caffee oder die Caffeebohnen ſind die Fruchtkerne eines Baumes, der 3 bis 4 Zoll im Stamm dick, 12 bis 18 Fuß hoch wird und nur in heißen Ländern, wo er wild wächſt, im Freien fortkommt. Die dünnen ſchlanken Zweige bilden eine pyramidaliſche Krone; die Blätter gleichen den Lorbeerblättern, die weißen Blüten den Jasminblumen und die Beeren den Kirſchen. Dieſe ſind anfangs grün, dann roth und völlig reif ſchwarzroth. Sie enthalten unter dem dünnen widrigſüßlichen, uneßbaren Fleiſche zwei harte Samenkerne, die bekannten Caffeebohnen, welche in der Beere mit den flachen Seiten aneinander liegen. Der Baum blüht jährlich 2 Mal und man findet faſt immer Blüthen, unreife und reife Früchte an demſelben. Das glückliche Arabien und Abyſſinien ſcheinen das Vaterland des Caffeebaums zu ſeyn. Im erſtern Lande gewinnt man noch jetzt den beſten Caffee, der unter dem Namen levantiſcher zu uns kommt. Die Europäer haben aber den Baum in Oſt- und Weſtindien in ſo ungeheurer Menge angepflanzt, daß von dorther bei Weitem der meiſte nach Europa kommt. Auch in den warmen Ländern Europen's wird der Anbau des Caffee's jetzt nicht ohne guten Erfolg betrieben, wenigſtens gaben die bei Cadix angepflanzten Caffeebäume ſchon 1821 gute reichliche Früchte. — Früher ſchon, als man die Caffeepflanzen kannte, machte man in Europa Gebrauch von Caffee. Schon 1652 war zu London ein Grieche, der ſich mit Zubereitung des Caffee's beſchäftigte. — In Frankreich ſchreibt man dem berühmten Reiſenden Thevenot, der im Jahr 1638 aus der Levante nach Frankreich zurückkam, die Bekanntmachung des Caffee's in dieſem Lande zu. Dies Getränk behagte ihm ſo ſehr, daß er ſich deſſen fortwährend bediente. Hierauf ſuchten einige Kaufleute in Marſeille, ſeit dem Jahre 1664, ihn noch bekannter zu machen, wahrſcheinlich, um durch die Einführung deſſelben ein Bedeutendes zu gewinnen; denn die Bohnen waren nur in Marſeille zu haben. Sie hätten aber wohl kaum ſobald ihren Zweck erreicht, wenn nicht ein vornehmer Türke die Pariſer Welt in

Aufruhr gebracht, und dieſes neumodiſche Getränk den Damen und Herren, welche die Neugierde zu ihm trieb, vorgeſetzt hätte. Es war der türkiſche Geſandte Solyman Aga, der im Jahr 1669 10 Monate hindurch die Augen und das Geſpräch von ganz Paris auf ſich zog. Er ließ dieſes fremde ſchwarze Getränk in porzellanenen Gefäßen auffetzen; gekleidete Sklaven reichten es den Damen, nebſt Servietten mit goldenen Franzen. Die Neuheit der Sache, der Reiz des Ausländiſchen, die Prunkſucht der Großen, die Seltenheit und Koſtbarkeit der Bohnen und der dazu nöthigen Gefäße, die nachahmende Eitelkeit, welche durch dieſen bis dahin unbekannten Genuß ſich einen auszeichnenden Glanz zu geben hoffte, alles Dieſes reizte einige Vornehmen zuerſt, auch bei ſich dieſe Seltenheit darzureichen. — Schon 3 Jahre nachher eröffnete ein Armenier eine Caffeebude zu Paris, und 4 Jahre ſpäter hatte ſich die Anzahl der Caffeeſchenker ſo vermehrt, daß man ſie in eine Zunft vereinigen zu müſſen glaubte. Man nannte ſie auch Limonadiers, weil ihnen ausſchließungsweiſe noch erlaubt war, Limonade zu verkaufen. — Die erſten Caffeehäuſer findet man 1554 in Conſtantinopel. In Wien trank man ſchon 1644 in Privathäuſern Caffee. Ein gewiſſer Colſchizki, der als Spion und Briefträger 1683 bei der Belagerung von Wien diente, erhielt zur Belohnung ſeiner Dienſte die Erlaubniß, ein öffentliches Caffeehaus in Wien zu errichten; dieſes ward noch im nämlichen Jahre eröffnet, und war das erſte Caffeehaus in Deutſchland.

Caffernländer. Sie liegen in Südafrika, zwiſchen Mozambik und dem Hottentottenlande. Das Klima iſt im Innern ſehr heiß, nach Süden und Weſten gemäßigt. Der Boden iſt, ungeachtet der großen Wüſten und unermeßlichen Wälder fruchtbar an Goldſand, Eiſen, Korallen, Ambra, Getreide, Hülſen-, Garten-, und Südfrüchten, Melonen, Elephanten, Nashörnern, Flußpferden, Löwen, Leoparden, Bären, Affen, Gazellen, Rindvieh, ſchönen Vögeln, Krokodillen, giftigen Schlangen, und weißen Ameiſen. Die Einwohner, Caffern (Gaur oder Geber, d. i. Ungläubige, Nichtmuhamedaner) ſind ſchwarz, aber keine Neger, ſondern, wenigſtens von männlicher Seite, arabiſchen Urſprungs, wohlgebildet, ſtark, gutmüthig, und haben, wie die Beetjuanas und Barrolus ſich in Staaten vereinigt. Sie treiben Ackerbau, Rindviehzucht, und verſtehen das Eiſen zu ſchmieden. Sie reden eine volltönende, weiche, wohlklingende Sprache. Ihre körperlichen Kräfte entwickeln ſie ſo wenig, daß ein kleiner magerer Hottentott mehr ausrichten und tragen kann, als ein Caffer mit ſeinem herrlichen Körper. Sie können nicht ſchwimmen, und verabſcheuen den Genuß der Fiſche und Schweine. Der Männer ſind weniger, als der Frauen; denn die letztern wurden von jeher in den häufigen Kriegen geſchont; daher Vielweiberei allgemeine Sitte iſt. Ihre Kleidung beſteht in künſtlich gegerbten Thierfellen, ihre Waffen in Haſſagayen und Knotenſtöcken; einige haben Schilde. Vergiftung der Waffen wird von allen verabſcheut. Sie verehren ein höchſtes Weſen, haben aber weder Tempel noch Altäre, noch heilige Haine und Zauberer. Zu ihren religiöſen Gebräuchen gehören: Einweihungen des Viehes, Wahrſagung, Beſchneidung der Jünglinge von 12 — 14 Jahren. Sie haben Mangel an Schriftzeichen jeder Art; aber Spuren von bildenden Künſten zeigen ſich im erſten Entſtehen. Sie ſind kriegeriſch und grauſam gegen ihre Feinde, dem Freunde treu ergeben, aber mißtrauiſch ſelbſt gegen die Ihrigen, daheim im Frieden träge und unbeſchäftigt. Sie lieben die Reinlichkeit und den Putz, und halten auf eheliche Treue. Sie ſind mäßig und haushälteriſch. Jeder Stamm wird von einem eigenen unabhängigen Oberhaupte regiert, deſſen Würde auf ſeine Nachkommen forterbt. Innere Kriege, nicht nur eines Stammes gegen den

andern, ſondern auch abtrünniger Feldherren gegen den König (1819 Gaika, mit dem Titel: Inkooſſi, das iſt Herr) störten von jeher die Ruhe dieſer Völker, und verhinderten ſie, an Bildung und Bevölkerung zuzunehmen. Die Einkünfte des Königs beſtehen in einer jährlichen Viehabgabe, einem Antheil der Ernte, in dem Bruſtſtück von jedem geſchlachteten Ochſen und den erlegten Elenantelopen, in den Elephantzähnen, Pantherhäuten und Kranichfedern. Mit den Portugieſen und den Coloniſten am Cap unterhalten ſie Tauſchhandel, beſonders mit Tabak und Vieh.

Cagliari (Paolo), ſ. Veroneſe (Paolo).

Cagliari, eine offene Stadt mit feſten Außenwerken, die Hauptſtadt von Sardinien, an dem von ihr benannten Buſen liegend; ſie beſteht aus 4 Theilen: dem alten feſten Schloſſe auf einer Höhe, der Marina auf dem Abhange dieſer Höhe, und den beiden Vorſtädten Stampace und Villanuova am Fuße der Höhe. Die Marina iſt der am beſten gebaute Theil der Stadt, mit alten verfallenen Werken umgeben, und nicht haltbar; das Schloß aber iſt ein ſehr haltbarer Punkt. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs mit dem Titel eines Primas von Sardinien und Corſika. Auch iſt hier eine Univerſität mit einer Bibliothek von 18000 Bänden, eine von dem deutſchen Baron von Prunner geſtiftete Geſellſchaft der Oekonomie, ein ſchönes Schauſpielhaus, guter Hafen, bedeutender Handel, und ſchöne Salzwerke. Die Stadt hat 35.000 Einwohner.

Caglioſtro (Alexander, Graf von), hieß eigentlich Giuſeppe Balſamo, geboren zu Palermo im Juni 1743, trat frühzeitig in den Orden der barmherzigen Brüder, legte ſich vorzüglich auf mediciniſche Wiſſenſchaften, womit er in der Folge ſo viel Aufſehen machte, zeigte zugleich großen Hang zu Ausſchweifungen, und beging verſchiedene Exceſſe, weßhalb er aus dem Orden verſtoßen wurde. Nach Palermo zurückgekehrt, täuſchte er die Leichtgläubigkeit durch Zauberkünſte und Schatzgraben, verſchmähte nicht, falſche Handſchriften nachzuahmen, und ſah ſich genöthigt, da ſeine Kunſtſtücke entdeckt wurden, nach Rom zu entfliehen, nachdem er in Calabrien die ſchöne Lorenza Feliciani, die Tochter eines Gürtlers, geheirathet hatte, die ihn bei ſeinen Betrügereien trefflich unterſtützte. Als Marcheſe Pellegrini und ſpäter als Graf Caglioſtro durchzog er mehrere Länder Europens, und erwarb durch die Galanterien ſeiner Frau und durch ſeine Gaunereien bedeutende Summen. Da ſeine Lebenstinktur und ſein Schönheitswaſſer nicht mehr wirkten, und die Reize ſeiner Frau verwelkten, trat er als Stifter einer neuen geheimen Sekte auf, ſpielte die Rolle eines Wunderthäters und Magiers, und durchſtreifte abermals Europa, in vielen Städten ungemeines Aufſehen erregend. Im J. 1785 hielt er ſich in Paris auf, wurde in die Halsbandgeſchichte verwickelt, anfangs in die Baſtille geſetzt, und dann aus Frankreich verwieſen. Er fand endlich in Rom ſeinen Lohn, wurde den 7. April 1791 zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, und ſtarb 1795 im Gefängniſſe zu St. Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenſtaate.

Cagots, eine unglückliche Menſchenart (wie die Cretinen im Walliſerlande) im ſüdlichen Frankreich, in der Nähe der Pyrenäen, von Ausſatz, Flechten, und Ungezieſer bedeckt, auf die gröbſten Nahrungsmittel beſchränkt, ohne Wohnung, ohne Kleidung, ohne Feuerung in der Winterkälte, nothdürftig mit ſchmutzigen Lumpen bedeckt, von hagerem gelbbleichem Geſicht, meiſtens verſtümmelt, an ihren Gliedern gelähmt, mit undeutlicher Sprache und großen Kröpfen, blödſinnig, und ſo verachtet, daß ſie mit den andern Landesbewohnern weder in einem Orte leben, noch andre Gemeinſchaft haben; auch tragen ſie als Erkennungszeichen eine Eierſchale auf ihren Kleidungen ꝛc. Ihr Name, den Scaliger von canis

gottus ableitet, iſt ebenfalls ein Beweis ihrer tiefen Verachtung. Auch in andern weſtlichen Provinzen Frankreichs giebt es dieſer Unglücklichen unter dem Namen Cahets, Coliberts, Caqueux. Ihr Urſprung iſt dunkel; einige leiten ſie von den nordiſchen Barbarn ab, die im 3ten und 4ten Jahrhunderte in das ſüdliche Europa einwanderten; nach Andern ſind ſie Nachkommen der Ausſätzigen aus den Zeiten der Kreuzzüge, die von andern Menſchen abgeſondert blieben, und eine eigene Gattung zu bilden anfingen. Nach genaueren Unterſuchungen ſind ſie mit allen Fähigkeiten begabt, um nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu werden.

Caille (Nikolaus Ludwig de la) wurde im Jahr 1713 zu Rumigny geboren. Sein Vater war Jägermeiſter bei der Herzogin von Vendôme. Der Sohn vollendete ſeine Bildung auf dem Kollegium Liſieux zu Paris. Seine Neigung für die Sternkunde brachte ihn in freundſchaftliche Verhältniſſe mit dem berühmten Caſſini, der ihm eine Wohnung auf der Sternwarte zu Paris verſchaffte. Indem er ſich der Rathſchläge eines ſolchen Meiſters erfreute, machte er ſich ſchnell einen Namen unter den Aſtronomen. Er theilte mit dem Herrn von Thuri die Arbeit der Mittagslinie oder der Projection des Meridians, der über die Sternwarte gehet, und das ganze Königreich durchſtreichet. Als er 25 Jahre alt war, wurde er ohne ſein Wiſſen zum Profeſſor der Mathematik am Collegium Mazarin ernannt. Die Arbeiten ſeines Berufs entfremdeten ihn keinesweges der Aſtronomie. Dieſe Wiſſenſchaft, zu der ihn eine unüberwindliche Neigung hinzog, ward für ihn eine Pflicht, als er im Jahr 1741 in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde. Die meiſten gelehrten Geſellſchaften, welche damals in Europa blühten, erwieſen ihm dieſelbe Ehre. Da ihn immer mehr und mehr die Sehnſucht belebte, ſich eine genaue Kenntniß des Himmels zu erwerben, ſo unternahm er im Jahr 1750 eine Reiſe nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, in der Abſicht, den geſtirnten Himmel des Südens, welcher auf unſerm Horizonte nicht ſichtbar iſt, aufmerkſam zu beobachten. In einem Zeitraume von 2 Jahren hatte er, ſeiner Behauptung nach, 9.800 bis dahin unbekannte Sterne beobachtet. Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, gab er viele Schriften heraus über die Erſcheinungen der Kometen und über andere Gegenſtände der Geſchichte des Himmels. Er ließ eben das Verzeichniß der Sterne und die Beobachtungen, worauf daſſelbe fußt, drucken, als ein bösartiges Fieber ihn im Jahr 1762 hinraffte. Die Eigenſchaften ſeiner Seele ehren ſein Andenken, eben ſo ſehr, als die Kenntniſſe ſeines Geiſtes. Kalt und verſchloſſen bei denen, die er nicht kannte, war er ſanft, einfach, und fröhlich mit ſeinen Freunden. Nicht Eigennutz, nicht Ehrgeiz beherrſchte ſeine Seele; er beſaß die Kunſt, ſich mit Wenigem zu begnügen. Seine Biederkeit war ſeine Ehre, die Wiſſenſchaften ſeine Wonne, und die Freundſchaft ſeine Erholung. Er hat Vieles geſchrieben, und alle ſeine Schriften zeichnen ſich durch eine Genauigkeit und Richtigkeit aus, welche für die abſtrackten Wiſſenſchaften das erſte Erfoderniß ſind. Seine vorzüglichſten Schriften ſind 1) mehrere Abhandlungen, womit er die Sammlung der Akademie der Wiſſenſchaften bereichert hat; 2) die Fortſetzung der Ephemeriden von Desplaces; 3) eine Abhandlung von der Schifffahrt; 4) das Tagebuch der Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Caimakan. Dies iſt der Name dreier der vornehmſten türkiſchen Hofbedienten, von welchen der eine unter dem Großvezier dem Polizeiweſen vorſteht; der andere ihn begleitet, wenn er auf Reiſen geht; der dritte beim Sultan ſich befindet, wenn der Großvezier abweſend, todt oder abgeſetzt iſt.

Cairo, die Hauptſtadt von Aegypten, nicht weit vom öſtlichen Ufer des Nil, in einer ſandigen Ebene. Dieſe größte Stadt in Afrika beſteht aus 4 ziemlich weit von einander entfernten Theilen. Sie hat ohne Gärten und

Pflanzungen $3\frac{1}{2}$ Stunden im Umfange, 31 Thore, 51 Brücken, 24.000 unregelmäßige, ungepflaſterte Gaſſen, die bei Nacht am Ende der Quartiere verſchloſſen werden, um Unordnungen zu verhüten; größtentheils von Ziegelſteinen erbaute Häuſer mit platten Dächern, und 300.000 Einwohner, Araber oder Muhamedaner, koptiſche Chriſten, Mameluken, Griechen, Syrier, Armenier, Maroniten, Europäer, Juden ꝛc. Merkwürdig ſind: das Kaſtell auf der Oſtſeite der Stadt auf einem felſigen Hügel, in dem der türkiſche Paſcha reſidirt, aus 4 Quartieren beſtehend, mit der Münze, dem 276 Fuß tief in den Felſen gearbeiten Joſephsbrunnen, dem Joſephspallaſt, 70 öffentliche Bäder, 300 Moſcheen, 2 griechiſche, 12 koptiſche und 1 armeniſche Kirche, verſchiedene Klöſter, und 9 öffentliche Plätze. Es wohnen hier der koptiſche Patriarch und der griechiſche von Alexandria. Auch iſt hier eine muhamedaniſche hohe Schule. Die Fabriken liefern Seidewaaren, Kamelott, ſchöne und koſtbare Tapeten ꝛc. Der Handel iſt ſehr wichtig, da hier der Mittelpunkt alles Verkehres zwiſchen Europa, dem mittelländiſchen Meere, Aſien und Nordafrika iſt. In der Nähe iſt eine Waſſerleitung von 317 Schwibbogen. Der Nil tritt bei ſeiner Ueberſchwemmung in viele Plätze der Stadt, beſonders in die Vorſtadt Neucairo; bei der Vertrocknung des Waſſers wird die Luft ſehr ungeſund, und der Staub wird in den dürren Monaten für die Augen ſo ſchädlich, daß die Zahl der Blinden auf viele Tauſende ſteigt. Bei dem großen Erdbeben, das 1754 Conſtantinopel verwüſtete, verlor ſie faſt 4000 Häuſer, und 2 heftige Feuersbrünſte vermehrten 1755 dieſen Schaden. 1798 wurde ſie von Napoleon erobert.

Cajus auch Gajus, ein berühmter römiſcher Rechtsgelehrter, der zu Ende des 2ten Jahrh. blühte, und mehrere Schriften hinterließ, unter denen beſonders die Inſtitutionen wichtig geworden, die man noch jetzt als die einzige, einigermaßen vollſtändige und ſyſtematiſch geordnete Quelle der ältern Rechtswiſſenſchaft der Römer ſchätzt. Das Manuſkript davon entdeckte 1816 Niebuhr in der Bibliothek des Domkapitels zu Verona. Durch die vereinigten Bemühungen von Imm. Becker, Göſchen, Bethmann, Holweg iſt der größte Theil des Buchs in Zuſammenhang gebracht, und bis auf einige unleſerliche Stellen hergeſtellt worden.

Calabrien, im Alterthume Meſſapien, Japygien und Salentina genannt, eine Landſchaft im untern Theile von Italien, die ſich vom tarentiniſchen bis zum japygiſchen Meerbuſen erſtreckte, und vom adriatiſchen und ioniſchen Meere umgeben war. Calabrien iſt ein ſchönes Land, und von großer Feuchtigkeit; in früherer Zeit war es ſehr bewohnt, und hatte, nach Strabo, 13 anſehnliche und blühende Städte in ſeinem Umfange, die aber ſpäter unter den Römern durch Kriegsverwüſtungen, außer Tarent und Brundiſium, zu kleinen Flecken umgewandelt wurden. — In neuerer Zeit iſt Calabrien eine von den 4 Hauptprov. des Königr. Neapel. Es hat 321 □M. im Umfange; die Bevölkerung beträgt ungefähr 750.000 S. Es iſt eingetheilt in das dieſſeitige oder nördliche und in das jenſeitige oder ſüdliche Calabrien. Dieſe Provinzen machen die ſüdlichſte Landzunge von Italien aus. Der Apennin durchzieht ſie in ihrer ganzen Länge, und endet mit dem Vorgebirge Spartivento; er iſt hier meiſt ſehr ſchön bewaldet, wie denn der berühmte Silawald allein über 10 □Meilen bedeckt. Unter einem glühenden Himmel und doch von unzähligen Quellen und Bächen herrlich bewäſſert, und auf dem Heerde eines unterirdiſchen Feuers gelegen, welches häufig, zuletzt 1783, in furchtbaren Erſchütterungen ausbricht, iſt dieſe Provinz zugleich die geſegnetſte und die verwildertſte des Reichs. Ihre Weine gehören zu den feurigſten, das Oel wird in großer Menge gewonnen; nirgend in Italien erreichen alle Südfrüchte eine ſolche Vollkommenheit, ſelbſt die Dattelpalme und die Aloe gedeihen im Freien; die Wälder liefern viel Wild und treffliches Schiffbauholz,

das Meer iſt überaus fiſchreich, und nur Unwiſſenheit und Trägheit verhindern bis jetzt, die vorhandenen Schätze des Mineralreichs zu benutzen. Die Calabreſen ſind noch faſt ganz rohe Kinder der Natur, daher aufbrauſend und heftig, aber auch gutmüthig und vertrauungsvoll; ſie gehen gern bewaffnet, dennoch iſt Meuchelmord hier ungleich ſeltener als in den übrigen Provinzen, dabei gelten ſie für die tapferſten der Neapolitaner. Von den Städten ſind zu merken: Coſenza, im nördlichen Theile, in einer herrlichen Ebene am Fuß des Sila-Waldes; ſie zählt zwar nur 8000 Einwohner, iſt aber durch den Handel, beſonders mit Seide, äußerſt lebhaft. Monteleone, auf einem Hügel in einer fruchtbaren Ebene, welche, wie die Stadt ſelbſt, durch Erdbeben 1783 furchtbar gelitten; ſie zählt an 7000 Einw. Pizzo am tuskiſchen Meere, mit etwa 5000 Einw., welche ſtarke Fiſcherei treiben. Auch ſie ward 1783 gänzlich vernichtet, führt aber jetzt den Titel der allergetreueſten Stadt, iſt auf ewige Zeiten von allen bürgerlichen Abgaben befreit, und erhält Salz unentgeldlich von der Regierung, weil die Einwohner den am 13ten Oktober 1815 hier gelandeten ehemaligen König Joachim Murat gefangen nahmen. In dem ſüdlichſten Theile der Provinz an der Meerenge von Sicilien, Meſſina gegenüber, liegt Reggio in einer herrlichen Ebene, mit mehr als 7000 betriebſamen Einw., welche vom Handel und von der Fiſcherei leben. Auch dieſe Stadt ward 1783 gänzlich verwüſtet. Hier lag das im Alterthum bedeutende, von den Chalcidenſern gegründete Rhegium.

Calais an der Meerenge, welche die Nordſee mit dem Aermelmeere verbindet, mit einem guten Hafen, welcher 130 große Handelsſchiffe faßt, aber nur für kleine Kriegsſchiffe bis 25 Kanonen tief genug iſt. Hier iſt eine tägliche Ueberfahrt nach Dover in England. Die Stadt iſt regelmäßig und ſtark befeſtigt durch einen Hauptwall mit 10 Bollwerken, eine Enveloppe, breite naſſe Graben, und eine Citadelle von 4 Bollwerken an der Weſtſeite. Eine Viertelmeile ſüdweſtlich iſt die 1680 angelegte ſtarke Veſte (Fort) Nieulet, ein längliches Viereck mit zwei halben Monden, mitten im Waſſer. Nördlich davon liegen noch zwei Werke, von denen ſich die Veſte Lapin auszeichnet. An der Nordſeite der Stadt und am Hafen iſt die Veſte Risban, und auf beiden Seiten der Mündung des Hafens ſind die feſten Werke, Fort rouge und Fort vert genannt, das letztere mit einem Leuchtthurm. Die Stadt hat einigen Handel, und 8.000 Einwohner. Sehenswerth iſt die ſchöne im Hafen errichtete Denkſäule zur Verewigung der Rückkehr Ludwigs XVIII. Ihr gegenüber ſteht die in Erz abgebildete erſte Fußſtapfe des Königs bei ſeiner Landung am 4ten April 1814. Dieſe Stadt gehörte von 1347 bis 1558 den Engländern.

Calamiſter. So hieß das Friſir- oder Kräuſeleiſen der Alten, deſſen ſich vorzüglich das ſchöne Geſchlecht zu ſeinem Hauptputze bediente. Zwar ſtand es bei den Römern unter der Würde des Mannes, friſirtes Haar zu tragen, gleichwohl fehlte es mitunter nicht an ſüßen Herrchen mit gekräuſelten Haaren; auch waren friſirte Männer auf den Schauplätzen und in den Balleten nichts Ungewöhnliches. — Unter den Griechen gingen die Spartaner mit kunſtlos langen Haaren. Die Athener trugen das Haar auf den Wirbel des Kopfes aufgebunden, und beſteckt mit goldenen Heuſchrecken. Ueberhaupt war der Haarputz der Griechen ſehr ungekünſtelt; ſelten findet man an den Figuren, die uns von dieſem Volke geblieben ſind, die Haare in einem Lockengebäude. An einigen weiblichen Köpfen liegt das Haar flach über den Kopf, mit fein gezogenen geſchlängelten Furchen, und bei den Mädchen ſind ſie auf dem Wirbel zuſammengebunden, oder um ſich ſelbſt in einem Knauf vermittelſt einer Nadel herumgewickelt; bei Weibern liegt dieſer Knauf gegen das Hintertheil des Kopfes zu, und in dieſem Haarputze trat immer die Hauptperſon des weiblichen Geſchlechts in den griech. Tragödien auf. In dem glücklichen

Zeitalter des kriegeriſchen und ernſthaften Roms ging der Bürger gewöhnlich mit beſchornem und unbedecktem Haupte, wofern nicht Alter, Krankheit, Reiſen, Feldzüge u. ſ. w. den Kopf mit einem Hute zu bedecken hießen. Beim Verfall der republikaniſchen Verfaſſung aber artete man in Weiblichkeit und Modeſucht aus. Römiſche Männer vertauſchten jetzt die einfache Form ihrer helmartigen, filzenen Hüte mit einer Pyramiden ähnlichen Kopfbedeckung; ſie ließen das Haar ſtark wachſen, es mit dem Kräuſeleiſen ſtufenweiſe in Locken krümmen, auch wohl mit erborgtem Haare verſtärken; in ſolchem Haarputze erſchien Nero ſogar auf Reiſen. Auch wußte man ſchon in dieſem Zeitalter die natürliche Farbe des Haares zu verändern, und ſie mit der damals beliebten, dem Bernſtein ähnlichen, Farbe zu vertauſchen, ſo wie die grauen Haare des Alters vermittelſt eines Waſſers, worin grüne Nußſchalen geſotten waren, wieder zu ſchwärzen. Zu der Bernſteinfarbe verhalf der von Martial benannte Spuma caustica (ein Mineral). Der Kaiſer Commodus bediente ſich in dieſer Abſicht des edlen Goldſtaubs. In dieſer Periode war die Aufmerkſamkeit der Römerinnen auf ihren Haarputz ſo groß, daß man am Ende alle Koſtbarkeiten an Edelſteinen, Gold und Kleidungsſtücken bei weitem nicht ſo hoch anſchlug, als einen ſehr auffallenden Kopfputz, ſo, daß von nun an eine Römerin nach ihrer Friſur beurtheilt wurde. Darum hielten ſie ſich bloß für dieſen Theil der Toilette ihre beſondern Sklavinnen, deren Geſchicklichkeit mit der Fähigkeit, ſich nach allen Launen ihrer Damen zu richten, ſo wie mit ihrer Geduld, gleich groß ſeyn mußte. Juvenal ſchildert uns ein ſolches Putzmädchen, die arme Pſecas, die wegen einiger nicht errathenen oder verſäumten Kleinigkeiten an dem Haaraufſatze ihrer Gebieterin mit einem Ochſenziemer gezüchtigt wurde. Martial ſchildert uns ebenfalls ſolche eigenſinnige und auffahrende Damen, und Ovid giebt ihnen heilſame Vorſchriften gegen dieſe auffahrende Hitze, und ermahnt ſie, die armen Putzmädchen, wenn ſie in der kunſtreichen Anordnung einiger Härchen ein wenig ſollten gefehlt haben, nicht ſogleich im Geſichte zu zerkratzen oder ihre nakten Armen mit der Haarnadel zu verwunden.

Calas (Johann) Kaufmann zu Toulouſe, proteſtantiſchen Glaubens, wurde beſchuldigt, er habe am 13. Oktbr. 1761 ſeinen Sohn Markus Antonius erdroſſelt, weil dieſer die katholiſche Religion anzunehmen entſchloſſen war, oder ſich bereits heimlich zu derſelben bekannte. Der junge Mann, der mit einem ſchwermüthigen Geiſte einen gewaltſamen Charakter verband, hatte ſich wahrſcheinlich ſelber vernichtet; indeß, das Volk klagte nichts deſto weniger den Vater an, als den Urheber vom Tode des Sohnes. Vergebens berief ſich der Greis auf ſeine Liebe zu ſeinen Kindern, vergebens auf die Schwermuth ſeines Sohnes; vergebens führte er die Thatſache an, daß er einem andern bereits zum Katholicismus übergetretenen Sohne ſogar ein Jahrgeld gebe; vergebens zeigte er auf ſeine ſchwachen Arme, ſein hohes Alter; vergebens ſagte er, in dem Kampfe mit dem kraftvollen Jünglinge hätte er gewiß unterliegen müſſen; die Verübung einer ſolchen Gewaltthat an demſelben ſey eine reine Unmöglichkeit geweſen; die katholiſche Magd, die in ſeinem Hauſe war, würde ſich einem ſolchen Verbrechen mit aller Macht widerſetzt haben. Vergebens waren alle Gründe der Vernunft. Das Opfer mußte bluten. Er wurde, ohne daß irgend ein Augenzeuge des Verbrechens eine Ausſage gethan hatte, auf den trügeriſchen Schein des Verdachtes verurtheilt, und den 9te März im Jahre 1762 lebendig in Stücke zerriſſen. Calas ertrug ſeine Leiden mit heldenmüthiger Selbſtverläugnung. Er zürnte ſeinen Richtern nicht, und gab ihnen ſeinen Tod nicht ſchuld. Sie müſſen wohl, ſagte er, durch falſche Zeugen getäuſcht wor-

den ſeyn. Ich ſterbe unſchuldig; Jeſus Chriſtus, der die Unſchuld ſelber war, hat noch an einer weit grauſamern Marter ſterben wollen. — Ueber Johann Peter Calas, den jüngern Bruder des Antonius, wurde nur die Verbannung verhängt; Calas Gattin, ſeine Magd, ſamt dem Sohne eines Sachwalters von Toulouſe, Namens Cavaiſſe, welche verſicherten, ſie hätten den Angeklagten nicht verlaſſen, wurden von der Anklage freigeſprochen. Die Familie des Unglücklichen begab ſich nach Genf. Die Vorurtheilsfreien unter den Zeitgenoſſen des unglücklichen Calas theilten jedoch die Meinung, daß die Verurtheilung eines Greiſes von 68 Jahren, als habe er einen kräftigen 29jährigen Sohn, ohne die Unterſtützung von Seiten derer, welche damals zu ſeinen Hausgenoſſen gehörten, allein mit eigener Hand ums Leben gebracht, ein höchſt verwegenes Urtheil ſey. Jener Mann, der durch zahlreiche Schriften ſo verderblich auf die ſchwachen Köpfe wirkte, der aber auch die Sache des Verſtandes gegen Thorheit aller Art führte, der mit Muth und Witz den kirchlichen und politiſchen Aberglauben gleich blutig geißelte; mit dem in den Streit gegen Dummheit und Despotismus allemal ein Genius des Himmels und ein Satyr der Hölle zog, jener Mann von Ferney erndete jetzt ungetheilten Beyfall und den Segen der Menſchheit dadurch, daß er den Entſchluß faßte, das Andenken Calas zu vertheidigen, und die Sache des Unglücklichen vor dem Richterſtuhle der Welt zu führen. Er ſchilderte den Fanatismus mit den nur ihm eigenen Farben der Darſtellung. Calas Sache wurde zu einer Sache aller Nationen, die Mängel der franzöſiſchen Strafgeſetzgebung aufgedeckt, und die Tiefe des Abgrundes gezeigt, den keine Anzahl von Opfern auszufüllen im Stande war. Die allgemeine Aufmerkſamkeit ward aufgeregt, und auf Calas Unglück und deſſen Henker in Toulouſe hingelenkt. Die Wittwe und die Kinder Calas warfen ſich zu den Füßen des Thrones, und baten um eine Durchſicht ihres Prozeſſes. Fünfzig Richter prüften alle Umſtände, und erklärten den gerichteten Vater und deſſen ganze Familie für unſchuldig. Es war den 9. März 1765, als dieſer merkwürdige Spruch erlaſſen wurde. Ludwig XV. vergütete, in ſo weit es ihm möglich war, durch Freigebigkeit die Unglücksfälle der Familie. — Auch Vanini, der die ſchöne Hymne: Deo, in altrömiſcher Sprache gedichtet hat, ward vor demſelben Parlamente des Atheismus und der Zauberei angeklagt, und durch einen Urtheilsſpruch vom 9. Febr. 1619 zum Feuertode verdammt. — Calas Schickſale ſind von den Dichtern Chenier, Laya und Lemiere auf die Bühne gebracht, und von Malern und Kupferſtechern häufig zu Gegenſtänden ihrer Darſtellungen erkoren worden.

Calathus, das Körbchen, worin das griechiſche und römiſche Frauenzimmer ſeine weiblichen Arbeiten, ſein Garn, Wolle ꝛc. mit allem dazu Nöthigen aufbewahrte. Gewöhnlich waren dieſe Körbchen aus Binſen, Rohr, oder andern leichten Reiſern und Holze geflochten, und vorzüglich der Minerva, als der Erfinderin weiblicher Künſte geweihet. Daher denn auch Spindel und Korb den Dichtern berühmt ſind. Nach Plinius hatten die Calathi die Form einer ganz offenen Lilie, gerade ſo, wie die Körbe, welche an Minervens Feſte die Canephorä auf den Köpfen trugen. Noch bezeichnet Calathus einen in der Haushaltung der Römer gebräuchlichen Käſekorb und Milchtopf, der auch von Metall war.

Calcagnini (Cälius), von Ferrara. Sein Vater ſtammte aus einer angeſehenen Familie, und war apoſtoliſcher Notarius. Er wurde im Jahr 1479 geboren. Nur wenige Männer ſeines Zeitalters beſaßen ſo viel Gelehrſamkeit, als er. In ſeinen früheſten Jahren genoß er Unterricht von Petrus Pomponatius, und war Mitſchüler des berühmten Lilius Gregorius Gyraldi, mit welchem, ſo wie mit Peter Valerian, er ſein ganzes

Leben hindurch die vertrauteſte Freundſchaft unterhielt, die dadurch noch enger wurde, daß ſie einerlei Wiſſenſchaften trieben. In ſeiner Jugend wählte er Kriegsdienſte, und ſtand bei dem Heere des Kaiſers Maximilian. Nachher ging er in Dienſte des Papſtes Julius II., und wurde mehrmals in wichtigen Geſchäften gebraucht. Bei ſeiner Rückkunft nach Ferrara ſetzte er ſich in vorzügliche Gunſt bei der Familie Eſte, und wurde zum Begleiter des Cardinals Hippolytus auf der Reiſe nach Ungarn gewählt. Ums J. 1520 wurde er öffentlicher Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften auf der Univerſität zu Ferrara, eine Stelle, in welcher er ſich bis an ſeinen Tod im J. 1541 mit vielem Ruhme behauptete. Seine ſehr zahlreichen Schriften erſchienen in eben dieſem Jahre in einer zu Baſel gedruckten Sammlung. Sie umfaſſen beinahe das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften, Weltweisheit, Staatskunſt, Sittenlehre, Naturkunde. Indeſſen zeichnete er ſich mehr durch ſeine lateiniſchen Verſe, als durch ſeine Proſe aus, und kann ſich in jener Hinſicht mit den größten Meiſtern ſeiner Zeit meſſen. In einigen ſeiner Gedichte rühmt er mit vieler Wärme die Freigebigkeit Leo's X., der wahrſcheinlich ihn eben ſo wohl, als ſeine beiden gelehrten Freunde, bedachte. Bei einer Zuſammenkunft, die er mit Erasmus hatte, als dieſer in Ferrara zum Beſuche war, redete er dieſen großen Gelehrten in ſo zierlichem und fließendem Latein an, daß Erasmus nicht allein darüber erſtaunte, ſondern auch, wie er ſelbſt in ſeinem Epp. L. XXVIII. Ep. 25. geſteht, beinahe die Faſſung verlor, und ihm nichts zu antworten wußte. Einige Jahre nachher kam Calcagnini's Abhandlung de libero arbitrio, worin er der Lehre Luther's von der Vorherbeſtimmung widerſprach, im Auslande als Handſchrift in Umlauf. Als Erasmus fand, daß Calcagnini eben die Meinung hegte, die er ſelbſt darüber geäußert hatte, faßte er ein Schreiben an ihn ab, worin er dieſe Abhandlung ausnehmend lobte, und verſicherte, er würde ſie in Druck gegeben haben, wenn ſie nicht einige Stellen enthielte, wodurch er ſelbſt in Verlegenheit gerathen könnte, weil darin ſeiner, als eines Freundes von Luther's Unternehmung gedacht werde. Er nahm daher Gelegenheit, ſich gegen den Verdacht zu rechtfertigen, als ob er an dem Neuerungsweſen Antheil habe. Er beklagte ſich mit vielem Rechte, daß, indeſſen er mit beiden Parteien in Frieden zu leben ſuche, er von beiden geſteiniget werde, und fuhr gegen Theologen und Mönche heftig aus, die, wie er ſagt, ihn wegen des Eifers haßten, womit er die Gelehrſamkeit befördere, die ihnen mehr zuwider ſey, als Luther ſelbſt; dieſe Leute hätten ihn alſo behandelt, daß er, wenn er kein Herz wie Demant hätte, von ihnen allein würde angetrieben worden ſeyn, mit Luther gemeine Sache zu machen (Erasmi Epp. L. XX. Ep. 53.). In ſeiner Antwort an Erasmus greift Calcagnini Luthern und ſeine Lehre heftig an. Hierauf äußert er ſich über Erasmus, und benachrichtigt ihn, er werde von Denen, die ihn am Schonendſten beurtheilten, doch beſchuldigt, ein Zweizüngler zu ſeyn, der, ob er gleich allein das Feuer zu löſchen vermöchte, doch ſorglos da ſtehe, und Gottes Altäre in Rauch aufgehen ſehe. Indeſſen verſichert er, daß dies nicht ſeine Meinung ſey, und erklärt, daß er ſich von ſeiner Frömmigkeit und Redlichkeit überzeugt halte. Zum Beweiſe hiervon bittet er ihn, nicht allein jene Stelle, die ihn ängſtlich gemacht hatte, abzuändern, ſondern auch jeden Ausdruck zu mildern oder zu tilgen, von dem er Nachtheil für ſich beſorgen könnte (Calcagnini Ep. ad Erasm. in Erasm. Epp. L. XX. Ep. 54.). Indeſſen wußte hier Calcagnini einen ſehr ſtarken Vorwurf in das Gewand der Höflichkeit einzukleiden, und man darf ſich auch in der That nicht wundern, wenn die ſtrengen Anhänger der römiſchen Kirche es ſehr übel nahmen, daß einer ihrer geſchickteſten Verfechter am Tage der Schlacht nicht gegen den Feind ziehen wollte, und, wie Calcagnini ſchreibt, ruhig dem Keiler

zuſah, der den Weinberg des Herrn umwühlte. — Auch gab Calcagnini ſchon, ehe das copernikaniſche Syſtem 1443 in Druck erſchien, ein Werk heraus, worin er ſich bemühte, die Bewegung der Erde zu beweiſen. S. Tirab. Stor. della Lett. ital. VII. pag. 427.

Calcedonier auch Chalcedonier, der Name eines halbdurchſichtigen, neblichten, quarzartigen Halbedelſteins; ſeine Farbe iſt gewöhnlich weißgrau, doch giebt es auch einen bläulichgrauen, den Regenbogen-Calcedon, der, gegen das Licht gehalten, in ſchönem Farbenwechſel ſpielt, einen röthlichen, dem Carniol ſich nähernden, einen grünen, der ſehr ſelten iſt, und einen bräunlichen. Calcedoniſch iſt ein Kunſtausdruck, womit der Juwelier die beim Hin- und Herwenden eines Edelſteins hervortretenden weiße Flecken bezeichnet.

Calcination (Chemie) iſt die durch Einwirkung von langanhaltendem Glühfeuer hervorgebrachte Veränderung trockner Körper. Kalk wird dadurch zu ungelöſchtem Kalke, indem er ſeine Kohlenſäure verliert, und Wärmeſtoff aufnimmt. Unedle Metalle werden dadurch, vermittelſt Aufnahme von Sauerſtoff, zu Oxyden oder metalliſchen Kalken (weßhalb in dieſem Sinne Calcination und Oxydation gleichbedeutend iſt); Vegetabilien brennen zu Aſche. In den metallurgiſchen Hüttenarbeiten bezeichnet Calcination das Röſten der Erze, wodurch ſelbige von ihrem Waſſer oder andern flüchtigen Theilen befreiet, und zur vollſtändigen Gewinnung des Metalles vorbereitet werden.

Calcutta, eine Präſidentſchaft der engliſch-oſtindiſchen Geſellſchaft in Hindoſtan; ſie umfaßt einen Flächenraum von 10.100 □Meilen mit 32 Millionen Einwohnern, iſt im Norden und Oſten von Gebirgsketten umgeben, und hat im Süden eine Küſte voll Untiefen, und im Weſten ſtarke Feſtungen. Der Ganges, mit dem der Brumaputer und mehrere andere Flüſſe ſich vereinigen, befördert durch ſeine periodiſchen Ueberſchwemmungen die Fruchtbarkeit des Landes, das Reis, Weizen, Wein, Zucker, Indigo, Baumwolle, Opium, Obſt, Gummilak, Teakholz, Bambusrohr, Rindvieh, Schaafe, Wildpret, Tiger, Elephanten, Geflügel, Fiſche, Bienen, Seidenraupen, Salz, Salpeter, Borax, Diamanten, u. ſ. w. liefert. Außer den Hindus, die $^9/_{10}$ der Volksmenge ausmachen, leben hier Mongolen, Tuppos, Chineſen, Engländer, Franzoſen, Neger und Malayen; die meiſten Hindus ſind Anhänger des Brama. Der Kunſtfleiß iſt in Baumwollweberei und Färberei ausgezeichnet. Der Handel iſt in den Händen der oſtindiſchen Geſellſchaft, die allein an Baumwolle jährlich 50.000 und an Seide 10.000 Centner nach England ausführt. — Calcutta iſt die erſte Präſidentſchaft der Geſellſchaft, an deren Spitze der General-Gouverneur von Oſtindien und neben ihm der höchſte Rath, der erſte Juſtizhof und ein Admiralitätsgericht als obere Landesbehörden beſtehen. Der Hindus hat ſeine beſondern Gerichte. Die Kriegsmacht der Präſidentſchaft beſteht aus 8 Regimentern Seapoys Reiterei, 1 europäiſchen Regiment Infanterie, 30 Regimentern Seapoys-Infanterie, 1 Regiment Artillerie, 1 Corps Ingenieurs, zuſammen 50.000 Mann. Die Einkünfte beliefen ſich 1809 auf 88.348.122, und die Ausgaben auf 71.090.316 Gulden. Die Hauptſtadt gleiches Namens, und zugleich Hauptſtadt des ganzen engliſchen Oſtindiens, liegt in einer ungeſunden See- und Waldgegend, 7 Stunden im Umfange, am weſtlichen Arme des Ganges, auf dem Kriegsſchiffe von 74 Kanonen bis an die Stadt kommen können; auch reicht die Ebbe und Fluth der See noch weit höher den Fluß hinauf. Auf der Landſeite iſt die Stadt völlig offen; ſie hat aber zu ihrer Beſchützung das etwa eine engliſche Meile entfernte Fort William, ein regelmäßiges Viereck mit mehrern Außenwerken, das zur Vertheidigung einige 100 Kanonen nöthig hat, und den Fluß völlig beſtreicht. Die Straßen haben zum Theil Kanäle und Teiche. Der Einwohner ſind nach Valentia 500.000, nach

Le Gour de Flair über 1.000.000 Hindus; darunter Handelsleute aus allen Nationen Aſiens und außer Anhängern der indiſchen Religion auch Muhamedaner, armeniſche, katholiſche und proteſtantiſche Chriſten mit ihren Pagoden, Moſcheen und Kirchen. Nahe bei der zum halliſchen Miſſionsinſtitut gehörigen Kirche, an der 3 Miſſionare ſtehen, iſt eine öffentliche Bibliothek. Calcutta iſt der Sitz des engliſchen General-Gouverneurs, des oberſten Gerichtshofs und der erſten Präſidentſchaft oder Regierung der Engländer in Oſtindien. Es iſt hier ſeit 1800 eine Univerſität für das Studium der aſiat. Literatur zur Bildung geſchickter Beamten mit der aus zahlreichen und wichtigen Handſchriften beſtehenden Bibliothek des Tippo Saib; ein Collegium (das bis 1807 ſchon an 100 Bände in der morgenl. Literatur zu Tage gefördert, und Ueberſetzungen der Bibel für die Hindus, Chineſen, Cingaleſen oder Ceyloneſen, Malayen, ſyriſche und römiſche Chriſten, Perſer, Araber und Juden angefangen hatte), ein Gymnaſium (mit hindoſtaniſchen, engliſchen und perſiſchen Lehrern), Collegium für den Unterricht der Hindukinder, eine Geſellſchaft zur Beförderung der aſiatiſchen Geſchichte, der Alterthümer, der Künſte und Wiſſenſchaften mit einem Muſeum von aſiatiſchen Natur- und Kunſtmerkwürdigkeiten, eine Akademie für Muhamedaner, eine Geſellſchaft zur Beförderung der Freiſchulen, ein vortrefflicher botaniſcher Garten, eine Sternwarte, Buchdruckereien, viele Fabriken von Callicos, Muſſelin, gedruckter Leinwand, Teppichen, u. ſ. w., ſtarker Schiffbau und wichtiger Land- und Seehandel, der durch 3 Banken, 5 Aſſekuranzkompagnien, und, außer den engliſchen und indiſchen, durch 12 portugieſiſche, 15 armeniſche und 6 griechiſche Handelshäuſer befördert wird. Jährlich kommen über 2.000 Schiffe aus allen Erdtheilen an; der Zoll bringt über 20 Millionen Franken ein. Der Seehandel beträgt jährlich faſt 4 Millionen Pfund Sterling. Im Jahr 1811 berechnete man die Einfuhr auf 2.265.549, und die Ausfuhr auf 6.592.759 Pfund Sterling.

Caldara (Polidoro), von ſeinem Geburtsort im Mailändiſchen, de Caravaggio genannt, wurde 1494 geboren. Unter Leo X. kam er als Knabe nach Rom, und diente bei Erbauung der vatikaniſchen Loggie den Maurern als Handlanger, brachte es aber durch ſeinen Freund Maturino aus Florenz ſo weit, daß er in den Zimmern, wo er vorher als Gehülfe gedient hatte, mitarbeiten konnte. In der Folge malte er Vieles a Sgrafléo, grau in grau, und erwarb ſich die Achtung Raphaels, der ihn unter ſeine Schüler aufnahm. Zur Zufriedenheit ſeines Meiſters malte er nun in den Galerien des Vatikans. Bei der Plünderung von Rom 1527 ging er nach Neapel, und von da nach Meſſina, wo er den Auftrag erhielt, für die Ankunft des von ſeinen Siegen über die Tuneſer zurückkehrenden Kaiſers Carl V. die Triumphbogen zu malen. Hier vollendete Caravaggio auch ein Oelgemälde, welches Chriſtus mit dem Kreuze vorſtellt, eine Menge ſchöner Figuren enthält, und ſeine Fähigkeit, die größten Gegenſtände darzuſtellen, verräth. Beſonders ſtrebte er, ſeine Zeichnung nach dem Style der Alten zu verbeſſern, worin ihm denn auch nur Wenige gleich gekommen ſind. Correktheit ſeiner Figuren, Schönheit in der Gruppirung und Ordnung, Ungezwungenheit in den Stellungen, voller Ausdruck in ſeinen Köpfen zeichnen ſeine Arbeiten aus. Bezaubernd iſt ſein Helldunkel, worauf er auch den größten Fleiß verwendete. Unſtreitig iſt Caravaggio der vorzüglichſte und talentvollſte Schüler des Raphaels. Seine Landſchaften werden beſonders hoch geſchätzt. Er wollte nach Rom zurückkehren, um ſeine Talente in dieſer Stadt der Künſte noch weiter auszubilden; allein er wurde 1543 zu Meſſina von ſeinem Bedienten ermordet.

Calderon (Pedro de la Barca), von adlicher Familie, wurde im J. 1600 zu Madrid geboren. Schon vor ſeinem 14ten Jahre ſoll er ſein erſtes

Schauſpiel geſchrieben haben. Er beendigte früh die gewöhnlichen Univerſitätsſtudien, und ſchloß ſich dann an einige Gönner, die er unter den Großen am Hofe zu Madrid gefunden hatte Nicht zufrieden mit dieſem Eintritte in die große Welt, wurde er Soldat. Er machte einige Feldzüge in Italien und den Niederlanden mit. Unterdeſſen hatte ſich der Ruhm ſeines Talents zur dramatiſchen Poeſie verbreitet. Man verſprach ſich von ihm einen zweiten Lope de Vega, wo nicht noch mehr. Der König Philipp IV., der auf das Theater mehr, als einer ſeiner Vorgänger, verwandte, und ſelbſt einige Schauſpiele zu verfaſſen für gut fand, glaubte, in Calderon den Mann gefunden zu haben, den er ſuchte, um das Hoftheater in den höchſten Flor zu bringen. Er berief ihn im J. 1636 zu ſich, und ertheilte ihm bald darauf den St. Jago-Orden. Seit dieſer Zeit war Calderon an den Hof gefeſſelt; und ſein junger Monarch, deſſen größte Sorge neue Ergötzungen und Feſtlichkeiten waren, erhielt ihn in beſtändiger Thätigkeit. Keine Koſten wurden geſpart, um die Schauſpiele, durch welche Calderon zu den Freuden des Hofes das Seinige beitrug, mit allem Pomp aufzuführen. Dafür mußte er aber auch ſein Genie den Bedürfniſſen des Hofes anpaſſen. Auch wurde ſein Rath bei der Anordnung öffentlicher Feierlichkeiten, z. B. bei der Errichtung der Triumphbogen, benutzt, durch welche die Königin, Maria von Oeſterreich, ihren Einzug in Spanien halten ſollte. Im 52ten Jahre ſeines Alters trat Calderon in den geiſtlichen Stand, aber ohne ſich deßhalb ſeinen vorigen Funktionen ganz zu entziehen. Beſondern Fleiß wandte er ſeitdem auf ſeine Autos oder Frohnleichnamsſtücke, die in ganz Spanien den ältern Schauſpielen dieſer Art vorgezogen wurden. Bewundert von ſeiner Nation, und mit Pfründen, Penſionen und Ehrengeſchenken von ſeinem Könige reichlich verſorgt, erreichte er ein hohes Alter. Seine Schauſpiele gewannen in den Augen des Publikums allen älteren und gleichzeitigen den Preis ab. Er ſelbſt achtete in ſeinem Alter nur noch wenig auf ſeine weltlichen Arbeiten. Als ihn der Herzog von Veragua durch ein ſchmeichelhaftes Schreiben um ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schauſpiele erſuchte, weil die Buchhändler mehrere Stücke von andern Verfaſſern als Arbeiten Calderon's verkauften, ſo ſchickte er, der damals ſchon 80 Jahr alt war, dem Herzoge nur das Verzeichniß ſeiner Frohnleichnamsſtücke. Was ſeine weltlichen Comödien betreffe, ſchrieb er, ſo fühle er es allerdings als eine Beleidigung, daß man, außer ſeinen eigenen fehlerhaften Arbeiten, noch fremde unter ſeinem Namen in Umlauf gebracht, und daß man überdieß ſeine eigenen ſo entſtellt habe, daß er ſelbſt ſie nur noch den Titeln nach kenne. Er wolle alſo nur die Partei der Buchhändler nehmen, und mit ſeinen Comödien nicht mehr Umſtände machen, als die Buchhändler mit ihnen gemacht. Aber an den Autos ſei ihm um der Religion willen mehr gelegen. Calderon ſtarb im J. 1687, dem 87ten ſeines Alters. Sammlungen ſeiner Schauſpiele waren ſchon mehrere bei ſeinem Leben, unter andern eine von ſeinem Bruder Joſeph Calderon ſchon im J. 1640, aber keine von ihm ſelbſt veranſtaltet. Auch an der großen Ausgabe der ſämmtlichen Comödien Calderon's, die ſein Freund Juan Vera Taſſis y Villaroel im J. 1685 zu beſorgen anfing, hat der Dichter ſelbſt, der damals 85 J. alt war, ſchwerlich auch nur ſo viel indirekten Antheil genommen, als nöthig geweſen wäre, die Authenticität jeder Zeile zu beglaubigen. Die Feinheit, durch die er der ſpaniſchen Comödie, ohne ihre Natur zu verändern, die letzte Bildung gab, zeigt ſich in einigen ſeiner hiſtoriſchen oder ſo genannten heroiſchen Comödien als edle Größe. Sie zeigt ſich in ſeinen Intriguenſtücken als reinere Ausführung der allgemeinen Charakterformen, die nun ſchon einheimiſch auf dem ſpaniſchen Theater waren, und die Stelle der Individualität vertreten mußten. Mit dieſer innern Feinheit ſeiner Darſtellungen ſtimmt die faſt

unglaubliche Subtilität der Verwickelungen in ſeinen Intriguenſpielen über-ein; und die Eleganz ſeiner Sprache und Verſifikation vollendet die geiſtreiche Harmonie dieſer regellos ſcheinenden, und freilich nicht muſterhaften, aber doch ihrer eignen Regel getreuen Dichtungen. Andere Vorzüge, z. B. hinreißende Leichtigkeit und Raſchheit des Dialogs, hat Calderon nur mit den übrigen guten Schauſpieldichtern ſeiner Nation gemein. — In den Mantel- und Degenſtücken Calderon's iſt gewöhnlich die Intrigue ſo verwickelt, daß man, ohne wie ein Spanier in dieſer Geiſtesunterhaltung geübt zu ſeyn, mit aller Aufmerkſamkeit beim erſten Durchleſen kaum im Stande iſt, nur die Fäden feſt zu halten, die ſich in ſubtile Knoten ſo zuſammenſchlingen, daß die Hauptperſonen des Stücks aus einer unerwarteten Verlegenheit in die andere gerathen. Die Ueberraſchungen in dieſer Verwickelung zu häufen; eine Situation der Verlegenheit an die andere zu knüpfen; und das ſo geſpannte Intereſſe bis zu Ende des Stücks zu beſchäftigen, verſteht Calderon vorzüglich. Auf die Wirkung der Situationen ſcheint Calderon den Werth ſeiner Intriguenſtücke beſonders berechnet zu haben. Er konnte ſich hier um ſo mehr als Erfinder zeigen, je weniger Abwechſelung er in die Rollen brachte. Die Perſonen ſind unter verſchiedenen Namen in allen ſeinen Intriguenſtücken faſt ganz dieſelben. Ein Paar elegante Damen; ein Paar Liebhaber; ein Alter; ein Paar Kammermädchen; mehrere Bediente, und unter dieſen einer als Poſſenreißer, das ſind die ſtehenden Rollen, mit denen Calderon in ſeiner Sphäre der theatraliſchen Intrigue gewöhnlich ausreicht. Die Intrigue ſelbſt beruht pſychologiſch auf wilder Galanterie, in die ſich das moraliſche Intereſſe nicht miſchen darf, und auf einem Point d' Honneur, das unaufhörlich Raufereien veranlaßt. Bei der leiſeſten Veranlaſſung klirren die Degen; und wo die Leidenſchaft durchbricht, werden Dolche gezogen. Verwundungen und Ermordungen, doch dieſe ſeltener, als jene, erſcheinen da als romantiſche Nebenſachen. Unter den Leidenſchaften tobt vor allen übrigen die Eiferſucht. Für die Beleidigungen, die ſich ein gebildeter Geſchmack gefallen laſſen muß, wenn man Calderon's Intriguenſtücke lieſet, wird man ſo reichlich entſchädigt, daß die Kritik gar nicht der Wagſchale bedarf, um zu entſcheiden, ob der Fehler, oder der Schönheiten mehr ſind. In einigen dieſer Intriguenſtücke zeichnen ſich beſonders die Erzählungen aus, durch welche faſt jede ſpaniſche Comödie dieſer Art an ihre urſprüngliche Verwandtſchaft mit der Novelle erinnert. Zuweilen wird man mitten im Laufe der Intrigue durch ſchöne, wenn gleich nicht individuelle, Charakterzüge überraſcht. Die Feinheit des ſpaniſchen Point d'Honneur, das in allen dieſen Schauſpielen die Stelle der Moralität vertritt, zeigt ſich bei Calderon zuweilen von der glänzendſten Seite. Zuweilen wird er auch dem ſpaniſchen Grundſatze, in ſolchen Schauſpielen nie zu moraliſiren, mit allem Anſtande ungetreu. — Von ſehr verſchiedener Natur und von noch ungleicherem Werthe ſind die ſo genannten heroiſchen Comödien Calderon's. Einige unterſcheiden ſich von den Intriguenſtücken nur durch den Rang der handelnden Perſonen. Dahin gehört das bekannte Stück: Das laute Geheimniß, das man im Italieniſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen nachgeahmt hat. Andere Schauſpiele von ihm ſind romantiſche Schäferſpiele, z. B. das anmuthige Stück Echo und Narciß. Wieder andere ſind romantiſch-mythologiſche Feſtivitätsſtücke mit Verwandlungen und Opernpomp, z. B. Kein Zauber geht über die Liebe. Endlich gehören in dieſe Klaſſe die hiſtoriſchen Schauſpiele Calderon's, unter denen einige füglich Trauerſpiele heißen können. Dieſe hiſtoriſchen Schauſpiele ſind zum Theil das Schönſte und Größte, zum Theil das Unbedeutendſte, was er hervorgebracht hat. Alle aber ſind Spektakelſtücke, in denen bald Armeen vorbeideſiliren,

bald Schlachten geliefert, bald prächtige Gaſtmähler gegeben werden. Die Scene iſt jetzt ein Pallaſt, jetzt eine große Landſchaft, jetzt eine Felſenhöhle, jetzt ein Luſtgarten. Trompeten, Pauken, Kanonenſchläge ertönen bei jeder Veranlaſſung. — Einen hohen Vorzug vor dieſer Art von hiſtoriſchen Schauſpielen Calderon's behaupten ſchon diejenigen, in denen die Handlung ganz erdichtet und willkührlich in die Zeiten der griechiſchen Geſchichte verlegt iſt. Dahin gehört z. B. das Stück: Eine zärtliche Großmuth iſt der andern werth, eine vortreffliche Dichtung voll Zärtlichkeit und mythologiſcher Religioſität. Aber auch dieſes in ſeiner Art vielleicht einzige Schauſpiel muß dem chriſtlich-religiöſen Trauerſpiele weichen, zu welchem die Geſchichte von Portugal den Helden geliefert hat. In dieſem Trauerſpiele, Don Fernando, glänzt das ganze Genie Calderon's. Die ariſtoteliſchen Einheiten des Orts und der Zeit verſchwinden hier vor der Einheit einer heroiſchen Handlung, die Calderon, ohne den ſpaniſchen Nationalſtyl der heroiſchen Comödie zu verläugnen, im Geiſte des reinſten Pathos darſtellt. Die Scenen des Leidens und der Seelengröße des Prinzen; der Kampf zwiſchen der mahomedaniſchen Religioſität und der Dankbarkeit Muley's, der Alles vergebens verſucht, den Prinzen zu befreien; die romantiſche Schwärmerei eben dieſes Muley, der die Tochter des Königs liebt, die einem mauriſchen Prinzen zu Theil werden ſoll; und die noch zartere Schwärmerei dieſer Prinzeſſin, bilden ein ſo herrliches, vom Geiſte der wahren Poeſie durchdrungenes Ganzes, daß man in einer ſo kurzen Anzeige des Stücks, wie dieſe iſt, die mancherlei Fehler, die ſich nicht wegläugnen laſſen, nicht einmal nennen muß. Die Handlung ſcheint mit dem Tode des Prinzen zu endigen. Aber eine neue Armee rückt aus Portugal an, und der Geiſt des Prinzen, mit einer Fackel in der Hand, ſtellt ſich an ihre Spitze und führt ſie zum Siege. Der Eindruck, den dieſe Geiſtererſcheinung macht, vollendet das romantiſche Pathos der vorigen Scenen. Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen noch die lieblichen Schwärmereien, mit denen das Schauſpiel anfängt. Da malt Calderon ſeine Lieblingsbilder in der Vergleichung der Wellen mit Blumen aus. Bei einer ähnlichen Veranlaſſung wird nachher die Vergleichung der Sterne mit Blumen und der Blumen mit Sternen in zwei koncertirenden Sonetten ausgeführt. Der Heroismus des Don Fernando kündigt ſich ſchon beſtimmt in der erſten Rede an ſeine Kriegsgefährten an; und der Adel ſeiner Geſinnung wird noch ſichtbarer, als er dem gefangenen Muley die Freiheit ſchenkt. Nur mit wenigen Worten mögen denn auch die Frohnleichnamsſtücke angezeigt werden, in denen Calderon denſelben Weg, wie Perez de Montalvan, betrat, aber dem Montalvan weit vorauseilte. Einige dieſer Autos von Calderon, z. B. das Stück: Die Wunder des Kreuzes oder mit dem wörtlichen Titel: Die andächtige Verehrung des Kreuzes, ſind das Sinnreichſte und Größte, was je in dieſem Styl auf dem ſpaniſchen Theater geſehen worden. A. Wilh. von Schlegel und Gries haben unſere Literatur mit einigen Stücken Calderon's bereichert. Von jenem beſitzen wir 5 Stücke in 2 Bdn. (Berlin 1803 und 1806), von dieſem bis jetzt 10 Stücke in 5 Bänden (Berlin 1815 — 1822). Göthe und Schlegel haben das Verdienſt, Calderon auf die deutſche Bühne gebracht zu haben.

Caledoniſcher Canal, ſ. Canäle.

Calembour heißt im Franzöſiſchen eine Art von Bonmot, Impromptu u. ſ. w., in welchem mit Worten geſpielt, hauptſächlich aber der Name einer Perſon oder ſonſt eines Dinges in ſeinen Sylben ſo getrennt wird, daß ein ganz anderer Sinn heraus kommt. In der deutſchen Sprache kennt man die Calembour's wenig, weil dieſe Sprache, ihres Reichthums wegen, ſich wenig dazu eignet. In Frankreich ſind ſie häufiger, z. B. die Grabſchrift eines

Muſikers, der ſich zu Tode trank. Sie beſtand aus den 5 Noten La mi la mi la, woraus ſich ergiebt: l'ami la mis là (ſein Freund hat ihn hieher gebracht). Als General Savary unter Buonaparte Polizeiminiſter wurde, fragten die Pariſer: Comment va la police? und antworteten ſodann: Ça varie! (Savary) So ſo!

Calender, Almanach, iſt eine Tabelle, welche eine Eintheilung der Zeit, gewöhnlich für ein Jahr enthält, und zum Gebrauch im bürgerlichen Leben beſtimmt wird. Calender unterſcheiden ſich vom Almanach dadurch, daß, während der erſtere nur die Zeiteintheilung aufnimmt, der letztere die muthmaßliche Witterung Termine oder Friſten, Intereſſenrechnungen, genealogiſche Tabellen ꝛc. enthält. — Calender kommt von Calendae, a calando, dem Tage der Volksverſammlung, dem erſten jedes Monats, her. Bei Verfertigung des Calenders muß man Tabellen von der Bewegung der Himmelskörper zur Hand haben; und zwar 1) die Sonnen- und Mondſtände für jeden Tag im Jahre nach den aſtronomiſchen Tabellen beſtimmen; 2) den Sonntagsbuchſtaben auffinden, mit deſſen Hülfe die übrigen Tage der Woche eingetheilt werden können; 3) das Oſterfeſt berechnen, und darnach die übrigen beweglichen Feſte beſtimmen; 4) die unbeweglichen Feſte und die Namen der Märtyrer und Heiligen der frühern chriſtlichen Kirche hinzufügen; 5) die frühern Sonn- und Mondſtände mit Auf- und Untergang der Himmelskörper, die Länge der Tage und Nächte und der Dämmerung, und die Aſpekten der Planeten anzeigen; 6) endlich die vorzüglichſten Mondphaſen oder Anſichten, den Eintritt der Sonne in die Sonnenſtillſtands- und Nachtgleichenpunkte, den Auf- und Untergang der vorzüglichſten Geſtirne bemerken. Unter dem Julianiſchen Calender verſteht man den mit Hülfe des Alexandriners Soſigenes vom Julius Cäſar 46 v. Chr. verbeſſerten Calender, welcher von den Chriſten 1255 Jahr unverändert gebraucht wurde. Die Verbeſſerung dieſes Calenders beſtand hauptſächlich in der Einführung des Schalttags in jedem 4ten Jahre, wodurch ein Fehler in der frühern Zeiteintheilung ausgeglichen wurde; denn vorher nahm man das Jahr nur zu 365 Tagen an, folglich war es kleiner als das eigentliche Sonnenjahr, welches noch 5 Stunden 48 Minuten 37 Sekunden länger währt, ein Ueberſchuß, der in 4 Jahren als ein voller Tag angenommen und eingeſchaltet wurde. Indeß war nun das julianiſche Jahr 11 Minuten länger, als das eigentliche Sonnenjahr. Dies betrug im J. 1582 mehr als 10 Tage. Dieſem Irrthume und andern, beſonders in Hinſicht des Oſterfeſtes, abzuhelfen, ließ Papſt Gregor XIII. einen neuen Calender entwerfen und den Ueberſchuß von 10 Tagen ganz hinweg; daraus entſtand der gregorianiſche oder neue Calender für die Katholiken. Später nahmen die Proteſtanten dieſen neuen Calender unter dem Namen: der verbeſſerte an, und mußten 11 Tage weglaſſen. Dennoch blieb eine Verſchiedenheit bei der Oſterfeier, die zu mancherlei Streitigkeiten Veranlaſſung gab. Deshalb beſchloſſen 1776 die Stände der Augsburgiſchen Confeſſion, nach den Katholiken in dieſer Hinſicht ſich zu richten, und es kam der allgemeine Reichskalender mit dem Jahre 1777 in Gebrauch. In Rußland hat man den julianiſchen Calender bis auf den heutigen Tag (eigenſinnig genug) beibehalten. Hieraus entſtand die Benennung: der alte und neue Styl. Der alte Styl iſt über 11 Tage vor dem neuen. Die franzöſiſche Republik führte auch zur Zeit der Revolution in Frankreich einen neuen Calender ein. Zur Gränze der Jahrrechnung nahm man die Herbſtnachtgleiche des Jahrs 1792 an, als den Tag, an welchem das Dekret der neuen Republik bekannt gemacht war. Nach dieſem beſtand das Jahr aus 12 Monaten, jeder zu 30 Tagen; zur Ergänzung deſſen wurden am Ende 5 und in den Schaltjahren 6 Tage angehängt. Die Wochen fielen ganz weg; jeder Monat wurde in 3

Theile, jeder zu 10 Tagen, eingetheilt, ſo wie ſich alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalſyſtem gründeten. Die Monate wurden nach der Temperatur und Vegetation der Jahreszeiten benennt. Sie waren: (Herbſt vom 22ten September bis 22ten Dezember) Vendémiaire (Oktober), Brumaire (November), Frimaire (Dezember); (Winter vom 22. Dezember bis 22ten März): Nivôse (Januar), Ventôse (Februar), Pluviôse (März); (Frühling vom 22ten März bis 22ten Junius): Germinal (April), Floréal (Mai), Prairial (Juni); (Sommer vom 22ten Juni bis 22ten September): Messidor (Juli), Thermidor (Auguſt), Fructidor (September). Dieſes Calenders bediente ſich die Regierung in allen öffentlichen Angelegenheiten, bis ihn Napoleon 1805 aufhob, und den gewöhnlichen wieder einführte. Im julianiſchen Jahre wurden die 7 erſten Tage mit A, B, C, D, E, F, G bezeichnet, und in dieſem Cyklus fuhr man das ganze Jahr fort. Der Buchſtabe, der den Sonntag bezeichnet, heißt der Sonntagsbuchſtabe.

Caliber heißt das Maaß eines Durchmeſſers von der Mündung irgend eines Geſchützes. Caliberring, ein nach dem Durchmeſſer einer Kugel von beſtimmter Schwere zugefertigter Ring von Meſſing, beſtimmt zur Meſſung einer Stückkugel und der Mündung des Geſchützes. Caliberſtab, Viſirſtab, ein meſſingener Stab, worauf der Durchmeſſer von Kugeln verſchiedener Größe gezeichnet iſt, um meſſen zu können, wie viel ein Stück an Gewicht ſchießt. Caliberzirkel, eine Art von Taſtzirkel mit einem, dem gewöhnlichen hölzernen Zirkel ähnlichen, Bogen verſehen, worauf ſich Abtheilungen befinden, welche anzeigen, wie ſchwer die Kugel iſt, die man zwiſchen den Spitzen des Zirkels hält.

Californien, eine große Halbinſel im ſpaniſchen Nordamerika, vom Purpurmeer und dem ſtillen Ozean umfloſſen, iſt in Neu-Mexiko, einer der vier ſpaniſchen Statthalterſchaften, gelegen, und erſtreckt ſich vom Cap Lukas 23 Gr. 40 Min. bis zum 40 ½ Gr. nördliche Breite. Dieſes Land, welches die Eroberungsſucht des eben ſo harten als ausdauernden Cortez entdeckte, gehört zu den Ländern, von welchen man die gleich anfänglich richtig erkannte Bildung nachmals auf einige Zeit wieder verloren gehen ließ. Der Pilote Caſtillo hatte bereits 1541 Californien als eine Halbinſel angegeben; nur erſt nach dem Jahre 1721 hielt man ſich von Neuem von der wahren zungenförmigen Geſtalt Californiens, durch die Expedition der Miſſionäre Kühn, Salvatierra und Ugarte, gewiß. Dies unfruchtbare Land erhielt bald nach ſeinem Bekanntwerden einen hohen Ruf von Reichthum; denn man fiſchte an ſeinen Küſten ſchöne Perlen. Das nähere Bekanntwerden dieſes Theils der neuen Welt verdanken wir dem Eifer der katholiſchen Miſſionäre, beſonders den Jeſuiten. Hierunter verdienen unter den älteren der Pater Euſebius, Franz Kühn, ein Deutſcher, Maria Salvatierra und Joan Ugarte, und vorzüglich Begert angeführt zu werden. Der Pater Conza gab für ältere Zeiten eine ziemlich brauchbare Karte, die freilich jetzt durch Humbolds Atlas unnütz geworden iſt. Dennoch ſind Begerts Nachrichten (1773) noch jetzt ſehr belehrend für die Kenntniß des Binnenlandes und ſeiner Bewohner. Ganz Californien wird in das alte und neue Californien eingetheilt. In Anſehung der Ausdehnung von Oſten nach Weſten iſt dieſe Halbinſel nur ſchmal. Das alte Californien, die eigentliche Erdzunge, hält von Oſten nach Weſten kaum über 2 Längengrade, ſelbſt bei dem hervorragenden Cap Bartholomäus; das neue Californien hält nur 9 bis 10 Meilen von Oſten nach Weſten, bei einer Erſtreckung von Norden nach Süden von 197 Meilen. Uebrigens läuft die Lage beider Californien ſchief von Nordweſt gegen Nordoſt. — Unter den Gebirgen hat man im Jahre 1746 mehrere Vulkane entdeckt. Californien, beſonders die ſchmale Erdzunge,

konnte keine Flüſſe von irgend einer Bedeutung erzeugen, da das hohe Gebirge, welches dies ſchmale Land theilt, dem Meere nahe liegt. Der einzige wichtige Fluß dieſes Landes iſt der Rio Colorado. In Anſehung der Bildung und Natur der Oberfläche des Landes iſt es anerkannt, daß hier nur das nackte Gebirge Quellen giebt, nicht aber das mit fruchtbarer Erde bedeckte. Auf einzelnen Stellen, wo letztere mit Quellen zuſammen treffen, iſt die Fruchtbarkeit außerordentlich groß; auf ſolchen Flecken hatten dann die Jeſuiten ihre Miſſionen angelegt. Uebrigens iſt faſt das ganze Land von Alt-Californien felſig, höchſt unfruchtbar, und leidet außerordentlich durch anhaltende Trockenheit. Aus mehrjähriger Erfahrung bezeugt Begert, daß man nur im Julius und Auguſt Regen erwarten darf. Es iſt ein höchſt merkwürdiges Phänomen, daß der Himmel dort ſtets heiter iſt, von einem tiefen Blau und faſt ohne Wolken. Er iſt, ſagt Begert, wie aus Erz gegoſſen. Erſcheinen aber Wolken beim Untergang der Sonne, ſo glänzen ſie vom ſchönſten Purpur. Bei dieſer Lage der Dinge darf man hier freilich keine reiche Vegetation erwarten; tränken gleich in jenen Sommer-Monaten wohlthätige Regen die Erde, ſo iſt dagegen zugleich die Hitze erſtaunlich groß. Waldungen und Schatten findet man daher nirgend. Dennoch hat die gütige Natur dies Land nicht gänzlich für den Menſchen unbenutzbar gelaſſen. Aus dieſem traurigen Boden ſteigen in beträchtlicher Maſſe große Fackeldiſteln mehrerer Arten hervor. Einige von ihnen erreichen gegen 40 Fuß; der Stamm ſelbſt iſt 16 Fuß hoch und hält auf 6 Fuß im Umfange; die aus ihm hervorgetriebenen Aeſte ſtellen einen prächtigen Armleuchter dar von meergrüner Farbe und ſonderbarer Schönheit. In dem Stamme niſten häufig die Vögel. Die Stacheln ſind ſtärker als die größten Nähnadeln. Die eierförmige Frucht bekommt, wenn ſie reift und ſich öffnet, eine hochrothe Farbe, und die Einwohner nehmen ſodann das weiche Fleiſch mit einem Löffel heraus. Dieſe nicht ſehr ſchmackhafte Speiſe wird nicht ohne Gefahr erhalten, denn das Abfallen der Blätter, wirklicher Balken mit ſcharfen ſtarken Nadeln bewaffnet, bringt dem Unglücklichen, der von ihnen beim Beſteigen getroffen wird, oftmals einen ſchmerzhaften Tod. Dennoch wagen es die Californier mehrmals nur allein, um von der Höhe Wildpret aufzuſpüren. Das nützlichſte dieſer Gewächſe iſt indeß nicht jener koloſſaliſche Cereus oder Tunal, hier auch Cardon genannt, ſondern die kleinere Pitahajas (Cactus Pitajaga L.); dieſe erreicht nur eine Höhe von 10 Fuß, ihre Frucht iſt dabei nicht ſtachligt, ſondern nur mit Schuppen beſetzt, von der Größe eines kleinen Hühnereies, auswendig braun, inwendig purpurroth mit kleinem ſchwärzlichen Saamen, von säuerlich angenehmem Geſchmack wie Himbeeren, und zugleich wohlriechend. Begert führt noch andere Caktusarten auf, deren Frucht ebenfalls säuerlich und zuſammenziehend iſt; dieſe ſoll Californien beſonders eigen ſeyn. Eine von dieſen, ſagt er, ſey der Caktus, worauf die Cochenille in Mexiko gezogen werden. Eine dritte Art, mit runder ſüßlicher Frucht, die mit Stacheln beſetzt iſt, iſt dem Gaumen minder angenehm, wenn man ſie nicht etwa durch Citronenſaft verbeſſert. Dieſe findet ſich in großer Menge, und reift im Julius. Einige andere dieſer Caktusarten bleiben ſo niedrig, daß ſie, wie Begert ſich ausdrückt, nur am Boden fortrutſchen, ſind aber dagegen mit ſtarken und vielen Stacheln verſehen. Da dieſe Tunals die Hauptnahrungsmittel der Californier liefern, ſo iſt das Reifen dieſer feigenartigen Früchte ihre Ernte. Sie genießen ſie ſodann oft in Uebermaaß, um ſich für die übrigen traurigen 9 Monate ſchadlos zu halten. Ganz anders ſieht es dagegen im Norden, in Neu-Californien aus. Dies iſt nämlich eins der maleriſchſten Länder, deſſen weit milderes Klima hier ein fruchtbares Land erzeugt. Daher bauten die 18 Miſſionen mit dem beſten Erfolg dort unſere Getreidearten, ſo wie mehrere Gartengemüſe und Früchte. Die Olive giebt vorzügliches Oel, und aus dem ebenfalls hinüber-

geführten Weinſtock erzielt man guten Wein. — Die belebtere Natur ſcheint wie die Pflanzenwelt in den beiden Californien in Rückſicht der Fülle ebenfalls ſehr verſchieden zu ſeyn. Begert bezeugt die Dürftigkeit des Geflügels überhaupt in Alt-Californien. Das Klima erlaubt indeß einigen Vögelarten hier einheimiſch zu werden, welche ſonſt in den ſüdlichern Theilen von Amerika zu Hauſe ſind. Dahin gehört beſonders ein Colibri, und zwar von einer der kleinſten Gattungen. Auch ſcheint hier der Cardinal (Loxia Card.) zu Hauſe zu ſeyn. Ferner eine Art Pfauen oder vielmehr aſchfarbige Faſane mit einem ſchönen Federbuſch. Ueberdem nennt der Miſſionär Raben, Geier und Schwalben, außer verſchiedenen Sumpfvögeln und wilden Enten. Von Waſſervögeln wird außer Waſſerraben unter den Möven einer beſondern Art gedacht, die man unſtreitig für Pelicane halten muß, und deren Haushaltung, da der Pater Anton auf der Inſel Aſcenſion, alſo im weſtlichen Alt-Californien, ſie genau beobachtet hat, ſchon einer Anzeige werth iſt. Dieſe Möve, ſagt er, trägt einen ſehr großen Kropf oder Sack, worin ſie ihre Fiſche den Jungen zuführt. Die Freundſchaft, welche dieſe gegen einander hegen, iſt erſtaunlich; ſie helfen ſich, einer dem andern, als ob ſie Vernunft hätten. Wird einer von ihnen krank, ſchwach und unvermögend, ſeine Nahrung ſelbſt zu ſuchen, ſo ſorgen die andern für ihn, und bringen ihm dieſelbe. Hievon bin ich auf der Inſel St. Roch Zeuge geweſen, wo ich von ungefähr eine von dieſen Möven mit einem Faden angebunden, und mit einem zerbrochenen Flügel antraf, und rings umher viele kleine Fiſche fand, die ſeine Kameraden ihm gebracht hatten. Es iſt nämlich eine Liſt, deren ſich die Indianer bedienen, um Fiſche zu bekommen. Sie halten ſich verborgen, um die Vögel, die dieſen Vorrath bringen, nicht zu erſchrecken, und bemächtigen ſich derſelben, wenn ein hinlänglicher Vorrath da iſt. Das Meer an beiden Seiten hat Seekälber verſchiedener Art, und ſelbſt im Meerbuſen zeigen ſich die Wallfiſche ſo häufig, daß einige Theile dieſes Meers davon ihren Namen erhalten haben. Dieß zeigt die Karte der Miſſionäre gegen den 31ſten Grad, woſelbſt, bei einer bedeutenden Inſel, der Kanal zwiſchen ihr und dem feſten Lande von Alt-Californien der Kanal der Wallfiſche benannt iſt. Von eigentlichen Fiſchen findet ſich aber ein großer Reichthum aller Art, z. B. Schollen, Butten, Boniten, Thunfiſche, Makrelen, Rochen, Lachſe, Sardellen. Auch ſind ſelbſt die kleinſten Flüſſe dieſer Halbinſel nicht ohne Barben und Krebſe. Im Meere kommen endlich noch Schildkröten vor, und zwar in ſo großer Menge, daß die Ufer davon mehrmals ganz bedeckt ſind. Es iſt eigentlich die Oſtküſte, wo man die Perlen-Auſtern fiſcht. Die Perlen ſind zum Theil ſehr vorzüglich, nur iſt ihre Geſtalt oftmals unregelmäßig. Humbold bezeugt, daß einige von denen, welche der König von Spanien als ſeine ſchönſten beſaß, aus dieſem Meere in den Jahren 1615 und 1665 herſtammen. Indeß iſt dieſe Perlenfiſcherei, woran ehemals viele Bewohner der benachbarten Küſten Antheil nahmen, jetzt durch Mangel an Aufmunterung ſehr herabgeſunken. Dennoch hat ſich der Soldat Juan Ocio noch in unſerer Zeit durch die Perlenfiſcherei unweit Ceralbo ſchnell bereichert. Begert giebt den ganzen Werth der jährlichen Perlenfiſchereien etwa auf 1.000 Peſos oder 2.000 Gulden an. An entgegenſtehenden Küſten, aber nördlicher, findet ſich noch eine ſehr ſchöne einſchalige Muſchel, ein Mehrohr (Haliotis L.), welche in unſern Tagen einen größern Werth erhalten hat. Hiervon ſagte bereits Torquemada, ſie übertreffe Alles, was man in dieſer Art Schönes finde; mit dem ſchönſten Glanze der Perlmutter und einem durchſichtigen Firniß vereinige dieſe einſchalige Muſchel das ſchönſte Lazurblau. Man trifft ſie beſonders bei Monterey in Neu-Californien, und dort wird ſie anjetzt bei dem Eintauſchen der Seeotterfelle in Noutkaſund und den anliegenden Küſten ſehr vortheilhaft benutzt. Begert macht auf noch mehrere

kleinere Thierarten von Alt=Californien aufmerkſam, beſonders auf die dortigen Schlangen; von ihnen giebt es, wie er behauptet, 20 Gattungen, hierunter verſchiedne, welche hinreichend groß ſind, um ganze Haſen zu verſchlingen, andere wiederum, deren Biß tödtlich iſt, z. B. Klapperſchlangen. Es vergeht, ſagt er, kein Jahr, daß nicht einige Californier dadurch umkommen. Indeß wird dieß dieſen Thieren reichlich vergolten; denn, fügt er hinzu, jährlich dienen mehrere tauſend Schlangen den Californiern zur Nahrung. Frösche und Kröten ſind ebenfalls hier im Ueberfluß, ſo wie von ſchädlichen Inſekten beſonders Tauſendfüße und Scorpione, deren Stich indeß nur ein ſchmerzhaftes Geſchwulſt hervorbringt. Der Beſchreibung nach lebt hier entweder die ſtarke Vogelſpinne (Aranea avicularia L.), oder ein ihr an Größe, Bildung und Lebensart ähnliches Inſekt, und unter den vielen ſehr ſchönen, aber zum Theil ſehr bösartigen Weſpen, bauen einige, wie unſre Maurer=Weſpe, mit Thon und Erde. Oftmals wird dieſer Theil Californiens auch von großen Heeren kupferfarbiger Heuſchrecken heimgeſucht, zum großen Schaden des Maiz und anderer Getreidearten. — Der Californier iſt dem Aeußern nach von mittlerer Statur. Van Cover giebt dem Einwohner der nördlichen Gegenden noch eine geringere Größe, dabei ſollen ſie ſchlecht gebauet und ſehr häßlich ſeyn. Die der eigentlichen Halbinſel nennt Begert mit den übrigen Miſſionären wohlgeſtaltet, und in Rückſicht der Farbe den übrigen Amerikanern ähnlich. Sie haben ſehr ſchöne Zähne, ſo wenig ſie auch darauf achten. Ihr Haar iſt, wie bei jenen, ſtraff, und von der tiefſten Schwärze; vom Barte ſpürt man nur ſehr wenig. Von den Augen bemerkt Begert als etwas Beſonderes, daß beide Augenwinkel, gegen die Naſe hin, nicht zugeſpitzt, ſondern rund ſind, wie ein Bogen. Sie tragen ſich ſehr gerade, ſind ſehr fertige ſchnelle Fußgänger, und ſo gelenk, daß ſie mit den Zehen Steine und Hölzer aufheben. Die Bevölkerung iſt in Alt=Californien noch geringer, als im neuen. Nach v. Humbolds letzten Angaben beträgt ſie im erſten Lande auf einer Fläche von 7.295 Fr. Quadr. Meilen oder 2.626 ½ D. Quadr. Meilen nur 9.000; alſo auf eine D. Quadr. M. noch nicht 4 Menſchen. Sie hat ſich alſo, wenn anders die vormaligen Angaben der Miſſionäre vom Jahre 1767 richtig waren, um 3.000 vermindert; denn damals rechnete man vom Vorgebirge St. Lukas bis zum Fluſſe Colorado, alſo in der eigentlichen Halbinſel, nur 12.000 Köpfe. Die Bevölkerung von Neu=Californien iſt dagegen beträchtlicher, wahrſcheinlich wegen der unvergleichbar größern Fruchtbarkeit des Landes. Das Areal von Neu=Californien iſt ein ſehr ſchmaler Erdſtrich, zwiſchen den Gebirgen und dem Südmeere, hält, nach von Humbolds Beſtimmung, nur 2.125 Fr. Q. M., und hierauf rechnet er dennoch 156.000 Menſchen, alſo 73 auf jede ſolcher Meilen. In erſterem Lande mag es dann wohl ſo einſiedleriſch ausſehen, wie Begert ſagt, daß man oft 3 oder 4 Tage reiſet, ohne eines menſchlichen Weſens anſichtig zu werden. Freilich iſt dieß zugleich das Bild der meiſten Theile von Nord=Amerika, woſelbſt die Indianer noch hordenweiſe leben, wie dieß aus unwiderleglichen Angaben mehrerer Miſſionäre ſowohl jetziger, als vormaliger Zeiten hervorgeht. Zwar iſt die Sprache aller wilden Völker arm; indeß ſcheint die der Californier noch weit dürftiger zu ſeyn, als die der meiſten übrigen indiſchen Stämme von Nord=Amerika. Es fehlen ihnen faſt alle Worte, welche einen Bezug auf Geiſtesfähigkeiten, auf Neigungen des Gemüths haben; dabei ſind ſie völlig ohne alle Präpoſitionen und Conjugationen, und ihre Verba ſind äußerſt mangelhaft. Wie ſchwer muß es da ſeyn, ihnen Begriffe von gänzlich fremden Gegenſtänden beizubringen, z. B. von der chriſtlichen Religion. Folgendes mag hier zur Probe dienen. Der Anfang des Vater Unſers in der dortigen Hauptſprache

oder in dem Hauptdialekt, in dem Waikuriſchen, lautet, nebſt der wörtlich darunter ſtehenden Ueberſetzung folgendermaaßen:

Kepè-däre tekerehàdá tembá dai
Unſer Vater gebogene Erde du biſt
(Himmel)

Der Anfang der 12 Artikel des Glaubens aber nach eben dieſer Art:

Irimánjure pé Dios Tiare ureti-pu-puduéne.
Ich glaube an Dios ſein Vater machen Alles könnend.
(Alles machen könnend.)

Hier fehlt ihnen ſogar der Ausdruck für Gott, den doch die übrigen Indier den großen Geiſt nannten. Vieles drücken ſie metaphoriſch aus, z. B. einen Miſſionär nennen ſie tia-pa-tu, d. i. der ſein Haus in Norden hat; ein ſpaniſcher Hauptmann heißt wild oder grauſam; der Wein, böſes Waſſer. Natürlich iſt dann der Californier auch in ſeiner Rechenkunſt ſehr zurück. Die meiſten rohen Völker hatten, durch die Anzahl der Finger fnüf und zehn zählen gelernt. Die Californier hingegen gehen nur bis zur Zahl 6, Andre bleiben gar bereits bei 3 ſtehen. Alles, was über 6 reicht, heißt bei ihnen Viel, es ſey 50, 100 oder mehr. Ueberhaupt kommen alle Reiſende darin überein, daß dieſe Nationen äußerſt ſtumpfſinnig, und in jeder Art von Seelenkräften eingeſchränkt ſind. Van Cover ſagt ausdrücklich von ihnen: „Sie ſind ganz ausgemacht eine der elendeſten Menſchen-Racen, die ich je ſah, wenn ich höchſtens die Bewohner von Van-Diemens-Land (Neu-Holland) ausnehme. Sie ſind völlig taub für den Unterricht (der Miſſionäre), und bleiben ſtets in dem allerniedrigſten Zuſtande der Uncivilisation (Roheit). Auch zeigen ihre Geſichtszüge nichts als Dummheit und Stupidität an, und ſind leer von jedem Ausdruck einiger Geſcheidtheit. Für die Reinlichkeit zeigen ſie den größten Abſcheu, ſowohl in Rückſicht ihrer Perſon, als ihrer Wohnungen. Dieſe Hütten, von koniſcher Form, halten unten 6 bis 10 Fuß im Durchmeſſer, und beſtehen aus Stangen von Weidenzweigen kreisförmig neben einander in die Erde geſchlagen, welche man, da ſie biegſam ſind, oben in einem Punkt miteinander vereinigt. Hierzu flechten ſie dünne Zweige, ſo daß das Ganze eine Art von Korbwerk bildet, von 10 bis 12 Fuß Höhe. Ganz zu oberſt befindet ſich eine kleine Oeffnung für den Rauch und für das Tageslicht. Der Eingang des Hauſes iſt nur ein kleines Loch an der Erde, das mit genauer Noth einen einzigen Menſchen auf einmal zuläßt. Das Ganze wird mit ſtarkem Graſe und Binſen bedeckt. Eine ſolche Wohnung dient für eine ganze Familie. Unweit der Miſſionen finden ſich ganze Dörfer ſolcher elenden Wohnungen." Die Nachrichten der Miſſionäre ſagen indeß, daß die Häuſer der Californier in andern Theilen der Halbinſel viereckig, aber freilich ebenfalls äußerſt klein, dürftig und unreinlich ſind. Hiernach wird man ſicher nichts von dem übertrieben finden, was die Jeſuiten den Californiern zuſchreiben. Gefühlloſigkeit, daher Undankbarkeit ſelbſt gegen Eltern, Trägheit, Lug, Trug und Dieberei ſind ihnen wie angeboren. Dennoch zeigen ſie, beſonders bei letztern, oftmals keinen geringen Grad von Schlauheit. Auch haben ſie Zauberer, die zugleich ihre Aerzte ſind; ſie erkennen alſo den Einfluß höherer Weſen auf ihr Schickſal an. Dieſe Zauberer erſcheinen bei ihren Beſchwörungen und Kuren in ungeheuern Perücken oder Aufſätzen von Menſchenhaaren, und in großen Mänteln von eben dieſem Stoffe. Sie haben indeß ſo viel Kenntniß vom menſchlichen Körper, daß ſie bei einigen Krankheiten mit ſcharfen Steinen ſowohl Blut laſſen als ſchröpfen. Sie blaſen ebenfalls durch eigene Röhre Tabaksrauch gegen den Kranken. Uebrigens herrſcht, wie begreiflich, unter dem ganzen Volke die tiefſte

Unwiſſenheit, und daher auch Mangel an aller Induſtrie. Ihr ganzer Anzug beſchränkt ſich auf einen kleinen Schurz von den Hüften herab, der aus den Fäden der Aloe oder aus Binſen, oder endlich aus einem Stücke ungegerbten Hirſchleders beſteht; bei dem andern Geſchlechte iſt der Schurz länger, und bildet einen kurzen Rock. Vormals durchbohrten ſie ſich gleichfalls den Naſenknorpel, um darin Hölzer u. dgl. zu tragen, anjetzt iſt dieß nur der Fall mit den Ohren. Bei feierlichen Gelegenheiten bemalen ſie ſich den ganzen Körper mit rother und gelber Erde. Die getauften Californier tragen anjetzt Hemden von Flanell oder von Baumwolle; auch haben ſie Sandalen oder Unterſchuh von rohem Hirſchleder. Ihr Hausrath beſteht außer ihren Waffen, in flachen Körben zum Einſammeln der Früchte, und bei denen, die am Meere wohnen, in Kähnen, welche aus Baumrinde künſtlich genug zuſammengeſetzt ſind. Vor Ankunft der Miſſionäre waren ſie Polygamen; man heirathete ſelbſt mehrere Schweſtern zugleich. Der Ehebruch war bei ihnen äußerſt ſelten, und ward für ein großes Verbrechen gehalten. Merkwürdig ſcheint es mit Recht, daß das Benehmen der Californier bei ihren Begräbniſſen ſo viel Aehnliches mit dem Betragen verſchiedener Inſulaner des Südmeers zeiget. Spanien, welches ſeit langer Zeit ſich Californiens bemächtigt, und viele Koſten auf die Bekehrung der Einwohner verwandt hat, iſt dennoch nicht vermögend geweſen, die Bevölkerung der Ur-Einwohner zu vermehren, woran größtentheils auch die Kinderblattern Schuld ſind, die dort grauſam gewüthet haben. In Alt-Californien glaubt von Humbold jetzt kaum 5.000 derſelben annehmen zu dürfen. Hier finden ſich daher auch nur 16 Miſſionen. Da die Gegenden um dieſe Miſſionen fruchtbar und oft bewaldet ſind, ſo haben die Spanier hier unſer Hornvieh mit Nutzen verbreitet. Große Heerden Schaafe und Ochſen weiden, ſelbſt in beträchtlicher Entfernung von den Kolonien; auch iſt die Pferdezucht nichts weniger als ſchlecht. Alle dieſe Thiere leben faſt beſtändig in der Wildniß; um ſie dann zu benutzen, (z. B. als Schlachtochſen,) geht man ordentlich gegen ſie auf die Jagd.

Caligula (Cajus Cäſar Auguſtus Germanikus), der dritte römiſche Kaiſer, war der Sohn des Germanikus und der Agrippina, und wurde im Jahre der Stadt Rom 765 (12 nach Chr. Geb.) im Lager, vermuthlich in Deutſchland, geboren. Er ward unter den Soldaten erzogen, die ihm den Namen Caligula gaben, von einer Art Halbſtiefel (caligae), die er gewöhnlich zu tragen pflegte. Tiberius ernannte auf ſeinem Sterbebette nebſt dem Caligula auch des Druſus Sohn, Tiberius Nero, zu ſeinem Nachfolger in der Herrſchaft; allein Caligula, der ſchon um ſeines Vaters Germanikus willen allgemein beliebt war, beſtimmte gar leicht den Senat, den Sohn des Druſus hintanzuſetzen, und nur ſeine Ernennung anzuerkennen. Das ganze römiſche Reich jauchzte dem neuen Kaiſer entgegen, in die entfernteſten Provinzen verbreitete ſich die Freude über ſeine Wahl; ja ſelbſt fremde Völker beeiferten ſich, ihm ihre Zuneigung zu bezeugen. So ſchöne Hoffnungen hegte die Welt, als Caligula den Thron beſtieg (37 nach Chr.). Auch zeigte er ſich im erſten Jahr ſeiner Regierung derſelben würdig; alle ſeine Handlungen waren löblich, edel und gerecht. Er beſtattete auf das Ehrenvollſte die Ueberreſte des Tiberius, ſo wie ſeiner Mutter und Brüder, und ordnete jährliche Feierlichkeiten dieſen zu Ehren an. Er war milde und großmüthig gegen ſeine Feinde. Die Anordnungen des Auguſt's, die unter Tiberius abgekommen waren, machte er wieder geltend; er ſchaffte mehrere Mißbräuche im Staate ab, und ſtrafte aufs Schärfſte die ungerechten Statthalter in den Provinzen. Den ſittlichen Zuſtand von Rom ſuchte er zu verbeſſern; er wachte ſehr genau über das Verhalten der Ritter, welche er, wenn ſie ſich ihres Standes un-

würdig betrugen, öffentlich ihrer Würden beraubte. Die obrigkeitlichen Perſonen ließ er durch die Stimmen des Volkes erwählen, und gab ihnen eine freie Gerichtsbarkeit, ohne Berufung an ihn ſelbſt. Ungeachtet das Teſtament des Tiberius vom Senat war für ungültig erklärt worden, vollzog Caligula doch alle Artikel deſſelben, mit Ausnahme desjenigen, der ſich auf die Mitherrſchaft des Tiberius Nero bezog. Dieſen ließ er zum Erſatze ſeines Antheils an der Krone zum princeps Iuventutis erwählen. Er ſetzte einige Könige in ihr Reich ein, die Tiberius ungerechter Weiſe abgeſetzt hatte, und erſtattete ihnen den Rückſtand ihrer Einkünfte. Vom Volke wurden dieſe Tugenden des Kaiſers ſo ſehr anerkannt, daß beſchloſſen ward, einen goldenen Schild mit ſeinem Bildniſſe jährlich in Begleitung des Senats und der Söhne des Adels auf das Capitol zu tragen. Ja es wurde angeordnet, daß der Tag, an welchem er zur Regierung gekommen, Palilia genannt werden ſollte, zum Zeichen, daß von dieſer Zeit an die Stadt aufs Neue gegründet worden. Aber wie bald hatte das Volk erfahren, wie ſehr es ſich getäuſcht. Das Glück, Herr der Erde geworden zu ſeyn, machte dieſen ſchwachköpfigen Regenten, ſo lange es ihm noch neu war, beſcheiden und mäßig; ſobald er aber daran gewöhnt war, zum ſinn- und gewiſſenloſeſten Schwelger, und zum übermüthigſten Tyrannen, der mit dem Leben und dem Heile von Tauſenden auf die frevelhafteſte und grauſamſte Weiſe ſeinen Muthwillen trieb, ſo daß es allen Glauben überſteigt, und man geneigt iſt, anzunehmen, daß ein ſchrecklicher Wahnſinn in ſeinem Gehirne gewüthet haben müſſe, womit ihn Einige haben entſchuldigen wollen. Im Zeitraum von einem Jahre hatte er den ganzen Schatz des Tiberius, nach unſerm Gelde etwa neunzig Millionen Thaler, durchgebracht. Alles mußte bei ihm von Gold ſeyn. Seinem Lieblingspferde, das er Incitatus nannte, ließ er einen Stall von Marmor, und eine Krippe von Elfenbein und Gold verfertigen. Auch gab er ihm ein Haus, Möbeln und Küche. Er lud es zuweilen an ſeine eigene Tafel ein, und ſetzte ihm vergoldeten Hafer und Wein in einem goldenen Becher vor. Ja er ſchwur oft bei dem Leben ſeines Pferdes, und er ſoll es ſogar zum Conſul haben machen wollen. Alles, was er that, war entweder eine Tollheit oder eine Grauſamkeit. Im dritten Jahre ſeiner Regierung unternahm er den Bau der ungeheuren Brücke von Bajä bis Puteoli, die über einen, ungefähr eine Stunde breiten, Arm der See führte, damit er ſich rühmen könnte, ſowohl Herr über den Ocean, als über die Erde zu ſeyn. Er weihte dieſen Wunderbau ſelbſt ein, und nachdem er ein glänzendes Gaſtmahl gehalten, ließ er, um ſeine grauſame Gemüthsart nicht zu verläugnen, viele von ſeinen Begleitern in die See werfen, und verſchiedene Schiffe, die mit Zuſchauern angefüllt waren, feindlich angreifen, und in den Grund bohren. Es war ihm eine ſo große Wolluſt, Menſchenblut zu ſehen, daß er ſogar bei Tiſche auf die ſchrecklichſte Art Menſchen hinrichten ließ. Einſt, da er über die römiſchen Bürger ungehalten war, äußerte er den Wunſch, daß das ganze römiſche Volk nur Einen Hals haben möchte, damit er es mit Einem Streiche hinrichten könnte. Die unnatürlichen Lüſten und Laſter dieſes Kaiſers ſind ſo ſchmutzig, daß die Geſchichte, zur Ehre der Menſchheit, ſie mit einem ewigen Schleier bedecken ſollte. Sein Uebermuth ging ſo weit, daß er ſich göttliche Ehren anmaßte, und ſeine Verrücktheit war ſo ausſchweifend, daß er bald für Jupiter oder Mars, bald für eine Venus oder Diana gehalten ſeyn wollte. Er ließ ſogar einmal den Befehl ergehen, daß man ihn allein anbeten ſollte. Er errichtete ſeiner eigenen Gottheit einen Tempel, in welchem ſeine Statur von Gold täglich durch ganze Haufen von Anbetern verehrt wurde. Doch was frommt es, weiter alle unſinnigen Handlungen eines Verrückten, alle Ver-

brechen eines verworfenen Menſchen aufzuzählen, und den ſchaudervollen Beweis zu führen, was daraus entſtehen könne, wenn die größten Laſter durch die größte Gewalt unterſtützt werden? Nachdem er einen lächerlichen Feldzug gegen die Deutſchen und Britten, der viele Millionen koſtete, und von dem er nichts mitbrachte, als Muſcheln vom brittiſchen Geſtade (einen Tribut des Meeres, wie er ſagte), unternommen hatte, erbarmten ſich endlich ein Paar Tribunen der prätorianiſchen Cohorte, Chärea und Cornelius Sabinus, der verſpotteten Menſchheit, und durchbohrten mit vielen Dolchſtichen den Raſenden im 29ſten Jahre ſeines Alters, und im 4ten Jahre ſeiner Regierung (24ſten Januar, 41 J. n. Chr.).

Calix, Kelch, Becher. Es bedeutet bei den Alten zuweilen auch einen Napf oder Topf, in welchem man vornehmlich Gemüſe aufſetzte. Die Trinkgeſchirre überhaupt, und die Becher insbeſondere, waren, in den älteſten Zeiten von Holz oder Thon und gebrannter Erde gemacht. Athenäus fügt hinzu, daß in ſpätern Zeiten manche dieſer Gefäße aus einer mit verſchiedenen Spezereien durchkneteten und mit Wein beſprengten Erde gebrannt worden ſeyen. Im heroiſchen Zeitalter waren die Becher ſehr groß, wie z. B. Athenäus vom Becher des Neſtor erzählt. Homer beſchreibt dieſen Becher ſehr prächtig im 11ten Geſange ſeiner Ilias:

Auch ein ſtattlicher Kelch, den der Greis mitbrachte von Pylos:
Den rings goldene Buckeln umſchimmerten; aber der Henkel
Waren vier, und umher zwo pickende Tauben an jedem,
Schön aus Golde geformt; zwei waren auch unter dem Boden.

Aus dieſem erhellet, daß man damals ſchon die Trinkgläſer mit getriebener Arbeit ausſchmückte, die allerlei Thiere, Weinreben, Laubwerk, Götter, Menſchen, hiſtoriſche Gemälde und dergleichen vorſtellten. Man grub auch Verſe und Inſchriften darauf, ſchmückte ſie mit Edelgeſteinen, und beſetzte ſie mit goldenen Buckeln. In ſpätern Zeiten wurden die Becher von Gold und Silber gemacht. Statt ordentlicher Becher bediente man ſich auch in den älteſten Zeiten gewiſſer Hörner von Thieren, deren Mundſtück mit Gold und Silber belegt war. Pindar, Aeſchylos und Xenophon gedenken ſolcher Becher, und man findet ſie auch in noch ſpätern Zeiten. Als man keine wirkliche Thierhörner mehr dazu nahm, behielt man noch wenigſtens die Geſtalt eines Horns bei. Bei den Römern waren die Trinkgefäße ebenfalls von verſchiedener Geſtalt, daher die verſchiedenen Benennungen: Calices, phialae, paterae, canthari, carchesia, ciboria, scyphi, cymbia, scaphia, batiolae, cululli u. ſ. w. Auch machte man ſie aus verſchiedenen Materien, z. B. von Holz, beſonders Buchenholz, aus Thon, Glas, aus Bernſtein, Erz, Silber und Gold. Sie waren eben ſo, wie die griechiſchen, mit Schnitzarbeit und dergleichen geſchmückt; daher man ſie Toreumata nannte. Oft brachte man auch Figuren an denſelben an, die man daran befeſtigen, und nach Belieben wieder abnehmen konnte. Becher mit ſolchen Figuren hießen Crustae oder Emblemata. Auf ähnliche Art zierte man ſie auch mit Edelgeſteinen, die man bisweilen zu dieſem Zwecke von den Fingern abzog. Solche Becher hießen Calices gemmati, oder Aurum gemmatum. Ferner fertigte man auch Trinkgefäße aus koſtbaren Steinen, Kryſtall, Amethyſt und Murrha. So zerbrachen z. B. zwei koſtbare kryſtallene Becher, auf denen homeriſche Verſe eingegraben waren, als Nero, den Aufſtand ſeiner Armee vernehmend, den Tiſch umſtieß. In den heiligen Schriften wird Kelch oft in einer figürlichen Bedeutung genommen, und bezeichnet dann bald den Trank, wie bei der Einſetzung des heiligen Abendmahls: „das iſt der Kelch des neuen Bundes,“ bald eine morgenländiſche Redensart, wie der Kelch der Freude, des Friedens, des göttlichen Zorns u. ſ. w. In der katholiſchen Kirche bedienen ſich die Prieſter bei dem Meßopfer der Kelche, die anfangs von Holz waren, ſpäter aber aus edlerm Metall,

aus Silber oder Gold zugefertigt wurden. Einer der koſtbarſten Kelche in dem katholiſchen Deutſchlande befindet ſich zu Hildesheim im Dome, welchen im 10ten Jahrhundert der berühmte Künſtler Bernward, Biſchof von Hildesheim, verfertigt hat; er iſt mit den ſchönſten und edelſten Steinen beſetzt, und kann, vermittelſt geheimer Federn, platt zuſammengedrückt werden. Während der Regierung des Hieronymus Buonaparte, Königs von Weſtphalen, wurde dieſer Kelch nach Caſſel gebracht, wo er ein Schmuck der dortigen katholiſchen Kirche war. Nach der Auflöſung des Königreichs Weſtphalen, wurde er durch eifriges Verwenden des Weihbiſchofs, Freiherrn von Wendt, dem Hildesheimer Dom zurückerſtattet, wo er ſeitdem mit den Seltenheiten der dortigen Schatzkammer aufbewahrt wird.

Calixtiner, ſ. Huſſiten.

Calkar (Jan van), einer der ausgezeichnetſten niederländiſchen Maler, war zu Ende des 15ten Jahrh. zu Calkar unweit Cleve geboren. Von ſeiner früheſten Geſchichte ſchweigen ſeine Biographen. In der Schule des berühmten Johann van Eyk bildete er ſich zu einem großen Maler. Eyk's und Tizian's Meiſterſtücke waren ſeine Muſter. In ſeinem 36ten Jahre ließ er ſich in Venedig nieder. Kein Künſtler hat es in der Nachahmung des Tizian ſo weit gebracht, als Calkar; denn das geübteſte Kennerauge unterſcheidet kaum die Werke dieſer beiden Meiſter. Die Boiſſerée'ſche Gemäldeſammlung beſitzt noch von dieſem Künſtler ein für die Kunſt vollendete Mater Dolorosa. Rubens war ein ſo großer Verehrer der Calkar'ſchen Gemälde, daß er auf allen ſeinen Reiſen ein kleines Gemälde, die Hirten bei der Krippe, von dieſem Meiſter bei ſich führte. Das Licht ſtrömt hier, wie in Correggio's Nacht, von dem Kinde aus. Kaiſer Ferdinand III. kaufte es. Jetzt iſt es zu Wien in der Gallerie von Belvedere. — Van Calkar's Zeichnungen mit Feder und Kreide ſind für die Kunſt eben ſo merkwürdig, wie ſeine Gemälde. Er ſtarb in der ſchönſten Blüthe ſeines Lebens zu Neapel 1546. Seine Gemälde ſind ſelten; doch beſitzt die Gallerie zu Wien, außer dem angeführten Gemälde, noch zwei Portraits von ihm. — Es iſt erwieſen, daß die herrlichen anatomiſchen Figuren in dem Werke des Veſalius, die man irrig dem Tizian beigelegt hat, von Calkar herrühren. —

Callimachus, von Cyrene in Libyen gebürtig. Sein Geburtsjahr iſt unbekannt, ſeine Blüthe aber fällt in die Regierung des Ptolemäus Philadelphus, 247 v. Chr. Er war ein Zeitgenoſſe Theokrits. Aus einem vornehmen Geſchlechte ſeiner Vaterſtadt entſproſſen, legte er ſich früh auf die Erlernung der damals beliebten Wiſſenſchaften. Kein Dichter des Alterthums hat ſo, wie er, den Ruhm des Genies mit dem Ruhme ausgebreiteter Kenntniſſe und mechaniſcher Fertigkeiten verbunden. Zu Alexandrien, damals dem vorzüglichſten Sitze der Gelehrſamkeit, eröffnete er eine Schule der Grammatik, oder, nach unſerer Sprache, der ſchönen und humaniſtiſchen Wiſſenſchaften. Sein Vortrag fand bald Beifall, und mehrere Gelehrte von ausgezeichneten Kenntniſſen und nicht gemeinem Ruhme bildeten ſich in ſeiner Schule. Dahin gehören Eratoſthenes, Apollonius Rhodius, Ariſtophanes von Byzanz und Andere. Ptolemäus Philadelphus zog ihn aus dem Dunkel ſeiner Schule hervor, und räumte ihm eine Stelle im Muſeum ein, wo er, wie andere Gelehrte, vom König beſoldet wurde. In dieſer bequemen Lage ſchrieb er ſeine meiſten Werke. Nicht nur beim Ptolemäus Philadelphus, ſondern auch beim Evergetes ſtand er bis an ſein Ende in großen Gnaden. Nach Suidas betrug die Anzahl der von ihm geſchriebenen Bücher über 800, von allen haben wir nur noch 72 Sinngedichte, 6 Hymnen, einige Fragmente und ein Gedicht auf das Haar der Berenice, der Gemahlin des Evergetes, welches jedoch nur in einer lateiniſchen Ueberſetzung bei Catull

vorhanden iſt. In dem Zeitalter, worin ſich Callimachus bildete, war der wahre Geſchmack ſehr in Verfall gekommen. Die Dichter dieſer Zeit verfehlten das Edle und Große, das den ältern griechiſchen Gedichten die Krone der Unſterblichkeit aufſetzte. Dieſen Geiſt des Zeitalters erkennt man in den meiſten Gedichten des Callimachus. Freilich können wir ihn nur aus den wenigen Ueberbleibſeln beurtheilen, aber das Urtheil der Kenner des Alterthums kann uns in Rückſicht der Verlornen in den Stand ſetzen, ihn gerecht zu würdigen. Dem Geſchmacke ſeiner Zeit gemäß, betrifft ein großer Theil ſeiner Gedichte Gegenſtände der dunkelſten Mythologie, Geſchichte und Geographie; einige waren abſichtlich für die Sammlung unbekannter Fabeln beſtimmt; in ſeinen Hymnen findet man, ſtatt eines mit Ehrfurcht gegen die Götter erfüllten Herzens, nur ein mit Gelehrſamkeit überfülltes Gedächtniß. Die ältern griechiſchen Hymnen hatten zwar auch Bezug auf die Mythologie, aber ſie beſangen doch meiſtens nur irgend eine wichtige That des Gottes, dem ſie gewidmet waren, umſtändlich, ſtatt daß Callimachus mit Schnelligkeit durch eine Reihe von Fabeln hineilt, und die meiſten nur mit ſchwachen Zügen andeutet. Vergebens ſucht man in ſeinen Hymnen jenen Ton feierlicher Andacht, jenes tiefe Gefühl von der Größe und Würde der Götter. Wie hätte er ſonſt die Erwähnung ſeiner eignen Streitigkeiten ihnen beigeſellen und mit den Neidern ſeines Ruhms kämpfen können? Sein Beſtreben nach Begeiſterung erzeugt ſehr oft ein falſches Pathos, womit er den Mangel innigen Gefühls verbergen zu können glaubte. Wo man große und erhabene Schilderungen von ihm erwartet, bleibt er nur bei dem Kleinlichen ſtehen. Callimachus hatte nicht ſowohl ſeine Einbildungskraft, als vielmehr nur ſein Gedächtniß mit den Schönheiten des Alterthums genährt. Die den Alten abgeborgten Ideen ſind mit ſeinen eigenen nicht verwebt. Faſt allen Fabeln in ſeinen Hymnen fehlt es an poetiſcher Kraft. Dieſer Mangel ſcheint aus einer dreifachen Quelle zu fließen: er wählte ſeine Fabeln nicht nach Schönheit, ſondern nach Seltenheit; er deutete ſie mit allzuſchwachen Farben an; und er hielt in ihrem Gebrauche kein Maaß. Minder dürftig zeigt ſich ſeine Einbildungskraft, wo er Gegenſtände aus ſeinem eigenen Geſichtskreiſe behandelt. Eine der vorzüglichſten Stellen dieſer Art iſt die, wo er das Lob des Königs mit dem Lobe Jupiters verknüpft; ſie iſt vielleicht die einzige, welche von wahrem Gefühle zeugt. — Callimachus zeigt auch ſeine Gelehrſamkeit im Gebrauche ſeltener und veralteter Wörter. Dieſer Gebrauch iſt zwar an ſich nicht zu verwerfen, aber nur die Urſache muß ihn rechtfertigen. Nur da iſt er erlaubt, wo eine unausſprechliche, dem proſaiſchen Ausdrucke unangemeſſene Fülle von Ideen das Gemüth des Dichters belebt, und ihn gleichſam zwingt, in dem Schatze der veralteten Sprache nach viel-bedeuteten Wörtern zu forſchen. Bei Callimachus findet dieſer Grund keinen Platz. — Von ſeinen Epigrammen gehören die meiſten zu den beſten der griechiſchen Dichter. Sie ſind größtentheils von dem unnützen Prunke von Gelehrſamkeit frei, welcher die Hymnen verunſtaltet. Auch ſchon einige Alten haben uns den Callimachus angeprieſen, vornehmlich die Dichter aus dem Zeitalter Auguſts, unter denen das Studium der Alexandriniſchen Dichter am Meiſten blühete. Sie rühmen indeß nicht ſowohl ſeine Hymnen, als vielmehr ſeine für uns verloren gegangenen Elegien, welche ſich Properz zum Muſter nahm. Dennoch ſagt Ovid auch in Rückſicht dieſer Elegien von ihm, daß er mehr Dichter durch Kunſt, als durch angebornes Genie ſey. — Wahrſcheinlich war alſo der Geiſt der Elegien dem Geiſte der Hymnen ähnlich, nur daß ſie ſich durch einen größern Reichthum an Sentenzen, ein wenig mehr Wärme und eine zierlichere Sprache auszeichneten. Dies Urtheil ſcheinen die nachgeahmten Elegien des Properz, und noch mehr die in der Ueberſetzung erhaltene Elegie auf das Haar der Berenice zu beſtätigen. Verdeutſchungen von Callimachus Schriften haben Küttner und Schwenk geliefert.

Calliope, eine Tochter des Jupiters und der Mnemoſyne, und eine aus den neun Muſen; die älteſte oder vielmehr die vortrefflichſte unter ihren Schweſtern und die Göttin des Heldengedichtes. Ihr jungfräuliches Bild erkennt man an einem zuſammengerollten Pergamente, das ſie gewöhnlich in den Händen hält. Mit dieſem wird ſie auch auf einem Herkulaniſchen Gemälde geſchildert, wo ſie ſelbes gleichſam mit beiden Händen ſo eben zuſammengerollt zu haben ſcheint. Le pitture Ant. d'Ercol. II. t. 9.

Callot (Jacob) wurde im Jahre 1593 zu Nancy geboren. In einem Alter von zwölf Jahren verließ er das väterliche Haus, um ſich ſeinem aufkeimenden Geſchmacke an der Kunſt ganz zu widmen. Aus Mangel an Geld mußte er ſich an einen Trupp Zigeuner anſchließen, um ſeine Reiſe nach Rom zu vollenden, wo er unter Jul. Parigi, Zeichnen, und unter Phil. Thomaſſin, Kupferſtechen lernte. Er kam in ſein Vaterland zurück, und entwiſchte zum zweiten Male, und als er auch darauf wiedergekommen war, da reiſte er zum dritten Male mit der Einwilligung ſeines Vaters ab, welcher endlich dem Triebe der Natur Gerechtigkeit widerfahren ließ. Callot ging von Rom nach Florenz, wo er unter Canta-Gallina arbeitete, und bis zum Tode des Großherzogs Cosmus II. verweilte, der unſerm Künſtler ein Mäcenas war, ſo wie er alle Talente pflegte. Als er aus Italien in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, wurde ihm durch die Gnade des Herzogs von Lothringen ein glückliches Loos. Da ſein Name bereits in allen Landen Europas war bekannt geworden, ſo ließ die Infantin, die damalige Statthalterin der Niederlande, die Belagerung von Breda, von ihm malen. Ludwig XIII. berief ihn nach Paris, damit er die Belagerung von la Rochelle und der Inſel Re zeichnen möchte. Dieſer Fürſt bat ihn auch, die Einnahme von Nancy, deſſen er ſich im Jahre 1631 bemächtigt hatte, in Kupfer zu ſtechen; allein der Künſtler ſagte im Unwillen: „Ich würde mir lieber den Daumen abhauen, als etwas gegen die Ehre meines Fürſten und meines Vaterlandes thuen.“ Der König, dem der Ausdruck ſolcher Grundſätze und Empfindungen gefiel, erwiederte mit Huld und Güte, der Herzog ſey glücklich, daß er ſolche Unterthanen beſitze. Ein großer Jahrgehalt, den der König ihm anbot, war nicht im Stande, ihn ſeinem Vaterlande zu entfremden. Er ſtarb dort im Jahre 1635. Obgleich Callot einer adelichen Familie angehörte, welche ſeit dem Jahre 1417 die erſten Ehrenämter in ſeinem Vaterlande beſeſſen hatten, ſo war er dennoch der Meinung, es ſey nur ein Vorurtheil, daß es dem Adel ſchade, wenn er ſein Leben den Künſten weihe. Er ergab ſich ihnen mit einem Eifer, der ſeine Schöpfungen ſehr vervielfachte. Seine Werke enthalten gegen ſechszehnhundert Stücke. Der größte und geſchätzte Theil davon beſteht in geätzten Kupfern. Noch kein Künſtler hat in einem ſo hohen Grade das Talent beſeſſen, in einem kleinen Raume eine Menge Figuren zuſammen zu häufen, und in zwei oder drei Zügen des Grabſtichels die Handlung, den Fortgang und beſondern Charakter jeder Perſon darzuſtellen. Mannigfaltigkeit, Naivetät, Wahrheit, Geiſt, Feinheit ſind die eigenthümlichen Grundzüge ſeines Grabſtichels. Seine Jahrmärkte, ſeine Beſtrafungen, ſeine Scenen aus dem Elende des Krieges, ſeine Belagerungen, ſeine Anſichten, ſeine große und kleine Leidensgeſchichte Chriſti, ſeine Fächer, ſeine Parterre, ſeine Verſuchungen des heiligen Antonius, ſein Martyrthum der Unſchuldigen, ſeine ungeſtalten Bettler, das Carrouſel von Nancy, die Anſichten der Brücke: Pont-neuf in Paris, werden ſo lange bewundert und geſucht werden, als es Künſtler und Kunſtkenner geben wird. Seine Neigung zum Komiſchen war ſo groß, daß er daſſelbe ſogar in Darſtellungen heiliger Geſchichten miſchte. Seine burlesken und grotesken Figuren werden nach ihm Callotiſche Fratzen genannt. Wem kommen hier die Phantaſieſtücke in

Callot's Manier nicht in den Sinn? Sein Name hat die Kunſtſprache mit einem Worte bereichert, das der Ritter Boufflers auf des Paters Huſſon ſchlechte Lobrede Callots witzig angewandt hat. Die unverdeutſchbaren Verſe lauten:

De Callot le panégyrique,
Père Husson, était ton ballot;
Tes figures de rhétorique
Sont des figures à Callot.

Calmet (Auguſtin), geboren zu Mesnil-la-Horgne im J. 1672, Benediktiner der Congregation des Heiligen Vannus im J. 1698, ließ bereits in zarter Jugend große Anlage für die Sprachen des Morgenlandes blicken. Nachdem er ſeinen jungen Mitbrüdern Unterricht in Philoſophie und Theologie gegeben hatte, wurde er im J. 1704 nach der Abtei Münſter im Elſaß als Subprior geſandt. Er errichtete hier eine Akademie von 8 bis 10 Geiſtlichen, deren einzige Beſchäftigung das tiefere Erforſchen der heiligen Bücher war. Dort fertigte er zum Theile ſeine Commentare. D. Mabillon und der berühmte Abbé Duguet waren es, die ihn beſtimmten, ſeine Erklärungen nicht in altrömiſcher, ſondern in franzöſiſcher Sprache heraus zu geben. Seine Arbeiten wurden dadurch belohnt, daß ſeine Geſellſchaft ihn zum Abte von St. Leopold zu Nancy im J. 1718, und ſpäter zu Senones in Lothringen im J. 1728 ernannte. Er ſtarb in der letztern Abtey im J. 1757. Benedikt XIII. hatte ihm vergebens ein Bisthum in partibus angeboten. Seine Tugenden ſtanden ſeinen Einſichten gar nicht nach. Er beſaß ein großes Wiſſen, ohne ſtolze Ernſthaftigkeit, und Frömmigkeit, ohne übertreibende Strenge. Sein Charakter war die Milde und Güte ſelbſt. Obgleich der Zauber der Wiſſenſchaften ihn feſſelte, ſo verwahrloſte er keineswegs die Verwaltung des Weltlichen der Abtey; er machte Verſchönerungen, und bereicherte die Bücherſammlung mit nahmhaften Schätzen. Er hat eine Menge Schriften herausgegeben, die ſich alle durch eine ausgebreitete, obgleich weder durch Ordnung, noch Auswahl ſich empfehlende Gelehrſamkeit auszeichnen. Sein vorzüglichſtes Werk iſt ſein Commentaire littéral sur tous les livres de l'ancien et du nouveau Testament. Paris 1707—1716. 23 Bde. d. h. Wortcommentar aller Bücher des alten und neuen Bundes. In Anſehung der Entwickelung des Wortverſtandes beſitzt dieſer Commentar viel Treffliches; myſtiſche und allegoriſche Erklärungen ſind vermieden, und Alles mit einer ſo rückſichtloſen Unbefangenheit auseinander geſetzt, daß dieſe, wenn ſie heut zu Tage ſo auftreten wollte, mächtige Gegner ſich erwecken würde. Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine. Nancy 1728 4 Bde. d. h. Geſchichte von Lothringen ſowohl in kirchlicher, als weltlicher Hinſicht. Dieſe Geſchichte dürfte ungeachtet ihrer Weitſchweifigkeit durch die ſelbſtſtändige Forſchung, durch treue und genaue Angaben ihrem Verfaſſer bleibenden Nachruhm ſichern. Dictionaire historique, critique et chronologique de la Bible. Paris 1722—28 4 Bde. d. h. hiſtoriſches, kritiſches und chronologiſches Wörterbuch der Bibel. Dieſes Werk hat ungemeine Ausbreitung erhalten. Es hat den Forſchungsgeiſt geweckt, und daß es mit der Zeit von ſeiner Brauchbarkeit verlieren mußte, liegt in der Natur ähnlicher Werke. Calmet hat zahlreiche Sammlungen handſchriftlich hinterlaſſen. Denn er pflegte Alles, was ihm bei ſeinem unermüdlichen Leſen merkwürdig erſchien, abzuſchreiben oder abſchreiben zu laſſen. Er legte im J. 1733 auf der königlichen Bibliothek zu Paris eine genaue Abſchrift des Vedam nieder. Bekanntlich eigenen die Nationen Hindoſtans dieſes Buch ihrem Geſetzgeber Brama zu, der es, wie ſie ſagen, aus Gottes eigener Hand erhielt. Da die Braminen keine Abſchrift des Vedam mittheilen dürfen, ſo verſchaffte Calmet ſich dieſelbe vermittelſt eines Bra-

minen, der durch die Bekehrungsanſtalten der Jeſuiten zum chriſtlichen Glauben übergetreten war.

Calonne (Charles Alexandre de), geboren 1734 zu Douay, wo ſein Vater Parlamentspräſident war, widmete ſich dem Advokatenſtande, und wurde bei dem Provinzialkonſeil von Artois angeſtellt. Nachdem er Generalprokurator im Parlament von Douay geweſen war, wurde er Maître des requêtes, 1768 Intendant von Metz, ſpäter in Lille, und nach Maurepas Tode 1783 Finanzminiſter, wo er ſich die äußerſte Mühe gab, die zerrütteten Finanzen wieder herzuſtellen. Da er zu ſeinen Operationen, die Schulden zu vermindern, durch Auflagen auf die beiden erſten Stände, derſelben nöthig hatte, ſchlug er eine Verſammlung der Notablen vor, die auch am 22. Febr. 1787 zu Verſailles ihre erſte Sitzung hielten. Bald jedoch fiel er als Opfer dieſer Maaßregeln, und wurde nach Lothringen verwieſen. Geſchmäht von ſeinen Feinden ging er nach England, reiſte von hier nach Deutſchland, Italien, Rußland, und von da nach London zurück, wo er bis zum Jahre 1802 blieb, und in demſelben Jahre noch (am 29. Oktbr.) zu Paris ſtarb. Er hinterließ eine Menge Schriften, unter denen ſeine Reden und Denkſchriften an die Verſammlung der Notablen den erſten Platz verdienen.

Calprenede (Gautier de Coſtes de la), ein Mann von dichteriſchen Anlagen, wie es zu ſeiner Zeit in Frankreich Wenige gab. Er war der Erſte, den ſeine reiche Phantaſie zur Wiederherſtellung des großen Ritterromans hinriß, und der es wagte, Begebenheiten aus der wahren Geſchichte der Griechen und Römer im Geiſte und in der Manier des ältern Ritterromanes ſo zu bearbeiten, daß nur die Namen griechiſch und römiſch blieben, die Abenteuer ſelbſt aber, die Situationen, und die Charaktere ganz in die romantiſche Ritterzeit fielen. Calprenede, von Geburt ein Gascogner, trat ſchon unter Richelieu ſeine literariſche Laufbahn an. Der Cardinal mochte ihn wohl leiden. Bei Hofe empfahl er ſich zuerſt durch ſein Talent, die Herren und Damen in den Vorzimmern durch mündliche Erzählung romantiſcher Begebenheiten zu unterhalten. Wenn er die Feder in die Hand nahm, floſſen ihm auch die Zeilen ſo ſchnell hin, als ob er geſprochen hätte. Er ſelbſt geſteht, daß er nur flüchtig gearbeitet, und ſich nie bemüht habe, ſeinen Werken eine Bildung zu geben, die nicht der günſtige Augenblick mit ſich brachte. Auf ſeine Trauerſpiele wurde wenig geachtet. Sie blieben gar zu weit hinter denen zurück, durch die Corneille Epoche machte. Aber die Romane von Calprenede wurden, ehe Boileau's krittiſche Geſetzgebung den Geſchmack der Nation feſſelte, von dem franzöſiſchen Publikum mit Entzücken geleſen. Selbſt der Hof fand ſie nicht ermüdend, ſo lang gedehnt ſie auch ſeyn mochten. Calprenede war eine Zeitlang unſtreitig einer der beliebteſten Schriftſteller, die es in Frankreich gegeben hat. Als er ſtarb, im Jahre 1663, konnte er noch nicht ahnen, wie ſchnell ſein Ruhm vorüberſchwinden würde. Auch hat man ihm ſeit dieſer Zeit ſelten Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hätte Calprenede ſeine Phantaſie gehörig zu kultiviren verſtanden, welch ein Dichter wäre er geworden! Aber auch über ihn waltete das Verhängniß, das der ſchönen Literatur der Franzoſen ſeit der Entſtehung ihres klaſſiſchen Styls ſo nachtheilig wurde. Er gehörte zu der extravaganten Partei, die das Genie auf Koſten des Geſchmacks triumphiren laſſen wollte, und eben dadurch der Gegenpartei, die in die Beobachtung der Geſchmacksregeln ihr größtes Verdienſt ſetzte, den Sieg in die Hände ſpielte. Man darf nur einen der weitläuftigen Romane von ihm, zum Beiſpiel die Caſſandra, kennen, um ſogleich den Geiſt gewahr zu werden, von dem die ganze Erfindung beſeelt iſt. Da findet man den Heroismus der Ritterzeit, die ſchwärmeriſchen Extaſen der Liebe, die Kämpfe der Pflicht mit der Lei-

denſchaft, die ſchönen Siege der Großmuth, Redlichkeit und Milde über Gewalt, Betrug, und Barbarei, in echt-romantiſchen Charakteren und Situationen wieder. Die Begebenheiten ſind mit vieler Kunſt in einander verflochten. So gedehnt das Ganze iſt, hat es doch eine wahrhaft poetiſche Haltung. Die Sprache Calprenede's iſt ein wenig monoton, aber gar nicht gemein, und nur ſelten affektirt. Sie iſt, wie die Sprache der ältern Ritterromane, gravitätiſch, umſtändlich, etwas chronikenmäßig, aber auch maleriſch, anmuthig, voll Gefühl und naiver Wahrheit. Mehrere der beſchriebenen Stellen könnten, wenn ſie verſificirt wären, in das ſchönſte Rittergedicht aufgenommen werden. Aber Calprenede iſt dennoch einer der erſten Verfälſcher der Idee des Ritterromans in der franzöſiſchen Literatur. Er vernachläſſigte das Wunderbare, um das Außerordentliche in den natürlichen Begebenheiten mehr hervorzuheben, und die erdichtete Geſchichte der wahren näher zu rücken. Die völlige Romantiſirung der griechiſchen, römiſchen und perſiſchen Geſchichte in den berühmteſten Romanen von Calprenede hat nicht nur an ſich etwas Barockes; ſie hat auch Veranlaſſung gegeben, daß der Ritterroman in der franzöſiſchen Literatur noch ſchneller ſeine alte Unſchuld und mit ihr ſeine poetiſche Natur verlor, und bald ganz in den hiſtoriſchen Roman überging, der die wahre Geſchichte durch erdichtete Zuſätze aufputzt, und gegen das poetiſche Intereſſe faſt noch mehr, als gegen das hiſtoriſche, ſündigt.

Calvarienberg, Golgatha, die Schädelſtätte. Ehedem lag der Calvarienberg vor der Stadt Jeruſalem, auf der Abendſeite, und war der Hinrichtungsort für die zum Tode verurtheilten Verbrecher; und damit das ganze Volk Zeuge der Hinrichtung ſeyn konnte, hatte man zwiſchen der Stadt und dem Berge einen großen Platz freigelaſſen. Der übrige Theil des Berges war von Gärten umgeben, wovon einer dem Joſeph von Arimathea, einem geheimen Jünger des Herrn, zugehörte, woſelbſt er für ſich ein Grab hatte bereiten laſſen, wo der Leichnam des Erlöſers beigeſetzt wurde. Die Juden pflegten nicht die Leichname zu vergraben; ſondern jeder ließ, je nachdem es ſein Vermögen erlaubte, ſich in einem Felſen einen kleinen Behälter oder eiue kleine Höhle aushauen, wo man den Leichnam auf einen ebenfalls aus dem Felſen gehauenen Tiſch hinlegte. Der Eingang wurde alsdann mit einem, gewöhnlich 4 Fuß hohen Stein verſchloſſen. Der Calvarienberg bleibt den Chriſten ewig eine heilige Erinnerung, weil hier der Heiland die Welt mit ſeinem himmliſchen Vater durch den Kreuzestod verſöhnt hat. — Schon die h. Helena, Mutter Conſtantins des Großen, ließ zur Bedeckung des Grabes des Erlöſers einen Theil von der berühmten Kirche zum heiligen Grabe (ſ. Jeruſalem) bauen; aber die darauf folgenden chriſtlichen Fürſten erweiterten ſie dergeſtalt, daß ihr Umfang nun auch den Calvarienberg einſchließt, welcher vom heil. Grabe 50 Schritte entfernt iſt. Den Calvarienberg mit ſeinen weitſchichtigen Gebäuden, umſchließen jetzt die Ringmauern Jeruſalems.

Calvart (Dionys), geboren zu Antwerpen 1565. Als Landſchaftsmaler hatte er bereits anſehnliche Fortſchritte gemacht, als er Italien beſuchte, und in den Schulen von Sabbattini und Fontana die Zeichnung der Figuren erlernte. Hier ſtudirte er den Raphael und andere Muſter im großen Style, und errichtete endlich zu Bologna eine eigne Schule, aus welcher Guido, Albano, Domenichino und viele andere große Meiſter hervorgingen. Seine zu Bologna, ſeinem Todesorte 1619, nachgelaſſenen Gemälde beweiſen, daß er die Perſpektive, die Anatomie und die Baukunſt meiſterhaft ſtudirt hat.

Calvert (Georg), geb. zu Kiplin in Yorckſhire, ſtudirte zu Cambridge die Rechte, bekleidete unter Jakob I. ehrenvolle Poſten, erhielt den Orden

des Hoſenbandes, wurde 1619 Staatsſekretär, und 1625 zum Grafen von Baltimore ernannt; 1624 trat er zur katholiſchen Kirche über. Als Staatsſekretär erhielt er durch eine Parlamentsakte den ſüdlichen Theil von Newfoundland, mußte aber den Beſitz davon, wegen der Nähe der Franzoſen, aufgeben, und gründete dagegen, um ſeinen Religionsverwandten ein ruhiges Aſyl zu verſchaffen, nordwärts von Virginien die Provinz Maryland. Ehe er jedoch von Carl I. die Erlaubniß dazu erhielt, ſtarb er zu London 1632. Sein Sohn Cecil, der Erbe ſeiner Titel, ſetzte das angefangene Unternehmen fort, und gab dem erworbenen Lande, zu Ehren der Königin Henriette Marie, Gemahlin Carls I., den Namen Maryland. Die Kolonie ſelbſt legte jedoch Leonhard Calvert, Bruder Cecil's, den 4. Februar 1634 an.

Calvin (Johann), hieß eigentlich Chauvin, wurde 1509 zu Noyon geboren, wo ſein Vater ein Böttcher war; er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, kaum 12 Jahr alt, erhielt er eine Pfründe am Dome ſeiner Vaterſtadt; im 18ten Jahre erhielt er den Titel und die Einnahme eines Pfarrers, und hatte im 20ten, während er ſeine Studien in Paris fortſetzte, mehrere Pfründen mit anſehnlichen Einkünften. Die kirchlichen Neuerungen hatten auch ihn ergriffen, daher entſagte er dem geiſtlichen Stande, und ſtudirte zu Orleans, und ſpäter zu Bourges die Rechte. Hier ſchloß er eine vertraute Bekanntſchaft mit Melchior Vollmar, einem Deutſchen, der die erſten Keime der neuen Lehre, die ihm ſein Landsmann Pet. Rob. Olivetan in die Seele gelegt hatte, belebte und entwickelte. Zu gleicher Zeit begeiſterte ihn Vollmar für das Studium der griechiſchen Sprache. Von Bourges ging Calvin nach Paris, entſagte ſeinen Pfründen, und gab 1532 Senek a's Schriften: de clementia mit einem Commentar, heraus, wo er ſich zuerſt Johannes Calvinus nannte. Seine Verbindung mit den Anhängern der neuen Lehre, und der Eifer, ihr die Oberhand zu verſchaffen, nöthigten ihn Paris zu verlaſſen, daher begab er ſich nach Angouleme, und von da wanderte er noch einige Zeit ohne Beſtimmung umher, bis er endlich in Baſel 1534 ein ruhiges Aſyl fand. Daſelbſt gab er 1536 ſeine Unterweiſung in der chriſtlichen Religion, anfangs lateiniſch, hernach franzöſiſch heraus. Er hatte dieſes Werk als Apologie ſeiner Glaubensgenoſſen geſchrieben; in ihm legte er ſeine religiöſen Anſichten und Meinungen nieder, und es kann daher als die Stiftungsurkunde der neuen Religion betrachtet werden. Von jetzt an fühlte er in ſich den Beruf, ein Reformator der Religion zu werden. Er reiſete nach Italien, um dort ſeinen Glauben zu predigen; hielt ſich aber dort nur eine kurze Zeit auf, und wagte ſich 1536 wieder nach Paris, welches er aber bald wieder verlaſſen mußte. Auf dem Wege nach Baſel kam er nach Genf, ſchloß ſich dort an den für die Ausbreitung der neuen Lehre äußerſt thätigen Farel an, der übrigens, obwohl ein ſehr mittelmäßiger Kopf, doch ein großer Schreier war. Calvin übernahm hier den theologiſchen Unterricht, und überließ Farel'n die Kanzel. Weil aber Beide zu ſchnell alles Alte abſchaffen und reformiren wollten, ſo entſtanden Empörungen unter dem Volke und theologiſche Streitigkeiten unter den Predigern. Calvin und Farel ſahen ſich genöthigt, Genf zu verlaſſen; ſie flohen nach Bern, und ſuchten und erwarteten hier vergebens, zurückberufen zu werden. Calvin folgte daher einer Einladung Bucers, und wurde Profeſſor der Theologie zu Straßburg, bis ſeine Freunde 1551 ſeine Zurückberufung nach Genf durchſetzten. Die Einführung einer ſtrengen Kirchendiſciplin, die Gründung der Genfer Akademie, und die Errichtung eines Conſiſtoriums, welches über Handlungen und Meinungen tyranniſch richtete, waren ſein Werk, und machten ihn zugleich berühmt und verhaßt. Durch Urtheilsſprüche dieſes geiſt-

lichen Gerichts wurde (um aus vielen nur ein Paar Beiſpiele anzuführen) Jakob Gruet enthauptet, „weil er gottloſe Briefe und unſittliche Verſe geſchrieben, und die Kirchenordnung zu ſtören geſucht habe.“ Mit gleicher Strenge wurde Servet zu Genf 1553 auf Calvins Anklage zum Scheiterhaufen verurtheilt. Das Leben dieſes unglücklichen Opfers kirchlicher Herrſcherwuth hat Heinrich von Allwörden auf Erſuchen des gelehrten Mosheims beſchrieben, und 1728 zu Helmſtädt drucken laſſen. Calvin, der beſorgt war, Servet möge ſeiner Todesart wegen zum Märtyrer erhoben werden, fand es nöthig, ihn durch Beſchuldigungen in Verruf zu bringen, daß er überall keine Religion gehabt habe, und ſchrieb unmenſchlicher Weiſe den Ausdruck ſeiner natürlichen Gefühle bei der Annäherung einer ſo furchtbaren Todesart einer viehiſchen Rohheit zu. Hier ſind Calvin's eigene Worte: „Ceterum, ne male feriati nebulones vecordi hominis pervicacia, quasi martyrio, glorientur, in ejus morte apparuit belluina stupiditas, unde judicium facere liceret, nihil unquam serio in religionem ipsum egisse. Ex quo mors ei denunciata est, nunc attonito similis haerere, nunc alta suspiria edere, nunc instar lymphatici ejulare. Quod postremum tandem sic invaluit, ut tantum, hispanico more, reboaret: Misericordia, Misericordia.“ Calvini Opusc. Ed. Genev. 1597. Man glaubt einen Stoiker, oder einen Veteranen des alten Sparta, reden zu hören, nicht aber einen Lehrer der Religion, welcher Liebe das höchſte Geſetz iſt! — Uebrigens war Calvin ein eben ſo eifriger, durch Correſpondenz und Vielſchreiben eben ſo wirkſamer Mann, als die Wittenbergiſchen Reformatoren, und vielleicht ihnen allen an ſchöner, durch klaſſiſche Literatur geübter Feinheit des Geiſtes weit überlegen. Einen bequemern Mittelpunkt ſeiner Wirkſamkeit hätte er auch nicht treffen können, als Genf; hier konnte der Sammelplatz aller italieniſchen und franzöſiſchen Flüchtlinge ſeyn. Viel leichter ließen ſich in einer ſolchen kleinen Republik ſeine neuen hierarchiſchen Ideen in Wirkſamkeit bringen, als wenn er, wie Luther, unter dem Schutze eines großen Fürſten gelebt hätte. Die neue Univerſität Genf wurde in Kurzem, was ehemals Wittenberg geweſen war, und ſelbſt der melancholiſch-choleriſche Eifer Calvin's, ſo inquiſitoriſch er zu ſeyn ſchien, hat dem Aufkommen derſelben nicht ſo viel geſchadet, als man befürchten ſollte. — Calvin iſt aber ein warnendes Beiſpiel eines Temperamentstheologen. Daß ein ſo aufgeklärter Mann, trotz ſeiner exegetiſchen Kenntniß, trotz Allem, was Verſtand und Herz jedem Menſchen von Gottes Güte ſagt, auf die Meinung einer göttlich willkührlichen Prädeſtination (Vorherbeſtimmung) gewiſſer Menſchen zum ewigen Verderben gerathen konnte, iſt ein trauriger Beweis, wie ſehr oft unſere Ueberzeugungen durch viele zufällige und äußere Umſtände beſtimmt werden, es iſt eine Beſtätigung der Wahrheit, daß der Verſtand des Menſchen hienieden eines Wegweiſers auf den labyrinthiſchen Pfaden alles Wiſſens eben ſo wenig entbehren kann, wie das Kind der Pflege der Amme. Noch trauriger aber iſt die Erfahrung, daß eine ſolche Meinung einen gewiſſen allgemeinen Schwung bekommen habe, und daß Calvin in Theodor Beza einen ihm an Gelehrſamkeit und großem Geiſte faſt gleichen Schüler fand, der dieſer troſtloſen Lehre, die das Verdienſt aller guten Handlungen vernichtet, hartnäckig treu blieb. Es war die Zeit der allgemeinen Revolution über die Gemüther Europas ergangen. Zwingli, Luther, Melanchthon hatten nebſt einer Menge Collegen mit großer Uebereinſtimmung allgemeine Gnade Gottes gelehrt; Calvin und Beza brachten innerhalb 50 Jahren faſt die Hälfte der neuen Kirche auf die gegenſeitige Meinung, und verdrängten unter dem Schutze einiger Fürſten, ſelbſt in einem großen Theile von Deutſchland, den lutheriſchen Lehrbegriff von der

Gnade und den guten Werken, und veranlaßten dadurch die Trennung in der neuen Kirche in 2 Parteien, welche in unſern Tagen eine freundſchaftliche Vereinigung in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands beginnen. Unermüdet thätig, ſeine Kirche durch Schriften und andere Mittel zu befeſtigen, ſtarb Calvin 1584. Sein Charakter war unbiegſam und hart, eigenſinnig und rechthaberiſch; für die Gefühle der Freundſchaft war ſein Herz unempfänglich. Eine Sammlung ſeiner Werke erſchien 1556 zu Genf, und 1667 zu Amſterdam 9 Bde. Fol. Seine Inſtitutionen hat Krummacher jüngſt verdeutſcht herausgegeben.

Calviſius (Sethus) wurde zu Gorſchleben, unweit Sachſenburg in Thüringen, wo ſein Vater, Jakob Kalwitz, als ein armer Landmann lebte, im Jahr 1556 geboren. Seine erſte Ausflucht war in das nächſtgelegene ſchwarzburgiſche Städtchen Frankenhauſen, wo er 3 Jahre lang die Schule beſuchte, und dabei die Anfangsgründe der Singkunſt erlernte. Er beſuchte darauf die Schule zu Magdeburg und die Univerſitäten Helmſtädt, und Leipzig, wo er Muſik-Direktor an der Paulinerkirche wurde. Im Jahr 1582 erhielt er die Cantorſtelle an der Schulpforte, die er bis zum Jahr 1592 bekleidete, als er Cantor an der Thomasſchule ward. Berufungen nach Frankfurt und Wittenberg wurden abgelehnt. Er ſtarb im Jahr 1617 zu Leipzig. Dieſer Gelehrte und Tonkünſtler verdient unſere Aufmerkſamkeit auf ſeine Schickſale und ſeine Werke, da er durch ſein Beiſpiel jenes Vorurtheil ſo ganz zernichtet, als ob die Muſik ihre Liebhaber und Ausüber an gründlicher Erlernung anderer Wiſſenſchaften verhindere. Sein Hauptwerk iſt: Opus chronologicum. Frankfurt 1685. Wie glücklich er in das Chaos, in welchem ſich bis dahin die Zeitrechnung befunden hatte, Licht und Ordnung brachte, bezeugen in früheren Jahrhunderten Skaliger, Caſaubonus und Petavius, und in neuern Zeiten der berühmte ſeeberger Aſtronom Zach alſo: „Dieſer genaue und feurige Forſcher (Calviſius) war kein bloßer Compilator, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen ſind. Er beurtheilte, was er geſammelt hatte. Zum Behufe ſeiner Zeitrechnung hat er nahe an 300 Finſterniſſe benutzt, und ſeine Zuſammenſtellungen der Bewegungen der Himmelskörper mit den geſchichtlichen Zeugniſſen zeugt von eben ſo viel Gelehrſamkeit, als Scharfſinn." Daß Calviſius ſogar mit der Aſtrologie geliebäugelt hat, iſt freilich eine Schwäche; ſie verdient jedoch durch ſein Zeitalter volle Entſchuldigung, denn die Aſtrologie war die waltende Göttin jenes Jahrhunderts, ſie war der Gegenſtand allgemeiner Huldigung. Die Sprache, die in dem größten Theile ſeiner muſikaliſchen Werke herrſcht, iſt die altrömiſche, und ſchön und lauter: 1) Melopoeia, ſive melodiae condendae ratio, quam vulgo muſicam poeticam vocant, ex veris fundamentis exſtructa et explicata. Erfurt 1582. 2) Harmonia cantionum eccleſiaſticarum. Leipzig 1596. 3) Exercitationes muſicae duae. Quarum prior eſt de modis muſicis, quos vulgo tonos vocant, recte cognoſcendis et dijudicandis. Poſterior, de initio et progreſſu muſices, aliisque rebus eo ſpectantibus. Leipzig 1600. Zehn Jahre ſpäter vermehrte er dieſes Buch mit einer dritten exercitatio. In unſerm Jahrhundert hat Roſt das Andenken dieſes Mannes, der außer den genannten Werken noch eine Menge Schriften muſikaliſchen und aſtronomiſchen Inhalts hinterlaſſen hat, in einer eigenen Rede unter dem Titel erneuert: Roſtii oratis ad renovandam Sethi Calviſii memoriam. 1804.

Calypſo, nach Heſiod eine Tochter des Oceanos und der Thetys, nach Homer aber eine Tochter des Atlas. Sie wohnte tief draußen im Meere, auf einer waldigen Inſel, welche die Dichterſage Ogygia nennt, und lebte einſam, geſchieden von Göttern und Menſchen, in einer geräu-

migen Felsgrotte, die ein grünender Hain umſchattete, und ein Weinſtock voll reifer Trauben umrankte Auch ergoſſen vier Quellen ihr kryſtallhelles Waſſer neben einander, und ihre Wohnung war ſo lieblich, daß wohl ein Unſterblicher ihres Anblickes ſich erfreut hätte. Odyſſeus, der an ihre Inſel verſchlagen ward, weilte ſieben Jahre bei ihr, und theilte ihr Lager; ſie wollte ihm Unſterblichkeit gewähren, wenn er ſich entſchlöſſe, auf immer bei ihr zu bleiben; aber die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande und nach ſeiner Gemahlin überwand den Reiz der göttlichen Nymfe, und ſelbſt den eines unſterblichen Lebens. Auf Befehl des Zeus mußte ſie ihn endlich entlaſſen, der den Merkur zu ihr herabſandte. Dieſer fand ſie ſitzen am Heerde, auf welchem eine Flamme von duftendem Holze emporloderte; ſie ſang und wirkte ein Gewebe mit goldener Spule. Nachdem ſie den Merkur mit Nektar und Ambroſia bewirthet, klagte ſie über den Neid der Olympier, die einer andern Gottheit die Liebe zu einem Sterblichen mißgönnten. Sie trieb darauf den Odyſſeus an, ein Schiff zu bauen, und verſah ihn bei ſeiner Abfahrt mit allen möglichen Bedürfniſſen, Calypſo, die zwei Söhne, Nauſinoos und Nauſithoos, von ihm geboren hatte, ſoll darüber vor Gram und Trauer ſtorben ſeyn.

Cambaceres (Jean Jacques Regis), ehemaliger Conſul der franzöſiſchen Republik, Herzog von Parma, Prinz und Reichserzkanzler unter Napoleon, Mitglied des Inſtituts ꝛc. ꝛc., geboren am 18. Okt. 1753 zu Montpellier, ſtammte aus einer alten, aber bürgerlichen Familie, die vorzüglich viele Rechtsgelehrte aufzuweiſen hatte. Er ſelbſt ſtudirte daher ebenfalls die Rechte, und trat im J. 1771 als Rath an die Stelle ſeines Vaters bei der Rechnungs-Kammer in ſeiner Vaterſtadt. So lange die Parlamente die einzigen Vertheidiger der öffentlichen Rechte waren, zeigte er parlamentariſche Grundſätze, und erwarb ſich durch ſein Betragen allgemeine Achtung. Bei dem Ausbruche der Revolution bekannte er ſich zu den Grundſätzen derſelben, wurde im J. 1791 Präſident des Criminal-Tribunals, ſetzte im Herault-Departement die Geſchwornen-Gerichte mit vieler Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit in Thätigkeit, und wurde endlich zum Abgeordneten in dem National-Convent erwählt. Hier betrug er ſich ſehr gemäßigt, und faſt als ſchweigender Beobachter. Nur bei dem Prozeſſe Ludwigs XVI. erhob er ſeine Stimme, und entwickelte in einer ausführlichen Rede die Behauptung, daß die Verſammlung das Recht nicht habe, über den König ein Urtheil zu ſprechen. Das Votum ſelbſt war indeß zweideutig, und er ſcheint, aus Furcht vor der Wuth der Parteien, nur für Aufſchub des Todesurtheils geſtimmt zu haben. Indeſſen hatte er wenigſtens ſo viel durchgeſetzt, daß der unglückliche Monarch mit ſeinen Advokaten und mit ſeiner Familie frei verkehren, und ſich einen beliebigen Beichtvater wählen durfte. Seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. zeigte er ſich etwas ſchüchtern und furchtſam. Er klagte den General Dumouriez des Hochverraths an, nachdem er kurz zuvor ſeine Treue gerühmt. Indeſſen erwarb er ſich durch den bedeutenden Antheil, den er an Abfaſſung des Civil-Geſetzbuches und anderer Geſetzſammlungen hatte, in dieſer Zeit weſentliche Verdienſte um den Staat. An der Revolution des 9. Thermidor hatte er keinen Antheil, wußte ſie jedoch zu benutzen, um die Verſammlung für Ordnung, Frieden und menſchliche Grundſätze zu ſtimmen. Auf den Präſidentenſtuhl des National-Convents berufen, redigirte er in einer Adreſſe an die Franzoſen eine Art von politiſchem Glaubensbekenntniß, welches mit großem Beifall aufgenommen wurde, und hielt zwei merkwürdige Reden, die eine bei der Beiſetzung Rouſſeaus im Pantheon, die andere, um dem Volk den Rückzug der Verbündeten aus dem Gebiete der Republik zu verkündigen. Als er von der Präſidenz abgetreten, erhielt er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm hatte man den Friedensſchluß mit Preußen und mit

Spanien zu danken. Zugleich erhielt er Sitz im Wohlfahrts-Ausſchuſſe, der ihm bis zur Auflöſung des National-Convents immer wieder aufs Neue übertragen wurde, und der in ſeinen Händen ſehr wichtig war. Kein Beſchluß des Ausſchuſſes wurde ohne ſeine Unterſchrift ausgefertigt; auf dieſe Weiſe war er gewiſſer Maaßen Chef des Gouvernements. Bald aber machte ein unvorſichtiger Ausdruck in einem aufgefundenen Briefe ihn des Royalismus verdächtig, und unter dem Vorwande, daß er nicht für des Königs Tod geſtimmt, ward er aus dem Direktorium entfernt, behielt aber doch ſeine Stelle im Rath der 500. Endlich wurde er 1796 auch aus dieſem Rath ausgeſchloſſen, und praktizirte nun als Advokat. Er unterſtützte von ſeinem Erwerb ſeine Familie, namentlich einen mehr als 80jährigen Vater. Indeſſen führte die Geſetzloſigkeit ſelbſt eine Erneuerung des Direktoriums herbei. Sieyes ward Präſident, und auf ſein Zureden trat der Advokat Cambaceres als Juſtizminiſter auf. An der Revolution des 18. Brumaire (9. Nov. 1799) hatte er wenig Antheil. Buonaparte war jedoch ſein alter Bekannter, und glaubte der öffentlichen Meinung ſich dadurch gefällig zu machen, daß er ihn zum zweiten Conſul ernannte. Seitdem war er ein treuer Anhänger und Diener Napoleons, der ſeinen klugen Rath nicht immer befolgte. Namentlich mißrieth er ihm den Feldzug nach Moskau, und rieth im Jahre 1813 zu einem Vergleiche. Unter der Kaiſer-Regierung ward er allmählig Herzog von Parma, franzöſiſcher Reichsfürſt und Reichs-Erzkanzler, Comthur der Ehrenlegion und faſt aller Orden Europas. Nach Napoleons erſter Abdankung zog ſich Cambaceres von allen öffentlichen Geſchäften zurück; er ſchien das Zutrauen der bourboniſchen Dynaſtie nicht zu genießen, gelangte nicht in die Pairskammer, ſondern ward vielmehr in Libellen und durch Carikaturen angegriffen. Dennoch enthielt er ſich ſeit dem 1. Mai 1814 alles Briefwechſels mit Napoleon und deſſen Familie, und ſeine Landung kam ihm ganz unerwartet. Nur auf wiederholten Befehl fand er ſich bei dem zurückgekehrten Kaiſer in den Tuillerien ein, und wurde zur proviſoriſchen Uebernahme des Juſtiz-Miniſteriums von ihm genöthigt. Zugleich wurde er Präſident der Napoleoniſchen Pairskammer. Während der hundert Tage, welche Napoleon nach ſeiner Rückkehr aus Elba wieder auf dem Throne ſaß, kehrte er in ſeine Einſamkeit zurück, aus der er nur hervortrat, als man die Strafe des Hochverraths auch auf ihn anwendete. Nun brachte er ein Jahr in Brüſſel und Amſterdam in der Verbannung zu. Da ſich jedoch ergeben hatte, daß ſein Votum im National-Convent unter die abſolvirenden war gezählt worden, ſo erlaubte ihm Ludwig XVIII., durch Entſcheidung vom 13. Mai 1818, die Rückkehr ins Vaterland, und ſetzte ihn wieder in den Genuß aller ſeiner bürgerlichen Rechte. Er lebte nun unangefochten als Privatmann bis zu ſeinem Tode, 6ten März 1824. In den kritiſchen Epochen der Revolution machte Cambaceres ſich durch die Weisheit ſeiner Grundſätze und die Mäßigung ſeiner Meinungen bemerklich, und war weit entfernt, den Geiſt der Propaganda und der überſpannten Ideen zu begünſtigen. Ein Freund des Friedens und der innern Ruhe, verſäumte er nichts, um die von der Revolution geſchlagenen Wunden zu heilen, und er war der Erſte, welcher ein gemäßigtes Syſtem einführte, von dem der Convent weit entfernt war. Im Beſitz der wichtigſten Stellen hat er weder dem Conſul noch dem Kaiſer Napoleon je andere Rathſchläge ertheilt, als deren Nützlichkeit anerkannt worden, und die, wären ſie befolgt worden, große Uebel abgewendet hätten. In der Abweſenheit des Kaiſers mehrere Male mit der Regierung beauftragt, hatte man ihm nie den Vorwurf zu machen, willkührliche Handlungen begangen, oder die konſtitutionellen Bürgſchaften verletzt zu haben. Unter ſeiner Autorität war Perſon und Eigenthum geachtet; er hat nicht ein einziges Individuum einſperren laſſen. Einen

bleibenden Ruhm in der Geſchichte muß es ihm erwerben, daß er der Erſte war, der den blutigen und unbändigen National-Convent zur Mäßigung zurückzuführen vermocht hat.

Cambray, Kameryk, der Hauptort eines Bezirks im franzöſiſchen Nord-Departement; eine Feſtung auf beiden Seiten der obern Schelde in Hennegau. Sie hat eine große, ſtarke Zitadelle an der Südoſtſeite, übrigens vernachläſſigte Werke. Hier wird das feinſte Leinenzeug, Kammertuch genannt, verfertigt, und die hieſigen Bleichen ſind berühmt. Fenelons Denkmal iſt in hieſiger Cathedralkirche zu ſehen. Die Stadt hat 1300 Häuſer mit 14.000 Einwohnern.

Cambridge, die Hauptſtadt in der Grafſchaft gleiches Namens, liegt am Cam, in einer fruchtbaren Gegend von England, deren Butter und Safran ſich vorzüglich auszeichnen; ſie hat 10.000 Einwohner, und iſt beſonders durch ihre Univerſität merkwürdig, die ſchon 630 geſtiftet worden ſeyn ſoll, aber 1280 ihre jetzige Einrichtung erhielt, und im Jahre 1824 die Zahl von 4.489 Studirenden hatte. Unter den 12 Collegien dieſer Stadt zeichnet ſich das Trinity Collegium beſonders aus. Es hat 4 Hallen, worin 1.100 Studenten unter Aufſicht wohnen, 2 Bibliotheken, eine Gemäldegallerie und Kupferſtichſammlung, und zugleich mit der Stadt das Recht, ſeine eigenen Deputirten ins Parlament zu ſchicken. In der Nähe der Stadt, beim Zuſammenfluß der Stour und Cam, wird jährlich die berühmte Meſſe gehalten. Hier iſt der Geburtsort des Orientaliſten Edmund Caſtell († 1685). Unter den Gebäuden ſteht die berühmte Capelle des King's College oben an. Man erſtaunt ob der Ausführung dieſes gothiſchen Gebäudes, deſſen Schönheit, Größe und Leichtigkeit nicht ſeines Gleichen in England hat.

Cameen nennt man gewöhnlich erhaben geſchnittene Steine, wo die Grundlage von einer andern Farbe iſt, als die darauf eingegrabene Figur. Da nun der Onyx unter den Achaten vorzüglich ſolche regelmäßige Lagen hat, ſo hat man die erhaben geſchnittenen Steine überhaupt hiervon benannt. Leſſing leitet dieſen Namen, nach den alten Mineralogen, von Gemmenhü ab, welches das abgekürzte Gemma Onychia bezeichnet. Sardonyx heißt der Camee, wenn er dreierlei Farben hat, nämlich zwei des Onyx, und die dritte des Sarder. Die Cameen werden mit dem nämlichen Inſtrument, wie die tiefgeſchnittenen Steine, nämlich mit dem Rade und der Diamantſpitze gearbeitet, allein ſie verlangen einen geübtern Künſtler, als jene. Da bei den tiefgeſchnittenen Steinen die vorzüglichſte Arbeit darin beſteht, Aushöhlungen und Vertiefungen hervorzubringen, ſo hilft die Beſchaffenheit der konvexen Inſtrumente zu dieſem Endzweck. Bei den erhaben geſchnittenen Steinen aber, wo man runde und konvexe Theile hervorzubringen ſucht, widerſetzt ſich das Inſtrument, das ſelbſt konvex iſt, und weil es immer nur an einem Orte greift, ſo wird die Behandlung des fließenden und runden Contours in der ganzen Oberfläche des Körpers, der ausgedrückt werden ſoll, höchſt ſchwierig. Dieſe beſondere Unbehülflichkeit im Gebrauch der Inſtrumente iſt vielleicht Miturſache, warum ſo viele antike Cameen nicht rein ausgearbeitet und vollkommen beendigt ſind; oft aber war es bloß Eilfertigkeit und Ermüdung, bisweilen Unwiſſenheit des Künſtlers, welches der Vollendung entgegenſtand. Bei den Cameen gilt vorzüglich das, was Plinius von den alten Künſtlern ſagt, daß ſie oft, wenn ihre Augen von der anſtrengenden Arbeit ermüdeten, zur Bearbeitung des Smaragds übergingen, um durch deſſen angenehmes Grün ihre Augen wieder zu ſtärken. Man ſollte glauben, die am Erhabenſten gehaltenen Figuren wären von den Alten am Meiſterhafteſten ausgearbeitet, weil der Künſtler dort Raum hatte, ſein Talent zu zeigen; doch dieſes iſt gerade das Gegentheil; denn man findet unter den flachgehaltenen Figuren das größte Detail und den meiſten Verſtand in der Zeichnung. Eine der feinſten dieſer Art iſt

der Camee, der ſich in dem Kabinette der Herzoge von Devonshire befindet, und die Entwendung des Palladiums vorſtellt. Weil ſich ſehr wenige erhaben gearbeitete Steine aus dem Alterthum vollkommen erhalten haben, ſo muß man Acht haben, ob ſie nicht irgendwo ergänzt ſind. Zu einem vollkommenen Camee gehört ferner, daß die Farben des Grundes und der Figuren ſich durchaus rein von einander abſchneiden, und Nichts von der einen in die andere läuft. Bei den Alten waren die Cameen meiſtentheils Bedürfniſſe des Schmuckes; ſie beſetzten ihre Spangen, Gürtel, Armbänder und Schuhe damit. Auch die Trinkgeſchirre wurden damit ausgeziert. Der berühmteſte Camee iſt der große Achat aus der St. Chapelle zu Paris. Er iſt einen Pariſer Fuß hoch, und 10 Zoll breit. Er war unter den Reliquien dieſer Kirche begraben, und man hielt ihn für einen Triumph Joſephs in Aegypten. Wie dieſer Camee nach Frankreich gekommen, weiß man nicht. Nur iſt geſchichtlich erwieſen, daß König Carl V. ihn dieſer Kapelle ſchenkte. Der berühmte Peiresc erklärte ihn auf den erſten Blick für eine Apotheoſe des Auguſtus; Triſtan hingegen glaubte, daß er den Triumph vorſtelle, den Germanicus, nach dem Siege über die Germanen, unter Tiberius, hielt. Gaſſendi ſuchte nachher in dem Leben des Peiresc deſſen Meinung zu erläutern und zu vertheidigen, und ſo entſpann ſich zwiſchen ihm und Triſtan ein gelehrter antiquariſcher Streit, der für jeden Alterthumsforſcher höchſt nützlich und lehrreich iſt. Die Aehnlichkeit der Köpfe trifft nicht ganz mit denen auf den Münzen überein, dieſes gab die Veranlaſſung zu dem wichtigen Streite. ImGanzen verfehlt man wohl nicht die Wahrheit, wenn man die 25 Figuren auf die em Camee für die Darſtellung der kaiſerlichen Familie zu den Zeiten des Tiberius hält. Ein anderer berühmter Camee wird in dem Schatze zu Wien aufbewahrt; er hat weniger Figuren, übertrifft aber, in Betreff der Anordnung, der Reinheit der Zeichnung und der vortrefflichen Ausführung, den erſten weit. Er iſt wahrſcheinlich ein Werk des berühmten Dioskurides, der zu den Zeiten des Auguſtus lebte. Er war auch früherhin in Frankreich, und kam erſt unter Kaiſer Rudolph II. nach Wien, der ihn für 12.000 Dukaten gekauft haben ſoll. Philipp der Schöne, König von Frankreich, hatte ihn von den Johanniterrittern zu Jeruſalem erhalten, und ihn nachher dem Nonnenkloſter zu Poiſſy geſchenkt. Der große Rubens hat ihn nach einem Schwefelabdrucke, den Peiresc davon hatte, zeichnen und ſtechen laſſen, und ſein Sohn Albert hat nachher die Erklärung davon bekannt gemacht: Auguſtus hält als Jupiter den Scepter und den Augurſtab, und ſitzt, ungefähr wie in dem Pariſer Camee, neben der Livia, die als Schutzgöttin Roms abgebildet iſt. Ueber ihm ſieht man das Zeichen des Capricornus; Neptun und Cybele ſtehen hinter ſeinem Throne, beſchäftigt, ihn zu krönen. Agrippina, Gemahlin des Germanicus Cäſar iſt unter dem Bilde der Felicitas Publica mit einem Füllhorn dargeſtellt, und hat zwei Kinder neben ſich; auf der andern Seite iſt Germanicus als Triumphator mit der Prätexta bekleidet, und ſcheint von einem Triumphwagen herunterzuſteigen. Unten ſieht man überwundene Dalmatier, Siegeszeichen und dergl.

Camellie (Japaniſche). Dieſer in Mode ſtehende, 4 — 6 Fuß hohe, immergrüne Strauch, mit eirund-lanzettfömigen, dunkelgrün glänzenden Blättern, trägt vom Februar an bis zum April eine Menge großer rother Blumen, welche ihm ein ungemein prachtvolles Anſehen geben; man wintert ihn bei 4 — 8 Grad Wärme durch. Eine mit Sand vermiſchte Dammerde iſt ihm am Zuträglichſten; er liebt viel Sonne und mäßig begoſſen zu ſeyn. Die Vermehrung deſſelben geſchieht durchs Ablegen mittelſt eines Einſchnittes, in kleinen, dazu angebrachten Töpfen; man muß die Ableger

aber 2 Jahre mit dem Mutterſtamme vereinigt laſſen, weil ſie ſchwer Wurzeln zu machen pflegen. Es giebt herrliche Abänderungen dieſer Camellie mit gefüllten weißen und gelben Blumen. Japan und China ſind das Vaterland derſelben.

Camera obſcura, eine optiſche Vorrichtung, in welcher das durch eine Oeffnung und durch eine darin angebrachte konvexe Linſe einfallende äußere Licht die Bilder der vorliegenden äußern Gegenſtände auf eine weiße Fläche, mittelſt eines Spiegels, reflektirt, und alle dieſe Gegenſtände in ihrer Farbe, Geſtalt und Bewegung deutlich, aber verkleinert, abbildet. Sie dient nicht nur zur Unterhaltung, ſondern auch zur Miniaturmalerei von Landſchaften, ſo daß kein Landſchaftsmaler eine Landſchaft genauer, als mit dieſem Hülfsmittel aufnehmen kann. Man ſetzt ſich dieſelbe zuſammen, indem man die Lichtſtrahlen durch eine Linſe ſammelt, ſie in einem finſtern Kaſten auf einen Spiegel fallen läßt, und das Bild, was der Spiegel zurückwirft, auf einem weißen Papiere oder einer matten Glastafel auffängt. — Die Camera clara, ein von Reinthaler erfundenes optiſches Inſtrument, hat den Vortheil, daß der abzubildende Gegenſtand nicht braucht von der Sonne beſchienen zu werden. Sie iſt bei hellem und trübem Wetter gleich gut zu gebrauchen; ſie zeigt alle Gegenſtände mit großer Beſtimmtheit, und erſetzt ſo die Mängel der Camera obſcura.

Camerarius (Joachim I., oder der Aeltere), einer der gelehrteſten Männer des 16ten Jahrhunderts, geb. zu Bamberg 1500, ſtudirte zu Leipzig, Erfurt und Wittenberg, und wurde in letzterm Orte vertrauter Freund Melanchthons, auf deſſen Empfehlung er Lehrer der lateiniſchen und griechiſchen Sprache an der neuerrichteten Schule zu Nürnberg wurde. Der Herzog Ulrich von Würtemberg berief ihn 1536 auf die eben erſt geſtiftete Univerſität Tübingen, von wo er 1541 einem Rufe nach Leipzig folgte, und daſelbſt 1574 ſtarb. Seinen alten Familiennamen Liebhard verwandelte er in Camerarius, weil ſeine Vorfahren am Hofe Kammermeiſter geweſen waren. Er hinterließ faſt 150 Schriften, meiſtens Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, lateiniſche und griechiſche Gedichte, und 11 Bücher vertrauter Briefe.

Camerti (Varino) genannt Phavorinus, auch Vavorinus. Nach der Angabe eines wohlunterrichteten Geſchichtſchreibers (Zeno Giornale d'Italia XIX. 91) ſoll er gleich nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts geboren ſeyn. Er hatte das Glück, im Griechiſchen und Lateiniſchen von Politian unterrichtet zu werden, der in einem ſeiner Briefe die Fortſchritte dieſes Schülers höchlich rühmt; und dieſen Vortheil benutzte er ſo emſig, daß kaum ein geborner Grieche ſeine Sprache beſſer verſtehen konnte. Während ſeines Aufenthalts in Florenz ſcheint er dem Dienſte der Mediceiſchen Familie ſich ganz gewidmet zu haben. Auch ſchloß er damals mit Julius von Medici, dem nachmaligen Papſte Clemens VII., vertraute Freundſchaft, die bis zum Tode dieſes Letzteren ununterbrochen fortdauerte. Das erſte von Camerti herausgegebene Werk war eine Sammlung von Abhandlungen über griechiſche Sprachlehre, welche er mit unglaublicher Mühe aus den Ueberbleibſeln der Schriften von 34 auf den Titeln benannten alten Sprachforſchern geſammelt hatte. Bei dieſer Sammlung half ihm Carl Antinori, und Politian ſelbſt, der ihm noch überdieß die Ehre erzeigte, dieſem Buche ein Empfehlungsſchreiben und ein an ihn gerichtetes griechiſches Sinngedicht vordrucken zu laſſen. Den Verlag übernahm Aldus Manutius, und ihn unterſtützte dabei der berühmte Urbanus Valerianus, ein thätiger und glücklicher Beförderer der griechiſchen Literatur. Die erſte Ausgabe dieſes Werkes erſchien im Jahre 1496, und wird mit Recht für das ſchönſte Buch gehalten, welches Aldus hat drucken laſſen. Spätere

Sprachlehrer nennen dieſe Sammlung mit vielem Lobe, und man behauptet, ſie habe dem gelehrten Budäus bei ſeinen Erläuterungen über die griechiſche Sprache große Dienſte geleiſtet. Indeſſen war es dem unermüdeten Heinrich Etienne (Stephanus) aufbehalten, den Bau zu vollenden, zu welchem Camerti den Grund gelegt hatte. Dieß that er in ſeinem Thesaurus linguae graecae, der für die vollſtändigſte Sprachlehre gehalten wird, die je über irgend eine Sprache geſchrieben iſt, deren Titel und Anlage er jedoch dem Camerti abgeborgt hat. Camerti, der ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte, und in den Orden der Benediktiner getreten war, erhielt im J. 1512 von Leo X., als er noch Cardinal war, die Aufſicht über deſſen Bücherſammlung, in welchem Amte er auch nach Leo's Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl blieb. Die Bücherſammlung, welche der Cardinal in Rom aufgeſtellt hatte, war im Jahre 1508 durch die von ſeinen Vorfahren in Florenz geſammelte Bibliothek vermehrt worden, welche nach ihrer Verbannung im J. 1494 confiſcirt, und für drei tauſend goldene Dukaten an das Kloſter des heiligen Marcus verkauft worden war. Von den Mönchen dieſes Kloſters, die entweder wirklich, oder doch ihrem Vorgeben nach, Geld zur Bezahlung ihrer Schulden nöthig hatten, erſtand ſie der Cardinal für einen billigen Preis, und ließ ſie nach Rom bringen, wo ſie jedoch immer von der Vaticaniſchen abgeſondert blieb, und als Eigenthum des Hauſes Medici betrachtet wurde. Im J. 1514 gab der Papſt dem Camerti das Biſthum Nocera, welchem er mit großem Ruhme über 23 Jahre vorſtand. Camerti ſtarb zu Nocera im J. 1537, und wurde in der Kapelle des heil. Nenantius beigeſetzt, wo man ihm ein prächtiges Denkmal errichtete, auf welchem ſein Standbild in einer lehnenden Stellung befindlich iſt. Unter demſelben ſtehen vier griechiſche Inſchriften, deren eine von Politian auch vor dem Thesaurus des Camerti abgedruckt iſt. — Der Briefwechſel, welcher bei Camertis Lebzeiten zwiſchen Rom und Florenz Statt hatte, lieferte häufige Beweiſe von dem Anſehen, in welchem das Urtheil dieſes Gelehrten über Literatur und alte Schriftſteller bei ſeinen Zeitgenoſſen ſtand. Auch veranlaßte die hohe Achtung, welche der Papſt für ihn hegte, Viele, die vom römiſchen Hofe Gnadenbezeugungen ſuchten, ſich an ihn zu wenden. So wurde unter andern vorzüglich durch ſeine Fürſprache Joh. Maria Varani, Herr von Camerino, durch den Papſt zum erſten Herzoge dieſes Namens erhoben, und das Dekret darüber am 30. April 1515 im Cardinalscollegium ausgefertigt. Der Cardinal Innocentius Cibò wurde von Rom abgeſchickt, um ihm den herzoglichen Hut aufzuſetzen, und einer dieſer beiden Biſchöfe, die ihn dahin begleiteten, war Camerti, der die Ehre hatte, bei dieſer Gelegenheit die hohe Meſſe zu leſen, und dem Herzoge ſowohl die Zeichen dieſer neuen Würde, als auch die eines römiſchen Präfekten, und eines Grafen von Sinigaglia zu überreichen. Zunächſt nach dem obenbenannten Werke gab Camerti eine lateiniſche Ueberſetzung griechiſcher Apothegmen von verſchiedenen Verfaſſern heraus, welche Stobäus geſammelt hatte. Dieß Buch iſt Leo X. zugeeignet, und zu Rom 1517 gedruckt. Eine zweite Ausgabe deſſelben erſchien zu Rom 1519 unter einem ganz andern Titel, und dieſe wurde zu Cracau 1529 mit einem lateiniſchen Sinngedichte, welches ein gelehrter Pole zum Lobe des Verfaſſers verfertigte, noch einmal abgedruckt. Das größte Werk aber, welches das Andenken des Camerti auf unſere Zeiten fortgepflanzt hat, und ihm immer einen ehrenvollen Platz unter den Beförderern der griechiſchen Literatur zuſichern wird, iſt ſein griechiſches Wörterbuch, welches nach einer vieljährigen Arbeit noch bei Lebzeiten des Papſtes Leo X. fertig, und von dieſem mit einem Verbote gegen den Nachdruck verſehen wurde. Dennoch erſchien es erſt unter der Regierung Adrians VI. im J. 1525 zu

Rom, aus der Preſſe des Zacharias Kallierguſ. Zwar hatte Camerti in dieſem Fache ſchon einen Vorgänger gehabt, den Johann Craſto, einen Carmelitermönch, deſſen Werk aber ſo mangelhaft iſt, daß Camerti billig für den erſten Verfaſſer eines brauchbaren und zuverläſſigen griechiſchen Wörterbuchs gehalten wird. Der Werth dieſes Werks wird auch ſehr ſichtbar von Heinrich Stephanus anerkannt, wenn gleich nicht mit ausdrücklichen Worten, doch noch unverkennbarer dadurch, daß er daraus ganze Stellen wörtlich abgeſchrieben, und ſeinem größeren Wörterbuch einverleibt hat. Camerti ſetzte ſeinem Werke eine Zueignungsſchrift an den Cardinal Julius v. Medici, den nachmaligen Papſt Clemens VII., voran. Eine zweite Ausgabe dieſes Wörterbuchs zu iſt Baſel 1538 gedruckt, und ungeachtet mehrerer ähnlicher Werke, die ſeitdem herausgekommen ſind, und deren Verfaſſer den Camerti unbedenklich ſehr ſtark benutzt haben, wurde dennoch ſein Buch abermals zu Venedig 1712 von Anton Bartoli in einer berichtigten und niedlichen Ausgabe neu aufgelegt, und behauptet noch immer ſeinen rühmlichen Platz unter den mühſamen Sammlungen, wovon es das erſte Muſter war.

Camillus (Marcus Furius). In der großen Schlacht, welche die Römer gegen die Volsker und Aequer ſchlugen, trat der bisher noch unbekannte Furius Camillus ans Licht hervor, und gab dem Geſchlecht der Furier, durch ſein ausgezeichnetes Benehmen, unter den Befehlen des Diktators Poſthumius Tubertus, den Glanz, der ſich bis auf die ſpäteſten Nachkommen übertrug. Das dankbare Vaterland belohnte ihn mit der Würde eines Cenſors, ein Amt, welches zu damaliger Zeit in großem Anſehen ſtand. Als Camillus auf ſeiner angetretenen ehrenvollen Laufbahn zum 2ten Male die Würde eines Obriſten bei der Armee erhalten hatte, traf ihn das Loos, gegen die Falisker und Capenaten, welche während der Belagerung von Veji häufig in das römiſche Gebiet einfielen, zu Felde zu ziehen. Er nöthigte ſie, ſich mit vielem Verluſte zurück zu ziehen. Im 10ten Jahre der Belagerung von Veji ernannte ihn der Senat zum Diktator. Als er dies Amt übernommen hatte, legte er ein Gelübde ab, der Göttin Juno einen Tempel zu erbauen, wenn er den Krieg glücklich beenden würde. Er wählte den Cornelius Scipio zum General der Reiterei, und zog nun abermals gegen die Falisker und Capenaten, die er in einer bedeutenden Schlacht ſchlug, und ſich dann gegen Veji wandte. Nach vollendeter Vorbereitung zum Angriff dieſer Stadt, wurde ſie mit Sturm genommen, und eine unermeßliche Beute gemacht. Camillus, ſo erzählt Plutarch, welcher vom Schloſſe herab der Plünderung zuſah, ſtand anfänglich voller Thränen da, und als die Umſtehenden ihm zur Einnahme der Stadt Glück wünſchten, hob er die Hände gegen Himmel, und betete: „Großer Zeus, und alle Ihr Götter, die Ihr die guten und böſen Thaten beobachtet, Ihr wißt es, daß wir Römer nicht auf eine ungerechte Art, ſondern durch die Nothwendigkeit gedrungen, gegen dieſe Stadt der feindſeligen und ungerechten Menſchen ins Feld gezogen ſind. Soll uns aber eine Strafe wegen dieſes gegenwärtigen großen Glücks treffen, ſo flehe ich, ſchont die Stadt und das römiſche Heer, laßt mich die Strafe, ſo gemildert ſie ſeyn kann, treffen." — Indem er ſich nach dieſem Gebete herumdrehen wollte, fiel er. Die Anweſenden erſchracken, er aber ſtand wieder auf, und ſagte: „es ſey ihm nach ſeinem Wunſche bei dem großen Glück ein kleiner Unfall begegnet." — Durch ſeinen angenommenen Stolz nicht allein, ſondern auch dadurch, daß er dem Vorſchlage, ſowohl den Senat, als das Volk in zwei Theile zu theilen, davon der eine Theil in Rom bleiben, der andere aber, den das Loos träfe, in die eroberte Stadt Veji ziehen ſollte, entgegen war, zog er ſich den Haß der Bürger zu, der ſich dadurch noch vermehrte, daß ſie nach been-

digtem Krieg den 10ten Theil der Beute wieder herausgeben mußten. — Indem wiederum entſtehenden Krieg gegen die Falisker erhielt Camillus abermals das Kommando der Armee. Er brach in das Gebiet der Falisker ein, und belagerte die Stadt Phalerii, welche ſtark befeſtigt, und mit allen nöthigen Kriegsbedürfniſſen verſehen war. — Durch ſein edelmüthiges Benehmen bei dem ſchändlichen Verrath des Stadtlehrers von Phalerii, erwarb er ſich die Bewunderung der Bewohner, die alſobald ihre Stadt übergaben. Es hatte nämlich dieſer Lehrer alle ſeine Zöglinge zum Camillus herbei geführt, ſie ihm als Geißeln zu übergeben. „Ich bin, ſagte er zu Camillus, der Lehrer aus der Stadt, ich ziehe deine Gnade meiner Pflicht vor, ich überliefere Dir in dieſen Kindern hier die Stadt." Camillus entſetzte ſich über eine ſo abſcheuliche That, und ſagte zu den Umſtehenden: „Der Krieg iſt ein Uebel, und mit vielen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten verbunden, aber auch im Kriege giebt es für den Rechtſchaffenen Geſetze. Man muß den Sieg nicht dadurch zu erlangen ſuchen, daß man aus ſchändlichen und ungerechten Handlungen Vortheile zieht. Ein Feldherr muß den Krieg durch eigne Tapferkeit, nicht durch fremde Bosheit führen." Hierauf ließ er dem Schulmeiſter die Kleider abziehn, die Hände auf den Rücken binden, den Kindern Geißeln und Stöcke geben, und befahl ihnen, damit den Verräther vor ſich her in die Stadt zu peitſchen. Die Abgeordneten der Stadt Phalerii, welche wegen der Uebergabe mit dem römiſchen Senat unterhandelten, ſagten: „Die Römer haben uns dadurch, daß ſie die Gerechtigkeit höher achteten, als den Sieg, bewogen, lieber beſiegt als frei zu ſeyn. Wir halten uns nicht ſo ſehr von der Macht überwältiget, als wir geſtehen, von eurer Großmuth überwunden zu ſeyn." Der Haß des Volkes wuchs durch dieſe That noch mehr, denn es verlor dadurch die Beute, die es durch die Plünderung der Stadt zu machen gehofft hatte. Camillus ſah die Folge dieſes Haſſes voraus, und verließ daher, ehe noch ein Urtheil über ihn ausgeſprochen war, freiwillig die Stadt, und bat die Götter, dem Volke ſeine Ungerechtigkeit recht bald fühlen zu laſſen, damit er Gelegenheit habe, ſeinem Vaterlande durch ſeine Dienſte wiederum nützlich zu werden. Sein Wunſch wurde nur allzubald erfüllt. Die Gallier drangen mit Macht gegen Rom vor, nachdem ſie die Römer am Fluſſe Allia aufs Haupt geſchlagen, und in die Flucht getrieben hatten. Schon am dritten Tage nach der Schlacht ſtand Brennus (ſ. d. Art.) und ſeine Gallier vor den offenen Thoren Roms, und zog in die von Menſchen leere Stadt, plünderte und zerſtörte ſie, und ſchickte ſich zur Belagerung des Capitoliums an. Wegen Mangels an Proviant theilte er ſeine Truppen, und ſchickte verſchiedene Corps zur Fouragirung in die benachbarte Gegend. Eins von dieſen Corps zog gegen Ardea, wo ſich Camillus aufhielt. Dieſer, um die der Stadt drohenden Gefahr abzuwehren, bewaffnete mit Bewilligung der obrigkeitlichen Perſonen die ſtreitbare Jugend, überfiel ein Corps der Gallier, das ſich unweit Ardea in der größten Sorgloſigkeit gelagert hatte, und brachte ihm eine große Niederlage bei. Der Ruf von dieſer Begebenheit breitete ſich ſehr bald in die umliegenden Städte aus, und bewog viele junge Leute, ſich zum Camillus zu begeben. Beſonders kamen diejenigen nun herbei, die ſich aus der Schlacht am Allia gerettet hatten, und ſich zu Veji aufhielten. Sie trugen dem Camillus an, ihr Feldherr zu werden, er aber lehnte es unter dem Vorwande ab, das Anerbieten nicht ohne Beſtätigung des Senats auf dem Capitolium annehmen zu können. Durch den entſchloſſenen Pontius Cominius, der ſich durch die Feinde hindurch aufs Capitolium geſchlichen hatte, erhielt Camillus die Genehmigung des Senats und zugleich die Würde des Diktators, und ſtand nun nicht mehr an, die Wünſche der in Maſſe verſammelten Bewaffneten zu erfüllen. Während dieſer Zeit waren die Umſtände der Belagerten auf

dem Capitolium immer ſchlimmer geworden, und ſie ſahen ſich nothgedrungen, mit den Galliern Unterhandlungen zu beginnen. Schon lag das zu ihrer Loskaufung beſtimmte Gold auf der Wagſchale, als plötzlich Camillus mit den Tapferſten ſeines Heers erſchien. Er brach die Unterhandlungen ab, indem er ſagte: „Die Römer pflegen ihr Vaterland nicht mit Gold, ſondern mit Eiſen zu erhalten.“ Zu dem König der Gallier, der ſich darüber beſchwerte, ſagte er: „Der Friede den Ihr abgeſchloſſen habt, iſt ungültig, denn er iſt mit Perſonen abgeſchloſſen worden, die von mir, dem Diktator, nicht bevollmächtigt geweſen ſind. Ich komme als ein geſetzmäßiger Befehlshaber, denen Verzeihung zu ertheilen, die darum bitten, die Ungerechten aber, wenn ſie nicht Reue bezeugen, zu beſtrafen.“ Brennus griff zu den Waffen. Das Gefecht wurde allgemein, von beiden Seiten fielen Opfer; endlich zog Brennus ſich, da er einſah, daß er gegen Camillus nichts ausrichten würde, bis an den gablniſchen Weg zurück. Camillus ereilte die Gallier mit ſeiner wohlgeordneten Armee, ſchlug ſie in einer hartnäckigen Schlacht, und bemächtigte ſich ihres Lagers. So wurde Rom, nachdem es 7 Monate in der Gewalt der Feinde geweſen war, durch die Klugheit und Tapferkeit des Camillus gerettet. Camillus hielt einen glänzenden Triumph, als Erretter des Vaterlandes, denn er hatte Rom nach Rom zurück gebracht. Die Einwohner der Stadt, die mit ihren Weibern und Kindern ſie verlaſſen hatten, folgten ſeinem Triumphwagen nach. Und diejenigen, die auf dem Capitolium belagert worden, und beinahe vor Hunger umgekommen waren, gingen den Ankommenden entgegen, umarmten ſie, und weinten vor Freude über die unglaubliche Begebenheit. Die Prieſter und Tempelhüter brachten die Heiligthümer, die ſie entweder bei ihrer Flucht vergraben oder mit ſich weggenommen hatten, wieder gerettet hervor, und zeigten ihren Mitbürgern, die ſie mit Freuden empfingen, den erwünſchten Anblick. Es ſchien als wären die Götter ſelbſt wieder nach Rom zurück gekommen. Bei dem Wiederaufbau Roms warf das Volk abermals ſeinen Haß auf Camillus, da es lieber nach der Stadt Veji gezogen wäre, als daß es aus den Ruinen mit großer Mühe neue Gebäude aufführen ſollte. Noch ſtanden die Römer in voller Arbeit, Rom aus den Trümmern wieder aufſtehen zu laſſen, als ſie abermals in einen Krieg verwickelt wurden. Die Aequer, Volsker und Lateiner fielen in ihr Land, und die Hetrurier belagerten zu gleicher Zeit Sutrium, eine mit den Römern verbündete Stadt. Die Generale, welche wider den Feind waren geſchickt worden, und ſich auf dem Berge Martius gelagert hatten, wurden von den Lateinern umzingelt, und kamen in Gefahr, ihre Armee zu verlieren. Sie ſchickten nach Rom, und verlangten Hülfe; da wählte man den Camillus zum dritten Male zum Diktator. – Bei der Nachricht, daß die römiſchen Generale von den Lateinern und Volskern eingeſchloſſen wären, bewaffnete Camillus Alt und Jung, dann zog er auf Umwegen den Feinden im Rücken, und ſchlug ſein Lager auf. Seine Ankunft machte er den Eingeſchloſſenen durch eine Menge von Wachtfeuern bekannt, und flößte ihnen dadurch Muth ein, den Feind vom Berge herab anzugreifen; dieſer aber hielt den Angriff nicht aus, ſondern zog ſich in ſein befeſtigtes Lager zurück, um auf dieſem Wege Hülfe zu erwarten. Camillus wartete dieſe Hülfe aber nicht ab, ſondern ließ viele Holzhaufen aufrichten, und führte ſeine Armee mit Anbruch des Tages dem Lager zu. Ein Theil mußte auf einer Seite die Feinde mit Pfeilen angreifen, und ein großes Geſchrei erheben. Er ſelbſt führte einen Theil an, der die aufgerichteten Holzhaufen anbrennen, und eine Menge Feuerbrände auf den Wall werfen mußte. Die Flamme nahm bald überhand, da ſie in den Palliſaden Nahrung fand, und breitete ſich immer mehr aus, indem die Lateiner nichts hatten, wodurch ſie dem Feuer Einhalt thun konnten. Das ganze Lager ſtand ſchon im Feuer, da

wagten die Lateiner einen Ausfall, der aber zu nichts führte, als daß ſie, Statt zu verbrennen, von den tapfern Schwertern der Römer niedergehauen wurden. Nachdem das Lager erobert war, zog Camillus mit einem Theil der Armee in des Feindes Land, und ließ ſeinen Sohn Lucius mit einem andern Theil zurück, die Gefangenen und die Beute zu bewachen. Er nahm dann die Stadt der Aequer ein, zwang die Volsker, ſich zu ergeben, und eilte dann gegen die von den Hetruriern belagerte Stadt Sutrium, um ſie zu entſetzen. Bei ſeiner Ankunft erfuhr er aber, daß die Einwohner ihre Stadt bereits übergeben hatten. Deſſen ungeachtet rückte er vor Sutrium, und nahm die von dem ſorgloſen Feind faſt gänzlich unbewachte Stadt ohne viele Mühe ein. Der Triumph, den Camillus dieſer Siege wegen hielt, war nicht minder glänzend, als die vorhergehenden, und ſelbſt ſeine Feinde, unter denen vorzüglich Marcus Manlius war, mußten ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Als darauf die Präneſtiner und Volsker aufs Neue das Gebiet der römiſchen Bundesgenoſſen mit einer ſtarken Macht überſchwemmten, wurde Camillus, ungeachtet ſeines hohen Alters und ſeiner Kränklichkeit, dennoch zum Obriſten bei der Armee ernannt. Er rückte gegen ſie an, und ſchlug ſein Lager neben dem Feinde auf, in der Abſicht, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit, wenn es zur Schlacht käme, er mit ſtärkerer Macht fechten könnte. Allein ſein Mitbefehlshaber verlangte aus Ruhmſucht mit Ungeſtüm ein Treffen, und reizte auch die andern Befehlshaber dazu, daher Camillus, damit es ihm nicht übel ausgelegt werden ſollte, das Heer, obwohl ungern, zur Schlacht zu ſtellen erlaubte. Er ſelbſt aber blieb wegen ſeiner Schwächlichkeit mit weniger Mannſchaft im Lager zurück. Die Armee der Römer, von Lucius geführt, gerieth durch ſeine Unvorſichtigkeit in Unordnung, und wurde zur Flucht genöthigt. Als Camillus dieſe Nachricht erhielt, ſprang er von ſeinem Lager auf, und ſtellte ſich mit ſeiner Begleitung an die Eingänge des Lagers, und drang durch die fliehenden Römer auf den im Verfolgen begriffenen Feind. Die Fliehenden, von ſeinem heldenmüthigen Beiſpiel ermuntert, ſammelten ſich wieder, und hielten ſo den Feind vom weitern Vordringen ab. Am folgenden Tage führte Camillus die Armee ſelbſt wieder gegen den Feind, lieferte eine Schlacht, und ſchlug ſie aufs Haupt. Nach dieſer Schlacht zog er noch gegen Sutrium, welche von den Hetruriern eingenommen war, und warf ſie mit vielem Verluſt heraus. Hierauf führte er die Armee gegen die Tulskulaner, und legte die mit dieſen entſtandenen Streitigkeiten bei. Bei den Unruhen und Empörungen des Volks, durch Licinius Stolo angezettelt, wählte man den Camillus zum vierten Male zum Diktator. Er unterdrückte die Unruhen, und wandte durch ſein kluges Benehmen die Uebel ab, die gewöhnlich aus dergleichen Volksempörungen für den Staat entſpringen, legte aber ſpäterhin, als er einſah, daß ſein Bemühen fruchtlos ſeyn würde, ferner ſo zu wirken, wie er es wünſchte, die Diktatur nieder. Allein als die abermalige Annäherung der Gallier die Empörung gedämpft, und das Volk in Schrecken geſetzt hatte, wählte man den Camillus zum fünften Mal zum Diktator. Ungeachtet ſeines 85jährigen Alters lehnte er dießmal die Diktatur nicht ab, ſondern ließ vielmehr ſogleich die Truppen zuſammen ziehen, und wählte eine zweckmäßige Bewaffnung, die ſeine Krieger vor den Schwerter der Gallier ſchützen ſollte. Am Fluſſe Anio trafen die Armeen zuſammen, und Camillus lieferte ſeine letzte, aber nicht minder glückliche und glänzende Schlacht. Die Einnahme der Stadt Veliträ verrichtete er in dieſem Feldzug als eine Nebenſache, indem dieſelbe ſich ohne Schwertſtreich ergab. Seine kriegeriſche Laufbahn hatte er mit dieſem Feldzuge beendet, allein der ſchwerſte politiſche Streit, den er wider das Volk zu führen hatte, war noch übrig. Das Volk erneuerte nämlich ſein Verlangen, daß bei der Wahl der

Conſuln einer aus dem Volke gewählt werden ſollte. Der Senat gab daher nicht zu, daß Camillus, deſſen Anſehen ihn ſchützen ſollte, die Diktatur niederlegen durfte. Da Camillus bei dieſen Streitigkeiten häufig ſelbſt in Gefahr kam, ſo nahm er ſich der Sache um ſo thätiger an, und that das Gelübde, nach glücklich geſtilltem Aufruhr der Göttin Concordia einen Tempel zu erbauen. Die Streitigkeiten wurden beigelegt, der Wunſch des Volks erfüllt, und der Diktator Camillus zur Verkündigung deſſelben gewählt. Freudengeſchrei und Händeklatſchen des Volks waren die Lorbeeren für ſeine Bemühung bei dieſer Sache. Der Tempel der Concordia ſtand aufgerichtet da, als Camillus ſein thatenreiches Leben in einem ſehr hohen Alter, durch die Folgen der damals in Rom wüthenden Peſt, von ſeinen Mitbürgern beweint, im Jahr Roms 389 endete.

Camiſards hießen zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die Reformirten in den Sevennen, die ſich dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widerſetzten, die ſie 1702 bei der Kopfſteuer übertrieben hoch angeſetzt hatten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, die, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde, Camiſe, erſchienen (daher ihr Name), bei Nacht aus ihren Häuſern geholt, und mit Steuerrollen um den Hals an Bäume gehängt. Die Regierung ließ Truppen marſchiren, um die Ordnung wieder herzuſtellen; aber der Bauersſohn Jean Cavalier, den eine Wahrſagerin als den Befreier Iſraels bezeichnet hatte, begegnete durch ſein unbegränztes Anſehen bei ſeinen Anhängern, durch ſeine Talente und ſeinen Muth den Maaßregeln alter, erfahrner Generale ſo kräftig, daß der Marſchall Villars einen Vergleich mit ihm ſchloß, worin die Foderungen ſeiner Partei im Ganzen zugeſtanden wurden.

Cammermuſik. So nennt man jetzt noch ſolche Tonſtücke, welche für die Conzerte großer Herren und ihre Capellen, eigends geſchrieben und komponirt werden, oder auch ſolche, die aus Opern oder andern größern Werken, genommen und ſo arrangirt und inſtrumentirt werden, daß ſie ſich zur Aufführung in Sälen, Aſſembleen und Privatconzerten eigenen. Der ganze Unterſchied, der heut zu Tage zwiſchen dieſer Art Muſik und der übrigen Opern- und Conzertmuſik Statt findet, beſteht darin, daß Erſtere gewiſſermaßen der verjüngte Maaßſtab der Letztern iſt, wie ein feines niedliches Miniaturgemälde, zu dem man die beſten und ſchönſten Farben wählt. Als die Oper in Deutſchland noch in ihrer Kindheit und wenig oder gar nicht bekannt war, hatten faſt alle Fürſten ihre Cammermuſik, welche aus der Quinteſſenz ihrer Hofkapelle beſtand, und die Stelle der frühern Minneſänger und ſogenannten Kunſtpfeifer vertrat; nachdem aber die Einführung der Singſpiele allgemein wurde, iſt Cammermuſik im Grunde nur noch ein leerer Titel, ein Auszug der Theater- und Conzertmuſik, von deren Styl ſie ſich in nichts unterſcheidet. Indeſſen iſt es gewiß, daß die Cammermuſik ſehr viel zur Vervollkommnung der deutſchen Oper beigetragen, und ſie auf den Standpunkt gebracht hat, auf dem ſie jetzt ſteht. Conzerte für einzelne Inſtrumente, als Violine, Violoncello, Flöte, Clarinet, Horn ꝛc., welche keine zu ſtarke Begleitung, aber angenehme und liebliche Melodien haben, ſo wie Cavatinen, beliebte Arien, Duetten, Terzetten, mehrſtimmige Geſänge ohne Begleitung, Quartetten für Inſtrumente, Theile von Opernfinalen und dergleichen Tonſtücke, ſind es, die man jetzt noch für Cammermuſik wählt.

Cammermuſikus, Cammerſänger, ſind diejenigen Tonkünſtler und Sänger, welche ſich durch ihre Talente, Fertigkeit und Stimme ſo auszeichnen, daß ſie dazu erwählt werden, in den Sälen und Aſſembleen der Fürſten und Herren Statt findende Conzerte aufzuführen. Sie gehören aber gewöhnlich doch dem Orcheſter, dem Theater oder der Hofkapelle an, indeſſen iſt mit dieſem Titel meiſt eine Zulage verbunden, auch ſind ſie an manchen Orten patentirt.

Cammerton wird diejenige Stimmung genannt, welche, ſo zu ſagen, den Normalton für die Hofkapellen, Theater und Orcheſter angiebt, und in dem die verſchiedenen Inſtrumente geſtimmt ſeyn müſſen, um unter ſich zu harmonieren, und einen vollſtändigen Einklang hervor zu bringen. Der Cammerton ſelbſt aber iſt nicht an allen Orten gleich hoch oder tief, ſondern weicht mehr oder weniger von einander ab; die größte Abweichung beträgt 1 ½ Ton; ſo weicht die Stimmung, welche das Conſervatorium zu Neapel hat, mit der des Conſervatoriums zu Paris um beinahe einen ganzen Ton ab. Da faſt alle Kirchen-Orgeln und beſonders die ältern viel höher ſtimmen, als der gewöhnliche Cammerton, ſo müſſen bei der Kirchenmuſik die Tonkünſtler ſich nach der Stimmung der Orgel richten und transponiren.

Camönen, ſ. **Muſen**.

Camoens, auch **Camoes** (Luis de). Sein Leben erinnert an die Zeit, da die portugieſiſchen Dichter ihrem Berufe nur halb getreu zu ſeyn glaubten, wenn ihr wirkliches Leben nicht der Spiegel ihrer poetiſchen Freuden und Leiden war. Er wurde geboren zu Liſſabon 1524. Seine Eltern waren von altem Adel, und konnten ihrem Sohne eine Erziehung geben laſſen, die ihm den Eintritt in die Laufbahn der militäriſchen und bürgerlichen Ehre öffnete. Von ſeinem Vater, der See-Capitäin war, und nachher in einem Schiffbruche an der indiſchen Küſte das Leben verlor, konnte **Camoens** auch wohl Manches erzählen hören, das die Neigung zu Abenteuern und Gefahren in ihm weckte. Aber man weiß von ſeiner erſten Jugendgeſchichte wenig Merkwürdiges. Er beſuchte die Univerſität zu Coimbra, und erwarb ſich beſonders eine Menge hiſtoriſcher und mythologiſcher Kenntniſſe. Einige ſeiner Elegien und Sonette, die auf die Nachwelt gekommen ſind, ſcheinen in jener Periode entſtanden zu ſeyn, aber ihm doch nicht die Freundſchaft des **Ferreira** und andrer vorzüglichen Köpfe erworben zu haben, die um dieſelbe Zeit in Coimbra ſtudirten. Wahrſcheinlich verſprachen ſich dieſe jungen Männer, die ſich in einem gemeinſchaftlichen und männlich geſetzten Streben nach klaſſiſcher Correktheit vereinigten, nicht viel von dem feurigern **Camoens**, der den neuen Styl annahm, aber auch den alten nicht verſchmähte, und deſſen Phantaſie beſonders für die didaktiſche Richtung des Geiſtes viel zu unruhig war. Von der Univerſität kehrte **Camoens** nach Liſſabon zurück. Er erregte hier bald durch ſein unvorſichtiges Betragen in den Herzensangelegenheiten, die ihn damals, wie es ſcheint, nächſt der Poeſie vorzüglich beſchäftigten, vieles Aufſehen. Die Dame, der er damals huldigte, war **Catharine de Attayde**, eine Hofdame. Um ihretwillen wurde er aus Liſſabon verwieſen. Mit dieſem Ereigniß fängt der zweite Theil der Lebensgeſchichte des merkwürdigen Mannes an. **Camoens** war jetzt, im Alter der kühnſten Anſprüche und des flammenden Enthuſiasmus, von der Hoffnung, ſein Glück auf dem gewöhnlichen Wege zu machen, fürs Erſte ganz abgeſchnitten. Eine Zeitlang hielt er ſich ruhig zu Santarem in der Nähe von Liſſabon auf. Dorthin war er verwieſen. Aber anſtatt auf ſein bürgerliches Glück beſſer bedacht zu ſeyn, machte er Verſe, die freilich von der Nachwelt noch geleſen werden, aber ihm ſelbſt auch das Andenken an den nahen Gegenſtand ſeiner Liebe immer tiefer einprägten. In einer Laune, die bei einer ſolchen Empfindungsart nicht ungewöhnlich iſt, ließ ſich **Camoens** von ſeinem Patriotismus, ſeinem Heldengefühl, und auch wohl von ſeinem Verdruſſe hinreißen, ſeinen ganzen Lebensplan zu ändern. Er wurde Soldat. Als Freiwilliger diente er auf der portugieſiſchen Flotte im mittelländiſchen Meere gegen die Marokkaner. Held und Dichter zugleich zu ſeyn, wurde ſein Stolz. Wo es Zeit und Umſtände erlaubten, fuhr er fort, Verſe zu machen, und in ſeinen lyriſchen und elegiſchen Gedichten beſonders den Gegen-

ſtand ſeiner hoffnungsloſen Liebe nicht aus den Augen zu verlieren. In dieſem Kriege hatte er die Freude, gegen die Marokkaner vor Ceuta an der Seite ſeines Vaters zu fechten. In dieſem Gefechte, in welchem er ſich vorzüglich auszeichnete, verlor er ſein rechtes Auge. Jetzt glaubte er, als Held die Belohnung erwarten zu dürfen, auf die er als Dichter nicht rechnen ſollte. Er kehrte nach Liſſabon zurück. Aber Niemand bei Hofe intereſſirte ſich thätig für ihn. Alle ſeine Bemühungen, ein rechtliches Auskommen zu finden, ſchlugen fehl; und er ſtand ſchon an der Gränze des männlichen Alters. Mißmuthiger, aber auch ſtolzer, als vorher, klagte er nun ſein Vaterland laut der Undankbarkeit an, während doch, wie ſeine Gedichte beweiſen, ſein Herz von Vaterlandsliebe glühte. Auf immer dieſem Lande, an welchem ſein Herz noch überdieß fortwährend mit den Banden einer andern Leidenſchaft hing, den Rücken zuzukehren, ſchiffte er ſich auf gutes Glück im Jahr 1553, dem 29ſten ſeines Alters, nach Oſtindien ein. Das undankbare Vaterland, ſagte er mit dem Ausrufe des Scipio, ſolle ſeine Gebeine nicht beſitzen. Von dieſer Zeit an war das Leben des Camoens nur eine Kette von Abenteuern und Widerwärtigkeiten. Das Geſchwader, mit welchem er nach Indien abſegelte, beſtand aus 4 Schiffen. Drei derſelben gingen im Sturm zu Grunde; aber Camoens kam auf dem vierten im Hafen von Goa an. Da ſich hier kein Amt für ihn fand, mußte er ſich entſchließen, von Goa aus eine Expedition, wieder als Freiwilliger, in einem Truppen-Korps mitzumachen, das der portugieſiſche Vice-König von Indien einem indiſchen Fürſten zu Hülfe ſandte. Da ſah er in einer ungeſunden Gegend einen Theil der portugieſiſchen Mannſchaft binnen wenigen Tagen als Opfer des Clima's hinſinken; aber er ſelbſt kehrte glücklich, nachdem die Expedition ihren Zweck erreicht hatte, nach Goa zurück. Es blieb ihm nun nichts übrig, als ſich bald darauf wieder von dort aus zu einem Feldzuge nach dem rothen Meere gegen die arabiſchen Corſaren einzuſchiffen. Auf der Inſel Ormus, wo er überwinterte, hatte er wieder mehr Muße, zu phantaſiren und zu dichten. Alles, was er Merkwürdiges ſah und hörte, nahm eine poetiſche Form in ſeiner Seele an; und die Flamme ſeines Patriotismus brannte immer heller, je bekannter er ſelbſt mit dem Schauplatze der portugieſiſchen Thaten in Indien wurde. Aber auch zu ſatyriſchen Spielen des Geiſtes fühlte er ſich hingeriſſen durch Manches, was er dort ſah und hörte. Noch hatte die Regierung in Goa eigentlich nichts für ihn gethan. Anſtatt ihr deshalb zu ſchmeicheln, ſpottete er der „Tollheiten in Indien", wie er kräftig genug einen Theil des Verfahrens der Regierung zu Goa ohne Umſtände nannte. Dafür ſchickte ihn der Vice-König, der ſich beſonders beleidigt fand, zur Strafe in ein Exil nach der chineſiſchen Inſel Macao. Von hier aus hatte er zwar Gelegenheit, die moluckiſchen Inſeln zu beſuchen, und neuen Stoff zu poetiſchen Darſtellungen einzuſammeln; aber er konnte nicht mehr „in der einen Hand den Degen, in der andern die Feder" führen; er mußte es für ein Glück achten, daß man ihm das unpoetiſche und unheroiſche Amt eines Sterbevogts oder Adminiſtrators der Verlaſſenſchaft der Verſtorbenen zu Macao verlieh, um leben zu können. So arbeitete er immer, ſo viel es die Umſtände erlaubten, in dieſem Berufe an ſeinem Heldengedichte fort, ſich in der Phantaſienwelt für die Rolle entſchädigend, die er als Sterbevogt ſpielen mußte. Endlich erhielt er die Erlaubniß, nach Goa zurückzukehren. Aber auf dieſer Rückreiſe litt er Schiffbruch an der Küſte von Camboya. Kaum rettete er ſein Leben und ſein vom Seewaſſer durchnäßtes Gedicht. Camoens wurde in Goa bei ſeiner Rückkehr freundlich genug aufgenommen. Aber es erſchien ein neuer Vice-König, der ſogleich den Feinden des Dichters Gehör gab, als dieſe ihn öffentlich einer treuloſen Verwaltung des Amts beſchuldigten, das er in Macao bekleidet hatte. Er mußte in ein Gefängniß wandern, und von hieraus

ſeine Rechtfertigung führen. Indeſſen erhielt er durch ein Gedicht an den Vice-König ſeine Freiheit wieder. Jetzt ſehnte er ſich nach Europa zurück. Aber er hatte kein Geld, die Reiſekoſten zu beſtreiten. Da traten endlich mehrere liberale Männer zuſammen, die nöthige Summe herbeizuſchaffen. Wohlbehalten, aber bettelarm, kam Camoens aus dem reichen Indien im Jahr 1569, nach einer Abweſenheit von beinahe 16 Jahren, im Hafen von Liſſabon wieder an. Der dritte Theil der Lebensgeſchichte dieſes vom Schickſale herumgeſchleuderten Dichters iſt der traurigſte. Liſſabon wurde, als er es wieder erreichte, von einer verheerenden Peſt heimgeſucht. Niemand hatte Zeit, in dieſer Noth auf poetiſche Verdienſte zu achten; und die letzte Hoffnung des Camoens ruhte auf ſeinem Gedichte, dem einzigen Schatze, den er aus Indien mitgebracht hatte. Auch bei Hofe hatte ſich indeſſen Vieles verändert. Der junge König Sebaſtian ging ſchon mit dem Plane zu ſeinem unglücklichen Feldzuge gegen Marokko um. Camoens, der in dergleichen Plane leicht hineinging, eignete ſein Gedicht mit deſto mehr Feuer dem König zu. Die Zueignung wurde gnädig aufgenommen, aber durch eine ſo kümmerliche Penſion erwiedert, daß die Dürftigkeit des Dichters nur noch drückender für ihn wurde. Er ſollte die Ehre haben, den Hof überall begleiten zu dürfen, und er hatte kaum Brod, ſein Leben zu friſten. Da ſoll ein treuer Sklav, der ihn aus Anhänglichkeit nach Europa begleitet hatte, bei Nacht für ihn gebettelt haben, damit ſich der Dichter, deſſen Name nun ſchon in ganz Portugal und Spanien berühmt war, bei Tage anſtändig im Publikum zeigen konnte. Der letzte Schlag, der das patriotiſche Herz des Camoens traf, war der Ausgang des Feldzuges, den ſein König gegen Marokko unternommen hatte. Nun erlag auch der bis dahin robuſte Körper des edlen Dichters dem Elend und dem Kummer; und die letzte ſeiner Hoffnungen war dahin. Verſunken in ſeinen Schmerzen, zog er ſich ganz von der Welt zurück. Einige Mönche ſollen ſein letzter Umgang geweſen ſeyn. Wenn ein Brief, den er damals geſchrieben haben ſoll, echt iſt, ſo hielt er ſelbſt kurz vor ſeinem Tode ſein Unglück für unerhört. Er nannte es eine Art von Unverſchämtheit, dem Schickſale widerſtehen zu wollen, wenn es ſo viele Leiden noch zuletzt in den engen Raum eines Krankenbettes zuſammenpreſſe. In einem Hospitale ſoll er ſein Leben beſchloſſen haben. Er ſtarb im Jahr 1579, dem 55ſten ſeines Alters. Sechszehn Jahre vergingen nach ſeinem Tode, ehe die Stelle, wo ſein Ueberreſt ruht, von einem ſeiner Verehrer durch ein Denkmal bezeichnet wurde. In demſelben Jahre gab der gelehrte Rodriguez Lobo Zurupita, den man nicht mit dem Dichter Rodriguez Lobo verwechſeln muß, die erſte Sammlung der bis dahin zerſtreuten Gedichte des Camoens heraus. Camoens Leben iſt ein weſentlicher Theil der Geſchichte der portugieſiſchen Poeſie. So hat, nach Dante, kein Dichter vom erſten Range ſein innigſtes Gefühl zugleich mit Allem, was er ſelbſt Merkwürdiges ſah und hörte, in ſeinen Werken niedergelegt. Seine Gedichte ſind nur dem, der ihn ſelbſt nicht aus dem Geſichte verliert, ganz verſtändlich. Sein Charakter iſt der ihrige. Camoens iſt einer der größten Dichter aller Jahrhunderte; und wenn es der Ausländer beim erſten Anblick etwas ſeltſam findet, daß dieſer Dichter in der portugieſiſchen Literatur mit dem bleibenden Beinamen, wie ſonſt nur in der Weltgeſchichte einige Könige, der Große heißt, ſo erkennt doch der Weltbürger gern in der unbedingten Huldigung, die dem Namen dieſes Mannes, nachdem er ſelbſt im Elende verſchmachtet war, in ſeinem Vaterlande zu Theil wurde, das allgemeine Beſtreben, wieder gut zu machen, was die Mitwelt gegen ihn verſchuldet zu haben ſchien. Dieſſeits der Pyrenäen iſt dieſer Dichter, ſo oft auch ſein Name genannt und geſchrieben worden, noch immer nicht

viel mehr als dem Namen nach bekannt. Aber freilich muß man auch, um ſeinen ganzen Werth zu empfinden, ihn, wie den Homer, im Geiſte ſeiner Nation und ſeines Zeitalters verſtehen lernen. Camoens wollte für die Portugieſen werden, was Homer für die Griechen war, der erſte und zugleich der nationalſte Dichter; und wenn er ſein Ziel nicht ganz erreichte, ſo näherte er ſich ihm doch ſo weit, daß kein neuerer Dichter das geſammte Nationalintereſſe ſeines Vaterlandes mit einer ſolchen Fülle der Poeſie vereinigt hat, wie Camoens in ſeiner Luſiade. Camoens iſt der erſte neuere Dichter, dem ein ernſthaftes Heldengedicht nicht mißlang. Aber er war, mit allem ſeinem Streben nach klaſſiſcher Vollendung, Portugieſe im Geiſte ſeiner Zeit, und viel zu ſehr Patriot, um etwas Anders ſeyn zu wollen. Er erreichte alſo die Höhe, nach der er zielte, nur im Fluge; dann ſank er wieder herab, erreichte bald darauf jene Höhe wieder, und ſank wieder. Ein klaſſiſch vollendetes Ganzes von einigem Umfange hervorzubringen, vermochte er nicht. Aber das Schönſte in ſeinen Gedichten, beſonders in ſeiner Luſiade, hält die Probe der ſtrengſten Kritik nach dem Maaßſtabe der wahrhafteſten Poeſie und der klaſſiſchen Vortrefflichkeit. Camoens machte Verſuche in allen Gattungen der Poeſie, von denen er eine beſtimmte Idee hatte. Aber ſeine Luſiade ragt ſo hoch unter ſeinen übrigen Werken hervor, und trägt dabei den eigenthümlichen Charakter der Poeſie dieſes Dichters in ſo kräftigen und mannigfaltigen Zügen, daß man alle kleinern Gedichte deſſelben als Seitenſproſſen anſehen kann, die aus den Wurzeln jenes Stammes erwuchſen. Camoens hat im Gebiete der epiſchen Poeſie eine ganz neue Bahn gebrochen. Nur den Styl ſeines Gedichts bildete er größtentheils nach antiken Muſtern, und die Diktion in eleganten Stanzen nach den Italienern; aber die epiſche Idee ſeines Werks iſt ihm ganz eigen; und eine ſolche Art von Compoſition, wie dieſem Gedichte zum Grunde liegt, war etwas ganz Neues in der poetiſchen Literatur. Er wollte die Thaten der Helden und großen Männer ſeines Vaterlandes im Ganzen, nicht dieſen oder jenen Helden vorzugsweiſe, alſo auch nicht den Vasco da Gama, den man gewöhnlich den Helden der Luſiade nennt, in epiſchen Geſängen mit wahrem Dichtergefühl erzählen. Der Titel, den er ſeinem Heldengedichte gab, kündigt ſchon an, was das Gedicht ſelbſt leiſten ſoll. Camoens nannte ſein epiſches Werk die Luſiaden (os Lusiadas), das ſoll heißen die Luſitanier oder Portugieſen. Er wollte alle großen und vorzüglich intereſſanten Nationalbegebenheiten aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes dichteriſch und epiſch zuſammengruppiren. Er wählte alſo ſehr glücklich für alle Partieen ſeines epiſchen Gemäldes die Begebenheit, die in der Geſchichte von Portugal die glänzendſte Epoche macht, zum gemeinſchaftlichen Haltungspunkte. Die Endeckung des neuen Weges nach Indien durch Vasco da Gama war zwar keine Heldenthat im eigentlichen Sinne, aber doch für jene Zeiten, da ſolche Abenteuer an das Unglaubliche zu gränzen ſchienen, ein wahrhaft heroiſches Unternehmen. Aber Vasco da Gama ſelbſt iſt in dieſer Einheit gleichſam nur die Spindel, um die ſich der Faden der Erzählung aufwickelt. Er ragt nur kraft ſeiner Würde als Anführer des muthigen Volks ein wenig hervor; übrigens zeichnet er ſich gar nicht aus, und das Intereſſe des ganzen Gedichts ruht auf ihm nicht mehr, als auf ſeinen Gefährten. Die Helden, die in dieſem Gedicht am helleſten glänzen, vor Allen der Connetable Nuno Alvarez Pereira, treten in den gewöhnlich ſogenannten Epiſoden der Luſiade auf. Alles, was ſich gegen eine epiſche Compoſition, wie dieſe, erinnern läßt, fällt ſo klar in das Auge, daß man aus dem nackten Abriſſe des Inhalts der Luſiade nicht einmal begreift, wie ſelbſt ein Dichter

von den ſeltenſten Talenten nach einem ſolchen, theils trivialen, theils barocken Plane ein ſchönes und großes Ganzes bilden konnte. Aber die Grundzüge der Compoſition dieſes Gedichts ſind auch nur gleichſam ein Gerüſt, das von der Schönheit und Größe des ganzen Werks überbauet iſt, und das nur die Theile in ſeltſamer Verbindung zuſammenhält, nicht die Einheit des Effekts hervorbringt. Dieſe Einheit beruht ganz auf der Ausführung des Plans, aus welchem nur ein Dichter wie Camoens eine Luſiade hervorlocken konnte. Schon die Einleitungsſtanzen geben ziemlich beſtimmt den Ton an, den das Gedicht im Ganzen bis an das Ende behauptet. „Die Waffen und die hochberühmten Männer, die vom weſtlichen luſitaniſchen Geſtade auf vorher nie durchſchifften Meeren bis jenſeits Taprobana vordrangen; die, in erſchrecklichen Gefahren und Kriegen mehr vollbringend, als menſchliche Kraft verſprach, ein neues Königreich gründeten, und es ſo hoch erhoben; zugleich die glorwürdigen Thaten der Könige, die den Glauben und das Reich erweiterten, und in den verderbten Gegenden Afrika's und Aſiens Schrecken verbreiteten; aber auch Andre, die ſich durch tapfre Werke über das Geſetz der Sterblichkeit erhoben", werden als der Gegenſtand des Gedichts angekündigt. Eine gewiſſe Geſchwätzigkeit ſcheint in dieſem Gedichte dem Effekt des höhern Epos entgegen zu wirken. Aber man wird ergriffen von der Wärme der Manier des Dichters; ſein Patriotismus reißt uns mit ſich fort; man erwartet ein Epos, das aus der Fülle des Herzens hervorgehen wird; man wird angezogen durch die natürliche, elegante und edle Sprache; und da, wo die Erzählung anfängt, erſcheint auch ſogleich der poetiſche Geſichtspunkt fixirt. Die einzige Art von gezierter Ausſchmückung, auf die man freilich auch ſchon durch den Anfang des Gedichts vorbereitet wird, iſt der Apparat von Mythologie, den Camoens zur epiſchen Würde für unumgänglich nothwendig hielt. Hier zeigt ſich der dichteriſche Geiſt des Camoens ſchon in einigen der maleriſchen Gleichniſſe, in denen er mit Homer ſelbſt wetteifert. Alle dieſe Gleichniſſe tragen das Gepräge der lebendigen Anſchauung des Dichters. Sie ſind weder geſucht, noch gemein, und immer voll poetiſcher Wahrheit und Kraft. In der 44ſten Stanze wird Vasco da Gama zum erſten Male genannt, und in wenigen Worten charakteriſirt als ein Mann von „ſtolzem und hohem Muth, dem das Glück immer lächelt." Aber bald trifft man auch auf Stellen, wo das poetiſche Licht der Darſtellung ganz erliſcht. Dergleichen Stellen kommen nachher oft wieder; und ihre proſaiſche Dürre fällt im Contraſte mit dem innig poetiſchen Geiſte, von welchem die ſchöneren Partieen des Gedichts durchdrungen ſind, nur um ſo unangenehmer auf. Die Beſchreibung des erſten Gefechts zwiſchen den Portugieſen von der Flotte des Gama und den verrätheriſchen Mohren von Moſambique giebt dem Dichter wieder Gelegenheit, ſein Talent in maleriſchen Gleichniſſen glänzen zu laſſen. Aber man bemerkt dabei, daß er dieſes Talent mehr nach Arioſt, als nach Homer, ausgebildet hat. Auch miſcht ſich in ſeine Darſtellungen des Kampfgewühls hier und da Nachahmung des arioſtiſchen Muthwillens, der mit dem in der Luſiade herrſchenden Styl nicht harmonirt. Die Beſchreibung der Venus im zweiten Geſange, die ſich jetzt noch ein Mal in Eile aufmacht, ſich bei dem Jupiter für die Portugieſen zu verwenden, erinnert an Arioſt's Beſchreibung der Alcina. Man möchte dieſe reizende Beſchreibung national-klaſſiſch nennen. Vortrefflich iſt hierauf die Rede, durch welche ein Abgeſandter des Vasco da Gama den König von Melinde ganz für die Portugieſen gewinnt. Die feierliche Zuſammenkunft des Königs mit dem Vasco auf dem portugieſiſchen Admiralſchiffe iſt eben ſo elegant, als maleriſch gezeichnet. In dieſer Abtheilung des Gedichts vom dritten Geſange bis gegen das Ende des fünften, muß man

die Stellen aufſuchen, deren klaſſiſche Vortrefflichkeit nichts zu wünſchen übrig läßt; aber man muß ſich auch hier immer auf Stellen gefaßt halten, wo Camoens unpoetiſch ſeine Gelehrſamkeit glänzen läßt. Will man unter den ſchönen Stellen dieſer drei Bücher die ſchönſten ausleſen, ſo gehören dahin das Andenken an Egaz Moniz, den portugieſiſchen Regulus, der aber glücklicher endigte, als der römiſche; die Beſchreibung der Schlacht bei Ourique, durch welche das Königreich Portugal gegründet wurde; die Beſchreibung des Beſuchs, den die Königin Maria von Spanien bei ihrem Vater, dem Könige von Portugal, abſtattet, um für ihren Gemahl Hülfe gegen die Mauren zu erflehen; dann die berühmteſte aller unübertrefflich ſchönen Stellen der Luſiade, die Erzählung des Schickſals der Inez de Caſtro; hierauf die Beſchreibung der Schlacht bei Aljubarota, der größten und blutigſten, in welcher die Portugieſen über die Caſtilianer ſiegten; u. ſ. w. Die Beſchreibung der Schlacht bei Aljubarota übertrifft alle ähnlichen in der Luſiade ſelbſt. An der Spitze der portugieſiſchen Helden glänzt da der tapfere Nuno Alvarez Pereira, der durch ſeine Beredſamkeit und ſeine perſönliche Autorität nicht weniger, als durch ſeinen Muth, die politiſche Exiſtenz des Königreichs rettete, ſo hell, daß man ihn weit eher, als den Vasco da Gama, für den Helden der Luſiade halten dürfte, wenn dieſes Gedicht nach den Regeln der eigentlichen Epopöe beurtheilt werden ſollte. In dem großen Schlachtgemälde ſelbſt ſind die ſchönſten Züge unverkennbar nach dem Leben von dem Dichter gezeichnet, der im kriegeriſchen Getümmel ſo einheimiſch war, wie in der Muſenwelt. Der größte Theil der zweiten Hälfte des Gedichts, vom ſechsten bis zum zehnten Geſange, ſteht gegen die erſte Hälfte im Schatten; und dieſer weſentliche Mangel der Steigerung des Intereſſe ſchwächt den epiſchen Karakter des Ganzen. Aber reich an wahrhaft poetiſchen und klaſſiſch vortrefflichen Stellen ſind auch dieſe fünf letzten Geſänge der Luſiade; und die Einheit, die der Dichter ſuchte, verläugnet ſich nirgends. Die Beſchreibung des Pallaſtes Neptun's und der Meergötter im Abgrunde des Oceans iſt eben ſo reizend, als neu. Nur Triton's Figur fällt in das Groteske. In der Beſchreibung des Sturms, der darauf folgt, erkennt man wieder an der hinreißenden Anſchaulichkeit des furchtbaren Gemäldes den Dichter, der ſolche Schreckensſcenen ſelbſt erlebt hat. Daſſelbe Gepräge der Wahrheit tragen die nun folgenden Beſchreibungen indiſcher Gegenſtände, die man bei keinem andern Dichter, außer Camoens, nach der Natur gezeichnet findet. Mächtig wird das Mitgefühl des Leſers von den Stellen getroffen, wo Camoens gegen das Ende der Luſiade ſeiner ſelbſt gedenkt, was er ſich bis dahin nie erlaubte. Er ahnete, als er ſich dem Ziele ſeiner Arbeit näherte, daß auch dort kein irdiſches Glück ſeiner wartete; und ſchon fühlte er, wie er ſagt, „die Jahre im Herabſinken entſchwinden, nahe am Uebergange des Sommers in den Herbſt, ſeinen Geiſt von der Kälte des Schickſals erſtarren, und ſich ſelbſt vom Kummer herabgezogen zum Strome der düſtern Vergeſſenheit und des ewigen Schlafs.“ Seinem Herzen macht noch das Epiphonem des Gedichts Ehre. Es iſt eine didaktiſche Apoſtrophe an die Könige, eben ſo voll Loyalität, als redlichem Eifer für Wahrheit, Recht und Verdienſt. Ein epiſches Gedicht, das ſo aus dem Innerſten des Herzens gefloſſen und ſo von Karakter durchdrungen iſt, wie die Luſiade, erinnert an Dante's göttliche Comödie und an Klopſtock's Meſſiade. Aber mit dieſer hat die Luſiade auch weiter nicht mehr Aehnlichkeit, als mit jedem andern großen Gedicht, deſſen Schönheiten uns für die billige Nachſicht gegen eine Menge Fehler deſſelben entſchädigen müſſen. Der göttlichen Comödie des Dante iſt die Luſiade ſchon ähnlicher. Beide Gedichte ſind epiſch, aber keine Epopöen im eigentlichen Sinne. Beide ſind ſeltſam, aber wahrhaft poetiſch erfunden; und

in beiden wird die Fülle der reinſten Poeſie unaufhörlich durch falſche Gelehrſamkeit und durch mancherlei unpoetiſche Auswüchſe unterbrochen. Aber die Erfindung der göttlichen Comödie iſt in den Grundzügen trivial, und nur in der poetiſchen Ausfüllung der großen Räume der Hölle, des Fegefeuers und des Himmels bewundernswürdig; die Luſiade hat einen mehr poetiſchen Umriß, iſt aber nicht ſo reich in ihrem Innern. Beide Gedichte unterſcheiden ſich endlich durch die Art des Herzensgefühls, die in jedem die herrſchende iſt, und durch den ganz verſchiedenen Styl. Dante zog die ganze Mannigfaltigkeit der irdiſchen Welt, in der er einheimiſch war, in das myſtiſche Reich eines über- und unterirdiſchen Lebens hinüber, an welches er chriſtlich glaubte; und der ganze Plan ſeines ſeltſamen Gedichts zielte auf religiöſe Vergötterung ſeiner geliebten Beatrice. Camoens glühete von Patriotismus und Heroismus; und um den patriotiſchen und national-heroiſchen Charakter ſeines Gedichts durch die Macht des religiöſen Intereſſe nicht zu ſchwächen, zog er lieber den mythologiſchen Himmel, der für ihn nur das ſchönſte Bilderwerk war, in ſeine irdiſche Dichtung. Der Styl des Dante iſt durchaus energiſch, oft rauh, und immer charakteriſtiſch im Geiſte des edlen Sonderlings, der allein ſtand, und der ſich die Sprache ſeines Gefühls größtentheils ſelbſt ſchuf; Camoens war, wie Arioſt, ganz der Mann ſeines Jahrhunderts und ſeiner Nation; und daß er es war, bewies er auch durch den weichen und üppigen Styl, den er zum Theil dem Arioſt abgelernt, und nur für ſein Bedürfniß zum Ausdruck des ernſthaftern Epos ausgebildet hat. Die übrigen poetiſchen Werke des Camoens ſcheinen in den Augen des Dichters ſelbſt neben der Luſiade, an der ihm Alles lag, nur ein beiläufiger Erguß ſeines Gefühls und ſeines Darſtellungsbedürfniſſes geweſen zu ſeyn. Er ſelbſt hat ſie, ſo viel man weiß, nicht geſammelt. Wer weiß, wie viele verloren gegangen ſeyn mögen? Beſonders fruchtbar war die Phantaſie dieſes Dichters an Sonetten. Er ſcheint, wie Taſſo, ſein ganzes Leben hindurch, ſo lange er Verſe machen konnte, auch Sonette gemacht zu haben. Die Zahl derer, die ſich davon erhalten haben, iſt dreihundert und eins. Einige ſcheinen Gelegenheits-Sonette zu ſeyn, und unter dieſen mehrere in fremden Namen verfaßt. Man weiß, daß Camoens in Oſtindien oft um poetiſche Hülfe in Herzensangelegenheiten angeſprochen wurde, weil man ſich im Geiſte der Zeit einer ſchönen Dame nicht eleganter, als durch ein zärtliches Sonett, empfehlen konnte; und einem Dichter, der unaufhörlich mit ſeinem eigenen Herzen ſo poetiſch beſchäftigt war, wie Camoens, konnte es wenig Mühe machen, eine andere Dame ſtatt der ſeinigen zu beſingen. Die meiſten ſeiner Sonette ſind Sonette der Liebe, ſehr ungleich an Werth, einige voll petrarchiſcher Zartheit und Grazie, und mit klaſſiſcher Correktheit ausgebildet, andere ſtürmiſch und abenteuerlich, oder voll ermüdender Bilder des Kampfs der Leidenſchaft mit der Vernunft. Im Ganzen aber hatte noch kein portugieſiſcher Dichter den wahren Charakter des Sonetts ſo richtig gefaßt, wie Camoens. Auf die Sonette folgen in der Reihe der kleineren Gedichte des Camoens ſiebzehn Canzonen nach dem Muſter der petrarchiſchen. Aus ihnen kann man beſonders ſehen, wie Camoens in das Innere der petrarchiſchen Poeſie eingedrungen iſt. Auch hat die Sprache in dieſen Canzonen die höchſte Eleganz, und die weiche Harmonie der italieniſchen Sylbenmaße iſt vollkommen erreicht. Die Beſchreibungen der Naturſcenen tragen auch hier, wo die lyriſche Darſtellung ſie in ſich aufnimmt, wie in den übrigen Gedichten des Camoens, den Charakter der lebendigen Anſchauung, den keine künſtelnde Phantaſie im Studierzimmer nachbildet. Auf die Canzonen folgen zwölf ſogenannte Oden. Sie unterſcheiden ſich von den Canzonen im Weſentlichen wenig, ob ſie ſich gleich, nach der

Digitized by Google

Alterſchwäche legte er 1805 ſeine Stelle nieder, lebte in ſeinem Garten vor Braunſchweig, und ſtarb daſelbſt 1818. Durch ſeinen Robinſon und Theophron erwarb er ſich um Deutſchlands Jugend vieles Verdienſt. Seine Jugendſchriften hat er, in 30 Bänden geſammelt herausgegeben unter dem Titel: Sämmtliche Kinder- und Jugendſchriften von Joachim Heinrich Campe, Braunſchweig 1812. Adelungs großes Wörterbuch zu übertreffen, trug Campe rühmlichſt das Seinige bei. Aber ſo viel auch durch Campe's ſchätzbares Seitenſtück zu Adelungs Wörterbuch geleiſtet iſt, um den von dieſem verkannten Reichthum der deutſchen Sprache aufzudecken, ſo hat doch durch dieſes Werk die gelehrte, aus den Schriften der Vorzeit geſchöpfte, Kenntniß der Sprache ſich wenig erweitert; und der grammatiſche Superpurismus, den Campe durch mehrere kleine Schriften geltend machen wollte, hat an die Zeiten des pedantiſchen Philipps von Zeſen († 1680) erinnert. Als Nachfolger von Baſedow in Verbreitung des ſogenannten Philanthropinismus rief Campe der Jugend ausdrücklich zu, es ſey verdienſtlicher, einige Pfund Flachs, oder Wolle geſponnen zu haben, als Verfaſſer, oder Herausgeber eines Bändchens von Gedichten zu ſeyn. Doch ſcheint kein poetiſches Talent von Bedeutung durch dies wohlgemeinte Gutachten des verehrten Erziehers unterdrückt worden zu ſeyn. Eine gewiſſe Geſchmackloſigkeit blieb aber immer der Schule der Philanthropiniſten eigen. Doch bemüheten ſich nicht Wenige unter ihnen, Das, was ihnen guter Geſchmack ſchien, der Welt durch Schriften für Kinder mitzutheilen; zu dieſen gehört Vorzugsweiſe der verdienſtvolle Erziehungsrath Campe.

Camper (Peter), ein durch Wiſſenſchaft und Kunſt gleich ausgezeichneter holländiſcher Arzt, geboren zu Leyden im Jahre 1722, hat ſich in der gelehrten Welt durch eine Menge Abhandlungen bekannt gemacht, die von den gelehrten Geſellſchaften Frankreichs gekrönt wurden. Auch über Medizin, Chirurgie, Phyſiologie und Naturgeſchichte hat er bedeutende Schriften herausgegeben. Er beſaß die Kunſt, ſeine Kenntniſſe auf Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe anzuwenden. Die Artikel über das Nashorn, den Elephanten und den Ourang-Utang ſind höchſt merkwürdig. Camper entwarf für die Akademie der zeichnenden Künſte zu Amſterdam zwei Reden, deren Zweck iſt, die Leidenſchaften des Menſchen aus den Geſichtszügen deſſelben zu beurtheilen. In der einen Rede ſind die Unterſchiede auseinandergeſetzt, welche die Geſichtszüge nach dem Klima und dem Alter darbieten; in der andern werden dem Maler die Mittel angegeben, wie er die verſchiedenen Leidenſchaften ausdrücken könne. Weniger weitſchweifig als Lavater, minder auf Muthmaßungen fußend, als Porta, läßt ſich Camper nicht nur von Zeichnern und Künſtlern, ſondern ſogar vom Sittenlehrer mit Intereſſe leſen. Er ſtarb im Haag als Staatsrath im Jahre 1788.

Campher, eines der wichtigſten Produkte im Pflanzenreiche des indiſchen Archipels. Er wird aus mehrern Bäumen gewonnen, z. B. aus Laurus Camphora Linn., der beſonders in Japan, Borneo und Java zu Hauſe iſt. Um hieraus den Campher zu gewinnen, werden Blätter, Zweige und Wurzeln zerſchnitten, und in großen eiſernen, auch kupfernen Diſtillirgefäßen mit Waſſer diſtillirt, woraus denn der Campher mit den Waſſerdämpfen in die Höhe ſteigt, und ſich in halb durchſichtigen Körnern anſetzt. Dieſe reinigen dann die Holländer in Holland ſelbſt, und liefern uns den reinen Campher in runden Kuchen oder Bröten. Jetzt wird er indeß ebenfalls in Kopenhagen, Berlin und Hamburg raffinirt. Allein der theure Campher, den Sumatra unter dem Namen Sumatra- und Baros-Campher liefert, gehört einem andern Lorbeerbaume an. Dieſer heißt beim Hout-

tuyn: Laurus ſoliis ovatis acuminatis, lineatis, floribus magnis tulipaceis. Miller und Dejean haben dieſe Bäume auf Sumatra ſelbſt beſchrieben, und geben ſie als ſehr groß an; ſie ſollen bis 100 Fuß Höhe erreichen. Dr. Roxburgh behauptet indeß, daß dieſer Campherbaum kein Lorbeer ſey, ſondern zu dem neuen Geſchlechte gehöre, welches er Shorea benennt. Die Blätter ſind ſcharf geſpitzt, und ſehr verſchieden von denen des Laurus Camphora Linn. Die Blüthe ſah Miller nicht, allein die Frucht war einer länglichten Haſelnuß ähnlich, und in Kelche gehüllt wie die Eicheln. Auch wird der Campher nicht erſt daraus durch Kochen hervorgebracht, ſondern von der Natur auf eine ähnliche Weiſe wie bei unſern Kirſchbäumen ihr Gummi durch Ausſchwitzen aus der zerſprungenen oberſten Rinde erzeugt. In einem gewiſſen Alter ſpringt nämlich die Borke der Aeſte an dieſen Campherbäumen auf, und läßt das Campheröl herausfließen. Man ſammelt dieſes in angehängten Gefäßen auf. Weiterhin werden dieſe Bäume umgehauen, und aus ihrem Innern zuerſt die ſchon formirten Klümpchen Campher herausgenommen, und ſodann aus dem Holze ſelbſt der übrige Campher mit eigenen Eiſen herausgeſchabt. Ein jeder einzelne Baum giebt etwa 3 Pfund Campher. Dieſer natürliche Campher iſt weit theurer, als jener ausgekochte japaniſche. Europa bekommt ihn nie im natürlichen Zuſtande zu Geſicht. Er wird von Sumatra's Bewohnern ſchon zu Anfang ſortirt. Der beſte iſt kreideweiß, völlig zerreiblich, und von keinem unangenehmen Geſchmack; fein, anfangs kühl, nachmals erhitzend. Ein kleiner Theil davon löſet ſich nur in Waſſer auf, das Uebrige iſt reines ätheriſches Oel. Die größte Quantität erhalten die Holländer von dem Oberherrn oder König des kleinen Reichs Baros, gegen 12 Grade nördlicher Breite, daher auch der Name Baros-Campher.

Campidoglio, ſ. Capitol.

Campo Formido, unrichtig Formio, ein kleines Kaſtell oder vielmehr die Vorſtadt von Udine, in der venetianiſchen Delegation Friaul, merkwürdig wegen des hier am 17. Oktbr. 1797 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geſchloſſenen Friedens.

Campomanes (D. Pedro Rodriguez, Graf von), geboren in Aſturien um 1710, widmete ſich den Rechten, und hatte den Ruf des geſchickteſten und uneigennützigſten Rechtsgelehrten von ganz Spanien, als Carl III. ihn zum Fiskal des königlichen und hohen Raths von Caſtilien ernannte, auf deſſen Befehl er mehrere Schriften verfertigte. Er unterſtützte den Grafen von Aranda bei dem ſchwierigen Unternehmen, die Jeſuiten aus Spanien zu vertreiben, bewirkte die Freigebung des Getreidehandels, und ſteuerte dem Gauner- und Bettlerweſen. Unter Carl IV. wurde er 1788 Präſident des Raths von Caſtilien und darauf Staatsminiſter. Der Graf Florida Blanka verdrängte ihn jedoch aus dem Rathe; er verlor ſeine Aemter und ſtarb im Anfange des 19ten Jahrhunderts. Unter ſeinen Schriften, meiſt ſtaats ökonomiſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Inhalts, zeichnen ſich aus: Discurso sopre el fomento de la industria popular, 1774, und sopre la education popular de los Artisanos y su fomento, 1775.

Canaan, ſ. Paläſtina.

Canada, ſ. Nordamerika.

Canäle ſind Waſſergraben, in der Abſicht angelegt, um mittelſt der Schifffahrt die Verbindung eines Ortes mit dem andern zu erleichtern. Der merkwürdigſten Canäle in den verſchiedenen europäiſchen Staaten ſoll unter den Artikeln Deutſchland, England, Frankreich, Königreich der Niederlanden, u. ſ. w. Erwähnung geſchehen.

Canal, pas de Calais, ſ. Calais.

Canarienſekt, ſ. Canariſche Inſeln.

Canarienbaum, ein ziemlich großer, anſehnlicher Baum in Oſtindien, mit ungleich gefiederten Blättern, deſſen weibliche Blüthen eine dreieckige Steinfrucht mit einem Kern hinterlaſſen, der wegen ſeines lieblichen Geſchmacks ungemein geſchätzt wird, und in Oſtindien die Stelle unſerer Mandeln, Kaſtanien und Wallnüſſe erſetzt. Man bereitet ein liebliches Backwerk daraus. Das Holz des Stammes dient zum Schiffbau, und das terpentinartige Harz, welches alte Stämme bei ſich führen, giebt gute Lichter.

Canarienvögel, ſ. *Canariſche Inſeln*.

Canariſche Inſeln liegen im Weſten von Afrika im atlantiſchen Meere, zwiſchen dem 27 und 29 Grad nördlicher Breite und dem 1 und 5 Grade der Länge. Es ſind ihrer 20 an der Zahl; ihr Flächeninhalt wird 151 ½ Quadrat-Meilen, und die Zahl der Einwohner gegen 42.000 geſchätzt, die aus ſpaniſchem und normänniſchem Blute entſproſſen ſind, und ſich als ſehr eifrige Katholiken zeigen. Sie ſtehen alle unter der Herrſchaft des ſpaniſchen Königs, der die Verwaltung einem Gouverneur übertragen hat. Getreide, Südfrüchte, Wein, der unter dem Namen Canarienſekt bekannt iſt, Orſeille, Wachs u. ſ. w. ſind die vorzüglichſten Erzeugniſſe dieſer Inſeln. 1) *Canaria* mit der Hauptſtadt Palmas; 2) *Teneriffa*, wo der 11.208 Fuß hohe *Piko de Tyde* und die Stadt Cruce, die Reſidenz des Gouverneurs, und der Mittelpunkt des Handels der canariſchen Inſeln mit Europa und Amerika ſich befindet; 3) *Ferro*, von deren Mittagslinie an, die Längengrade gewöhnlich gezählt werden; 4) *Palma*, mit einem Vulkan, liefert den vortrefflichen Palmenſekt. — Die canariſchen Inſeln ſind auch das Vaterland des *Canarienvogels*, der zum Finkengeſchlechte gehört, und deſſen Gefieder urſprünglich weißlichgelb iſt; der Schwanz und die Schwungfedern ſpielen in die grüne Farbe hinüber. Dieſe urſprüngliche Farbe hat, jedoch durch die Vermiſchung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeiſigen mannigfaltige Abänderungen erlitten.

Candia, *Cirid*, ehemals *Creta*, die ſüdlichſte und größte Inſel im Archipel, 197 Quadrat-Meilen groß, ſteht unter türkiſcher Herrſchaft, und könnte unter einer andern Regierung eines der glücklichſten Länder der Erde ſeyn. Ein hohes Gebirge durchzieht ſie in ihrer ganzen Länge; der ſüdliche Abgang iſt ſteil, wenig angebaut, und bietet ſelbſt an der Küſte wenige Ankerplätze dar. Der nördliche mildere zeigt ſchöne Thäler, herrliche Ebenen, treffliche Häfen. Ueberall iſt das Gebirge noch mit Wald bewachſen und hat Bäche und Quellen im Ueberfluß. Der höchſte, über 7.000 Fuß hohe Berg iſt der *Ida* der Alten, jetzt *Pſiloriti*, in der Mitte der Inſel. Das Klima iſt geſund und ſchön, der Boden trefflich; das Waſſer vorzüglich; von reißenden Thieren weiß man hier nicht, und kaum giebt es ein paar gefährliche Schlangenarten. Aber der Anbau des ſchönen Landes iſt überaus elend; man gewinnt nicht einmal das nöthige Getreide. Oel iſt der Hauptgegenſtand der Cultur; Baumwolle, Seide, Wein, Alles wird vernachläßiget; nur Schaaf- und Ziegenheerden ſind ziemlich zahlreich. Die Produkte der Berge ſind noch unbekannt. Die Einwohner, etwa 240.000, eine überaus geringe Bevölkerung, beſtehen etwa zur Hälfte aus Osmanen. Zu ihnen gehören noch etwa 6.000 *Abadioten*, wahrſcheinlich Nachkömmlinge der erſten arabiſchen Eroberer; ſie reden arabiſch, leben in mehreren Dörfern am ſüdlichen Abhange des Ida, und ſind ein wildes treuloſes Volk. Die Griechen leben hier unter dem härteſten Druck, mit Ausnahme der *Sphachioten*, welche die ſüdweſtlichen, unzugänglichen Gebirge bewohnen, und ſich, gleich den *Mainotten*, ziemlich unabhängig erhalten haben. Creta wurde 823 von den Arabern mit leichter Mühe den ſchwachen griechiſchen Kaiſern entriſſen. *Nizephorus Phokas* eroberte ſie 961 wieder, und ſie blieb den Griechen, bis Conſtantinopel 1204 von den Kreuzfahrern erobert ward, worauf ſie in die Hände der Venezianer gerieth, welche ſie bis 1645 behaupteten

Die wichtigſten Orte der Inſel ſind: Canea, das alte Cydonia, eine leidlich gebaute Stadt, im weſtlichen Theile der Inſel, an der Nordküſte. Sie iſt befeſtigt, und zählt nach Einigen 7, nach Andern 12.000 Einwohner. Der Hafen iſt mittelmäßig; größere Schiffe legen bei der nahe gelegenen Küſte Suda an. Dennoch iſt Canea der einzige bedeutende Handelsplatz auf Candia; die Seifenſiedereien ſind berühmt. Die Gegend iſt ausgezeichnet ſchön, mit Oliven und Gärten bedeckt. Ueberreſte des Alterthums finden ſich aber hier nicht. — Retimo, das alte Rhithymnus, weiter öſtlich an der nämlichen Küſte, auf einer Halbinſel, mit einem verfallenen feſten Schloſſe, und einem nur leichten Barken zugänglichen Hafen; die Zahl der Einwohner beträgt höchſtens 6.000. Candia, die eigentliche Hauptſtadt der Inſel, etwas nordweſtlich von Ida. Man ſieht an der Regelmäßigkeit der Häuſer und Straßen noch, daß ſie urſpünglich von den Venezianern erbaut iſt, obgleich die heutige Stadt nur einen kleinen Ueberreſt der während der Belagerung von 1665 — 68 faſt ganz zerſtörten Stadt ausmacht. Sie iſt gut befeſtigt, der Hafen aber durch Verſchlemmung beinahe unbrauchbar geworden; größere Schiffe müſſen daher bei der vor dem Hafen liegenden Inſel Iſtandia, ehemals Dia, ankern.

Candidaten nannte man in Rom Diejenigen, welche ſich um ein öffentliches Amt bewarben. Sie hatten den Namen von dem ſchneeweißen Kleide (toga candida), welches ſie trugen. Es gab in Rom eigne Handwerker, welche ſich damit beſchäftigten, die Kleider der Candidaten ſo glänzend weiß zu machen, daß ſie ſich dadurch von andern vornehmen Bürgern, die auch weiße (alba) Kleider trugen, unterſcheiden konnten. In ältern Zeiten war den Candidaten das Glänzendmachen der Kleider durch ein Geſetz verboten. Außerdem trugen ſie keine Tunica (Unterkleid), entweder zum Zeichen der Demuth, oder um ihre auf der Bruſt empfangenen Wunden vorzeigen zu können. Die Zeit der Bewerbung, folglich auch dieſer ſchönen weißen Tracht, dauerte zwei Jahre. Im erſten hielten ſie entweder ſelbſt, oder auch Andere in ihrem Namen, mit Erlaubniß der Obrigkeit, Reden an das Volk, worin ſie das Amt, um welches ſie anhielten, und ihre Fähigkeit dazu anzeigten. Im folgenden Jahr wandten ſie ſich wieder an den Magiſtrat, mit der Bitte, ihren Namen mit in die Liſte der Uebrigen, welche auf dieſes Amt Anſpruch machten, eintragen zu laſſen. Das Verlangen eines Candidaten, ſich durch ſeine Rede dem Volke bekannt machen zu dürfen, um deſſen Gunſt zu gewinnen, wurde ihm nicht leicht verweigert; aber deswegen wurde er noch nicht als wirklicher Candidat angenommen, und am Wahltage in Vorſchlag gebracht. Denn wenn der Magiſtrat die Empfehlung des Volks annahm, ſo wurden in der Senatsverſammlung erſt die Gründe des Candidaten und ſein Leben und ſeine Aufführung in Unterſuchung genommen. Wurde hier Alles gut befunden, ſo erlaubte man ihm ſein Geſuch, widrigenfalls nicht. Oft widerſetzten ſich auch die Volkstribunen, wenn der Senat die Mängel eines Candidaten entweder nicht kannte, oder nicht kennen wollte. In beiden Fällen ſchloſſen die Tribunen den Candidaten gewöhnlich von der Wahl aus. Sowohl ſchlechte Sitten und Handlungen, als auch das nicht geſetzliche Alter des Candidaten, machten ihn zu Ehrenämtern unfähig. Wenn von Seiten der Comitien einem Candidaten Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, ſo konnten ſie vom Senat unwirkſam gemacht werden. In den letztern Zeiten der Republik konnte Niemand ein öffentliches Amt erhalten, der nicht anweſend war, und der ſich nicht an den geſetzmäßigen Tagen, d. h. an den drei Markttagen vor der Verſammlung der Comitien ſelbſt, gemeldet hatte. Wenn nun die Candidaten zur Wahl gelaſſen wurden, ſo ſuchten ſie ſich an jenen drei Tagen durch mancherlei Kunſtgriffe und Schleichwege des Volkes Gunſt zu gewinnen. An den Markttagen gingen ſie mitten

unter das verſammelte Volk, und ſtellten ſich auf einen erhabenen Ort, um von da aus von Jedermann geſehen zu werden. Sobald der Tag erſchien, an welchem die Verſammlung des Volks gehalten wurde, ſo nahmen ſie einige der vornehmſten Freunde, von denen ſie wußten, daß ſie bei dem Volke beliebt waren, mit ſich auf das Marsfeld, wo die Comitien gehalten wurden, und ſtellten ſich auf den Quirinalis, oder auf den Gartenhügel, um vom Volke deſto beſſer geſehen zu werden. Sie hatten auch Leute bei ſich, welche Geld unter das Volk austheilten. Das letztere war zwar eigentlich nach den Geſetzen verboten, aber es geſchah doch oft öffentlich, und einmal ſogar zum Nachtheile Cäſars mit Bewilligung des Cato. Außerdem gebrauchten ſie auch Leute, welche mit dem Volke um ihre Stimmen handelten, und Andere, in deren Hände ſie das verſprochene Geld niederlegten. Bisweilen traten die Candidaten in Parteien, um die Bemühungen der übrigen Competenten zu vereiteln. Endlich begaben ſich die Candidaten auf das Wahlfeld ſelbſt, und betrieben da auf die angezeigte Art ihre Angelegenheiten ſo lange, bis der Präſident der Verſammlung die Namen der vorgeſchlagenen Candidaten und ihre Gründe ablas, und die Tribus zu Ablegung ihrer Stimmen auffoderte. Wer die meiſten Stimmen für ſich hatte, erhielt das geſuchte Amt wirklich, worauf er ſich zuerſt bei der Verſammlung gleich auf dem Platze bedankte, und ſich ſodann ins Capitolium begab, um daſelbſt den Göttern zu danken. — Jetzt nennt man in der evangeliſchen Kirche Candidaten diejenigen, welche nach beendigten Studien und untergangener Prüfung die Befugniß, zu predigen, und die Anwartſchaft auf eine Pfarre erhalten haben.

Caniſius (Petrus), geb. zu Nymwegen 1524. Er war einer der Erſten und Eifrigſten unter den Deutſchen, welche ſich zu dem Inſtitute der Jeſuiten bekannten. Von Cöln aus, wo er ſeine Studien vollendet hatte, wurde er 1549 nach Ingolſtadt in das Collegium ſeines Ordens als Profeſſor der Theologie verſetzt. Hier wurde er in der Folge Rektor des Collegiums, ſo wie Vicekanzler der Univerſität. Im J. 1551 ward er als Rektor in ſein Collegium nach Wien verſetzt, wo er eifrig und wohlthätig für die Verbeſſerung des Schulweſens in den kaiſerlichen Staaten, ſo wie für eine gänzliche Umformung der Univerſität der großen Kaiſerſtadt wirkte. Sein Anſehen und der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit ſtand auf gleich hoher Stufe mit ſeiner Religioſität und ſeinem ſittlichen Wandel. Von Kaiſer Ferdinand I., deſſen Zutrauen er in hohem Grade genoß und verdiente, ward er nach Trient geſandt, um der dortigen Kirchenverſammlung beizuwohnen. Als Provinzial ſeines Ordens in Deutſchland trug er ungemein viel zu deſſen Ausbreitung bei. Die Collegien zu Prag, Augsburg, Dillingen, Freiburg in der Schweiz, waren ſeine Stiftungen. Sein großer und kleiner Catechismus (Summa doctrinae christianae, Wien 1554), die überall in Deutſchland als Religionsbücher eingeführt wurden, haben außerordentlich viele Auflagen erlebt. Ausharrend in Eifer und raſtloſer Thätigkeit für Religion, Bildung der Jugend und Verbeſſerung des Schulweſens, ſtarb Caniſius im Collegium zu Freiburg 1597 verehrt und geliebt von Allen, die ſein großer Wirkungskreis umſchloſſen hatte.

Canitz (Friedrich Rudolph Ludwig, Freiherr von), geboren zu Berlin 1654. Er hatte die Rechte ſtudirt. Nach Beendigung ſeines Univerſitätskurſus bereiſete er Frankreich und Italien, und ward jetzt Kammerjunker am Berliniſchen Hofe, bald darauf Legationsrath, und als guter Geſchäftsmann von dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm an mehrere Höfe geſandt. Der Nachfolger dieſes Fürſten, Friedrich, nachher erſter König von Preußen, ernannte ihn zu ſeinem geheimen Staatsrathe. Als abgeſandter Miniſter nahm er thätigen Antheil an den Verhandlungen des diplomatiſchen Kon=

greſſes im Haag. Die Stunden ſeiner Muße widmete er literariſchen Studien und den Freuden des häuslichen und ländlichen Lebens. Er ſtarb 1699, allgemein geachtet, und als Dichter bewundert, ob er gleich ſelbſt nie etwas von ſeinen Verſen hatte drucken laſſen. Nach ſeinem Tode erregten ſeine Gedichte noch mehr Aufſehen, als ſie zum erſten Male geſammelt erſchienen. Von den Jahren 1700 bis 1727 ſind ſie in zehn Ausgaben herausgekommen, und bis 1765 noch vier Mal gedruckt. Ein ſolcher Beifall war ſeit Opitz keinem deutſchen Dichter zu Theil geworden. Das deutſche Publikum bewies durch ſein Intereſſe für dieſe Gedichte, daß es endlich anfing, empfänglich zu werden für die Vorzüge, durch die ſie ſich auszeichneten, und an denen es der deutſchen Poeſie jener Zeit ſehr fehlte; denn Canitz iſt der eleganteſte aller deutſchen Dichter des 17ten Jahrh., der Erſte, der den Franzoſen den Theil der Kunſt des Styls abgelernt hat, der den deutſchen Dichtern das ganze 17te Jahrhundert hindurch nicht recht begreiflich werden wollte: jene eben ſo gefällige, als verſtändige, Reinheit, Klarheit, Beſtimmtheit, und Leichtigkeit des Ausdrucks, die zwar von der innern Schönheit eines Gedichts unabhängig iſt, aber doch zur Vollendung der poetiſchen Formen unerläßlich gehört. Dieſe Reize des Styls, und das dazu gehörende Gefühl für das Schickliche in Canitzens Gedichten bewundernd, vergaß man aber auch, wo es dieſen Gedichten faſt eben ſo ſehr fehlt, als den Reimereien aus der Schule Neukirch's, Hunold's, und Poſtel's. Denn, den Styl und die Reize des Schicklichen abgerechnet, iſt der Unterſchied zwiſchen dieſen Reimereien und Canitzens Gedichten nicht ſehr groß. Canitz iſt ein wenig reicher an Gedanken, ein beſſerer Beobachter der Sitten ſeiner Zeit, aber in keiner Hinſicht ein großer Dichter. Seine Phantaſie war eben ſo arm, als beſchränkt. Man erkennt in ſeinen Werken den gebildeten Weltmann, und den Mann von edelm Gefühl und von hellem, nur nicht tief eindringendem Verſtande; aber mehr vermochte er auch im Gebiete der Poeſie nicht, als natürliche und gute Gedanken und Regungen des Herzens, praktiſche Reflexionen und geſellige Scherze auf eine angenehme Art in Verſe zu bringen. Zur didaktiſchen Satyre und zu der mit ihr verwandten Epiſtel hatte er das meiſte Talent. Boileau und Horaz, von denen er auch Einiges überſetzt hat, waren ſeine Muſter. Aber auch in ſeinen ſatyriſchen Reflexionen und Darſtellungen zeigt ſich mehr geſunder Verſtand, als kräftiger Witz. In einigen Fabeln von ihm iſt der Styl unverbeſſerlich. Sein deutſches Gemüth ſpricht ſich mit Würde auch in ſeinen religiöſen oder geiſtlichen Gedichten aus; aber kühne Gedanken ließ die kluge Schüchternheit dieſes Dichters auch in ſeinen lyriſchen Werken nicht aufkommen. Die lyriſche Wärme, mit der ſein Gefühl zuweilen hervortritt, verdunſtet bald wieder in gewöhnlichen Betrachtungen; auch ſeinen Scherzen fehlt es an Kraft. Aber durch die glückliche Vermeidung ſo mancher poſitiven Art von Geſchmackloſigkeit der deutſchen Poeſie jener Zeit hat Canitz ſich ein bleibendes Verdienſt um die deutſche Literatur erworben. Auch ſeine Sprache iſt, was die grammatiſche Reinheit betrifft, meiſtens ſchon dieſelbe, die man bei den deutſchen Dichtern des 18ten Jahrh. wiederfindet.

Cannä, jetzt Canne am rechten Ufer des Aufidus, jetzt Ofanto, in Apulien. Die Carthager unter Hannibal ſchlugen hier die Römer unter Terentius Varro, im Jahre Roms 216. Hannibals Armee betrug 50.000 Mann, darunter 10.000 Reiter; die römiſche Armee 90.000 Mann, darunter auch 10.000 Reiter. Auf beiden Seiten ſtand das Fußvolk in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln; die Römer ſtützten den rechten, die Carthager den linken Flügel an den Aufidus. Hier griff die Reiterei der Römer an, und ward von der numidiſchen des Hannibal zurückgeworfen und verfolgt. Unterdeſſen griff das römiſche Fußvolk die Mitte der Carthager an. Dieſe wichen zurück, und die Römer folgten ihnen. Inzwiſchen ſchwenkten die Carthager

mit beiden Flügeln ein, die numidiſche Reiterei kehrte von der Verfolgung zurück, und kam den Römern in den Rücken, welche nun ganz umringt, und faſt alle niedergehauen wurden. Die Römer verloren 70.000 Todte und 13.000 Gefangene; Hannibals Armee 10.000 Todte und Verwundete.

Cannelirungen heißen in der Baukunſt ſenkrechte Aushölungen längs dem Schafte einer Säule oder eines Pilaſters herab; ſie ſind beſonders der ioniſchen Säulenordnung eigen, mit welcher ſie zuerſt erfunden wurden, ob ſie gleich bei allen reicher geſchmückten Säulenordnungen, wie bei der korinthiſchen und römiſchen, auch vorkommen, ſeltener werden ſie bei der doriſchen und toskaniſchen gebraucht. Jede Säule hat 24 Cannelirungen, und jede derſelben iſt genau nach dem 4ten Theile eines Cirkels ausgehölt. Die doriſche Säule hat nur 20. Zwiſchen den Cannelirungen ſind ſchmale Räume, die man Streifen nennt; außer bei den doriſchen, wo die Cannelirungen, deren Rand, nur ſchmal geſchärft, dazwiſchen hervortritt, ſich berühren.

Cannibalen, ſ. Caraiben.

Cano, Alonzo oder **Alexis**, geb. zu Grenada im J. 1603, war zugleich Maler, Bildhauer und Baumeiſter. Sein Vater, Michael Cano, der Baumeiſter, Franz Pachew, der Maler, und Herrera der Alte, ertheilten ihm den erſten Unterricht in dieſen verſchiedenen Künſten, die er alle mit Erfolg ausübte. Als der Herzog von Olivarez ihn nach Madrid im J. 1638 berufen hatte, ließ er ihm die Stelle des Oberdirektors der königlichen Werke ertheilen, ſammt der ehrenvollen Auszeichnung, dem Prinzen von Aſturien die Zeichnungskunſt zu lehren. Als er in Madrid die Menge ausgezeichneter Gemälde betrachtete, da entfuhren ihm jene Worte, die den großen Kunſtkenner und Künſtler ahnen ließen: „Armer Cano, rief er aus, wie klein iſt dein Talent! Du bedürfteſt mehrerer Lebensalter, um nur das Schöne zu erreichen, das in Einem dieſer Gemälde ſich ausſpricht!" Auch iſt Cano durch ſeine Schickſale im Leben gleich merkwürdig geworden. Er theilte die Meinung: Excellens in arte non debet mori, d. h. Ein Mann, der ſich in der Kunſt auszeichnet, darf nicht ſterben. Er hatte das Unglück, die Folter beſtehen zu müſſen. Aus Achtung für ihn als Künſtler wurde dem Henker geboten, ſeinen rechten Arm zu verſchonen. Unter den zahlreichen Werken, welche dieſer Künſtler in jeder Gattung geliefert hat, müſſen 3 Rundbilder in natürlicher Größe, eine Maria mit dem Chriſtuskinde, ein h. Petrus und ein h. Paulus, namhaft gemacht werden, in deren Beſitz der Dom von Lebrija war, und die den Ruhm des 24jährigen Jünglings zu verbreiten anfingen. Sein berühmtes Gemälde, die Empfängniß Mariä, im Dome von Grenada, iſt ein Werk, wofür ein Genueſer vergebens den hohen Preis von 8.000 Piſtolen bot. Zu Madrid in der Kirche des h. Gines befindet ſich eine Magdalena, die Büßende, welche in Correggio's Geſchmacke gemalt iſt. Die Manier dieſes großen Künſtlers empfiehlt ſich durch ſchöne Anordnung, vollendete Zeichnung und harmoniſches Farbenſpiel. Lebrün beſaß ein ſchönes Gemälde von dieſem Meiſter; es war eine Jungfrau mit 2 Figuren. Im Auslande ſind die Werke dieſes Meiſters nicht ſehr bekannt. Er ſtarb zu Grenada im J. 1676.

Canon heißt buchſtäblich jede Regel, oder Vorſchrift. Die alten Philoſophen nannten daher jeden Grundſatz einen Canon. In der Kirchenſprache verſteht man darunter ein Verzeichniß der zur Kirche gehörigen Perſonen, und zum kirchlichen Gebrauche beſtimmte Sachen und Schriften; oder auch eine Sammlung derjenigen heiligen Bücher, welche bei den gottesdienſtlichen Zuſammenkünften der Chriſten vorgeleſen werden durften. Man nennt dieſe Bücher canoniſche, und ſie umfaſſen die göttlich eingegebenen Bücher des

alten und neuen Teſtaments. Da nun die meiſten Schriften des A. T. mit wunderbarer Uebereinſtimmung von den Juden ſowohl, als den Chriſten, als heilige, von Gott eingegebene, Schriften ſind anerkannt worden, ſo werden ſelbige Homologumini, oder auch von den Katholiken Protocanonici genannt. Da ſich aber in der Folge der Zeit einige apokryphiſchen Schriften in den chriſtlichen Gemeinden verbreiteten, und auch über die Echtheit einiger Schriften Streit in der Kirche entſtand, ſo wurde ein Canon oder Verzeichniß der authentiſch heiligen Bücher auf den älteſten Concilien entworfen, und der letzte, der ſich am Beſtimmteſten und Genaueſten hierüber verbreitet, wurde in dem Concilium zu Trient, in der vierten Sitzung, feſtgeſtellt (ſ. apokryphiſche Bücher). Das Recht der Kirche, hierüber zu entſcheiden, liegt in ihrer Gründung ſelbſt, da ſie das Haus Gottes, eine Veſte und Grundſäule der Wahrheit iſt.

Canon heißt in der Muſik ein drei- bis vierſtimmiges Tonſtück, wo eine Stimme allein anfängt, und die andern allmählig mit denſelben Noten eintreten, und der erſten pünktlich nachfolgen. Weil ſich der Canon auf die Nachahmung gründet, ſo können ſo viel Arten deſſelben beſtehen, als es Gattungen der Nachahmung in der Muſik giebt.

Canonen, ſ. Artillerie.

Canonicus, ſ. Stift.

Canoniſation (Heiligſprechung) iſt in der katholiſchen Kirche die feierliche Anerkennung und Erhebung des muſterhaften Wandels eines ihrer verſtorbenen Mitglieder. — Mögen immerhin alte und neue Skribenten hoch preiſen das Verfahren der Völker der alten Welt, beſonders der Aegyptier, über die Todten Gericht zu halten, und ſo das Gedächtniß der Guten zu ehren, ſo wie den mächtigen Böſewicht nach ſeinem Tode zum warnenden Beiſpiel mit Schande zu brandmarken, mögen ſie dagegen ſpöttelnd und hämiſch die Canoniſation als eine Ausgeburt der Finſterniß belächeln: ſo können wir dennoch nicht umhin, dieſe hohe Handlung über jene Gerichte, welche doch nur einen politiſchen Zweck hatten und haben konnten, weit zu erheben; denn ſie bezweckt Huldigung der reinen Tugend und der wahren chriſtlichen Moralität; denn hier iſt ein Richterſtuhl, der das Anſehn der Perſon nicht achtet. — Daß die Heiligſprechung nicht ſo leicht, und wie man glaubt, für klingende Münze in Rom könne erhalten werden, beweiſen die Akten der ſtrengſten Unterſuchungen des zu Canoniſirenden. Selbſt Evangeliſche haben über die Strenge geſtaunt, womit ſolche Unterſuchungen vorgenommen wurden. Auch iſt die Canoniſation nicht ſo gar jung, und aus dem ſogenannten finſtern Mittelalter; ſie ſteigt, ihrem Weſen nach, hoch in die Zeiten des Chriſtenthums hinauf. Zwar kannte man im Beginn des Chriſtenthums die jetzige feierliche Canoniſation nicht; allein die Biſchöfe der erſten Zeiten trugen ſchon die eifrigſte Sorge, den Lebenslauf der Märtyrer durch die dazu beſtellten Notarien genau kennen zu lernen; ja ſie ſcheuten keine Koſten, um ſich Abſchriften von den Protokollen der Prätoren und Statthalter zu verſchaffen. Dieſe Akten wurden demnach von den Biſchöfen mit Hinzuziehung der Aelteſten der Gemeinde geprüft, jeder Umſtand aufs Genaueſte erwogen, und nach moraliſcher Ueberzeugung von den heroiſchen Tugenden der Bekenner, die ſich aus Liebe für die göttliche Religion aufzuopfern, durch keine Nebenumſtände verleitet, kein Bedenken getragen hatten, wurde ihr Leben der Gemeinde vorgeleſen und ſodann ihre Namen in die Dyphtichen, d. i. in die Liſte der Heiligen eingetragen. Bei dieſer Gelegenheit pflegten auch die ſogenannten Libelli, worin der Märtyrer die Namen bezeichnet hatte, welche in die Kirchenbuße verfallen waren, und wofür er bei dem Biſchofe Fürbitte einlegte, daß ſie wieder in den Schooß der Kirche möchten aufgenommen werden, vorgeleſen zu werden.

Dieſes geſchah gewöhnlich, und iſt der Grund, warum bis auf den heutigen Tag die Kirche an gewiſſen Feſten die Ablässe ertheilt. — Dieſe Eintragung in die Dyphtichen erlaubte der Gemeinde worin dieſes geſchehen war, die Verehrung eines ſolchen Bekenners; alſo eine Art Beatifikation (ſ. dieſen Art.); wenn aber nachher die übrigen Biſchöfe der Kirche dieſer Privat-Anerkennung des chriſtlichen Heldenmuths beiſtimmten, und dieſen Märtyrer als Beiſpiel evangeliſcher Vollkommenheit ihrer Gemeinde aufſtellten, ſo war dieſe Verehrung allgemein, und mithin der heutigen Canoniſation vergleichbar. — Dieſe Weiſe zu canoniſiren dauerte bis ins 10te Jahrh. Papſt Johannes XV., der 987 den apoſtoliſchen Stuhl beſtieg, war der Erſte, der den Udalricus, Biſchof zu Augsburg, auf einer zu Rom gehaltenen Synode heilig ſprechen ließ. Auf dieſer Synode wurde eine Unterſuchung über das Leben und die Thaten dieſes Heiligen angeſtellt, und ſomit der Grund und Anfang zu der bis auf den heutigen Tag gewöhnlichen, förmlichen und feierlichen Canoniſationen zu Rom, als dem Einigungspunkte der katholiſchen Welt, gelegt, und ſeit dieſer Zeit behielten ſich die Päpſte das ausſchließliche Recht der Canoniſation vor. Jetzt geſchieht die Canoniſation in dem großen Conſiſtorium zu Rom, in Gegenwart des Papſtes, nachdem vorher, auf Veranſtaltung der Congregation der Riten (Congregatio rituum), ein förmlicher Prozeß über das Leben des zu Canoniſirenden eingeleitet worden. Es ſind 2 Parteien, die eine der Anklage und die andere der Vertheidigung, deren Lenker Advocati diaboli und Advocati Dei heißen. — Man ſtellt das Licht nicht unter den Scheffel, ſondern ſtellt es auf einen Leuchter, damit es ſeinen Glanz um ſich her verbreite; ſo laßt auch eure Handlungen vor der Welt leuchten zur Erbauung, ſagt der Heiland. In eben dieſem Sinne handelt die Kirche, wenn ſie die ſtillen Tugendverehrer, die, während ſie hienieden wallten, Schätze ſammelten, die weder der Roſt noch die Motte frißt, zur Verherrlichung des Sohns Gottes feierlich hervorzieht, um durch ſolche Beiſpiele die Glieder der Kirche für Das, was da oben iſt, zu entflammen, um ſie abzuziehen von der Welt, woran der Menſch ſo gern klebt, damit ſie zuerſt Gottesgerechtigkeit ſuchen, und früh entſagen lernen der Welt und ihrem eitlen Tand, welche die Seele, die himmelan ſtreben ſoll, in den niedern Wirkungskreis hinabzieht. Schön ſagten die Alten ſchon im Sprichwort: „Worte rühren, Beiſpiele ziehen an.“ — Trefflich ſchrieb der gelehrte Papſt Benedikt XIV. über Beatification und Canoniſation; dieſe Schrift möchte wohl ganz geeignet ſeyn manchen von Vorurtheilen in dieſem Punkte Befangenen eines Beſſern zu belehren.

Canoniſche Bücher, ſ. Canon und apokryphiſche Bücher.

Canoniſches- oder Kirchenrecht iſt im weitern Sinn der Inbegriff der die chriſtliche Kirche angehenden Geſetze; im engern die in dem Corpus juris canonici enthaltenen Geſetze, die aus einer Sammlung von alten Canonen, Kirchenordnungen, Concilienſchlüſſen, Verordnungen der Päpſte und Aufſätzen der Kirchenväter beſtehen. Es iſt ausdrücklich oder ſtillſchweigend, wie das römiſche Recht, als deutſches Hülfsrecht aufgenommen worden, und hat mehrere Theile, unter denen ſich beſonders auszeichnen das ſogenannte Dekret des Gratian, d. i. eine Sammlung kirchlicher Geſetze, welche der Mönch Gratian aus Concilienſchlüſſen und andern ältern Werken entlehnte, und 1151 zu Bologna bekannt machte, und die Dekretalen oder die geſammelten Verordnungen der Päpſte (ſ. Dekretalen).

Canobus oder Canopus. Man kannte und verehrte unter dieſem Namen, wie Creuzer ſagt, einen der Naturgötter, die man bald die großen, bald die guten vorzugsweiſe nannte. Auch gab man dem

Namen bald die Beziehung auf die Fülle und Segnungen der Natur, und fand die Bedeutungen des goldenen Bodens darin mit Hinweiſung auf das fruchtbare Aegypten; und ſo war wohl Canopus im Grunde nichts, als das Symbol des Nils, und man zeigte mit ihm an, daß Aegyptens Glück und Fruchtbarkeit durch nichts ſo ſehr, als durch den Nil, erhalten werde. Daher geht auch Böttiger von der Anſicht aus, daß die erſte und einzige Beſtimmung der Canopen die Aufbewahrung des heiligen, erquickenden Nilwaſſers war, wozu die Gefäße in der Stadt gleiches Namens gefertigt, und dann weit umher mit Nilwaſſer angefüllt, verſendet wurden. Hug, der dieſen Mythus auf aſtronomiſche Vorſtellungen bezieht, findet die Erklärung in dem neben den Steuerrudern des großen Weltſchiffes auf der Himmelskugel befindlichen großen, glänzenden Sterne, Canopus, unter welchem ſich die Griechen einen Steuermann, zu dem ſie auch bald einen Namen fanden, dachten. Die Aegyptier ſprachen den Stern dem Steuermanne des Oſiris zu, ſo wie das Schiff dem Jahresgotte Oſiris. Ein Canop, ein bauchiger Waſſerkrug, hatte außer dem alltäglichen auch noch einen gelehrten Gebrauch. Die Aſtronomen ſchufen ſich nämlich das zur Aſtronomie nöthige Zeitmaaß dadurch, daß ſie einen mit Waſſer gefüllten und unten mit einer ſehr kleinen Oeffnung verſehenen Topf über einen leeren ſtellten, ſobald ein Stern, den ſie beobachten wollten, den nächtlichen Geſichtskreis betrat. Das Waſſer rann nun, bis zum Abend des folgenden Tages derſelbe Stern wieder eintrat, und das abgefloſſene Waſſer bezeichnete die Größe des Umlaufs. Ein ſolches Gefäß hieß alſo mit Recht Canopus, d. i. Zahlenbeſtimmer. Dieſe Zeitmeſſer gaben auch die Länge der Tage und Nächte an, und taugten alſo, die beiden Gleichungen zu beobachten. In dieſem Falle erhielt ein Gefäß einen Deckel zur Verzierung, der einen Hundskopf vorſtellte, oder überhaupt in ſeinem Aeußern die Geſtalt eines ganz aufrecht auf den hintern Beinen ſitzenden Hundes hatte. Da nämlich die beiden Uebergangspunkte der Sonne das obere oder untere Hemiſphär durch zwei Anubis mit Hundsköpfen, als Zeichen der Wachſamkeit bezeichnet wurden, ſo bekamen auch dieſe Gefäße, durch die man die Zeit der Uebergänge und Gleichungen beobachtete, eine ſolche Verzierung. — Nachmals waren ſie auch zu Stundenmeſſern eingerichtet. Sie nahmen auch unbekannte Nebenbedeutungen an; daher einige weibliche, andere männliche Köpfe, andere Köpfe des Wolfs, des Sperbers zu Deckeln haben. — Aber der Canopus iſt auch ein Sinnbild des Höchſten und Heiligſten Apulej. Metamorph. XI, p. 263. edit. Bip.; als Zeitbeſtimmer in den Bewegungen der Geſtirne war er ſelbſt der Inbegriff aller Zeiten, in denen die Körper durch den Raum wandeln, und bei ſeiner Betrachtung ging der Gedanke der Zeit in die Vorſtellung des Ewigen über, den man gleichſam daran verſinnlicht ſah. So war er, als Stern, der Steuermann der Sonne, des Mondes, der Sterne, des herumſchiffenden Jahres und des Oſiris; auf ſeine Anſtrengung kam Bewegung in das Weltall; es erhielt die Richtung und die ewige Kraft zu ſeinen Umkreiſungen.

Canot, ein kleines, einfaches Boot roher Völker, bald ein Korb mit Thierhäuten überzogen, bald ein ausgehöhlter Baumſtamm, bald, wie bei den Eskimo's, von Birkenrinde. Bewundernswürdig iſt die Geſchicklichkeit, mit welcher an der Küſte von Afrika die Eingebornen mit den unvollkommenſten Fahrzeugen den Gefahren der Wellen und der Stürme trotzen.

Canova (Antonio), geboren zu Poſſagno, unweit Treviſo, im Jahre 1757; er war ohne Widerrede der erſte Bildhauer neuerer, und in mehr als Einer Hinſicht auch älterer Zeiten. Von der zarteſten Jugend an zeigte er ein beſonderes Talent im Ausſchneiden mancherlei Thiere von Papier, mit der Scheere aus freier Hand, die er in den verſchiedenartigſten Stellungen ſo

treffend, beſonders Pferde und Hunde, ausſchnitt, daß ſie die Bewunderung ſeiner nächſten Umgebungen erregten. Im achten Jahre formte er aus Lehm und andern weichen Subſtanzen kleine Statuen, meiſtens Heilige vorſtellend, die nicht ganz ſchlecht modelirt geweſen ſeyn ſollen. Ein für die Tafel des venetianiſchen Nobili Falieri von Butter geformter Löwe erregte zuerſt deſſen Aufmerkſamkeit auf den elfjährigen Knaben, und war Urſache, daß er ihn nach Baſſano in die Lehre zu einem eben nicht ſonderlich ausgezeichneten Bildhauer gab, von da kam er auf die Akademie nach Venedig, wo er ſich durch mehrere Arbeiten ſo vortheilhaft auszeichnete, daß ihn der dortige Senat im J. 1779 mit einem nicht unbedeutenden Jahrgehalt nach Rom ſandte, um ſich daſelbſt freier auszubilden. Hier entſprach er den Abſichten ſeiner Gönner vollkommen, und ſchon im Jahre 1783 hatte er ein Werk vollendet, deſſen Vollkommenheit das Staunen aller Kenner verurſachte, und ſeinen Ruf für immer gründete. Es war ſein *Theſeus*, auf dem getödteten Minotaur ruhend; dieſe Gruppe verrieth ſein tiefes und gründliches Studium der Antike. Von jetzt an wurde der Künſtler mit den ehrenvollſten Aufträgen und Beſtellungen der angeſehenſten Perſonen Europas überhäuft, Monumente, Statuen, mythiſche Gruppen aller Art, wurden von ihm begehrt, und er vollendete die angenommenen Aufträge zur höchſten Zufriedenheit der Beſteller. Mehrere Hauptkirchen Roms, und beſonders die weltberühmte Peterskirche prangt mit *Canovas* Meiſterwerken. Es iſt hier nicht der Ort eine chronologiſch geordnete Aufzählung aller ſeiner Werke anzuführen, die in ſeiner bei Baſi zum Rom herausgekommenen Lebensbeſchreibung (La vità dal celebro Maestro Canova Cavaliero etc.) ausführlich zu finden iſt; wir erwähnen nur ſeiner vorzüglichſten und gelungenſten Schöpfungen, wozu beſonders ein *Adonis* und eine *Pſyche, einen Schmetterling in der Linken haltend*, eine Gruppe, *Amor und Pſyche* darſtellend, das *Mauſoleum Clemens des XIII.* in der Peterskirche, das *Denkmal* des Admirals *Emo*, eine *büßende Magdalena*, das ſich in der Auguſtinerkirche zu Wien befindende *Monument* der Erzherzogin *Chriſtine von Oeſterreich*, die koloſſale Statue *Ferdinand I. (IV.)* von Neapel, der an die Stelle des geraubten Apollos von Belvedere aufgeſtellte *Perſeus mit dem Medusenkopf*, zu zählen ſind; er verfertigte ferner eine koloſſale Statue *Napoleons*, eine *ſitzende* der Madame *Lätitia Buonaparte*, die *Büſte Pius des VII.* und *Franz des I.* ꝛc. ꝛc. aber ſein vorzüglichſtes Werk iſt ohne Zweifel der vom *Kreuze abgenommene Erlöſer*, eine Gruppe von drei Perſonen in ganz erhabener Arbeit, *Chriſtus*, die *Jungfrau* und die *heil. Magdalena* vorſtellend. Dieſer höchſte Gegenſtand wurde während ſeines Aufenthaltes zu Venedig 1821 in ſeinen Gedanken reif, bald nach ſeiner Zurückkunft zu Rom vollendete er das Modell des herrlichſten und größten Werkes, das die Bildhauerkunſt je erdacht, und welches in ſeinem Atelier ausgeſtellt, das Staunen aller Künſtler, und die Bewunderung von ganz Rom erregte. Die Scene iſt am Fuße des Kreuzes. Chriſtus liegt gefällig, doch wie ein Körper ohne Leben da, und die behutſame Wahrnehmung des Künſtlers hat ihn nicht mit erſtarrten Gliedmaßen, mit verzerrten Sehnen, noch mit hängendem Haupte dargeſtellt, wie die meiſten Künſtler gethan, welche dieſen Gegenſtand bearbeitet haben. Er hat bei ſeinem Ideal nie den göttlichen Menſchen aus den Augen verloren; und wenn wir bei allen Werken *Canovas* geſehen, daß ihm *Leſſings* Lehren beſtändig vorſchwebten, oder beſſer, daß er unſer Zeitalter lehrte, bis zu welchem Grad man den Anſtand des Ausdrucks und des Decorum ausdehnen darf, indem man Alles, was einen unangenehmen Eindruck verurſachen könnte, vermeiden muß, ſo darf man dreiſt behaupten, daß bei der Behand-

lung dieſes höchſten Gegenſtandes er dieſe Regeln am Glücklichſten angewandt. — Bei dem Erlöſer iſt mit der gefälligſten Lage eine Biegſamkeit der Gliedmaßen verbunden, welche die große Seelenruhe ausnehmend bezeichnet, die ſich in dem, zur Vermittelung des menſchlichen Geſchlechts geopferten Leichnam ausdrücken muß. Jede Spur von Schmerz ſcheint mit dem letzten Hauch verſchwunden, und eine heilige Ruhe und Würde herrſcht in dem Antlitz vor; wohl wußte der Künſtler, welche liebliche Sanftmuth das Engelsgeſicht des göttlichen Sohnes ausdrücken mußte, ſobald die fürchterlichen Qualen aufhörten, die ſeinen Tod verurſachten. Nicht apollineiſche noch andere Formen hat hier Canova gewählt, die bei den Alten ſo gerühmt werden. Der Körper des Erlöſers giebt uns ein ſchönes klaſſiſches Werk von eigener Erfindung, und bietet uns ein Vorbild von urſprünglicher Schönheit, die Alles in ſich vereint. Es iſt das Gelungenſte, was je der große Meiſter hervorgebracht. Auf der rechten Seite ſitzt die Jungfrau mit jener majeſtätiſchen Erhabenheit, die dem göttlichen Weibe gebührt, die Augen gen Himmel gewandt, ſcheint ſie dem Ewigen ihren bittern Schmerz zu klagen, der zu groß iſt, als daß ihn die Erde faſſen könnte. Mit der Rechten hebt ſie ein wenig das Haupt des Sohnes in die Höhe, das ſie mit ihrem linken Knie unterſtützt; weit und majeſtätiſch iſt der Faltenwurf der Gewänder, die den Leib der Himmelskönigin decken. Auf der andern Seite bricht Magdalena zu den Füßen des Sohnes Gottes in bittere Thränen aus, und ſcheint dem gräßlichſten Schmerze hingegeben; demüthig hebt ſie den göttlichen Arm ein wenig in die Höhe, als wollte ſie einen Kuß darauf drücken, und wagte es nicht, aus Furcht, ſie ſey nicht würdig. Die Ausdrücke des Schmerzes dieſer beiden Figuren iſt ſo außerordentlich verſchieden, und doch ſo wahr dargeſtellt, daß durch dies allein man glauben muß, der Künſtler habe ſich ſelbſt übertroffen. Beim Betrachten dieſer Gruppe verlieren ſich allmählig alle irdiſchen Gedanken, die Seele ſchwingt ſich gewiſſermaaßen aus dem Körper, und erhebt ſich zu dem Ort, wo der ewige und göttliche Sohn thront. Es iſt dies Werk gewiß das Schönſte und Größte, was die Welt in Bildhauerarbeit je angeſtaunt hat, weswegen wir auch ausführlicher dabei verweilt haben. Canova hat ſich auch viel mit Basreliefs beſchäftigt, die im Ganzen nicht zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten gehören; wir erwähnen nur der Statur der Stadt Padua als beſonders gelungen. Canova war auch Maler; zu Poſſagno prangt die Kirche mit einem Altarblatt von ihm. Große Künſtler ſind nicht immer die Beſcheidenſten, dies war aber bei unſerm unſterblichen Bildhauer nicht der Fall; er war aber ſo liebenswürdig als Menſch, als er freundlich im geſelligen Umgang, und groß als Künſtler war. Er kannte keinen Neid, keine Mißgunſt, unterſtützte angehende Künſtler mit Rath und That, er ſchenkte bedeutende Summen an Arme, nahm fremde Urtheile über ſeine Werke gern auf, ſogar von Laien der Kunſt, verbeſſerte ſeine Werke nach dieſen Urtheilen, wenn ſie ihm gewichtig ſchienen, wie dies bei einer Bemerkung der Friederike Brun der Fall war, welche ihn in ſeiner Werkſtätte beſuchte, und den Arm der koloſſalen Statue Napoleons tadelte, indem er in den Muskeln fehlerhaft ſey. Canova ſagte ihr, als ſie nach ein Paar Tagen wiederkam: „Sie haben Recht gehabt, ich habe den Arm umgearbeitet!“ — Weder ſeine Erhebung in den Adelſtand, noch ſeine Ernennung zum Ritter des goldenen Sporns, noch die zum Marcheſe von Iſchia mit fünfzehnhundert Zechinen Einkommen, ſo wie alle andere Ehrenbezeugungen, die ihm in reichem Maaße wurden, hatten Einfluß auf ſeinen Charakter, und vermochten eine Aenderung in ſeinem Lebenswandel zu bewirken. Nur auf Napoleon war Canova nicht gut zu ſprechen. Der todtenſtarre Blick des Kaiſers, als er ihm zur Fertigung der Büſte ſaß, dies occhio di pesu

morto, wie er es nannte, war ihm ſo zuwider, daß er bei den ſpätern Copien derſelben lieber die Wahrheit der Schönheit aufopferte. Der Künſtler endigte ſein ruhmvolles Leben im J. 1823.

Cantate, ein lyriſches, auf muſikaliſche Darſtellung zunächſt berechnetes Gedicht. Sie ſtellt Gefühle dar, wie jedes lyriſche Gedicht, unterſcheidet ſich aber dadurch von den andern Gattungen der Lyrik, daß ſie der Begleitung der Muſik nicht entbehren kann. Sie beſteht aus drei Theilen: einem deklamatoriſchen (dem Recitativ), und zwei rein lyriſchen, der Arie und dem Chor. Das Recitativ iſt erzählend, die Arie ſtellt eine einzelne beſtimmte Empfindung dar, der Chor aber drückt die Geſammtempfindung Aller aus. Die geiſtlichen Cantaten oder Oratorien ſtellen religiöſe Gefühle dar; die ihnen entgegengeſetzten weltlichen oder profanen Cantaten haben es mit Gegenſtänden des Lebens, der Kunſt ꝛc. zu thun. Ueberhaupt iſt die eigenthümliche Sphäre der Cantate ein Kampf von Empfindungen. Der Streit zwiſchen Zweifel und Glauben, zwiſchen Furcht und Hoffnung, zwiſchen Bekümmerniß und Troſt, wird ſo wie der Triumph des ſiegenden Gefühls im Geſange dargeſtellt. Die dramatiſche Behandlung iſt nicht weſentlich. Metaſtaſio iſt unter den Italienern als Cantatendichter berühmt; unter den Deutſchen: Ramler, Niemeyer, Meißner, Gerſtenberg, Gieſeke, Jakobi, van Swieten, u. ſ. w. Als Componiſten ſind berühmt: Händel, Rolle, Wolf, Schuſter, Joſ. Haydn (die Schöpfung, Jahreszeiten), B. A. Weber, C. M. v. Weber (Sieg und Kampf), A. Romberg, ꝛc.

Cantemir (Demetrius), Fürſt der Moldau, wurde im Jahr 1674 geboren. Er ſtammte, ſeiner Behauptung nach, von dem Welteroberer Tamerlan ab. Sein Vater, welcher Statthalter der 3 Cantone der Moldau war, wurde im Jahr 1654 Fürſt der genannten Provinz. Demetrius, welcher frühe nach Conſtantinopel geſchickt wurde, ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, er werde ſeinem Vater in der Regierung folgen; allein er wurde von einem Mitbewerber überflügelt. Das ottomanniſche Miniſterium ſandte ihn im Jahr 1710, um ſtatt des Nikolaus Mauro Cordato, die Verwaltung der Provinz zu übernehmen. Er war eben in Jaſſy angekommen, als er den Befehl erhielt, für den Uebergang des türkiſchen Kriegsheeres eine Brücke über die Donau zu bauen; zu gleicher Zeit verlangte der Großweſſir eine ungeheure Summe, um ihn in ſeiner Statthalterſchaft zu handhaben. Hierüber aufgebracht, faßte Cantemir den Entſchluß, die Moldauer vom Joche der Türken zu befreien. Czar Peter I. ließ ihm vortheilhafte Anträge machen; Cantemir nahm ſie an. Demetrius begleitete ſeinen neuen Gebieter auf ſeinen Siegen. Um ihn für ſeinen Verluſt zu entſchädigen, erhielt er den Titel eines Reichsfürſten mit Domänen und mit völliger Oberhoheit über diejenigen Moldauer, welche ihr Vaterland verließen, um ihr Schickſal an das ſeinige zu knüpfen. Er ſtarb im Jahr 1723 auf ſeinen Gütern in der Ukraine, von Allen geliebt und geachtet. Er hat mehrere Schriften hinterlaſſen. Die Merkwürdigſten ſind: 1) Geſchichte des Urſprungs und des Verfalls des ottomaniſchen Reichs in altrömiſcher Sprache. Es beginnt mit dem Jahre 1300 und endet mit 1723. 2) Inbegriff der mahomedaniſchen Glaubenslehre. Dieſes Buch iſt Peter dem Großen zugeeignet, auf deſſen Befehl es auch in ruſſiſcher Sprache geſchrieben und gedruckt wurde. 3) Gegenwärtiger Zuſtand der Moldau, 1711 in altrömiſcher Sprache. 3) Alte und neue Geſchichte der Moldau in moldauiſcher Sprache. Cantemir ſprach oder verſtand 11 Sprachen. Er war auch Mitglied der Berliner Akademie. — Antiochus Cantemir, ein Sohn des Demetrius, hat ſich ebenfalls ausgezeichnet. Er hat mit kluger Umſicht mehrere Geſandtſchaftspoſten in London und Paris bekleidet, und ſich auch auf

dem Gebiete der Wiſſenſchaften einen ruhmvollen Namen erworben. Er iſt der Erſte, welcher bei den Ruſſen die Dichtkunſt einheimiſch gemacht hat. Er überſetzte die Lieder des Anakreon, und die Briefe des Horatius ins Ruſſiſche. Er war auch ſelbſt ein fruchtbarer Dichter in der Satyre, der Fabel und der Ode. Seine Satyren ſind voll Gedanken und Poeſie. Die perſiſchen Briefe von Montesquieu, Algarotti's Geſpräche über das Licht hat er ebenfalls ins Ruſſiſche übertragen. Er ſtarb als Geſandter in Paris, im Jahe 1744, in einem Alter von 35 Jahren.

Canterbury (Anſelm, Biſchof von) wurde zu Aoſta in Piemont im J. 1033 geboren. Die Natur hatte ihm die Neigung zur Einſamkeit und die Liebe zu den Wiſſenſchaften tief in die Bruſt gepflanzt. Er trat in das Benediktiner=Kloſter zu le Bek in der Normandie, weil er von dem Namen des berühmten Lanfrank angezogen wurde. Im J. 1093 wurde er zum Erzbiſchof von Canterbury ernannt. Wilhelm der Rothe, König von England, dem er Vorwürfe über unregelmäßigen Lebenswandel und Ungerechtigkeit machte, faßte eine große Abneigung gegen ihn. Dieſer Fürſt hielt es mit der Partei des Gegenpapſtes Guibert, während Anſelm den rechten Papſt Urban II. unterſtützte. Als er nun um dieſes Vorwands willen verbannt wurde, begab er ſich nach Rom, wo Urban ihn nach Verdienſt empfing. Er vertheidigte die Prozeſſion des heiligen Geiſtes gegen die Griechen auf der Kirchenverſammlung zu Bari im J. 1098. Darauf reiſte er nach Frankreich, und verweilte bis zum Tode ſeines Verfolgers zu Lyon. Heinrich I., Wilhelms Nachfolger, rief den Erzbiſchof von Canterbury zurück; allein er genoß nicht lange mehr des Friedens, den ſeine Zurückberufung ihm zu verheißen ſchien. Der Streit über die Inveſtitur entzog ihm die Gunſt des Königs. Er wurde genöthigt, nach Frankreich und Italien zurückzukehren, bis das Feuer dieſer Streitigkeiten gedampft war. Anſelm kehrte darauf nach Canterbury zurück, und ſtarb daſelbſt im J. 1109. Gerberon hat im J. 1675 eine ſehr ſchöne Ausgabe von Anſelm's Werken: De veritate, de libertate arbitrii, monologium, proslogium etc. gegeben. Anſelm war einer der erſten Schriftſteller ſeines Jahrhunderts. Scharfſinn und Frömmigkeit ſind das Eigenthümliche ſeiner Schriften. Um die natürliche Theologie zu begründen, erſann er den ſogenannten ontologiſchen Beweis für das Daſeyn Gottes. Er iſt der Urheber der ſcholaſtiſchen Philoſophie.

Canthariden, ſ. Fliege.

Canton, die Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz Quangtong, am Fluß Taho oder Tigris, befeſtigt, mit Wällen und Mauern umgeben, 30 Meilen von der Seeküſte, aber durch Canäle mit dem Meer verbunden. Sie hat eine Million Einwohner, wovon der dritte Theil in den 60,000 Sampanen oder Schiffen auf dem Fluß wohnt, die in Reihen nahe an einander auf einer Strecke von faſt 3 Stunden feſt liegen, ſo daß zwiſchen ihnen eine ſchmale Straße für die Fahrzeuge bleibt, welche den Fluß hinauf= oder hinabfahren. Die Stadt hat 2 Meilen im Umfange, beſteht aus der chineſiſchen oder tatariſchen Stadt mit großen Vorſtädten, und hat 400 Pagoden, in deren einer an 400 Bonzen wohnen, Porzellan= und Seidenfabriken, eine engliſche Buchdruckerei und Kuhpockenimpfungsanſtalt. Die Gaſſen ſind lang, mit breiten Steinen gepflaſtert und ſehr reinlich. Die Häuſer ſind von Backſteinen und ein Stockwerk hoch; an denſelben ſind hinten 2 oder 3 Höfe, die zu Magazinen und zur Wohnung der Frauensperſonen dienen. Die Vorſtadt, in der die Faktoreien der Europäer ſind, iſt mit vielen kleinen Canälen durchſchnitten, und die Häuſer ſtehen dicht beiſammen. Man hat ſogar auf Pfählen ſehr weit in das Waſſer hinein Häuſer gebaut. Die Goſſen oder Rinnen ſind unter der Erde hingeführt. An den Gebäuden findet man ſehr gewöhnlich

Fenſter von Perlenmutter. Canton iſt der einzige Handlungsort für Europäer in China; doch darf kein Europäer in die tatariſche Stadt gehen. Auch müſſen ſeit 1760, da engliſche Schiffe von den Chineſern auf einem Schleichhandel ertappt wurden, die europäiſchen Schiffe 3 Meilen davon bei der kleinen Inſel *Wampo* ausladen. Jedes Schiff wird von dazu beſtellten Mandarinen ausgemeſſen, und zahlt nach ſeiner Größe. Ein gewöhnlicher Chinafahrer muß bloß an Hafengeldern, ohne die Ein- und Ausfuhrzölle, 5.914 Piaſter zahlen. Deſſen ungeachtet iſt dieſer Ort einer der wichtigſten Handelsſtädte in Aſien. Die wichtigſten Ausfuhrwaaren ſind: Thee, Firniſſe, Porzellan, Rhabarber, Chinawurzel, Seide, Seidenſtoffe, Tuſche, u. ſ. w. Der Handel iſt meiſtens in den Händen der Engländer, die von oſtindiſchen Waaren und ihren Fabriken eben ſo viel einführen, als der Werth der Ausfuhr beträgt; es wird nämlich für 1.930.000 Pfund Sterling ausgeführt, und für 1.700.000 Pf. St. eingeführt. Die übrigen Europäer führten vor dem Kriege für 200.000 Pf. St. ein, und für eben ſo viel an chineſiſchen Waaren aus.

Canton heißt ſo viel als ein gewiſſer Bezirk zur Eintheilung eines Landes. So iſt die Schweiz, und ſo waren die Beſitzungen der freien Reichsritterſchaft in *Cantons* getheilt. *Cantoniren* heißt, wenn die Soldaten zwar nicht im Felde, aber doch in Städten und Dörfern nahe beiſammen liegen, um ſich, ſobald es nöthig, zu einem Heere zu vereinigen, daher *Cantonirung*, *Cantonirungsquartiere*, und *Cantonspflichtig* heißt ſo viel als militärpflichtig.

• *Canut I.*, König von England und Dänemark, regierte von 1017 bis 1035. Man hat ihn *den Großen* genannt, und nicht unwürdig ſcheint er dieſes Namens. Muth, Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit vereinigten ſich in ihm. Zuerſt vertheilte er, um ſich den großen Reichsbaronen dankbar zu erweiſen, die wichtigſten Provinzen unter ſie, und behielt bloß Weſſex für ſich; in der Folge aber zog er jene Provinzen wieder gewaltſam ein, und vertrieb die Großen aus dem Reiche. Den Anfang ſeiner Regierung bezeichnete überhaupt eine ungemeine Strenge; viele Hinrichtungen geſchahen, weil er ſie ſeiner Lage nach für nöthig hielt; mit Recht fiel zwar der Verräther *Edrik*, Graf von Mercia, der 1015 ſeinen König *Edmund* von England verrathen, und ihn 1017 ſogar hatte ermorden laſſen. Sobald aber durch dieſe Blutſcenen das Reich beruhigt war, zeigte ſich *Canut* als gütiger Herrſcher, um die Beſiegten mit ſich auszuſöhnen. Er übte ſtrenge Gerechtigkeit, machte durchaus keinen Unterſchied zwiſchen Dänen und Engländern, ſchickte einen großen Theil der Erſtern wieder nach Dänemark zurück, ſtellte alle angelſächſiſche Gewohnheiten wieder her, und riß die Scheidewand, welche beide, an Sprache und Sitten einander ſo ähnliche Völker, trennte, nieder, ſo daß ſie ſeitdem ſich nie wieder als zweierlei Nationen betrachteten. Seinen noch immer wankenden Thron in England ſtellte er feſt gegen die franzöſiſchen Normänner, indem er nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, *Ethelred's* Wittwe, die Königin *Emma* heirathete. Hierauf unternahm er einen Kriegeszug nach ſeinen däniſchen Staaten, in welche der König von Schweden eingefallen war. Späterhin, 1028, machte er einen andern Zug nach Norwegen, vertrieb den dortigen unkriegeriſchen König *Olav*, und eignete ſich deſſen Provinzen zu. In ſeinen letzten Jahren beſchäftigten ihn ernſte Gedanken an die zukünftige Welt; er fand, wie *Salomo*, die irdiſche Majeſtät eitel, und warf ſich fromm in die Arme der Religion. Er baute Kirchen und Klöſter und beſchenkte ſie königlich, unternahm eine Wallfahrt nach Rom, wo er ſich lange ſtillen und frommen Betrachtungen hingab. Sein letzter Kriegszug, vier Jahre vor ſeinem Tode, war gegen *Malcolm*, König von Schottland, gerichtet, der ſeine Oberherrſchaft nicht anerkennen wollte. Von ſeinem Privatleben wiſſen wir faſt nichts. Er

ſtarb 1035. Um ſeine Schmeichler zu beſchämen, ſetzte er ſich einſt zur Zeit der Fluth an das Meeresufer, und gebot den Wellen, ſeine Füße nicht zu berühren, da ſie aber dennoch aufſchwellend ſelbige benetzten, ſtand er mit den Worten auf: „Nur der Allmächtige, der dem Ocean ſeine Thore gab, konnte ſagen: Bis hierher und nicht weiter!"

Canzone. Unter den lyriſchen Dichtungsarten, die zwiſchen dem Liede und der Ode liegen, ſind einige konventionellen, aber wohl erfundenen Regeln unterworfen. Dahin gehören beſonders mehrere Arten romantiſcher Geſänge, vermuthlich von provenzaliſcher Erfindung. Der romantiſche Geſang, der im Italieniſchen Canzone heißt, iſt nicht ſo populär, wie das Lied, aber doch von der eigentlichen Ode ſehr verſchieden. Er thut Verzicht auf die Gedankenfülle, die Kühnheit, die Energie und den Lakonismus, durch den ſich die gelungene Ode auszeichnet. Der Flug der Ode iſt Adlerflug. Die Canzone gleicht einem Schwane, der auf einer großen Waſſerfläche feierlich hingleitet, und weite Kreiſe zieht. Durch Umſtändlichkeit der Empfindungsgemälde nähert ſich dieſe Dichtungsart der Elegie. Sie liebt viele Worte, und wird deswegen leicht geſchwätzig. Selbſt im philoſophiſchen Ernſte, den ſie mit der Ode gemein haben kann, behält ſie etwas Ueppiges und Weiches. Mit dieſem Charakter ſtimmt ihr metriſcher Bau überein; lange Strophen, aus kunſtreich und gefällig in einander verflochtenen Zeilen gebildet, und mit allen Reizen des Reimes geſchmückt. Will man dieſe Dichtungsart in ihrer Vollkommenheit kennen lernen, ſo muß man ſich an Petrarch, und an die vorzüglicheren der italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Petrarchiſten des ſechszehnten Jahrhunderts wenden. Der deutſchen Poeſie ſcheinen das eigentliche Lied und die Ode angemeſſener zu ſeyn.

Capacität heißt die Inhaltsfähigkeit eines hohlen Körpers; es wird daher auch von einem Schiffe gebraucht, und bedeutet deſſen Weite und Raum, Waaren und Güter zu faſſen.

Capelle (muſikaliſch). Aus der eigentlichen Bedeutung dieſes Wortes, das ſich auf ein kleines geiſtliches, zum Privatgottesdienſte beſtimmtes Gebäude bezieht, iſt die uneigentliche entſtanden, nach welcher man die Geſellſchaften der Tonkünſtler, die von Großen gehalten werden, um in ihren Capellen die Kirchenmuſik zu machen, Capellen nennt. Man giebt ſogar dieſen Namen auch ſolchen Geſellſchaften, die nur zur Schaubühne oder Kammermuſik beſtellt ſind. Der Vorſteher, oder das vornehmſte Glied einer ſolchen Geſellſchaft, wird der Capellmeiſter genannt. Seine Verrichtung iſt, Alles, was aufgeführt werden ſoll, herbeizuſchaffen, es ſey, daß er die Sachen ſelbſt componirt, oder anderswo hergenommen habe; ferner liegt ihm ob, die ganze Ausführung der Muſik zu dirigiren; daher er insgemein die Orgel oder das Hauptklavier dabei ſpielt. Alſo muß er, wenn er ſeinem Amte Genüge thuen ſoll, ein ſtarker Componiſt ſeyn, und alle Theile der Muſik dergeſtalt inne haben, daß er jedem einzelnen Gliede der Capelle, es ſey Sänger oder Spieler, Vorſchriften und Unterricht zu vollkommener Ausführung des Ganzen zu geben im Stande ſey. Zu einer guten Capelle gehören Sänger von allen Arten der Stimmen, ſowohl Soloſänger, als andere zu Beſetzung der vielſtimmigen Sachen, und eine hinlängliche Anzahl guter Spieler für alle gewöhnlichen Inſtrumente. In Italien wird jeder bei einer großen Kirche, bei einem Theater oder einem Conſervatorium angeſtellte Tonſetzer Capellmeiſter genannt.

Capello (Bianka), aus einer der berühmteſten Patricier-Familien Venedigs entſproſſen, die zweite Gattin von Franz von Medicis, wurde durch eine ſonderbare Begebenheit zum fürſtlichen Rang erhoben. Ein junger Florentiner, Peter Bonaventuri, aus einer biedern, aber

Digitized by Google

armen Familie, Kommis des Bankgeſchäftes, welches die Salviati von Florenz zu Venedig führten, wohnte gerade im Angeſichte des Pallaſtes Capello. Er ſah Bianka, welche die Natur mit dem Zauberreiz ſeltener Schönheit begabt hatte, verliebte ſich bis zum Raſen in die junge Venezianerin, und gab es ihr zu erkennen. Eine einnehmende Geſtalt ſprach zu Bonaventuri's Gunſten; er ward erhört. Bianka konnte ſich ſeit der erſten Zuſammenkunft der Liebe nicht erwehren, und trug um ſo weniger Bedenken, ſich ihrer Neigung hinzugeben, als ſie in dieſem Augenblicke Bonaventuri für Salviati ſelbſt hielt. Salviati war aus einem ſehr bedeutenden Hauſe aus Florenz, mit dem das ihrige ohne Mißverhältniß ſich verbinden durfte. Als ihr in der zweiten Unterredung mit ihrem Geliebten in dieſer Hinſicht ihr Irrthum benommen war, verlor ſie zwar die Hoffnung, ihn als ihren Gatten umarmen zu können, allein die Liebe dauerte fort; ſie verbot ihm jedoch, ſie ferner zu beſuchen. Bonaventuri, in deſſen Herzen es jetzt mehr als je glühte, fand Mittel, ihr ein Briefchen zukommen zu laſſen, worin er ſie beſchwor, ehe ſie den letzten Entſchluß faßte, noch einmal die Dunkelheit der Nacht und die Stunden zu benutzen, wo in ihrem Hauſe Alles in tiefem Schlafe liege, um zu ihm zu kommen, und mit ihm zu ſprechen. Dieſes ſey für ſie um ſo leichter, da ſie nur quer über die Straße zu gehen habe. Er verſicherte ſie zu gleicher Zeit über die Folgen dieſes Schrittes, indem er ihr auf das Heiligſte ſchwor, ihre Tugend ſolle bei dieſer nächtlichen Zuſammenkunft ungefährdet bleiben. Zu ſchwach, einen ſolchen Vorſchlag abzulehnen, verließ Bianka ihr Haus in der folgendrn Nacht, ließ die Thüre für ihre Zurückkunft halb offen, und ſchlich in das Zimmer ihres Geliebten. Sie verließ ihn um die Morgendämmerung, und als ſie ſich wieder in ihr Haus begeben wollte, da fand ſie die Thüre zugeſchloſſen. Jetzt galt es, einen ſchnellen und entſcheidenden Entſchluß zu faſſen. Bianka gab Bonaventuri ihr Wort, und ſchlug ihm vor, mit ihr zu fliehen. Es geſchah auf der Stelle. Sie warfen ſich in den erſten beſten Kahn, ohne daß ſie ſich die Zeit nahmen, ſich zu vermummen, und da ſie glücklich aus den Lagunen herausgekommen waren, ſchlugen ſie den Weg nach Florenz ein. In Piſtoja war es, wo ein Prieſter den Fliehenden die Einſegnung ihres Bundes ertheilte. Bonaventuri führte ſeine Braut zu ſeinem Vater nach Florenz, der in einem der Armuth nahen Zuſtande dort lebte. Bianka, welche die Liebe über die Ungunſt des Glückes tröſtete, theilte ohne Murren mit ihrer Schwiegermutter alle Sorgen der Haushaltung. So lebte ſie einige Zeit; und obgleich ſie ſich faſt nie außerhalb ihres Hauſes ſehen ließ, ſo führte doch der Zufall den Großherzog vor ihrem Fenſter vorüber; ſie ward von ihm wahrgenommen. Dem Eindrucke, den ihre Schönheit auf das Herz des Fürſten machte, folgte bald die lebendige Begierde, ſie kennen zu lernen. Er entdeckte dieſes einem ſeiner Günſtlinge. Dieſer hatte eine gewandte und in den Künſten der Buhlerei viel bewanderte Gattin, welche, in einer Unterhaltung mit Bianka's Schwiegermutter, ihre Dienſte für ihre Schwiegerin anbot, und zugleich das Verſprechen gab, ihr von dem Großherzog jede Gnade, die ſie ſich erbitten würde, auszuwirken. Bianka gab um ſo williger dieſem letztern Vorſchlag Gehör, als ſie in ſteter Unruhe wegen ihrer Familie lebte, deren Verfolgungen ſie fürchtete, und weil ſie mehr als einmal an Mittel gedacht hatte, Empfehlungen bei dem Großherzoge zu erhalten, damit ſie durch ſeinen Schutz hinlänglich geſichert wäre. Als ſie darauf von dieſer Dame eingeladen wurde, begab ſie ſich zu derſelben. Der Großherzog fand ſich auch wie von ungefähr da ein, und bot ihr gerade in dem Augenblicke ſeinen Gruß, als die Dame unter einem Vorwande ſie allein gelaſſen hatte. In der erſten Bewegung bei dem überraſchenden Anblicke des Fürſten warf ſie ſich zu deſſen Füßen, und bat ihn mit Thränen, er möge doch nicht nach ihrer Ehre ſtreben.

Er hob ſie huldreich von dem Boden auf, machte ihr eine Liebeserklärung voll Schonung und Achtung, und eilte ſchnell fort, indem er ſie in ſolcher Beſtürzung zurückließ, daß ſie vergaß, die Gelegenheit zur Erbittung einer Schutzwehr zu benutzen. Ihre Lage veränderte ſich nach dieſer Zuſammenkunft ſehr bald. Der Großherzog ließ ihren Gatten kommen, und gab ihm eine beträchtliche Stelle am Hofe; er überhäufte ihn mit Ehren und Penſionen, und Bianka ſah ſich bald in glänzende Glücksumſtände verſetzt. Der junge Bonaventuri genoß jedoch nicht lange ſeines Wohlſtandes; Stolz und Dünkel bemächtigten ſich ſeiner Seele; er machte ſich mächtige Feinde, und wurde in der Nacht auf den Straßen von Florenz im J. 1574 von einem Trupp gedungener Meuchelmörder niedergedolcht. Als einige Jahre ſpäter der Großherzog durch den Tod ſeiner erſten Gemahlin, der Johanna von Oeſterreich, Wittwer geworden war, da ward er tiefer als je von Bianka's Reizen ergriffen, und verband ſich mit ihr im J. 1579 durch eine feierliche Vermählung. Zwei Geſandte vom erſten Range und der Patriarch von Aquileja, mit einer Begleitung von 90 Nobili, wurden von der Republik Venedig nach Florenz abgeordnet, um die Feierlichkeit dieſer Vermählung durch ihre Gegenwart zu erhöhen. Der Senat, der Bianka Capello die Juwelen des Hauſes Capello geſtohlen zu haben beſchuldigt, und auf ihres Gatten Kopf einen Preis von 2.000 Dukaten ausgeſetzt hatte, überhäufte ſie jetzt mit Auszeichnungen. Eine Urkunde deſſelben, worin ſie zur Königin von Cypern erklärt war, wurde öffentlich verleſen, und die königliche Krone ihr von einem der Geſandten auf das Haupt geſetzt. Der Großherzog lebte mit ſeiner neuen Gemahlin ſtets in der vollkommenſten Herzenseintracht, und nichts würde ihrem Glücke gefehlt haben, wenn nicht die ungeziemenden Reden und das Geſchrei ſeines Bruders, des Cardinals Ferdinand von Medicis, der zu Rom weilte, einige Bitterkeit eingemiſcht hätte. Der Cardinal, der nun einmal in die Verbindung ſeines Hauſes mit gekrönten Häuptern vernarrt war, ſprach von der jüngſten Vermählung ſeines Bruders nur mit dem Ausdruck der Verachtung. Auf einer Reiſe, die er im J. 1585 nach Florenz machte, wurde er von dem Großherzog auf einer Jagdpartie auf dem ſchönen Hauſe Poggio zu Canajo, einige Meilen von Florenz, eingeladen. Hier ſpeiſte der Cardinal mit dem Großherzog und deſſen Gemahlin; allein gegen das Ende der Mahlzeit wurde die Großherzogin und faſt im nämlichen Augenblicke der Großherzog urplötzlich von grauſamen Schmerzen in den Eingeweiden ergriffen, und erlagen in wenig Stunden der Gewalt des Giftes. Bianka verſchied 5 Stunden darauf, als ſie ihren Gemahl hatte ſterben ſehen. Der Cardinal verweigerte ihnen, ſo ſagt man, die Hülfe, die ſie foderten, und verbot Aerzte herbei zu rufen; demnach läßt ſich kaum zweifeln, daß er der Urheber dieſes Verbrechens geweſen iſt. Der Cardinal legte jetzt ſeine geiſtlichen Würden nieder, und bot nun Alles auf, um ſeinen Leumund von dem unſeligen Verdachte einer Vergiftung zu befreien; allein auch die parteiloſe Nachwelt hat bisher noch keine Gründe finden können, welche ſie berechtigten, das durch den Mord des Bruders befleckte Andenken Ferdinands für makellos zu erklären.

Caper, ein Schiff, welches in Kriegszeiten von Privatperſonen, gewöhnlich auf Aktien, mit landesherrlicher Bewilligung ausgerüſtet wird, um gegen feindliche und neutrale Schiffe, die dem Feinde verbotene Waaren zuführen, zu kreuzen, und ſie wegzunehmen. Der Befehlshaber eines ſolchen Schiffs, welcher auch Caper genannt wird, bekommt von der Admiralität ſeines Landes einen Erlaubnißſchein oder Caperbrief; und dadurch unterſcheidet er ſich vom Seeräuber oder Freibeuter, welcher ohne Erlaubniß ſeines Souveräns auf der See kreuzt, um Beute zu machen. Die Schiffe, welche zur Caperei gebraucht werden, ſind ſchnelle Segler, und mit Kano

nen und Mannſchaft beſetzt. Die erbeuteten Schiffe und Waaren werden in einem Hafen ſo lange ſicher aufbewahrt, bis ſie von der Admiralität für gute Prieſen ſind erklärt worden, worauf ſie gegen Entrichtung einer Abgabe an die landesherrliche Kaſſe verkauft werden. Das Völkerrecht verwirft die Caperei, weil der Staat nicht mit Kaufleuten und Privatperſonen Krieg führt.

Capet, Capetinger, ſ. Frankreich.

Capi=Aga. Capigi. Erſterer iſt der Oberſte der Verſchnittenen am türkiſchen Hofe. Er meldet Alle an, die zum Sultan wollen, und führet die fremden Geſandten ein. Letzterer iſt ein Thürhüter im Serail des Sultans. Es ſind ihrer 400. Sie dienen zur Ueberbringung der grünen ſeidenen Schnur, und ſtehen unter dem Capigi=Baſchi.

Capillargefäße, ſ. Haargefäße.

Capital, ſ. Kapital.

Capitolium. Dieſes weitläufige Gebäude des alten Roms lag auf dem capitoliniſchen Berge, und enthielt, außer einer feſten Burg, den Haupttempel Roms. Dieſen erbaute Tarquinius Superbus, nachdem Tarquinius Priscus bereits den Grund dazu gelegt hatte. Im Jahr Roms 670 brannte er ab, und fünf Jahre nachher wurde er vom Sulla wieder aufgebauet und vom Q. Catulus eingeweihet. Im Jahr nach Chr. Geb. 70 ſteckten die Soldaten des Vitellius das Capitol in Brand, und Veſpaſian bauete es wieder auf. Bei dem Tode deſſelben brannte es zum dritten Mal ab, und Domitian ſtellte es weit prächtiger, als zuvor, wieder her. Nach der genauen Beſchreibung des Dionyſius war der Tempel mit den außenſtehenden Säulen 200 Fuß lang, und 185 breit. Auf beiden Seiten und am Hintertheile hatte er zwei, vorn aber drei Reihen Säulen. Eigentlich beſtand das ganze Gebäude aus drei Tempeln, welche dem Jupiter, der Juno und der Minerva gewidmet, und durch Mauern von einander abgeſondert waren. Der Tempel des Jupiters befand ſich in der Mitte, und hatte ein eignes Frontiſpice. Links ſtand der Tempel der Juno und rechts der Tempel der Minerva. Der Eingang war gegen Nordoſten, und alſo dem römiſchen Markte zugekehrt. In der weiten Halle dieſes Tempels wurden dem Volke die Triumphsmahlzeiten gegeben. Die Statue Jupiters war ſitzend auf einem Seſſel von Gold und Elfenbein abgebildet, und ſie ſelbſt beſtand, wenigſtens in den älteſten Zeiten, aus Thon, und war mit Mennig angeſtrichen. Unter Trajans Regierung wurde ſie von Gold verfertiget. Sie trug den Donnerkeil und eine Lanze, und der Kopf war mit dem Kranze von Eichenlaub geſchmückt. Ihr Kleid war eine geſtickte Toga. Das Dach dieſes Tempels beſtand aus Erz; Q. Catulus ließ es vergolden. Von eben der Beſchaffenheit war auch die Thür. Ueberhaupt war an dem ganzen Gebäude eine außerordentliche Pracht und Koſtbarkeit verſchwendet. Die Vergoldung allein ſoll 12.000 Talente oder 1.976.250 Pfund Sterling gekoſtet haben, weswegen man auch das Gebäude das goldene nannte. Die Dachziegel waren ebenfalls vergoldet. Auf dem Giebel des Tempels ſtand eine Quadriga (ein zweiräderiger Wagen mit 4 Pferden beſpannt), anfangs von Thon, hernach von vergoldetem Metall. Der Tempel ſelbſt enthielt überdies eine unermeßliche Menge der prächtigſten Geſchenke, die man nach und nach hier zuſammengebracht hatte. Hier wurden auch die wichtigſten Staatsakten aufbewahrt; desgleichen fanden ſich die ſibylliniſchen Bücher in einem ſteinernen Kaſten daſelbſt. Auf dem Gipfel des capitoliniſchen Berges, wo das Capitolium ſtand, befanden ſich der Tempel des Terminus, des Jupiter Feretrius und die Hütte des Romulus, welche mit Stroh gedeckt war. Bei Triumphen ging der ganze Zug nach dem Capitolium, und der Feldherr dankte darin den Göttern öffentlich für den erhaltenen Sieg. In drin=

genden Fällen wurden hier oft Volksverſammlungen angeſtellt; auch legte man hier Eidſchwüre und Gelübde ab. In der Folge der Zeit hatte man in allen großen Städten ſolche Gebäude, welche man, nach jenem zu Rom, Capitolium nannte; wie zu Conſtantinopel, Ravenna, Mailand, auch in Deutſchland, wie zu Augsburg, Trier, Cöln. In dieſer letztern Stadt wird der Name noch in der prachtvollen Marien-Kirche, welche man jetzt noch Maria im Capitol nennt, erhalten. Das neue Capitolium zu Rom iſt auf dem Platze des alten nach der Zeichnung des Michael Angelo Buonarotti erbauet, und heißt Campidoglio; es enthält unter andern die Wohnung des Senators von Rom, und die unter dem Namen Museo Capitolino berühmte Antiken-Gallerie.

Capitulation, Wahlcapitulation heißt in den Ländern, wo die Wahl des Regenten vom Volke oder deſſen Stellvertretern abhängt, der Inbegriff gewiſſer Bedingungen, deren Beobachtung der Regent beſchwören muß. — Capitulation heißt ferner der Vertrag, Kraft deſſen eine belagerte Stadt, oder ein eingeſchloſſenes Truppenkorps ſich dem Feinde ergiebt, ſo wie die Zeit, auf welche ein Mann zum Soldatendienſt verpflichtet iſt.

Cappadocien, das öſtlichſte Land von Kleinaſien, gränzt gegen Weſten an Phrygien, gegen Oſten an Kleinarmenien, gegen Süden an den Antitaurus nebſt Lykaonien und Cataonien, und gegen Norden an den Pontus Euxinus. Das Land ſowohl, als auch das Volk der Cappadocier lernen wir erſt unter der Herrſchaft der Perſer kennen, wo es in zwei Statthalterſchaften getheilt war, von welchen der nördliche Theil Pontus, und der ſüdliche Cappadocien genannt wurde. Wegen ihrer Verwandtſchaft mit den Syrern in Sprache, Religion und Sitten, wurden die Cappadocier von den Perſern für einen ſyriſchen Volksſtamm gehalten, und wegen ihrer unterſcheidenden weißen Geſichtsfarbe die weißen Syrer genannt. Nach dem Tode Alexander's des Großen machten die beiden Satrapen von Cappadocien, die aus der perſiſchen Herrſcherfamilie herſtammten, und unter dem Titel von Königen regierten, ſich unabhängig, und ſtifteten die beiden Reiche Pontus und Cappadocien. Jenes erhielt unter ſeinem Könige Mithridates Eupator eine beträchtliche Größe, der das innere Cappadocien, Kleinarmenien und die öſtlichen Bergvölker längſt der öſtlichen Küſte des Pontus unter ſeine Herrſchaft brachte, zugleich aber durch ſeine Eroberungsſucht die Zertrümmerung ſeines Staates bewirkte, indem er ſich mit den Römern in Krieg verwickelte. Dieſe beſiegten den König, und löſten ſein großes Reich in kleine Theile auf. Roms Monarchen, die Pontus unter ihre unmittelbare Herrſchaft ziehen wollten, vereinigten die einzelnen Länder wieder, und errichteten eine der größten römiſchen Provinzen, die Cappadocia genannt wurde, und beinahe den dritten Theil von Kleinaſien umfaßte. Die vorzüglichſten Städte in Cappadocien waren Mazaka und Cäſarea. Der ſüdliche Theil des Landes war von der Natur wenig begünſtigt; die Berge waren kahl, und Wälder eine Seltenheit, wie Strabo uns meldet. Der nördliche Theil hingegen war fruchtbar, voll Waldungen, Obſt- und Kaſtanienbäume, und brachte ſogar in den ſchönen Thälern zwiſchen den Bergketten mehrere gute Weine hervor. Das ganze Land iſt mit Gebirgen durchzogen, die ſich vom Sködiſes und Antitaurus aus verbreiten. Der größte Fluß iſt der Halys, der auf dem Sködiſes entſpringt, und ſich in den Pontus Euxinus ergießt. — Die Cappadocier ſtanden bei den Alten in dem Rufe des Leichtſinns, der Tücke und Dummheit, und als ein Volk, das, als geborne Sklaven ſeines Herrſchers, ganz unfähig wäre, ſich zur Freiheit empor zu heben.

Cappernſtrauch. Die Cappern, welche wir in Eſſig eingemacht in Fäſſern aus Italien und dem ſüdlichen Frankreich erhalten, und in der Küche zu verſchiedenen Speiſen brauchen, kommen von einer ſtrauchigten Staude mit langen, dünnen und hangenden Zweigen, rundlichen, abgeſtumpften, glatten Blättern, welche im Herbſt abfallen, ſtachligten Blattanſätzen, und großen, prächtigen, weißen Blüthen mit rothen Staubgefäßen, die faſt den ganzen Sommer hindurch daran zu finden ſind. Die noch grünen unaufgebrochenen Blüthenknoſpen geben die Cappern. Die Frucht iſt eine Kapſel mit Samen, die zur Fortpflanzung des Strauchs dienen. Er wächſt im Orient, und wird im ſüdlichen Europa angepflanzt.

Caprara (J. B.), berühmt durch ſeine diplomatiſch-geiſtlichen Miſſionen bei Joſeph II. und Napoleon, wurde zu Bologna im J. 1733 geboren. Sein Vater war der Graf von Monte-Cocolli, ſeine Muter aus dem alten, in Staat und Kirche ausgezeichneten Geſchlechte der Caprara's. Der Ruhm ſeiner mütterlichen Ahnen bewog ihn, ſich nach dem Namen ſeiner Mutter zu nennen. Von früher Jugend an ward er zu dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Schon in ſeinem 25. Jahre ward er von Benedikt XIV. als Vicelegat nach Ravenna geſchickt. 1767 ernannte ihn Clemens XIII. zum Nuncius von Cöln, wo er dem öſterreichiſchen Prinzen Maximilian die Mehrheit der Stimmen zuwandte. Im Jahr 1775 wurde er Nuncius in Luzern in der Schweiz, und beſeitigte die Mißhelligkeiten dieſes Landes mit dem päpſtlichen Stuhle. Um die kirchlichen Neuerungen Joſeph's II. zu hintertreiben, ging er im Jahr 1785 nach Wien; allein ſeine Gewandtheit ſcheiterte an Joſephs II. und Kaunitzens Hartnäckigkeit. Er wurde im Jahr 1792 von Pius VI. zur Cardinalswürde erhoben. Im Jahr 1801 fiel die Wahl von Pius VII. auf den Cardinal Caprara, um die Verhältniſſe wieder anzuknüpfen, welche die Revolution zwiſchen Frankreich und dem heiligen Stuhle abgebrochen hatte. Er begab ſich nach Paris mit dem Titel eines Legatus a latere, hielt im Jahr 1802 ſeinen feierlichen Einzug, und arbeitete an der Zuſtandebringung des Concordates. Nachdem er mehrere durch den Geiſt chriſtlicher Liebe und Duldung ausgezeichnete Breven erlaſſen hatte, begleitete er 1803 Napoleon auf ſeiner Reiſe nach Brüſſel. Er wurde zum Erzbiſchof von Mailand ernannt, und ſalbte im Mai 1805 den Kaiſer Napoleon zum König von Italien. Dieſer Cardinal ſtarb erblindet zu Paris im Jahr 1810. Seine Güter vermachte er dem Hoſpitale zu Mailand. Er war eine unverſiegliche Troſt- und Hilfsquelle für Arme und Nothleidende.

Capri, bei den Alten Capreae, eine kleine Inſel, liegt der äußerſten Spitze des Vorgebirges della Campanella gegenüber. Ein hoher Bergrücken, der M. Solaro, durchſchneidet gleich einer Wand die Inſel, und trennt das öſtliche niedere Capri von dem höher gelegenen Anacapri. Das Ganze enthält auf ½ □ Meilen, an 4.000 Einw., die ſich vom Wein- und Oelbau, von der Fiſcherei, dem Korallenfange und dem Wachtelfange nähren. Die Häuſer liegen überall einzeln zerſtreut, doch nennt man die in einem Thale am einzigen Landungsplatze der Inſel gelegenen Häuſer die Stadt Capri. Schroffe Felſen machen die übrige Küſte unzugänglich. Eben deshalb wählte Tiberius dieſe reizende Inſel in ſeinen letzten Regierungsjahren zu ſeinem Aufenthalte, um der Welt ſeine ſchändliche Lebensweiſe beſſer zu verbergen. Von den herrlichen Palläſten, welche die Inſel damals trug, ſind kaum noch einige Spuren vorhanden.

Caprification, d. i. eine Methode, durch die man in der Levante die in den Gärten gezogenen Feigen zur Reife bringt. Sie war bereits den Griechen und Römern bekannt und ganz dieſelbe, wie ſie noch jetzt in Italien gewöhnlich iſt. Man nimmt dazu einen Zweig von dem wilden Stamme, Caprificus genannt, den man über dem zahmen Stamme aufhängt. In

den Früchten deſſelben findet ſich die Gallwespe, welche mit ihrem Lege-ſtachel ein Ei in die junge Feige legt. Hieraus erzeugt ſich eine Larve, die zur Befruchtung der kleinen Blüthen beiträgt, womit der Fruchtboden innerhalb der Feige beſetzt iſt, und wodurch ſie zugleich zur Reife und Vollkommenheit der Frucht beiträgt.

Capua, die Hauptſtadt im alten Campanien, war eine der größten und ſchönſten Städte von Italien, die man wegen ihres Umfanges und ihres Glanzes mit Rom vergleichen konnte. Sie iſt vorzüglich dadurch berühmt geworden, daß ſich Hannibal nach dem Siege bei Cannä mit ſeinem Heere in ihren Mauern aufhielt, und durch die Sage, daß daſelbſt die Kraft und der Muth ſeiner Soldaten ſey erſchlafft worden, iſt ſie in den Ruf der Weichlichkeit und Ueppigkeit gekommen. Mit Hannibal machte ſie gemeinſame Sache; ſie konnten ſich aber nur 5 Jahre gegen die Römer behaupten. Im Mittelalter wurde ſie von den Vandalen zerſtört und obgleich ſie Narſes wieder aufbauen ließ, ſo wurde ſie doch zuletzt von den Longobarden gänzlich dem Erdboden gleich gemacht. — Das neue Capua, 2 Meilen vom alten entfernt, liegt am linken Ufer des untern Volturno mitten in der ſchönen kampaniſchen Ebene, zählt 8.000 Einw., hat ein Erzbisthum, eine königliche Akademie zur Erlernung des Seeweſens ꝛc. Die Stadt ward 1718 neu und regelmäßig befeſtigt, mit einem Brückenkopfe am rechten Ufer. Am 2. Mai 1815 wurde die Feſtung mit 65 Geſchützen auf den Wällen den Oeſterreichern unter Bianchi übergeben, der von ihr den Beinamen: Herzog von Capua führt.

Capuziner, ſ. geiſtliche Orden.

Cap, Vorgebirge, bezeichnet überhaupt eine jede Landſpitze, die ſich ins Meer hinein erſtreckt. Gewöhnlich aber begreift man unter dieſem Namen das Vorgebirge der guten Hoffnung (Cap de bonne espérance), nämlich die Südſpitze von Afrika, und zugleich die wichtigſte Colonie der Engländer in dieſem Welttheile; ſie iſt 124 Meilen lang, 67 M. breit und 6.035 □M. groß. Von Südöſten nach Nordweſten ſind hier viele Gebirge; im Oſten iſt das Mondgebirge, und im Norden das Niewveldsgebirge. Das Klima iſt gemäßigt; man kennt nur 2 von den periodiſch abwechſelnden Winden entſtehende Jahreszeiten, von denen der Winter, vom Mai bis Auguſt, die ſchönſte iſt. Die höhern Berggegenden bringen Gras hervor, und taugen am Beſten für die Viehzucht; die Steppenländer werden vorzüglich zur Schafzucht benutzt; doch ſind auch hier geſegnete Gegenden, die vielfältige Frucht bringen, und mit dem erzeugten Weizen und allen Arten der beſten Küchenkräuter nicht nur die vielen hier landenden Fahrzeuge aller Seenationen verſorgen, ſondern auch noch einen beträchtlichen Ueberfluß von Weizen nach Batavia abgeben können. Nicht weniger ergiebig iſt der Weinbau, zu deſſen erſter Gründung Reben vom Rhein, aus Cypern und Perſien hierher verpflanzt wurden. Die edelſte Sorte, der Conſtantia- oder Capwein, wächſt bei der Meierei Conſtantia, zwiſchen der Stadt und der falſchen Bai, in 2 großen Gärten. Eine gewöhnliche Aernte liefert 3.000 Eimer, wovon ſonſt die holländiſche Compagnie den Eigenthümern den 3ten Theil abnahm. Zur Verfälſchung deſſelben nimmt man Wein vom angränzenden Diſtrikt Hottentotts-Holland und Maderawein. Die herrſchende Religion iſt die evangeliſche. Die neueſte Miſſionsanſtalt der Herrnhuter iſt 120 deutſche Meilen von der Capſtadt. Die engliſche Regierung hat den Miſſionarien, die ſich dort niederlaſſen wollen, eine bedeutende Strecke Landes zum Anbau angewieſen. Künſte, Wiſſenſchaften und Fabriken wurden bisher ſehr vernachläſſigt. Dieſes Vorgebirge wurde zuerſt 1486 von den Portugieſen unter Bartholomäus Diaz entdeckt, obgleich die Venetianer ſchon im 14ten Jahrh. damit bekannt geweſen ſeyn ſollen, und man noch in dem Kloſter St. Michael

zu Murano bei Venedig das Planiſphärium des italieniſchen Mönchs Fra Mauro (nach Andern Paul Toscanello) aufbewahrt, auf dem das Vorgebirge deutlich ſteht. Diaz nannte das Vorgebirge wegen der daſelbſt ausgeſtandenen Stürme Cabo tormentoso oder de tormentos, das ſtürmiſche; aber König Johann II. verwandelte dieſen Namen in den des Vorgebirgs der guten Hoffnung, weil er nun nach Erreichung der Südſpitze von Afrika gegründete Hoffnung hatte, daß ſeine Nation auch den Seeweg nach Oſtindien glücklich finden würde. Doch legten die Portugieſen keine feſte Colonie hier an. Dies thaten die Holländer 1653, und Van Riebeck ſoll von den benachbarten Hottentotten dieſe Freiheit mit den erfoderlichen Ländereien für 90.000 Gulden erkauft, und da ihnen das Geld unbrauchbar geweſen wäre, ihnen dafür Leinwand, baumwollne Zeuge, Corallen, Meſſer ꝛc. nach willkührlichen Sätzen gegeben haben. Allmählig vermehrte ſich die Zahl der Coloniſten, die ſich nun auch in den entlegenen Gegenden an der Oſt- und Weſtküſte anbauten. Von den alten Coloniſten beſitzt jeder 60 Morgen als völlig freies Eigenthum, ohne Abgabe von demſelben. Die ſpätern bezahlen einen jährlichen Grundzins von 24 Thalern. Die Gutsbeſitzer zunächſt um die Capſtadt laſſen ihre meiſten großen Güter durch Sklaven unter gewiſſen Aufſehern bearbeiten, und verzehren ihre oft anſehnlichen Einkünfte in der Stadt. Die entferntern bebauen ihre Felder ſelbſt, und halten ſehr zahlreiche Heerden, oft von 3.000 Rindern und 10.000 Schafen, und leben fern vom Luxus, und durch große Räume, Flüſſe, Gebirge ꝛc. oft von ihren nächſten Nachbarn getrennt. Auch hier beſorgen Sklaven die ſchwerſte Arbeit. Die wichtigſten Staatseinkünfte wurden bisher aus dem Zehnten des Getreides, aus dem Monopol des Weinhandels, der Verproviantirung der anlandenden Schiffe ꝛc. gezogen; aber ſie deckten bei weitem die ungleich ſtärkere Ausgabe nicht. In dem Kriege mit Frankreich nahmen die Engländer 1795 dieſe Colonie in Beſitz, gaben ſie aber im Frieden zu Amiens wieder zurück. Beim Wiederausbruch des Kriegs nahmen die Engländer im Anfange des J. 1806 die Colonie abermals, und behielten ſie durch den Traktat mit den Niederlanden vom J. 1814. An der Spitze der Regierung ſteht ein engliſcher Gouverneur, der eine Garniſon von 6.000 Mann unter ſich hat. Für die beſondern Fächer der Verwaltung ſind eigene Collegien verordnet. Jeder Diſtrikt hat überdies ſeinen eigenen Bürgerrath. Das Land hat 7 Diſtrikte. Die einzige Stadt der Colonie und Sitz des Gouverneurs, Capſtadt, hat 1.200 regelmäßig angelegte Häuſer, die von Ziegelſteinen gebaut, und wegen der dort ſtürmenden Winde mit Stroh gedeckt ſind. An der Oſtſeite iſt ſie durch ein Kaſtell mit 5 Baſtionen, hohen Mauern und Gräben, das die Bai beſtreicht, und an der Weſtſeite durch das Fort Amſterdam gedeckt. Bei jenem ſind auch die Magazine und Packhäuſer der ehemaligen Compagnie und die Werkſtätten der für dieſelbe arbeitenden Handwerker. Merkwürdig ſind ferner die Schiffswerfte, das Hoſpital und der berühmte Garten der ehemaligen oſtindiſchen Geſellſchaft mit der Sommerwohnung für den Gouverneur. Sehr wichtig iſt der Handel mit den vorbeiſegelnden Schiffen, die ſich nie unter 4 Wochen hier aufhalten.

Caracalla (M. Aurelius Antonius Pius Baſſianus Britannikus) gehört wie Caligula und Nero in die Reihe römiſcher Tyrannen, die alle Schranken der Menſchlichkeit überſprungen haben. Er war der älteſte Sohn des Kaiſers Septimius Severus, und im Jahr 188 nach Chr. zu Lyon geboren. Nach ſeines Vaters Tode, 211, ward er in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Geta von der Armee zum Kaiſer ausgerufen. Beide Brüder waren aber durch entgegengeſetzte Charaktere ſchon von ihrer Kindheit an ſo feindſelig getrennt, daß die getheilte Regierung

unmöglich lange zwiſchen ihnen beſtehen konnte. Nachdem dem Caracalla mehrere Verſuche auf das Leben ſeines Bruders mißlungen waren, drang er in Begleitung einiger Centurionen in Geta's Zimmer, überfiel und ermordete ihn mit dem Dolche in ſeiner Mutter Armen. Den Prätorianern, deren Liebling Geta geweſen war, theilte er den ganzen Schatz ſeines Vaters aus; ſolchen Gründen für die Gerechtigkeit ſeiner Sache gaben die Soldaten gerne nach, und Geta ward für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Kaum ſah ſich Caracalla im Beſitze der Alleinherrſchaft, als er ſeine Laufbahn mit Blut zu bezeichnen begann. Alle, die mit Geta irgend in Gemeinſchaft geſtanden hatten, ſelbſt die Kinder deſſelben, ließ er umbringen. Ein ſchreckliches Blutbad richtete er in Rom an. Der Geſchichtſchreiber Dio giebt die Zahl der Schlachtopfer auf 20.000 an, die alle unter der allgemeinen Benennung, daß ſie Freunde ſeines Bruders geweſen wären, ums Leben kamen. Ganze Nächte wurden mit Vollziehung ſeiner blutigen Befehle hingebracht, und die todten Leichname des Volkes von allen Ständen auf Karren vor die Stadt gebracht, wo ſie, ohne alle Begräbnißgebräuche, haufenweiſe verbrannt wurden. Obgleich er vom Volke ſich gehaßt wußte, ſo fürchtete er daſſelbe doch nicht, weil er ſich im Schutze der Soldaten ſicher glaubte, deren Gunſt er durch die größte Freigebigkeit gewann. Nachdem die Schatzkammer erſchöpft war, wurden die Provinzen ausgeſogen, und die römiſchen Bürger ihrer Güter beraubt. Ungefähr ein Jahr nach der Ermordung des Geta verließ er die Hauptſtadt, und durchreiſte, in Begleitung ſeiner Soldaten, die weiten Provinzen ſeines Reiches. Zuerſt unternahm er einen Zug nach Deutſchland, und nachdem er, durch eine niederträchtige Treuloſigkeit und Liſt, den Namen Allemannikus ſich geholt hatte, wendete er ſich nach Mazedonien, wo er eine lächerliche Leidenſchaft für Alexander den Großen zeigte, den er in vielen äußeren Dingen nachahmte; er nahm einen ſolchen Gang an, wie Alexander gehabt haben ſollte, und ließ, gleich ihm, den Kopf auf die eine Schulter hängen, u. ſ. w. Unter andern Thorheiten ließ er eine Bildſäule dieſes Monarchen machen, mit zweien Geſichtern, von welchem eins ihm, das andere dem Alexander gleich war. Ja er war für den mazedoniſchen Eroberer ſo begeiſtert, daß er alle Schriften des Ariſtoteles vernichten wollte, weil er glaubte, daß dieſer an der Verſchwörung des Antipater Theil genommen. Bald darauf, als er die Ruinen von Troja beſuchte, war Achilles der Gegenſtand ſeiner thörichten Verehrung. Um denſelben in ſeinem Schmerze um ſeinen Freund Patroklus nachzuahmen, tödtete er auf ſeinem Grabe ſeinen liebſten Freigelaſſenen. Von da ging er nach Aegypten, wo er eine große Menge Volks im Theater zu Alexandria niederhauen ließ. Er überſah und leitete dieſe Metzelei von einem ſichern Standpunkte in dem Tempel des Serapis. Aus Aegypten begab er ſich nach Syrien, und lud den Artabanus, den König der Parther, zu einer Unterredung ein. Als ihm darauf Artabanus unbewaffnet, und von vielen ſeiner Edlen begleitet, entgegen ging, ließ er ihn mit ſeinem Gefolge von den römiſchen Truppen umringen, ließ wilde Thiere unter ſie los, und richtete ein ſchreckliches Blutbad an, dem Artabanus kaum entkam. Dafür erhielt er vom Senat den Namen Parthikus. So wurden faſt alle Provinzen der Schauplatz des grauſamen Wahnſinnes dieſes Ungeheuers. Doch ward ſeinen Grauſamkeiten und Thorheiten nicht lange darauf ein Ende gemacht. Als die Parther wegen ſeiner Verrätherei ſich an ihn rächen wollten, und Caracalla ſich aufs Neue zum Kriege gegen ſie rüſtete, ward er von einem gewiſſen Martialis, auf Anſtiften des Opilius Makrinus, des Befehlshabers der Wache, auf dem Wege nach dem berühmten Lunustempel

zu Carrhä, im 6ten Jahre ſeiner Regierung, erdolcht (217). — Uebrigens iſt ſeine Regierung noch merkwürdig durch die herrlichen Denkmäler, die Caracalla in Rom errichten ließ, durch die prächtigen Bäder, die von ihm den Namen führten, und durch einen Triumphbogen, der die Thaten ſeines Vaters Severus verherrlichet.

Caraccioli (Ludwig Anton), geboren zu Paris im Jahr 1723. Sein Vater, aus Neapel abſtammend, hatte ſein Vermögen durch Law's Miſſiſſippi's Handel verloren. Der Sohn trat im Jahr 1739 in die Congregation des Oratoriums. Nach Beendigung ſeiner Studien ſuchte er das Land ſeiner Väter auf. Darauf bereiſte er Deutſchland und Polen; in dem letztern Lande übernahm er die Erziehung der Söhne des Fürſten Rewki, der Kronfeldherr und erſter Senator des Königreichs war. Er bekam von demſelben das Patent als Oberſter, und zugleich eine Leibrente von 3.000 Livres. Er kehrte in ſein Vaterland zurück, wo er ſich nun mit der Literatur abgab. Er ſtarb dort im Jahr 1803. Seine Schriften, die ſehr zahlreich ſind, beſchäftigen ſich größtentheils mit Moral oder Geſchichte, und unter dieſen ſind Ganganelli's Briefe, unter dem Titel: Lettres intéressantes du Pape Clément XIV., Paris 1775, ſein berühmteſtes Werk. Dieſe Briefe ſind voll Feinheit, Anmuth und ſanfter Philoſophie, welche die Grundſätze der Moral und Religion keineswegs ausſchließt. Gerichtet ſind die beſten an einen jungen Mann, um denſelben von ſeinen Verirrungen zurückzubringen, an einen neuen Biſchof über die Pflichten des Biſthums, an einen Redner über die Trauerrede auf Benedictus XIV., und den Panegyrikus des heiligen Paulus. Dieſe Briefe ſtehen ſo hoch über den übrigen Schriften von Caraccioli, daß lange die Meinung galt, ſie ſeyen wirklich aus Ganganelli's Feder gefloſſen. Sonderbar iſt es immer, daß dieſer Schriftſteller ſeinen ſchönſten Anſpruch auf Ruhm in der gelehrten Welt zu Gunſten eines Andern aufzugeben keinen Anſtand gefunden hat.

Caraiben, die Urbewohner der kleinen Antillen. Sie kamen, durch innere Kriege verdrängt, aus Nordamerika in der Nähe von Florida auf dieſe Inſeln, und ſiedelten ſich an. Auch wandte ſich ein Theil derſelben nach Guinea in Südamerika, wo ſie mit den europäiſchen Ankömmlingen in ſtetem Kampfe lebten. Die Hauptmenſchenraçe auf den Antillen, unſtreitig die beſſere, ſanftere und regelmäßig konſtitutionirte, iſt von ihren Eroberern faſt ganz und gar aufgerieben; nur in dem gegenüberliegenden feſten Lande zeigen ſich ihnen ähnliche Völker. Die zweite, die wildere Race, die der Caraiben, hat ſich dagegen beſſer erhalten. Sie leiſteten größern Widerſtand, und ob ſie gleich nach und nach den boshafteren, geſcheiteren Europäern weichen, und auf kleine öde Inſeln fliehen mußten: ſo zwingt dennoch ihre hartnäckige Tapferkeit den hoch kultivirten Räuber, den Europäer, ihnen noch jetzt auf einzelnen Flecken der von ihm uſurpirten Inſeln eine Art von Unabhängigkeit zuzugeſtehen. Die Spanier ſuchten die Caraiben, welche ſich auf den Inſeln vorfanden, unter dem Vorwande ihrer Menſchenfreſſerei zu vertilgen, oder ſie als Sklaven in die Minen der großen Antillen zu ſchicken. Endlich ſahen ſie ſich aber wegen des großen Verluſtes, den ſie bei dieſen Kriegen erlitten, genöthigt, dieſem tapfern Gegner den Frieden anzubieten. Allein außer den Caraiben auf Dominika und St. Vincent vergaß dieſes höchſt rachſüchtige Volk nie die alte Feindſchaft. Der Caraibe, wegen der vormaligen Gewohnheit, ſich mit dem Fleiſche ſeiner Feinde zu nähren, auch Cannibale genannt, iſt gut gebildet, aber gewöhnlich von etwas kleinerem Wuchſe als der Europäer, dagegen äußert ſein breitſchultriger Bau hohe Schnellkraft und Stärke. Durch das Barfußgehen haben die muskulöſen Beine einen ſehr breiten Fuß. Die Weiber ſind zwar beträchtlich kleiner, allein ſie ſind rund und faſt zu ſehr zum Fettwerden geneigt. Es iſt

eine ſonderbare Gewohnheit dieſes Geſchlechts, das Bein vom Fuße bis gegen die Wade hin, gleich zu Anfange der Mannbarkeit (im 12ten Jahre) durch einen eigenen dazu verfertigten Viertelſtrumpf einzuſchließen. Unter dem Knie ſchnürt gleichfalls ein eigenes Band das Bein ein. Durch beides wird die Wade ungewöhnlich hervorgedrängt, und ſchwillt zu einer widernatürlichen Härte und Größe an. Da dieſer untere Zierath nachmals nicht wieder abgelegt wird, ſo bekommt hierdurch das Bein eine eigene Bildung; indeß bringen dieſe prallen Waden keinen Uebelſtand hervor. — Das runde Geſicht des Caraiben iſt nicht ohne Annehmlichkeit, wozu vorzüglich das ſchwarze funkelnde Auge, wenn es gleich nicht ſehr groß iſt, und der kleine mit ſehr ſchönen weißen Zähnen beſetzte Mund viel beiträgt. Vorzüglich ehemals, und noch jetzt bei den auf St. Vincent übriggebliebenen rothen Caraiben, drückten ſie vermittelſt zwei kleiner Bretter das Geſicht und den Hinterkopf des neugebornen Kindes etwas flach. Dadurch erhält der Kopf des neugebornen Kindes ein etwas kubiſches widriges Anſehen. Das lange ſtraffe Haar iſt von glänzender Schwärze. Die Caraiben, wenn ſie ſich gleich ſonſt alle Haare des Leibes, ſo wie auch ſelbſt den Bart, ausreißen, halten ſehr ſorgfältig auf das Haupthaar. Die Männer tragen es oftmals vorn kürzer, aber ſie ſchmücken es mit ſchönen Federn; den Weibern hingegen hängt es ſtets ſehr lang herab, aber ſie ſcheiteln es. Letztere tragen verſchiedene Arten von Ohrringen. Die Männer zieren ſich vorzüglich mit dem Caracoli. Dies iſt ein 2 ½ Zoll langes halbmondförmig gebildetes Stück Tomback (oder ähnliche Compoſition), welches an einer kleinen Kette von den Ohren und ſelbſt vom Munde herabhängt. In früheren Zeiten durchbohrten ſie ſogar das Naſenbein, und verunſtalteten ſich mit dadurch geſteckten Federn oder Fiſchknochen. Auch noch 1791 putzten ſie ſich, als ſie den Engländer Young beſuchten, mit großen Nadeln, welche durch die Lippen geſteckt waren. Hierin ſowohl, als durch die Einſchnitte auf der Haut, hatten ſie viel Aehnlichkeit mit mehreren Völkern des großen Südmeers. Bis zu den Jahren der Mannbarkeit zeigen ſich beide Geſchlechter völlig im Stande der Natur. Alsdann wird aber dem Mädchen nebſt jenen perennirenden Halb- oder Viertelſtiefeln, das Camiſa angelegt. Es beſteht nur aus einem viereckigen Lappen Zeug, der um die Hüften gebunden, vorn ziemlich tief herabhängt. Die Männer tragen einen Strick um die Hüften, der ihnen dazu dient, ein Meſſer gleich einem Degengehenk zu halten, auch bedecken ſie durch einen 6 Zoll breiten Cattunſtreifen etwas ihre Blöße. Die Knaben gehen völlig nackend. Heutiges Tages kleiden ſie ſich auf einigen Inſeln wie die Neger. Die Farbe der Haut iſt von Natur gelblich braun, olivenfarb; allein dieſes natürliche Colorit wird nur ſehr ſelten ſichtbar. Die Caraiben überziehen nämlich den ganzen Körper mit der Farbe des mit Oel zubereiteten Roucou (Orleans, Orellana Linnaei), wodurch der Körper die Röthe eines gekochten Krebſes erhält. Um ihre Schönheit zu erhöhen, ſetzen ſie vielgeſtaltige Figuren von Weiß, Schwarz, und Blau hinzu. Dieſer Anſtrich wird indeß nicht ganz ſo thöricht, als er es anfänglich ſcheint. „Hierdurch, ſagte ein Caraibe zu dem Capitän Stedman, welcher ihn deßhalb belachte, erhalte ich mir die Haut geſchmeidig, ſchütze mich gegen die Stiche der Maringoins, und vermindere die zu heftige Ausdünſtung. Sehet, dies iſt der Werth des Färbens, ohne einmal die Schönheit in Anſchlag zu bringen. Jetzt ſagt mir aber, indem er auf den Puder in den Haaren des Hauptmanns hinzeigte, warum malt ihr euch ſo weiß? Ich finde doch nicht die mindeſte Urſache, Euer Mehl auf die Art zu verſchwenden, Eure Kleider zu beſchmutzen, und in jungen Jahren als Greiſe mit weißen Haaren zu erſcheinen.“ Sonſt iſt dieſe Nation in jeder Rückſicht ſehr reinlich, und ſie wäſcht ſich ſehr häufig. War der Caraibe dem Neu-

ßern nach bereits ſehr von jener erſten Menſchenrace der größern Antillen verſchieden, ſo iſt er es noch weit mehr in Rückſicht ſeines Charakters und ſeiner Sitten. Unabhängigkeit, Muth bis zur Tollkühnheit und dauernde Rachſucht zeichnen ihn beſonders aus. Gleich nach der Entdeckung von Amerika zeigten ſie gegen die Spanier, wie weit ſie von den friedfertigen Bewohnern von St. Domingo unterſchieden wären. Ein Canoe, welches nur mit 4 Männern dieſer Nation, 2 Weibern und 1 Knaben beſetzt war, fand ſich von mehreren ſtark bemannten Fahrzeugen der Spanier eingeſchloſſen. Unerſchrocken griffen die Caraiben bei dieſer übermäßigen Ungleichheit die Europäer an; und der großen ſpaniſchen Schilde ungeachtet verwundeten ſie viele derſelben. Selbſt da das Canoe umgeſtürzt ward, fochten ſie ſchwimmend fort. Krieg und Rache iſt gleichſam dasjenige, worin der Caraibe lebt und webt. Ruhe und häusliches Glück ſcheint ihm verächtlich, und das Weib ſogar iſt nur wichtig als ein durch Kriegsthaten errungener Preis. Selbſt vor der Muttermilch ſucht der Caraibe ſeinem neugebornen Kinde dieſen wilden Inſtinkt einzuflößen. Kaum thut der Knabe den erſten Athemzug, ſo läßt ſich der Vater, welcher ſtatt der Wöchnerin in dem Hamak liegt, und dort faſtet, mit ſcharfen Thierzähnen die Schultern zerreißen; mit dem herausfließenden Blute wird der Säugling beſpritzt. Dieſe ſchmerzhafte Operation muß aber der Vater mit lachendem Muthe überſtehen; im entgegengeſetzten Falle würde jedes Zeichen des Schmerzes für den künftigen Muth des Kindes als ein böſes Zeichen, dem Vater aber zur höchſten Schande dienen. So wie der Knabe heranwächſt, ſind ſeine Hauptbeſchäftigungen: mit Kühnheit zu ſchwimmen, Fiſche zu fangen, Carbets oder Häuſer zu errichten, und beſonders den Bogen zn ſpannen. Um ihn aber ſchon in den früheſten Jahren zum Treffen zu gewöhnen, hängt man ihm das Frühſtück an einen Zweig. Dieſen muß der Knabe zerſchießen, um durch die dann herabfallende Koſt ſeinen Hunger ſtillen zu können; mit zunehmenden Jahren wählt man ſtets höhere Zweige. Treten die Jahre der Mannbarkeit ein, ſo wird der Jüngling härteren Proben ausgeſetzt. Der Vater faßt einen großen Raubvogel, Manſſenis genannt, lebendig bei den Beinen, und erſchlägt ihn auf dem Jüngling, und dieſer darf, wenn gleich von den Schlägen, dem Geſchrei, und dem Blute des Thieres ganz betäubt, dennoch keine Klagen von ſich hören laſſen. Sodann zerſchneidet er dem Sohne den Rücken mit den Zähnen des Agouty, und läßt ihn mehrere Tage hindurch faſten. Er wird hierauf mit einem neuen Namen unter die Tapfern, unter die Männer aufgenommen. Am härteſten ſind die Proben, welche ein Anführer der Caraiben beſtehen muß. Er muß ſeine Nebenbuhler nicht nur im Schwimmen, Tragen und Heben übertreffen; er muß ſchon mehrere Feinde erlegt haben; er muß das Geißeln und Zerſchneiden der Haut mit lachendem Muthe ertragen, und zuletzt ſich dem langen Faſten ausſetzen, während man unter dem Hamak, der ihm zum Lager dient, Feuer von den ſtinkendſten, erſtickendſten Kräutern anzündet. Ehemals beliefen ſich dieſe Proben auf 80, jetzt ſind ſie aber durch den Umgang mit den Europäern ſehr vermindert. Die Krieger haben ihre beſondere Kriegsſprache, welche den Weibern und unmündigen Knaben unverſtändlich iſt. Die Caraiben führen vergiftete Pfeile, erſchlagen ihre männlichen Gefangenen, eſſen ihr Fleiſch und beſtreichen ihre Kinder mit ihrem Blute. In dieſer Rückſicht heißen ſie mit Recht Cannibalen. Glücklicherweiſe ſind doch dieſe Scheußlichkeiten einigermaaßen gemildert. Dagegen behauptet dieſes Volk, daß ſein Charakter ſich im Ganzen durch die Europäer ſehr verſchlimmert habe. Wir werden bald, ſprechen ſie, ſo ſchlecht werden, als ihr Chriſten. Und allerdings waren ihnen viele Laſter ehemals völlig fremd. Ihrer Nacktheit ungeachtet, waren

ſie keuſch; eine ungetreue Hausfrau war etwas höchſt ſeltenes; auch war ihre Strafe unerläßlich der Tod; ſie ward geſteinigt. Noch unbekannter war bei den Caraiben der Diebſtahl. Ihre **Carbets** (Häuſer) ſtanden und ſtehen noch beſtändig offen. **Sicher iſt ein Chriſt hier geweſen**, iſt ihr gewöhnlicher Ausdruck, ſobald ſie etwas in ihrem Hauſe vermiſſen. Viel zu ſehr iſt der Caraibe von ſeiner Ungebundenheit eingenommen, als daß er ein allgemeines Oberhaupt oder eine ariſtokratiſche oder monarchiſche Regierung anerkennen könnte; nur ſobald die Nation angegriffen wird, bilden ſie ein einziges Volk. Jeder Hausvater iſt Herr in ſeiner Familie, und alle ſind ſich gleich. Nur gelten die Hauptleute (**Caciquen**) im Kriege als Obere. Selbſt die väterliche Gewalt hört bei ihnen ſehr früh auf. Die Kinder werden niemals gezüchtigt, doch wird das Alter ſehr geehrt. Die Caraiben leben in Polygamie, und die Weiber gelten, ſo wie faſt bei allen rohen Völkern, nicht viel beſſer als die Hausſklaven; ſie dürfen nicht einmal in Geſellſchaft des Mannes eſſen, obgleich ſie die Speiſen bereiten, den Maiz ſtampfen und die **Caſſave** (das Brod) backen. Im Jahr 1763 waren von den echten rothen Caraiben nur noch 100 Familien auf St. Vincent; und auch dieſe vermindern ſich beträchtlich. Durch eine von ihnen ſelbſt zum Theil abſtammende Menſchen-Varietät, durch die ſchwarzen Caraiben. Auf Dominika fand **Atwood** 1790 nur noch 30 Familien rother Caraiben. Auf Martinique fand **Iſert** ſo, wie **Young** auf Tabago noch einige ſolcher Familien, alle ſind indeſſen im Abnehmen.

Caraibiſche Inſeln, ſ. **Antillen**.

Caravaggio, ſ. **Caldara**.

Caravaggio (**Michel Angelo Merigi**, auch **Amerigi de**), ein italieniſcher origineller Coloriſt, geb. zu Caravaggio, 1569, geſt. 1609. Er wählte ſeine Gegenſtände nur aus dem gewöhnlichen Leben, und alles ſcharf Bezeichnende war ihm darin merkwürdig. Da er die einfache Natur nur als Führerin kopirt hatte, ſo fielen ſeine Arbeiten ſo treu aus, daß ſie für lebende Gegenſtände und wahre Wunder der Kunſt angeſehen wurden. Indeſſen ſuchte er nur auf das Auge zu wirken, und fiel auf den ganz eigenthümlichen Einfall, ſein Arbeitszimmer ſchwarz anſtreichen, und das Licht von oben hereinfallen zu laſſen, wodurch er in den Stand geſetzt war, Gegenſtände der Natur aus einem ganz originellen Geſichtspunkte, mit ſcharfen Lichtern und ſchneidenden Schatten darzuſtellen. Seine Färbung iſt vortrefflich, die Figuren runden ſich, und treten aus der Fläche; aber die ſcharf abgeſetzten Schatten ohne Wiederſchein ſind wenig klar, und verlieren ſich ins Schwarze, auch hindern ſie die Uebergänge der Farben, wodurch nur der Schein des Wahren hervorgebracht wird. Uebrigens iſt die Behandlung des Pinſels frei und leicht: Vorzüge, die der Zeichnung fehlen. **Caravaggios** moraliſcher Charakter war ohne Werth. Er war ein Renomiſt, der, mit dem Degen in der Hand, alle diejenigen niederſtieß, die ſich ſeinen Einfällen widerſetzten. — Seine vornehmſten Gemälde ſind eine **heilige Familie**, **Tobias**, **David, als Goliaths Sieger**, in der Wiener Gallerie; eine **junge Zigeunerin**, **der heilige Johannes der Täufer**, **Adolph von Vignacourt** in Louvre; **der Tod der h. Jungfrau** ohne Adel, aber voll großer Wirkung und köſtlicher Ausführung, **Chriſtus im Grabe**, **Caravaggio's** Meiſterſtück ſowohl in Bezug auf Vertheilung der Lichter, als auf Colorit und Hervortreten.

Caravane iſt 1) eine Geſellſchaft Reiſender im Orient und in Afrika, die ſich zur Sicherung vor den Räubern vereinigen, und hauptſächlich die Handlung, oder die Beſuchung des Grabes Mahomeds zu Mekka zur Abſicht haben. Da eine ſolche Geſellſchaft oft mehr als 1.000 Kameele bei ſich hat, die das

Gepäck und die Waaren tragen, und einzeln hinter einander gehen, ſo iſt ein ſolcher Zug bisweilen 1 Meile lang. Da jeder Mahomedaner in ſeinem Leben wenigſtens Ein Mal das Grab Mahomeds beſuchen muß, ſo gehen jährlich von mehrern Sammelplätzen Caravanen nach Mekka, z. B. von Cairo, zu der ſich die Conſtantinopolitaner halten, von Damaskus, Perſien, Indien ꝛc. Der Anführer einer ſolchen Mekkacaravane, der einiges Geſchütz mit ſich führt, heißt Emir=Adge; während der Reiſe werden Verſe aus dem Koran geſungen. Handlungscaravanen erwählen ſich aus ihrer Mitte einen Befehlshaber, den ſie Caravan=Bachi nennen, und der auch die Tagereiſen beſtimmt. — 2) Der Seedienſt gegen die Türken und barbariſchen Seeräuber, zu dem die jungen Malteſerritter verbunden ſind. Sie hat ihren Namen davon erhalten, daß die übers Meer von Alexandrien nach Conſtantinopel gehende Caravane einige Mal durch die Malteſerritter erobert worden iſt.

Caravanſerai iſt im Morgenlande ein großes öffentliches Gebäude auf den Landſtraßen und in Gegenden, wo in einer beträchtlichen Strecke keine Städte und Dörfer ſind, aber auch faſt in allen Städten, das durch gutthätige Mahomedaner zur Aufnahme der Reiſenden von allen Religionen beſtimmt iſt. Dieſe Gebäude ſind zum Theil ſehr prachtvoll erbaut, ſind inwendig durch Gallerien in viele Schwibbogen unterſchieden, enthalten aber keine Mobilien, daher der Reiſende Bett und Teppich mitbringen, und für Eſſen ꝛc. ſelbſt ſorgen muß. In vielen geſchieht die Aufnahme unentgeldlich.

Carbonari (Köhler), iſt in Italien diejenige politiſche Verbindung, deren Verbrüderung wir in Deutſchland unter dem Namen Demagogen, in Frankreich unter der Benennung Liberales, und in Spanien unter dem Titel Exaltados kennen. Wie der Baum ſein tiefes und weit ſich verbreitendes Wurzelgewebe auch in die angränzenden Theile ſeines Stammbodens ſchlägt, ſo hat ſich auch dieſe geheime Geſellſchaft bis in das Herz mehrerer Staaten Europa's, namentlich aber von Italien bis nach Spanien, Portugal und Frankreich fortgepflanzt. Durch die Invaſion der Franzoſen im Jahr 1806, vorzüglich aber durch die nachtheiligen Verfügungen, welche Napoleon gegen den engliſchen Handel erließ, um die anmaßende Stimme Großbrittaniens auf dem Continente zu vernichten, bildeten ſie auf geheimen Antrieb des engliſchen Parlaments in Sicilien einen, durch äußere Bande verknüpften und durch beſtimmte Geſetze geregelten Orden, deſſen Zweck war, ſich des Joches der franzöſiſchen Tyrannei zu entledigen. Ihre Zuſammenkünfte hielten ſie in dem Dickichte einſam gelegener Wälder oder in entfernten Köhlerhütten, woher denn auch ihr eigentlicher Name entſtand. Da ſie die verborgenſten Winkel Italiens kannten, ſo bediente ſich ihrer unter Josephs und ſpäterhin unter Mürat's Regierung, der Polizeiminiſter Salicetti, welcher ihre Exiſtenz 1807 zuerſt entdeckte, als des wirkſamſten Mittels gegen die Ueberhandnahme der Banditen. Dieſelbige Norm beobachtete ſein Nachfolger Maghella, hinſichtlich der Carbonari, und beförderte durch dieſe Duldung ihre Verbreitung ſo ſehr, daß ſie bei ihrer anwachſenden Macht den Inſtruktionen des Polizeiminiſters den Gehorſam aufkündigten, wenn die Ausübung ſeiner Befehle mit den Statuten des Ordens nicht vereinbar waren. Es lag in dem Intereſſe Mürat's, als er von der Seite des Napoleons ab= und der deutſchen Coalition beitrat, dieſe wichtige Partei für ſich zu gewinnen. Er ließ ihnen durch ſeinen Miniſter ſein Vorhaben, in Italien eine durch den Willen von Provinzialſtänden bedingte Monarchie, unter einer liberalern Verfaſſung gründen zu wollen, eröffnen, und erfreute ſich ſo im Jahr 1815, bei ſeinem Abfalle von den Alliirten, ihres thätigen Beiſtandes. In den unglücklichen Ereigniſſen, welche Mürat für ſeine Doppelzüngigkeit ſtraften, zogen ſie ſich wieder zurück. Im Jahr 1822 traten ſie mit der Größe ihrer ganzen Furchtbarkeit, in der Empörung von Neapel und

Piemont, zuerſt ans Tageslicht, und drohten, unter der Anführung des Generals Pepe, mit nichts weniger, als dem Umſturze des legitimen Fürſtenthrones. Ein Beſchluß des Congreſſes zu Troppau, von Seiten der höchſten Alliirten, mittelſt deſſen eine öſterreichiſche Armee das Gebiet von Italien betrat, dämpfte aber bald die verbrecheriſche Flamme der Empörung. Eine große Anzahl von ihnen wurde eingezogen und hingerichtet, die Entflohenen geächtet, und die Verbindung ſelbſt von Pius VII. mit dem Bannſtrahle belaſtet. Sie ſcheinen einen nicht unbedeutenden Einfluß an den Ereigniſſen Spaniens und der Gefangennehmung Ferdinands VII. gehabt zu haben. Wegen ihrer großen Verbreitung hatten ſie früher in den bedeutendſten Städten Italiens ein Forum, die altissima vendita, welche die einzelnen Glieder des Körpers zuſammenhielt, und ihnen von allen Ereigniſſen Nachricht gab. Ihre äußern Ab-, Erkennungs- und Verſtändigungszeichen ſind verſchieden. Einige nennen ſich buon cugino (guter Vetter), fratello in Gesu (Bruder in Jeſu), und Andere compagno di sorte (Schickſals-Gefährte).

Carcaſſe, 1) das Gerippe von einem Drath zu einem Kopfzeug, und dann dieſes ſelbſt. — 2) Eine Brandkugel, die aus vielen, durch einzelne Bänder zu einer einzigen Kugel vereinigten Handgranaten beſteht. — 3) Das Gerippe eines Schiffs, das noch ohne Wände, Maſten und Segel auf dem Stapel liegt.

Cardano (Hieronymus), berühmt als Arzt und Geometer, wurde im Jahr 1501 zu Pavia geboren. Er kam mit ſchwarzem und gekräuſeltem Haar auf die Welt. Die Natur gab ihm Scharfſinn des Geiſtes, aber eine minder glückliche Gemüthsart. Sonderbar, unbeſtändig, halsſtarrig, wollte er, wie Sokrates, einen vertrauten Genius haben; allein ſein Genius, wenn er einen hatte, war minder weiſe, als der des helleniſchen Philoſophen. Cardano hatte den Gang, die Sprache und Phantaſien eines Narren. Nachdem er ſeine Narrheit, eben ſo gut wie ſeine Wiſſenſchaft in der Arzneikunſt und Mathematik zu Padua, Mailand, Pavia und Bologna erprobt hatte, eilte er nach Rom, und ſtarb hier im Jahr 1576 freiwillig vor Hunger, um ſein Horoskop zu erfüllen. Er hatte ſein Wort gegeben, er lebe nicht über fünf und ſiebzig Jahre; er wollte daſſelbe löſen. Seine Sitten waren eben ſo unregelmäßig, als ſein Kopf. Weiber und Spiel nahmen die Zeit ein, die er nicht dem Studium widmete. Seine Werke, welche im Jahr 1663 zu Lyon in 10 Foliobänden von Carl Spon geſammelt wurden, ſind eine ungeheure Zuſammenſtoppelung von Träumereien und Unſinn. Schreiben war ſeine Nahrungsquelle. Ermüdend iſt die Lektüre ſeiner Schriften. Die Vorzüglichſte derſelben iſt ſeine Abhandlung: De subtilitate, welche von Julius Skaliger oft mit Recht, weit häufiger aber ohne Grund, angefochten wird. In dieſem Buche führt er Lehrſätze verſchiedener Religionen auf, ſammt den Gründen, auf welchen ſie fußen. Er trägt die Gründe der Heiden, der Juden, der Mahometaner und der Chriſten vor; allein die Gründe der letztern ſind jedesmal die ſchwächſten. Indeß in der Geſchichte ſeines Lebens: de vita propria, worin er gleichfalls ſeine guten und ſchlechten Eigenſchaften mit einer ungewöhnlichen Freimüthigkeit geſteht, erſcheint er mehr abergläubiſch, als Freigeiſt. Er verſichert, daß, obgleich ſein Herz von Natur zur Rache geneigt war, er ſie dennoch aus religiöſen Gründen unterließ (ob dei venerationem). Wenn ich allein bin, ſagte er, ſo bin ich mehr als zu jeder andern Zeit bei denen, die ich liebe, bei Gott und meinem guten Engel. Seine Abhandlung: de rerum varietate, verdient auch einige Aufmerkſamkeit. Sie enthält Alles, was Cardano von Phyſik, Metaphyſik und Natur kannte; ſie iſt zugleich ein merkwürdiger Beitrag zur Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes. Die Wuth der gerichtlichen Aſtro-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

logie bricht aus allen ſeinen aſtronomiſchen Abhandlungen hervor. Er war es, der in jenen letzten Jahrhunderten die ganze geheimnißvolle und chimäriſche Philoſophie der Cabbala und der Cabbaliſten wieder aufweckte, welche die Welt mit Geiſtern anfüllten, denen man durch philoſophiſche Reinigung ähnlich werden konnte. Er ſchrieb ſeinem Sterne ſeine gottloſen Streiche, ſeine Unarten, ſeine Bösartigkeiten, ſeine ungeregelte Neigung zu dem ſchönen Geſchlechte, ſeine Leidenſchaft für das Spiel u. ſ. w. zu. Sein Wahlſpruch war: tempus mea possessio, tempus ager meus, d. h. die Zeit iſt mein Reichthum, die Zeit iſt mein Acker und Pflug. — Sein älteſter Sohn, Johann Baptiſt, war ebenfalls Arzt. Im Alter von 26 Jahren wurde er enthauptet, weil er ſeine Gattin vergiftet hatte. Bei dieſer Gelegenheit (1560) ſchrieb ſein Vater die Abhandlung: de utilitate ex adversis capienda, d. h. von dem Nutzen, der ſich aus den Widerwärtigkeiten ziehen läßt. Als Arzt war Cardano ſo berühmt, daß der Primas von Schottland, der während ſeiner zehnjährigen Krankheit die Aerzte des Königs von Frankreich und des Kaiſers vergebens zu Rath gezogen hatte, ihn zu ſich berief. Cardano kam, und heilte. Was er in der Mathematik geleiſtet hat, und welche Bewandtniß es mit der Formel Cardano's hat, das werden wir im Art. Tartalea auseinander ſetzen.

Cardendiſtel, die zahme hat weiße, die wilde aber rothe Blüthen; ſie wird wegen ihrer ſtachelichten Samenköpfe angepflanzt. Dieſe dienen zum Aufkratzen der wollenen und baumwollenen Zeuge, und werden zu dem Ende mit Drath in eine ſogenannte Streiche verbunden. Sie werden faſt in allen Gegenden Europas gezogen.

Cardi (Ludovico), auch Cigoli und Civoli genannt, ein italieniſcher Künſtler von ausgezeichnetem Verdienſt, ward 1559 auf dem Schloſſe Cigoli in Toskana geboren, und ſtarb 1618. Er wählte den Barocci zum Muſter, und ſuchte durch Correggio ſich zu vervollkommnen. Seine Zeichnung iſt edel, die Erfindung und Zuſammenſtellung immer neu, das Colorit lieblich und verſchmolzen, und die Ausführung, ohne trocken zu ſeyn, bis in die kleinſten Theile vollendet. Mit dem Boccio malte er ein Ecce Homo um die Wette, und erhielt den Preis. Unter der zahlloſen Menge ſeiner Werke, womit er Toskana bereichert hat, iſt das im Jahre 1587 vollendete erſtaunungswürdige Gemälde vom Märtyrerthum des heil. Stephanus eins der merkwürdigſten.

Cardinal. Dieſer Titel bezeichnet in der katholiſchen Kirche einen Prieſter, der nach dem Papſte mit der höchſten, geiſtlichen Würde bekleidet iſt. Urſprünglich war Cardinal jeder Geiſtliche, der einer beſtimmten Kirche einverleibt (incardinatus) war, und ſeinen Unterhalt von derſelben bezog. Schon im 4ten Jahrhundert, unter dem Papſt Sylveſter I., wurde dieſe Benennung vorzugsweiſe einigen Prieſtern gegeben. Als ſpäterhin die vielſeitigen Geſchäfte des Papſtes mit der Ausbreitung der chriſtlichen Religion ſich außerordentlich vermehrten, wurden mehrere einſichtsvolle, und brave Geiſtliche gewählt, um mit Rath und That dem Papſte behülflich zu ſeyn. Dieſe Prieſter erhielten mittlerweile, und zwar in einer höhern Bedeutung den Namen Cardinäle, und bildeten mit dem Papſte das heilige oder Cardinals-Collegium. Die Ehren- und Unterſcheidungszeichen der Cardinäle ſind: ein purpurnes Kleid, ein rother, aus Seide gewirkter, und mit gleichen Schnüren und Quaſten gezierter Hut, ein rothes Biret. Die ſämmtliche Zahl der Cardinäle wurde in der Folge auf 70 feſtgeſetzt. Bei dieſer großen Anzahl von gelehrten und ſtaatsklugen, meiſtentheils durch Erfahrung erprobten, aus allen chriſtlichen Ländern ausgeſuchten Männern iſt es nicht zu wundern, wenn die Regierung der weit ausgebreiteten katholiſchen Kirche mit der größten Vorſicht und Klugheit geführt wird. — Dem Papſt

ſteht allein das Recht zu, Cardinäle zu ernennen, denen er mit folgenden Worten den Hut als Zeichen ihrer Würde ertheilt. „Zur Ehre des allmächtigen Gottes, zur Zierde des heiligen apoſtoliſchen Stuhls, nimm hin den rothen Hut, als Kennzeichen der Cardinals-Würde, wodurch angedeutet wird, daß Du auch bis zum blutigen Tode für die Erhöhung des Glaubens, für den Frieden und die Ruhe des chriſtlichen Volkes, für die Vermehrung der heiligen römiſchen Kirche Dich unerſchrocken zeigen ſollſt. Im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes. Amen." Aus der Mitte der Cardinäle wird auch der Papſt erwählt.

Carfunkel (Carbunculus) bedeutet überhaupt einen glänzenden Edelſtein; welche Gattung aber eigentlich darunter verſtanden wird, darüber ſind die Alterthumsforſcher nicht einig. Die Namen der Edelſteine, die man in der Bibel antrifft, ſind bis auf einige wenige verloren gegangen, ſo daß man ſie nicht einmal mehr in den mit der hebräiſchen Sprache verwandten Dialekten antrifft. So läßt ſich auch aus der Etymologie ebenfalls wenig zuverläſſiges ſchließen. Durch das Wort Carfunkel haben die Alten mehr als einen orientaliſchen Namen von Edelſteinen überſetzt: ein deutlicher Beweis, daß ſie weder dieſe genau gekannt, noch von jenen einen beſtimmten Begriff gehabt haben. Sie rechneten vorzüglich hierher 2 Steine, die ſich in dem Bruſtſchilde des hohen Prieſters der Juden befanden. Den einen Stein, den ſie Carbunkel überſetzten, nennt Moſes Bareket, welches nach der Etymologie einen ſtrahlenden Stein bezeichnet. Die 70 Dolmetſcher, denen einige Neuern folgen, machen daraus den Smaragd, weil der echteſte von dieſer Art Edelſteine einen ſo blitzenden Glanz von ſich giebt, daß die Dichter des Alterthums den Thron des Sonnengottes den ſmaragdenen nannten. Der andere Stein in dem Bruſtſchilde, des hohen Prieſters, den ſie ebenfalls mit dieſem Namen belegten, wird von Moſes Nopech genannt. Hieraus machen die Neueren den Chalcedonier, oder den Anthrax der Griechen, und vergleichen ihn mit den Granaten, wie auch mit den Rubinen. Aus der Beſchreibung, welche Plinius von dem Carbunkel giebt, erhellt, daß ſelbſt die Alten dieſen Stein nicht genau bezeichnet haben. Er ſagt: Principatum habent carbunculi, a similitudine ignium appellati, quum ipsi non sentiant ignes, obid a quibusdam acausti vocantur, Hist. nat. XXXVII., 7. Ueberhaupt aber verſtand man unter Carfunkel mehr einen geheimnißvollen, als wirklichen Stein. Daher die vielen Fabeln im Oriente von der magiſchen Kraft deſſelben. Die Perſer nannten ihn die Fackel der Nacht, und den König der Edelſteine. Sie behaupteten, er wachſe in dem Kopfe des Adlers, oder eines Drachen. Die Myſtiker und Phantaſten der chriſtlichen Zeit, wie Paracelſus, Jakob Böhme und Andere, ſetzten einen hohen Werth in den Carfunkel; er war bei ihnen der Stein der Weisheit. — Carbunkel des Auges iſt eine Augenkrankheit, welche gewöhnlich Blindheit verurſacht.

Caricatur, vom Italieniſchen caricare, überladen, übertreiben, iſt in der Malerei das, was komiſche, ironiſche und ſatyriſche Nachahmung in der Dichtkunſt iſt; gleichſam ein Spiegel, der die Formen vergrößert, um ihre feinſten Züge und deren Mißverhältniſſe anſchaulicher zu machen. Die Caricatur macht die verſchiedenen Charaktere der Geſichtsbildungen durch ſchärferes Herausheben des Individuellen greller bemerkbar. Sie iſt eine geiſtige Anatomie der Züge, deren charakteriſtiſche Form ſie von aller verſchmelzenden Anmuth oder Weichheit entkleidet. Aehnlichkeiten mit der Thierwelt treten dann oft hervor, und geben dem Zeichner reichen Stoff zu witzigen Einfällen. Geiſt und Laune, Originalität in der Zuſammenſtellung, und tiefe Seelenkunde im raſchen Auffaſſen, Lebendigkeit in der Darſtellung, Witz in der Wahl der Umgebungen: dieſe Eigenſchaften machen den Beruf des Cari

Digitized by Google

caturzeichners; ſeiner Geſchmack und Sinn für das Anſtändige muß ihn zugleich vor plumpen Rohheiten bewahren, welche ſo oft die Caricatur bis zur pöpelhaften Fratze verunſtalten. Doch bleibt dem Zeichner die Freiheit des Ariſtophanes; ſein Witz darf keck, ſein Scherz ausgelaſſen ſeyn, er darf bis an die äußerſte Gränzlinie der guten Sitten bringen, nur dieſe nie überſchreiten, nie Plattheiten für Humor geben. Das Geiſtvolle muß erſetzen, was etwa der Schönheitsſinn vermißt. Der Caricaturzeichner kann auf einen edlen Zweck hinarbeiten, wenn er die Lächerlichkeiten und Ausſchweifungen ſeiner Mitbürger und des Zeitalters treffend geißelt. Nach dieſer Sittenläuterung ſtrebte der edle Hogarth, der ſtets Vorbild in dieſem Fache bleiben wird. Perſönliche Bitterkeit oder Privathaß dürfen ſich nicht einmiſchen. In neuerer Zeit war Gilray der witzigſte Caricaturzeichner, doch nicht ganz frei von dem letztern Vorwurf. Bei den Britten iſt dieſes Kunſtfach mehr als irgendwo einheimiſch; auch kann es nur im Schutze der Freiheit bei einem humoriſtiſchen Volke gedeihen, das mehr ſcharf denkt, als glühend fühlt, und den regſten Antheil an ſeiner Staatsverwaltung nimmt. Siehe Malcolm: an historical sketsch of the Art of Caricaturing, with graphic Illustrations. Lond. 1813. 4to. In andern Ländern blieb die Caricatur immer geiſtlos und gemein. Doch beſchäftigten ſich in Italien große Künſtler mit ihr; nur war ſie da nicht Zweck, ſondern Mittel zur Uebung im Auffaſſen der Charakterzüge. So rieth Leonardo da Vinci den Künſtlern, alle bedeutenden Phyſiognomien, die ſie ſehen, mit wenig leichten Zügen hinzuwerfen; dieſe müſſen unwillkührlich an die Caricatur gränzen, wenn ſie treffende Aehnlichkeit haben ſollen, weil ihnen die feinern Porträt-Züge fehlen. Leonardo gab ſelbſt eine Anzahl ſolcher von ihm entworfenen Caricaturen heraus: eine lehrreiche Schule, um zu lernen, in welchen Zügen ſich dieſer oder jener Charakter am Beſtimmteſten ausſpricht.

Carien, eine Landſchaft in Kleinaſien, erſtreckte ſich vom Fluſſe Mäander bis zum Vorgebirge Cragum, und gränzte weſtlich an das ägäiſche Meer, nördlich an Jonien, öſtlich an Phrygien und Lyzien, ſüdlich an das mittelländiſche Meer. Die Küſte von Myndus bis Caunus ward eigentlich Doris genannt, weil ſie nur aus griechiſchen Kolonien beſtand; von da bis Dädala hieß es Peräa, das in ſpätern Zeiten die Römer den Rhodiern ſchenkten. Die Hauptſtadt von Carien und die Reſidenz der Könige war Halikarnaß (jetzt Neſſi), eine ſehr ſchöne Stadt, und im Alterthum berühmt durch das Mauſoleum, das die Königin Artemiſia dort errichtete, und dann als Geburtsort der beiden großen Geſchichtſchreiber Herodotus und Dionyſius.

Cambyſes, ſ. Kambyſes.

Cameralwiſſenſchaften, ſ. Kameralwiſſenſchaften.

Carl der Große war der Sohn Pipins des Kleinen, der den letzten König der Franken aus dem Hauſe der Merovinger, Childerich III., am 1. Mai 752 zu Soiſſons durch eine Verſammlung der Großen des fränkiſchen Volkes abſetzen, und ſich zum König der Franken wählen ließ. Den Grund zu Pipins Macht hatte ſchon der Major Domus oder Großhofmeiſter, Carl Martell, ſein Vater, gelegt, beſonders durch den entſcheidenden Sieg über die Araber zwiſchen Tours und Poitiers (732), wodurch er das Reich der Franken vom Untergange rettete, und das Chriſtenthum in Europa befeſtigte. Kaum war Pipin zum Könige der Franken gewählt, ſo ließ er ſich und ſeine Gemahlin Berta oder Bertrada durch den Erzbiſchof von Mainz, Bonifacius, in Gegenwart vieler Biſchöfe ſalben und krönen, und ſchickte den abgeſetzten Childerich und deſſen Sohn Theodorich in ein Kloſter, wo ſie beide nach wenigen Jahren ſtarben. Mit ihnen geht der Stamm Chlodwigs, des Meroveus Enkel, und des eigentlichen

Gründers der großen fränkiſchen Monarchie, unter, der 271 Jahre (von 481 an) über dieſes Reich regiert hatte. Nachdem Pipin ſich durch viele und glänzende Thaten der Krone werth gemacht, die jetzt auf ſeinem Haupte ſaß, und auf dieſe Weiſe der Größe ſeines großen Sohnes vorgearbeitet hatte, wie einſt Philipp von Macedonien der Größe ſeines Sohnes Alexander, ſo ſtarb Pipin den 28. Sept. 768, und hinterließ ſeinen Söhnen Carl und Carlmann ſein großes Reich, welches er zu einem der mächtigſten Reiche erhoben hatte. Bald entſtanden zwiſchen den beiden Brüdern Uneinigkeiten über die Theilung des Reichs, denn Pipin hatte feſtgeſetzt, daß ſeine beiden Söhne gemeinſchaftlich über das große Reich regieren ſollten. Allein nach wenigen Jahren ſchon (771) ſtarb Carlmann, und Carl ſahe ſich jetzt im Alleinbeſitze aller Länder ſeines Vaters, denn die beiden Söhne ſeines Bruders wurden von der Thronfolge ausgeſchloſſen, und die Mutter derſelben, Gerbergih, des longobardiſchen Königs Tochter, floh mit ihren beiden unmündigen Kindern über die Alpen zu ihrem Vater Deſiderius. Ungerecht bleibt dieſes Verfahren Carls gegen ſeine Neffen; aber es war der erſte Schritt zu Carls Macht, und die Bedingung alles Außerordentlichen, was nachher durch ihn geſchah. Sollte das große Reich nicht durch innere Kriege und durch das Theilungsſyſtem, welches von Chlodwig an die Größe der fränkiſchen Monarchie aufgehalten hatte, wieder untergehen; ſo mußten alle Kräfte des durch ſeinen Vater gegründeten und befeſtigten Reiches geſammelt werden, und das väterliche Erbe ein großes Ganze bilden, und dem unbedingten Willen eines Einzigen unterworfen werden. Nur durch die Vereinigung aller Länder der fränkiſchen Monarchie konnte Carl ſein Reich auf den höchſten Gipfel der Macht und des Anſehens erheben; nur hierdurch wurde es ihm möglich, alle Völker germaniſchen Stammes mit kräftigem Arm zu umſchlingen, und nur hierdurch gelang es ihm aus den Trümmern der durch die Völkerwanderung zerſtörten, verwüſteten und untergegangenen alten Welt eine neue zu ſchaffen, die auf ganz Europa durch ihre Einrichtungen und Geſetze vortheilhaft zurück wirken, und durch welche das Licht der Wiſſenſchaften auch dieſſeits der Alpen wieder zu dämmern anfangen konnte. Für dieſe neue Schöpfung glaubte ſich Carls hochſtrebender Geiſt berufen, und Kraft dazu zu haben, Kirche und Staat innig in einander zu verflechten. — Zuerſt dachte er daran, die Großen ſeines Reiches in Abhängigkeit von der königl. Gewalt zu bringen und in Unterwürfigkeit zu erhalten, um in den Kriegen mit dem Auslande nicht durch Unruhen in ſeinem eigenen Reiche geſtört zu werden. Noch als ſein Bruder Carlmann lebte, bekriegte er die aufrühreriſchen Aquitanier, die ſein Vater ſchon der fränkiſchen Herrſchaft unterworfen hatte, und deren Herzog Waifar im Kampfe geblieben war. Obgleich ſein Bruder Carlmann in dieſem Kriege die verſprochene Hülfe nicht leiſtete, ſo gelang es Carln doch, die Aquitanier durch Schnelligkeit und Tapferkeit zu beſiegen, und er theilte Aquitanien jetzt in mehrere Grafſchaften (770), um dadurch die Macht der Aquitanier zu brechen. Dieſer Krieg hatte Carln Zuverſicht zu ſich ſelbſt eingeflößt, und die Reize des Waffenruhms und der Ländervermehrung ſeinem nach glänzenden Thaten ſtrebenden Geiſte kennen gelehrt. Allein nicht um ſeinen Kriegsruhm zu erhöhen, ſondern um die Großen ſeines Reiches in beſtändiger Thätigkeit zu erhalten, damit ſie nicht Zeit hätten, Plane gegen ſeine eigene Herrſchaft auszuführen (denn alle Verdienſte und aller Ruhm ſeines Volks, ſo wie überhaupt ſeines Zeitalters, lag in den Waffen), benutzte Carl bald die Gelegenheit zu einem neuen Kriege. Dieſe nächſte Kriegsunternehmung, durch die Umſtände herbeigeführt, und nicht muthwillig geſucht, wie Carln oft vorgeworfen wird, war gegen die Sachſen gerichtet. Dieſes Volk wohnte damals zwiſchen dem Niederrhein, der Nordſee und Elbe bis zum Harze hin, und war in Oſtphalen, Weſtphalen und Engern ge-

theilt. Noch war es dem Heidenthume ergeben, doch tapfer, kriegeriſch und raubſüchtig, denn Rauben und Morden, wenn es außerhalb der Gränzen ihres Landes geſchah, war nach den Geſetzen erlaubt. Ein ſolches Volk mußte für die Oſt= und Nordgränze des fränkiſchen Reiches ein gefährliches Nachbarvolk ſeyn, denn oft geſchah es, daß daſſelbe in das Gebiet der Franken einfiel, und durch Plünderungen und Mordthaten überall Schrecken verbreitete. Bei einem ſolchen Einfall waren früher ſchon die Sachſen von den Franken zurückgeſchlagen worden, und hatten ſich durch einen Vertrag verbindlich gemacht, einen jährlichen Tribut zu entrichten, und Lehrer der chriſtlichen Religion zur Verbreitung des Chriſtenthums unter ſich zu dulden. Dieſe aber tödteten ſie oder jagten ſie aus ihrem Lande, ſo daß Carl jetzt den Entſchluß faßte, nachdem der Abt Sturm v. Fulda auf einem Reichstage zu Worms nachdrücklich in das Herz des frommen Königs geſprochen hatte, die Sachſen zu unterjochen, und ihren wilden Sinn durch das Chriſtenthum zu bezähmen. So wurde der Krieg auf der Reichsverſammlung zu Worms (772) beſchloſſen, theils um die Sachſen zum Chriſtenthume zu bekehren, theils um die Verletzung der Verträge an ihnen zu beſtrafen. In demſelben Jahre noch begann der Krieg, und zwar mit ſolchem Glücke, daß die Hauptfeſtung der Sachſen, die Ehresburg (vermuthlich Stadtberg an der Diemel im Paderbornſchen) erobert, und die Irmenſäule, ihr Nationalheiligthum, zerſtört wurde. Nachdem Carl in dieſem Feldzuge noch bis an die Weſer vorgedrungen war, ſo ſahen ſich die Sachſen genöthigt, Geißeln als Bürgſchaft ihrer Unterwerfung zu geben. Hiermit war aber der Feldzug gegen die Sachſen nicht beendigt, ſondern dieſer Krieg beſchäftigte Carl mit wenigen Unterbrechungen noch über 30 Jahre. So oft ſie auch geſchlagen und auseinander geſprengt waren, ſo wußten ihre Anführer, unter denen Wittekind und Albion am meiſten merkwürdig geworden ſind, ihre Liebe zur Freiheit und ihre Anhänglichkeit an ihren Götzendienſt immer wieder zu beleben, und mit neuen Hoffnungen und neuer Unterſtützung den geſunkenen Muth wieder zu erheben. Carl aber konnte nicht mit der Kraft den Krieg gegen die Sachſen führen, die ihre Tapferkeit erfodert hätte, denn nach allen Seiten hin war ſeine Hülfe nothwendig. Oft verſuchte er durch Nachſicht und Milde das Sachſenvolk in Abhängigkeit von ſeiner Herrſchaft zu erhalten; allein dieſe Verfahrungsart hielten ſie für Schwäche, und trotzten dann mehr als je auf ihren kriegeriſchen Sinn und auf ihre Streitkräfte. So mußte er dann alſo zur beharrlichen Fortſetzung des Krieges und zur Strenge ſeine Zuflucht nehmen, und wie dieſe letztere oft zur Grauſamkeit ausartete, davon giebt uns ſein Feldzug 782 einen Beweis, in welchem er einen neuen Abfall der Sachſen damit beſtrafte, daß er 4.500 Sachſen in ſeinem Lager an der Aller an einem Tage enthaupten ließ. Solche Strenge und neue Siege nöthigten endlich die Anführer Wittekind und Albion (785), und zuletzt das ganze Volk der Sachſen, ſich Carls Herrſchaft zu unterwerfen. Auf dem Reichstage zu Selz an der Elbe kam 803 ein Friede zu Stande, wornach ſie, unter Beibehaltung ihrer Geſetze und Rechte, ſich mit den Franken vereinigen, mit ihnen einen König haben, dem Heidenthume entſagen, und den Zehnten an die Kirche geben ſollten. Zur Befeſtigung dieſes Friedens theilte Carl das Sachſenland in mehrere Grafſchaften, die durch von ihm ſelbſt eingeſetzte Grafen beherrſcht wurden, und zog eine große Anzahl Sachſen von beiden Ufern der Elbe nach Flandern (804). Gleichzeitig, als Carl den Krieg mit den Sachſen angefangen hatte zu führen, wurde er in die Angelegenheiten Italiens verwickelt. Carl hatte, ſo wie ſein Bruder Carlmann, ebenfalls eine Tochter des longobardiſchen Königs Deſiderius zur Gemahlin. Als Deſiderius die Wittwe und die Kinder Carlmanns in ſeinen Schutz aufnahm und deutlich genug ſein Mißfallen über das Schickſal dieſer Familie zu erkennen gab,

war Carl über ſeinen Schwiegervater entrüſtet, und verſtieß ſeine Gemahlin Sibylle, die Tochter des Deſiderius (771). Auf dieſe Weiſe erfolgte der Bruch zwiſchen den beiden Königen. Jetzt erklärte ſich der longobardiſche König öffentlich für die von ihrem Rechte verdrängten Prinzen, und verlangte von dem Papſte, ſie zu Königen der Franken zu ſalben. Da ſich der Papſt Adrian weigerte, ſo fiel Deſiderius in deſſen Gebiet ein. Hierauf flehte Adrian Carln um Hülfe an, und er zog im Sommer des Jahres 773 von Genf aus über die Alpen. Die Longobarden wurden geſchlagen, und ihre feſten Städte Verona und Pavia belagert. Erſtere ergab ſich noch in demſelben Jahre; allein letztere konnte nur durch Aushungerung bezwungen werden. Endlich fiel auch Pavia (774) in Carls Gewalt, und mit ihr der longobardiſche König, Carls Schwiegervater. Deſiderius wurde in ein Kloſter geſchickt, und das Reich der Longobarden, das von Alboin (568) an 206 Jahre beſtanden hatte, fiel in die Hände der Franken. Carl empfing jetzt die eiſerne Krone der Lombarden (dieſe eiſerne Krone ſoll von dem Könige Agilulf, der 616 ſtarb, herkommen, und heißt deshalb die eiſerne Krone, obgleich ſie von gutem Golde iſt, weil ſie inwendig einen eiſernen Ring hat, der aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti geſchmiedet worden ſeyn ſoll), und fügte ſeinen übrigen Titeln den Titel: „König der Longobarden," bei. Von den drei ziemlich unabhängigen Herzogen der Longobarden ergab ſich für jetzt der Herzog von Friaul; aber die Herzoge von Spoleto und Benevent wurden erſt ſpäter zur Unterwerfung gezwungen. — Ein ſo glänzender Erfolg, wie ihn der longobardiſche Krieg gehabt hatte, mußte in Carln das Verlangen nach größeren Vortheilen erregen, und die beleidigte Eitelkeit, ſo wie der Trotz ſeiner Nachbarn, ließ es ihm an Gelegenheit zu weiteren Eroberungen nicht fehlen. Die, welche das Verhängniß dazu beſtimmt hatte, durch ihr Beſitzthum ſeine Macht zu vermehren, fingen immer damit an, ſeinen Zorn zu reizen, und endigten mit ihrem Untergange. So ging es dem aufrühreriſchen Herzog von Friaul, der 776 gefangen und enthauptet wurde, weil er mit den Herzogen von Spoleto und Benevent Bewegungen gemacht hatte, um ſich Carls Herrſchaft zu entziehen, und um einen flüchtigen longobardiſchen Prinzen wieder auf den erblichen Thron zu ſetzen. Um ſich in ſeinen eroberten Ländern und Rechten zu behaupten, war ſolches Verfahren von Carln nothwendig, und der Herzog von Spoleto, dadurch geſchreckt, unterwarf ſich auch ſogleich freiwillig. — Eine eben ſo dringende Foderung der Politik war es, daß Carl ſich in die Händel der in Spanien wohnenden Araber miſchte, denn noch war kein halbes Jahrhundert verfloſſen, als dieſes Volk das fränkiſche Reich mit ſeinem gänzlichen Untergange bedroht hatte, wenn nicht Carls Großvater, Carl Martell, die fränkiſche Monarchie gerettet hätte. Während Carl nämlich 777 in Paderborn mit den ſächſiſchen Angelegenheiten beſchäftigt war, erſchienen vor ihm zwei arabiſche Emirs aus Spanien, die ihn um Beiſtand gegen den Califen Abderrahman anſprachen. Nachdem er ihnen Hülfe zugeſagt hatte, ging er im Frühjahr 778 mit zwei großen Heeren über die Pyrenäen, eroberte die wichtigen Städte Pampelona, Saragoſſa und Barcellona, und vereinigte das ganze Land von den Pyrenäen bis zum Ebro unter dem Namen der ſpaniſchen Mark mit ſeinem Reiche. Auf dem Rückmarſch traf Carln aber ein großes Unglück, denn in den Päſſen der Pyrenäen oder in den Gebirgsſchluchten von Roncevaux wurde ſein Nachtrab von den Gebirgsbewohnern überfallen, und faſt gänzlich aufgerieben. Hier fiel auch der tapfere Roland, Carls Liebling, deſſen Andenken jetzt noch in Liedern lebt. Nachdem der Krieg mit den ſpaniſchen Arabern noch einmal 793 erneuert wurde, ſo kam 810 mit ihnen

ein Friede zu Stande, der Carln den Beſitz der ſpaniſchen Mark ſicherte. — Im Jahre 786 unterdrückte er die unruhigen Britten in der Bretagne, und bezähmte die Thüringer, die mit einem Abfall drohten; auch nöthigte er im folgenden Jahre 787 den longobardiſchen Herzog von Benevent zur Unterwerfung. Kaum hatte er dieſe Unruhen in Italien unterdrückt, ſo war ſeine Hülfe ſchon wieder in Deutſchland nöthig. Hier hatte Taſſilo, der Herzog von Baiern, durch ſeine Einverſtändniſſe mit der longobardiſchen Partei, und durch den verletzten Lehnseid ſich in offenen Kriegsſtand gegen den König geſetzt, ſo daß Carl gezwungen war, mit drei Heeren in Baiern einzurücken (787). Taſſilo unterwarf ſich zwar anfänglich, und erhielt Verzeihung; da er aber darauf wieder zweideutig zu handeln anfing, ſo wurde er auf der Reichsverſammlung zu Ingelheim (788) des Lebens und des Herzogthums verluſtig erklärt. Das Leben ſchenkte ihm Carl, doch zur ewigen klöſterlichen Gefangenſchaft wurde er verdammt. An dieſen Krieg gegen Taſſilo ſchließt ſich der mit den Avaren an, die ihm Hülfe zugeſagt und geleiſtet hatten, und in Baiern und Friaul (788) eingefallen waren. So war es alſo billig, daß auch ſie die Verfolgung des Siegers traf. Noch in demſelben Jahre wurden ſie an beiden Orten zurück geſchlagen, doch war damit der Krieg gegen ſie noch nicht beendigt, denn er zog ſich noch unter mancherlei Unterbrechungen bis zum Jahre 799 hin, und endigte ſich damit, daß Carl ſeine Staaten bis an die Theiß erweiterte, und an der Raab Markgrafen einſetzte. Während dieſes Krieges verſuchte Carl, vielleicht zur Erleichterung ſeiner Züge gegen die Avaren, durch einen Canal zwiſchen der Rednitz und Altmühl die Donau und den Rhein zu verbinden (793); allein dieſes wichtige Unternehmen, nicht mit gehöriger Vorſicht und Kunſt angelegt, ging bald wieder zu Grunde, und iſt in den nachfolgenden 1000 Jahren noch nicht ausgeführt. — Carl hatte außer dieſen genannten Kriegen noch mancherlei Händel zu beſtehen; theils mit den Griechen, die in Italien ſeiner Macht Abbruch thun wollten (788); theils mit einem ſlaviſchen Volke, den Wilzen, die von der Elbe aus das fränkiſche Gebiet beunruhigten (789); theils mit den Slaven in Böhmen, die 805 und 806 in das heutige Oeſterreich eingefallen waren; theils mit den Sorben an der Saale (806). So war ſein ganzes Leben ein fortwährender Krieg, und nur Ein Jahr ſeiner Regierung, das Jahr 790, verfloß in Frieden; doch es gelang Carln durch die Macht ſeiner Waffen, durch den Glanz ſeines Anſehens und durch das Glück, ohne welches ſelten Großes entſteht, alle Kriege noch vor ſeinem Tode zu beendigen; den letzten bedeutenden Krieg führte er, (808—811) mit den Dänen oder Normännern, die den Sachſen in ihren Kriegen gegen Carln Beiſtand geleiſtet hatten, und jetzt die fränkiſchen Gränzen zu Waſſer und zu Lande häufig beunruhigten. Um die Ufer der Elbe gegen ſie zu ſichern, legte er (809) Hamburg an. Endlich ſchloß Carl auch mit ihnen 811 einen Frieden, wodurch die Eider die nördlichſte Gränze ſeines Reiches wurde. Dadurch, daß Carl alle Vortheile, die ſich ihm darboten, verſtand zu ergreifen und zu benutzen, und die Winke des Glücks mit Muth und freiem Geiſte zu befolgen, wurde er der mächtigſte Monarch ſeiner Zeit, brachte er ein Reich zuſammen, das am Abend ſeines Lebens von der Raab in Ungarn bis zum Ebro in Spanien und von der Eider, welche bis zu unſern Tagen die Gränze zwiſchen Deutſchland und Dänemark geblieben iſt, bis an die Tiber reicht, und alles Land zwiſchen dieſen Gränzen war ihm unmittelbar unterthan. Sein Zeitalter bewunderte den Helden, der ſo viel zu erwerben, und den Regenten, der ſoviel zu erhalten vermochte. Nicht nur durch dieſe gewaltige Ländermaſſe, die Carl durch glückliche Kriege zuſammen gebracht hatte, erwarb er ſich einen ſo großen Namen in der Geſchichte, ſondern den Glanz ſeiner Macht verherrlichte er auch noch da-

durch, daß er die alte Kaiſerwürde in den Abendländern auf ſein Haupt brachte, und dadurch wichtige Begebenheiten für die Zukunft vorbereitete. Auch dieſer Schritt Carl's zu neuer Größe und Herrlichkeit wurde durch zufällige Umſtände gefördert und erleichtert. Der Papſt Adrian war 795 geſtorben, und Leo III. erlangte nach ſeinem Tode die päpſtliche Würde. Im J. 799 brach aber eine Verſchwörung gegen ihn aus, und nur mit Mühe wurde ſein Leben gerettet. Von dieſem ſeinem erlittenen Unfall benachrichtigte er Carln, denn wo hätte er einen ſtärkern Schutz finden können, als in dem gefürchteten Könige der Franken. Carl war damals mit einem Feldzuge gegen die Sachſen beſchäftigt und verlangte von Leo, daß er ſelbſt zu ihm in ſein Lager bei Paderborn kommen ſollte. Der Papſt erſchien auch noch in demſelben Jahre an dem Hoflager des Königs, und Carl verſprach ihm die nachdrücklichſte Unterſtützung. In kurzer Zeit reiſte Leo in Begleitung von vielen Biſchöfen und Grafen nach Rom zurück. Im Herbſt des Jahres 800 ging Carl ſelbſt mit einem anſehnlichen Gefolge nach Italien. Nachdem ſich der Papſt in der Peterskirche von den gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen durch einen Eid gereinigt hatte, ſo wurden ſeine Widerſacher verbannt. Am 1ſten Weihnachtstage begab ſich Carl in die Peterskirche, um der hohen Meſſe beizuwohnen. Sein ganzes Gefolge, alle Prälaten und eine unzählige Menge Volks waren anweſend. Carl lag vor dem Altar auf den Knieen, und betete in tiefer Andacht. Plötzlich ergriff der Papſt, wie ein Gottbegeiſterter, eine koſtbare Krone, ſetzte ſie auf Carl's Haupt, ſalbte ihn mit dem heiligen Oele, und rief mit lauter Stimme: „Es lebe Carl, der erhabene Kaiſer der Römer!“ Frohlockend wiederholte drei Mal die verſammelte Volksmenge das Wort der Weihe. So kam die römiſche Kaiſerwürde zu den deutſchen Kaiſern, welche über 1000 Jahre in dem Beſitz derſelben blieben. Eginhard, Carl's Günſtling und Lebensbeſchreiber, berichtet, der König habe dieſe Kaiſerkrönung ſo mißliebig aufgenommen, daß er verſichert, er würde, obgleich es das Chriſtfeſt geweſen, doch nicht an dieſem Tage in die Kirche gegangen ſeyn, wenn er die Abſicht des Papſtes voraus gewußt hätte. Allein man hat Urſache, an der Aufrichtigkeit dieſer Erklärung zu zweifeln, denn wahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Kaiſerkrönung ſchon zu Paderborn zwiſchen Carl und dem Papſte verabredet worden war, und daß Carl durch die beifällige Aufnahme, die ſie bei den Römern fand, eben ſo überraſcht als erfreut war. Aber gerade dieſe anſtändige Beſtürzung, die Carl bei der Krönung zeigte, mußte ihn ſelbſt in den Augen der Welt am Meiſten verherrlichen und den Glanz der neuen Würde vermehren, weil er dadurch eine Beſcheidenheit ausdrückte, als habe er nach dieſem äußern Zeichen einer untergegangenen Herrlichkeit nicht geſtrebt, ſondern Gott ſelbſt habe ihm dieſe Krone für ſeine Verdienſte auf das Haupt geſetzt. Ueberdieß war Carl's Beſcheidenheit bei der Erlangung dieſer Würde ſehr lobenswerth; denn wenn gleich in ſeinem Zeitalter Niemand lebte, der ihrer würdiger geweſen wäre, als er, oder ſie ihm hätte ſtreitig machen können: ſo war an dieſe Krone doch ein ſo außerordentlicher Vorrang geknüpft, und es hingen an ihr ſo große Erinnerungen, daß auch der mächtigſte Monarch noch immer anmaßend erſcheinen konnte, wenn er ſeine Hand ſelbſt nach ihr ausſtreckte. Noch an demſelben Tage, als Carl zum römiſchen Kaiſer gekrönt worden war, überſandte er der Kirche zu St. Peter koſtbare Geſchenke, und ſchon hierin allein liegt ein Grund, daß derſelbe nicht gegen ſeinen Willen die Kaiſerkrone des Abendlandes angenommen habe. Kaum hatte Kaiſer Carl dieſen neuen Titel erlangt, ſo richtete er auch ſchon ſeine Augen auf die Kaiſerkrone des Morgenlandes. Den ſtolzen Gedanken wünſchte er in Erfüllung zu bringen, den Oſten und den Weſten unter ſich zu vereinigen, und ſo das Reich der alten Imperatoren in ſeiner Geſammtheit wieder her-

Digitized by Google

zuſtellen. Mit den Waffen in der Hand war dieſer koloſſale Gedanke, wegen der geographiſchen Schwierigkeiten nicht gut auszuführen. Dagegen waren die Umſtände ſehr günſtig, um durch politiſche Operationen zu erlangen, was die Gewalt nicht vermochte. Leo's IV. Wittwe, Irene, ſaß jetzt als Kaiſerin auf dem Thron von Conſtantinopel, den ſie durch Verbrechen gegen ihren Sohn Conſtantin beſtiegen hatte. Sie hatte jetzt genug in ihrem Reiche zu thun, um die innere Ruhe deſſelben zu erhalten, als daß ſie gegen den neuen abendländiſchen Kaiſer wegen der verletzten Rechte des oſtrömiſchen Reiches hätte in Waffen auftreten können. Auf dem Wege der Unterhandlungen ſollten daher die Mißhelligkeiten dieſer beiden Kaiſerſtaaten geſchlichtet werden. Da faßte Carl den Entſchluß, ſich mit Irenen zu vermählen, und ſo beide Kronen auf ſeinem Haupte zu vereinigen. Allein der kühnſte und ſtolzeſte ſeiner Anſchläge mißlang dadurch, daß Irene in demſelben Augenblick vom Thron geſtürzt wurde, als Carl's Hoffnungen der Erfüllung nahe waren. Kaiſer Carl mußte zufrieden ſeyn, daß ſpäterhin von dem Hofe zu Conſtantinopel die abendländiſche Kaiſerwürde anerkannt wurde. — Carl war aber nicht allein, wie aus dem Geſagten hervorgeht, ein großer Feldherr und Staatsmann, ſondern er war auch Regent iu dem ausgedehnteſten Sinne des Worts, ſo daß ſogar bis zu dem arabiſchen Califen Aaron al Raſchid (ſ. d. Art.) ſein Ruf drang, der Carln unter mehreren andern Geſchenken auch eine koſtbare Schlaguhr, welche die erſte in Europa war, ſchickte. Mitten im Kriege ſorgte er für die Segnungen des Friedens, und während er das Schickſal der Völker ſeines weitausgebreiteten Reiches leitete, gab er über die kleinſten Gegenſtände Verordnungen für ſeine Meierhöfe. So groß auch die Kraft ſeines Geiſtes war, ſo befolgte er doch ſelbſt die Geſetze ſeines Landes und den Rath ſeiner Getreuen. Johannes von Müller ſagt deßhalb von ihm: „Er ſey weniger groß, weil er den wankenden Thron der Longobarden geſtürzt, und endlich die Sachſen ermüdet, als, weil er bei ſo beſonderer Geiſteskraft in den Schranken der Verfaſſung blieb, und faſt ein halbes Jahrhundert, ohne eigene Soldaten, ohne willkührliche Auflagen, in den Geſetzen ſeines Volkes, und nach dem Rathe ſeiner geiſtlichen und weltlichen Herren, ſo thätig und ſo glorreich regiert. Von allen Männern, die an ſeinem Hofe lebten, galten beſonders viel bei Carln Alcuin und Eginhard. Den Erſteren hatte er in Rom 781 kennen gelernt, und ſuchte denſelben wegen ſeiner Gelehrſamkeit an ſich zu feſſeln. Dieſer Mann, ein Schüler Beda's, aus England gebürtig, der die glückliche Gabe beſaß, ſeine vielfachen Kenntniſſe auf eine klare und anziehende Weiſe mittheilen zu können, wurde bald Carl's Freund, Lehrer und Rathgeber, und belebte Künſte und Wiſſenſchaften in deſſen Reiche. Eginhard lebte ſeit ſeinen Knabenjahren ſchon an Carl's Hofe, wo er erzogen und zu Staatsdienſten gebildet wurde. Woher er ſtammte, und wer ſeine Aeltern waren, iſt nicht bekannt. Enge Verhältniſſe verbanden Eginhard mit Carl'n und deſſen Kindern. Hierdurch mag jene bekannte Sage von Emma's, einer Tochter Carl's, Liebe zu Eginhard entſtanden ſeyn, denn Viele bezweifeln die hiſtoriſche Wahrheit. Die Liebe, mit der Carl für die geiſtige Bildung ſeiner Völker ſorgte, iſt der größte Beweis für den höhern Adel ſeiner geiſtigen Natur. Freilich war bei dieſem ſeinem Streben ihm der Geiſt ſeiner Zeit und ſeines Volkes durchaus nicht günſtig; allein deſto größere Verdienſte erwarb er ſich in der Beſiegung aller dieſer Schwierigkeiten. Alcuin unterſtützte ihn am Meiſten durch unermüdete Mitwirkung in dieſem ſchönen und würdigen Berufe. Carl verfügte, daß die Geiſtlichen ihre eigentliche Beſtimmung erfüllten, das Volk zu unterrichten; veranlaßte, daß die Predigten überall in der Volksſprache gehalten wurden; ließ überall Schulen anlegen, und die ganze folgende Bildungsgeſchichte der abendländi-

ſchen Nationen, beſonders des deutſchen Vaterlandes, iſt eine ununterbrochene Fortſetzung des von ihm gemachten Anfangs. Dabei ging er mit eigenem Beiſpiele voran. Er ſelbſt lernte von den Männern, die ihn umgaben, und machte ſich beſonders um die deutſche Sprache verdient, indem er ſelbſt eine deutſche Sprachlehre entwarf, und die altdeutſchen Lieder aufſchreiben ließ. Noch größer wie durch ſeine Eroberungen, die bald nach ſeinem Tode wieder zerfielen, iſt er gerade durch die Sorge, die er für den Wohlſtand ſeines Reiches hegte. Es war ſein eifrigſtes Beſtreben, jedes ſeiner Länder durch gute Geſetze zu beglücken; ſelbſt gegen die überwundenen Völker handelte er in dieſem Sinne. Er ließ ihnen ihre alten Gebräuche, und zu den Sachſen, die ihn durch ihren Trotz am Meiſten aufgebracht hatten, ſagte er bei dem Friedensſchluß: „Sie ſollten, wie bisher, den väterlichen Geſetzen folgen, und die Ehre der Freiheit genießen.“ Dieſe Mäßigung iſt gerade der herrlichſte Beweis von Carl's hellem Verſtande. Er ſorgte ferner für die getreue Verwaltung der Provinzen, hielt die Großen in Zaum, gab gute Geſetze, ſuchte Gewaltthätigkeiten und andere Mißbräuche abzuſtellen, traf Anſtalten zur Aufnahme des Ackerbaues, des Handels und des Gewerbfleißes. Allen ſeinen Anſtalten aber gab er dadurch wahres Leben, daß er ſelbſt überall mit eigenen Augen ſah, und wo er nicht in Perſon ſeyn konnte, eigene Abgeordnete (Sendgrafen) hinſendete, die nach ſeiner Vorſchrift Alles genau unterſuchen, und aufgefundene Mißbräuche abſtellen ſollten. Durch dieſen Abriß ſeines Lebens geht hervor, daß Carl den größten Männern aller Zeiten gleich zu ſtellen iſt, und als der größte Regent betrachtet werden kann, den das deutſche Volk hervorgebracht hat. Carl wurde im J. 742 auf dem Schloſſe Salzburg in Baiern geboren; jedoch geben Andere Aachen, und noch Andere Ingelheim bei Mainz als ſeinen Geburtsort an. Er war groß und ſtark von Perſon, und voll Majeſtät in ſeinem Weſen. Eine gelehrte Bildung hatte er nicht erhalten; ja es iſt wahrſcheinlich, daß er erſt in ſeinem Alter ſchreiben lernte. Aber große Geiſter bilden ſich ſelbſt, und Carl hatte vor ſich das Vorbild tapferer und kluger Ahnen, und in ſich die natürliche Anlage zu allem Großen. Sein ganzes Leben war ſehr einfach und prunklos, und er gab auf dieſe Weiſe ſeinen Unterthanen ein nachahmungswürdiges Beiſpiel. Gewöhnlich ging er in Kleidern, die ihm ſeine Gemahlin verfertigte, nicht viel beſſer, als der gemeine Mann. Nur bei feierlichen Gelegenheiten zeigte er ſich im Glanze ſeiner Würde. Ausländiſche Tracht war ihm zuwider; nur zu Rom trug er auf Bitten des Papſtes römiſche Kleidung, und mehr als einmal beſchämte er die Eitelkeit ſeiner Großen, die ſich mit koſtbaren Gewändern des Auslandes brüſteten. Er aß viel; aber von Schmauſereien war er kein Freund. Nur an vorzüglichen Feſten ſpeiſte er in großer Geſellſchaft. Im Trinken war er mäßig; denn Trunkenheit war ihm ein Gräuel. Des Sommers ruhte er nach der Mittagsmahlzeit, entkleidet, 2 oder 3 Stunden; des Nachts aber ſtand er häufig auf. Seine liebſte Ergötzlichkeit war Reiten, Jagen und Schwimmen. Bis in ſein ſpätes Alter genoß Carl eine dauerhafte Geſundheit. Erſt 4 Jahre vor ſeinem Ende fing dieſelbe an zu wanken; beſtändige Fieberanfälle erſchütterten ihn. Aber noch mehr mahnte ihn der Tod ſeiner Söhne, Pipin's († 810) und Carl's († 811) an die Nähe ſeines Todes. Im Jahre 813 nahm er ſeinen einzigen Sohn Ludwig, ſeitherigen König von Aquitanien, zum Mitregenten an. Ludwig ſetzte ſich auf Befehl ſeines Vaters, in der von Carln erbauten Marienkirche zu Aachen, ſelbſt die Krone auf, zum Zeichen, daß er das Reich keinem Menſchen, ſondern nur Gott zu verdanken habe. Im Januar 814 wurde Carl von einem heftigen Fieber überfallen. Er wollte ſich durch Faſten, wie er gewohnt war, helfen; aber ſein Körper war ſchon zu ſehr geſchwächt. Am Tage vor ſeinem Tode

empfing er noch aus den Händen ſeines Vertrauten, des Biſchofs Hildbold, das heilige Abendmahl. Den folgenden Morgen fühlte er, daß ſein Ende nicht fern ſey. Da bezeichnete er ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete ſeine Hände über der Bruſt, ſchloß ſeine Augen, und ſang mit leiſer Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geiſt.“ So entſchlief er am 28ten Januar 814. Noch an demſelben Tage wurde ſeine Leiche in der Marienkirche zu Aachen, ſeinem Lieblingsaufenthalte, zur Gruft gebracht. Dort ſetzte man ſie geſchmückt und einbalſamirt, in aufrechter Stellung, auf einen goldenen Stuhl, verſchloß und verſiegelte die Gruft. Ueber derſelben ſtellte man ſein Bildniß, und darunter folgende, einfache Inſchrift: „In dieſer Gruft ruht der Leichnam Carl's des großen und rechtgläubigen Kaiſers, der das Reich der Franken herrlich vergrößerte und 47 Jahre lang glücklich regierte. Er ſtarb 72 J. alt, im Jahre der Menſchwerdung unſers Herrn 814, am 28ten Januar.“

Carl IV., deutſcher Kaiſer, aus dem Hauſe Luxemburg, wurde 1316 geboren. Sein Vater Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ließ ihn aus großer Vorliebe für Frankreich, zu Paris erziehen. — Des Kaiſers Ludwigs V. Gegner, beſonders der Papſt Clemens VI., brachten es ſo weit, daß ein Theil der Churfürſten Carln im Jahre 1346 als Gegenkaiſer wählten. Als er nach ſeiner Wahl auf den bei Renſe befindlichen ſogenannten Königsſtuhl gehoben, und dem Volke zum erſten Mal gezeigt wurde, und nun das Vivat Rex ertönte, da fiel das am Rheine aufgeſteckte Reichspanier ins Waſſer, und ging, aller Bemühungen ungeachtet, zu Grunde. Dies ſah man als eine übele Vorbedeutung an. Auch konnte er zu keinem Anſehen gelangen, ſo lange Ludwig lebte. Dieſer ſtarb indeſſen ſchon im folgenden Jahre plötzlich auf der Bärenjagd, vom Schlage gerührt. Der Anger, wo Ludwig vom Pferde ſank, in der Nähe des Kloſters Förſtenfeld, bei München, heißt zum Andenken noch jetzt die Kaiſerwieſe. — Drei übermächtige Häuſer waren jetzt in Deutſchland, das Luxemburgiſche, welches außer Böhmen und Mähren noch einen Theil von Schleſien und der Lauſitz beſaß; das Baieriſche, welches Brandenburg, Holland und Tyrol erworben hatte; und das Oeſterreichiſche, welches außer den herrlichen öſterreichiſchen Landen noch Vieles in Schwaben beſaß. Das Haus Baiern konnte es nicht vergeſſen, daß Carl IV., Ludwigs Feind geweſen war; es ſuchte mit dem Erzbiſchof von Mainz und andern Fürſten Gegenkönige aufzuſtellen, und fand endlich, nachdem König Eduard von England und Markgraf Friedrich von Meißen die Krone ausgeſchlagen hatten, an dem Grafen Günther von Schwarzburg, einen ſehr tapfern, kräftigen und rechtſchaffnen Mann, welcher dieſelbe zu des Reiches Beſten, wie er erklärte, annahm, und ein ſehr wichtiger Gegner für Carl geweſen ſeyn würde, wenn er nicht plötzlich, wie er ſelbſt glaubte, an Gift erkrankt, und bald nachher geſtorben wäre. — Nun regierte Carl allein, und hat lange regiert. Man hoffte viel von ihm. Er war fein und geſchickt im Unterhandeln, und wohl erfahren in mehreren Sprachen. Allein er war ein Stiefvater für das deutſche Reich, und hatte kein Herz zu demſelben. Die letzten Ueberbleibſel der Reichsgüter, welche das kaiſerliche Anſehen noch in etwas erhielten, verkaufte er, gleich dem ſchlechten Hausvater, welcher ſeine feſte Habe in bewegliche verwandelt, um ſchnellern Genuß davon zu haben. Für ſein Haus und ſeine Erbländer wußte er indeſſen beſſer zu ſorgen, indem er Brandenburg, die Lauſitz, ganz Schleſien und einen Theil der obern Pfalz dazu erworben, und auf dieſe Weiſe von Oeſterreich aus bis nach Pommern ſeine Herrſchaft erblich ausdehnte. Schon den Anfang ſeiner Regierung bezeichnete eine ſehr unglückliche Zeit für Deutſchland, wie für viele andere Länder Europas. Nachdem ſchon zehn Jahre früher, im Sommer 1338,

ſo furchtbare Schaaren von Heuſchrecken ſich von Oſten her über einen Theil von Europa ergoſſen hatten, daß ſie die Sonne verfinſterten, Ungarn, Polen, Schleſien, Oeſterreich und andere Gegenden ganz von ihnen verwüſtet wurden, und Hungersnoth über die Menſchen kam, ſo fing im Jahr 1348 eine Reihe noch größerer Unglücksfälle an. Nachdem ſich am 17. Jan. d. J. die Sonne verfinſtert hatte, geſchah am 25ten ein großes Erdbeben faſt durch ganz Europa. Städte und Dörfer wurden hin und wieder umgeſtürzt, und begruben ihre Einwohner unter dem Schutthaufen. Die Erdſtöße kamen noch mehrmals in dieſem Jahr wieder, und im folgenden brach eine Peſt in Italien aus, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande dahin gebracht ward, und bald ihren verheerenden Zug durch ganz Frankreich und Deutſchland nahm. Die Geſchichte kennt nichts Aehnliches von grauſenvollem Drangſal. Schwarze Beulen von der Größe eines Eies bedeckten ſchnell den Körper, und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden, folgte der Tod; man nannte das Uebel daher „den ſchwarzen Tod.“ In den großen Städten wurden die Geſtorbenen am Ende nach Hunderttauſenden gezählt, und in manchen war nur der zehnte Theil der Bewohner übrig geblieben. Tauſende von Geſchlechtern gingen gänzlich zu Grunde; ganze Straßen waren verödet, und kein lebendiges Weſen, ja nicht einmal ein Hausthier darin zu finden; einige Reiſende, die aus Italien nach Böhmen zogen, fanden ganze Städte und Flecken von Menſchen völlig ausgeſtorben. — Das Unglück weckte bei vielen, in Sünden verſunkenen Menſchen die Beſinnung wieder, denn es war eine verderbte Zeit vorhergegangen. In der Verzweiflung wurden Bußübungen aller Art angeſtellt und beſonders erhoben ſich die ſchon früher einmal dageweſenen Geißler oder Flagellanten von Neuem. Haufen von Hunderten und bald von Tauſenden derſelben zogen von Stadt zu Stadt, und ſtellten auf öffentlichen Plätzen ihre Geißlungen an, indem ſie mit entblößtem Rücken und ſingend im Kreiſe umhergingen, und ſich mit knotigen oder ſtachlichten Geißeln ſchlugen, oder von Andern ſchlagen ließen. Oft mußten die Meiſter des Zugs der Wuth, womit die Büßenden ſich ſelber zerfleiſchten, durch ſtrenge Befehle Einhalt thun. Sogar Kinder wurden von der Geißelluſt angeſteckt und zogen auf ähnliche Weiſe umher. Als ſo die Sache in Schwärmerei und in eine Art von Wahnſinn ausartete, und auf der andern Seite ſich auch Ausſchweifungen jeder Art dabei einfanden, verbot der Papſt das Unweſen, und ſprach ſogar den Bann dagegen aus; und nur mit der größten Mühe wurde dieſem Unweſen geſteuert. — Dagegen erneuerten ſich, gleich als wenn das Zeitalter durchaus in Allem über das Maaß hinaus ſchweifen ſollte, zu derſelben Zeit auch die Judenverfolgungen wieder. Es hatte ſich unter dem Volke der Glaube verbreitet, die Juden ſeyen die Urheber der großen Seuche, indem ſie Brunnen und Flüſſe vergiftet hätten, um die ganze Chriſtenheit auszurotten; der alte Haß gegen ſie häufte noch viele andere Greuel hinzu; bald konnten die Obrigkeiten die Wuth des Volkes nicht mehr zügeln, und in der Schweiz, in den Städten am Rheine hinab, ſowie in vielen andern Städten, begann das Morden mit ſolcher Erbitterung, daß viele der geängſtigtſten Juden ſich und die Ihrigen lieber in ihren eigenen Häuſern verbrannten. Die Fürſten, beſonders aber der Papſt und die Biſchöfe, nahmen ſich des verfolgten Volkes an, und retteten die Ueberbleibſel deſſelben. Vom Kaiſer Carl IV. weiß die Geſchichte aber wenig zu ſagen, was er in dieſer Zeit der Drangſale für das allgemeine Beſte gethan habe. — Das wichtigſte Werk, welches man von ihm für Deutſchland rühmt, iſt die ſogenannnte goldene Bulle, ein im J. 1356 gegebenes Reichsgrundgeſetz, wodurch die Rechte der ſieben Churfürſten, die Ordnung der Kaiſerwahl in Frankfurt, der Krönung in Aachen, der

Reichserzämter und einiges Andere beſtimmt wird. Durch ſolche Anordnungen aber über äußere und weniger weſentliche Dinge konnte die Würde des Reiches und des Kaiſerthums nicht hergeſtellt werden; vielmehr wurden Spaltung und Eiferſucht durch die Vorzüge, die er den churfürſtlichen Häuſern vor allen andern gab, nur vermehrt, ſo daß von der goldenen Bulle an eher die Auflöſung, als die Gründung des Reiches zu rechnen iſt. — Die ſieben Churfürſten, welche übrigens das Wahlrecht beinah ſchon ein Jahrhundert geübt hatten, waren die drei Geiſtlichen, die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier, Cöln, dann der König von Böhmen, der Herzog von Sachſen-Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg und der Pfalzgraf am Rhein. — Unter Carls Regierung iſt Tyrol an das Haus Oeſterreich gekommen, und Brandenburg ſchenkte Carl IV. ſeinem Sohne Sigismund; in beiden Ländern ſtarb der Zweig des baieriſchen Hauſes, der durch Kaiſer Ludwig in ihren Beſitz gekommen war, aus. — Auch in Italien iſt Carl geweſen, aber nicht, wie es ſich dem Nachfolger der großen Kaiſer geziemte, welche die Oberherrſchaft dieſes Landes, durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er hatte, als ihn der Papſt zuerſt als deutſcher König beſtätigte, in einer Wahlcapitulation ſchimpflicher Weiſe verſprechen müſſen, nur an dem Tage, wo er zur Krönung nach Rom kommen würde, in der Stadt zu erſcheinen, ſie vor Abend aber ſchon wieder zu verlaſſen, und gerades Weges aus dem Kirchenſtaate abzuziehen. Nun hielt er am Oſtertage 1355 ſeinen Einzug in Rom, ward gekrönt, und ſchlich ſich noch an demſelben Tage unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, zur Stadt hinaus, und wieder aus dem Lande. Die Römer, welche die Urſache nicht wußten, erſtaunten darüber, und Petrarca, der berühmte Dichter, ſchrieb ihm ſogar: „Was wohl ſeine Vorfahren, die alten „deutſchen Kaiſer würden geſagt haben, wenn ſie ihm ſo auf dem Alpengebirge begegnet wären?" Gegen das Ende ſeines Lebens trieb ihn ſeine Vorliebe für Frankreich noch einmal zu einer Reiſe dorthin, und gleich nach ſeiner Rückkunft im J. 1378 ſtarb er.

Carl V., deutſcher Kaiſer und König von Spanien, der älteſte Sohn Philipps, Erzherzogs von Oeſterreich, und Johannens, der Tochter Ferdinands und Iſabellens von Spanien. Er war zu Gent den 24. Februar 1500 geboren. Bei ſeines Großvaters, Ferdinands, Königs von Spanien, Tode war Carl erſt ſechszehn Jahre alt. Der Cardinal Ximenez, ein Mann von unerſchütterlicher Standhaftigkeit, von bewunderungswürdiger Staatsklugheit und außerordentlichen Talenten, übernahm nach Verordnung Ferdinands als Reichsverweſer das Staatsruder, welches er mit männlicher Hand während der Minderjährigkeit Carls führte. Carl, im Schooße ſeiner geliebten Niederlande geboren, eilte eben nicht, ſein neues Erbe perſönlich zu beſuchen; und die Niederländer, die von der Abweſenheit ihres glänzenden Gebieters manchen Nachtheil für ſich fürchteten, hätten ihn lieber gar nicht fortgelaſſen. Wirklich dauerte es auch über anderthalb Jahre, ehe die Spanier ihren neuen Gebieter zu ſehen bekamen; aber Carl hätte auch bald den ſpaniſchen Thron auf dieſe Weiſe verſcherzt, wenn er nicht an dem alten grauen Ximenez einen eben ſo treuen als klugen Diener gehabt hätte. Dieſer bot nicht nur ſeine ganze Kraft auf, den noch immer unbändigen Adel im Zaume zu halten, ſondern auch alle die unbeſonnenen Streiche unſchädlich zu machen, die der junge Carl ihm ſpielte. Dieſer nämlich wollte jetzt ſchon zum Könige von Spanien und Neapel ausgerufen ſeyn, obgleich es ganz verfaſſungswidrig war. Zwar machte Ximenez anfangs Gegenvorſtellungen, da aber der Prinz auf ſeinem Entſchluß beſtand, ſo ſuchte dieſer große Mann es durchzuſetzen. Die Stände von Caſtilien wurden verſammelt. Sie erhoben über den Vorſchlag ein gewaltiges Gemurmel. Ximenez,

der ſich ſchon durch unzählige Beiſpiele von Beharrlichkeit in Reſpekt geſetzt hatte, als ob ihm nichts abgeſchlagen werden könnte, ſagte kurz und mit ſeinem gewöhnlichen Nachdrucke: „Es iſt nicht mehr die Rede vom Berathſchlagen, ſondern vom Gehorchen; unſer Herr will es, und ich werde heute befehlen, daß er hier in Madrid und in andern Städten zum Könige ausgerufen werde.“ Alles ſchwieg, als der ehrwürdige Mann geendet, und es geſchah nach ſeinem Willen, doch blieben die Gemüther der Spanier abgewandt von ihrem jungen Könige, weil ſich über ſeinen Charakter überall nachtheilige Gerüchte verbreiteten. Man hörte, er zeige äußerſt wenig Geiſt, und hange ſo ganz von ſeinen niederländiſchen Günſtlingen und beſonders von ſeinem Erzieher und erſten Miniſter, einem Herrn von Chievres, ab, daß ſich Spanien nur eine höchſt unglückliche Regierung verſprechen dürfte. Dieſes beſtätigte ſich auch wirklich dadurch, daß Carl dem Ximenez den Cardinal Adrian, einen Niederländer, zum Gehülfen ſchickte. Ximenez empfing ihn höflich, und fuhr fort, die Geſchäfte ganz allein, aber kraftvoll zu leiten. Das Finanzweſen wurde durch ihn verbeſſert, die Miliz auf einen trefflichen Fuß geſetzt, kurz Spaniens Wohl wurde einzig durch ihn befördert. Er demüthigte den ſtolzen Adel und hob den Bürgerſtand. Carl würde die Treue dieſes würdigen Greiſes mit wahrer Rührung bewundert haben, wenn ſeine niederländiſchen Günſtlinge, von allen Dem, was jener für ihn that, ihm nur das Mindeſte unverfälſcht hätten zu Ohren kommen laſſen. Man flößte ihm Abneigung gegen die Spanier ein, ſuchte ihn ſo lange, als möglich von einer Reiſe nach Spanien zurückzuhalten. Als aber dennoch Carl 1517 eine Reiſe nach Spanien unternahm, bemühete man ſich, eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen ihm und dem Cardinal zu verhüten. Zwar eilte Ximenez dem Könige, der in Aſturien gelandet war, freudenvoll entgegen, erkrankte aber plötzlich auf dieſer Reiſe. Von Los Equillos diktirte er einen Brief an Carl, worin er ihm väterliche Lehren gab, und ihn dringend bat, den verhaßten niederländiſchen Hofſtaat zu entlaſſen, und ſich den Spaniern ganz als Spanier zu zeigen. Doch Carls Umgebung wußte den Eindruck, den dieſer Brief auf ſein Gemüth machte, bald zu verwiſchen. Hart war des Königs Antwort: Der Cardinal Ximenez möchte ſich nicht weiter mit Regierungsſorgen bemühen, ſondern in ſeinen geiſtlichen Kirchenſprengel nach Toledo zurückkehren, und dort ſeine Tage in Ruhe beſchließen. Solch ein Undank für ſolche Dienſte, das war mehr, als der 81jährige Greis ertragen konnte. Er überlebte den kränkenden Beſcheid nur wenige Tage, und ſtarb am 18ten Novemb. 1517. — Nichts kann ein treues Volk empfindlicher ſchmerzen, als wenn ſein eigener König es verachtet, und Ausländern ſein Vertrauen ſchenkt. Carl, des Spaniſchen nicht recht kundig, gab ſeinen Unterthanen nur abgebrochene Antworten, wies ſie an ſeine niederländiſchen Räthe, und ſchien nur zu ihnen gekommen zu ſeyn, um ihnen neue Abgaben aufzulegen. Alle Stellen wurden mit ſeinen geliebten Niederländern beſetzt, das Volk ſah mit Schmerz und Erbitterung dieſem eigenmächtigen Walten zu. Carl durchreiſete gerade alle Provinzen, um die Stände zu einer Steuer zu bewegen, als er die Nachricht vom Tode ſeines Großvaters von väterlicher Seite, des Kaiſers Maximilian, erhielt. Dieſer hatte ihm ſchon bei ſeinen Lebzeiten die deutſche Kaiſerwürde zugedacht. — Die geſpannte Lage Europas, wie die Verwirrung in Deutſchland, wo das Fauſtrecht nach des alten Kaiſers Tode wieder zu erwachen ſchien, foderte einen kräftigen Herrſcher, um nach Innen und Außen das Gleichgewicht zu erhalten. Um Italien dauerte noch der Streit zwiſchen Spanien und Frankreich; aber keinem von dieſen, ſondern dem Kaiſer gebührte das Recht der Entſcheidung in dieſem Lande, was ſich nicht ſelbſt zu helfen verſtand. Von Oſten her droheten die Türken; Ungarn, geſchwächt durch ſchlechte Ver-

faſſung, ſo wie durch Weichlichkeit und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen ſie ſeyn, daher mußte auch hier der Kaiſer das deutſche Europa ſchützend vertreten. So ſtand die Lage der Dinge, als man zur Wahl eines neuen Kaiſers ſchritt. Maximilian hatte ſchon früher für ſeinen Enkel, den jungen König Carl von Spanien, mehrere Stimmen gewonnen. Vielen aber ſchien es gefährlich, einen Herrn, der ſchon halb Europa beherrſchte, zum Kaiſer in Deutſchland zu erheben; denn Carl, der Erbe des ſpaniſchen und öſterreichiſchen Stammes, beſaß außer Spanien die Königreiche Neapel und Sicilien, die ſchönen öſterreichiſchen Länder und die ganze burgundiſche Erbſchaft in den Niederlanden. Wenn einem ſolchen noch der Glanz der alten Kaiſerkrone gegeben wurde, dann konnte ihn dieſe, ſo fürchteten ſie, mit der Macht ſeines Hauſes verbunden, leicht auf den ſtolzen Plan bringen, die Freiheit der deutſchen Fürſten zu ſchwächen, und aus Deutſchland gar ein unumſchränktes Erbreich zu machen. — Von der andern Seite war als Mitbewerber zur deutſchen Kaiſerkrone Franz I., König von Frankreich, aufgetreten; der Papſt begünſtigte ihn. Die franzöſiſchen Geſandten überreichten den deutſchen Wahlfürſten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunſten des Königs, und indem in derſelben von der großen Türkengefahr die Rede war, ſchloſſen ſie: „derjenige müſſe in der That ohne Verſtand ſeyn, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen ſey, noch zweifle, ob man das Steuer des Schiffes dem Geſchickteſten anvertrauen müſſe." Dieſe zuverſichtliche und kühne Rede konnte doch bei den Wahlfürſten den Widerwillen und den Schimpf nicht beſeitigen, einen König der Franzoſen auf dem deutſchen Kaiſerthrone zu ſehen; und da der Churfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, dem ſie die Krone anboten, ſie großmüthig ausſchlug, weil die geringe Macht ſeines Hauſes ſo ſchwierigen Zeiten nicht gewachſen ſey, und ſelbſt den jungen ſpaniſchen König empfahl; ſo bedachten ſie, daß Carl doch ein Fürſt in deutſchen Landen, und des verehrten Kaiſers Maximilian Enkel ſey, und wählten ihn den 28. Juni 1520. Doch mußten ſeine Geſandte zuvor einen Wahlvertrag unterſchreiben: „Daß er, ohne der Churfürſten Einwilligung, als Kaiſer kein Bündniß mit Fremden ſchließen, und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen wolle; daß er keinen Reichstag außerhalb Deutſchlands halte; daß er die Reichs- und Hofämter mit gebornen Deutſchen beſetzen, ſich in Allem, was auf Schriften und Handlungen des deutſchen Reichs Bezug haben würde, keiner andern, als der deutſchen oder lateiniſchen Sprache bedienen; ferner die großen Geſellſchaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert, und nach Willkühr gehandelt, mit der Reichsſtände Rath gänzlich aufheben; keinen Stand des Reichs ohne Urſache und unverhört in die Reichsacht erklären; und endlich, ſobald als möglich, nach Deutſchland kommen, und die meiſte Zeit ſeinen Aufenthalt daſelbſt nehmen wolle." — Dieſe und andere Punkte beſchworen die Geſandten im Namen ihres Herrn, und erſuchten ihn, nun alſobald im Reiche zu erſcheinen. Bei der großen Nachricht blieb der 20 jährige Jüngling unverändert. „Unſer König, der jetzt Kaiſer iſt, ſo erzählt ein Augenzeuge, ſchien das Größte, was das Glück gewähren kann, für Nichts zu achten; ſeine Gemüthsgröße und ſein Ernſt ſind ſo außerordentlich, daß er das Anſehen hat, als habe er den Erdball unter ſeinen Füßen." — Der Entſchluß, den er faſſen ſollte, wäre für einen gewöhnlichen Geiſt ſehr ſchwer geweſen. Spanien war in großer Gährung und faſt ſchon in vollen Flammen; denn gewaltige Kräfte ſtanden hier feindlich gegen einander, die königliche Gewalt, ein mächtiger Adel und reiche und ſtolze Städte. In Deutſchland aber warteten ſeiner ein ebenfalls unruhiges, verworrnes Reich, und vor Allem der große Kampf des Zeitalters über die Glaubenstrennung, welcher eben begonnen hatte, und auf den ſchon Aller Augen gerichtet waren. Die

Spanier ſelbſt waren mißvergnügt über die Kaiſerwürde ihres Königs; ſie fürchteten ein Nebenreich unter eigenmächtigen Statthaltern zu werden. — Viele ſeiner Rathgeber warnten den König, um des unſichern und mühevollen Beſitzes wegen ſein Erbreich nicht zu verlaſſen; allein ſeinem Geiſte erſchien jetzt der Zeitpunkt ſelbſtſtändiger und kühner That; das Schickſal hatte ihn in die Bahn gerufen, er folgte ſeiner Stimme unerſchrocken und ohne Zögern. Und zu derſelben Zeit, als er die deutſche Krone zu empfangen abreiſte, kam die Nachricht, daß in dem neu entdeckten Welttheile das weite mexikaniſche Reich, ein zweites Kaiſerthum, für ihn gewonnen ſey. Vor ſo großartigen Eindrücken des Lebens konnte eine kleinliche Geſinnung nicht beſtehen; der zwanzigjährige Jüngling reifte ſchnell zum Manne; eine halbe Welt foderte ſeine Obſorge, und von dieſer Zeit an zeigte ſich der ſelbſtthätige, klare, mit ſeinem Geiſtes-Auge Alles umfaſſende Herrſcher. — Carl kam von Spanien in die Niederlande, und von da nach Deutſchland; am 22. Oktob. 1520 wurde er zu Aachen mit großer Pracht gekrönt, und ſchrieb dann ſeinen erſten Reichstag auf den heiligen Dreikönigstag des nächſten Jahrs nach Worms aus. Dieſer Reichstag war einer der glänzendſten, die jemals ſind gehalten worden; denn auf des Kaiſers Mahnung waren ſechs Churfürſten in Perſon erſchienen, und außerdem eine große Menge von geiſtlichen und weltlichen Fürſten. Die wichtigſte Verhandlung, welche auf dieſem Reichstage vorgenommen wurde, war das Verhör Martin Luthers; von dem Reichstage in Worms ging Carl nach den Niederlanden, und beſuchte darauf ſein Spanien wieder, wo er faſt 8 Jahre blieb; ſeine Sorge mußte beinahe die Enden Europas umfaſſen. Doch war ſein Blick vor allen Dingen auf den König Franz I. von Frankreich gerichtet, der als ein feindlich geſinnter Nachbar und Nebenbuhler auf jeden Vortheil achtete, welchen er ihm etwa abgewinnen möchte. Wir dürfen nicht nach beſondern Urſachen der Eiferſucht zwiſchen beiden ſuchen; in ihrem Gemüthe, ſo wie in dem gegenſeitigen Verhältniſſe beider als Herrſcher, lagen der Gründe genug. Franz war ehrgeizig und ſtolz; Carls Seele war nicht weniger erfüllt von dieſen Regungen, welche in ihm nur eine großartige und edlere Geſtalt gewonnen hatten. Das Herzogthum Mailand, ein Lehn des deutſchen Reiches, welches Franz erobert hatte, lag für Carl als eine Auffoderung da, es der franzöſiſchen Macht durch die Waffen wieder zu entreißen; dagegen war Carls drohende Uebermacht in Europa eine ſo nahe Urſache der Beſorgniß für alle übrigen Herrſcher, daß Franz, welcher nach ihm das mächtigſte Reich beſaß, ſich vor allen andern zum Kampf gegen ihn berufen glaubte. Er hatte ſein Augenmerk auf Italien gerichtet, wo ihm ſchon Ein Unternehmen gelungen war; hier ſollte des Kaiſers Macht gebrochen werden, und er ſuchte alte Anſprüche auf Neapel hervor, um an dieſem Lande ſein Glück zu verſuchen. Carl dagegen ſtärkte ſich durch ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, und der Krieg, der ſchon 1521 begonnen hatte, wurde nun durch die Engländer und Niederländer von den Niederlanden aus an den Pyrenäen, von Spanien aus aber mit der größten Anſtrengung der Kräfte in Italien geführt. Carl hatte den Nachtheil gegen ſich, der immer aus ſehr zerſtreuten Beſitzungen fließt, daß ſich ſeine Macht zu ſehr theilen mußte; Franz konnte dagegen von ſeinem Mittelpunkte aus, der die Kräfte in einem geſchloſſenen Kerne vereinigte, nach der Seite hin plötzlich den Stoß richten, nach welcher er wollte. Allein darin beſtand Carls große Ueberlegenheit, und ſpiegelt ſich ſeine wahre Herrſchergröße, daß er eine Schaar der trefflichſten Männer um ſich verſammelt hatte, und daß er ſie mit ſcharfem Auge durchſchaute, wen er als Feldherrn gegen den Feind ſtellen, wen er als Geſandten die verwickelten Knoten der Staatskunſt löſen, wen er im Rathe als den Beſonnenen und Weiſen das Wort reden laſſen konnte. Durch die

geiſtigen Kräfte wird die Welt regiert; Carl verſtand die Kunſt, ſie ſeinem Dienſte zu gewinnen. — Ein tapferer franzöſiſcher Heerführer, der Herzog von Bourbon, war vom Könige Franz ſchwer gekränkt, und ging zu Carl über. Dieſer nahm ihn mit offenen Armen auf, und er führte nun mit dem Vicekönig von Neapel, Lannoy, und dem Marcheſe von Pescara, dem erſten Kriegsfürſten ſeiner Zeit, die kaiſerlichen Heere in Italien; Franz dagegen verlor im J. 1524, bei dem Rückzuge ſeiner Truppen, ſeinen tapferſten Krieger, den Ritter Bayard, welcher an der Seſſia durch ſeinen Heldenmuth zwar das rückziehende Heer rettete, aber ſelbſt, tödtlich verwundet, ſtarb. Der Vortheil des Krieges ſchien ſchon ganz für den Kaiſer entſchieden; Mailand war wieder erobert, die Franzoſen aus Italien vertrieben. Allein nun wollte Carl Frankreich ſelbſt angreifen, und ließ ſeine Armee in die Provence einfallen, und Marſeille belagern; darüber aber hätte er beinahe ſein Uebergewicht wieder verloren. Von dieſer Seite war und iſt Frankreich ſchwer zu verwunden. Die Stadt konnte nicht erobert werden, und das Land umher war von dem Feinde ſelbſt verwüſtet, ſo daß Pescara ſich zum Rückzuge gezwungen ſah. Nur ſeine Meiſterſchaft als Kriegsführer rettete das Heer auf dem beſchwerlichen Wege; denn der König Franz folgte ihm auf der Ferſe, eroberte Mailand und griff die Stadt Pavia an. Die kaiſerlichen Feldherren waren in großer Verlegenheit. Vor ihnen der viel ſtärkere Feind, welcher eine der Hauptſtädte bedrängte; in ihrem Rücken das Gebiet des Papſtes, der mit Franz ein Bündniß geſchloſſen hatte; in ihrem Heer ſelbſt Mangel aller Art und die Erſchlaffung, die ein langer Rückzug erzeugte; allein ihr eigener Muth und Scharfblick, und das Glück machten dieſes Alles wieder gut. Der Befehlshaber, welcher Pavia vertheidigte, Don Antonio de Leyva, wankte nicht, ſondern hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Febr. 1529 ſtandhaft aus. Unterdeß war dem kaiſerl. Heere eine Verſtärkung aus Deutſchland von 15.000 Lanzknechten unter dem tapfern Georg Freundberg, oder Frundsberg zugekommen, und den 28. Febr. griffen ſie den König bei Pavia an. Pescara's ſcharfes Auge hatte den rechten Angriffspunkt von einer Seite auserſehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen, mit Mauern umgebenen Waldgarten glaubte er ſeinen Rücken gedeckt, aber Pescara hatte durch deſſen Mauern in der Nacht vorher einen Weg bahnen laſſen, und brach nun ſtürmend hervor. Zu gleicher Zeit machte Leyva einen Ausfall aus der Feſtung, und Lannoy und Bourbon kamen von einer andern Seite. Es entſtand bald Unordnung in dem franzöſiſchen Heere; die Schweizer in demſelben flohen, gegen ihre Gewohnheit, bald vom Schlachtfelde; tapfer fochten die deutſchen Miethstruppen in Franzens Heere, allein noch tapferer Georg Freundberg mit den Seinigen, und ihnen dankten die kaiſerl. Feldherren vorzüglich den Sieg; die Deutſchen hieben ihre Landesleute aus Erbitterung, weil ſie den Franzoſen dienten, beinahe bis auf den letzten Mann nieder. — Dem Könige Franz war das Pferd erſchoſſen, und zu Fuß vertheidigte er ſich noch gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten, und nicht kannten. Zu ſeinem Glück kam ein franz. Edelmann, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König, und foderte ihn auf, ſich dem Herzoge zu ergeben. Aber mit Unwillen befahl der König, den Lannoy herbeizurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieſer kam, und ihm übergab der König ſeinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an, und überreichte ihm ſogleich den ſeinigen: „Es ſey unziemend, ſagte er, daß ein ſo großer König vor einem Unterthan des Kaiſers waffenlos ſtehe.“ — Vierzehn Tage nach dieſer Schlacht war kein Feind mehr in Italien.— Carl war faſt unzufrieden über das zu große Glück, welches ihm nun nichts mehr zu thun übrig ließ. „Weil ihr mir nun den König von Frankreich gefangen habt, ſagte er in einem

Briefe an Lannoy, ſo ſehe ich, daß ich nun nichts mehr, als gegen die Ungläubigen thun kann. Ich habe allezeit den Willen dazu gehabt, und jetzt um ſo mehr. Helft doch die Sachen gut einrichten, daß ich, ehe ich viel älter werde, noch Thaten verrichten könne, die zu Gottes Dienſte, und mir nicht zum Tadel gereichen." — Der König Franz wurde nach Madrid gebracht, und ſtrenge verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden, und wie der Kaiſer dieſes Geſchenk des Glückes benutzen müſſe, war unter ſeinen Räthen die Meinung verſchieden. Eine Partei rieth, den König großmüthig zu behandeln, um dadurch den Samen der Feindſchaft vielleicht auf immer zu vernichten; die andere hingegen wollte aus der Gelegenheit ſo viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiſer wählte den Mittelweg zwiſchen beiden, und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückes. Er foderte von dem Könige als Preis der Loslaſſung das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich ſeiner Großmutter Maria unrechtmäßig entriſſen hatte, und welches er beſonders werth hielt. Allein den König auch ſo lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt ſey, — ſo rieth ſein Kanzler — ſchien ihm zu hart und unkaiſerlich. Er verließ ſich auf des Königs Wort; aber dieſes, ſo ritterlich es Franz zu geben ſchien, war nicht redlich gemeint. Ungeachtet er am Altare auf den heiligen Evangelien ſchwur, die eingegangenen Bedingungen zu halten, ſo hatte er doch eben an dieſem heiligen Orte beſchloſſen, keine von ihnen zu halten. Einen Meineid hielt er für nicht unerlaubt, wenn dieſer ſeinem Lande nur Vortheil bringen könnte. Solche Früchte trägt die ſo genannte Staatsklugheit, welche ſich von den ewigen Geſetzen der Wahrheit und Sittlichkeit nicht gebunden glaubt! Franz wurde 1526 entlaſſen, nachdem er über ein Jahr in der Gefangenſchaft geweſen war, und hielt ſeinen Vertrag nicht. Er entſchuldigte ſich mit ſeinen Ständen, welche in die Abtretung von Burgund nicht willigen wollten, und bot dann eine große Summe für die Befreiung ſeiner beiden ältern Söhne an, die er ſtatt ſeiner als Geißeln nach Spanien geſchickt hatte. Aber Carl ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und auch im Beſondern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von edler Geburt und einem Fürſten gezieme. Wolle er es läugnen, ſo erkläre er hiemit, daß er die Wahrheit davon durch einen Zweikampf beweiſen wolle." — Franz nahm die Herausfoderung zwar mit Worten an, wußte aber der That ſelbſt unter mancherlei Vorwänden auszuweichen, und ſo mußten die Völker wieder mit ihrem Blute ausfechten, was der Herrſcher Leidenſchaft, Ehrgeiz und Zorn aufgeregt hatten. Der Krieg zwiſchen Carl und Franz brach von Neuem aus. Vorher war indeß in Italien eine unerhörte That geſchehen. Das kaiſerliche Heer in Mailand ſtand jetzt unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der treffliche Pescara geſtorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und foderten ihren Sold, alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich; da brach das Heer plötzlich im Jan. 1527 gegen Rom auf, ohne irgend einen Befehl des Kaiſers; man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs von Bourbon, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raſchen Entſchluſſe der Menge, die in Rom reiche Beute und Ueberfluß zu finden hoffte. Die alte Welthauptſtadt wurde am 6. Mai im Sturme erobert. Eine Plünderung und Verheerung, wie zur Zeit der Vandalen, wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derſelben. Der Papſt hatte ſich mit ſeinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang, eine Summe von 400.000 Ducaten zu verſprechen, damit das völlig losgebundene Heer ſeinen Sold erhalten konnte. — Carl betrübte ſich über dieſe Begebenheit außerordentlich, und entſchuldigte ſich wegen dieſer Vorgänge

bei allen Fürſten, weil ſie ohne ſein Wiſſen geſchehen ſeyn. — Als der rückſtändige Sold ausgezahlt war, verließ das widerſpenſtige Heer Rom, und zog nach Neapel. Hier wäre dieſes entnervte Heer vom König Franz, der 1527 einen neuen Einfall in Italien machte, aufgehoben worden, wenn nicht durch den Uebertritt des berühmten genueſiſchen Seehelden, Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeſeite Neapel belagerte, ſich das Glück wieder auf die Seite des Kaiſers gewandt hätte. Der Frieden von Cambray 1529 machte den ermüdenden Kämpfen ein Ende. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung ſeiner Söhne in Spanien, leiſtete Verzicht auf Mailand, Genua, Neapel und alle Länder jenſeits der Alpen, heirathete Carls Schweſter Eleonore, und dagegen drang Carl nicht ſogleich jetzt auf die Abtretung des Herzogthums Burgund, ſondern behielt ſich ſeine Rechte vor. Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß der Kaiſer ſich auch in ſeinen italieniſchen Staaten mit Würde zeigen konnte, die ſeine Gegenwart bisher noch nicht genoſſen hatten. Er landete im Auguſt 1526 in Genua, und zog von dort mit kaiſerlicher Pracht nach Bologna. Hierhin hatte er eine Zuſammenkunft mit dem Papſte verabredet, und ſie wurde mit großer Feierlichkeit gehalten. Der früheren Feindſchaft wurde nicht mehr gedacht; Carl küßte dem heiligen Vater, nach alter Sitte, knieend den Fuß, und dieſer krönte ihn unter feſtlicher Pracht zum Kaiſer, ſo wie zum König der Lombardei. Carl erſchien den Italienern, die ihn nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr; die Furcht wandelte ſich in begeiſterte Verehrung um, und nachdem er auch nicht einmal Mailand für ſich behalten, ſondern es großmüthig den Herzoge Franz Sforza, als Reichslehn zurückgegeben hatte, zog er 1530 zu dem großen Augsburger Reichstage nach Deutſchland. Schon auf dem Wege begegneten ihm Abgeordnete beider Parteien, um ihn für ihre Sache zu gewinnen; er aber hielt ſeine Gedanken in ſich verſchloſſen, und verwies alle auf den Reichstag ſelbſt. Am 22. Juni Abends hielt er ſeinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der ungekannte junge Fürſt, wie er vor zehn Jahren zum erſtenmal in Deutſchland auftrat, ſondern ein Kaiſer, wie ſeit Carl dem Großen an Macht Keiner geweſen; die Welt war ſeiner großen Geſinnungen und Thaten voll. Der mächtigſte König war von ihm gedemüthigt. Auch ſein Aeußeres hatte an Würde und männlichem Anſtand gewonnen, und überwältigte ſelbſt die Gemüther der Gegner. Melanchthon, der mit dem Churfürſten von Sachſen in Augsburg war, drückt ſich in einem vertrauten Briefe folgendermaaßen über ihn aus: „Das Merkwürdigſte auf dieſer Verſammlung iſt unſtreitig der Kaiſer ſelbſt. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in euern Gegenden Bewunderung erregt haben; weit bewunderungswürdiger aber iſt es, daß er bei ſo großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunſch gelingt, eine ſo große Mäßigung bewahrt, ſo daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine ſolche That, an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiſer wirſt du mir aus der Geſchichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei dieſem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm iſt keine Spur einer Leidenſchaft, eines Hochmuths, einer Härte. Denn, um vom Uebrigen zu ſchweigen, obgleich unſer Gegner bisher alle Künſte angewendet, um ihn in dieſer Religionsſache gegen uns aufzubringen, ſo hat er doch die Unſrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. — Sein häusliches Leben iſt voll der herrlichſten Beiſpiele von Enthaltſamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Dieſe häusliche Zucht, die ſonſt bei den deutſchen Fürſten ſehr ſtrenge war, wird nun bloß in des Kaiſers Hauſe angetroffen. Kein Laſterhafter kann ſich in ſeinen Umgang einſchleichen; und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er ſich ganz nach ihren Tugenden aus-

wählt. — Mich dünkt, ſo oft ich ihn geſehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen der Vorzeit vor mir erblickte. Und wen ſollte wohl die Uebereinſtimmung der ſchönſten Tugenden beſonders bei einem ſo großen Fürſten nicht erfreuen?“ — Als nun bei den Reichstagsſitzungen die Religionsſache zur Sprache kam, baten die proteſtantiſchen Fürſten um Erlaubniß, dem verſammelten Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vorlegen zu dürfen; Melanchthon hatte daſſelbe aus 17 Artikeln, welche Luther aufgeſetzt, in ein Ganzes gefaßt, und es iſt dieſes die Augsburger Confeſſion, welche als die Grundlage der evangeliſchen Kirche von der Zeit an gegolten hat. Die Verleſung geſchah am 25. Juni, und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiſer ließ ihnen darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen, „er werde dieſen trefflichen hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen ſeine Entſchließung darüber melden laſſen.“ Unter Carls Räthen herrſchten ſchwankende Meinungen, Einige riethen zur Härte, Andere zur Schonung. Doch die Parteien wurden nicht vereinigt, und der unſelige Bruch erfolgte. — Von Augsburg begab ſich der Kaiſer nach Cöln, wohin er auch die Churfürſten beſchieden hatte, und that ihnen hier den Vorſchlag, ſeinen Bruder Ferdinand, dem er ſchon die öſterreichiſchen Erblande abgetreten hatte, und der auch ſeit dem Ausſterben des ungariſchen Königshauſes, durch Erbverträge König in Ungarn war, zum römiſchen Könige zu erwählen, damit er bei des Kaiſers häufiger Abweſenheit die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Churfürſten willigten ein, und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt. Der Kaiſer begab ſich alsdann in die Niederlande. — Die Türken droheten, doch zogen ſie ſich ſchnell zurück, als ſie des Kaiſers Macht fühlten. Carl reiſete hierauf nach Italien, um mit dem Papſte Clemens VII. das große Concilium zu bereden; doch er reiſte unverrichteter Sache nach Spanien ab. Von hier aus unternahm Carl einen Zug, welcher zu ſeinen ruhmwürdigſten gehört. Auf der Nordküſte von Afrika hatte ſich einer der kühnſten und außerordentlichſten Menſchen ſeiner Zeit, ein Seeräuber, Haradin Barbaroſſa, von geringen Eltern, auf der Inſel Lesbos geboren, feſtgeſetzt, hatte viele, vom Könige Ferdinand dem Catholiſchen aus Spanien vertriebene, von Rache gegen die Chriſten glühende Mauren an ſich gezogen, und beunruhigte mit ihnen die europäiſchen Meere. Seine Grauſamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der Küſtenbewohner. Algier und Tunis waren in ſeiner Gewalt, und der türkiſche Sultan Soliman hatte dem verwegenen Manne ſeine eigene Seemacht noch zum Gebrauch gegen die Chriſten anvertraut. Viele tauſend chriſtliche Sklaven ſchmachteten ſchon in der Gefangenſchaft zu Algier und Tunis. Solchen Frevel glaubte Kaiſer Carl, als Schirmherr der Chriſtenheit, gegen die Ungläubigen, nicht dulden zu dürfen, auch hatte der aus Tunis vertriebene König Haſcen ſeinen Schutz angefleht. Carl brachte daher ein Heer von 30.000 Mann, wobei auch 8.000 Deutſche unter dem Grafen Max von Eberſtein waren, und 500 Schiffe zuſammen; Doria befehligte die Flotte, der Kaiſer ſelbſt und der Marcheſe del Vaſto die Landmacht, und im Sommer 1535 ſtieg man bei Tunis ans Land. Das feſte Schloß Goleta, welches den Hafen beſchützte, wurde mit Sturm genommen, alles Geſchütz erobert, 2.000 Türken niedergehauen. Haradin's Heer, welches ſich in der Ebene von Tunis geſtellt hatte, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geſchlagen, und die Stadt erobert. Die in dem Schloſſe eingeſperrten chriſtlichen Sklaven halfen nach Kräften mit gegen die Türken, und Carl hatte am Ende die unausſprechliche Freude, 22.000 dieſer Unglücklichen, aus allen europäiſchen Völkern, gerettet zu ſehen, die Thränen ihres Dankes zu empfangen, und ſie der Freiheit und den Ihrigen, welche ſie ſchon lange für todt gehalten, wiederzugeben. Er

ſelbſt verſicherte, daß dieſes einer der ſchönſten Tage ſeines Lebens ſey. Sein Ruhm verbreitete ſich in alle Länder, und er verdiente ihn durch die Ausdauer und Tapferkeit, welche er, ſelbſt bei den gefahrvollſten Unternehmungen bewieſen hatte. Carl hatte hier zugleich ein Beiſpiel gegeben, wie die unmenſchlichen Räuber auf den Küſten Afrika's mit Ernſt und Kraft leicht können gebändigt werden. Den König Haſcen ſetzte er wieder in Tunis ein, verbot ihm aber allen Raub von Chriſtenſklaven, und hielt zum Unterpfande ſeines Gehorſams die Feſtung Goleta beſetzt. Haradin war nach Algier entflohen; ihn beſchloß Carl im nächſten Frühjahr auch dort aufzuſuchen. Hieran verhinderte ihn aber ein neuer Krieg mit dem Könige von Frankreich, der ſeine Anſprüche auf Mailand aufs Neue geltend machen wollte, als der bisherige Herzog Franz Sforza Todes verblichen war. Nach einigen unbedeutenden Gefechten kam es zwiſchen Carl und Franz durch Vermittelung des Papſtes 1538 zu einem 9jährigen Waffenſtillſtande. Ein Aufruhr in Gent wurde hierauf bald gedämpft; und als der Kaiſer noch dort war, kamen ſehr dringende Auffoderungen an ihn, wieder einmal in Deutſchland zu erſcheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher geſtiegen war. Er erfüllte den Wunſch, und erſchien 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg, wo er durch Güte und Belehrung die entzweiten Gemüther zu vereinigen vergebens ſich beſtrebte. Vom Regensburger Reichstage wandte er ſich nach Italien, um von dort den ſchon früher beſchloſſenen Zug gegen Algier zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer nach dem Außerordentlichen ſtrebte, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein ſeiner würdiges Ziel, und Haradin Barbaroſſa hatte ihn durch neue Verheerung der ſpaniſchen Küſten genugſam zur Rache aufgefodert. Am 20ten Okt. 1541 erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und das Heer ſtieg ans Land. Aber gleich am erſten Abend, ehe noch das Geſchütz, Geräth und der Vorrath ausgeſchifft waren, erhob ſich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern, ſchleuderte ſie an die Küſte, oder in das hoch auffluthende Meer, und ein entſetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Geſtade dergeſtalt, daß ſie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Waſſer ſtehen, und, um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde ſtoßen, und ſich dagegen ſtemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung von Algier, ſondern die eigene Rettung; denn die leichte türkiſche Reiterei ſetzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. Allein in dieſer Noth zeigte Carl, daß er auch als Krieger in Gefahren groß ſey. Drei ſchwere Tagereiſen weit, im Schlamm und Waſſer, führte er ſein Heer, unter den ſteten Anfällen der Feinde längs der Küſte, bis zu dem Meerbuſen von Metafuy, wo ſich ein Theil der zerſtreuten Schiffe geſammelt hatte. Er ſtellte ſich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härteſten Entbehrungen, ſo wie die äußerſte Anſtrengung der Kräfte mit ihnen, und es gelang ihm, das übrige Heer glücklich wieder einzuſchiffen. Er brachte es nach Italien, und ging ſelbſt ſogleich nach Spanien hinüber. — Indeſſen hatte Franz, der König von Frankreich, Carls Abweſenheit benutzt, um ſich von Neuem zu rüſten; und während der Kaiſer, noch von dem afrikaniſchen Zuge erſchöpft, ſtill lag, fing jener den Krieg ſchon an; doch ſeine ungeſchickten Feldherren vermochten gegen die trefflichen Spaniſchen nichts auszurichten. Im folgenden J. 1543 begab ſich Carl nach Italien, und von dort, über die Alpen hinab, an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenoſſen in dem Herzoge von Cleve gefunden. Dieſer, der zugleich kürzlich angefangen hatte, die evangeliſche Lehre zu begünſtigen, ſollte die kaiſerliche Gewalt zuerſt fühlen. Carls Erſcheinung in dieſen Gegenden war ganz unerwartet. Unter dem Volke ging die Sage, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten, und ſey ſelbſt

umgekommen, und in dieſem Glauben hielten ſie die Nachricht von ſeiner Ankunft für ein Märchen. Die Beſatzung der kleinen Stadt Düren gab auf ſeine Auffoderung zur Uebergabe die Antwort: „Sie fürchte ſich nicht vor dem, der längſt eine Speiſe der Fiſche geworden ſey.“ Als nun aber ſeine Spanier die Mauern erſtürmten, Alles niedermachten, und die Stadt in Brand ſteckten, da verbreitete ſich Furcht und Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiſer führte eine Art ſchwarzbrauner, wilder Menſchen mit ſich, mit langen Nägeln an den Händen, womit ſie die ſteilſten Mauern hinan klömmen, und mit großen Zähnen, womit ſie Alles zerriſſen. Die Sagen von den Wundern der neu entdeckten Welttheile und ihren wilden Bewohnern gaben dieſen Dingen Glauben zu einer Zeit, die des Außerordentlichen ſo viel erlebte. Auch beſtanden Carls Haufen meiſtens aus alten von Sonne und Luft geſchwärzten Kriegern, welche keine Gefahr ſcheuten, und bei Erſtürmung einer Stadt wohl vermittelſt ihrer Spieße die Mauern zu erſteigen pflegten. Der Schrecken, der vor ihnen herging, unterwarf ſchnell das Land und die Städte, und der Herzog von Cleve mußte ſelbſt kniend um Gnade bitten. Er erhielt ſie unter der Bedingung, daß er nicht von dem katholiſchen Glauben weiche, wo er etwas geändert, es wieder auf den vorigen Fuß ſetze, und ſich in kein Bündniß gegen den Kaiſer einlaſſe. — Gegen Frankreich geſchah in dieſem Jahre nichts Bedeutendes. Für das folgende Jahr aber hatte ſich Carl ſtärker gerüſtet, und nachdem er im Winter von 1543—44 einen neuen Reichstag in Speier gehalten, und ſich hier der Hülfe der deutſchen Fürſten verſichert hatte, brach er im nächſten Frühjahr mit einem trefflich gerüſteten Heere ſiegreich ins Herz von Frankreich ein; das Heer ſtand nur noch 2 Tagemärſche von der Hauptſtadt, und die Einwohner flüchteten bereits, — da that König Franz Friedensvorſchläge. Der Kaiſer nahm ſie an, denn er wollte ſchnelle Ausſöhnung mit dieſem Feinde, weil die Angelegenheiten Deutſchlands immer verwickelter wurden, und am 24ten Sept 1544 kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es iſt der letzte, den Carl mit dem König Franz geſchloſſen hat. Man änderte in der Hauptſache nichts; Bourgogne blieb bei Frankreich, Mailand aber dem Kaiſer. In Deutſchland wuchs die Macht des ſchmalkaldiſchen Bundes, den die evangeliſchen Fürſten und Städte zur Vertheidigung ihrer Religionsfreiheit ſchon längſt unter ſich errichtet hatten, zu einer ſelbſt dem Kaiſer furchtbaren Größe. Carl faßte aber auch nun den Entſchluß, die empörten Gemüther, welche er ſo lange in Milde und Frieden und durch die Kraft der verſöhnenden Rede zu beſänftigen verſucht hatte, durch die Schärfe der Waffen zu beſchwichtigen; gerieth aber dadurch in den großen Irrthum, als könnte eine gewaltige Regung der Geiſter durch äußere Gewalt gehemmt werden. Von dieſem Augenblicke an überwältigte ihn die ungeheure Zeit, die er bis dahin zu lenken ſchien; er vermochte ſie nicht mehr zu faſſen. Sein alternder Geiſt wurde immer düſterer und verſchloſſener gegen das junge Leben, und in Unmuth glaubte er den Knoten, welchen er nicht zu löſen vermochte, mit dem Schwerte zerhauen zu können. Dieſer Irrthum macht Kaiſer Carl's letzte Lebensjahre einem Trauerſpiele ähnlich, in welchem ein edler Geiſt, dem Gewichte der zu großen Aufgabe, die ihm das Schickſal geſtellt hat, erliegt. Zwar gehören die nächſten Jahre, durch raſches äußeres Gelingen, zu den glänzendſten ſeines Lebens; allein gerade in dieſem Gelingen verlor ſein Geiſt das rechte Maaß ſeines Standpunktes, welches er bis dahin bewahrt hatte, und deßhalb traf ihn das Geſchick bald mit eherner Hand, und zertrümmerte ſeine mühſam zuſammengefügten Plane. Ihm blieb nichts, als ſich mit letzter zuſammen genommener Kraft aus dem Strudel zu reißen, und indem er allen Schimmer irdiſcher Größe von ſich warf, die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes zu retten. Durch dieſen letzten Entſchluß hat Kaiſer Carl als

Menſch ſeine Würde bewahrt, und ſo ſeinen Ruhm bei der Nachwelt geſichert. — Der ſchmalkaldiſche Bund in Ober-Deutſchland wurde durch das bewundernswürdige Feldherrntalent Carl's bald vernichtet. Nun rückte er, ohne ſich an die Winterzeit zu ſtören, unaufhaltſam mit ſeinen ſieggewohnten Schaaren gegen den Norden von Deutſchland, um auch hier die Sache zu Ende zu führen. Im April 1547 ſtand er, ſeinen Feinden unglaublich, an der Elbe. Die wichtige und denkwürdige Schlacht bei Mühlberg den 24ten April 1547 (ſ. Mühlberg) vollendete auch hier ſo ſchnell ſeinen Wunſch, daß er davon in Cäſars Weiſe ſchrieb: „Ich kam, ſah, und Gott ſiegte." Nach dieſen Siegen gab der Kaiſer auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 das Interim (ſ. d. Artikel). Doch bald neigte ſich die Wagſchaale des Glückes auf die Seite der Proteſtanten. Der Churfürſt Moritz von Sachſen zwang nach mehrern glücklichen Schlachten den Kaiſer 1552 zum Paſſauer Vertrage (ſ. Paſſau), und 1555 zum Religionsfrieden zu Augsburg, welcher dem langen Kampfe auf eine geraume Zeit ein Ende machte. Den Proteſtanten ward von nun an allenthalben im Reiche das Recht einer freien Religionsübung zuerkannt, und ſie behielten alle Einkünfte aus den bisher eingezogenen geiſtlichen Stiftungen. Weder Proteſtanten noch Catholiken ſollten ſich einander zum Uebertritte zu verleiten ſuchen, ſondern ein jeder ſollte frei ſeinem Glauben folgen. Zwar ſollte jeder Landesherr die herrſchende Religion ſeines Landes beſtimmen, aber dennoch keinen ſeiner Unterthanen zu einer beſtimmten Kirche zwingen können, ſondern einem Jeden ſollte es frei ſtehen, der Religion wegen auszuwandern. Durch dieſen Frieden war die Trennung der Religion auf immer feſtgeſetzt. Carl, der einen großen Theil ſeines Lebens und ſeiner Kräfte an ihre Wiedervereinigung gewendet hatte, konnte an ſolchem Zuſtande der Dinge keine Freude haben. Deutſchland war ihm von nun an noch mehr entfremdet. Der Krieg gegen Frankreich wollte gleichfalls keinen erwünſchten Fortgang nehmen, der Kaiſer hatte es noch zuletzt erleben müſſen, wie ſich das fremde Volk in die deutſche Angelegenheit gemiſcht hatte, und er ſah voraus, welchen Einfluß Frankreich überhaupt auf Europa gewinnen werde, wenn die Macht des ſpaniſch-öſterr. Hauſes wieder getrennt ſey, die, unter ihm vereinigt, kaum das ehrgeizige Volk in ſeinen Schranken gehalten hatte. So lagen die größten Entwürfe ſeines kühnen Geiſtes unvollendet oder in Trümmern vor ihm; kein Wunder, wenn von nun an, je heißer ſein Eifer geweſen war, dieſe zu vollenden, deſto größer jetzt der Ueberdruß in ſeiner Seele ſeyn mußte, ſelbige vernichtet zu ſehen, zumal da ſein Körper immer mehr durch eine böſe Krankheit zerrüttet wurde. Das Land, worauf er am meiſten mit Freude blicken konnte, in dem ſein Leben eine wohlthätige Spur zurückließ, Spanien, hatte ſchon an ſeinem Sohne Philipp einen Verwalter gefunden, der das öffentliche Zutrauen beſaß. So wurde Carl's Gedanke, ſeine Krone niederzulegen, und in der Beſchaulichkeit eines Einſiedler-Lebens das Ende ſeiner Tage zuzubringen, zum feſten Entſchluß. Schon früher hatte er dieſen Gedanken gefaßt und ausgeſprochen. Im Herbſte des Jahres 1555 ließ er ſeinen Sohn Philipp, den er vor Kurzem mit der engliſchen Königstochter Maria vermählt hatte, von England nach Brüſſel kommen, und vollzog am 25ten Oktbr. die feierliche Uebergabe der Niederlande an denſelben. Er ſelbſt hielt eine ſo rührende Rede an ſeinen Sohn, daß die ganze, große Verſammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, wie er ſeit ſeinem 17ten Jahre alle ſeine Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung ſeiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu ſehen geſucht habe; und wie daher ſeine Regierung eine ſtete Pilgerſchaft geweſen ſey. 9 Mal habe er Deutſchland, 6 Mal Spanien, 4 Mal Frankreich, 7 Mal Italien und 10 Mal die Niederlande beſucht; 2 Mal ſey er in Afrika geweſen, und

habe überhaupt 11 Seereiſen gemacht. Jetzt ermahne ihn ſein hinfälliger Körper, ſich aus dem Gewühle der irdiſchen Geſchäfte zu entfernen, und ihre Laſt auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während ſeiner vielen Anſtrengungen etwas Wichtiges verſäumt, oder nicht recht gemacht, ſo bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er ſelber werde ſeiner treuen Niederländer bis an ſein Ende in Liebe gedenken. Dann wandte er ſich an ſeinen Sohn, der ſich auf die Knie niederlies, und ſeine Hand küßte, und ermahnte ihn mit dringenden Worten zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung, und ſank zuletzt ohnmächtig in den Seſſel zurück. — Im Januar des folgenden Jahrs 1556 geſchah zu Brüſſel eben ſo feierlich die Abtretung von Spanien und Neapel an ſeinen Sohn, und im Auguſt die der deutſchen Regierung an ſeinen Bruder Ferdinand. — Am 17ten September ſchiffte ſich Carl mit ſeinen beiden Schweſtern nach Spanien ein, und behielt ſie bei ſich, bis er nach Valladolid kam; dann mußten auch ſie ihn verlaſſen, und einſam kehrte er in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloſter St. Juſto in Eſtremadura ein, welche er für ſich hatte bauen laſſen. Hier lebte er nun, fern vom Tummelplatze der Welt, fern von aller Geſellſchaft, ſelbſt ohne ſeine Schweſtern zu ſehen, einſame 2 Jahre lang. Seine Stunden waren zwiſchen Andachtsübungen und künſtlichen Handarbeiten getheilt, welche er ſehr liebte. Er baute ſeinen Garten, und verfertigte ſich Uhren und andere Werke. Einſt, ſo erzählt man, hatte er 2 Uhren, ſehr kunſtreich und ſorgfältig gearbeitet, zuſammengeſtellt, und verſuchte ſie ganz gleich gehen zu machen; oft glaubte er ſeinen Zweck erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu ſpät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmal 2 Uhren, die meiner Hände Werke ſind, kann ich zur völligen Einſtimmung bringen, und ich Thor wähnte, ſo viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können!" Endlich kurz vor ſeinem Tode ſoll er auch, um die Entſagungen des Lebens, und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem ſchauerlichſten Bilde zu feiern, ſein eignes Leichenbegängniß gehalten haben. Die Mönche des nahen Kloſters mußten ihn in Prozeſſion im offenen Sarge in die Kirche tragen, und ein Todtenamt über ihn halten. Bald darauf ſtarb er wirklich, vielleicht zu tief erſchüttert von dem furchtbaren Spiele, den 21ten Sept. 1558, im 56. Jahre ſeines Alters. — Carl war in ſeiner Jugend, und ehe Krankheit ihn beugte, ein ſchöner, ſtattlicher Mann von ernſthaftem, majeſtätiſchem Anſehen. Er redete wenig, und ſelten zeigte ſich ein Lächeln auf ſeinem blaſſen Geſichte. Sein Haar war blond, und ſeine Augen blau, der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In Allem drückte ſich eine Miſchung der niederländiſchen mit der ſpaniſchen Natur aus. Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung ſeines ganzen Zeitalters das beſte Zeugniß ab, und ſelbſt die, welche zu der entgegengeſetzten Partei gehörten, haben nie kleinlich von ihm geredet.

Carl VI., der zweite Sohn des Kaiſers Leopold I., war am 1. Okt. 1685 geboren. Als der Kaiſer Joſeph I. 1711 ohne Erben ſtarb, ſo war ſein Bruder Carl der Erbe ſeiner Länder. Da entſtand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa, ſo wie zu Kaiſer Carls V. Zeit, ob es nämlich rathſam ſey, daß Carl, als Kaiſer der ſechſte, wenn die Deutſchen ihn wählten, wie jener fünfte, halb Europa beherrſche, und das Haus Oeſterreich zu übermächtig werde? Carl VI. beſaß alle Länder Carls V., wenn er die ganze öſterreichiſche und ſpaniſche Monarchie vereinte. Den übrigen, beſonders den Seemächten, ſchien ſolche Uebermacht gefährlich, und ſie beförderten nun lieber die Kaiſerwahl Carls VI., um ihm nachher einen Theil der ſpaniſchen Länder abzuſprechen. Er wurde alſo am 22. Dez. 1711 zu Frankfurt gekrönt, und erhielt im folgenden Jahre zu Preßburg die unga=

riſche Krone. Alle Vortheile, welche ſein heldenmüthiger Bruder im ſpaniſchen Erbfolgekriege, in den Niederlanden und Spanien erkämpft hatte, gingen für Carl verloren. Er mußte zu Utrecht Spanien an Philipp V., Herzog von Anjou, abtreten, doch mußte dieſer zugleich allen Anſprüchen auf Frankreich entſagen. Die Bundesgenoſſen des Kaiſers hatten ſich allmählig zurückgezogen und einzeln Frieden mit den Franzoſen geſchloſſen. Der Frieden zu Raſtadt und Baden kam endlich zu Stande. Der Kaiſer erhielt die ſpaniſchen Niederlande, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskaniſchen Seehäfen. Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein, bis auf Landau, heraus. — Ein großer Sturm war wieder vorübergegangen; der große nordiſche Krieg, der zu eben dieſer Zeit die nördliche und öſtliche Hälfte Europas erſchütterte, aber auf Deutſchland weniger Einfluß hatte, dauerte noch in einigen Nachwehen fort, bis zum Tode des ſchwediſchen Königs, Carls XII. 1718. Von da an hat das ermattete Europa einige Ruhe gehabt. Sein Dränger, Ludwig XIV., war 1715 geſtorben. Seit Ludwigs XIV. eroberungsſüchtiges Streben ſich offenbar gezeigt hatte, und zu fürchten war, daß ein einziger Staat gegen Frankreichs Uebermacht ſchwerlich beſtehen werde, hatte der König Wilhelm von England einzig daran gearbeitet, durch eine Verbindung jenem Ehrgeize einen Damm entgegenzuſetzen, damit in Zukunft nur die Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit zwiſchen den Völkern walteten. Er wurde der Stifter des neuen Syſtems, des politiſchen Gleichgewichtes. Vor allen Dingen gründete er ſeine Hoffnung zu dauernder Ruhe und Sicherheit auf die Verbindung Englands mit Oeſterreich, der freieſten unter den proteſtantiſchen, und der rechtlichſten unter den katholiſchen Mächten, wie man ſich ausgedrückt hat. Oeſterreich aber wurde auf dieſe Weiſe wieder in die Mitte Europas geſtellt, als die Macht, welche, mit den übrigen in Beziehung, am Meiſten berufen ſey, gutes Verſtändniß und Ordnung unter Allen zu bewahren, in Beziehung auf Deutſchland aber deſto kräftiger die alte Würde und Verfaſſung des Reiches zu ſchützen. Durch den Ruhm und die Erwerbungen des nun geendeten Krieges war dieſe Beſtimmung Oeſterreichs, wie durch einen Schickſalsſpruch, beſtätigt; es war mächtiger, als wenn ihm gelungen wäre, die ſpaniſche Krone mit der öſterreichiſchen zu vereinigen; denn daß ſolche Länderausdehnung die wahre Macht nicht vermehre, hatten die Zeiten Carls V. gelehrt. So einen rühmlichen Aufſchwung verdankte Oeſterreich vorzüglich dem großen Geiſte Eugens, und dem nur zu früh verſtorbenen Kaiſer Joſeph I., welcher in des erſtern hohe Gedanken ganz einging. Hätte Kaiſer Carl Geiſtesgröße genug gehabt, die weltgeſchichtliche Beſtimmung Oeſterreichs und Deutſchlands in dem europäiſchen Völkerſtaate, wozu eben der Standpunkt wieder gewonnen war, zu erkennen, er hätte nicht nur ſeines Reiches, ſondern des ganzen deutſchen Vaterlandes Ruhm und Größe, und für Europa eine ehrenvolle Ruhe auf lange Dauer gründen können. Die ehrwürdige Bedeutung des alten Kaiſerthums, welche im Laufe der Zeiten war untergegangen, mochte jetzt in erneuerter Geſtalt wieder aufſtehen, wenn der Gedanke eines wahrhaften europäiſchen Völkerbundes, auf die ewigen Geſetze der Religion und Sittlichkeit gegründet, und alſo auf innern, unſichtbaren Stützen im Gleichgewicht ruhend, aufgefaßt, und Oeſterreich, mit Deutſchland vereinigt, als Wächter deſſelben aufgeſtellt wurden. Sie zuſammen konnte kein eroberungsſüchtiger Gedanke treiben, und ſie waren nur ſtark in gerechtem Schutzkriege für die ruhige Haltung des Ganzen. Allein Carls Geiſt, ſo wie ſein ganzes Zeitalter, vermochte ein ſo hohes Bild nicht zu faſſen. Der Gedanke des Gleichgewichts der Staaten wurde immer mehr ein äußerlicher, ein ſorgfältiges Abwägen der phyſiſchen Kräfte, ein Meſſen des Umfangs der Länder, und ein Zählen der Unterthanen und der Soldaten. Denn das war

auch eines der großen Uebel, die von Frankreich aus, und am meiſten durch Ludwig XIV., über Europa kamen, daß die Herrſcher die Gewährleiſtung ihrer Selbſtſtändigkeit und Sicherheit nicht, wo ſie allein ruht, in der Liebe ihrer Völker, ſondern in der großen Zahl immer ſchlagfertiger Krieger ſuchten. Dieſe mußten vermehrt werden, wenn der Nachbarſtaat ſie vermehrte, und ſie war faſt allein der Maaßſtab für das Verhältniß unter den Völkern. Die geiſtigen und ſittlichen Kräfte, weil ſie nicht gemeſſen werden können, wurden gar wenig beachtet. Eine ſolche Vernachläßigung mußte ſich ſchwer rächen; der nicht geachtete Geiſt floh daher aus dem ganzen, mühſeligen Gebäude, welches er allein hätte aufrecht halten können, und nach einem kurzen Glanze zu Wilhelms und Eugens Zeit, und längerm traurigem Wanken, bald von dieſer, bald von jener Stütze kümmerlich gehalten, ſtürzte das Syſtem des Gleichgewichts, nicht einmal hundert Jahre nach ſeinem erſten Entſtehen, in ſich zuſammen. Für Deutſchland hatte dieſes Syſtem, und Oeſterreichs Stellung darin, die Folge, daß es in die Kriege des Kaiſerhauſes mit verwickelt, daß es überh aupt in alle Bewegungen Europa's hineingeriſſen wurde, ohne einen Gewinn davon zu haben. Vielmehr wurde auch das alte, wankende Reichsgebäude durch die ſteten Erſchütterungen nun völlig aus ſeinen Fugen getrieben. Denn weder in dem Leben des Einzelnen, noch der Völker, giebt es einen Stillſtand; ſie ſchreiten unaufhaltſam rückwärts, wenn ſie nicht vorwärts dringen. Uebrigens waren die letzten zwanzig Jahre bis zu Carls VI. Tode, mit geringen Ausnahmen, eine Zeit der Ruhe. Der friedliebende Kaiſer widmete ſich vorzüglich der innern Verwaltung ſeiner großen und ſchönen Länder, und dieſes war für ſie, nach ſo ſtürmiſchen Zeiten, eine wahre Wohlthat. Auch hatte er, weil er keine männlichen Erben beſaß, einen Erbvertrag, unter dem Namen: die pragmatiſche Sanction, verfaßt, nach welcher alle ſeine Erbländer ſeiner Tochter Maria Thereſia anheim fallen ſollten. Dieſe wünſchte er von den bedeutenden Staaten Europa's feierlich beſchworen zu ſehen, und hatte deswegen viele und große Opfer gebracht. Es iſt dieſes eine Hauptſorge ſeines Lebens geweſen, und er hat ſeine Abſicht, nach vielen fehlgeſchlagenen Verſuchen, äußerlich durchgeſetzt, ſeine pragmatiſche Sanction wurde beſtätigt; allein auch an ihr iſt die Bodenloſigkeit der neuen Politik offenbar geworden. Dieſe Sanction ſicherte nach ſeinem Tode ſeine Tochter dennoch nicht vor den Angriffen derer, welche ihre Anſprüche mit den Waffen durchzuführen hofften. Der Kaiſer ſelbſt führte noch in den Jahren 1733 bis 35 einen Krieg für Auguſt III. von Sachſen, welcher zum polniſchen Könige gewählt war, gegen Frankreich, welches Stanislaus Lesczinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV., wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Oeſterreich und Deutſchland nicht glücklich; durch den Frieden blieb Auguſt III. zwar König von Polen, aber Deutſchland verlor dafür eine neue Provinz an das habſüchtige Nachbarvolk; Lothringen mußte an Stanislaus abgetreten werden, durch den es an Frankreich kam, und der lothringiſche Herzog Franz Stephan wurde Großherzog von Toskana. In einem Türkenkriege war das öſterreichiſche Heer gleichfalls nicht ſiegreich, und im Belgrader Frieden 1739 mußte die Schutzwehr, welche Eugen gewonnen hatte, die Feſtung Belgrad, zurückgegeben werden. Kaiſer Carl VI. ſtarb den 26ſten Oktober 1740, und mit ihm erloſch der männliche Stamm des öſterreichiſch-habsburgiſchen Hauſes, eins der glücklichſten und ehrwürdigſten in der ganzen Geſchichte.

Carl der Kühne, Herzog von Burgund, Sohn von Philipp dem Guten, geboren zu Dijon im Jahr 1433, folgte ſeinem Vater im J. 1467 in der Regierung. Zwei Jahre vorher hatte er die Schlacht von Montlheri gewonnen. Er war auch noch Sieger zu Saint-Tron im Kampfe

mit den Lüttichern; er warf ſie nieder, demüthigte die Genter, und erklärte ſich zum unverſöhnlichen Feinde von Ludwig XI., mit dem er in ſtetem Kriege war. Er war es, der dieſem Fürſten den Connetable von Saint-Paul auslieferte, welcher ſich ihm, auf Bewilligung von ſicherm Geleite, in die Hände gegeben hatte; der Preis dieſer Treuloſigkeit war Saint-Quentin, Ham, Bohain, und die Schätze des unglücklichen Opfers ſeiner Niederträchtigkeit. Seine ſpätern Unternehmungen lieſen alle unglücklich ab. Nach Blut dürſtend, und unempfänglich für Ruhe, überzog er aus irgend einem unbedeutenden Umſtande die Schweizer mit Krieg. Vergebens ſtellten ihm dieſe freien Völker vor, Alles, was er bei ihnen gewinnen könne, ſey nicht ſo viel werth, als die Spornen der Reiterei ſeines Heeres; er belagerte die Stadt Granſon, eroberte ſie, und ließ die Beſatzung von 800 Mann über die Klinge ſpringen. Allein das war auch ſein letzter Sieg. Die Schweizer trugen über ihn die Siege von Granſon und Morat im J. 1476 davon. In dieſer letztern Schlacht verlor er jenen berühmten Demanten, der damals für einen Thaler verkauft wurde, und den der Herzog von Florenz ſo theuer bezahlt hat. Die Piken und die Schlachtſchwerter der Schweizer ſiegten über die ſchwere Artillerie und die Gendarmerie von Burgund. Die Schweizer ſammelten die Gebeine der Beſiegten, und richteten eine Pyramide von den Knochen auf, welche bis zu dem Augenblicke vorhanden war, als ein Bataillon von der Goldküſte im J. 1794 dieſes Denkmal der Niederlage ihrer Altvordern zerſtörte, und der Erde ihre traurigen Reſte gerade an dem Tage wiedergaben, an dem die Schweizer das Jahrgedächtniß ihres Sieges feiern ſollten. Carl der Kühne erlitt den 5ten Jänner 1477 eine Niederlage, die ihm der Herzog von Lothringen beibrachte, und wurde nach der Schlacht des von ihm belagerten Nanci getödtet (ſ. den Art. Cattho). Dieſe Niederlage wurde zum Theil von einem gewiſſen Campo-Baſſo aus Neapel, und einem ſeiner erſten Offiziere veranlaßt, der dem Intereſſe des Herzogs von Lothringen verkauft war. So wurde Verrath durch Verrath gerächt. „Der Herzog von Burgund, ſagt ein Geſchichtſchreiber, war der mächtigſte aller Fürſten, die nicht Könige waren, und wenig Könige waren ſo mächtig, als er. Zugleich Vaſall des Kaiſers und des Königs von Frankreich, war er dem einen, wie dem andern gleich furchtbar. Er beunruhigte alle ſeine Nachbarn, und faſt alle zu gleicher Zeit. Er machte Unglückliche, und war es ſelber. Indeß ungeachtet ſeiner Ehrſucht beſaß er einige Tugenden. Er führte einen reinen Lebenswandel, gab kräftige Verbote gegen den Zweikampf, und ließ die Gerechtigkeit mit der pünktlichſten Gewiſſenhaftigkeit handhaben (ſ. den Art. Rhinſauld). Seine erſte Gattin gebar ihm nur eine einzige Tochter, Maria, die ſich mit Marimilian, Erzherzog von Oeſterreich, vermählte. Seine zweite Gattin war Margaretha von York. Dieſe Ehe war kinderlos.

Carl VII. König v. Frankreich, ſ. Frankreich und Johanna Arc.

Carl IX., König v. Frankreich, ſ. Bluthochzeit.

Carl I., König von Großbrittannien und Irland, einer der unglücklichſten Monarchen, und ein Opfer des religiöſen und politiſchen Fanatismus, wurde den 19ten November 1600 zu Dumferling in Schottland geboren. Er ſtammte aus dem Hauſe Stuart, und war ein Sohn Jakobs des VI., Königs von Schottland, welcher ſich mit einer Prinzeſſin Friedrichs II. von Dänemark vermählt hatte. Nach dem Tode ſeines ältern, erſt ſiebzehnjährigen Bruders Heinrich ererbte er als Prinz von Wales die Rechte auf den königlichen Purpur, mit dem er, im März 1625, nach dem erfolgten Ableben ſeines Vaters, unter dem Namen Carl I. bekleidet wurde. Die be-

rühmte Eliſabeth hatte ſeinen Vater zum Thronfolger von England und Irland ernannt, und Carl wurde der Erbe dreier Königreiche. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung vermählte er ſich mit Henriette Marie, einer katholiſchen Prinzeſſin und Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, die mit überaus herrlichen Geiſtesgaben eine gefällige Liebenswürdigkeit verband. Will man den feinſten Bewegungen, die das unglückliche Ende dieſes beklagenswerthen Monarchen herbeiführten, genau nachſpüren, ſo kann man dieſe Verbindung mit einer katholiſchen Prinzeſſin für den Mittelpunkt betrachten, um den ſich alle ſeine tragiſchen Schickſale herumdrehen. Der Herzog von Buckingham, der ſchon in der vorigen Regierungszeit das ganze Reich unumſchränkt nach ſeinem Willen beherrſcht, und über den unſelbſtſtändigen Jakob I., wie über eine willenloſe Sache verfügt hatte, war auch jetzt Carls dirigirender Miniſter. Dieſer Staatsmann, welcher ein Vertrauter und Freund ſeines Königs ſeyn wollte, wurde für ſeinen Fürſten eine Quelle unglücklicher Ereigniſſe. Er war es, der Carl bewog, an Frankreich 6 Kriegsſchiffe zur Belagerung von Rochelle zu überlaſſen. Durch dieſes Benehmen verſcherzte er ſich gleich Anfangs das Vertrauen der engliſchen Nation, weil ſie, gegen ihre proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen die Waffen zu ziehen ſich weigerte. Carl I. hatte indeß ſchon zwei Parlamente zuſammen berufen, und wieder aufgehoben, weil die Stimmen nicht zu Gunſten ſeines, und ſeines Günſtlings Willens ausfielen. Er wollte nun ohne alle Beſchränkung ſeines Willens, und ohne Rückſicht auf die Lage der Umſtände, dennoch ſeine Abſichten durchſetzen, und ließ zu dieſem Zwecke ein allgemeines Darlehn eintreiben, welches um ſo größeres Aufſehen erregte, da er dieſes, bloß für ſich, und ohne ein beſonderes Dekretal des Parlaments, nicht thun konnte. Buckingham, die Seele aller dieſer nachtheiligen Unternehmungen, bewog ihn, auch Spanien den Krieg zu erklären. Trotz dem, daß der Staatsminiſter in eigener Perſon eine Expedition gegen Cadix leitete, wurde nur ein nachtheiliges Reſultat gewonnen. Eben ſo wenig wurde durch das Kriegsmanifeſt, das im Jahr 1627 gegen Frankreich erging, und mit der Hülfe, welche man nach Rochelle ſandte, ausgerichtet. Außerordentliche Ausgaben der Art mußten die königlichen Finanzen ſchwächen, und den Staatshaushalt in Unordnung bringen. In dieſer Verlegenheit wurde im J. 1628 ein drittes Parlament zuſammen berufen, das zwar dem Könige Hülfsgelder bewilligte, aber ſtärker und heftiger als je, ſeine Stimme gegen den bei der ganzen Nation verhaßten Buckingham erhob, und mit Ungeſtüm auf die Abſtellung drückender Laſten und Beſchwerden drang. Eine Foderung wurde bald erledigt; denn Buckingham war zu Portsmouth mit Ausrüſtung einer neuen Flotte beſchäftigt, als der Dolch des Lieutenants Fellon ſeinem Leben das Ziel ſetzte. Wäre dieſe Erdolchung früher geſchehen, ſo möchte vielleicht England jene traurige Scene nicht erlebt haben, die noch jetzt als ein Schandmal in ſeinen Geſchichtsannalen aufgeführt wird. Buckingham's Tod hatte die augenblicklich gute Wirkung, daß man mit Frankreich und Spanien die Friedenspräliminarien abſchloß. Carl fing nun an, gewiſſermaßen ſelbſt und ohne Gehülfe zu regieren, bald ſah man aber ſeine Selbſtſtändigkeit unter der Leitung neuer Creaturen erkranken. Der Erzbiſchof von Canterbury, William Laud, unternahm jetzt eine Kirchenreform, die in dieſer Lage des Reichs, weit weniger als je, und auf die Art und Weiſe, wie es im Plane dieſes Prälaten lag, durchaus nicht ins Werk zu ſetzen war. Carl nahm den lebhafteſten Antheil an der Einführung dieſer Reform. Die biſchöfliche Kirche war bereits zur herrſchenden geworden. Nach Laud's Plan ſollte der Cultus durch einen Zuſatz von Ceremonien nicht nur feierlicher, ſondern auch ſeine Macht an Ausdehnung der Gewalt gewinnen. Bei dem zunehmenden Sektengeiſte der Presbyterianer, Quäcker,

Digitized by Google

u. ſ. w. dienten die Bewegungen, welche dieſe Reform veranlaßte, nur dazu, daß alle dieſe Religionsparteien gemeinſchaftliche Sache machten, und das Gerücht ausſtreuten, als habe Laud bei dieſen Neuerungen nichts weniger im Sinne, als den Catholicismus wieder in England einzuführen. Thomas Wentworth, Graf von Strafford, durch Laud auf die höchſte Stufe des Glücks erhoben, verſcherzte ſich dadurch die früher beſeſſene Liebe des Volks, daß er zum Neuerungsſyſteme übertrat, und ein Vertrauter des Königs ward. Unter der Führung dieſer Männer, wo Carl neue Auflagen unter mancherlei Titel erpreßte, und ſich eigenmächtige Eingriffe in die Juſtiz erlaubte, wurden die Gemüther ſo ſehr gereizt, daß ihr Haß zu einer gewiſſen Höhe von Erbitterung ſtieg. Die Einführung der biſchöflichen Liturgie, welche mit Gewalt unterſtützt wurde, war das Signal zur Empörung und Kriegserklärung der Schotten. Ehe Carl mit einem Heere von 20.000 Mann gegen dieſe heranrückte, waren ſie ſchon bewaffnet in England eingefallen, und ihre Fahnen erfüllten die ganze Gegend, wo ſie durchzogen, mit Furcht und Schrecken. Dies bewog den König zu einem Vergleich, mittelſt deſſen er zu Dunbar im Juli 1639 beſchloß, alle kirchlichen Neuerungen aufzuheben, und Schottland eine größere Freiheit einzuräumen. Dieſe Nachgiebigkeit gereute den König bald, und um die abgeſchloſſene Uebereinkunft ungültig zu machen, wählte er die verkehrteſten Mittel. Von Neuem verſuchte er Laud's Liturgie in England einzuführen, und hegte das Zutrauen zum Parlamente, daß es ihm Hülfsgelder bewilligen, und überhaupt ſeinen Beiſtand nicht verſagen würde. Aber auch dieſe vierte Sitzung des Parlaments entſprach ſeinen Wünſchen ſo wenig, daß es vielmehr unzählige Beſchwerden gegen ihn erhob, und er ſich genöthigt ſah, es bald wieder aufzuheben. Die Schotten indeß begannen die Feindſeligkeiten von Neuem, überrumpelten die Stadt Newkaſtle, zwangen den König zu einem Waffenſtillſtande, und erklärten ſtandhaft, daß ſie nur unter Vermittelung des Parlaments fernere Unterhandlungen mit Carl anknüpfen würden. Ein fünftes, das ſogenannte langwierige und blutgierige Parlament endlich, hielt ſeine erſte Sitzung im November 1640. Die Puritaner waren darin Alleinherrſcher, denn faſt alle Mitglieder des Unterhauſes gehörten zu ihrer Sekte. Der Miniſter Strafford mußte ſeine Anhänglichkeit und Treue an ſeinen Fürſten mit dem Leben bezahlen, und ſelbſt der König war gezwungen, deſſen Todesurtheil zu unterzeichnen. Verſchiedene Anfoderungen des Parlaments bewilligte er, und verzichtete auf mehrere Kronrechte. Carl hoffte, daß die ſchottiſche Armee aus England würde nach Haus verwieſen werden; allein das Parlament machte mit den Feinden des Königs ein Bündniß, und die Spannung, welche ſeit Jahrhunderten zwiſchen dieſen beiden Völkern beſtanden hatte, verwandelte ſich deshalb in anſcheinende Freundſchaft, bloß weil es ſich die Schotten hatten einfallen laſſen, ihren König zu bekriegen. Faſt Alles, ſelbſt die grundloſeſten Anſprüche und Foderungen der Schotten, wurden ihnen bewilligt, und auch das Wenige, was noch zu vermitteln übrig blieb, verſprach der König zu beſeitigen. Er faßte daher den Entſchluß, nach Edinburgh zu reiſen, wo er den Mißvergnügten Alles, was ſie verlangten, blindlings zugeſtand. Die Puritaner indeſſen trieben ihre politiſche Schwärmerei immer weiter, und wollten die Macht des Königs ſo beſchränken, daß er auch die Obergewalt über ſeine Truppen niederlegen ſollte, aber mit edler Entſchloſſenheit wies der Monarch dieſe freche Zumuthung zurück. Als aber das Parlament in der Londoner Stadtmiliz eine Sicherheitswache ſich errichtete, die Schritte der Feindſeligkeiten auf jede Art erneuerte, der König Alles bewilligte, mehr gab, als er geſollt hätte, und dieſes immer nicht hinreichte, den Haß ſeiner Feinde zu beſchwichtigen, da ſuchte er ein Rettungsmittel in einem Kriege, der ſeinen Untergang nicht aufhalten konnte. Nicht

gegen ſeine Unterthanen, ſondern gegen eine freche Rotte Fanatiker ergriff er die Waffen der Selbſtvertheidigung. Man denke ſich einen Fürſten, von ſo edlem Charakter, von ſo großherziger Selbſtverläugnung, die ſelbſt den Verdacht von Schwachheit auf ſich zog, von ſo menſchenfreundlichen Geſinnungen, und es wird nicht ſchwer ſeyn, zu begreifen, daß ihn der Zwang zu dieſem Schritte blutige Thränen koſtete. Seine Gemahlin nebſt ſeiner Tochter, Marie, ließ er zu ihrem Verlobten, dem Prinzen von Oranien, nach Holland reiſen, und ſeine beiden Söhne, den Prinzen von Wales und den Herzog von York behielt er an ſeiner Seite. Das Parlament rüſtete ſich indeſſen zum Bürgerkriege (1642), und münzte Geld aus den ſilbernen Gefäßen, welche ihm die republikaniſchen Bürger freiwillig darbrachten. Der König brachte ebenfalls eine nicht unbedeutende Macht zuſammen, und es kam zur Schlacht. Der Hauptanführer der Empörer, Graf Eſſex, wurde in einem Treffen bei Edgehill (23ſten Oktober 1642) geſchlagen; allein Eſſex erfocht bald nachher einen Sieg über die königlichen Truppen, nach welchem das Parlament alle, ſeit dem 22ſten Mai 1642 ausgefertigten königlichen Dekrete für null und nichtig erklärte. Nach mehrern errungenen Vortheilen, und als Herr von Briſtol, erklärte nun der König in einem Neuen, zu Oxford verſammelten Parlamente, die Schotten und das alte Parlament zu London des Hochverraths ſchuldig. Im April 1644 verlor Carl gegen die Generale Lesley und Olivier Cromwell (ſ. d. Art.) die Schlacht bei York. Die Exaltirten verurtheilten nun den Erzbiſchof Laud, der bereits vier Jahre im Staatsgefängniſſe geſchmachtet hatte, zum Tode, ſchafften am Tage ſeiner Hinrichtung durch eine Parlamentsakte die Liturgie der biſchöflichen Kirche ab, und ergänzten ſie durch die der Presbyterianer. Nachdem endlich die Stütze der königlichen Macht in der wichtigen Schlacht bei Naseby am 14ten Juni 1645 geſunken, und jede Ausſicht auf Waffenglück vernichtet war, entſchloß ſich Carl, bei den Schotten ſeine Zuflucht zu ſuchen. Allein dieſe treuloſen Verräther erwiederten ſein Zutrauen durch ein Bubenſtück der ſchändlichſten Verworfenheit, und verkauften ihren König 1647 den Engländern um die Summe von 400.000 Pf. St. rückſtändiger Subſidien. Als Gefangener wurde er nach Holmby abgeführt. Cromwell entzweite das Parlament mit der Kriegerkaſte, und wußte es in einem Kriegsrathe dahin zu bringen, daß der König mit Gewalt nach Hamtoncourt gebracht wurde. Der nachherige Protektor von England hielt ſich von jetzt an immer in der Nähe des Königs auf, um unter der Maske der Freundſchaft alle ſeine Bewegungen genauer beobachten zu können. Seine Scheinheiligkeit trieb er ſo weit, daß er einſt in voller Beſtürzung zum König lief, und ihm entdeckte, daß man im Sinne habe, ihn zu ermorden, und er dieſem Schickſale nicht anders, als durch die Flucht entgehen könne, wo er ihm die Inſel Wigth als Freiſtätte anbot. Carl nahm dieſen Vorſchlag an und flüchtete zu dem Statthalter dieſer Inſel, der Cromwells Creatur war. Dieſer ſetzte ihn gefangen und behandelte ihn mit grauſamer Härte. Das Loos ihres unglücklichen Königs brachte während dieſer Zeit viele Gemüther zur Beſinnung. Man murrte über die Herrſchaft des Protektors; die Waliſer wurden unruhig; das Parlament wurde mit Petitionen zu Gunſten des Königs beſtürmt, und ſelbſt die Schotten ergriff nagende Reue, den König ſeinen grimmigſten Feinden überantwortet zu haben. Sie ergriffen die Waffen, wurden aber zurückgeſchlagen, und Cromwell zog im Triumphe unter dem lauteſten Jubelgeſchrey des Volkes in Edinburgh ein. Unter ſeinen Streichen fiel auch endlich die Stadt Gloceſter, welche, da ſie mit ritterlichem Heroismus für ihren König gekämpft hatte, rein ausgeplündert wurde. Zu Newport wurden indeß neue Unterhandlungen angeknüpft, die aber nicht anders als zum Nachtheile Carls ausfielen. Cromwell und ſein

Digitized by Google

Anhang bemächtigten ſich nun ganz der Perſon des Königs, und beſetzten, nach Verdrängung aller Royaliſten, das Parlament nur mit ihren Anhängern. Dieſes foderte, wegen des im Bürgerkriege gefloſſenen Blutes, den König vor die Gerichtsſchranken. Auf Cromwells Antrag ward ein Blutgericht von 30 Rebellen niedergeſetzt, von welchem er verhört und verurtheilt werden ſollte. Vergeblich widerſetzten ſich mehrere Städte und ganze Provinzen; vergeblich machte Holland, Frankreich und Schottland die dringendſten Vorſtellungen dagegen; vergeblich wandte des Königs Neffe, der Churfürſt von der Pfalz, Alles an, ihn zu retten. Die Verzichtung des Prinzen von Wales und des Herzogs von York auf die Krone wird verworfen, und die rührendſten Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß einer königlichen Gemahlin, in einem Schreiben an den Sprecher des Parlaments, werden nicht angehört. Nichts konnte das verſteinerte Herz des Cannibalen Cromwell rühren. Am 20. Januar 1649 hielt das Blutgericht im Weſtminſter-Saal ſeine erſte Sitzung. Unter ſicherer Bedeckung ward Carl aus ſeiner finſtern Kerkerhöhle nach London gebracht, und zum Verhöre geführt. Mit bedecktem Haupte erſchien er in dem Gerichtsſaale; eine edle Würde und ein Stolz, der den Adel ſeines Herzens verrieth, leuchtete aus ſeinem Auge, und ein feſter Gang zeugte von Anſtand und Hoheit. Mit feierlichem Tone antwortete Carl Stuart, als ihm der Präſident dieſes Tribunals erklärte, daß man ihn als einen Tyrannen, Mörder, und Feind des Vaterlandes zur Verantwortung ziehen wolle: „England iſt kein Wahlreich, ſondern ſeit tauſend Jahren ein Erbreich geweſen; deßhalb möchte ich wohl wiſſen, auf weſſen Autorität ich hierher gerufen bin. Ich bin mehr auf die Freiheit meines Volkes bedacht, als jeder Andere, der mein Richter zu ſeyn ſich anmaßt!“ Dreizehn Richter ſprachen nach drei Sitzungen das: ſchuldig über ihn aus, und am 27. Januar ward dem Könige das von 69 Perſonen unterſchriebene Todes-Urtheil vorgeleſen. Der König wollte noch einige Worte reden; aber der Präſident erlaubte es ihm nicht. Carl wurde nun wieder zum Gefängniſſe unter Beſchimpfungen und Mißhandlungen des Pöbels und der Soldaten gebracht, die er mit Faſſung und Seelenruhe ertrug. Den Tag vor ſeiner Hinrichtung nahm er mit Rührung und unter Thränen von ſeinen noch in London zurückgebliebenen, theuern Angehörigen den zärtlichſten Abſchied. Am 30. Januar 1649, Nachmittags gegen 2 Uhr, beſtieg er mit ruhiger Ergebung das Blutgerüſt; er hob Hände und Augen gen Himmel, kniete nieder, legte das Haupt auf den Block, und der Nachrichter endete mit einem Schlage das Leben eines Königs, der den Himmel in ſeinem Buſen trug. England feiert noch jetzt zum ewigen Gedächtniſſe an dieſen unglücklichen Fürſten den 30. Januar als einen Buß- und Bettag.

Carl II., König von Großbrittannien, Sohn Carl I., wurde 1630 geb. Seine jugendliche Erziehung fiel in die ſtürmiſchen Zeiten, welche ſeine Familie bedroheten. Er war erſt 19 Jahr alt, und hielt ſich zu eigener Sicherheit im Haag auf, als er die ſchreckliche Nachricht von der Hinrichtung ſeines Vaters erhielt. Furchtbar hauſete Cromwell und deſſen feiles Parlament in England. Zwar nahm Carl den königlichen Titel an, allein er mußte der deſpotiſchen Uebermacht des Uſurpators weichen. Carl floh nach England nach Frankreich, und als er auch hier gegen Cromwells Nachſtellung nicht ſicher war, begab er ſich nach Cöln, wo er in ſtiller Zurückgezogenheit lebte. So ſchleuderte ihn das Geſchick in die Welt umher und vergönnte ihm kaum einen ruhigen Sitz, bis das Verhängniß 1658 Cromwell's Leben beſchloß. Zwar erhoben deſſen Anhänger den jungen Cromwell wieder an die Spitze der geſchaffenen Republik, allein England, ſchon längſt der vielen Deſpoten überdrüſſig, wollte jetzt freier athmen und handeln. Der ruhmwürdige und redliche George Monk, Statthalter von Schottland,

erklärte ſich zuerſt für Carl, drang mit einer Flotte vor London, jagte Cromwell's feiles Parlament auseinander, beſetzte daſſelbe mit den braven Männern, welche Cromwell aus demſelben verſtoßen hatte, und ließ dann 1660 Carl feierlich zum König erklären. Unter Frohlocken und Jauchzen wurde der 30jährige Carl in der Hauptſtadt empfangen. Ein ſchönes, männliches Aeußere, artige Sitten, Leutſeligkeit und ein leichtes heiteres Temperament erhöheten die Neigung des Volkes für ihn, die ſeine rührenden Schickſale ihm bereits erworben hatten. Noch lange hallten im Reiche die erſten Anklänge des allgemeinen Jubels nach, ja ſie wurden noch verſtärkt, als man ſah, daß der neue Regent die achtungswürdigſten Männer des Königreichs in ſeinen Staatsrath aufnahm, und beſonders, als er den allverehrten Lord Hyde, Grafen von Clarendon, zu ſeinem erſten Miniſter machte, und auch den treuen Monk zum Herzog von Albemarle erhob. Hingerichtet wurden nur diejenigen, welche das Parlament ſelbſt des Todes würdig ſprach, und dies Loos traf nur 6 oder 8 von den unmittelbaren Mördern des vorigen Königs. So ſchön ſtrahlte die Morgenröthe des jungen Tages nach der grauſenvollen Nacht! — Die erſten Verrichtungen des neuen Parlaments beſtanden in der Feſtſetzung der Einkünfte der Krone. Und ſo groß war die perſönliche Zuneigung der Unterthanen zu ihrem Könige, daß man ihm mehr bewilligte, als jemals ein König von England eingenommen hatte, nämlich 1.200.000 Pf., und zur Unterhaltung der Flotte 800.000 Pf. Das Heer wurde abgedankt bis auf 5.000 Mann, die als Garniſon im Lande vertheilt wurden. Die Verfaſſung war noch nicht feſt genug, um eine große Armee ohne Furcht beiſammen erhalten zu können, auch möchte es auf die Länge wohl an Sold gefehlt haben. Hierauf ward durch Clarendon's Klugheit der Religionsſtreit beigelegt, und die Episkopalkirche, als die ehemals herrſchende, wieder eingeſetzt, doch mit vielen Begünſtigungen für die Presbyterianer, die jetzt, da keine politiſchen Triebfedern ſie mehr in Spannung erhielten, mit dieſer Einrichtung ſich zufrieden ſtellten. Auch die Schotten wurden in religiöſer Hinſicht beruhigt. Nur der Graf von Argyle, die Seele aller ſchottiſchen Volksaufſtände, und ein unſinnig fanatiſcher Presbyterianer wurden hingerichtet. Ja ſo ſehr verabſcheute man die mögliche Wiederkehr der erlebten Gräuel, daß das Londoner Parlament in einer eigenen Akte jeden für einen Hochverräther erklärte, der jemals wieder von Gefangennehmung oder Anklage des Königs ſprechen, oder eine Republik zurückwünſchen würde. — Zu der Bemerkung eines berühmten Schriftſtellers, daß die Geſchichte die vortrefflichſte, aber auch zugleich die am Schlechteſten befolgte Lehrerin der Fürſten ſey, hat nicht leicht ein Monarch ein treffenderes Beiſpiel gegeben, als Carl II. Wie vorſichtig, ernſt und nachdenkend, ſollte man glauben, hätte ihn nicht ſein und ſeines Vaters Schickſal machen ſollen! Welch einen Eindruck deſſen, was er erlebt hatte, mußte nicht in ihm zurückgeblieben ſeyn! Allein ſein angeborner Leichtſinn gewann bald ſehr die Oberhand über ſeine natürlichen Anlagen (denn man ſagte von ihm, er habe nie etwas Dummes geſagt, und nie etwas Kluges gethan), daß er bloß des ſinnlichen Genuſſes wegen den Thron beſtiegen zu haben ſchien. Seinen vormaligen Wohlthäter belohnte er mit Undank, um die Regierungsangelegenheiten bekümmerte er ſich wenig, und als er zuletzt gar noch ſeinen treueſten und einſichtvollſten Miniſter Clarendon, abdankte, fiel er in die Hände ſolcher Rathgeber, die recht eigentlich darauf hinzuarbeiten ſchienen, ihm das Schickſal ſeines Vaters zu bereiten. Dieſe Rathgeber beſtanden aus 5 Miniſtern, welche das berüchtigte Collegium: Cabal (ſ. d. Art.) bildeten. Dieſes Collegium, worin Lord Aſhlen, nachheriger Graf von Shaftesbury, ein Mann von großer Kraft, unbändigen Leidenſchaften, und ohne alle Religion, eine Hauptrolle ſpielte, predigte dem Könige unaufhörlich

Digitized by Google

vor, daß man nichts Angelegentlicheres zu thun habe, als das, was in Frankreich Richelieu's und Mazarin's eifrigſtes Streben geweſen ſey, nämlich die Krone ſo ſouverän als möglich zu machen. — Aber auch bei dieſen verworfenen Miniſtern bewährte ſich das Sprichwort, daß nur unter Guten Freundſchaft und Einigkeit dauerhaft beſtehen können. Die Cabal zerfiel unter ſich, und Shaftesbury ging zuletzt zur Oppoſitionspartei über. Doch waren aus dieſen Beſtrebungen der Cabal ſchon wichtige Unternehmungen entſprungen, beſonders das Bündniß mit Frankreich gegen Holland, zum großen Verdruſſe der engliſchen Nation, die zuletzt die Kriegsſteuern verweigerte, und den König zu dem ſchimpflichen Frieden von Breda zwang. Carl, im Schooß der Wolluſt ermüdet, wollte ſich endlich in die Arme der Religion werfen, um eine Ruheſtätte zu finden für das hinwelkende Alter. Er neigte ſich zur catholiſchen Religion hin, und erließ, was ſeinem Herzen Ehre macht, eine allgemeine Toleranzakte zum Beſten der Catholiken: eine Toleranz, die bis auf unſere Tage in England ſo ſchändlich verkannt wird. Jetzt aber ſchwieg das intolerante, kaufmänniſche Parlament nicht länger; die Akte mußte zurückgenommen werden, eine Bill ward dagegen aufgeſtellt, die jeden Catholiken ſogar von der Bekleidung öffentlicher Aemter ausſchloß, mithin auch den Bruder des Königs zur Nachfolge unfähig erklärte, und 1619 mußte der König gar eine Akte genehmigen, kraft welcher kein freier Engländer mehr durch einen willkührlichen Befehl ſollte verhaftet werden können. Dies iſt die berühmte Habeas-Corpus-Akte, welche immer eins der wichtigſten Documente der engliſchen Freiheit geblieben iſt. Von all' der Liebe, mit welcher die Nation vor 20 Jahren ihren König bewillkommt hatte, war in den letzten Jahren ſeiner Regierung auch die letzte Spur verſchwunden. Mehrere Verſuche, die er zu ſpät machte, um ſie wieder zu gewinnen, waren nur Zeugen ſeiner Schwäche und Reue. Zuletzt dachte Carl noch darauf, ſich durch Bündniſſe mit auswärtigen Mächten in Anſehen zu ſetzen; allein dieſe ſelbſt verachteten ihn, weil ſie ſeine Wankelmuth kannten. Auch konnte er bei dem obwaltenden Zwieſpalte nach Außen nicht hinwirken, weil das Parlament die Geldbewilligung hätte geben müſſen, Carl ſelbiges aber nicht zuſammen berufen mochte. Gegen das Ende ſeines Lebens kam es noch zu heftigen Unruhen; allein die Scheu des Volkes vor größern Uebeln, und die kleine Garniſon in des Hofes Dienſten, ließ es zu keinem förmlichen Aufſtande kommen, und mehrere Häupter der Volkspartei, die ſich geheimer Verſchwörung verdächtig gemacht hatten, wurden in den Straßen von London hingerichtet. Endlich ſtarb der König nach einer 25jährigen Regierung 1685, immer ein Spielball des Schickſals und ſeines Leichtſinns. — Ungeachtet aller Stimmen, die ſich gegen ſeinen Bruder Jakob erhoben, beſtieg dieſer doch den königlichen Thron. Die Handlung und Schifffahrt Englands wurden unter Carl II., wie wenig er ſelbſt auch dafür that, anſehnlich erweitert, und in Amerika viele Länder erobert, viele Colonien gegründet. Auch die Wiſſenſchaften kamen während dieſes Zeitraums ſo ziemlich in Aufnahme.

Carl XII., König von Schweden, Sohn von Carl XI., wurde am 27. Junius 1682 geboren, und begann wie Alexander ſeine Laufbahn. In einem Alter von 7 Jahren wußte er ſchon ein Pferd zu lenken. Gewaltſame Uebungen, an denen er Gefallen hatte, und die ſeine kriegeriſchen Neigungen entdeckten, bildeten in früher Jugend ſeinen Körper kräftig aus. Obgleich er in ſeiner Kindheit ein ſanftes Weſen zu haben ſchien, ſo zeigte er doch bei gewiſſen Gelegenheiten eine unüberwindliche Halsſtarrigkeit. Das einzige Mittel, ſeinen Charakter zu beugen, war, ihn bei ſeiner Ehre zu faſſen. Er hatte eine angeborne Abneigung gegen die altrömiſche Sprache; allein ſobald man ihm ſagte, der König von Polen und

Digitized by Google

der König von Dänemark verſtänden ſie, lernte er dieſelbe ſehr ſchnell, und behielt ſo viel davon, daß er ſie in ſeinem ganzen Leben reden konnte. Er überſetzte die Thaten Alexanders des Großen, von Q. Curtius; dieſer Gegenſtand zog ihn ungemein kräftiger an, als die Darſtellung. Als ſein Hofmeiſter ihn fragte, was er von Alexander halte. „Ich möchte, erwiederte der junge Fürſt, ihm gerne ähnlich ſeyn.“ — Aber, ſagte man ihm, er hat nur 32 Jahre gelebt. — „Ha! verſetzte er, heißt das nicht genug gelebt, wenn man Königreiche erobert hat.“ Als man dieſe Antworten ſeinem Vater erzählte, rief dieſer aus: „Das iſt ein Sohn, der mehr werth iſt, als ich, und der weiter gehen wird, als der große Guſtav!“ Einſt betrachtete er mit Liebe 2 Charten, die eine von einer Stadt Ungarns, welche die Türken dem Kaiſer entriſſen hatten, die andere von Riga, der Hauptſtadt Lieflands, einer von den Schweden eroberten Provinz; unten auf der Charte von der Stadt Ungarns befanden ſich folgende Worte aus dem Buche Hiob: „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, der Name des Herrn ſey geſegnet!“ Als der Königsſohn dieſe Worte geleſen hatte, nahm er einen Bleiſtift, und ſchrieb auf die Charte Riga's: „Gott hat mir es gegeben, der Teufel ſoll es mir nicht nehmen.“ Carl XI. hinterließ ſeinem 15jährigen Sohne eine große Anzahl armer, aber kriegeriſcher Unterthanen, ſammt gut geordneten Finanzen. Allein weil er fürchtete, der junge Carl möchte ſich verſchwenderiſchem Aufwande hingeben, ſo verſchob er durch ſeine letztwillige Verordnung deſſen Großjährigkeit bis auf 18 Jahre. Der junge König, der vor Ungeduld brannte, ſich im Beſitze ſeiner ganzen Macht zu ſehen, ließ ſich mit 15 Jahren großjährig erklären; und an ſeinem Krönungstage riß er die Krone dem Erzbiſchof von Upſala aus den Händen, und ſetzte ſie ſich ſelber auf das Haupt mit einer Miene von Hoheit, welche der Menge Ehrfurcht abnöthigte. Da Friedrich IV., König von Dänemark, Auguſt, König von Polen, und Peter I., Czar von Moskau, aus der Jugend dieſes Königs Vortheil zu ziehen gedachten, ſo verbanden ſie ſich gegen denſelben. Carl, der kaum 18 Jahre zählte, griff alle drei, den einen nach dem andern, ſchnell an, eilte nach Dänemark, belagerte Copenhagen, trieb die Dänen aus ihren Verſchanzungen. Er ließ dem Könige Friedrich ſagen, er möge ſich, wenn er nicht ſeinem Schwager, dem Herzog von Holſtein, Gerechtigkeit widerfahren laſſe, darauf gefaßt machen, daß Copenhagen in einen Schutthaufen verwandelt, und ſein Königreich mit Feuer und Schwert verwüſtet werde. Die Drohungen des jungen Helden führten den Friedensſchluß von Travenda herbei, worin Carl, zufrieden mit dem Bewußtſeyn, ſeinen Feind gedemüthigt zu haben, nur für ſeinen Verbündeten Foderungen machte, die auch zugeſtanden wurden. Da dieſer Krieg in weniger als 6 Wochen im Jahr 1700 beendet war, ſo zog er gerade nach Narwa, das von 100.000 Ruſſen belagert wurde. Er griff ſie mit einem Heere von 9.000 Mann an, und vertrieb ſie aus ihren Verſchanzungen. 30.000 wurden getödtet oder erſäuft, 20.000 baten um Leib und Leben, und der Reſt wurde gefangen oder verſprengt. Carl erlaubte der Hälfte der ruſſiſchen Soldaten, ohne Waffen in ihre Heimath zurückzukehren, und der andern Hälfte mit Waffen über den Fluß zu ſetzen. Er behielt nur die Generale, denen er ihre Degen und Geld geben ließ. Unter den Gefangenen war ein aſiatiſcher Prinz, der am Fuße des Caukaſus geboren war, und nun als Gefangener in den Eiszonen Schwedens leben ſollte. „Es iſt gerade ſo, ſagte Carl, als wenn ich bei den Tataren der Krimm in Gefangenſchaft leben ſollte — Worte, die an den launiſchen Wechſel des Schickſals und an Carls Zufluchtsſtätte in der Türkei erinnern. Carl verlor in der Schlacht von Narwa nur gegen 1.200 Soldaten, die getödtet, und ungefähr 800, die verwundet wurden. Der Sieger

rüſtete ſich, um im Frühling des Jahres 1701 ſeine Rache auch an dem Könige Auguſt zu nehmen. Er ging über die Düna, ſchlug den Marſchall Stenau, der ihm den Uebergang ſtreitig machte, vertrieb die Sachſen aus ihren Stellungen, und trug über dieſelben einen ausgezeichneten Sieg davon. Er geht nach Curland, das ſich ihm ergiebt, fliegt nach Lithauen, wirft Alles nieder, und vereint ſeine Waffen mit den Umtrieben des Cardinals Primas von Polen, um dem Könige Auguſt den Thron zu entreißen. Als Warſchau in ſeiner Gewalt war, verfolgt er ihn, und gewinnt die Schlacht von Cliſſau, ungeachtet der Feind Wunder von Tapferkeit an Tag legte. Abermals ſchlägt er das ſächſiſche Kriegsheer unter Stenau's Oberbefehl in die Flucht, belagert Thorn, läßt im Jahre 1705 Stanislaus Leczinski zum Könige von Polen erwählen. Der Schrecken ſeiner Waffen ſcheuchte Alles vor ihm in die Flucht. Die Ruſſen waren mit gleicher Schnelle verſprengt worden. Auguſt, der ſich jetzt in der höchſten Noth befand, bat um Frieden. Carl ſchreibt ihm die Bedingungen vor, nöthigt ihn, ſeinem Königreiche zu entſagen, und Stanislaus als König von Polen anzuerkennen. Da dieſer Friede den 24. Nov. 1706 geſchloſſen, Auguſt entthront, und Stanislaus auf dem Thron befeſtigt war, ſo hätte Carl XII. auf ehrenvolle Weiſe mit dem Czar in Unterhandlung treten können; allein er wandte lieber ſeine Waffen gegen ihn, indem er wahrſcheinlich ihn ebenfalls zu entthronen gedachte. Er zieht aus Sachſen im Herbſte 1707 mit ſeinem Kriegsheere von 43.000 Mann. Die Ruſſen verlaſſen Grodno bei ſeiner Annäherung, er ſchlägt ſie in die Flucht, geht über den Boryſthenes, unterhandelt mit den Koſaken, und ſchlägt am Dezena ſein Lager auf. Carl dringt nach verſchiedenen Vortheilen durch die Steppen der Ukräne gegen Moskau vor. Das Glück verließ ihn bei Pultawa den 8. Julius 1709. Er wurde von dem Czar geſchlagen, an einem Beine verwundet, ſein ganzes Heer aufgerieben oder gefangen, und er ſelbſt genöthigt, ſich auf einem Tragbette zu retten. Gezwungen, eine Zufluchtsſtätte bei den Türken zu ſuchen, ging er wieder über den Boryſthenes, gewann Oczakow, und zog ſich nach Bender zurück. Durch eine einzige Niederlage welkten Carls Lorbeeren, die mit Strömen von Blut errungen waren. Pultawa war für ihn, was Pharſalus für den Pompejus war. Der Großherr empfing Carl XII. wie ein Krieger es verdiente, deſſen Name Europa erfüllte. Er gab ihm eine Bedeckung von 400 Tataren. Die Abſicht des Königs von Schweden, als er in der Türkei ankam, war, die Pforte gegen den Czar aufzuwiegeln. Da ihm dieſer Plan weder durch Drohungen, noch durch Umtriebe gelang, ſo widerſetzte er ſich halsſtärrig gegen ſein Unglück, und trotzte dem Sultan, obgleich er faſt deſſen Gefangener war. Die ottomanniſche Pforte wünſchte nichts ſehnlicher, als ſich von einem ſolchen Gaſte loszumachen. Man wollte ſeine Abreiſe durch Zwang beſchleunigen. Er verſchanzte ſich in ſeinem Hauſe zu Bender, vertheidigte ſich den 11. Febr. 1713 mit 40 Bedienten gegen ein zahlreiches Heer, und ergab ſich nicht eher, bis ſein Haus in Flammen aufloderte. Von Bender brachte man ihn nach Adrianopel, darauf nach Demir-Tocca. Dieſe Einſamkeit mißfiel ihm. Er entſchloß ſich, die ganze Zeit, die er dort verweilen würde, im Bette zuzubringen, und blieb zehn Monate lang liegen, indem er eine Krankheit vorgab. Seine Unglücksfälle vermehrten ſich mit jedem Tage. Seine Feinde, welche ſeine Abweſenheit benutzten, vernichteten ſein Kriegsheer, und entriſſen ihm nicht nur ſeine Eroberungen, ſondern auch jene ſeiner Altvordern. Endlich reiſte er von Demir-Tocca ab, durchzog als Courier, nur von zwei Gefährten begleitet, die Erbſtaaten des Kaiſers, Franken, Schwaben, Heſſen und Mecklenburg, und kam den 22. November im Jahre 1714

zu Stralſund an. Als er hier belagert wurde, rettete er ſich in dem erbärmlichſten Zuſtande nach Schweden. Seine Unfälle hatten ihn noch nicht von der Wuth des Kriegens befreit. Er griff Norwegen mit einem Heere von 20.000 Mann an. Ihn begleitete der Erbprinz von Heſſen, der ſich mit Carls Schweſter Ulrike vermählt hatte. Er unternahm die Belagerung von Friedrichshall im Dezbr. 1718. Eine verlorne Kugel traf ihn am Kopfe, als er die Arbeiten der Ingenieure beim Mondſcheine beſichtigte. Er fiel gleich todt nieder, den 12. Dezbr. gegen 9 Uhr Abends. Carl war mit Entwürfen beſchäftigt, welche Europas Anblick umſchaffen ſollten. Der Czar wollte ſich mit ihm vereinigen, um den König Stanislaus wieder einzuſetzen, und ſeinen Mitbewerber zu entthronen. Er gab ihm Schiffe, um das Haus Hannover vom Throne Englands zu verjagen, und den Prätendenten wieder darauf zu ſetzen, ſo wie Landtruppen, um Georg in ſeinen hannöveriſchen Staaten, und vorzüglich im Bremen'ſchen und Werden'ſchen anzugreifen, das er dem ſchwediſchen Helden entriſſen hatte; allein ſein Tod vereitelte alle ſeine Plane. — Fragen wir nun nach den Vortheilen, welche Carl ſeinem Vaterlande und der Welt geleiſtet hat, ſo ergiebt ſich, daß ſeine raſende Kriegsſucht eine Geißel für das Menſchengeſchlecht war. Tauſende und Tauſende von Menſchen, durch Feuer und Schwert vernichtet, waren die Früchte ſeines Erdenwallens. Schweden ſelbſt war bei Carls Tode ſo verwüſtet und entvölkert, daß nur noch Weiber, Kinder und Greiſe vorhanden waren. Das Geſchlecht der Jünglinge und Männer war in den Schlachten gefallen. Nur Weiber bauten die Erde, und verrichteten alle Geſchäfte, wozu ſonſt nur Männer gefordert werden. Hätte die Natur Carln eine untergeordnete Rolle aufgetragen, er wäre größer geweſen. Er war kein Alexander, allein er wäre der Erſte in deſſen Heere geweſen. Seine Plane wurden weder mit Weisheit entworfen, noch mit Umſicht ausgeführt. Ihm hat ſein Starrſinn mehr Schaden zugefügt, als Natur und Glück da, wo ſie gegen ihn verſchworen ſchienen, zu thun vermochten. Er beſaß allerdings auch ſchätzenswerthe Eigenſchaften, die in dem bürgerlichen Leben ihn zu einem liebenswürdigen Menſchen gemacht hätten. Im Umgange trieb er ſeine Sanftmuth und Einfalt beinahe bis zur Schüchternheit. Seine Sitten waren ſtrenge, ja ſogar hart, und was ihn von allen Helden der ältern und neuern Zeiten unterſcheidet, er hat nie der Liebe geopfert. — Wir wollen noch einige Züge aus Carls Leben mittheilen; ſie zeigen den reinen Verſtand und das edle Herz deſſelben. Als er die ſächſiſchen Truppen zu Pultansk in Polen im Jahr 1702 geſchlagen hatte, wollte es der Zufall, daß an demſelben Tage zu Marienburg eine Komödie geſpielt wurde, die einen Kampf zwiſchen den Schweden und Sachſen vorſtellte, worin jene im Nachtheile erſchienen. Als Carl dieſes erfuhr, ſagte er mit Kälte: „Ich mißgönne ihnen ſolche Freude nicht. Die Sachſen mögen immerhin auf den Bretern der Bühne ſiegen, wenn ich ſie nur im Felde ſchlage.“ — Die Prinzeſſin Lubomirsky, welche die Gunſt des Königs von Polen beſaß, wollte nach Deutſchland reiſen, um den Gräueln des Kriegs, welche Polen im Jahr 1705 heimſuchten, zu entfliehen. Der ſchwediſche Obriſtlieutnant Hagen, der von der Reiſe der Prinzeſſin Nachricht erhalten hatte, legte ſich in den Hinterhalt, und bemächtigte ſich der Prinzeſſin, ihrer Wagen, ihrer Kleinode, ihres Silbergeſchirres und baaren Geldes, höchſt beträchtlicher Gegenſtände. Als Carl dieſes Abenteuer erfuhr, ſchrieb er mit eigener Hand folgende Zeilen an den Obriſtlieutenant: „Da ich nicht mit Damen Krieg führe, ſo wird der Obriſtlieutnant ſeine Gefangene ſogleich in Freiheit ſetzen, und derſelben ihre ganze Habe wieder zuſtellen; und ſollte die Gefangene für ihre noch übrige Reiſe ſich nicht ſicher genug erachten, ſo wird der Obriſtlieutnant ſie bis an Sachſens Gränze begleiten.

Als Carl die Polen genöthigt hatte, den König Auguſt von dem Throne, auf den ſie ihn geſetzt hatten, auszuſchließen, drang er in Sachſen ein, um den König ſelbſt zur Anerkennung der Rechte des Nachfolgers, den er ihm gegeben hatte, durch Waffengewalt zu zwingen. Er wählte ſein Lager in der Nähe bei Lützen, jenem durch Guſtav Adolphs Sieg und Tod gleichberühmten Schlachtfelde, und ſuchte die Stelle auf, wo dieſer große Mann gefallen. Als man ihn an Ort und Stelle führte, ſagte er: „Ich habe immer geſtrebt, ſo zu leben, wie Er; Gott gewährt mir vielleicht einen gleich ruhmvollen Tod." — Carl luſtwandelte in der Nähe von Leipzig. Ein Bauer ſtürzte zu ſeinen Füßen, und flehte ſeine Gerechtigkeit gegen einen Grenadier an, der ihm gerade das, was für das Mittagsmahl ſeiner Familie beſtimmt war, weggenommen hatte. Der König ließ den Soldaten kommen. „Iſt es wirklich wahr, fragte er ihn mit ſtrenger Miene, daß Ihr dieſen Bauer beſtohlen habt?" — „Sire, erwiederte der Grenadier, ich habe dieſem Manne nicht ſo viel Böſes zugefügt, als Eure Majeſtät ſeinem Herrn gethan hat; Sie haben dieſem ein Königreich geraubt, und ich habe dieſem Halunken nur ein Huhn genommen." Der König gab mit eigener Hand dem Bauer 10 Dukaten, und verzieh dem Soldaten wegen der Kühnheit ſeines Einfalls mit den Worten: „Erinnere Dich, mein Freund, daß, wenn ich auch dem Könige Auguſt ein Reich genommen habe, ich nichts davon für mich behalten habe." — Die größten Gefahren machten nie den geringſten Eindruck auf dieſen Fürſten. Als ihm in der Schlacht von Narwa 1700 ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, ſprang er mit Leichtigkeit auf ein anderes, und ſagte luſtig: „Die Leute laſſen mich meine Uebungen machen." — Einſt ſagte er ſeinem Sekretär Briefe nach Schweden in die Feder, als eine Bombe auf das Haus fiel, das Dach durchbohrte, und in der Nähe des Zimmers, worin der König war, zerſprang. Der halbe Boden war zertrümmert. Das Cabinet, worin der König ſich befand, war zum Theile in einer dicken Mauer, und erlitt keine Erſchütterung. Kein Stück der zerſprungenen Bombe drang glücklicher Weiſe in das offenſtehende Cabinet. Bei dem Getöſe der Bombe und dem Krachen des Hauſes, das einzuſtürzen ſchien, fiel dem Sekretär die Feder aus der Hand. „Warum, ſagte der König mit ruhiger Miene, ſchreiben Sie nicht?" — „Ach, ſtotterte jener, Sire die Bombe." — „Was hat denn die Bombe mit dem Briefe gemein, den ich Ihnen in die Feder ſage? Schreiben Sie fort." S. d. A. Görtz.

Carl XIII., König von Schweden, geb. den 7ten Oktober 1748, zweiter Sohn von König Adolph Friedrich und von Luiſe Ulrike, einer Schweſter Friedrichs des Großen. Schon bei ſeiner Geburt zum Großadmiral von Schweden ernannt, erhielt er eine dieſer Beſtimmung angemeſſene Erziehung, und machte in der Folge mehrere Kreuzzüge im Categat mit. Im Jahr 1770 nahm er an der zu Stockholm bewirkten Revolution bedeutenden Antheil, und erhielt von ſeinem königlichen Bruder, Guſtav III., den wichtigen Poſten eines General-Gouverneurs von Stockholm. Nachdem er zum Herzog von Südermannland ernannt war, vermählte er ſich 1774 mit Eliſabeth Charlotte, Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp. Im Jahr 1788 befehligte er die ſchwediſche Scheerenflotte im finniſchen Meerbuſen, ſchlug die Ruſſen und wurde zum General-Gouverneur von Finnland ernannt. Im Jahr 1792, nach der Ermordung Guſtavs III., ſtellte er ſich während der Unmündigkeit Guſtav Adolphs an die Spitze der Regentſchaft, wo er ſich im ganzen Reiche die allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Im Jahr 1809, nachdem die Stände Guſtav Adolph des Thrones verluſtig erklärt hatten, ward er als Reichsverweſer, und am 20ſten Juni des nämlichen Jahres, unter verhängnißſchwangern Umſtänden, zum Könige von Schweden ausgerufen. Die Ruhe, welche

ihm der Friede mit Rußland und Frankreich von nun an geſtattete, benutzte er weiſe und klug zur Verbeſſerung der Finanzen, zur Heilung der durch den unſeligen Krieg mit Rußland dem Reiche geſchlagenen Wunden, zur Vollendung der Verfaſſung, und lebte mit dem ihm von den Ständen erwählten Sohn und Thronfolger, dem franzöſiſchen Reichsmarſchall Bernadotte, im freundſchaftlichſten Einverſtändniß. Durch ſein weiſes Benehmen ward dem ſchwediſchen Reiche eine ſchöne Entſchädigung für den Verluſt von Finnland durch die Eroberung von Norwegen den 4ten November 1814. Sein Tod erfolgte am 5ten Februar 1818, und ließ eine allgemeine Sehnſucht im ganzen Reiche nach ihm zurück: denn ſeitdem er in die Laufbahn der Regierungsgeſchäfte getreten war, hatte er nie aufgehört, durch die Entwickelung der ſchönſten und edelſten Regententugenden die Liebe der ſchwediſchen Nation zu beſitzen.

Carl Emanuel der Große, Herzog von Savoyen, auf dem Schloſſe Rivoli im J. 1562 geboren, zeichnete ſeinen Muth im Felde von Montbrun, in den Schlachten von Vigo, Aſti, Chatillon, Oſtage, bei der Belagerung von Berue, und den Barrikaden von Suza aus. Er wollte im J. 1590 Graf von Provence werden. Philipp II., ſein Schwiegervater, unterſtützte ihn, um ihm von dem Parlamente von Aix die Anerkennung als Beſchützer dieſer Provinz zu verſchaffen, damit dieſes Beiſpiel Frankreich veranlaſſen möchte, den König von Spanien als Beſchützer des geſammten Königreiches anzuerkennen. Der Herzog von Savoyen, der von keinem kleinern Unternehmungsgeiſte beſeelt war, ſtrebte ebenfalls nach dieſer Krone. Sein gränzenloſer Ehrgeiz ließ ſogar Abſichten auf den kaiſerlichen Thron nach dem Tode des Kaiſers Mathias, auf das Königreich Cypern, das er erobern wollte, und auf die Oberherrſchaft über Macedonien, welche die von den Türken tyranniſirten Völker jener Gegend ihm anboten, in ſeiner Bruſt aufkeimen. Er ſchmeichelte ſich ſogar einen Augenblick, König von Frankreich zu werden. Die Genfer wurden genöthigt, im J. 1602 ihre Stadt gegen die Waffen dieſes Fürſten, der im Herzen des Friedens eine Erſteigung der Mauern verſuchte, zu vertheidigen. Die Häupter dieſer Unternehmung welche in die Gewalt der Genfer fielen, wurden wie nächtliche Diebe aufgehängt. Heinrich IV., der auch über ihn zu klagen hatte, und der ihn mehrere Male durch den Herzog von Lesdiguieres ſchlug (ſ. d. A. Biron, Carl), ſchloß mit ihm Frieden, worin er ihm das Markgrafthum Saluzzo für la Breſſe und le Bugai ließ. Der Friedensſchluß, den Bonaventura von Catalagirone, General des Franziskaner Ordens, vermittelte, ehrte den Herzog mehr, als die franzöſiſchen Unterhändler. Es iſt wahr, daß Lesdiguieres ſagte, der König habe als Kaufmann, und der Herzog von Savoyen als Fürſt unterhandelt. Carl Emanuel war ein unruhiger Kopf; abermaliger Krieg mit Frankreich, mit Spanien und Deutſchland folgte. Er ſtarb vor Kummer zu Savillon im J. 1630. Seine Ehrſucht ſtürzte ihn auf krumme und eines großen Fürſten unwürdige Wege. Nie war ein Mann weniger offen, als er. Man ſagte allgemein, ſein Herz ſey, wie ſein Land, unzugänglich. Er baute Palläſte und Kirchen; er liebte und pflegte die Wiſſenſchaften, allein er dachte nicht genug daran, Glückliche zu machen, und es ſelbſt zu ſeyn.

Carl Eduard, ſ. Eduard.

Carl Eugen, Herzog von Wirtemberg, der älteſte Sohn Carl Alexanders, geboren zu Brüſſel den 11. Febr. 1728. Hier ward er bis ins achte Jahr unter der Aufſicht ſeiner Großmutter, einer Fürſtin von Taxis, erzogen. Ein Jahr vor ſeines Vaters Tode kam er nach Stuttgart, wo nun unter der Leitung des an Geiſt und Herz gleich ausgezeichneten Barons von Segui ſeine höhere wiſſenſchaftliche Bildung begann. Latein, Mathematik, Erdkunde

Digitized by Google

und Geſchichte waren die Hauptgegenſtände ſeines Unterrichts, und obwohl zu anhaltendem Fleiße und gründlicherem Forſchen zu flüchtig, machte Carl doch mit Hülfe einer ſchnellen Faſſungskraft und eines glücklichen Gedächtniſſes gute Fortſchritte. Auch die Leibesübungen und ſchönen Künſte wurden bei ſeiner Unterweiſung nicht vergeſſen, den erſtern verdankte er ſeinen geſunden und ſtarken Körper, den letztern einen fein gebildeten Geſchmack und ein lebendiges Kunſtgefühl, das ſeine Reiſen ſpäter noch erhöhten. So ausgebildet ſchickte man ihn im Jahre 1741 zu Friedrich dem Großen nach Berlin, um dort ſich in der Staats= und Kriegskunſt zu vervollkommnen. — Carl erwarb ſich bald Friedrichs Zuneigung, was nicht wenig dazu beitrug, daß der Wunſch ſeiner Mutter erfüllt, und der erſt 16jährige Herzog 1744 von Kaiſer Carl VII. für volljährig und Regierungsfähig erklärt wurde. Denn damals gab der große Friedrich ihm das Zeugniß, „daß er ſolche Eigenſchaften, Gaben und Einſichten beſitze, die einen Prinzen in den Stand ſetzten, allein zu regieren, und ſein Volk glücklich zu machen,“ ja er hielt ihn ſogar fähig, noch größere Staaten zu beherrſchen, als die, welche die Vorſicht ſeiner Sorgfalt anvertraut habe. Dieſes Urtheil eines ſo tiefen Menſchenkenners, als Friedrich war, mußte am kaiſerlichen Hofe Carls Sache nicht wenig fördern, und in Wirtemberg die guten Erwartungen von ihm gar ſehr erhöhen. Er ſollte, empfahl ihm Friedrich, gleich beim erſten Auftreten des Volkes Herzen zu gewinnen ſuchen, Schmeichler fliehen, Intriguen ſcharf ſtrafen, und ſich ſelbſt mit allen Staats=Angelegenheiten, den Finanzen beſonders, wohl bekannt machen, weil dieſe der Nerv des Landes ſeyen. Sittlichkeit uud Religioſität ſollte er aufs Ernſtlichſte zu erhalten ſuchen, und vornehmlich vor dem Fanatismus ſich hüten; nie ſollte er ſich vom Kaiſer und Reich entfernen, und gegen Oeſterreich und Frankreich ein gleiches, parteiloſes Betragen annehmen. „Glauben Sie nicht, ſchrieb damals Friedrich dem jungen Herzoge, daß Wirtemberg für Sie da ſey, ſondern ſeyen Sie vielmehr überzeugt, daß die Vorſehung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk glücklich zu machen; ſetzen Sie daher ſein Wohlergehen höher als Ihre Vergnügungen, denn wenn Sie in ſo zartem Alter Ihre Luſt dem Wohle Ihrer Unterthanen aufzuopfern vermögen, dann werden Sie nicht nur ihre Freude, ſondern auch die Bewunderung der Welt ſeyn!“ — Hätte der junge Fürſt nur die weiſen Vorſchriften, die ihm ſein großer Lehrer beim Abſchied gab, ſtets befolgt, nie wäre ſein Land ſo unglücklich geworden! aber im erſten Feuer ſeiner Jugend richtete er ſeine Kraft auf Glanz, Pracht und Schauſpiele aller Art. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, und koſtbare Reiſen verwendete, überſtiegen bei weitem die Kräfte Wirtembergs. Carl Eugen erbot ſich beim Anfange des 7jährigen Krieges freiwillig und ohne Veranlaſſung zum Kriege gegen Preußen, und rückte mit einem Heere von 14.000 Mann, deſſen Aufſtellung die Unterthanen faſt zur Verzweiflung brachte, in Sachſen ein. Allein König Friedrich von Preußen rächte ſich durch den Sieg bei Leuthen den 5. Dezbr. 1757 bald an ſeinem undankbaren Zöglinge, deſſen Truppen hier in ſchneller Flucht ihr Heil ſuchen mußten, und nach geendigtem Feldzuge übel zugerichtet, und auf die Hälfte herabgeſchmolzen, wieder nach Hauſe kamen. Die alten beſchwornen Verträge wurden wenig geachtet. Die Landſtände ſuchten nach dem Kriege bei Kaiſer und Reich Schutz und Hülfe, und wandten ſich insbeſondere an die proteſtantiſchen Mächte; aber erſt 1770 kam durch die Vermittlung des preußiſchen Hofes ein Vergleich zwiſchen dem Herzoge und den Ständen zu Stande. Die Jahre der Leidenſchaft waren nun auch verraucht, und von dieſem Zeitpunkte an ſuchte der Herzog durch Mäßigung und Einſchränkung ſeines Aufwandes, und durch viele wohlthätige und nützliche Einrichtungen die dem Lande geſchlagenen Wunden

zu heilen. Er wandte auf die Veredlung des Weinbaus und der Landwirthſchaft die größte Sorgfalt. Durch die Anlegung trefflicher Kunſtſtraßen beförderte er den innern Verkehr. Alle Verwaltungszweige wurden von ihm ſorgfältig berückſichtigt. Er erweiterte das Gebiet des Herzogthums auf rechtlichem Wege durch Kauf, wo es ſich thun ließ, die Erbauung der prächtigen Luſtſchlöſſer Solitüde und Hohenheim, die Verſchönerungen von Ludwigsburg und Stuttgart und viele andere Bauunternehmungen gaben dem Kunſttalente und der Landesthätigkeit Beſchäftigung und Nahrung. Künſte und Wiſſenſchaften erhielten von Carl Eugen in dieſem Zeitpunkte die größten Unterſtützungen. Stuttgart war der Sitz der trefflichſten Künſtler, und aus den Lehranſtalten des Landes gingen die ausgezeichnetſten Gelehrten, ein Spittler, Schiller, u. ſ. w. hervor. Unter dieſen Inſtituten wurde die Militär-Akademie in Stuttgart beſonders begünſtigt. Wiſſenſchaftliche Bildung und wahre Aufklärung verbreiteten ſich unter dem ganzen wirtembergiſchen Volke mehr als in irgend einem andern Theile Deutſchlands. Ein hoher äußerer Wohlſtand war die Folge von dem Allem. Carl Eugen wurde nun von ſeinem Volke angebetet. In ſtiller philoſophiſcher Ruhe verlebte er die letzten Jahre ſeines Lebens auf ſeinem Luſtſchloſſe Hohenheim, und ſtarb am 24. Oktober 1793.

Carl Theodor Anton Maria, Freiherr von Dalberg, ſ. Dalberg.

Carl Theodor, Churfürſt von Pfalzbaiern, ein Sohn des Pfalzgrafen Johann Chriſtian von Sulzbach, wurde 1724 geboren. Nach dem Abſterben Carl Philipps aus dem Hauſe Neuburg erhielt der junge Herzog von Sulzbach, Carl Theodor, im 18ten Jahre, die Pfalz am Rhein und die Würde des Erzſchatzmeiſters im deutſchen Reiche. In Wiſſenſchaften vielſeitig gebildet, auf mehreren Schulen und Reiſen vortheilhaft heranreifend, ein Freund der Künſte und ſeiner Religion vorzüglich ergeben, war dieſer Prinz, bei den noch übrigen glänzenden Eigenſchaften ſeines Herzens, allgemein verehrt und geprieſen. Als Regent in der Pfalz verwendete er allein für Verſchönerungen, Kunſt und Wiſſenſchaft 35 Millionen Gulden. Er vermählte ſich am 16ten Januar 1742 mit Maria Eliſabeth von Pfalz-Sulzbach, mit welcher er einen Sohn zeugte, ihn aber bald verlor. Außer der Rheinpfalz beſaß dieſer Fürſt noch die Fürſtenthümer Sulzbach und Neuburg im Nordgau Baierns, die Herzogthümer Jülich und Berg am Niederrhein, dann die Herrſchaft Ravenſtein ꝛc. Als Maximilian Joſeph, Churfürſt von Baiern und der letzte Sproſſe aus Kaiſer Ludwigs Blut, im J. 1778 zu München ſtarb, nahm Carl Theodor nach der Erbfolge Beſitz von Baiern, und empfing vom ganzen Lande die Huldigung. Unter ſeiner ſanften Regierung erſtanden viele nützliche Anſtalten, Verſchönerungen, freundliche Anlagen und nützliche Inſtitute erhielten ihre Schöpfung. Straßen über Berge und an Flüſſen wurden bei den größten Hinderniſſen vortrefflich hergeſtellt, wovon noch mehrere Monumente an Carl Theodor erinnern. Das große Donaumoos wurde cultivirt, und andere öde Strekken bebaut. Seidenwürmer wurden gezogen, und Maulbeerbäume angepflanzt. Die Bienenzucht gewann, und Arbeitshäuſer beſchäftigten viele 1.000 Menſchen. Beſonders wurden die Kunſtſammlungen und die Schulen der Künſte mit fürſtlicher Großmuth bedacht. Im J. 1794 ſtarb ſeine Gemahlin, und der 71jährige Churfürſt vermählte ſich 6 Monate darnach mit Maria Leopoldine von Oeſterreich. Im J. 1796 drangen die Franzoſen in Baiern vor, und die fürſtliche Familie eilte nach Sachſen, von wo ſie bald wieder nach den Siegen des Erzherzogs Carl zurückkehrte. Allein nicht lange nachher 1799 rührte den Fürſten während des l'Hombre-Spiels ein Schlagfluß, an deſſen Folgen er den 16ten Febr. das Zeitliche ſegnete.

Carli (Giovanni Rinaldo), auch Carli Rubbi genannt, aus einer alten adlichen Familie zu Capo d'Iſtria 1720 geboren. Schon frühe entwikkelte ſich in ihm eine vorherrſchende Neigung zur Alterthumskunde, womit er das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften verband. In der Folge ſtudirte er zu Padua Mathematik, die griechiſche, hebräiſche und lateiniſche Sprache, ward bald darauf Mitglied der Akademie der Ricovrati, und von nun an erhielt er in der gelehrten Welt Celebrität durch ſeine literariſchen Streitigkeiten mit den berühmten Alterthumsforſchern Fontanini und Muratori. In ſeinem 21ſten Jahre erhielt er zu Venedig den Lehrſtuhl für Sternkunde und die Seewiſſenſchaften, und mit vielem Ruhme bekleidete er dieſen Poſten 12 Jahre hindurch, bis die Verwaltung ſeines bedeutenden Vermögens ihn veranlaßte, ſeine Profeſſur niederzulegen, und nach ſeinem Geburtsorte zurückzukehren, wo er mehrere wichtige Werke über die Alterthümer ſeines Vaterlandes, ſo wie gelehrte Unterſuchungen über alte Münzen u. ſ. w. herausgab. In der Folge ernannte ihn Joſeph II. zum Präſidenten des höchſten Handelsgerichts und des Studienraths zu Mailand, und endlich zum geheimen Staatsrath und Präſidenten des Finanzkollegiums. Noch in ſeinem Alter ſchrieb er über die verſchiedenen Theile des thieriſchen Lebensprozeſſes, und ſtarb 1795. Außer ſeinen amerikaniſchen Briefen in 5 Bänden gab er ſeine Werke heraus unter dem Titel: Opere del Sig. commendatore D. Gian. Rinaldo conte Carli, presidente emerito del supremo consiglio di pubblica economia, et del regio ducal magistrato camerale di Milano di stato di S. M. I. R. A. Dieſes Werk beſteht aus 15 Bänden.

Carlos (Don), Infant von Spanien, Sohn Philipps II. und der Maria von Portugal, einer Prinzeſſin von Aſturien, war den 8. Juli 1545 zu Valladolid geboren. Seine Geburt erkaufte die Mutter mit ihrem Leben; denn vier Tage nach ihrer Niederkunft ſtarb ſie. Der Körper des Prinzen war ſchwächlich und kränklich. Die ängſtliche Sorge um ſeine Leibesconſtitution artete bei der Erziehung in Verzärtelung aus, und ſo verſtärkte ſeine Erzieherin, Johanne von Oeſterreich, verwittwete Königin von Portugal, die Anlagen ihres Neffen zu allen heftigen und laſterhaften Neigungen. Nach dem Berichte ſeines Lehrers Don Honorio de Juan, kaiſerlichen Kammerherrn und nachherigen Biſchofs von Osma, zeigte er eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Studien, und eine Vorliebe zu Grauſamkeiten. So machte er ſich ein Vergnügen daraus, kleine Kaninchen, welche man ihm von der Jagd mitbrachte, langſam zu Tode zu martern, und freute ſich, wenn er ſie in krampfhaften Zuckungen in ſeinen Händen ſterben ſah. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien wurde beendet, und in den Friedenspräliminarien feſtgeſetzt, daß Iſabelle, Tochter Heinrichs II. von Frankreich, die Gemahlin des Don Carlos werden ſolle, wenn er das männliche Alter erreicht haben würde. Der Tod der Königin Maria von England, Gemahlin Philipps II., gab dieſem Friedenspunkte eine andere Geſtalt. Philipp war ohne eheliche Bande, und zählte erſt 32 Jahre, da ſein Sohn Don Carlos kaum das vierzehnte Jahr erreicht hatte. Heinrich II. glaubte demnach ſeiner Tochter ein glücklicheres Schickſal zu bereiten, wenn er ſie an die Seite eines regierenden Königs kettete. Philipp ſtimmte in dieſen Vorſchlag ein, und wurde am 2. Febr. 1560 zu Toledo mit Iſabellen vermählt. Faſt um dieſelbige Zeit (22. Febr.) ließ Philipp eine Verſammlung der Cortes berufen, Don Carlos als ſeinen Thronfolger krönen, und ihm den Eid der Treue leiſten. Da Don Carlos ſchwach und bleich war, ſo ſchwinden die ſchönen Farben, welche man von ſeiner Außenſeite entwarf, und worauf die Dichtung fußte, als habe er in liebender Verbindung mit Iſabellen geſtanden, ſo wie auch jene angebliche Reiſe bis Alkala, welche er um

der Königin Willen ſoll gemacht haben. Von einem mehrtägigen Fieber geneſen, ward er von Philipp auf die Univerſität nach Alkala de Henarez geſandt, damit er durch dieſe Reiſe ſeine Geſundheit beſſere, und in dem Schooße der Wiſſenſchaften ſeine Sitten mildere. Am 9. März 1562 gerieth der neunzehnjährige Prinz in Lebensgefahr. Er ſtürzte mehrere Treppen ſeines Pallaſtes hinab, und man hielt ihn für todt. Es wurden ſogleich in allen Kirchen Gebete zu ſeiner Wiedergeneſung angeſtellt. Mehrere bedeutende Wunden am Schädel und eine wundärztliche Operation am Gehirn hatten eine Kopfſchwäche des Prinzen zur Folge, welche ihn an der Cultur ſeines Geiſtes hinderte, und ſeinen ohnehin rohen Charakter noch vollends unerträglich machte. „Waren dies etwa die herrlichen Anlagen, um zärtliche Gefühle in dem Herzen einer tugendhaften Prinzeſſin rege zu machen?“ fragt ein ſpaniſcher Schriftſteller, Llorente. 1564 kehrte er mit ſeinem Lehrer Don Honorio de Juan wieder an den königlichen Hof zurück, und ward ſeiner Leitung entzogen. Bis zu dem Tode Don Honorius legte er gegen ihn die größte Hochachtung an den Tag, und wurde nie über die Freimüthigkeit beleidigt, mit welcher dieſer ihm die Goldregeln des Lebens einſchärfte. Leider aber entſprach er ihnen nicht, ſondern überließ ſich ohne Rückhalt dem Sturme ſeiner heftigen Leidenſchaften. Um die Mährchen eines St. Real, Mercier und anderer ſpaniſchen Geſchichtſchreiber zu widerlegen, welche ſo pomphafte Zeichnungen von ſeinem Charakter entwarfen, dienen hier einige Anekdoten. Als einſt ſein Kämmerer auf das Geräuſch der Klingel nicht ſchnell genug herbei eilte, ergriff er ihn, und wollte ihn zum Fenſter hinaus werfen; als er eines Abends in den Straßen von Madrid zufällig mit Waſſer begoſſen wurde, befahl er, das Haus in Brand zu ſtecken, und die Einwohner zu erſchlagen; und als ihm ein Schuſter zu enge Stiefeln brachte, befahl er, ſie in Stücke zu ſchneiden, und ſie zu kochen, worauf ſie der Unglückliche eſſen mußte, und ſeinen Geiſt aufgab. Von den eigentlichen Zügen ſeines Charakters entwirft der Erzbiſchof von Roſano folgendes Bild: „Der Prinz iſt von einem unerträglichen Stolze beſeelt, zügellos in ſeinen Sitten, ſchwach an Geiſt, und dabei launiſch und halsſtarrig, ſo daß man mit Recht von ihm ſagen kann, er ſey ſeiner geiſtigen Kräfte nicht mächtig, und habe Anfälle von Wahnſinn.“ Unangenehme Berührungen mancherlei Art, in welche er täglich mit ſeinem Vater verwickelt wurde, beſtimmten Don Carlos 1565, heimlich eine Reiſe nach Flandern zu unternehmen. Mit Hülfe ſeines Anhangs hatte er auch ſchon 50.000 Dukaten zuſammengebracht, als ihm ſein Hofmeiſter Evoli, durch eine klug angewandte Liſt, dieſen Plan vereitelte. 1567 hatte Philipp den Herzog von Alba zum Gouverneur von Flandern ernannt. Ueber dieſe Ehrenbezeugung wurde Don Carlos ſo aufgebracht, daß er gegen Alba den Dolch zog, und ihn getödtet haben würde, wenn ihn nicht die Geiſtesgegenwart und die Ueberlegenheit der Kraft des Herzogs daran verhindert hätte. Sein Oheim, Maximilian II., und ſeine Tante, die Kaiſerin Maria, bewahrten immer noch die Liebe für Don Carlos, die ſie ſeit ſeiner früheſten Jugend für ihn gehegt hatten. Sie wünſchten ihn ſogar mit ihrer Tochter Anna zu vermählen. In kluger Berückſichtigung der Sittenloſigkeit ſeines Sohnes, verfuhr Philipp bei Realiſirung dieſes Vorſchlags mit der bedächtigſten Langſamkeit, um ſeine Nichte nicht etwa in den Abgrund des Verderbens zu ſtürzen. Kaum hatte aber Don Carlos Kenntniß von dieſen Plänen, als er beſchloß, ohne Zuſtimmung ſeines Vaters Spanien zu verlaſſen, nach Deutſchland überzugehen und von Wien aus alle ſeine Bedenklichkeiten zu beſeitigen. Bei der Ausführung dieſes Entwurfes wurde er von dem Prinzen von Oranien, dem Marquis von Berg, dem Grafen Egmont und Hoon, und allen Häuptern der Verſchwörung in Flandern unterſtützt. Die Geldanerbietun-

gen des Marq. von Berg und des Barons von Montigny ſchlug er aus, und ſchrieb faſt an alle Granden Spaniens, ihn bei dieſer Unternehmung zu unterſtützen. Sie verſprachen ihm ihren Beiſtand, unter der Bedingung, daß dieſes Unternehmen nicht gegen den König gerichtet ſeyn dürfe. Der Admiral von Caſtilien ahnete in der Dunkelheit, mit welcher dieſe Abreiſe umhüllt war, verbrecheriſche Abſichten, und ſchickte den Brief des Prinzen an den König. Don Juan von Oeſterreich, welchem Don Carlos ſein ganzes Vertrauen geſchenkt hatte, hinterbrachte alle ſeine gemachten Entdeckungen Philipp. Man vermuthet, daß Don Carlos mit dem Plane umgegangen ſey, ſich an die Spitze der Niederländer zu ſtellen, und gründete dieſe Meinung auf mehrere Briefe ſeines Kammerdieners Garcia Alvarez Oſorio, worin derſelbe unter andern ſchreibt, daß er, trotz allen Verſprechungen, nur 6.000 Dukaten erhalten habe, und daß er doch zu der bewußten Unternehmung 600.000 bedürfe. So wenig man aus dieſen Briefen nur die entfernteſten Anſchläge zu einer Empörung entnehmen konnte, ſo verlor doch der Baron Montigny deshalb ſeinen Kopf. Indeſſen ſoll Don Carlos ſeiner Aeußerung zufolge Philipp haben ermorden wollen, welches dieſem verrathen wurde. Don Carlos verfiel in eine wahnwitzige Krankheit und legte ſich den 18ten Januar 1568 ſchon Abends um ſechs Uhr zu Bette. Um eilf Uhr ging der König die Treppe herab, begleitet von dem Herzoge Feria, dem Großprior des Johanniter-Ordens, Don Antonio, Bruder des Herzogs von Alba, dem General-Lieutenant und 12 Gardiſten, in das Zimmer des Prinzen. Die Offiziere bemächtigten ſich ſeines Degens und Dolches, und der Herzog von Feria hatte ihm eben erſt eine geladene Büchſe weggenommen, als der Prinz in ſeinem Schlafe unterbrochen wurde. Auf ſeinen Schrei, wer da ſey? und nach einigen Drohreden, welche er ausſtieß, erhielt er zur Antwort, der Staatsrath ſey da. Raſch ſprang er auf, und wollte zu den Waffen greifen, da wurde er des Königs anſichtig: „Was will man mit mir?“ ſchrie er wie ein Wahnſinniger. „Das wird Euch die Zeit lehren“ — war die Antwort Philipp's. Der König befahl ihm hierauf, ſich bis auf weitere Befehle ganz ruhig in dieſem Zimmer zu verhalten. Dem Herzog Feria ſagte er: Ich übergebe Euch die Perſon des Prinzen, damit Ihr Acht auf ihn habt, und ihn ſorgfältig bewachet. Zu Ludwig Quijada, dem Grafen von Lerma, und zu D. Rodrigo de Mendoza aber ſprach er: „Ich trage Euch die Bedienung des Prinzen auf; übt keinen ſeiner Befehle aus, ohne mich vorher davon benachrichtigt zu haben.“ Auch ſchärfte er ihnen bei Strafe des Hochverraths ein, ihn weder Etwas ſchreiben, noch mit Jemanden reden zu laſſen. Bei Austheilung dieſer Befehle erhob der Prinz ein gellendes Gelächter, und mit Bitterkeit brach er in die Worte aus: „Tödtet mich, König, ehe Ihr mich gefangen haltet. Wenn Ihr nicht ſo mitleidig ſeyd, mir das Leben zu nehmen, ſo werde ich ſelbſt den Dolch in meine Bruſt zu führen wiſſen.“ Der König antwortete: Er möge keine Handlungen begehen, welche man nur von einem Wahnſinnigen erwarten könne. „Ich bin nicht wahnſinnig, ſchrie er, aber in Verzweiflung über die Schritte, welche man gegen mich vornimmt!“ Nach einer Weile entfernte ſich der König. Der Herzog von Feria bemächtigte ſich der Schlüſſel von den Koffern, und ließ jeden Behälter nach den Zimmern des Königs bringen; ſtellte 4 Monteros d' Eſpinoſa, 4 ſpaniſche Hellebardiers und eben ſo viele Deutſche nebſt einem Lieutenant zur Wache auf; ließ die Betten der Bedienten entfernen, und der Herzog von Feria, der Graf Lerma und Don Rodrigo brachten die Nacht über bei ihm zu. Der Zutritt ward jedem ſeiner Diener unterſagt; kein Meſſer wurde ihm bei Tiſche verabreicht, denn das Fleiſch wurde zerſchnitten aufgetragen, und ſogar durfte nicht einmal Meſſe in ſeinem Zimmer geleſen werden. Den 19ten Januar 1568 berief der König eine Raths-

verſammlung, und ſtattete ihnen über die Urſachen, warum er den Prinzen habe verhaften laſſen, vollſtändigen Bericht ab. Bei Erzählung der Thatumſtände ſoll er ſich der Thränen nicht haben enthalten können. Auch bei dem deutſchen Kaiſer, mehreren europäiſchen Fürſten, dem Papſte, der ſpaniſchen Geiſtlichkeit, den königlichen Gerichtshöfen, Civil- und Militär-Gouverneurs der Provinzen, rechtfertigte der König ſeine Maaßregeln. Vergeblich waren die Bitten des Papſtes Pius V., vergeblich ſandte Maximilian II. den Erzherzog Carl nach Madrid, um ſich zu Gunſten des Don Carlos zu verwenden; der König befahl, ſeinem Sohne den Prozeß zu machen. Nicht die Inquiſition, ſondern eine beſondere Commiſſion ſetzte Philipp in dieſer Staatsangelegenheit nieder. Außerdem daß der König darin den Vorſitz hatte, beſtand ſie aus dem Cardinal Don Diego Espinoſa, dem Biſchofe von Siguenza, dem Rui Gomez de Silva, Prinzen von Evoli, Don Diego Bribiesca de Mugnatones. Letzterem lag die Leitung des Prozeſſes ob. Um dem Gerichtsgange das Anſehen zu geben, als beſchäftige er ſich mit Ermittellung eines Majeſtäts-Verbrechens, ließ der König die Aktenſtücke des Prozeſſes von ſeinem Urgroßvater Johann II. gegen deſſen älteſten Sohn Carlos aus den königlichen Archiven von Barcellona nach Madrid bringen. Während des Laufes der Unterhandlungen wurde die Gefangenſchaft des Prinzen ſo ſtrenge, daß die Gemahlin des Königs und ihre Prinzeſſin, Donna Johanna, den Unglücklichen nicht ein mal beſuchen durften, und Philipp ſo finſter und mißtrauiſch, daß er ſeine gewöhnlichen Vergnügungsreiſen nach Aranguez, Prado und Eskurial einſtellte. Don Carlos überließ ſich unterdeſſen einer leidenſchaftlichen Ungeduld, die nahe an Raſerei gränzte. Er verwarf die Beichte, und verweigerte die Erfüllung ſeiner kirchlichen Pflichten, verſchluckte einen Demant, um daran zu erwürgen, und gab ſich allen den Unordnungen Preis, welche wir nur an Wahnſinnigen bemerken. Wuth und Zorn hatten ſo ſein Blut entzündet, und ſeine Sinne in dem Grade erhitzt, daß ihn das Eiswaſſer, deſſen er ſich täglich bediente, nicht mehr abzukühlen im Stande war. Er legte eine Menge Eis in ſein Bett, und ſein Gemüth wollte dennoch keine Ruhe gewinnen. Nackt und baarfuß lief er auf den Zimmerplatten umher, und tobte ſo oft ganze Nächte hindurch. Im Monat Juni wieß er jede Art Speiſe von ſich, und genoß während eilf Tage nichts als Eiswaſſer. Er ſchwächte ſich dadurch ſo ſehr, daß er in eine fieberartige Krankheit verfiel, und man glaubte, er werde nicht lange mehr leben. Der König beſuchte ihn hierauf, und ſagte ihm einige freundliche Worte des Troſtes. Der Erfolg war, daß er mehr aß, als ihm in ſeinem Zuſtande dienlich war. Sein Fieber wurde bösartig, und wurde von heftigen Anfällen, Gallenauswurf, und einer gefährlichen Diarrhöe begleitet. Der Prinz genoß der Pflege des Dr. Olivares, des erſten Arztes des Königs, der den Kranken allein beſuchte, und wenn er das Zimmer verlaſſen, ſich mit den übrigen Aerzten des Königs beſprach. Inzwiſchen war die von Don Diego Bribiesca de Mugnatones eingeleitete gerichtliche Unterſuchung ſchon ſo weit vorgerückt, daß man im Stande war, ohne den Schuldigen zu hören, ein ſummariſches Urtheil zu fällen, oder einen Anwald des Königs zu ernennen, der in der Eigenſchaft eines Fiskals den Prinzen, wegen der in der vorläufigen Inſtruktion aufgeführten Verbrechen anklagen könnte. Der Prinz wußte von allen dieſen Unterhandlungen Nichts; die Ausſagen von Zeugen waren durch Briefe und andere Papiere erſetzt. Aus den Aktenſtücken ergab ſich, daß man nach den Grundgeſetzen des Reichs nicht umhin könne, den Prinzen zum Tode zu verurtheilen; denn er ſey des Majeſtätsverbrechens im erſten und zweiten Grade ſchuldig; weil er den Plan zum Vatermorde habe in's Werk ſetzen wollen, und weil er geſonnen geweſen, ſich der Herrſchaft Flanderns durch einen Bürgerkrieg zu bemächtigen. Mugnatones lieferte einen Bericht hierüber, ſowie über die Strafen, welche das Geſetz in dieſem Falle über Unter-

Digitized by Google

thanen verhängte. Doch, fügte er hinzu, könne Se. Majeſtät beſondere Umſtände und den Rang des Verbrechers berückſichtigen, und als Souverän, aus Rückſichten der Staatsweisheit, Milderung der Strafe eintreten laſſen. Der Cardinal Espinoſa und der Prinz von Evoli erklärten, daß ſie das Gutachten des Mugnatones billigten. Philipp II. äußerte hierauf, daß ihm ſein Gewiſſen nicht geſtatte, bei einem Prinzen, der allen Leidenſchaften und Laſtern ergeben ſey, eine Milderung des Geſetzes eintreten zu laſſen. Deſſen ungeachtet glaube er, daß, da der Geſundheitszuſtand ſeines Sohnes bedauernswerth geworden ſey, es gut wäre, wenig Sorgfalt mehr auf ihn zu verwenden, ſondern ihn ſoviel eſſen und trinken zu laſſen, als er nur immerhin wolle. Denn, nach ſeiner Geiſteszerrüttung zu urtheilen, könne es nicht fehlen, daß er Ausſchweifungen beginne, die ſein Ende beſchleunigen würden. Das, was er noch wünſche, ſey, ſeinen Sohn zu überzeugen, daß ſein Tod unvermeidlich, und daß es demzufolge für ihn nöthig ſey, zu beichten, um ſein ewiges Heil zu ſichern. Die Proceßakten ſchweigen von einem ſolchen Entſchluſſe des Königs. Es ward kein Urtheil geſchrieben, noch unterzeichnet; nur findet man eine kleine Note des Sekretärs Petro del Hoyo, worin er ſagt: „daß das gerichtliche Verfahren ſoweit gediehen geweſen ſey, als der Prinz an ſeiner Krankheit ſtarb, weßhalb es zu keinem Urtheilsſpruche kam." Am 20ſten Juli verordnete der Dr. Olivares dem Don Carlos noch eine Medicin, welche keine gute Folgen hatte. Die Krankheit fing an, tödtlich zu werden, da erklärte der Arzt dem Leidenden, es wäre gut, wenn er ſich als ein guter Chriſt zum Tode bereite und die heil. Sakramente empfinge. Der Prinz befolgte dieſe Mahnung, und verlangte nach ſeinem gewöhnlichen Beichtvater, dem F. Diego des Chares. Dieſem Geiſtlichen trug er auf, den König, ſeinen Vater, in ſeinem Namen um Verzeihung zu bitten. Philipp ließ ihm antworten: Er verzeihe ihm von ganzem Herzen, gebe ihm ſeinen Segen, und hoffe, daß Gott ſeine Reue gnädig aufnehmen werde. An demſelben Tage empfieng er mit der größten Ergebung das heil. Abendmahl und die letzte Oelung, und machte, mit Bewilligung ſeines Vaters, ein Teſtament, das durch ſeinen Sekretär Martin de Gaſtelo aufgenommen wurde. Sein Todeskampf währte den 22ſten und 23ſten fort, und er hörte in dieſem Zuſtande mit Ruhe die Ermahnungen ſeiner geiſtlichen Beichtväter an. In der Nacht vom 23. bis den 24. begab ſich der König, auf die Schultern des Prinzen Evoli und des Großpriors gelehnt, in ſein Zimmer, gab ihm nochmals unerkannt ſeinen Segen, und ſchied weinend von ihm. Bald darauf am 24ſten Juli, Morgens 4 Uhr, erfolgte der Tod des Don Carlos. Ohne ſeinen Tod weiter zu verheimlichen, wurde er mit allen, ſeinem Range gebührenden, Ehrenbezeugungen in dem Dominikaner-Nonnenkloſter el Real zu Madrid, jedoch ohne Leichenrede beerdigt. Spanien beweinte Don Carlos, weil der König keinen männlichen Sprößling hinterließ, und ſeine Hoffnungen auf die dritte Niederkunft der Königin, durch den Tod der makelloſen Eliſabeth (23ſten Oktober desſelben Jahres), durch die Folgen einer zu frühzeitigen Entbindung herbeigeführt, vernichtet wurden. Philipp II. befahl, um das Andenken an die Gerechtigkeit, mit der er in der Sache ſeines Sohnes zu Werke gegangen, zu bewahren, daß die Prozeßakten, in Original und zugleich mit der Ueberſetzung, geſammelt und aufbewahrt werden ſollten. Im J. 1592 wurden die drei vorhandenen Aktenſtücke in ein kleines grünes Käſtchen niedergelegt, von dem Könige verſchloſſen, und in das königliche Archiv von Simancas gebracht. Schiller, Alfieri, Otway und Campiſtron haben dieſen Stoff zu einer Tragödie benutzt.

Carlowitz, ein Flecken in Slavonien an der Donau, in der Grafſchaft Syrmien. Hier wurde den 26. Jänner 1699 zwiſchen dem deutſchen Kaiſer, dem Czare von Rußland, dem Königreich Polen, der Republik Venedig und dem türkiſchen Sultan Muſtapha, unter Vermittelung von Holland und England, der ſogenannte Carlowitzer Frieden abgeſchloſſen. Auf demſelbigen Platze, wo einſt jener wichtige Traktat abgeſchloſſen wurde, erhebt ſich jetzt die Kirche Maria della Pace. Carlowitz hat vortrefflichen Weinbau und anſehnlichen Fiſch- und Hauſenfang. Der Handel iſt bedeutend, indem die Hauptſtraße von Ungarn nach Semlin und der Türkei ſelbige durchſchneidet.

Carlsbad, eine offene Stadt in Böhmen, Ellnbogner Kreiſes, am Einfluß der Töpel in die Eger, in einer gebirgigen, romantiſch-ſchönen Gegend, in einem ſchmalen Thale, einer der beſuchteſten Badeorte von Europa. Kaiſer Carl IV. ſoll im J. 1358 die Hauptquelle, den Sprudel, auf der Jagd entdeckt haben, als er einen Hirſch verfolgte, der von einem hohen Felſen, noch jetzt der Hirſchſprung genannt, herabgeſprungen ſey, und, in der warmen Quelle verſunken, von ihm ſey erlegt worden. Die Wärme des Sprudels, der heißeſten der hieſigen Quellen, beträgt im Durchſchnitt 165° Fahrenheit. Der minder heiße Quell, der Neubrunnen, der ſeit einigen Jahren vorzüglich beſucht wird, und wobei ein langer bedeckter Säulengang für die auf- und abwandelnden Trinker angebracht iſt, hält 47° Wärme. Die Quelle, das Schloßbad genannt, hält 38°. Im J. 1816 befanden ſich hier 3.300 Badegäſte. Da den Churgäſten die Bewegung ſo vorzüglich angerathen wird, ſo hat Kunſt und Natur die hieſige Umgegend ſo reichlich mit Anmuth ausgeſtattet, daß es dem Wandelnden weder an hohen Naturgenüſſen, noch an mannigfaltiger Abwechſelung derſelben fehlt. Das Städtchen Carlsbad ſelbſt beſitzt 2.400 Einw., mit berühmten Fabriken von Büchſen, Beſchlägen, Schlöſſern ꝛc. für ſchöne Tiſchlerarbeit, ſo wie von vorzüglichen Näh-, Steck- und Stricknadeln und ſonſtigen feinen Waaren aus Eiſenſtahl, Zinn, Blech, Holz, von vorzüglich feinen, und den engliſchen nicht nachſtehenden Scheeren und Meſſern, die, von den Brunnengäſten häufig gekauft, in ganz Europa unter dem Namen Carlsbader Waaren bekannt ſind.

Carlsbader Beſchlüſſe, ſ. Congreſſe.

Carlsruhe, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Großherzogthums Baden, mit nahe an 16.000 Einw. Sie liegt am ſchönen Hartwalde in einer wenig fruchtbaren Gegend. Der Markgraf Carl, unzufrieden mit den Einwohnern von Durlach, ſeiner bisherigen Reſidenz, legte hier 1715 ein Schloß an, um welches nach einem regelmäßigen Plane die neue Stadt entſtand. Sie iſt fächerartig gebaut, ſo daß ihre 9 Hauptſtraßen alle auf den Thurm des Schloſſes hinweiſen. Dieſe Straßen verlängern ſich in ſchönen durch den Hartwald gehauenen Alleen, und geben der Stadt allerdings ein ſehr freundliches, aber auch durch Einförmigkeit der Häuſer ermüdendes Anſehen. Außer dem Schloſſe, hinter welchem der ſchöne fürſtliche Garten anfängt, ſind das ſehr geräumige Theater, die im römiſchen Style erbaute evangeliſche, und die nach dem Muſter des Pantheon in Rom ausgeführte katholiſche Kirche die ſchönſten Gebäude. Die Stadt beſitzt eine anſehnliche Bibliothek, mehrere Kunſtſammlungen und verſchiedene wiſſenſchaftliche Anſtalten. Die Umgebungen der Stadt, nach allen Richtungen von Alleen durchſchnitten, ſind ſehr angenehm.

Carmagnole, ein Wort, welches die unglückliche Zeit der franzöſiſchen Revolution geboren hat; es bezeichnet einen Tanz, der mit einem Geſange begleitet wurde, der ſo anhub: Madame Veto avait promis etc. mit dem Refrain: Dansons la Carmagnole! Vive le son du canon! Dieſen betäubenden Singtanz pflegte man an Nationalfeſten, bei Hinrichtungen und ähnlichen Schauderfeſten aufzuführen. Ob man dieſen Tanz

Digitized by Google

nach der piemonteſiſchen Stadt Carmagnole, oder nach einem zügelloſen Weibe, welches Paris anzuzünden ſich angeboten hatte, wenn die Freiheit untergehen würde, und auch dieſen Namen führte, benannt hat, iſt unbeſtimmt. Später belegte man ein nach einer beſondern Form zugeſchnittenes Kleid, ſo wie diejenigen, ſo es trugen, mit dieſem Namen.

Carmel, ein Vorgebirg in Paläſtina, welches von ſeiner Fruchtbarkeit dieſen Namen empfing. Gegen Südoſten erſtreckt es ſich längs dem Bache Kiſon bis zur Ebene Jeſreel, in der Länge von 5 Stunden. Die Ausleger derjenigen Stellen der heiligen Schrift, worin dieſer Berg erwähnt wird, ſind im Zweifel, ob man Carmel für einen eigenthümlichen Namen dieſes Berges anzuſehen habe, oder ob man es als gemeines Nennwort, durch ein fruchtbares Feld, überſetzen müſſe. Schöne Wieſen, reiche Triften und Viehweiden wechſeln hier mit lieblichen Thälern und grünenden Wäldchen ab. Daher ſagt auch ſchon Jeremias (50, 19.): Ich will Iſrael wieder heim zu ſeiner Wohnung bringen, daß ſie auf Carmel und Baſan weiden. Und wegen der grünen und zierlichen Geſtalt der Spitze dieſes Berges vergleicht der Gott begeiſterte Sänger im hohen Liede (7, 5.) das Haupt der Braut mit dem Gipfel dieſes Gebirges, indem er ausruft: Dein Haupt ſteht auf dir, wie der Carmel. Nach dem Berichte der heutigen Reiſenden ſoll dieſes Vorgebirge wenige Merkmale ſeiner Fruchtbarkeit mehr an ſich tragen, indem ſtatt der obſttragenden Bäume niederes Geſträuch und nacktes Buſchwerk die Nachläſſigkeit der Araber verrathe, welche dermalen ihren Wohnſitz dort aufgeſchlagen haben. Wir finden demnach die buchſtäbliche Erfüllung desjenigen, was einſt der heilige Seher Amos von dieſer Veränderung weiſſagte, indem er klagte: (Amos 1. 2. Joh. 33, 9.) Die Auen der Hirten werden jämmerlich ſtehen; und die Höhe des Carmels wird verdorren. Berühmt iſt der Carmel durch das Wunder Gottes, wovon uns die heilige Schrift (1. König. 18, 19—40.) erzählt, daß das Opfer des Propheten Elia von einer Flamme des Himmels ſey entzündet und verzehrt worden; die Baalspriеſter es aber trotz ihres Rufens und Schreiens nicht dahin bringen konnten, daß ſich ihr Götze zur Annahme ihres Opfers erbarmt hätte. Vor den Augen ganz Iſraels mußten die Baalspriester bekennen, daß Jehovah der alleinig-wahre Gott ſey. Eine Sage, die auf uns gekommen iſt, erzählt, daß Elias auf dieſem Berge in einer Höhle gewohnt habe, welche noch jetzt den Reiſenden gezeigt, und vorzugsweiſe die Eliashöhle genannt wird. Nach ihm ſoll ſein Nachfolger Eliſa auf eben dieſem Vorgebirge ein von der Welt abgeſondertes beſchauliches Leben geführt haben, durch deſſen Beiſpiel dann das ſogenannte Einſiedlerleben in der Folge entſtand. Der Orden der Barfüßer (ſiehe geiſtliche Orden) führt von dieſem Berge den Namen der Carmeliter, weil ſie ihr erſtes Kloſter nebſt einer Capelle, zur Ehre der heiligen Jungfrau, auf demſelben gründeten. Dieſes heilige Gebäude, welches in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche zerſtört, und durch die Bemühungen Bertholdis, eines calabriſchen Prieſters, wieder aufgebaut wurde, iſt auf dem Gipfel des Berges nicht mehr erſichtlich. Etwas tiefer herunter haben die Mönche eine kleine Hütte, woſelbſt ſie, nach pythagoriſcher Weiſe, ein ſtrenges Leben führen, und durch die Freigebigkeit der franzöſiſchen Kaufleute zu Acra unterhalten werden. Ihre Kirche iſt eine kleine Grotte, die in einen Felſen gehauen iſt, und für die ehemalige Wohnung des Propheten Elia gehalten wird. Von hier aus hat man eine weite und herrliche Ausſicht auf das mittländiſche Meer. Der Ort, wo die kleine Capelle ſteht, iſt einer der unfruchtbarſten im ganzen Gebirge; aber in einiger Entfernung von dem Meere findet man eine reiche und ergiebige Gegend, die mit wohlriechenden Kräutern, Geſträuchen und

Bäumen auf das Anmuthigſte bekleidet iſt. Ungefähr drei Meilen von dem Kloſter fließt eine Quelle guten Waſſers, welche Elias durch ein Wunder aus dem Boden hervorgelockt haben ſoll.

Carmer (Joh. Heinr. Caſimir, Graf v.), der ſich durch die Abfaſſung des allgemeinen Landrechts um die preußiſche Staatsverfaſſung ein ſo hohes Verdienſt erwarb, war den 29ſten Dezember 1721 in der Grafſchaft Sponheim geboren. Als angehender Staatsdiener entging er dem Auge Friedrichs des Großen nicht, der ihn bis zu der Würde eines Staats- und Juſtizminiſters erhob. Er ſtarb am 23ſten Mai 1801 auf ſeinem Landgute Rutzen bei Glogau, als Ritter des ſchwarzen Adlerordens, ꝛc., nachdem er fünfzig Jahre hindurch dem preußiſchen Staate ſeine raſtloſen Dienſte gewidmet hatte. In den Geſchichtsannalen Preußens verewigte er ſich durch ſeine meiſterhafte Einrichtung der ritterſchaftlichen Creditſyſteme, und durch die Reform, welche er in der Gerichtsverfaſſung, vornehmlich aber in dem Civilprozeſſe, einführte.

Carnation, ſ. Nacktes.

Carneades, aus Cyrene, ungefähr ums Jahr 180 v. Chr. geboren, war einer derjenigen Skeptiker, welcher mit Arkeſilaus aus Pitane die neue Akademie gründete, und ſich durch ſeinen Scharfſinn in der Beſtreitung des Chryſipp auszeichnete. Der zuverſichtliche Dogmatismus in der Stoa reizte zu einer ſtrengern Prüfung, und ſo geſchah es, daß Arkeſilaus mit großer Feinheit Zweifel gegen die beſtehende Ueberzeugung hervorzurufen ſich beſtrebte. Dadurch, daß er die Anmaßungen der Vernunft beſchränkte, und die abſolute Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß der platoniſchen Philoſophie beſtritt, ohne jedoch die Möglichkeit einer, wenigſtens wahrſcheinlichen, Gewißheit zu vernichten, erhob der damalige Sektengeiſt ſeine theoretiſchen Waffen gegen ihn, und brachte es durch den Stachel der dialektiſchen Kunſt wirklich dahin, daß die neue Akademie in Verfall zu gerathen ſchien, bis ſein Nachfolger Carneades mit einer Ueberlegenheit des Geiſtes auftrat, die ſeine Feinde in Staunen ſetzte. Ausgerüſtet mit einem vorzüglichen Rednertalente, welches er in der Schule des Stoikers Diogenes ausgebildet hatte, milderte er die Theorie des Arkeſilaus, und verhalf der neuen Akademie einigermaaßen zu ihrem vorigen Anſehen. Er ging von dem doppelten Verhältniſſe der Vorſtellungen zu den Objekten und zu dem Subjekte aus, ſchloß daraus die Unmöglichkeit des objektiven Wiſſens, und ließ nur eine Wahrſcheinlichkeit nach drei Graden (Cic. Ac. qu. II. 9. 32.) gelten. Die Theologie der Stoiker, ihre Lehre vom Fatum, und ihre poſitiven Behauptungen vom Weſen der Götter beſtritt er ausführlich; er zeigte die Unanwendbarkeit aller ontologiſchen und moraliſchen Begriffe auf das Weſen der Gottheit, und ſtellte den Anthropomorphismus durch apogogiſche Gründe in ſeiner Blöße dar. Bürgerliche und natürliche Gerechtigkeit, oder Klugheit u. Sittlichkeit, ſetzte er einander entgegen, und indem er die Behauptung aufſtellte, daß die erſte das Prinzip der Praxis ſey, zeigte er ſich als einen tiefdenkenden Moraliſten. Da er aber den Widerſtreit zwiſchen beiden nicht auflöſte, verſetzte er die Ethik in einen mißlichen Stand, ohne gerade in ſeinem Leben eine unſittliche Ueberzeugung zu beurkunden. Nach ſeinem Aeußern möchte man ihn für einen Cyniker halten, und ſelbſt bei Tiſche war er ſo vertieft, daß ihm ſeine Geſellſchafterin Meliſſa mit der Hand das Eſſen nach dem Munde führte. Die Römer verfälligten die Athenienſer wegen der Plünderung der Stadt Oropus in eine Geldſtrafe von 500 Talenten. Als hierauf Carneades mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Critolaus nach Rom geſchickt wurde, um einen Erlaß von jener Geldbuße zu erwirken, trat Carneades in Mitten der Senatsverſammlung auf, und disputirte über mehrere Theoreme mit ſeiner ſophiſtiſchen Beredſamkeit, ſo daß Cato die Philoſophie als nach-

Digitized by Google

theilig für den Staat erklärte, und darauf drang, jene gefährliche Schwätzer aus Rom zu vertreiben. *Klithomachus* aus Carthago zeichnete des Carneades ſkeptiſche Räſonnements ſchriftlich auf. In einem Alter von 90 Jahren ſetzte der Tod ſeinen Forſchungen ein Ziel.

Carneol, ein helldurchſichtiger rother Edelſtein; den Namen hat er vermuthlich von ſeiner rothen Fleiſchfarbe erhalten, die aber bald höher, bald dunkler angetroffen wird. Er wird zu den Achatarten gerechnet, iſt eckig und kantig, an der einen Seite ausgehöhlt, und an der andern bauchig. Die orientaliſchen Carneolkieſel ſind zuweilen ſehr fein; in großen Stücken hingegen ſind ſie ſelten einfarbig und rein. Nach den unterſchiedlichen Stufen der Farben theilten einige Mineralogen den Carneol in weiß- oder fleiſchrothen, gelblichen oder gelbrothen, ſcharlachfarbigen, braunrothen und gemiſchten. Der Carneol wird zu allerlei Schmuck und Zierrathen, und im Orient beſonders zu Ziegelſteinen verarbeitet, wozu man diejenigen mit einer lebhaften rothen Farbe, ohne Punkte, Flecken und Wolken vorzüglich wählt. Die Alten kannten den Carneol unter dem Namen *Sardes*, und um ihm mehr Glanz zu geben, pflegte man ihn mit Silber- oder Goldblättchen unterzulegen. Den geſchätzteſten fand man in Babylon, ſonſt aber auch in Arabien, Aegypten, Epirus und in der Gegend von Leukas. Kein Gegenſtand war bei den Alten ſo häufig im Gebrauch, als der Carneol, und wir beſitzen noch eine Menge dieſer Steine, welche von alten Künſtlern gravirt worden ſind.

Carneval, **Carnaval**, **Faſching**, **Faſtnacht**, heißen die letzten Tage vor der Faſtenzeit, vorzüglich der Sonntag, Montag und Dienſtag vor Aſchermittwoch. Dieſe Tage ſind in katholiſchen Städten von uralten Zeiten her der *Freude* geweiht, die dann durch ihre Zauber wieder bindet, was Stand, Rang, Amt u. ſ. w. ſtreng getheilt haben. Jeder, in welchem der Sinn für unſchuldiges Vergnügen nicht ganz erſtickt iſt, nimmt an dieſen Tagen, *maskirt* oder unmaskirt (ſ. den Art. *Maske*), in Privatzirkeln, auf öffentlichen Plätzen, auf Bällen, Redouten ꝛc. Theil an der allgemeinen Freude. Allerdings können ſolche Luſtbarkeiten ausarten; allein in weiſe eingerichteten Staaten ſind vernünftige Polizei-Maaßregeln im Stande, der Verletzung der Sittlichkeit, den Beleidigungen öffentlicher und Privat-Perſonen, und jedem Uebel, welches durch die außergewöhnliche Ungebundenheit und durch die Verkleidungen begünſtigt werden könnte, hinreichend vorzubeugen. Worin der Carneval ſeinen Urſprung habe, ob er eine Fortſetzung der *Bacchanalien*, der *Liberalien*, der *Saturnalien*, oder eines andern Feſtes der Alten ſey, iſt nicht ausgemacht. In Nr. 44. der *Agrippina* macht Herr *Julius* über dieſen Punkt folgende *Anfrage*, welche wohl einer genauern Beachtung werth ſeyn möchte: „Viele Leute glauben (warum? iſt unbekannt), unſer Carneval ſey aus den römiſchen Saturnalien entſtanden. Wer aber auch nur halbweg dieſe kennt, wird ſich dieſes ſehr ſchwer erklären können. Erſtens ſtimmt die Zeit nicht; denn die Saturnalien wurden am 17. Dez. gefeiert; zweitens wird man bei allen Schriftſtellern, die von den Saturnalien reden, z. B. *Sueton*, *Macrobius*, *Dio* u. ſ. w., nicht ein Wort von den Masken finden, die doch der Hauptſpaß bei der Sache ſind. Ich habe nun eine andere Meinung, die ſich bei Leſung des *Herodianos* mir noch mehr beſtätigte. Dieſer Schriftſteller ſagt (I. p. 28 Lugduni) im Leben des *Commodus*: *Jedes* Jahr um *Frühlings-Anfang* und an einem feſtgeſetzten Tage feiern die Römer der Göttermutter (Kybele) ein Feſt ſamt Feſtzug. — Erlaubt iſt da Allen allmögliches Spiel und Kurzweil, und Jeder, wer will, nimmt eine *Maske*, und kein Anſehen iſt ſo groß und ausgezeichnet, daß man ſich nicht darin verkleiden, und ſeinen Scherz treiben könne, ſo daß es oft nicht leicht iſt, den wahrhaftigen von dem maskirten Manne zu unterſcheiden.

So ſpricht der erſtaunte Grieche, dem dieſes Feſt etwas Neues war, und erzählt dann, wie Maternus in einen Leibgardiſten ſich maskiren wollte, um den Kaiſer Commodus zu tödten. Nehmen wir nun die Zeit (VIII. Calend. April.) des Kybelefeſtes (auch Hilaria genannt), die mit unſerm Carneval ſtimmt, den carnevalsmäßigen Dienſt der Prieſter, Galli genannt, die Masken, und endlich die Sitte der Alten, die an die Stelle des heidniſchen ſtets ein chriſtliches Feſt ſetzten; ſo iſt es wohl klar, daß unſere Masken von der guten Mutter Kybele in unſerer Römerſtadt (Cöln) ſich herſchreiben. Sogar der Feſtzug oder die Prozeſſion fehlte nicht bei den Cölnern, wurde aber, wie man auf den in dem transfix Verbundtsbrief der h. freien Reichsſtadt Cöllen (p. 42) ſehen kann, 1513 von einem hochweiſen Rathe abgeſchafft; denn ſie wurde auf den letzten Faſtabend gehalten. Wir bitten alle gelehrten Carnevalsfreunde, die etwas Näheres wiſſen, uns in hieſigen Blättern eines Beſſern zu belehren." Den Namen Carneval will man von carne und vale herleiten, weil man an dieſem Tage gleichſam vom Fleiſche Abſchied nehme; allein ſollte das carne oder carna ſich nicht auf die ſo benannte Göttin der Wohlbeleibtheit beziehen? Freilich ward ihr jährliches Feſt am 1. Junius gefeiert. Die Feier des Carnevals hat in der ſpätern Zeit ſehr abgenommen. Rom, Venedig und Cöln zeichneten ſich ſtets durch ihren Carneval aus. Den römiſchen Carneval, der acht Tage dauert, und vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen auf dem Corſo beſteht, hat uns Göthe meiſterhaft beſchrieben. Der Carneval zu Venedig dauert von Weihnachten bis Aſchermittwoch, und zeichnet ſich durch Schauſpiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes und zuweilen durch Wettrennen in Böten aus. Der kölniſche Faſching gewann im J. 1823 ein neues und großartiges Leben, das ſich 1824 noch mehr entwickelte, und das für den dem Gemeinen abholden Geſchmack der Cölner, und für ihr zur wahren Freude allzeit geſtimmtes Gemüth gleich günſtige Zeugniſſe ablegt. Schier's Gedicht: Der kölniſche Carneval von 1823, die Beſchreibungen des köln. Faſchings von 1824 in der Agrippina vom 3. März u. ff. von Schier, in den Beiblättern der köln. Zeitung vom 14. u. 28. März von Tilſchneider, in den ſpäter erſchienenen Schriften: das große kölniſche Carnevalsfeſt von Willmes, und kölniſcher Carnevals-Almanach von Schier liefern das Umſtändliche des kölniſchen Feſtes.

Carnies, ſ. Säule.

Carnot (Lazare Nic. Marg.), im Jahr 1753 aus einer bürgerlichen Familie zu Nolay in Burgund geboren. Schon in früher Jugend entwickelte er eine beſondere Vorliebe für die mathematiſchen Studien, ward beim Geniekorps angeſtellt, erweiterte durch raſtloſen Fleiß ſeine Kenntniſſe, und gab in der Folge mathematiſche Verſuche heraus, wodurch er als Mitglied in mehrere Gelehrten-Geſellſchaften aufgenommen ward. Beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution als Ingenieurhauptmann angeſtellt, trat er zugleich als Deputirter in der geſetzgebenden Verſammlung auf, wo auf ſeinen Vorſchlag die adlichen Offiziere bei der Armee verabſchiedet, und bürgerliche dagegen angeſtellt wurden. Er votirte als Mitglied des National-Convents für Ludwigs XVI. Tod (1791), und wurde auf Gratieu's Stelle als Commandant zur Nordarmee im März abgeſandt, wo er an der Spitze ſeiner Colonnen die Feinde vor ſich her trieb, und alle Talente eines glücklichen und erfahrnen Generals entwickelte. Bald darauf ward er als Mitglied in den Wohlfahrtsausſchuß abberufen, von wo aus er die Operationen der franzöſiſchen Armeen mit den glänzendſten und ſiegreichſten Erfolgen leitete. Im Jahr 1795 ward er ins Direktorium erhoben, ließ ſich aber in der Folge in einen Plan zum Sturze Barras ein, welcher mißlang, und ihm die

Deportation am 18. Fructidor 1797 zuzog. Gleichwohl gelang es ihm, ſeinem Mißgeſchicke durch ſeine Flucht nach Deutſchland zuvorzukommen, von wo aus er ein Rechtfertigungsſchreiben erließ, das in Frankreich von den Feinden des Direktoriums begierig geleſen wurde; hierin deckte er die Schändlichkeiten ſeiner ehemaligen Collegen auf, und beförderte ihren am 30ſten Prairial 1799 wirklich erfolgten Sturz. Im Jahr 1800 ward Carnot nach Frankreich zurückberufen, und ihm das Portefeuille des Kriegsminiſteriums übergeben, welches er aber bald wieder niederlegte, worauf er ſich in den Privatſtand zurückzog. Im Jahr 1802 ins Tribunat berufen, votirte er gegen das lebenslängliche Conſulat, ſo wie er in der Folge ſich auch gegen den Vorſchlag der Kaiſerwürde erhob. Zwar blieb er im Tribunate bis zu deſſen Aufhebung, privatiſirte aber von nun an wieder, und ſchrieb mehrere militäriſche Werke, die ihm ſowohl in Frankreich als im Auslande einen ſeltenen Ruhm erwarben. Im J. 1814 von Napoleon mit der Vertheidigung der Stadt Antwerpen beauftragt, wußte er ſeine Pflicht als Militär mit der ſorgfältigſten Schonung der Stadt zu verbinden, und übergab ſie in der Folge auf Befehl Ludwigs XVIII. dem engliſchen General Graham. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba erhielt er das Miniſterium des Innern, und nach dem Sturze des großen Uſurpators ward er in die Verordnung vom 24ſten Juli mit begriffen, der zu Folge er von nun an mit ſeiner Familie im Auslande, zuerſt in Warſchau, dann aber zu Magdeburg lebte, wo er auch am 3ten Auguſt 1823 Todes verblichen iſt.

Caro (Annibale de), Commandeur des Malteſer-Ordens, berühmter Dichter und Redner ſeiner Zeit, wurde 1507 zu Civita nuova in der Mark Ancona geboren. Kümmerlich friſtete er die Tage ſeiner Jugend bis er von dem reichen Lodovico Gaddi bemerkt wurde, der ihn zu ſich nach Florenz rief, ihn zum Erzieher ſeiner Kinder und nachher zu ſeinem Secretär machte. Hier entwickelten ſich ſeine Talente, und empfingen durch den Beifall des Publikums einen gewiſſen Glanz. Nach dem Tode ſeines erſten Gönners trat er in das Haus des Cardinals Aleſſandro Farneſe. Durch den Reichthum und die ausgebreiteten Verbindungen dieſer angeſehenen Familie wurde ihm der Zutritt zu den Münz-Cabinetten und Antiken-Sammlungen eröffnet, deren Studium er ſich mit der ganzen Macht ſeiner Vorliebe hingab. Um dieſe Zeit gab er ſeine Briefe heraus. Die Reinheit und Richtigkeit in den Ausdrücken und Wendungen der toskaniſchen Sprache, der leichte Ton, welcher die langen Phraſen eines Cicero vermied, die Sprache des gemeinen Lebens veredelte, und ohne Affektation und Witzelei in einer ſchönen Simplicität dahinfloß, erwarben ihm auf dem Felde der Dichtkunſt und Beredſamkeit hohen Ruhm in ganz Italien. — Da er heftig am Podagra litt, ſo zog er ſich in ſeinem Alter aus den Dienſten der Cardinäle Ranuccio und Aleſſandro zurück, vertauſchte ſeinen Aufenthalt zu Parma mit Rom, und verweilte während der ſchönen Jahreszeit in den lieblichen Gefilden von Frascati. 1566 ſtarb er zu Romanus, und wurde in der St. Laurenz-Kirche beerdigt, wo man noch heut zu Tage ſein Grabmal zeigt. Caros Ueberſetzung von Virgils Aeneide, in reimloſen Verſen, iſt ein Meiſterſtück der italien. Sprache, zwei Reden des h. Gregor von Nazianz und eine des h. Cyprian; auch überſetzte er den Longus und die Rhetorik des Ariſtoteles.

Carolina, ſ. Halsgerichtsordnung.

Caroline Amalie Eliſabeth, Königin von England, eine Tochter des bei Auerſtädt 1806 tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, wurde 1768 zu Braunſchweig geboren. Sie verlebte am Hofe ihres Vaters eine zwangvolle Jugend. Die erſten 15

Jahre ihres Lebens verfloſſen in dem Unterrichte und den Beſchäftigungen, die ihrem Alter, ihrem Geſchlechte und Stande angemeſſen waren, ſo wie die folgenden Jahre bis zu ihrer Vereheligung kein bemerkenswerthes Ereigniß auszeichnet. Georg III., König von England, wählte ſie wegen ihrer ſeltenen Anmuth, Schönheit und Geiſtesgaben zur Gemahlin ſeines Sohnes, des Prinzen von Wales, welcher damals ſchon 30 und einige Jahre zählte. Bei der Ankunft der Prinzeſſin mit ihrem glänzenden Gefolge wurde ſie am brittiſchen Hofe mit allen Zeichen des ihr gebührenden Respekts, und der Rückſicht ihres Gemahls, als Thronerben, empfangen. Die öffentlichen Blätter jener Zeit waren voll des Lobes ihrer Schönheit und Vollkommenheiten, und beſchrieben die glänzende Ceremonie des Vermählungsfeſtes, welches am 8ten April 1795 Statt hatte, mit allem Pompe. Die Nation bezeugte ihre freudigſte Theilnahme von jeder Provinz her. Manche erinneen ſich noch ſehr gut, daß von allen Männern an ſeines Vaters Hofe, welche auf Schönheit und einnehmendes We'en Anſpruch machen konnten, der Prinz als der ausgezeichnetſte, von der Natur mit ſeltener Verſchwendung begabt, da ſtand, und dieſe Begabung war durch die Kunſt zu unwiderſtehlicher Höhe geſteigert; kein Mann vermochte mit ihm zu wetteifern, und Keiner von ſeinen Zeitgenoſſen war zu dieſem Grade allgemeiner Hochachtung gelangt. Dabei hatte er ein offenes zugängliches Herz, und man erinnert ſich einer Menge Beiſpiele, welche die Güte und den Adel ſeines Charakters erweiſen. Wenige Monate nach der ehelichen Verbindung des königlichen Paares traten verſchiedene Umſtände hinzu, berechnet, ſeinen häuslichen Frieden zu ſtören. Wem ſie zuzuſchreiben ſind, iſt ungewiß; vielleicht bloß geheimer Cabale von ſolchen, die eiferſüchtig auf die Prinzeſſin wegen der Zuneigung waren, worauf ſie ſich ein geſetzliches Recht erworben hatte, und die vielleicht mit machiavelliſtiſcher Unbefangenheit Urſachen ſchufen, die Unzufriedenheit zu erregen, welche vorher nicht beſtand. Von welcher Quelle auch immer dieſe Mißſtimmung der Gefühle entſprungen ſeyn mag, ihre Exiſtenz wurde bald ausgefunden, und es fanden ſich bald Individuen, welche ihre Privaturſachen hatten, ſie, ſtatt zu ihrer Verminderung beizutragen, zu erhöhen. Endlich fand eine Trennung Statt, obgl ich die Parteien immer noch unter einem Dache lebten. In dieſem zwangvollen Zuſtande blieben die Sachen — kein gemeinſchaftlicher Freund bot die Hand zur Verſöhnung. Der Bruch erweiterte ſich nachgerade, und ſchien durch folgende hinzukommende Umſtände bald hernach unheilbar zu werden. Ein bei der verſtorbenen Königin angeſtellter Kaplan, bloß durch eigenes Verdienſt mit dem königlichen Vertrauen beehrt, war Willens, die Heilquellen von Baden in Deutſchland zu beſuchen, und fragte bei der Prinzeſſin von Wales an, ob ſie ihm Briefe an ihre Mutter oder andere Perſonen in Deutſchland mitzugeben habe? Sie nahm dieſes Erbieten an, und er empfing aus ihrer Hand ein Schreiben an die Herzogin von Braunſchweig. Im Augenblick, als er ſich einſchiffen wollte, bekam er die Nachricht von der tödtlichen Krankheit ſeiner Frau, er kehrte daher um nach London, und gab den erhaltenen Brief, mit einem gewiſſen Grade von Unbehutſamkeit, in die Hände einer Perſon zurück, durch welche ſpäterhin ſein Inhalt verrathen wurde. Das Gerücht ging, daß dieſer Brief Stoff enthielt, geeignet, Mißvergnügen zu erregen. Ein Schleier des Geheimniſſes umzog die ganze Angelegenheit, und die Prinzeſſin ward nach der Niederkunft ihrer ewig betrauerten Tochter die Bewohnerin eines abgeſonderten Etabliſſements zu Blackheath im April 1796, zwölf Monate nach der Hochzeit, und drei nach der Niederkunft. Es ging eine Unterhandlung vorher, an welcher Lord und Lady Cholmondeley Theil nahmen, indem ſie dem Prinzen das Verlangen ſeiner Gemahlin mittheilten, zu wiſſen, auf welchem Fuß ſie künftig zuſammen leben würden, worauf der Prinz zu verſtehen gab, daß,

da ihre Zuneigung zu einander weder in des Einen noch des Andern Gewalt ſtehe, ſo könne auch Keines von beiden für den andern Theil verantwortlich ſeyn, da die Natur keinen Theil von ihnen für den andern geſchaffen habe. In Folge dieſer Aeußerung kam man wechſelſeitig überein, eine freundſchaftliche Trennung eintreten, und unter dem Namen von Gatten nur das Verhältniß der Freundſchaft obwalten zu laſſen. Die 10 folgenden Jahre bieten nichts Wichtiges dar. Im Jahr 1806 verbreiteten ſich anzügliche, verläumderiſche Berichte über die Prinzeſſin von Wales im Publikum, weßhalb der König eine Commiſſion niederſetzte, um zu unterſuchen, ob es wahr ſey, daß, wie man vorgab, die Prinzeſſin gewiſſe Verbindungen mit dem Capitän Manby, dem Admiral Sir Sidney Smith, u. ſ. w. habe, und ſie mit einem Knaben niedergekommen ſey. Die zu dieſer Unterſuchung ernannten Commiſſarien, bezeichnet unter dem Namen: delicate investigation (zarte Nachforſchung), waren der Lord Kanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, der Graf Spencer und Lord Ellenborough. Zahlreiche Zeugen, worunter ſich der Herzog von Kent befand, wurden verhört, und das Reſultat des durch die Commiſſarien an den König abgeſtatteten Berichtes war, daß die Prinzeſſin von Wales von der Anklage der Schwangerſchaft und Niederkunft freigeſprochen wurde, und das, unter dem Namen von Billy-Anſtin bekannte Kind der Sohn einer armen Frau aus Deptfort ſey, den die Prinzeſſin in Schutz genommen hatte. Die Commiſſarien glaubten jedoch, dem König vorſtellen zu müſſen, die Prinzeſſin ſey nicht ganz frei von Leichtſinnigkeit und Unbeſonnenheit. An der Spitze der Oppoſition befand ſich damals H. Spencer Perceval, welcher, nach Pitts Tode, aus der Regierung getreten war, die Vertheidigung der Prinzeſſin übernahm, und über die ganze Prozedur ein Werk dem Publikum bekannt machte, das aber, als H. Perceval bald darauf unter dem Herzog von Portland dirigirender Miniſter ward, nach einem Regierungsbeſchluß unterdrückt wurde. Nicht nur der königlichen Familie, ſondern ſelbſt dem Staate war daran gelegen, daß die Unſchuld dieſer Fürſtin auf eine ganz feierliche Art anerkannt würde; auf Empfehlung der Miniſter machte ihr alſo der König einen Höflichkeitsbeſuch in ihrer Reſidenz Blackheath, und überhäufte ihre königliche Hoheit öffentlich mit Achtung und Aufmerkſamkeit. Die Prinzeſſin empfing dieſelben Beſuche von den Prinzen, ihren Schwägern, erſchien bei Hofe und in der Oper, begleitet von dem Herzog von Cumberland, der ihr eifrigſter Vertheidiger war. Der größte Theil des Publikums bezeigte ſeine Freude darüber, daß ſie den Anklagen des Sir John und der Lady Charlotte Douglas ſo ſiegreich entgangen ſey. Unter Perceval's Miniſterium beſtätigte ein Beſchluß des Staatsrathes nicht nur die Freiſprechung der Prinzeſſin, ſondern fügte noch hinzu, daß die Zeugen, welche ſie wegen Leichtſinnes angeklagt hatten, durchaus keines Zutrauens würdig wären, wodurch denn ihre Schuldloſigkeit faſt vollkommen beſtätiget wurde. In dieſem Zuſtande blieben die Sachen ſechs Jahre lang, und beide erlauchte Gatten lebten, dem Anſcheine nach, in zufriedener Ruhe. Allein auf einmal wurde dieſe glückliche Ruhe durch einen unverhofften Schritt der Prinzeſſin von Wales unterbrochen. Sie adreſſirte am 14ten Jänner 1813 an den Prinzen-Regenten, ihren Gemahl, Klagen über ihre eigene Lage, über die Erziehung der Prinzeſſin Charlotte, und vorzüglich über die Art von Trennung, die man täglich mehr erſchwere, indem man die junge Prinzeſſin immer ſeltener zu ihrer Mutter kommen laſſe. Die Mitglieder des geheimen Raths des Prinzen erklärten hierauf, daß die Beſchränkung des Umgangs Ihrer königl. Hoheit mit der Prinzeſſin Charlotte müſſe gehandhabt werden: auf dieſe Weiſe rechtfertigten ſie die vom Prinzen-Regenten getroffenen Maßregeln. Nachdem hierauf die Prinzeſſin ihren Wunſch zu erkennen gegeben

hatte, ins Ausland zu reiſen, ſo erhielt ſie am 28ſten Juli 1814 von ihrem königl. Gemahl die Genehmigung dieſer Reiſe mit der Freiheit, ihre Reſidenz an jedem beliebigen Orte aufzuſchlagen. Dem zufolge trat ſie ihre Reiſe über Wien nach Mailand an, wo ſie vom 9. Oktober 1814 an mit einem anſehnlichen Gefolge 3 Monate verweilte. Bei ihrer Abreiſe begleitete ſie ein gewiſſer Pergami, der mittlerweile in ihre Dienſte als Courier getreten war, über Rom nach Neapel. Die inquiſitoriſche Obhut, welche eine Commiſſion in Mailand, im Einverſtändniſſe mit ihren Feinden in England, über das Betragen der Prinzeſſin ausübte, bewog ſie, nach Venedig zu gehen; von da ſchiffte ſie nach Griechenland über, und beſuchte dann das Gebiet von Jeruſalem. Nach ihrer Rückreiſe kaufte ſie ein ſchönes Landhaus am Comerſee, welchen Aufenthalt ſie aber in der Folge mit dem im Pallaſte Corſini vertauſchte, wo einſt Chriſtina von Schweden ihr berühmtes Leben endete. Indeſſen gewannen ehrenrührige Gerüchte gegen die Würde ihrer Perſon allmählig einen allgemeinen Umſchwung, wodurch die Prinzeſſin ſich veranlaßt ſah, im Jahr 1819 nach England zurückzukehren, um ihre dort angegriffene Ehre zum zweiten Male in Perſon zu vertheidigen. Bei dem Schmerze, welcher ihr Herz über das Ableben ihres ſie ſo zärtlich liebenden Schwiegervaters Georg III. bewegte, und den Thränen über den 1817 erfolgten Verluſt ihrer einzigen Tochter Charlotte Auguſte, traf ſie nach ihrer Ankunft auf dem Inſelland ein noch härterer Schlag, indem ſie ſich plötzlich in eine furchtbare Criminal-Anklage verwickelt fand, welche in der Form einer Strafbill gegen ſie gerichtet wurde. Man beſchuldigte ſie eines höchſt ärgerlichen, den Eid ehelicher Treue verletzenden, Umgangs mit Pergami, und leitete den Eheſcheidungs-Prozeß gegen ſie ein. Eine Menge Zeugen, unter andern eine ihrer Kammerzofen (Luiſe Demont), erklärten in ihren Verhören wider die Königin Dinge, welche die Sittlichkeit zu nennen verbietet. Brougham, ein braver und rechtlicher Sachwalter, vertheidigte die Königin mit bewundernswürdiger Kühnheit und Einſicht. Unter den Gegenzeugen erklärte Lord Guilford, nie eine Vertraulichkeit zwiſchen der Königin und Pergami entdeckt zu haben. Sir William Gell verſicherte, Pergami habe ſich ehrerbietig und zurückhaltend gegen die Königin betragen, und nie ſey ihm etwas Unſchickliches zwiſchen Beiden aufgefallen. Mehr durch den Antheil der Nation an der Sache der Königin, und durch die daher verurſachte Bewegung im Volke, als aus richterlicher Ueberzeugung, ſcheint dieſelbe in der Folge ſo gut wie frei geſprochen worden zu ſeyn. Indeſſen genoß ſie nicht lange dieſes abermaligen Triumphes über ihre Feinde; eine kurze aber äußerſt ſchmerzhafte Krankheit ergriff nicht lange nachher die hohe Dulderin, und brachte ſie in wenigen Tagen an den Rand des Grabes. Sterbend rief die Königin aus: „Sie haben mich vernichtet, aber ich verzeihe ihnen; ich ſterbe mit der ganzen Welt im Frieden.“ Sie ließ die Marianne Brune, die Schweſter der oben benannten Demont, zu ſich kommen, und ſagte ihr „Ihre Schweſter hat mir viel Böſes zugefügt; ihre Bosheit war unerhört; aber ſagen Sie ihr, daß meine ſterbende Stimme ihr verzeihe, daß ich ihr bei meinem letzten Seufzer verziehen habe.“ — Sterbend ergriff ſie die Hand der Lady Hamilton, ihrer treuen Freundin in allen Verhältniſſen ihres Lebens, ſo lange ſie in England war, und rief: „Der allmächtige Gott ſegne Sie.“ und gleich hierauf hauchte ſie ihr Leben (am 7ten Auguſt 1821, zu Brandenbourghouſe-Hammerſchmied) in den Armen dieſer Dame und der Lady Hood aus. „Sie ward bis auf ihren letzten Augenblick,“ ſo ſchrieb ein engliſches Blatt, die Times, „durch das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld, und durch die Tröſtungen der Religion aufrecht gehalten, und der feſte Muth, den die gütige Vorſehung ihr im Uebermaaß zugetheilt hatte, verließ ſie nicht, als ſie mit dem letzten Feinde unſerer Na-

tur zu ringen hatte; ſie ſtarb, wie ſie lebte, als Chriſtin, als Heldin, als Märtererin. Kein Anverwandter hat ihr die Augen zugedrückt, kein infulirter Prälat war zugegen, um unter Ehrfurcht einflößenden Ceremonien ſeines Cultus ſie aufzunehmen, und vor dem Angeſichte der ganzen Welt die feierlichen Erklärungen ihrer Unſchuld bekannt zu machen; aber der Friede war in ihrem Herzen; ein unter Wolken und Stürmen zurückgelegtes Leben wurde durch einen einzigen Augenblick voll Heiterkeit und Freude vollendet.“ Ihrem ausdrücklichen Verlangen gemäß wurde die ſterbliche Hülle der hohen Vollendeten in das Grab ihres Vaters und Bruders zu Braunſchweig beigeſetzt.

Carolinger, die Dynaſtie Carls des Großen, welche im J. 911 mit Ludwig dem Kinde erloſch, ſ. Deutſchland.

Carolingiſche Schrift nennt man diejenige Handſchrift, deren man ſich unter der Regierung der fränkiſchen Könige bediente, die namentlich aber bei Carl dem Großen gebräuchlich war. Die Buchſtaben und Schriftarten theilt man in der Regel in Capital und Unzial (auch Majuskel genannt), in Minuskel und Curſiv ein. Die Capitalbuchſtaben gebrauchte man in der carolingiſchen Schrift im Anfange der Handſchrift zu Titeln und Rubriken. Die Unzialbuchſtaben ſind zierlich und deutlich, und nehmen ſich durch die Schönheit ihrer Zeichnung ungemein gut aus. Die Minuskelbuchſtaben ſind kleine römiſche Schriftzüge, welche bei den Merovingern aber in ſehr verderbtem Grade üblich waren. Die Curſivſchrift unterſcheidet ſich von der Minuskelſchrift dadurch, daß die Buchſtaben der erſtern Gattung in einem Zuſammenhange mit einander verbunden, dieſe aber ungebunden von einander abgerückt ſtehen. In Diplomen findet man die letztern ſehr häufig.

Caronaden, ein neues, im nordamerikaniſchen Kriege zuerſt von den Engländern erfundenes, und nach ihrem Erfinder Caron genanntes Geſchütz, das ſich durch ſeine Kürze und Leichtigkeit von den Kanonen unterſcheidet, obgleich ſie wie dieſe, maſſive eiſerne Kugeln ſchießen. Ihre Länge beträgt etwas über 7 Caliber, und ihr Gewicht auf jedes Pfund der Kugel 53 bis 57 Pfund. Die Kammer faßt $^1/_{12}$ kugelſchwere Ladung. Die Stärke des Calibers von 24 bis 72 Pf. giebt der Caronade eine große Ueberlegenheit zur See, daher man ſie auch bei den Engländern und Franzoſen allgemein eingeführt, und alle Kriegsſchiffe, wenigſtens auf der unterſten Batterie, damit verſehen hat. Mit allem ſehr kurzen Geſchütze haben die Caronaden den Fehler gemein, ſtark zu reculiren, und die Laffetten zu zerſtören, daher ſie denn auch für den Landkrieg nicht wohl anwendbar ſind, es ſey denn in Feſtungen, vorzüglich in Caſematten unter den Flanken, zur Vertheidigung des Hauptgrabens, weil eine 68pfündige Caronade über 200 Stück 10löthige Kartätſchen-Kugeln auf einen Schuß faſſen kann, und ihre Wirkung folglich ſehr fürchterlich ſeyn muß.

Caroſſelli (Angelo), ein berühmter Maler, geboren zu Rom 1588, ſtarb 1653. In täuſchender Nachahmung anderer Meiſter hat er ſich mehrmals glücklich gezeigt. Er verſtand ein Werk des Raphael ſo vollkommen nachzubilden, daß Pouſſin dadurch hintergangen wurde, und ein anderes Werk dieſes Meiſters ſchrieb Horatio Bargioni dem Caravaggio zu.

Carpathen, Carpathiſches Gebirg, eines der größten europäiſchen Gebirge, das ſich vom ſchwarzen Meere zwiſchen der Walachei und Moldau, Siebenbürgen, Galizien, Ungarn und Schleſien hinzieht, in Siebenbürgen mit dem Kerzergebirge, und in Schleſien mit den Sudeten zuſammenhängt, und mit ſeinem Vorgebirge bis an die Donau und die Vorgebirge der Alpen reicht. Die höchſten pyramidenförmigen und mit ewigem Schnee be-

deckten Gipfel, Tatra genannt, verbreiten ſich an der Nordgränze der Liptaner und Zipſer Geſpanſchaften, und heißen die Lomnitzer Spitze 8.310, der Leuſchetſch 7.941 und der Groß-Krywan 7.818 Fuß hoch. Zweige deſſelben ſind der Fatra, Matra, die öſtlichen ungariſchen und die banatiſchen Gebirge. In dem Hauptgebirge ſind viele Salzberge, in den Nebenzweigen Metalle ꝛc. Auch der im ruſſiſchen Gouvernement ſich verflächende felſige Abhang iſt reich an Eiſenerz, Salpeter und Schwefel.

Carptor, Carpus, Sciſſor und Structor, ſind faſt gleichbedeutende Namen, womit die Römer ihre Vorſchneider oder Vorleger benannten. — Die Ueppigkeit und der Aufwand bei den Gaſtmalen der Römer zu den Zeiten der Kaiſer ſtieg zu einer faſt unglaublichen Höhe von Etikette und Weichlichkeit. Der Carptor mußte ordentlich und zwar anatomiſch bei einem Lehrer die Vorſchneidekunſt ſtudirt haben. — Welch' eine außerordentliche Geſchicklichkeit und Behendigkeit dieſe Art Künſtler in Zerlegung der Fleiſchgerichte, beſonders des Geflügels, beſitzen mußten, ſehen wir aus Seneca, Martial, Juvenal und Andern. Daher war auch das Amt eines Vorſchneiders bei einem reichen und feinen Römer, der, wie man zu ſagen pflegt, zu leben wußte, ehrenvoll und eines der wichtigſten, und nur ſtudirte Leute wurden zu dieſem Poſten befördert. Freilich gewährte es den delikaten Gäſten einen hohen Genuß zu ſchauen, wie der Vorſchneider nach dem Takte der Muſik behend und flink um die wohlbeſetzte Tafel herumflog, wie er mit der Grazie eines mimiſchen Tänzers in den gelehrten Fingern das Meſſer hüpfen ließ, bis er alle Regeln beim Vorſchneiden nach den Diktaten ſeines Profeſſors kunſtvoll und taktmäßig durchgeführt hatte. Ueberraſchend war es, wenn mannigfaltig des Carptors Gebärden wechſelten, ſo bald etwa ein Haſe oder ein Faſan unter ſein Meſſer fiel, und wie er mit dem artigſten Anſtande und dem paſſendſten Mienenſpiel die Gäſte zum fröhlichen Schmauſen einlud. Wie abſtechend war das Zeitalter dieſer weichlichen entarteten Römer gegen das eines Camillus, Cincinnatus und Fabricius, die, an eine nüchterne und mäßige Lebensart gewöhnt, ſich ihre Rüben in hölzernen Schüſſeln hinter dem Heerde wohl ſchmecken ließen!

Carpzov (Bened.), geb. 1595 zu Wittenberg, geſt. 1666 zu Leipzig. Mit regem Eifer und anhaltendem Fleiße ſtudirte er auf der Univerſität zu Wittenberg 5 Jahre lang die Rechtswiſſenſchaft. Nachdem er die Univerſitäten zu Leipzig und Jena beſucht, nahm er 1619 den Titel eines Doktors der Jurisprudenz an. 1636 wurde er Aſſeſſor beim Oberhofgerichte in Leipzig, und 1639 churfürſtlicher Ober-Appellationsgerichtsrath zu Dresden. Seine Ausſprüche im kirchlichen und peinlichen Rechte galten noch lange nach ſeinem Tode, ſo daß man ihn mit Recht Sachſens Geſetzgeber nennen kann. In ſeinen Statuten verordnete er unter andern, daß die Läugnung der Wirklichkeit teufliſcher Beſitzungen und Bündniſſe ſchwer beſtraft werden müſſe. Unter ſeinen Zeitgenoſſen war er ein Juriſt vom erſten Range, und erwarb ſich durch ſeine Schriften einen großen Ruhm. Seine vorzüglichſten Werke ſind: Decisiones illustrium saxonum; definitiones forenses; de lege regia Germanorum; practica rerum criminalium; synopsis juris feudalis; processus juris saxonici; u. a. m.

Carracci (Agoſtino), geboren zu Bologna 1557, geſt. 1652. Kein Theil der Philoſophie, Mathematik, Geographie, Aſtrologie, Geſchichte und Dichtkunſt blieb ihm unbekannt; er verehrte und trieb alle dieſe Wiſſenſchaften mit vielem Glücke. Im praktiſchen Theile der Malerei ſteht er hinter den beiden folgenden, iſt aber geiſtreicher in ſeinen Ideen, und vollkommner im Ausdruck, als der Letztere. Seine Zeichnung iſt edel und richtig. Eins der bewundernswürdigſten Gemälde, das man ſehen kann, und ohne Zweifel Agoſtino's vorzüglichſtes Werk, iſt die Communion des

h. Hieronymus, eine Compoſition von 15 Figuren über Lebensgröße, auf Tuch, befand ſich unter Napoleon im Pariſer Muſeum. In der Kirche zu Bethlehem, die Hieronymus über der Stelle der Krippe Jeſu gebaut hatte, läßt ſich der 99jährige Vater von ſeinen Mönchen vor den Altar tragen, um ſeine letzte Communion zu empfangen. Dieſe Hauptidee iſt eines großen Grades von Würde und Ehrfurcht für den Ort, für die Handlung und den Stifter ſelbſt fähig. Eine ſichere Zärtlichkeit in der Bedienung des Gutthäters und Lehrers, der Apparat der Religion, die möglichſten Differenzen von Formen in Stand, Alter, Kleidung, Bewegung, Architektur, ſoviel Anwendung des Ausdrucks der Menſchlichkeit machte den Gegenſtand zu einem wahren Concurrenzſtück für Meiſter in der Kunſt. Agoſtino und Annibal verfertigten eine Zeichnung dazu um die Wette — und Annibal wich. Die Zeichnung des Ganzen in dieſem herrlichen Kunſtprodukte iſt durchaus ſeines großen Meiſters würdig, die Köpfe ſind mehrentheils edel; aber die Anordnung könnte edler ſeyn. Die Stufen der Theilnahme ſind überdacht, aber der Raum iſt offenbar überladen — ſonſt Agoſtino's Vorzüge, ſeine fleißige gelinde Manier, ſein Geiſtreiches, ſein Großes, ſteht in hinreichender Fülle da. Er war mit dem Werk ſelbſt zufrieden, und er ſchrieb darunter: AGO. CAR. FE. Dies Bild diente lange zum Hauptſtudium der carracciſchen Schule; Dominichino (ſ. d. Art.) war davon ganz durchdrungen, und das er es ganz und ſtreng durchſtudirte, hat ſeine eigene Compoſition deſſelben Gegenſtandes gezeigt. — Agoſtino glänzte auch durch ſeine vortrefflichen Kupferſtiche, die ſich über ganz Italien verbreiteten. Er ſtach auch eine Sammlung ſchlüpfriger Vorſtellungen in Kupfer, die aber ſehr ſelten geworden iſt. In ſeinen letzten Tagen verſank er immer mehr und mehr in eine Schwermuth, und ſtarb zu Parma in einem Alter von 43 Jahren. — Carracci (Annibale), Bruder des Vorhergehenden, geb. zu Bologna 1560, geſt. 1619. Er theilte der Landſchaftsmalerei, der ſich ſchon die Bril's allein gewidmet hatten, mehr Geſchmack und Abwechſelung mit. Auch in der Freskomalerei war er groß; die Vortheile dabei findet man ſchon im Colorit der berühmten Farneſiſchen Gallerie, die zugleich als Muſter diente, dem verdorbenen Geſchmack der Maler zu Rom eine andere Richtung zu geben. Eines der ausgezeichnetſten Gemälde des Annibale iſt die Allmoſenvertheilung des heil. Rochus, die eine Zierde der Gallerie zu Dresden iſt. In den Feierſtunden pflegte er ſich gemeiniglich mit Carrikatur-Zeichnungen zu beſchäftigen, die ihm aber nicht geringe Feinde zuzogen. — Carraci (Ludovico), geb. zu Bologna 1555, geſt. 1619. Er iſt der Vetter der beiden Vorhergehenden, und der Sohn eines Fleiſchers. In ſeinen Arbeiten iſt unerſchöpfliche Schönheit und Erhabenheit, in allen muß man den Urheber bewundern, der aufs Genaueſte die größten Meiſter ſtudirt hat. Er iſt als Stifter dieſer neuen Schule, und als Lehrer der beiden Vorhergehenden zu betrachten. — Die Carracci bildeten ſich, nachdem ſie mit beſonderm Fleiße die Werke des Correggio, Paolo, Tizian und Mazzola ſtudirt hatten, eine eigene Manier, worin bald der Charakter des einen, bald des andern jener Meiſter hervorleuchtet; aber durch ihre großen Talente wußten ſie nur dasjenige zu wählen, was ſich nicht entgegen ſtand. Wenn es daher der Gegenſtand erfoderte, ſo brachten ſie durch ihre Behandlungsweiſe eine Miſchung aus der Manier des Primaticcio, des Tintoretti, des Tibaldi ꝛc. hervor. Der Ruf von ihrer Geſchicklichkeit verbreitete ſich immer mehr; man trug daher öfterer, nicht Einem allein, ſondern Allen, die Ausführung einer Arbeit auf, und durch mehrere zuſammentreffende Umſtände ſtieg der Name der Carracci nicht nur in der Lombardei und Toskana, ſondern auch im venetianiſchen Gebiete zu einer außerordentlichen Höhe. Da die andern Beiden dem Weg folgten,

den ihnen Ludovico eröffnet hatte, ſo iſt keine weſentliche Verſchiedenheit in ihnen zu entdecken, und die Kunſtrichter ſind zweifelhaft, wem im Ganzen unter ihnen die Palme des Vorzugs gebührt, da, wenn zuerſt die Werke des Ludoviko in Bologna, in S. Michele in Bosco, in der Kirche der Medicanti bei den Carthäuſern, und an verſchiedenen andern Orten zerſtreut, betrachtet, dann mit dieſen die Arbeiten des Annibale in der Farneſiſchen Gallerie, die Bilder in Dresden und in Frankreich, damit verglichen, und endlich die Gemälde des Agoſtino, als: die Marter des h. Bartholomäus, und nur allein die erſtaunenswürdige Communion des h. Hieronymus, unterſucht werden, jede Vergleichung entfernt bleibt. Alle haben nach einem und demſelben Ziele geſtrebt, alle haben es erreicht; Alle beſitzen eine vollendete kraftvolle Zeichnung, ungemeine Stärke der Farbengebung, Adel und vollkommnen Ausdruck, ſo wie eine bewundernswürdige Kenntniß des Helldunkels. Die Schüler der Carracci ſind zahllos. Es gehören dazu Dominichino, Guido Reni, Albani, Lanfranco u. A.

Carrier (Johann Baptiſt), wurde zu Yolai bei Aurillac im J. 1756 geboren. Er war ein Mann ohne Talent, wenig unterrichtet; er ſprach ſich im J. 1789 für die Monarchie aus; allein nachher änderte er ſeine Grundſätze, wie der Wechſel der Ereigniſſe es gebot. Es war ein aufbrauſender, gallſüchtiger Menſch. Da er als Deputirter des Dep. Cantal in den National-Convent ernannt war, gab er, ſo oft er auf der Rednerbühne erſchien, nur Ariſtokraten an, und verlangte nur Maaßregeln des Schreckens. Er ließ den 9. März 1793 das Revolutionstribunal errichten. Den 6ten April veranlaßte er die Verhaftung des Herzogs von Orleans, und von Sillery, welche die Bergpartei begünſtigten. Er ward in das Dep. le Calvados geſandt, um dort die zu Gunſten der geächteten Deputirten gebildeten Aufläufe zu zerſtreuen. Als er auf ſeiner Rückreiſe nach der Vendee abgeordnet wurde, kam er zu Nantes den 8ten Oktbr. 1793 an, und er ließ ſogleich öffentlich verkündigen, er werde aus dieſem Theile Frankreichs eher einen Gottesacker machen, als daß er die Wiedergeburt deſſelben aufgeben ſollte. Carrier nahm ſeine Zuflucht zu Erſchießungen; er erneuerte den Gedanken Nero's, als er Schiffe mit Klappen machen ließ, die 100 Menſchen zugleich erſäuften. Er war der Erfinder der republikaniſchen Hochzeiten, die darin beſtanden, daß Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts Bruſt an Bruſt ohne Umhüllung aneinander gefeſſelt wurden, die man darauf ins Meer ſtürzte. Weder Männer im höchſten Greiſenalter, noch Kinder von 10 bis 12 Jahren wurden verſchont. Prieſter, Adeliche, Reiche wurden geopfert. Er lechzte nach Blut. Dieſer Raſende ſchrie in den Volksverſammlungen: „Volk, nimm deine Keule, zerſchmettere die Reichen, rotte die Kaufleute aus, du gehſt in Haderlumpen, und der Ueberfluß iſt in deiner Nähe! Iſt der Strom nicht da? Wenn das Volk ermangelt, ſo werde ich die Köpfe über das National-Blutgerüſte rollen laſſen.“ Als einſt ſeine Geliebte, die Dame Le Normand, welche mehrere Arbeiterinnen für die Truppen beſchäftigte, ihn fragte, wer dieſelben zahlen würde, erwiederte er: „Die Guillotine.“ Carrier's Sendung endete mit den Jahre 1794. Den 27. Julius vereinigte er ſich mit denen, welche Robespierre angriffen und ſtürzten. Er klagte Tallien an, als ſtehe derſelbe an der Spitze einer neuen Partei. Jetzt eilte er ſeinem Untergange entgegen. Er wurde vor dem Revolutions-Tribunal angeklagt, daß er Kinder von 13 bis 14 Jahren habe erſchießen, Erſäufungen und republikaniſche Hochzeiten und zwar in gegenrevolutionären Abſichten anſtellen laſſen, und den 15ten Dez. 1794 zum Tode verurtheilt. Er ging mit Entſchloſſenheit dem Tode entgegen, und ſagte: „Ich ſterbe als Opfer und unſchuldig, ich habe nur die Befehle der Ausſchüſſe in Vollziehung ſetzen laſſen.“

Wenn unter den 80 Prokonſuln, welche in die Departemente geſandt wurden, nur 20 Carrier geweſen wären, Frankreich hätte nach Umlauf eines Jahres kaum zwei Familien mehr gezählt.

Carſtens (Asmus Jakob), aus Sankt-Gürgen, einem Dorfe in der Nähe von Schleßwig, war der Sohn unbemittelter Eltern. Ungeachtet er ſeinen Beruf zur Malerei tief fühlte, und frühe Verſuche in dieſer Kunſt auf den hohen Grad der Ausbildung mit Sicherheit ſchließen ließen, ſo zwangen ihn doch ſeine ungünſtigen Umſtände, ſich dem Handel zu widmen, und er trat wirklich bei einem Weinhändler in Dienſte, mit dem ernſten Entſchluſſe, ſeinen Geſchmack für die Kunſt aufzugeben. Allein er ward immer zu ihr zurückgezogen, ohne, ſo zu ſagen, es wahrzunehmen. Jetzt weihete er ihr ſeine Mußeſtunden, und ſeine Neigung nahm noch einen neuen Aufſchwung, als er mit einem jungen Maler Bekanntſchaft machte, der ihm die Kunſt, die Oelfarbe zu gebrauchen, mittheilte. Nach beendigten Lehrjahren ging er nach Coppenhagen, wo er die erhabenen Werke der Kunſt, die ſich in der königlichen Gallerie befinden, eine Zeitlang mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit betrachtete und überdachte. Jetzt verſuchte er ſeine Kräfte, und entwarf ſein erſtes Gemälde, *den Tod des Aeſchylos*; nach dieſem malte er *Adam und Eva bei dem Baume der Erkenntniß*; dieſes Gemälde ward ihm mit 100 Thalern bezahlt. Allein bald war dieſe ſchwache Hilfsquelle erſchöpft, und er faßte den Entſchluß, mit dem Malen von *Bildniſſen* ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen. Im J. 1783 verließ er Coppenhagen, und unternahm mit einem ſeiner Brüder, der Zeichnen gelernt hatte, eine Reiſe nach Rom. In Mantua verweilten ſie einige Monate, und ſchlugen darauf den Weg nach Mailand ein; allein von Geld entblößt, und von keinem Gönner unterſtützt, mußten ſie ihre Rückreiſe nach Deutſchland antreten, und kamen nach Zürich. Hier beſuchte er *Geßner*, der ihm Gelegenheit verſchaffte, einige ſeiner Zeichnungen abzuſetzen, und *Lavater*, mit dem er lange über die ſchönen Künſte diſputirte; allein da ihr Enthuſiasmus von verſchiedener Natur war, ſo war es ihnen faſt unmöglich, ſich einander zu verſtändigen. Von Zürich ging er nach Lübeck, wo er beinahe fünf Jahre blieb, und mehrere merkwürdige Zeichnungen ausführte. *Carſtens* trachtete bei dem Studium der alten Kunſtwerke vorzüglich den ſtärkſten Charakter derſelben zu erfaſſen, der darin beſteht, die Gegenſtände zum Ideale zu erheben. Ein glücklicher Zufall führte ihn nach Berlin im J. 1788, wo er der Akademie zur Ausſtellung ein großes, in Oel gemaltes, die *vier Elemente* vorſtellendes Werk ſandte. Für die zweite Kunſtausſtellung führte er eine reiche Compoſition von mehr als 200 Figuren aus, welche den *Fall der Engel* darſtellt. Es war nur eine bloß getuſchte Zeichnung, allein ſie verdiente die Aufmerkſamkeit der Kenner, und erwarb ihm eine Stelle in der Akademie. Das beträchtlichſte Werk, welches er zu Berlin ausführte, iſt die *Dekoration des Saals im Pallaſte Dorville*. Im J. 1792 reiſte er nach Rom, und im J. 1795 ſtellte er dort ſeine Zeichnungen zur Schau aus. Während der Ausſtellungszeit, die ungefähr 2 Monate dauerte, malte er nach der heſiodiſchen Mythe die *Nacht mit ihren Kindern*. Die Nacht, als Hauptfigur, bildet mit den Genien des Schlummers und des Todes, welche ihr am Buſen ruhen, eine bewundernswerthe Gruppe. Die Anzahl der Zeichnungen dieſes Künſtlers iſt überaus groß — ein Beweis von der Fruchtbarkeit ſeiner Einbildungskraft und der Raſchheit ſeiner Ausführung. Nach einer thätigen und nur der Kunſt geweihten Laufbahn ſtarb er zu Rom im J. 1798.

Carteſius, ſ. *Descartes*.

Cartätſchen beſtehen bekanntlich aus einer beſtimmten Anzahl eiſerner oder bleierner Kugeln, die bald in einen Sack, bald in eine Büchſe ge-

faßt werden, um den Feind in geringerer Entfernung damit zu beſchießen. Man hatte ehemals Cartätſchen von verſchiedener Form und Größe, die aber größtentheils wegen ihrer verhältnißmäßig geringen Wirkung abgeſchafft und wovon bloß die Büchſen- und Traubencartätſchen beibehalten wurden. Die Wirkung der Cartätſchen hängt von der Größe ihres Streuungskegels und von der Percuſſionskraft ab, welche die Kugeln auf eine gewiſſe Schußweite noch zu äußern im Stande ſind. Bei der Cartätſche trägt Alles dazu bei, ihr eine ſtärkere Impulſion, und folglich auch den Kugeln eine größere Geſchwindigkeit mitzutheilen: 1) die Länge und Geſtalt der Büchſe hindert das zu ſchnelle Entweichen des elaſtiſchen Fluidums durch den Spielraum, das durch die Form der Kugel begünſtigt wird; 2) wird die Cartätſche durch den größern Widerſtand der Luft, ſo wie durch die, ihrer Länge angemeſſene Reibung länger im Rohre zurückgehalten; jedes Hinderniß aber, welches der erſten Bewegung eines Projektils entgegen ſtehet, es mag nun in der feſten Lage des Vorſchlages, oder in der Schwere und Geſtalt des Projektils ſelbſt liegen, vergrößert die Gewalt des expanſiblen Gaſes, indem es ihm Zeit giebt, ſich völlig aus der entzündeten Ladung zu entwickeln, ehe das Projektil das Rohr verläßt. Sind vollends die Cartätſchen beträchtlich ſchwerer, als der gewöhnliche Kugelſchuß, (wie dies bei der franzöſiſchen Artillerie der Fall iſt,) findet auch die Ladung durch das vermehrte Gewicht und durch die ſtärkere Reibung einen noch größeren Widerſtand, ſie aus ihrer Stelle zu treiben. Sie theilet demnach der Cartätſche eine größere Geſchwindigkeit mit, während ſich der Widerſtand der Luft vermindert, ſo wie der Schuß das Rohr verläßt; denn die Büchſe gehet in dieſem Momente auseinander, und die ihren Flug einzeln fortſetzenden Kugeln empfinden bloß den ihrer Größe, ihrer ſpezifiſchen Schwere und ihrer Geſchwindigkeit entſprechenden Widerſtand. Faſt alle Cartätſchen werden gegenwärtig in Büchſen von weißem oder verzinntem Blech gefaßt, deren Höhe ſich nach der Anzahl der über einander liegenden Kugelreihen richtet. Dieſe müſſen mit ihrer Axe unmittelbar auf einander treffen, um einen geraden Stoß, und folglich auch in Abſicht der obern Reihen eine größere Schußweite zu erhalten. Aus eben dem Grunde bekommt auch die Büchſe einen eiſernen Spiegel, oder wenigſtens einen, auf den hölzernen Spiegel befeſtigten, Boden von ſtärkerm Sturzblech, weil dieſes dem Eindruck der Kugel beſſer widerſteht, als das Holz, und daher auch jenem die Triebkraft des Pulvers beſſer mittheilt. Da nun aber die Reaktion der Kugel in jeder Reihe den Stoß einigermaaßen ſchwächt, ſo iſt klar, daß die vordern Reihen eine weit geringere Geſchwindigkeit und kleinere Schußweite haben, als die hintern. Man würde deßhalb ſehr irren, wenn man durch eine übermäßige Vermehrung der Kugeln die Cartätſche zu ſehr verlängerte, in der Abſicht, eine ſtärkere Wirkung zu erhalten. Die Kugeln der vordern Reihen würden vielmehr in einer ſehr kurzen Entfernung von der Mündung des Rohres in die Erde ſchlagen, und wirkungslos liegen bleiben. Sechs Lagen von den größern ſechzehnlöthigen, und acht Lagen von den kleinern achtlöthigen Kugeln, wie es bei der franzöſiſchen Artillerie angenommen iſt, ſcheint in der That die äußerſte Gränze dieſer Beſtimmung zu machen.

Carthäuſer, ſ. geiſtliche Orden und Bruno.

Carthagena in der ſpaniſchen Provinz Murcia, das vom carthaginenſiſchen Feldherrn Asdrubal erbaute Carthago nova; es liegt auf einer Landſpitze an einem Buſen des mittelländiſchen Meeres, der hier einen tiefen und ſichern Hafen bildet, im Range der dritte Kriegshafen Spaniens, vertheidigt durch die beiden Veſten Santa Barbara, und

Digitized by Google

Fuerto de Navidad. An der Landſeite hat die Stadt Mauern, Graben und eine Citadelle. Hier giebt es ſchöne Schiffbauplätze, ein herrliches Seearſenal, ſechs öffentliche Plätze und einen ausgebreiteten Handel. Philipp II. ließ Carthagena auf den jetzigen Fuß wieder herſtellen, nachdem es lange durch Schutt und Trümmer, die noch an die Zeiten der Mauren erinnerten, entſtellt dageſtanden hatte. Die Stadt zählt 2.500 Häuſer und 30.000 Einw.

Carthago, eine denkwürdige, durch ihren ausgebreiteten Handel und Seemacht ausgezeichnete Stadt Afrika's. Wie jede erſte wichtige Nationalbegebenheit, ſo iſt auch die Stiftung Carthago's in romantiſches Dunkel gehüllt. Eine Frau voll Majeſtät, deren erdichtete Schickſale Virgil zu einem Romane ausgeſchmückt hat, ſoll den Grund zu dieſer großen Stadt und hochwichtigen Republik gelegt haben. Dido (ſ. d. Art.), ſo erzählt die dem römiſchen Gedichte zu Grunde liegende Mythe, entwich vor ihrem Bruder Pygmalion, der ihren Gemahl Sichäus ermordet, nach Cypern, geſellte dort achtzig andere Frauen zu ſich, und ſchiffte mit ihnen nach Utika, einem reizenden Eilande an Afrika's nördlicher Küſte. Dies fruchtbare Ufer lockte ſie an. Sie erkaufte vom wilden Gätulerkönig Jarbas ſo viel Land, als man mit einer Ochſenhaut bedecken konnte. Dies iſt der Urſprung vom Schloß Byrſa, einem Felſen, der im Hintergrunde eines Meerbuſens gelegen war. Um ihn her erhob ſich Karchedon, d. i. die neue Stadt Carthago (878 v. Chr.). Die glückliche Lage der neuen Stadt konnte von den Einwohnern zu Allem genutzt werden. Die anfängliche Monarchie ward bald abgeſchafft, die Unabhängigkeit von Gätulien ſchon früh durch viele Kriege errungen, hierauf die Nachbarn unterjocht, Colonien rings umher geſtiftet, die nomadiſchen Horden durch Vermiſchung mit Ankömmlingen zum Ackerbau und feſten Wohnſitzen gewöhnt, und die frühern Niederlaſſungen der Phönizier, Utier, Adrumet u. A. in eine große Conföderation gezogen, über die ſich Carthago eine oft drückende Vormundſchaft anmaßte. Durch die Nomaden und Karavanen zogen die Carthager aus Hammon in der libyſchen Wüſte, aus Oberägypten, aus den ſüdlichen Ländern der Garamanten, und wohl noch weiter her. Von den Afrikanern erhoben ſie Tribut in Naturprodukten, die Bundesgenoſſen mußten Geld ſteuern, welches oft im halben Ertrage ihrer Einkünfte beſtand. Auch die Nomaden mußten reichlich liefern, und die Zölle wurden überall mit großer Strenge erhoben. Aber die reichſten Quellen floſſen ihnen aus den Ländern jenſeit des Meeres. Denn kaum, daß ſie auf dem feſten Lande Fuß gefaßt, ſuchten ſie ſich auf allen weſtlichen Inſeln des mittelländiſchen Meeres feſtzuſetzen. Die Balearen, Corſika und Sizilien, wurden zuerſt genommen. Hierauf bemeiſterten ſie ſich Spaniens, das ſie zwar nie ganz beſaßen, das ihnen aber zu allen Zeiten unermeßliche Schätze und tapfere Soldaten gab. So gründete die Familie Mago, Vater, Sohn und Enkel, die Herrſchaft ihrer Handelsrepublik in Sizilien, Sardinien, Spanien und Afrika, zur Zeit, als Cyrus, Cambyſes und Darius den Thron von Perſien über Aſien erhoben. In dieſe Zeit fällt ihre erſte Seeſchlacht mit den Phozäern, in dieſe Zeit die Entdeckungsreiſe, die zwei Enkel Mago's, Hanno und Himilko, jenſeit der Säulen des Herkules, jener an der Weſtküſte Afrika's, dieſer an Spaniens und Galliens Ufern, unternahmen. Die Carthager pflegten bis an das grüne Vorgebirge, bis an die brittiſchen Inſeln, zu ſchiffen: vielleicht ſind ſie noch weiter gekommen, denn ſie hielten ihre Entdeckungen eben ſo geheim, als die Phönizier, und verboten die eben aufgefundene Fahrt nach den canariſchen Inſeln. Sie wollten nun einmal den ausſchließenden Handel im Weſten beſitzen: darum ſuchten ſie keine Niederlaſſung jenſeits Carthago und Sizilien nach Oſten zu, entweder wegen alter Verhältniſſe

mit Phönizien, oder weil ſie es weſtlich leichter ins Werk zu ſetzen hofften, wo ſie ſich anfangs mit keiner andern Nation durchkreuzten. Sie legten viele Handelsſtädte, aber nur kleine, an, um ſie in größerer Abhängigkeit halten zu können. Das nöthigte ſie, große Flotten und Heere zu halten. Wie alle Nationen, die zugleich Handel und Krieg führen wollen, wie ſchon die Tyrier gethan, nahmen ſie Fremde in Sold. Faſt halb Europa und Afrika hatten dieſe reichen Republikaner im Solde. Horden halb nackter Gallier mit einem Schwerdte, bloß zum Hieb eingerichtet, ſtanden neben den Schaaren ſchwerbewaffneter Iberier in weißen, linnenen Kleidern mit rother Verbrämung; wilde Ligurer neben weiter gezogenen, ſchwarzbraunen Nahſamonen und Lothophagen, mit langen Lanzen; den Kern des Heeres bildete die *heilige Schaar*, geborne Carthager, die ſich durch ſchwere Bewaffnung, Tapferkeit und Pracht auszeichneten; voraus zogen baleariſche Schleuderer, leichte Truppen, deren weithin geworfene Steine Schild und Panzer zerſchmetterten, und auf den Flügeln ſtritt numidiſche Reiterei, die ſie im heutigen Fez und Marocco, längs der Seeküſte bis an das griechiſche Cyrene hin, anwarben. Dieſe behenden Reiter, wahrhafte Zentauren, machten die Stärke des Heeres; ſie tummelten ſich auf ungeſattelten, kleinen, aber vortrefflichen Pferden: ein Buchenſtrick war ihr Zügel, deſſen die gelehrigen Thiere kaum bedurften, ein Tiger- oder Löwenfell kleidete ſie am Tage, deckte ſie des Nachts, und ein Stück Elephantenhaut diente als Schild, wenn ſie zu Fuß fochten. Carthago ſetzte abſichtlich ſeine Heere aus den verſchiedenſten Völkerſchaften zuſammen, um durch die Mannigfaltigkeiten der Sprachen jede Vereinigung zu Tumulten zu erſchweren. Eine weit größere Stütze Carthago's war ihre *Seemacht*. In den ſyrakuſaniſchen Kriegen hatten ſie Flotten von 150 bis 200 Kriegsſchiffen; im erſten Kriege mit Rom, wo ihre Seemacht den höchſten Gipfel erreicht hatte; in der furchtbaren Seeſchlacht, durch welche ſich Regulus den Weg nach Afrika bahnte, fochten 150.000 Mann auf 350 carthagiſchen Galeeren, gegen 330 römiſche Schiffe, die 140.000 Mann trugen. Ueber 50 Schiffe wurden in den Grund gebohrt, 64 von den Römern geentert, und über 30.000 Menſchen von Schwerdt und Wellen hingerafft. Ihre Kriegsſchiffe waren, bis auf die Kriege mit den Römern, Dreirudrer (Triremen). Wahrſcheinlich waren die Ruder nicht ſenkrecht über einander gebracht, ſondern drei Ruderbänke und Ruderhaufen ſtanden ſchief hinter einander an der Seite des Schiffs. Jemehr Reihen das Schiff hatte, je höher war es, und je mehr einzelne Ruder begriff jede Bank oder Reihe. In dem erſten Kriege mit Rom hatten ſie bereits Fünfrudrer (Quinqueremen). Dieſe Fahrzeuge waren mit Kriegern und Ruderknechten bemannt; die letztern waren Sklaven des Staats, und mögen eine eigene Schaar gebildet haben. Ihre Menge erhöhte die Geſchwindigkeit des Schiffs. Auf einem Fünfrudrer ſtanden 300 ſolcher Matroſen, und 120 Streiter. Der eigentliche Standplatz dieſer Flotten, der Hauptkriegshafen der Republik, war in der Hauptſtadt ſelbſt, obſchon auch andere carthagiſche Städte ihre Häfen und Schiffswerfte hatten. Carthago hatte einen doppelten Hafen, einen äußern und einen innern. Zu dem äußern führte eine 70 Fuß breite Meerenge, die, wie die zu Tyrus, mit einer Kette geſchloſſen werden konnte. Die Handelsſchiffe ankerten hier ſicher, und für dieſe war er nur beſtimmt. An der Seite lief ein breiter Quai hin: da bot man die ausgelegten Waaren feil. Von ihm führte ein eigenes Thor in die Stadt, ohne daß man durch den innern Hafen kam. Dieſer letzte, in welchem die Kriegsſchiffe lagen, war durch eine doppelte Mauer von jenem geſchieden. Von einer hohen Inſel in ſeiner Mitte ſahe man weit hinein ins offene Meer. Hier hauſ'te der Befehlshaber der Flotte, hier wurden die Signale gegeben, die Wachen abgelöſt. Was im Hafen vorging, konnte

vom Meere aus nicht geſehen werden. Inſel und Hafen waren mit hohen Dämmen eingefaßt, und ſtark befeſtigt: längs den Dämmen 220 Docken oder Behälter für die Kriegsgaleeren. Ueber ihnen eben ſo viele hölzerne Magazine zur Aufbewahrung des Schiffsgeräthes. Vor dem Eingang jeder Docke ſtanden zwei joniſche Säulen; dieſe liefen um den ganzen Hafen, wie um die Inſel herum, und gaben dem Ganzen das Anſehen eines prächtigen Portikus. Alles das hatten die Carthaginienſer durch ihre innere Verfaſſung, durch den faſt unerſchöpflichen Reichthum ihrer Colonien, durch den vielfachen Segen eines ausgebreiteten Handels, wie durch ſchlaue, politiſche Maßregeln, wofür ihr Geiſt eine reiche Fundgrube war, möglich gemacht. Ihre Verfaſſung war, nachdem man die königliche Würde ſchon früh abgeſchafft, wie in allen reichen Handelsſtaaten, ariſtokratiſch, mit einem Scheine von Demokratie. Die reichſten Geſchlechter waren, faſt wie in den Hanſeſtädten, auch die herrſchenden; ſie waren der eigentliche Adel, den in Handelsorten nur der Reichthum verleiht. Aus ihnen wählte man die Suffeten, welche die höchſte obrigkeitliche Würde, aber wohl nicht auf Lebenszeit, bekleideten. Ihnen zur Seite ſtand ein zahlreicher Senat, aus welchem wieder ein eigener Ausſchuß, die Geruſia, erkoren ward. Unter dieſen ſtanden die Feldherren, welche nicht als Magiſtrate betrachtet wurden. Von ihnen erhielten die Befehlshaber der Flotten ihre Befehle, nicht ſelten verſiegelt, um ſie erſt auf hoher See zu eröffnen. Das Volk wählte die Magiſtrate, und hatte Theil an der Geſetzgebung. Als der Feldherr Malchus den Staat zu unterjochen ſuchte, und die glänzenden Eroberungen Mago's die Republik mit militäriſcher Herrſchaft zu bedrohen ſchien, da ſollte ein neuer Gerichtshof, das hohe Staatstribunal der Hundertmänner, gegen die Eingriffe allzumächtiger Ariſtokraten ſchützen, was er auch ſo lange that, als er ſich nicht ſelbſt despotiſche Gewalt anmaßte. — Auf Sizilien hatten ſich Griechen, Phönizier und Carthager niedergelaſſen. Carthago konnte nur nomadiſche Barbaren neben ſich dulden, es haßte die ſiziliſchen Griechen eben ſo bitter, als nachmals die Römer. Die mächtigſte Stadt Siziliens, das reizende Syrakus, wollte über das ganze, an allen Produkten ſo reiche und vortheilhaft gelegene Eiland gebieten. Nicht minder Carthago. Als ſich demnach Xerxes mit halb Aſien über das kleine Griechenland ſtürzte, griff Carthago, dem geſchloſſenen Bunde gemäß, die Griechen auf Sizilien an. Aber an demſelben Tage (13. Sept. 480 v. Chr.), wo Themiſtokles die perſiſche Flotte bei Salamis ſchlug, erfocht Gelo von Syrakus einen glorreichen Sieg über den Carthager Hamilkar bei Himera, und zwang ihn zu einem ſchimpflichen Frieden, der eine ſiebzigjährige Ruhe herbei führte. Allein ſo wie Dionys I. auf den Thron von Syrakus erhoben worden war, der, gleich ſeinen Nachfolgern, nicht blos Sizilien, ſondern auch das griechiſche Unteritalien unterwürfig zu machen gedachte, loderte die Kriegsfackel von Neuem. Zwei und vierzig Jahre lang (v. 140 — 368) fraß das Schwerdt unter Himilkon und dem ältern Hannibal, öfter noch die Peſt, um ſich, ohne daß einige Mächte mehr, als einige Fuß breit Landes gewonnen hätten. So blieb, bei abwechſelndem Kriegsglück, Sizilien zwei hundert ſechs und ſiebzig Jahre lang das Hauptziel der carthaginenſiſchen Republik, bis der abenteuerliche König von Epirus, Pyrrhus, den Schauplatz betrat. Bis dahin hatte Carthago mit Rom in gutem Vernehmen geſtanden, ja zweimal vortheilhafte Verträge mit ihm geſchloſſen. Aber das herrſchſüchtige Volk an dem Tiber duldete nur ſo lange mächtige Nachbarn neben ſich, als es dieſe nicht vernichten konnte. Es hielt Freundſchaft mit Carthago, weil es ſeiner Feindſchaft noch nicht gewachſen war. Des Pyrrhus Feldzüge in Unteritalien brachten den Saamen des Kriegs zur Reife, der ſchon lange in den Herzen zweier ſelbſtſüchtiger Völ-

ker gelegen hatte. Denn als ſich die aus Campanien, ihrem Vaterlande, vertriebenen Mamertiner Meſſina's bemeiſtert hatten, und erſt von Carthago gegen Syrakus unterſtützt wurden, dann aber die carthagiſche Beſatzung vertrieben, und nun ihre Unabhängigkeit gegen beide Mächte zu behaupten ſuchten, ſandte ihnen Rom, auf ihr Begehr und nach langer Berathung, den Appius Claudius zur Hülfe. Dies war der Anfang dreier Kriege, der ſogenannten puniſchen, die an Wuth und bitterm Haſſe, mit welchem ſie geführt wurden, an Liſten und Hülfsmitteln, welche jeder der beiden Staaten aufbot, an Hartnäckigkeit und durchdachtem Ingrimm, mit welchem man ſie wieder aufnahm, ihres gleichen in der Geſchichte ſuchen. Sie dauerten ein hundert und achtzehn Jahre. Nach dem erſten drei und zwanzigjährigen folgte ein zwei und zwanzigjähriger Frieden. Carthago hatte fünf hundert Schiffe, zahlloſe Menſchen, die Herrſchaft über Sizilien, ja über das mittelländiſche Meer verloren. Aber in Spanien und Afrika waren bald neue Schaaren geworben, aus den ſpaniſchen Goldgruben zog man noch immer große Schätze, der Landhandel blühte wie vorher, und eine Menge gemietheter Hände hatte bald neue Werkzeuge des Krieges gezimmert und geſchmiedet. Den äußerſt unmenſchlichen Krieg im Innern gegen aufrühreriſche Söldner und gedrückte Unterthanen, die ihre Herrſcher in der Hauptſtadt ſelbſt belagerten, den ſogenannten libyſchen oder unverſöhnlichen Krieg, endigte eines Hamilcars Barcas Heldenmuth und des Herrſchers von Syrakus, Hiero, Beiſtand, blutig aber ſiegreich. Von der Zeit an, von der bundeswidrigen Beſitznahme Sardiniens durch Rom, richtete die Familie Barcas mehr als das handelnde Carthago ſelbſt, ihr ganzes Augenmerk auf das ſilber- und goldreiche Spanien. Hamilkar flößte ſeinem Eidam Asdrubal (ſ. d. Artikel), wie ſeinem Sohne Hannibal (ſ. d. Art. Annibal), den unaustilgbarſten Römerhaß ein, und brachte das ganze ſüdliche Spanien bis an den Ebro, theils friedlich, theils gewaltſam, unter carthaginienſiſche Botmäßigkeit. Sein ein und zwanzigjähriger Sohn erbte des Vaters Plane, wie deſſen unverſöhnlichen Haß. Von der Natur auf alle erdenkliche Weiſe begabt, durch Beiſpiel, Uebung und eigenen feſten Willen vollendet, ward er der Liebling ſeines Heeres, der Schrecken der Römer. Der zweite, ſiebzehnjährige Kampf um die Weltherrſchaft begann, den die Scipionen, ein Sempronius, Flaminius, Fabius Cunctator, L. Aemilius Paulus, C. Terent. Varro, Asdrubal und Hannibal, erſt in Spanien und Italien, dann in Afrika ſelbſt ſtritten. Fünfzehn Jahre wußte ſich Hannibals Genius mitten im Lande ſeiner mächtigen Feinde, ohne alle Unterſtützung von Hauſe, mit fremden Truppen, auf fremde Koſten, im Bündniſſe mit Macedonien, Gallien und Sizilien, zu behaupten. Binnen fünfzehn Tagen überſtieg er mit 59.000 Mann die vor ihm nie beſchrittenen Alpen; ſonnverbrannte, halbnackte Männer aus Afrika's Wüſten klimmten auf feuergeſprengten Stiegen zwiſchen dem ewigen Schnee und blauglänzenden Eiſe der Gletſcher und Alphörner hinauf und hinab. Im Schneegeſtöber, nur mit einem Auge, da er das andre in der Feldſchlacht verloren, ſchlug der liſtige und verwegene Carthager die römiſchen Cohorten am Teſſino, am Trebia und am thraſimeniſchen See. Bis Capua in Unteritalien zog er ungeſchlagen hinab, und was weder das Zaudern eines Fabius, noch die Tollkühnheit eines Varro, nicht die Beharrlichkeit des Senats, noch der Muth und die Wuth der Heere vermocht, das bewirkten die wollüſtigen Reize eines einzigen Winterquartiers und die Parteienkämpfe in Carthago's Mauern ſelbſt. Das kleine Capua entnervte eins der größten und tapferſten Heere, und ihn, den kein Römer in der Feldſchlacht überwunden, trat ſeines Vaterlandes Senat in den Staub. (Hannibalem vicit non populus Romanus,

sed senatus Carthaginiensis, ſagt Livius.) Die blutige Schlacht von Zama entſchied das Schickſal von Rom und Carthago. Hannibal floh bis nach Bithynien in Aſien, und gab ſich ſelbſt den Tod, als er die Ehre höher achtete, denn das Leben. Carthago hatte ſein eigenes unvermeidliches Geſchick nur aufgeſchoben. Rom hatte ſeinen Stolz, ſeine Macht zerbrochen; es konnte der Zeit überlaſſen, das Ihre zu thun. Sobald es anderwärts Ruhe gewann, mußte der letzte Akt dieſes großen National-Trauerſpiels beginnen. Zwei und fünfzig Jahre verſtrichen ſo unter eklem Gezänk und unendlichen Händeln, und Carthago war durch römiſche Politik ſchon im Innern erſchöpft und zerrüttet, durch den Faktionsgeiſt und Geldgeiz der herrſchenden Familien in ſeiner Grundfeſte gebrochen, als es Rom beliebte, ihm den letzten Kampf anzuſagen, der nur vier Jahre dauerte. Durch Foderungen, die Rom geſchickt ſteigerte, brachte es die republikaniſchen Kaufleute auf den höchſten Grad der Erbitterung, endlich zur Verzweiflung, in welcher Cornel. Scipio Aemilianus den ganzen Krieg durch einen geſchickten Schwertſtreich endigte. Die Hauptſtadt ward geſchleift, die andern entwaffnet, die Einwohner verpflanzt, das Land zur Provinz gemacht. Polybius ſah ſeinen, wie ſeines Vaterlandes Fall, und der große und edle Scipio vergoß Thränen der Menſchlichkeit mit einer traurigen Weiſſagung für ſein Vaterland. Ausſchweifend, gränzenlos war die Freude der Römer über den ſchrecklichen Sturz einer Stadt, die man eine Feindin der Römer und des menſchlichen Geſchlechts nannte, und Verwünſchungen trafen ſelbſt den unſchuldigen Boden, auf welchem die reiche Herrin der Meere prächtig gethront hatte. — Die Wuth, mit welcher die erſten Soldaten der alten Welt Stadt und Staat vernichtet, ſcheint auch alle Denkmäler carthaginienſiſcher Cultur getroffen zu haben. Was Hannibal in griechiſcher Sprache, was Mago, Philinus, Klitomachus und Himilkon geſchrieben, iſt unwiederbringlich verloren. Wir beſitzen nichts, als unſcheinbare Fragmente, einen Auszug aus Hanno's Tagebuche, und jene, der griechiſchen Bühne nachgebildeten, Sittengemälde, voll feiner, zarter Schattirungen, in den Luſtſpielen eines Terenz, der in ſeiner Jugend als Sklave nach Rom kam.

Carton iſt eine Zeichnung auf ſtarkes Papier; beſonders aber eine Zeichnung, welche ſowohl für die Malerei auf friſchen Kalk (in Fresko), als für Tapetenwirker gemacht wird. Eine ſolche Zeichnung iſt eben ſo groß, als die Malerei, die man ausführen will, und man richtet ſich danach bei der Ausführung. In England werden noch Originalcartons aufbewahrt, welche Raphael für Tapeten gemacht hat, und die unter ſeine vollkommenſten Arbeiten, folglich unter die vollkommenſten Werke der Malerei, gehören. Sie ſtellen ſieben Geſchichten aus dem neuen Teſtamente vor. Sie ſind von König Carl I. gekauft, und im Pallaſte zu Hamptoncourt noch zu ſehen.

Cartouche ſind gemalte und geſchnitzte Zierrathen, welche einen angehefteten Wappenſchild vorſtellen, worin ein Wappen, oder ein Sinnbild, oder eine Schrift geſetzt werden kann.

Caryatiden ſind in der Baukunſt Säulen oder Stützer, nach der Geſtalt weiblicher Figuren ausgehauen; es ſind eigentlich Bildſäulen. In die Baukunſt gingen ſie nach Vitruvius bei folgender Gelegenheit über. Weil die Stadt Carya in der Pelopshalbinſel die Partei der Perſer ergriffen hatte, als dieſe kamen, Griechenland zu erobern, ſo wurde nach der Niederlage der Perſer dieſe abtrünnige Stadt von den Griechen eingenommen, die Männer niedergemacht, und die Weiber zur Sklaverei verurtheilt. Das Andenken an dieſe Begebenheit wollten die griechiſchen Baumeiſter dadurch verewigen, daß ſie Bildſäulen in der Tracht der Caryatiſchen Frauen an den Gebäuden anbrachten, und ſie als Sklavinnen vorſtellten, welche die ſchwerſten Laſten tragen müſſen. Sie werden zur Unterſtützun hervorſtehender

Theile z. B. Balkone, Chöre in Muſik- und Tanzſälen, erhabener Gallerien oder auch der Gebälke gebraucht. Insgemein werden ſie ohne Arme, mit geflochtenen Haaren, mit langem, dicht anliegendem Gewande vorgeſtellt. Eine Nachahmung der Caryatiden ſind die Perſer, eine Art von Bildſäulen. Leſſing vermuthet, die Caryatiden ſeyen in Carya zu Ehren der Caryatis (Diana) ſpartaniſche Tänzerinnen geweſen, von welchen die Bildhauer bei Auszierungen, beſonders des Pantheons, die Geſtalten entlehnten.

Caſan, die Hauptſtadt des ehemaligen Königreichs Caſan, eine der größten und regelmäßigſten Städte des ganzen ruſſiſchen Reichs, zwei Meilen im Umfange, und nach mehreren erlittenen großen Feuersbrünſten (zuletzt den 3ten September 1815) immer beſſer wieder hergeſtellt. Sie liegt oberhalb der Kama-Mündung am linken Ufer der Caſanka und faſt eine Meile vom linken Ufer der Wolga, auf einem moraſtigen Kalkſteingrunde, welcher ſich ſüdwärts nach der Wolga zu allmählig ſenkt, aber gegen die Caſanka ſteil abfällt. Sie wurde in der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts von Ulu-Machmet, Chan der goldnen Horde, gegründet, und beſteht jetzt aus der Stadt, den Vorſtädten und der Feſtung oder dem Kreml. Die Stadt und Vorſtädte ſind ganz offen, haben gerade breite, aber ungepflaſterte Straßen und große öffentliche Plätze. Die Feſtung, größtentheils von der Stadt umgeben, liegt an der Caſanka auf dem höchſten Punkte, iſt ein unregelmäßiges Viereck, und von einer alten ſtarken mit 12 großen Thürmen beſetzten Mauer umgeben. Die Anhöhe, auf welcher ſie liegt, hat nördlich gegen die Caſanka und weſtlich ſehr ſteile Seiten, öſtlich eine Vertiefung, ſüdlich einen Wall und Graben. Außerhalb der Stadt liegen Pulvermühlen und an der Caſanka die Admiralität mit großen Schiffbauplätzen. Die Stadt beſitzt eine Univerſität, Stückgießerei, ein Zeughaus, 58 Kirchen, 4.400 Häuſer, 50.000 Einwohner, wovon $^2/_3$ Ruſſen, $^1/_3$ Tataren ſind. Der Handel iſt von großer Bedeutenheit.

Caſanova (Franz), geboren zu London 1730. Frühe widmete er ſich zu Venedig der Malerkunſt. Von hier ging er in ſeinem 25ſten Jahre nach Paris, wo van der Meulen und Parrocel ſeine Muſter waren, und er ſein Studium vorzüglich auf das Colorit, und die, in ſtark gruppirten Gemälden ſo mühſam wiederzugebenden, Wirkungen des Lichtes gerichtet ſeyn ließ. In der Folge ward die Schlachtenmalerei ſein Lieblingsfach; ſo verfertigte er zu Dresden ein großes Bild dieſer Art, wodurch er bei der dortigen Akademie angeſtellt wurde. Es war von lebendiger und kühner Ausführung, zeigte große Maſſen, eine geiſtreiche Anordnung der Menſchen und Pferde, und die Wirkungen des Lichtes waren nirgend verfehlt. Seine ſchönſten Produkte dieſer Art ſind die Siege, welche die Kaiſerin Catharina über die Türken erfocht, die in ihrem Pallaſte nachher aufgeſtellt wurden. Caſanova hat ſie zu Wien verfertigt, und unweit dieſer Stadt, nämlich zu Brühl, war es, wo er im Jahr 1805 verſchied.

Caſas (Bartolomeo de las) wurde im Jahr 1474 zu Sevilla geboren. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie, und folgte in einem Alter von 19 Jahren ſeinem Vater Antonio de las Caſas, welcher mit Chriſtoph Columbus 1493 eine Reiſe nach Indien machte. In der Folge wurde er Miſſionär, und verkündete auf St. Domingo die Heilslehre Chriſti. Da die Gouverneurs der ſpaniſchen Beſitzungen in Indien den altcaſtiliſchen Heldennamen durch barbariſche Willkührlichkeiten, in Unterdrückung der armen Indier-Neger, ſchändeten, ſo legte Las Caſas ihre Klagen zu den Füßen Carls V. nieder, ein milderes Loos der Menſchlichkeit für ſie erflehend. Seine freimüthige und kräftige Schilderung der beklagenswerthen Lage jener Menſchen machten einen ſolchen Eindruck auf Carl, daß er die ſtrengſten Befehle zur menſchlichern und mildern Behandlung dieſer Unglücklichen an

die Gouverneurs gelangen ließ. So geſchärft auch dieſe gerechte Vorſchriften waren, ſo blieben ſie doch unerfüllt. Der Geſchichtſchreiber Carls V., Sepulveda, wagte es ſogar, die Sache der grauſamen Unterdrücker zu vertheidigen, und die unmenſchliche Behandlung der Coloniſten in einer eigenen Abhandlung, mit Belegen aus der bibliſchen Geſchichte, durch das Benehmen der Iſraeliten bei der Eroberung Canaans, zu rechtfertigen. Namens der Menſchheit vertheidigte Las Caſas die Rechte der Unglücklichen in ſeiner: Brevissima relacion de la destruycion de las Indias, worin er die ſchönſten und edelſten Grundſätze niederlegte. Fünfzig Jahre hatte er in raſtloſem Eifer für die göttliche Sache gewirkt, als er im Jahr 1556 zu Madrid das Zeitliche ſegnete. Seine Werke erſchienen in 5 Bänden in 4to 1552 zu Sevilla.

Caſaubon (Iſaac de) wurde im J. 1559 zu Genf geboren. In ſeinem Jünglingsalter legte er ſich mit regem Eifer auf das Studium der Theologie, Jurisprudenz und der ſchönen Wiſſenſchaften. Nachher ging er nach Paris als Profeſſor der griechiſchen Sprache. Im J. 1596 wurde er als Docent der belletriſtiſchen Wiſſenſchaften nach Montpellier berufen, wo er jedoch nur kurze Zeit verweilte. 1603 vertraute ihm Heinrich IV. die Aufſicht über ſeine Bibliothek an. Hier bekundete er, nachdem die Proteſtanten neuen Muth durch den Majeſtätsbrief von Nantes erhielten, und faſt alle Federn gegen die kathol. Kirche in Bewegung ſetzten, ſeinen Sinn für Wahrheit, der lieber ein freies Forſchen, als ein parteiiſches Kirchthum haben wollte. Nach dem Ableben ſeines königlichen Gönners ging er auf die Einladung Johannes I. nach England, wo er mit allen Zeichen verehrungsvoller Hochachtung empfangen, und mit mehrern nicht unbedeutenden Gefällen beſchenkt wurde. Er ſtarb im J. 1614, wo er in der Abtei zu Weſtmünſter in London begraben wurde. Unter den Gelehrten der reformirten Kirche damaliger Zeit nimmt er eine nicht unbedeutende Stelle ein. Einen vorzüglichen Ruhm erwarb er ſich durch die Abfaſſung der Schrift: De satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra libri duo etc. Parisiis 1605, worin er den bedeutenden Unterſchied der Satyre der Lateiner von der der Griechen bemerkbar machte. Seine Commentare über mehrere Claſſiker des Alterthums, des Theophraſt, Strabo, Polybius, Sueton, Perſius, Plinius u. ſ. w. erwarben ihm das Lob eines beleſenen und allſeitig ausgebildeten Kritikers. — Caſaubon (Meric.), ein Sohn des Vorigen, wurde 1599 zu Genf geboren. Er wurde Doctor der Theologie an der Univerſität Oxford, und in der Folge Domherr von Canterbury. Durch die Hinrichtung Carls I. verlor er ſeine Ehrenſtellen und Pfründe. Nachdem das Haus Stuart den Thron wieder erlangt hatte, wurde er für ſeine Anhänglichkeit an die rechtmäßige Fürſtenlinie auf eine ehrenvolle Art entſchädigt. Sein edler Freiheitsſinn wies den Antrag des Protectors Cromwell, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, ab. Ebenſo ſchlug er die Einladung der Königin Chriſtine von Schweden, an ihrem Hofe in Stockholm zu leben, aus. Er ſtarb 1671, nachdem er ſeine wiſſenſchaftliche Bildung durch mehrere Werke auf eine erhebliche Art kund gegeben hatte. Seine vorzüglichſten Schriften ſind die Commentare über den Diogenes Laertius, Hierokles, Epictet ꝛc. und ſeine Abhandlung: De quatuor linguis commentationis pars prior, quae de lingua hebraica et de lingua saxonica. Lond. 1650.

Cascade. Hierunter verſteht man entweder einen natürlichen Waſſerfall, wo nämlich ein anſehnlicher Strom ziemlich hoch über Felſen herabſtürzt, wie z. B. der Rhein bei Schafhauſen, der Anio bei Tivoli in Afrika, die verſchiedenen Waſſerſtürze des Nil, in Südamerika der majeſtätiſche Fall des Parana in Paraguay, in Nordamerika der große

Waſſerfall im Lorenzofluß in Canada; oder auch einen durch Kunſt zuwege gebrachten Waſſerfall, wie ſie in verſchiedenen Gärten der Großen zu ſehen ſind, wo das Waſſer aus einer reichen Quelle über ein Mauerwerk, das die Geſtalt eines Felſen hat, in eine Muſchel oder ein anderes Gefäße, und aus dieſem oft wieder in ein anderes tiefer liegendes, herabſtürzt. So beſteht z. B. die Cascade zu St. Cloud aus 6 in einer Reihe angelegten Springbrunnen auf einer Terraſſe, an deren Fuß ſich das Waſſer in einen ausgegrabenen See in ſchweren Maſſen ergießet. Die Cascade zu St. Ruel beſteht aus 21 in der obern, und aus 20 in der untern Reihe auf Terraſſen errichteten Springbrunnen. Hieher gehören auch die ſchönen Waſſerfälle zu Marly, unweit Verſailles, jene auf der Wilhelmshöhe bei Caſſel, ſo wie die auf dem Luſtſchloſſe Loo bei Geldern.

Cascaden dienen bei Feuerwerken vorzüglich zu Ausſchmückung des Hauptgebäudes, und beſtehen immer aus Brillantbrändern. Man kann ſie auf zweierlei Art verfertigen, nämlich: 1) durch ein Gerüſte von ſchwachen Säulen und Latten, auf dem ſich die Brände, ſtufenweiſe abwärts geneigt, über einander befinden, und zwar in jeder untern Reihe 2 Brände mehr, als in der unmittelbar über ihr befindlichen. Ganz zuoberſt aber kommt ein ſtarker Brand ſenkrecht zu ſtehen, welcher den obern Trieb der Cascade darſtellet. 2) Wird eine, 1 Zoll ſtarke, 6 Fuß lange eiſerne Spille, welche unten ein Schraubengewinde hat, in eine aufrecht eingegrabene 10 Fuß hohe, ſtarke Säule eingeſchraubt. Die Spindel hat in dieſer Abſicht über dem Schraubengewinde ein Loch, um eine eiſerne Stange hindurch ſtecken, und ſie deſto feſter einſchrauben zu können. Auf die Spindel wird nun eine durchbohrte hölzerne Kugel, und über dieſe ein ſechseckiges Rad geſchoben, das auf der obern Seite ſeiner Felchen hölzerne Keilſtücke mit Hohlkehlen hat, um 2pfündige Brillantbänder aufleimen, und drei Mal mit ſtarkem Bindfaden aufbinden zu können. Durch ein zweites Loch in der halben Länge der Spindel wird ein eiſerner Splint geſteckt, und auf dieſen abermals eine hölzerne Kugel herabgeſchoben, die ein viereckiges Rad mit 1pfündigen Brändern auf ſeinen Felchen trägt. Die Naben beider Räder haben unten ſchwache eiſerne Platten, deren Löcher nicht viel größer ſind, als der Durchmeſſer der Spindel, um die Reibung auf den hölzernen Kugeln zu verringern, und das Schleudern der Räder an der Spindel zu verhindern. Die letztere iſt oben mit einer aufgeſchraubten hölzernen Büchſe verſehen, in welcher ein 4pfündiger Brand ſenkrecht aufgeſteckt und gut befeſtiget wird. Die Verbindung des Feuers erhält man durch Stopinen oder Ludelpfäden, die von dem obern Brande zwei Mal herab auf das obere, und von dieſem auf das untere Rad gezogen werden. Um ſie dabei gegen die Feuchtigkeit zu ſichern, und damit nicht zu früh Feuer dazu kommen kann, läßt man ſie durch papierne Röhrchen laufen, wozu man am Beſten leere Zündlichter-Hülſen nimmt.

Caſchemir iſt ein Theil von Hindoſtan, dem an phyſiſcher Merkwürdigkeit kein anderer gleich kommt. Dieſes kleine, ehemals eigene Reich (ſeit dem Verfall des mongoliſchen Reichs gehört es zum Reiche der Afghanen), bildet im hohen Norden Hindoſtans ein großes, eiförmiges herrliches Thal, von hohen Gebirgen begränzt, völlig einem vulkaniſchen Krater von ungeheurem Umfange ähnlich. Es hält im größten Durchmeſſer, von Südoſt nach Nordweſt, dem berühmten Engländer Forſter zufolge, gegen 80 engl. Meilen. Die neueſten Karten geben es noch größer an, vom Berge Kantal in Oſten bis zum gegenüberſtehenden Weſtgebirge. Von Norden nach Süden, oder der kleinſte Durchmeſſer, hält gegen 20 deutſche Meilen. — Das Gränzgebirge in Norden iſt Tibets hoher Himmaleh ſelbſt; von ihm läuft ein kleinerer Seitenzweig bogenförmig in Süden um dies Land, und wird nur in Weſten

bei Varehmoulch unterbrochen, um dort den ſchönen Chelum (Hydaſpes) herausſtrömen zu laſſen. Dieſer Hauptgang durch das Gebirge iſt den Einwohnern ſo wichtig, daß ſie behaupten, Salomo habe hier das Gebirge ſelbſt durchbrochen; höher hinauf hebt die kreisförmige Gebirgs-Einfaſſung wiederum an, und biegt ſich, mit einzelnen geringen Einſchnitten, von Neuem an jenes hohe Schneegebirge. — Sonach iſt das ganze Land ein von allen Seiten her geſchütztes Thal, das, wie Rennel u. A. gar nicht ohne Grund vermuthen, in früheſten Zeiten, bevor der Behut oder Chelum ſich jenen Weg bahnte, ein einziger See war. Dies wird auch wahrſcheinlich durch den noch jetzt vorhandenen See, an welchem die Hauptſtadt Shirinaghur oder Caſchemir gelegen iſt. Er ſteht mit dem Chelum oder Behut noch jetzt in Verbindung vermittelſt eines Kanals. Dieſer See, die Caſchemirer nennen ihn Dull, iſt wegen ſeiner Schönheiten und wegen der Luſtpartien, welche er gewährt, berühmt. Er dehnt ſich in ovaler Geſtalt nordöſtlich von der Stadt aus, und hat bei 1 ½ Meilen im Umfange. — Auf ſeinem öſtlichen Ende erhebt ſich ein Hügel, der zur Zeit von Forſters Reiſe (1783) mit einem dem König Salomo gewidmeten Tempel beſetzt war. Ihm gegenüber iſt eine kleine Erhabenheit, die Airney, Purrey (der grüne Hügel) genannt, weil er gänzlich mit Gärten bedeckt iſt; auch hier haben die Einwohner eine Moſchee errichtet. Um Vieles wird der See durch die vielen kleinen aus ihm hervorſteigenden Inſeln verſchönert, da ihre Gärten mit Platanen von dem üppigſten Wuchſe und den trefflichſten Obſtbäumen bedeckt ſind. Die Ausſicht über den See wird in einem Abſtande von faſt 2 ½ deutſchen Meilen durch einen Kranz von Bergen begränzt. Von dem Fuße dieſer Gebirge an ſenkt ſich eine geräumige Ebene, welche durch zahlreiche Bäche ſtets grün erhalten wird, bis zu dem Rande des Sees hinab. — Mitten in dieſer Ebene legte der Kaiſer, man glaubt Shah Jehan, einen weitläuftigen Garten an; er heißt Shalimar, d. i. der königliche. Man gelangt zu ihm vermittelſt eines großen mit Raſen eingefaßten, von Ziegeln gebaueten Kanals, der ſich 500 Schritte weit zwiſchen zwei herrlichen Alleen von Platanen hin erſtreckt. Nuhr Mahl, die wegen der Allgewalt ihrer Schönheit berühmte Geliebte des Kaiſers Shah Guir, welche nebſt dem ganzen Hofe hier gewöhnlich ihren Sommerſitz wählte, hat dieſen reizenden Fleck noch um Vieles verſchönert. — Auf Bogen, in gleichen Entfernungen über den Kanal errichtet, ſind 4 oder 5 Reihen Zimmer erbauet; jedes hält einen Saal und vier Seitengemächer; in letztern wohnte der Hof und die Bedienten. Die Pfeiler der Hauptthüren der Säle beſtehen aus einem trefflichen Geſtein; es iſt von höherer Politur als ſelbſt der Porphyr, von Farbe ſchwarz, und gelb geſtreift. Man nahm ſie aus einer Pagode der alten Hindus. — Das übrige Geſtade des Sees iſt zwar mit weniger bedeutenden Gärten beſetzt, dennoch ſind zwei, welche der Regierung gehören, von nicht geringer Schönheit. In den umliegenden Gegenden ſah Bernier mehrere Sonderbarkeiten der Natur. Sie dienen mit einander zur Beſtätigung, daß Caſchemir unter die merkwürdigſten Flecke, nicht bloß von Hindoſtan, ſondern überhaupt von unſerer Erde gehöre, und daß man es daher begreift, wie die Kaiſer es das bezaubernde Thal nennen. Man verzeihet es deshalb den unkundigen und leichtgläubigen Hindus ſehr leicht, daß ſie dies romantiſche Ländchen für heilig halten. Die genauere Anſicht jenes Durchbruchs des Fluſſes bei Baramouley bot ebenfalls ſeltene Phänomene dar. Der Behut geht nämlich durch einen beträchtlichen See, der reichlich mit Aalen und andern Fiſchen beſetzt, und mit Waſſervögeln aller Art bedeckt iſt. Mitten auf dieſem großen Waſſer zeigt ſich eine Einſiedelei nebſt ihrem Garten; ſie ſcheint auf dem See zu ſchwimmen, ruhet aber auf ſtarken Pfeilern; einer der frühern Kaiſer hatte ſie errichten laſſen. Durch die Schönheit des Landes und des dortigen Klimas wurden bereits ſeit drei Regie-

rungen die Großmoguln beſtimmt, hier einen Theil des Jahres mit ihrem Hofe zuzubringen. Sie entgingen dadurch der größten Sommerhitze von Dehli oder Agra, und genoſſen bei dem ſchönſten Himmel zugleich der Jagd unſchuldiger Thiere; denn Caſchemir zeichnet ſich auch noch dadurch aus, daß harmloſes Wildpret, z. B. Haſen, Gazellen, Rebhühner und auf den Gebirgen Moſchusthiere leben, ja ſogar alle giftige Inſekten und Schlangen ſind dem Lande fremd. Dagegen iſt der Honig im Ueberfluß, und die Schaafe und Ziegen geben hier treffliche Wolle, woraus ſehr feine Shawle gewebt werden, ob man gleich die allerfeinſten aus dem Haare der Ziegen des angränzenden Tibets verfertigt, und dadurch dem Lande großen Gewinn verſchafft. Auch die Roſen von Caſchemir übertreffen die des übrigen Indiens, ihre Schönheit und ihr Glanz hat ſie zum Sprichwort erhoben, man verfertigt daraus ſehr viel Attar (eine koſtbare Roſen-Eſſenz). Außer den ſchönſten übrigen Früchten Europens gedeihet hier ſelbſt der Weinſtock; der daraus gewonnene Wein kommt dem von Madera gleich. Bernier behauptet wohl mit Grund, dies kleine Reich ſey das Paradies von Indien, es verdiene ganz Hindoſtan zu beherrſchen, und gebe gerechten Anlaß zu den Lobgedichten, worin die Hofpoeten des Kaiſers bei ihrer Ankunft hier es zu beſingen gewohnt waren.

Caſimir III., mit dem Beinamen der Große, wurde 1309 geboren. Durch manche Großthat hatte er ſich unter der Regierung ſeines Vaters, Udislaus Loketeks, in einem Zuge gegen die deutſchen Ritter einen rühmlichen Namen erworben. 1333 wurde er nach dem Ableben ſeines Vaters als König von Polen gekrönt. Sogleich nach ſeiner Thronbeſteigung erneuerte er den Waffenſtillſtand, den ſein Vater mit den deutſchen Rittern abgeſchloſſen hatte, und berief 1335 einen Congreß nach Wiſſegrad, wo ihre wechſelſeitigen Anſprüche erledigt werden ſollten. Durch die Dazwiſchenkunft des Königs von Ungarn wurde in dieſer Verſammlung feſtgeſetzt, daß die Ritter an die polniſche Krone das Palatinat von Cujarin und den Landſtrich Dobrzin abgeben, und dabei noch die Entſchädigungsſumme von 10.000 Fl. zahlen ſollten; Caſimir erbot ſich dagegen, allen Anſprüchen auf Pommern zu entſagen. Da dieſe für Polen nachtheilige Uebereinkunft von dem Reichstage keine Beſtätigung erhielt, ſo rief man den heiligen Stuhl um eine rechtskräftige Entſcheidung an. Von dort aus erſchien das Urtheil, welches mit dem Bannſtrahle begleitet war, daß die Ritter alle ihre unrechtmäßigen Beſitzungen an Polen wieder abtreten, alle von ihnen zerſtörten Kirchen wieder aufbauen, und dabei noch an Caſimir die Zahlung einer nicht unbedeutenden Entſchädigung leiſten ſollten. Die Ritter wandten ſich an Kaiſer Ludwig V. und erwirkten ſich von ihm den Befehl, unter keiner Bedingung die Güter ihres Ordens aus den Händen zu laſſen. Sie blieben demnach in dem Beſitzſtande ihrer Güter, und legten die Waffen nieder. Caſimir, der keine männlichen Kronerben hatte, ernannte 1339 ſeiner Schweſter Eliſabeth und des Königs Carl von Ungarn Sohn, Ludwig, zu ſeinem Nachfolger. Seit dem Jahre 1340 zwang er Kleinrußland mit der Gewalt der Waffen unter ſeine Oberherrſchaft, knüpfte, um von Seiten der deutſchen Ritter nicht beunruhigt zu werden, neue Friedensunterhandlungen mit ihnen an, welche von dem Reichstage 1343 beſtätigt wurden, und riß, als ſiegreicher Eroberer, Frauſtadt von Schleſien ab. Aufgebracht über dieſe rechtswidrige Erweiterung der polniſchen Macht, griff der König von Böhmen, als Protector des Herzogs von Schleſien, zu den Waffen. Caſimir wurde zu gleicher Zeit von den Tataren bedroht, welche in Eilmärſchen auf Cracau losgingen. Er eilte an die Weichſel, ſchlug dieſe wilden Horden, von da ging er nach Schleſien, wo er die feindliche Macht des Königs von Böhmen vernichtete. 1347 berief er einen Reichstag nach Wilslicza, wo er von den rechts-

kundigſten Staatsmännern eine Umgeſtaltung der Geſetzverfaſſung entwerfen und ausführen ließ. Bald rüſtete er ſich von Neuem zum Kriege. Er drang in Klein-Rußland ein, ſchlug die Lithauer in einer Schlacht, machte ihren Herzog zum Gefangenen, und entriß ihnen die Beſitzungen in Volhynien. Carl IV., der ſich mit einer Enkelin Caſimirs vermählt hatte, eroberte 1366 Rothrußland, und brachte das Palatinat von Belz unter polniſche Lehnsherrlichkeit. Caſimir errichtete mehrere Feſtungen, gründete mehrere Hospitäler, legte Schulen und Univerſitäten an, und ſuchte auf alle Weiſe die Neigung für die Künſte und Wiſſenſchaften in ſeinen Staaten zu beleben. 1370 ſtarb er an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Mit ihm erloſch die fürſtliche Linie der Piaſten, die 528 Jahre lang das polniſche Staatsruder geführt hatten. Schade, daß dieſer treffliche Fürſt durch ſeine ausſchweifende Liebe zum weiblichen Geſchlechte und durch übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke ſein thatenreiches Leben in einen für ſeinen Nachruhm ungünſtiges Licht ſetzte!

Caſino iſt die Benennung, welche die wohlhabenden Einwohner Neapels ihren Landhäuſern geben, die nicht groß genug ſind, um auf den Titel einer Villa Anſpruch machen zu können, ſondern nur kleinere Güter haben. Hier geben die Eigenthümer kleine Feſte im traulichen Zirkel ihrer Familie und Freunde, und bringen gewöhnlich die Sommerabende hier zu, wobei Tanz, Geſang und Saitenſpiel auf der Guitarre und Mandoline das Meiſte zu einer fröhlichen und jovialen Unterhaltung beitragen; Kartenſpiele finden dabei nicht Statt; Erfriſchungen, in ſüdlichen Früchten, köſtlichen Weinen ꝛc. beſtehend, werden im Ueberfluß gereicht. Fremde werden, wenn ſie mit dem Beſitzer eines Caſino's und ſeiner Familie nicht ſchon genauer bekannt ſind, höchſt ſelten dahin eingeladen, wo man ſich gerne alles Zwangs und ſteifer Etikette entledigt. Faſt jeder Kaufmann von einiger Bedeutung beſitzt ein ſolches Caſino, oder miethet doch eins für die ſchwülen Sommermonate. Dieſe Häuſer ſind meiſtens ſehr einfach und ganz ländlich eingerichtet, haben nur wenige Zimmer und prunkloſe Meubeln, förmlich bewohnt werden ſie nicht, vor Mitternacht kehrt gewöhnlich die ganze Geſellſchaft in die Stadt; da zu ſchlafen würde in mehr als Einer Rückſicht nicht angenehm, und gefährlich ſeyn. Von dieſen Landhäuſern hat man auch den geſellſchaftlichen Verein der ſogenannten vornehmen Welt großer und kleiner Städte den Namen Caſino gegeben, die aber an vielen Orten gerade das Gegentheil von jenen Landhäuſern ſind, indem oft ein ſteifes Ceremoniel und eine kleinliche Rangſucht alle Annehmlichkeit aus ſolchen Zirkeln verbannen. In vielen Städten iſt das Caſinofähig mit mehr Umſtänden verknüpft, als ehedem das Hof- und Stiftsfähig. Die Benennung Caſino von Monte Caſino ableiten zu wollen, iſt eben ſo geſucht als gewagt. Caſino, Coſina, bedeutet in der italieniſchen Sprache ein kleines niedliches Häuschen, daher dieſer Name den neapolitaniſchen Landhäuſern beigelegt wurde; und da man auch den Winter hindurch ähnliche Zuſammenkünfte in den Städten Italiens veranſtaltet, ſo ging natürlich dieſer Name auch auf die Locale, worinnen dieſe Verſammlungen Statt fanden, über. Das italieniſche Kartenſpiel Caſino iſt ſchon längſt vergeſſen, und beſonders durch das L'Hombre verdrängt worden; auch manche Geſellſchaftsſpiele führen den Namen Caſino.

Caſiri (Michael) wurde zu Tipoli in Syrien 1710 geboren. Er ſtudirte zu Rom Theologie, und mit beſonderm Fleiße die orientaliſchen Sprachen, empfing 1734 die Prieſterweihe, und begleitete im nächſten Jahre den gelehrten Aſſemanni nach Syrien, wohin dieſer vom Papſte geſchickt war, um der Synode der Maroniten beizuwohnen. Caſiri hatte hier Gelegenheit, die Religionsmeinungen der Maroniten kennen zu lernen, und

zu prüfen, ſtattete auch 1738 zu Rom einen vollſtändigen Bericht davon ab. Er lehrte hierauf in ſeinem Kloſter die arabiſche, ſyriſche und chaldäiſche Sprache, Theologie und Philoſophie. Der große Ruf ſeiner Gelehrſamkeit veranlaßte den König von Spanien, ihn 1748 nach Madrid kommen zu laſſen, um ſich ſeiner als Bibliothekar zu bedienen; dem zufolge unterſuchte und ordnete Caſire die durch ihre arabiſchen Handſchriften ſo berühmte Bibliothek in dem Eskurial, deren Vorſteher er in der Folge wurde, und als ſolcher die Materialien zu ſeiner gelehrten Bibliotheca arabico-hispana, Madrid 1760—70 2 Volum. Fol. ſammelte. Dieſes Werk iſt in 1851 Artikel abgetheilt, und liefert ein Verzeichniß und zugleich Auszüge von allen arabiſchen Handſchriften der Eskurialbibliothek, und iſt für alle orientaliſchen Sprachforſcher ein wahrer Schatz. Caſire weckte unter den Spaniern das Studium der morgenländiſchen Sprachen, denen er durch ſeine ſeltene Kenntniß hierin vorleuchtete. Er ſtarb, 81 Jahr alt, 1791 zu Madrid.

Caſpiſches Meer, ein völlig mit Land und faſt von allen Seiten mit Bergen umgebener See zwiſchen Perſien, der Tartarei und Rußland, der von Norden nach Süden 150 deutſche Meilen lang, 26—80 breit, 5—100 Faden tief iſt, und 7896 □ Meilen Flächeninhalt hat. Er liegt 134 Schuh tiefer, als die Meeresfläche, hat keinen ſichtbaren Abfluß, und nimmt viele Flüſſe auf, z. B. Wolga, Terek, Kur, Ural, ꝛc. Der See enthält viele Fiſche, z. B. Hauſen, Störe, Sterlete, Karpfen, Lachſe, auch See-Hunde. Die genauere Kunde dieſes Meeres verdankt die Geographie dem großen Schöpfer von Rußlands Kultur, Peter dem Großen; ihm war es nicht genug, durch Soimonov und Bruce eine für die damalige Zeit vorzügliche Karte von dieſem Meere aufnehmen zu laſſen. Sein tiefer Blick fühlte ſofort auch den ganzen Werth dieſes großen Gewäſſers für Rußlands Handel; er ſuchte daher nicht nur eine Flotte dort zu erbauen, ſondern den größten Strom des caſpiſchen Meeres ſetzte er ſelbſt mit ſeiner neuen Hauptſtadt am baltiſchen Meere in Verbindung. Ein damals lebender Privatmann, Serdukow, fing unter ihm dies große Unternehmen im J. 1704 an. Den See Mſtina, in welchen ſich die Schlina ergießt, verband er dadurch mit der Twerza, daß er einen doppelten Canal anlegte, wovon der eine die Twerza innerhalb der kleinen Stadt Wüſchney-Wolotſchok (in der Statthalterſchaft Twer) mit der kleinen Zna, der andere eben dieſes Flüßchen hier mit der daneben fließenden Schlina vereinigt. Die Twerza tritt in die Wolga; aus dem See Mſtina geht aber die Mſta hervor, welche ſich dann in den Ilmerſee einmündet, der wiederum durch den Wolchow mit dem Ladogaſee verbunden wird, und mithin nach der Hauptſtadt von Rußland führt. Peter der Große ſah dies Werk noch beendigt; allein nur unter Catharina II. erhielt dieſer Canal ſeine dauernde Wirkſamkeit. Denn ohne die vielen Waſſerleitungen und Schleuſen, wozu glücklich genug mehrere Seen und Bäche in der Nachbarſchaft von Wüſchney-Wolotſchok hinreichendes Waſſer darboten, blieb der wichtige Canal dieſer Stadt, welcher jetzt die Schifffahrt von Aſtrachan bis Petersburg auf 535 Meilen möglich macht, ſtets unvollkommen. Auch die Schwierigkeit und Gefahren, welchen die Fahrzeuge durch die Stürzungen der Mſta, und durch die ſtürmiſche Ilmenſee ausgeſetzt blieben, ſind durch Fürſerge Paul's I. endlich hinweggenommen. So ſah Peter der Große den Fleiß des Ingermannländers, ja des geſammten Nordeuropäiſchen Rußlands, mit den Produkten der Bucharei, des reichen Perſiens umgetauſcht, und ſeine Hauptſtadt ſelbſt mit vielfachen Bedürfniſſen des Lebens und der Bequemlichkeit verſorgt.

Caſſander (Georg), einer der gelehrteſten und gemäßigſten katholiſchen Theologen ſeiner Zeit, geboren auf der Inſel Caſſand bei Brügge in

Flandern, lehrte zu Brügge, Gent und Cöln Philologie, canoniſches Recht und catholiſche Theologie. Caſſander, der eines ſanften friedliebenden Charakters war, ſuchte in jenen traurigen Zeiten der Religionstrennung die Parteien in Liebe und Sanftmuth, und durch Nachgiebigkeit wieder zu vereinigen; dies gelang ihm vorzüglich an ſeinem Geburtsorte. In ſeiner Schrift, worin er die Religionsſtreitigkeiten ſchlichten wollte, tadelte er die Heftigkeit Calvins, wodurch er aber in einen gelehrten Streit mit dieſem und Beza gerieth. Als er 1564 mit der Bekehrung der Wiedertäufer beſchäftigt war, rief ihn der Kaiſer Ferdinand I. nach Wien, um durch ihn eine Vereinigungsſchrift der Catholiken und Proteſtanten ausarbeiten zu laſſen. Caſſander, ſo gern er dieſem ehrenvollen Rufe gefolgt wäre, wurde durch Kränklichkeit verhindert, ſelbſt nach Wien zu reiſen, richtete aber das verlangte Gutachten, da Ferdinand in eben dieſem Jahre geſtorben war, an Maximilian II. Dieſe Schrift führt den Titel: De articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis ad Imp. Ferd. I. et Max. II. Consultatio ed. Hug. Crot. 1642. 8. Dieſes wohlgemeinte Gutachten verfehlte bei den eifrigen Catholiken und Proteſtanten den Zweck, weil er nach jenen zu viel, und nach dieſen zu wenig nachgab. Seine Abhandlungen über Kirchengeſchichte und Liturgie machten zu ihrer Zeit ebenfalls viel Aufſehen. Er ſtarb zu Cöln 1566. Seine ſämmtlichen Werke ſind 1616 zu Paris in Folio erſchienen.

Caſſandra, auch Alexandra genannt, war eine Tochter des Priamus und der Hekuba, und die Zwillingsſchweſter des Helenus. Einſt ſpielten beide Kinder in dem Vorhofe zum Tempel des thymbräiſchen Apollo, und da ſie zu lange ſich dort verweilt hatten, als daß man ſie hätte nach Hauſe bringen können, ſo wurde ihnen ein Lager aus Lorbeerblättern zum Schlafen im Tempel bereitet. Wie erſchracken aber die Ammen, als ſie des andern Morgens die Kinder von Schlangen umwunden ſahen. Doch dieſe ſpielten mit ihnen, und leckten den lieben Kleinen die Ohren, woher das Gehör derſelben ſo geſchärft wurde, daß ſie die Stimmen der Götter vernehmen konnten. Caſſandra verweilte hernach ſehr oft im Tempel, und wuchs zu einer ſo ſchönen Jungfrau heran, daß ſie das Herz des Gottes mit Liebe entzündete. Er aber verſprach, ihr die ganze Wahrſagerkunde zu lehren, wenn ſie ihn auch lieben wollte. Sie verſprach's, und als ſie dieſe gelernt hatte, wollte ſie ihr Verſprechen nicht erfüllen, und verſchmähte Apollo's Liebe. Da erglühte der Gott vor Zorn, und fluchte ihren Weiſſagungen, daß die Stimme der Wahrheit aus ihrem Munde nicht gehört ward. Sie konnte ſich darauf nimmer des Lebens freuen; am fernſten Horizont ſah die ſchickſalkundige Seherin ſchon die ſchweren Wolken des Mißgeſchicks aufſteigen, das über ſie, ihren Vater und ihr Vaterland kommen würde; und doch konnte ſie es nicht abwenden, ſie weiſſagte und predigte vergebens. Als Troja erobert war, und ſie mit den übrigen Jungfrauen in den Tempel der Minerva entfloh, ward ſie von Ajas auf heiliger Stelle entweiht, und bei Vertheilung der Beute dem Agamemnon zu Theil, der ſie als Sklavin und Geliebte mit ſich nach Myzene führte. Dort wurden Beide von der Klitämneſtra und dem Aegiſthus ermordet. Dieſer Raub der Caſſandra galt im Alterthum für eine der verruchteſten Frevelthaten, und hat Dichtern und bildenden Künſtlern Stoff zu vielfachen Bearbeitungen dargeboten.

Caſſano, ein kleiner Flecken in der Delegation Mailand, am rechten Ufer der Adda, öſtlich von Mailand. Hier war es, wo am 27. April 1799 28.000 Franzoſen, unter Moreau, von 45.000 Ruſſen und Oeſterreichern, unter Suwarow, geſchlagen wurden. Die Franzoſen, durch frühere Verluſte an der Etſch muthlos geworden, nahmen eine Stellung an der Adda, und trachteten, ſelbige ſo lange, als möglich, zu behaupten, um die Hülfe

aus der Schweiz zu erwarten, und den aus Neapel und Toskana heranna- henden Waffenbrüdern Zeit zu gewinnen, über die Apenninen zu gehen. Am 26. April trieb der Fürſt Bagration bei Lecco den General Serru- rier zurück. In der Nacht vom 26. auf den 27. erzwangen die Verbünde- ten den Uebergang über die Adda bei Lecco, Trezzo und Caſſano (ein klaſſi- ſcher Boden, denn am 16. Auguſt 1705 maßen auch hier Franzoſen, un- ter Vendôme, und Oeſterreicher, Preußen und Heſſen, unter Eugen, ihre Kräfte); ſie ſchlugen zuerſt den linken Flügel der Franzoſen, drangen dann auf die Mitte ihrer Stellung, und dieſe zogen ſich mit einem Verluſte von 6.000 Todten und Verwundeten, und über 7.000 Gefangenen, worun- ter 4 Generale und bei 300 Offiziere, nebſt vielen Trophäen und 80 Stük- ken Geſchütz, nach Aleſſandra zurück. Die Verbündeten hatten 4.000 Todte und Verwundete. Wo zu Triviglio, jetzt Suwarow's, war damals (1705) Eugen's Lager; wie der Fürſt von Anhalt-Deſſau dazu- mal, ſo griff diesmal Melas den Canal Ritorto an; wie jetzt Su- warow, ſo hatte auch damals Eugen verſucht, an der obern Adda, mit Hülfe der nämlichen Ufergähen, am nämlichen ſchnellen Buge des Fluſ- ſes, die feindliche Stellung von Caſſano durch Umgehung in ihrer linken Flanke zu überwältigen. Aber wo Vendôme und Eugen, wegen der Schlacht von Caſſano, beide ein Te Deum hatten ſingen laſſen, entſchieden Suwarow und Melas den plötzlichen Fall der cisalpiniſchen Republik. General Serrurier, der durch den Adda-Uebergang abgeſchnitten war, mußte am Tage nach der Schlacht, auf freiem Felde, bei Verderio das Gewehr ſtrecken, mit ihm die Generale Treſſin und Fremir. Mo- reau hatte Alles aufgeboten, was Kriegskunſt und Beharrlichkeit unter wi- drigen Umſtänden vermögen; aber faſt die Hälfte ſeiner Armee ging hier zu Grunde.

Caſſationsgericht, Caſſationshof, iſt nach der neuen Verfaſſung der oberſte Gerichtshof Frankreichs, der aus 4 Präſidenten und 42 Mitgliedern, die der König auf Lebenszeit ernennt, und 1 Generalpro- kurator mit 6 Generaladvokaten als ſeinen Gehülfen beſteht. Er theilt ſich in 3 Sektionen, deren jede aus 16 Mitgliedern beſteht, wovon jährlich 4 Mit- glieder austreten, und in die andern Sektionen durch das Loos vertheilt wer- den. Dieſe Sektionen ſind der Bittſchriften, der bürgerlichen und peinlichen Caſſation d. i. Vernichtung. Der Caſſationshof entſcheidet nämlich in recht- lichen Angelegenheiten nie ſelbſt, ſondern erklärt nur ergangene Urtheile für nichtig, wenn die Form des gerichtlichen Verfahrens verletzt, oder gegen das klare Geſetz erkannt worden iſt; zu einem andern rechtlichen Erkenntniß ver- weiſt er auf ein anderes Gericht. Auch hat er unter dem Vorſitz des Juſtiz- miniſters das Recht, über die Appellations- und Criminalgerichtshöfe und das dazu gehörige Perſonale die Aufſicht zu führen, ihnen Verweiſe zu geben, ſie zur Rechenſchaft vor den Großrichter zu fodern, und aus wichtigen Grün- den zu ſuspendiren; in dieſer Hinſicht denuncirt der Generalprokurator beim Caſſationshof die Vergehungen der Richter, und leitet das peinliche Verfah- ren gegen ſie ein. Selbſt wenn die Parteien ſich bei einem widerrechtlichen Urtheil beruhigen ſollten, erfodert ſeine Pflicht, ſo wie es zu ſeiner Kenntniß kommt, daſſelbe dem Caſſationshofe anzuzeigen. Auch iſt der Caſſationshof beauftragt, jährlich der Regierung die Punkte anzuzeigen, über welche die Erfahrung ihn die Mängel der Geſetzgebung hat erkennen laſſen.

Caſſel (Franz Peter), zu Cöln am Rhein den 3. Nov. 1784 geboren, hatte in dem Arzte, Reiner Joſeph Anton Alexander, einen Va- ter, der des Sohnes erſte Schritte auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete leitete, — eine Gunſt, deren ſich der Sohn in dankbarer Erinnerung ſtets erfreute. Als aber der lebhafte Geiſt des Knaben ſich allgemach ſo entwickelte, daß die ſeinem

Alles auffaſſenden Geiſte entſprechende Lernbegierde, nach Vollendung der Gymnaſialbildung, auch höhere Lehrer erfoderte, da ward er der Centralſchule zu Cöln übergeben, an welcher allberühmte Männer damals lehrten, Wallraf, Gall, jetzt Prof. in Lüttich, Kramp, Faber, ruſſiſcher Staatsrath, Jaeckel u. ſ. w. Er, der für die Wiſſenſchaften geboren war, arbeitete mit ſo wunderbarer Kraftanſtrengung, daß er in ſeinem 19. Jahre, außer der Mathematik und Phyſik, Chemie und Anatomie, ſich auch mehrerer Sprachen, der franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, altrömiſchen und helleniſchen, in einem hohen Grade von Vollkommenheit bemächtigt hatte. Im Beſitze ſolcher Vorkenntniſſe bezog er die Univerſität zu Göttingen, wo er die Vorleſungen der Hochlehrer Heyne, Blumenbach, Schrader, Himly, Richter, Bouterwek ꝛc. hörte. Der Letztere pflegte ihn als den talentvollſten ſeiner Zuhörer zu bezeichnen. Von da begab er ſich nach Paris, wo er im Jahre 1805 die Doktorwürde in der Arzneikunde erhielt. Als er in ſeine Vaterſtadt eben zurückgekehrt war, wurde ihm an der höhern Schule das Lehramt anvertraut, welches Naturgeſchichte, Botanik, Chemie ꝛc. umfaßte. Die Erwartungen ſeiner Mitbürger erfüllte er nicht nur durch ſeine gediegenen Vorleſungen, ſondern auch durch die Herausgabe trefflicher, die Botanik vorzüglich berückſichtigender Werke. Wie er alles Schöne kannte, allem Schönen hold war, ſo milderte er auch den Ernſt wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen dadurch, daß er ſeine Nebenſtunden den ſchönen Wiſſenſchaften weihte. Der Dichtkunſt war er vorzüglich hold, wie es mehrere Gedichte und das 1811 erſchienene Bruchſtuck eines großen, noch in der Handſchrift vorhandenen Gedichtes: Die Pflanzenwelt, beweiſen. Er, der in ſeiner Vaterſtadt berühmt war, ward auch bald dem Auslande bekannt. Im Jahre 1817 wurde er bei der eben errichteten Univerſität zu Gent als ordentlicher Hochlehrer der mathematiſchen und phyſiſchen Klaſſe vom erlauchten Könige der Niederlande ernannt. Seinem Verdienſte kam auch die gebührende Ehre entgegen. Schon im Jahre 1818 erhielt er die höchſte Ehrenwürde an der Univerſität, und bekleidete ſie mit ehrfurchtheiſchender Umſicht. Das Jahr darauf, nach dem ſchmerzlichen Verluſte des würdigen Hochlehrers Hellebaut, verſah er das Prorektorat wieder mit nicht mit geringerem Ruhme. Mit welcher Seelenwonne er ſich zu Gent niederließ, und wie ſehr er dieſen neuen Wohnort liebgewann, das bezeugen ſeine eigenen Worte: „er habe in der berühmten Stadt Gent einen Garten, reich an Schätzen aller Himmelsſtriche, und Einwohner, dem Dienſt der Flora in frommer Huld ergeben, angetroffen, ſo daß, wer Botanik liebe, kaum irgendwo einen glücklichern Ort, als dieſe Stadt, zu finden im Stande ſey.“ Das neue Vaterland, das ihm in jener Beziehung ſchon lieb und werth war, machte ihm Hymen bald noch theuerer. Zur Gattin und Gefährtin des Lebens erkor er die edle, mit allen Vorzügen des holden Geſchlechtes reichbegabte Frau, Colette von Vlieger aus Gent, des berühmten Kaufmanns, Pet. Paul Serdobbel Wittwe. Aber die Freude dieſer Verbindung, die unter ſo ſchöner Weihe geknüpft worden, ward nur zu bald durch den Leichenſchleier getilgt und verdunkelt. Hätte er doch für die untergrabene Geſundheit beſſer geſorgt, und nach dem Rathe ſeiner Freunde und der Aerzte ſeine allzugeliebten Beſchäftigungen, da es noch Zeit war, ausgeſetzt! — Allein er konnte nicht über ſich gewinnen, „daß die Seidenraupe zu weben unterließe; köſtliche Fäden entwickelt ſie für und für aus ihren Eingeweiden, und hört nicht eher auf, bis ſie ſich ins eigene Grab geſponnen.“ Einem wiederholten Anfalle der Waſſerſucht erlag er den 8. Junius 1821. Als Menſch war er edel, hülfreich und gut. Ein treuer Freund, wie er war, war ihm Freundſchaft das mächtigſte Bedürfniß; und um in einem Worte Alles zu ſagen, ſein Herz war weit reicher begabt, als ſein Geiſt. Seinen Ruhm

und ſeinen Namen bringen folgende Denkmale auf die Nachwelt: 1) Dissertatio inauguralis medica, sistens cogitata circa originem et formam morborum systematis nervosi. Parisiis Anno 14 (1805). 2) Skizzen für Zoonomie oder das Leben der Zahlen und Formen. Erſter Theil, Cöln, 1808. 3) Verſuch über die natürlichen Familien der Pflanzen, mit Rückſicht auf ihre Heilkraft. Cöln 1810. 4) Die Worte eines Deutſchen am linken Rheinufer. Cöln, 1814. 5) Lehrbuch der natürlichen Pflanzenordnung. Frankfurt a. M., 1817. 6) Oratio de utilitate studii historiae scientiarum physicarum, publice dicta cum magistratum academicum deponeret. 1819. 7) Morphonomia botanica, sive observationes circa proportionem et evolutionem partium plantarum, cum figuris lithographicis. Col. Agrip. 1820. Hr. Dr. und Prof. Nees van Eſenbeck, Präſident der Leopoldiniſchen naturforſchenden Geſellſchaft, hat, aus Achtung für die Verdienſte des Verſtorbenen um die Pflanzenkunde, einer Pflanzengattung den Namen Casselia gewidmet.

Caſſel (Heſſen=). Die Staaten des Churfürſten von Heſſen=Caſſel bilden mit geringen Ausnahmen ein zuſammenhängendes Ganze, welches von Preußen, Waldeck, Hannover, Sachſen=Weimar, Baiern und Heſſen-Darmſtadt umgeben iſt. Ein nördlich abgeſonderter Theil, die Grafſchaft Schaumburg, wird von Lippe und Hannover begränzt; und ein Antheil an der Grafſchaft Henneberg wird von den ſächſiſchen Herzogthümern und Preußen umgeben. Alle dieſe Länder ſind gebirgig, am meiſten das Hennebergiſche, welches im Thüringer Walde liegt. Die größere Maſſe wird von Zweigen des Speſſart, der Rhön und des Vogelberges im Süden; vom Reinhards= und Habichtswalde im Norden durchzogen. Der Meisner, ein Baſaltberg, erhebt ſich 2.184 F. hoch; in ihm werden ſchöne Stein= und Braunkohlen gefunden: das Schaumburgiſche gehört zu den Weſer=Gebirgen. Hauptfluß iſt die Weſer, deren Quellenflüſſe, die Fulda und Werra, die Hauptmaſſe durchſtrömen. Die Lahn berührt das Land und fließt dem Rheine zu, die Kinzig dem Maine. Der Boden iſt beinahe überall ſteinig, mehr für Viehzucht als für den Ackerbau im Großen geeignet; doch hat das Land hinreichend Getreide, und liefert noch außerdem viel Flachs und Hanf, Tabak, und in der Gegend von Hanau Obſt und Wein. Der Bergbau geht auf etwas Silber und Kupfer, mehr auf Kobalt und Eiſen; Stein= und Braunkohlen ſind in Menge und vorzüglicher Güte vorhanden, und die Waldungen, meiſt Laubholz, vortrefflich. Auch Salz wird an mehreren Orten gewonnen. Betriebſamkeit findet man beinahe nur in Caſſel und Hanau; aber die Linnenweberei iſt über das ganze Land verbreitet. — Die geſammten Beſitzungen enthalten auf 202 ¼ □ M. über 567.000 Einwohner. Dieſe ſind größtentheils reformirt, und ganz deutſcher Abkunft. Die Heſſen, ein ausgezeichnet kräftiges und tapferes Volk, ſind wahrſcheinlich die Abkömmlinge der alten Catten. Das Land machte lange Zeit einen Theil des großen Frankenreichs aus, und gehörte dann bis in die Mitte des 13ten Jahrh. zu Thüringen. Heinrich I., Sohn einer thüringiſchen Prinzeſſin und eines Herzogs von Brabant, der Stammvater des ganzen heſſiſchen Hauſes, erhielt das Land 1263 und die Landgrafenwürde 1292. Unter ſeinen Nachfolgern entſtanden mancherlei Theilungen, bis Wilhelm II. 1500 wieder zum Beſitz des Ganzen gelangte. Sein Sohn Philipp der Großmüthige iſt durch ſeinen Eifer für die Reformation, ſeine mehrjährige Gefangenſchaft, und die Stiftung der Univerſität Marburg aus aufgehobenen Kloſtergütern bekannt. Nach ſeinem Tode 1562 erfolgten neue Theilungen, aus welchen die noch jetzt vorhandenen Hauptlinien Heſſen=Caſſel, Heſſen=Darmſtadt und Heſſen=Homburg entſtanden ſind. Andre Nebenlinien, als

Heſſen=Rothenburg und Heſſen=Philippsthal, beſitzen nur einige Güter, aber keine Landeshoheit. Im J. 1802 erhielt der Landgraf von Heſſen=Caſſel die Churfürſtenwürde, und hat dieſe, nachdem ſeine Länder 7 Jahre lang einen Theil des Königreichs Weſtphalen ausgemacht hatten, 1813 wieder angenommen. Die alte, beinahe in Vergeſſenheit gekommene ſtändiſche Verfaſſung iſt bis jetzt ohne Veränderung geblieben. — Die Haupt= und Reſidenzſtadt Caſſel, an der Fulda, mit etwa 19.000 Einw., iſt eine durch Lage und Bauart ausgezeichnet ſchöne Stadt. Die Altſtadt hat größtentheils enge und krumme Gaſſen; ſie iſt der Sitz der ſtädtiſchen Betriebſamkeit. Hier liegen: das fürſtliche Schloß, am Rande eines hohen Ufers mit einer herrlichen Ausſicht auf das Thal; es ward 1503 zu bauen angefangen, brannte 1811 zum Theil ab, und wird jetzt wieder hergeſtellt; dabei der ſchöne Schloßplatz; das Zeughaus, ganz aus Quadern im 16ten Jahrhundert gebaut; die Martins= oder große Kirche, aus dem 14ten Jahrhundert, mit dem Erbbegräbniß der Fürſten. An die Altſtadt ſtößt ſüdlich die durchaus regelmäßig und ſchön gebaute Ober=Neuſtadt, mit mehreren ſchönen Plätzen, worunter der 1000 Fuß lange und 450 Fuß breite Friedrichsplatz der bedeutendſte iſt. Hier liegen das Muſeum, ein herrliches Gebäude am Friedrichsplatze, worin die Bibliothek, die Antiken= und andre Kunſtſammlungen und die Sternwarte ſich befinden; das Gebäude der Kunſtakademie mit einer ſchönen Gemäldeſammlung; das Opernhaus und das Schloß Bellevüe. Ueber eine ſchöne ſteinerne Brücke gelangt man in die auf dem rechten Ufer liegende Unter=Neuſtadt, wo bloß das Caſtell, eine ehemalige Caſerne, mit Wall und Graben umgeben, welches zum Staatsgefängniß dient, zu bemerken iſt. Vor dem Thore liegt ein großes Hoſpital, die Charité. Ein andres, nördlich vor den Thoren gelegenes, zur weſtphäliſchen Zeit zur Caſerne beſtimmtes großes Gebäude iſt in ein Hoſpiz und eine Arbeitsanſtalt verwandelt worden. — An der Altſtadt und Ober=Neuſtadt entlang zieht ſich, im Fuldathale, die Aue, eine große Gartenanlage mit einem herrlichen Orangeriegebäude. Eine Stunde weſtlich von Caſſel am Fuße des Carlsberges liegt das herrliche Luſtſchloß Weißenſtein, jetzt Wilhelmshöhe genannt, mit ſeinem durch Natur und Kunſt verherrlichten großen Park, welcher den ganzen Bergabhang einnimmt, und über 2 Stunden im Umfange hat. Ein herrlicher Wald, Felſen, Abgründe, Bäche und Waſſerfälle machen ihn zu einem der ſchönſten in der Welt. Gleich hinter dem Schloſſe erhebt ſich die Hauptfontaine, deren Strahl 150 Fuß Höhe erreicht, bei 14 Zoll Durchmeſſer. In der Tiefe des Waldes verſteckt liegt die Löwenburg, ein ganz nach Art einer alten Ritterburg erbautes Luſtſchloß. Auf der Höhe des Berges liegt das Oktogon, ein ſtarkes Gebäude, welches den großen Waſſerbehälter enthält, der die von hier 900 Fuß langen und 40 Fuß breiten Waſſerfälle mit Waſſer verſieht. Auf dem Oktogon ſteht eine 96 Fuß hohe Pyramide von Quadern, auf welcher endlich der mit ſeinem Fußgeſtelle 41 Fuß hohe, von Kupfer getriebene Herkules auf der Keule gelehnt ſteht. Alles dies iſt im Anfange des vorigen Jahrhunderts vom Landgrafen Carl angelegt. — Drei Stunden nördlich von Caſſel liegt das Luſtſchloß Wilhelmsthal, und 5 St. nördlich der kleine Badeort Hof=Geismar, mit dem Luſtſchloſſe Schönburg.

Caſſie, eine Lorbeer=Art, Laurus Cassia, mit dreiadrigen lanzetförmigen Blättern. Der Baum hat gegen 2 Fuß im Durchmeſſer, und 50 bis 60 Fuß Höhe, und trägt eine ſchöne Krone. Die Blumen wachſen aus den Winkeln der Blätter in Büſcheln hervor, und haben eine rothe Leberfarbe. Den Blumen folgen länglicht runde, eichelförmige Früchte, welche, wenn ſie reif ſind, eine bläulichte Farbe annehmen. Das Vaterland des Caſſienlorbeerbaums iſt zwar Malabar, allein Sumatra und zwar das Land der

Battas, als ein großer Theil des ſogenannten Binnenlandes, gewährt den Europäern die meiſte Caſſien-Rinde. Denn die aſchgraue Rinde iſt das Handelsprodukt, wodurch uns dieſer Baum ſo wichtig wird. Sie kommt nämlich, in Anſehung ihrer Kräfte und ihres Geruchs, dem echten Zimmt ſo nahe, daß man ſie oftmals ſelbſt verwechſelt, obgleich der wahre Zimmt (Laurus Cinnamom.) der mit der Caſſie oftmals auf einem Boden wächſt, ſie an Stärke übertrifft. Oftmals nähert die Caſſien-Rinde ſich dem wahren Zimmt dennoch ſo ſehr, daß man ſie dafür verkauft, auch hat die Wurzel des Caſſienlorbeerbaums ebenfalls einen Camphergeruch, wie die des Zimmtbaums, woraus wirklich Campher geſotten wird.

Caſſini (Giovanni Domenico), ein berühmter Aſtronom ſeiner Zeit, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, und wurde 1625 zu Perinaldo, in der Graffſchaft Nizza geboren. In Genua, wo er von dem Jeſuiter-Collegium ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung empfing, wurde ſeine Neigung zur Aſtronomie durch Betrachtungen des geſtirnten Himmels zuerſt angeregt. Durch Lektüre der Meiſterwerke über dieſes unſichere Feld menſchlichen Wiſſens machte er ſich ſo vertraut mit dem Gegenſtande ſeiner Befliſſenheit, daß er 1650 an der Univerſität zu Bologna zum ordentlichen Profeſſor der Aſtronomie ernannt wurde. Bei der Reparatur der Kirche der heil. Petronia, wo Ignatio Dante die Linie des Meridian gezogen hatte, um durch die Aequinoctien und Solſtitien die Kirchenfeſte beſtimmen zu können, zog er eine genauere Mittagslinie, berichtigte die Theorien über die Sonne, und beſtimmte ſehr genau die Parallaxe dieſes Geſtirns. Er machte mehrere Reiſen, um die aſtronomiſchen Apparate ſeines Faches kennen zu lernen, und ſich derſelben zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe zu bedienen. Auf der Sternwarte zu Citta della Piave in Toscana bemerkte er auf der Jupitersſcheibe den Schatten, welcher durch den Lauf der Trabanten entſteht, wenn ſie zwiſchen dieſem Planeten und der Sonne zu ſtehen kommen. Dieſen Schatten unterſchied er von Flecken auf der Jupitersſcheibe, erweiterte ſo ſeine Lehre über die Bewegung der Trabanten, und erfand eine genauere Beſtimmung der Umſchwungszeit des Jupiters und des Mars um ihre Axen. Erſtere ſetzte er auf 9 Stunden 55 Minuten; die des letztern auf 24 Stunden 40 Minuten feſt. Durch ſeine Abhandlung über den Cometen, welcher in den Jahren 1652—53—64 erſchien, erhöhte er ſeinen Ruhm; aber durch ſeine Ephemeriden der Jupiterstrabanten (1668) zog er die ungetheilte Aufmerkſamkeit des Auslandes auf ſich. Bei Errichtung der franzöſiſchen Akademie in Frankreich berief ihn Colbert nach Paris, wo er 1673 ſich verheirathete, das franzöſiſche Bürgerrecht annahm, und auf immer daſelbſt verblieb. Hier bereicherte er die Aſtronomie mit Entdeckung von 4 Saturnus-Trabanten (außer den von Huygens gekannten), er widerlegte die Anſicht, daß die Mondsaxe ſenkrecht auf der Ebene Ekliptik ſtehe, und enthüllte den Grund des Librations-Phänomens. Seinen Bemerkungen über den indiſchen Calender ließ er 1663 eine verbeſſerte Herausgabe ſeiner Tafeln über die Jupiterstrabanten folgen. In den letzten Jahren ſeines Lebens verlor er ſein Geſicht. Er ſtarb den 14. Sept. 1712.

Caſſini (Jacques), Sohn des Vorhergehenden, Erbe der Talente ſeines Vaters und ſein Nachfolger in der Akademie der Wiſſenſchaften, war 1677 in Paris geboren. Unter der Leitung ſeines Vaters, in deſſen Geſellſchaft er mehrere Reiſen machte, und der ihn zu allen ſeinen Hauptunternehmungen zuzog, hatte ſein Talent eine vortreffliche Bildung gewonnen. Mehrere Abhandlungen, über die Barometer, den Stoß der Gewehre ꝛc. welche er als Denkſchriften der Akademie übergab, erwarben ihm einen Namen. Durch ſein Werk aber: Grandeur et figure de la terre, welches dem Newton'ſchen Syſtem, der Anziehungskraft und der Herumdrehung der Erde um ihre Achſe entgegen war, erwarb er ſich durch die gelehrten Streitigkeiten,

Digitized by Google

in welche er verwickelt wurde, ſeinen eigentlichen Ruf. Die Annahme der Erdverlängerung nach den Polen zu, und der Einwand ſeiner Gegner, der gemeſſene, 9 Grade betragende, Bogen, ſey viel zu gering, um irgend einen aſtronemiſchen Satz darauf bauen zu können, beſtimmten Ludwig XV., daß er den Befehl ertheilte, die Grade des Meridians unter dem Aequator und Polarkreis auszumeſſen. Caſſini erhielt von der Akademie den Auftrag (1734), die Länge von Frankreich, von Paris bis an den Rhein bei Straßburg, auszumeſſen. Er folgte aber zu viel ſeinen mangelhaften Inſtrumenten, und verfiel hier in mancherlei Irrthümer. 1756 ſtarb er auf ſeinem Landſitze zu Thury bei Clermont. Seine beiden ſchätzbarſten Werke: Les Elémens d' astronomie, avec les tables astronomiques, und Grandeur et figure de la terre, ſind 1720 in 4to zu Paris herausgekommen.

Caſſini de Thury, des Vorigen Sohn, und Director des königlichen Obſervatoriums, wurde 1714 zu Paris geboren. Die Bemühungen ſeines Vaters waren bei dem talentvollen Knaben von ſo glücklichem Erfolge, daß er ſchon in ſeinem zehnten Jahre den abwechſelnden Schein des Mondes auf das Genaueſte zu berechnen wußte. In ſeinem 21. Jahre wurde er außerordentliches Mitglied der Akademie, und verbeſſerte mehrere Irrthümer an der Mittagslinie, welche durch das Obſervatorium gezogen war. Der Plan, Frankreich geometriſch aufzunehmen, feſſelte ſo ſehr ſeine Aufmerkſamkeit, daß er ſich deſſen Ausführung mit der ganzen Thätigkeit ſeines jugendlichen Alters widmete. Er hatte die Abſicht, Frankreich topographiſch aufzunehmen, und die Entfernung aller Städte und Oerter von der Mittagslinie von Paris und dem Perpendicularkreiſe dieſes Meridians genau anzugeben. Obſchon ihn das Gouvernement in dieſen ſchwierigen Unternehmungen unterſtützte, ſo brachte er ſie doch nur bis auf 182 Blätter; denn er ſtarb 1784 an den Pocken. Seine topographiſche Charte hat 33 Fuß Höhe und 34 Fuß Breite.

Caſſius, ſ. Dio Caſſius.

Caſſius Longinus (Caj.) lebte zur Zeit der Alleinherrſchaft des Jul. Cäſar, und war ein edler Republikaner von unbiegſamem Freiheitsſinne. In dem zwiſchen Cäſar und Pompejus ausgebrochenen Kriege kämpfte er für die Partei des Letztern, und verbrannte in der Meerenge von Meſſina, als Oberfeldherr der Flotte, dem Cäſar mehr als 40 Ruderſchiffe. Nach der Schlacht bei Pharſalus ſtieß der ſiegende Dictator, als er über den Helleſpont ſetzen wollte, auf eine, aus 70 Schiffen beſtehende, feindliche Flotte, deren Anführer Caſſius war. Cäſar foderte ihn, ohne irgend einen Angriff auf ihn zu verſuchen, zur Uebergabe auf, und Caſſius, durch dieſe Kühnheit beſtürzt, ergab ſich auf der Stelle. Im Jahr Roms 709 half er als freiheitsliebender Römer den Mord des Cäſars vollziehen. Er warb darauf mit Brutus eine Armee, um die Rechte der erlangten Freiheit zu vertheidigen. Zwiſchen dieſen und der Gegenpartei, dem Octavius und Antonius, die Cäſars Tod rächen wollten, kam es bald zu einer Schlacht, in welcher Caſſius, weil er Alles für verloren hielt, ſich ſelbſt den Tod gab. M. ſ. d. A. Brutus und Cäſar.

Caſtalia, war ein Quell in dem obern Theile der Stadt Delphi, nicht weit von Apollo's Tempel gelegen, welcher von Caſtalia, der Tochter des Achelous, dieſe Benennung erhielt. Es iſt derſelbige Quell, den der vom Cadmus erlegte Drache bewachte. Als die Nymphe Caſtalia bei der Verfolgung des Apollo ſich hierher rettete, und in demſelben verſchwand, gab Apollo dieſem Waſſer die Kraft, daß, wer davon trank, die Gabe der Weiſſagung erhielt. Bevor Apollo's Prieſterin, die Orakelſprechende Pythia, ihren Dreifuß beſtieg, badete ſie ſich jedesmal in dieſer Quelle, und trank von ihrem Waſſer. Die Muſen haben von dieſer Quelle den Beinamen Caſtalides, Caſtaliſche Jungfrauen, erhalten.

Caſtelli (Bernardo), ein ausgezeichneter italieniſcher Künſtler, ward 1557 zu Genua geboren, und ſtarb 1629. Er verſtand das Colorit vortrefflich, und war ein ſehr geſchickter Bildnißmaler. Als ein vertrauter Freund des Taſſo, malte er die Figuren zu deſſen befreitem Jeruſalem. — Sein Sohn, Valerio, geb. zu Genua 1625, geſt. 1659, übertraf den Vater noch, und machte ſich vorzüglich durch ſeine Schlachten berühmt.

Caſten, auch Kaſten geſchrieben, nennt man jede Eintheilung und Abſonderung von Ständen, welche mit gewiſſen erblichen Auszeichnungen, Vorrechten und Laſten verknüpft iſt. Aus grauer Vorzeit ſcheint dieſe Sitte, vorzüglich aber aus dem Nomadenleben, auf die Völker der Geſchichte übergegangen zu ſeyn. Schon die Bibel nennt uns den Eſau und Jacob oder Iſrael als die Väter eigener Völkerſtämme, und nach Herodot theilten ſich die Perſer in zehn Stämme, deren vornehmſte die der Paſargaden, Maraphier und Maspier waren. Die Panthialaner, Deruſier und Germanier trieben Ackerbau; die übrigen vier Stämme, der Daer, Marder, Dropiker und Sagartier lebten als Nomaden. In Aegypten wurde die Eintheilung in Caſten, in geſchloſſene erbliche Stände, durch die Lage und verſchiedene Natur des Landes nothwendig. Am Nil mußten Fiſcher, im Delta Ackerbauer, im öſtlichen Berglande Hirten leben. Zu dieſen drei Caſten kamen die der Gewerbetreibenden, die der Prieſter und Krieger, und in ſpätern Zeiten die der Dolmetſcher hinzu. Die Zahl der indiſchen Caſten geben die Griechen auf ſieben an, und nennen 1) die der Sophiſten, 2) der Ackerleute, 3) der Hirten, 4) der Handwerker und Künſtler, 5) der Krieger, 6) der Aufſeher, 7) der Räthe. Nach dem indiſchen Geſetzbuche des Menu aber wird die Grundlage ihrer Staatsverfaſſung nur auf vier urſprüngliche Hauptcaſten, die der Braminen, der Ketri, der Vaiſya und der Sudra feſtgeſetzt. Die Caſte der Braminen iſt die am meiſten verbreitete. Sie allein hat das Recht die Vedas zu leſen und zu erklären; ſie ſind Aerzte, Richter und zugleich Prieſter. (S. d. Art. Braminen und Aegypten.)

Caſtiglione (Balthaſar) ward im Jahre 1478 auf dem Landſitze ſeiner Familie zu Caſatico in dem Gebiete von Mantua geboren. Sein Vater war der Graf Chriſtoph Caſtiglione, und ſeine Mutter Luiſe Gonzaga, eine nahe Verwandtin des regierenden Hauſes dieſes Namens. In ſeiner frühen Jugend wurde er nach Mailand geſchickt, wo ihn Georg Merula im Lateiniſchen, und Demetrius Chalcondyles im Griechiſchen unterrichtete. Da er ſich hier durch perſönliche Vorzüge, beſonders durch Geſchicklichkeit im Reiten und Fechten, auszeichnete, ſo nahm ihn der Herzog Ludwig Sforza als Offizier in ſeine Dienſte. Er gab jedoch ſein Studium nicht auf, wobei ihn der ältere Philipp Beroald leitete. Mit dieſem verwandte er einen großen Theil ſeiner Zeit auf das Leſen der alten Claſſiker, über deren Werke er manche gelehrte Anmerkungen niedergeſchrieben hat. Seine Lieblingsſchriftſteller waren Cicero, Virgil und Tibull. Auch las er fleißig die beſten Schriftſteller ſeines Vaterlandes, unter welchen beſonders Dante wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines kräftigen Ausdrucks, Petrarch wegen ſeines ſanften Gefühls und zierlichen Styls, Lorenz von Medici und Politian wegen ihrer fließenden Sprache von ihm bewundert wurden. Als ſein Vater an einer Wunde, die er in der Schlacht am Taro bekommen hatte, geſtorben, und Ludwig Sforza geſtürzt war, begab der Graf ſich zu ſeinem Verwandten, dem Markgrafen Franz von Mantua, den er nach Neapel begleitete, wo er im J. 1503 mit in die Schlacht am Gariglione zog. Bald nachher machte er einen Beſuch in Rom, wo ihn ſein vertrauter Freund und Verwandter, Cäſar Gonzaga, an den

Herzog von Urbino, Guidubald von Montefeltro, empfahl, der bei der Thronbeſteigung des Papſtes Julius II. dorthin war gerufen worden. Der angenehme und gebildete Umgang, wodurch ſich der Herzog und ſein Hof auszeichnete, bewog den Grafen Caſtiglione zum großen Verdruß des Markgrafen von Mantua, hier Dienſte zu nehmen, worauf er den Herzog zur Belagerung von Ceſena begleitete, welches damals Cäſar Borgia beſetzt hatte. Nach kurzer Gegenwehr mußte dieſe Feſtung und die Stadt Imola ſich dem Feinde ergeben. Caſtiglione wurde dabei durch den Sturz ſeines Pferdes am Fuße ſchwer verwundet, und da er zu ſeiner Geneſung einiger Ruhe bedurfte, ſo begab er ſich nach Urbino, wo ihn die Herzogin und Donna Emilia Pia äußerſt gütig aufnahmen. Mit der Letztern unterhielt er von dieſer Zeit an einen ſehr freundſchaftlichen Umgang, den die Verſchiedenheit des Geſchlechts noch angenehmer und ehrenvoller für ihn machte. In den Mußeſtunden, die er hier fand, widmete er ſich aufs Neue ſeinen Studien, und nahm gelegentlich Antheil am Umgange vieler ausgezeichneter Männer, die während ihres Aufenthalts an dieſem Hofe die gelehrten Geſellſchaften der Herzogin beſuchten, und unter welchen er einen Ehrenplatz einnahm. Beſonders ſchloß er vertraute Freundſchaft mit Julian von Medici, den er in ſeinem Buche del Cortegiano als einen hervorſtechenden Charakter darſtellt, und in deſſen Zeitalter er die Epoche ſeiner Schilderung verlegt. Ihre Freundſchaft war ſo innig, daß Julian der Unterhändler einer Heirath zwiſchen Caſtiglione und ſeiner Nichte Clariſſa, Tochter Peters von Medici, wurde; allein politiſche Rückſichten bewogen ihre Verwandten, ſie mit Philipp Strozzi zu vermählen, durch deſſen mächtigen Einfluß ſie ihre Rückkehr nach Florenz bewirken zu können hofften. Caſtiglione blieb in den Dienſten dieſes gelehrten und ausgezeichneten Fürſten bis an deſſen Tod im Jahre 1508, und wurde als ſein Geſandter an mehrere Höfe geſchickt, beſonders nach England, wo er im Jahre 1506 im Namen des Herzogs den Orden des blauen Hoſenbandes in Empfang nahm, den Heinrich VII. jenem Fürſten ſchenkte. Nach des Herzogs Tode blieb Caſtiglione im Dienſte ſeines Nachfolgers Franz Maria della Rovere. Der von dem Herzog an dem Cardinal von Pavia verübte Meuchelmord und die Ahndung, welche Julius II. dieſer Schandthat wegen nahm, daß er ihn ſeiner Würden und Güter entſetzte, brachte den Hof von Urbino in große Verlegenheit, obgleich er Alles anwandte, des Papſtes Rache zu beſänftigen. Als der Herzog in dieſer Abſicht nach Rom reiſete, begleitete ihn Caſtiglione. Für die vielfachen Dienſte, die er ihm geleiſtet hatte, bekam er das feſte Schloß Gineſtrato mit dem dazu gehörigen Gebiete geſchenkt, welches ſpäterhin auf ſein Erſuchen mit dem Gebiete von Novellara umgetauſcht wurde. Hier fand er, etwa zwei Meilen von Peſaro, einen ſchönen Pallaſt, geſunde Luft, eine herrliche Ausſicht auf Land und See, und einen fruchtbaren Boden: Vortheile, mit denen er, nach ſeiner eigenen Verſicherung, ſo zufrieden war, daß er Gott nur um ein fröhliches Herz bitten zu müſſen glaubte. Als Julius II. geſtorben, und Leo X. zu ſeinem Nachfolger erwählt war, ſchickte der Herzog von Urbino den Grafen als Geſandten nach Rom, wo er ſich die beſondere Gewogenheit des Papſtes erwarb, der die ihm gemachte Schenkung von Novellara beſtätigte, und bei jeder Gelegenheit ihm große Achtung bezeugte. Jetzt hatte er häufige Gelegenheit, den Umgang mit ſeinen ehemaligen Freunden wieder anzuknüpfen; unter dieſen waren Sadoleti, Bembo, Philipp Beroald der Jüngere, der Dichter Tebaldeo, und Friedrich Fregoſo, der Erzbiſchof von Salerno, ein Neffe der Herzogin von Urbino. Er unterhielt auch vertrauten Umgang mit Michael Angelo, Raphael und andern berühmten Künſtlern in Rom; und vielleicht gab es Niemand von ſeinen Jahren, auf deſſen

Urtheil man ſo viel gebaut hätte, wenn von Werken der Kunſt die Rede war; ja man verſichert, daß ihn Raphael häufig um Rath gefragt habe. Mit dem Eifer eines Kunſtliebhabers verband er die Einſichten eines Alterthumskenners, und ſammelte unermüdet nicht allein die beſten Stücke damaliger Meiſter, ſondern auch ſchätzbare Ueberreſte alter Kunſt. Eine Zeit lang blieb Caſtiglione in Mantua, nachdem er im J. 1516 Hippolyta, die Tochter des Grafen Torello, geheirathet hatte. Aber auch nachher finden wir, daß er einen großen Theil ſeiner Zeit in Rom zubrachte, indeſſen ſeine Gattin bei ihren Verwandten in Mantua blieb. Dieſer Umſtand gab wohl Gelegenheit zu jenen zärtlichen Vorwürfen derſelben, die er ſelbſt ſo ſchön in eine Epiſtel nach Ovids Muſter einkleidet, in welcher man manchen Zug ſeines Charakters geſchildert, und zugleich den deutlichſten Beweis findet, daß er es auch als lateiniſcher Dichter den Erſten ſeines Zeitalters gleich thun konnte. Der Tod dieſer Gattin, die im Wochenbette ſtarb, indeß er ſelbſt als Geſandter ſeines Verwandten, des Markgrafen von Mantua, noch immer in Rom bleiben mußte, verſenkte ihn in troſtloſen Kummer. Die vornehmſten Männer am römiſchen Hofe bemühten ſich, durch allerlei Aufmerkſamkeit ſeinen Schmerz zu lindern, und Leo X. ſetzte ihm damals zum Beweiſe ſeiner vorzüglichen Hochachtung einen Jahrgehalt von 200 goldenen Kronen aus. Nach dem Tode dieſes Papſtes blieb Caſtiglione in Rom bis zur Erwählung Adrians VI., und als dieſer kaum in Rom angekommen war, begab er ſich nach Mantua, welches er aber gleich nach der Thronbeſteigung Clemens VII. im J. 1523 verließ, um als Geſandter des Markgrafen nach Rom zurückzukehren. Der neue Pabſt, der die Wiſſenſchaft, Rechtſchaffenheit und Erfahrung des Mannes ſehr wohl kannte, und eben damals einen Geſandten an den Kaiſer Carl V. ſchicken mußte, wählte ih zu dieſem Poſten, und ſo reiſete er nach Madrid, wo er im März 1525 ankam, und mit vieler Auszeichnung, auch von dem Kaiſer ſelbſt mit beſonderer Güte, aufgenommen wurde. Indeſſen er hier alle ſeine Kräfte aufbot, um die Streitigkeiten der europäiſchen Mächte auszugleichen, erhielt er die ſchreckenvolle Nachricht von der Eroberung und Plünderung Roms, und von der Gefangennehmung des Papſtes (S. d. Art. Carl V). Sein Schmerz über dieſen Vorfall wurde durch einen Brief vergrößert, in welchem der Papſt ihm Vorwürfe darüber macht, daß er ihn nicht bei Zeiten von jenem Vorhaben benachrichtigt, und dadurch in den Stand geſetzt habe, dem Unglücke zu entgehen. Caſtiglione rechtfertigte ſich in einer weitläufigen Vertheidigungsſchrift, worin er darthut, wie eifrig er dem Papſte vor und nach jenem unglücklichen Vorfalle gedient habe, wozu der Entwurf nicht in Spanien, ſondern in Italien gemacht worden ſey, und noch anführt, er habe die hohe Geiſtlichkeit Spaniens bewogen, die Kirchen zu ſchließen, und ſich an den Kaiſer zu wenden, um die Loslaſſung des Oberhaupts der Kirche zu bewirken. Auch gelang es ihm hierdurch, den Papſt von ſeiner Unſchuld zu überzeugen; allein die Wunde, welche jene Vorwürfe ſeiner eigenen Empfindlichkeit geſchlagen hatten, war tief und unheilbar. Alle Gunſtbezeugungen des Kaiſers, der ihm das ſpaniſche Bürgerrecht und das überaus einträgliche Bisthum Avila ſchenkte, konnten ihm ſeine vorige Gemüthsruhe nicht wieder geben; er fiel in ein Fieber, und ſtarb ſechs Tage nachher zu Toledo am 2. Febr. 1529 in einem Alter von 50 Jahren und 2 Monaten. Der Kaiſer ſelbſt ſprach ſeine Lobrede in wenigen, aber wahren Worten aus, indem er bei der Nachricht von ſeinem Tode zu Ludwig Strozzi, Caſtiglione's Neffen, ſagte: „Ich verſichere Sie, wir haben einen der gebildetſten Männer des Zeitalters verloren.“ — Caſtiglione wurde mit ſeinem berühmten Hofmanne (Cortegiano) nach vieljähriger Arbeit im J. 1518 fertig, und ſchickte dieſes Werk an Bembo, um deſſen Meinung darüber zu

erfahren, eilte aber auch nachher nicht mit dem Druck deſſelben. Die erſte Ausgabe davon erſchien im J. 1258 aus der Druckerei der Aldiſchen Erben zu Venedig. Es iſt kaum mehr nöthig, von einem ſo allgemein geleſenen und faſt in alle lebende Sprachen überſetzten Buche nähere Nachricht zu geben. Seinem Titel nach ſchildert es zwar nur die Eigenſchaften des vollendeten Hofmannes; dennoch werden auch gar mancherlei andere Gegenſtände darin abgehandelt, ſo daß faſt keine Frage aus dem Fache der Sittenlehre darin unberührt bleibt. Einen noch höheren Werth giebt dieſem Buche die durchgängige Rechtlichkeit der darin aufgeſtellten Grundſätze, die Empfehlung echter Ehrbegierde, Großmuth, Mäßigung und Beſcheidenheit, durch welche es für jeden Leſer jedes Zeitalters, Geſchlechts und Standes ſehr lehrreich wird. Der Styl iſt zwar nach dem allgemeinen Geſtändniß nicht ganz toskaniſche Mundart, aber doch rein und zierlich, und wenn die Redenden nicht eine gewiſſe Weitſchweifigkeit ſich erlaubten, die der gemeine Fehler jenes Zeitalters war, ſo würde dieß Werk ein Meiſterſtück in der Gattung der Geſprächsunterhaltung heißen können. Caſtiglione hat auch einige Gedichte in ſeiner Mutterſprache hinterlaſſen, die eben ſo ſchön, wie ſeine Lateiniſchen, geſchrieben ſind, und zu erkennen geben, daß Lorenz von Medici von ihm bewundert wurde; wenigſtens hat er ihn nachzuahmen geſucht. Von dieſen Gedichten ſ. Bouterwek Geſch. der Poeſie und Beredſamkeit B. II. S. 133. Die Lateiniſchen wollte J. C. Scaliger den trefflichen Werken des Alterthums an die Seite geſetzt, und vielen noch weit vorgezogen wiſſen.

Caſtiglione (Giovanni Benedetto), ein berühmter Maler, ward 1616 zu Genua geboren. Die Natur hatte ihn mit ausgezeichneten Anlagen zur Kunſt begabt; er widmete ſich auch derſelben mit dem feurigſten Eifer, und ſtudirte Menſchen und Thiere mit gleich glücklichem Erfolge. Caſtiglione wählte zu ſeinen Darſtellungen Züge aus dem Leben der Patriarchen, Auswanderungen, oder auch einzelne Thiere. Zeichnung, Färbung und Beleuchtung ſind in dieſer Art Gemälde gleich gut. Nicht minder zeigte er ſich als Geſchichts- und Portraitmaler verdienſtlich. Er war des Pagie, Ferrari und van Dycks Schüler. Der Herzog von Mantua berief ihn an ſeinen Hof, und gab ihm einen beträchtlichen Gehalt. Seine Gemälde ſtehen in ſehr großem Werthe, und ſind meiſtens nach Mantua gekommen. Caſtiglione ſtarb am letzten Orte 1670. Seine beiden Söhne, Franz und Salvator, waren ſeine Schüler, und haben ſich auch ruhmvoll in der Kunſt ausgezeichnet.

Caſtilien, ſ. Spanien.

Caſtlereagh (Heinr. Robert Stewart, Lord Viscount Marquis Londonderry) wurde 1769 zu Dublin geboren. Nach Beendigung ſeiner Studien zu Cambridge 1789 verſchaffte ihm ſein Vater vermittelſt ſeines Anſehens und 30.000 Pf. Sterl. eine Stelle im irländiſchen Parlamente. Er machte ſich bald in dieſem neuen Poſten wichtig. Als Pitt nach dem Bruche des Friedens von Amiens wieder an die Spitze der Staatsangelegenheiten trat, ward Caſtlereagh 1805 Kriegsminiſter. Hiernach wurde er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und ruhmvoll hat er dieſen wichtigen Poſten in der kritiſchen Zeit 1809 behauptet. Auf dem Congreß zu Wien 1814 hatte er als Geſandter von Großbrittannien den wichtigſten Einfluß. Im Jahr 1822 tödtete er ſich ſelbſt in einem fieberhaften Anfalle mit einem Federmeſſer. Obgleich der Lord Caſtlereagh nach Pitts Tode die wichtigſten Staatsangelegenheiten ehrenvoll für Großbrittannien leitete, ſo blieb er doch, ſelbſt in der öffentlichen Meinung, weit hinter den Talenten, der politiſchen Umſicht und meiſterhaften Berechnung der diplomatiſchen Verhältniſſe des großen Staatsminiſters Pitt zurück; ſo wie ihn dieſer auch bei Weitem in der hinreißenden Parlamentsberedſamkeit übertraf; wie-

wohl Caſtlereagh der Ruhm gebührt, durch Beharrlichkeit in dem von Pitt angenommenen Syſteme, und durch glückliche Vorgänge, welche alle diplomatiſche Berechnungen überſteigen, endlich zu jenem Ziele gelangt zu ſeyn, das Pitt zuerſt deutlich gedacht, und der engländiſchen Politik zur Erreichung der Herrſchaft auf dem Ocean und des mächtigſten Einfluſſes auf ſämmtliche Continentalſtaaten vorgehalten hatte.

Caſtor und Pollux, die Dioskuren genannt, ſind die beiden Heldenſöhne der Leda, deren Namen in den Chroniken von Sparta nur mit Ehrfurcht genannt werden. Wie alle tapfere Heroen der Vorzeit verſetzte ſie die Mythologie der Alten unter die Zahl der Götter. Vielfach ſind die Erzählungen, welche von ihren Thaten auf uns gekommen ſind, deren Erwähnung aber eben ſo viel Reiz für uns hat, als die Rittergalanterien des Mittelalters. Der Vater des Geſanges, Homer, beſingt ſie als Sprößlinge des Tyndareus und der Leda, als Halbbrüder der Helena; Pindar aber hält nur den unſterblichen Pollux für des Zeus gewaltigen Sohn, und den ſterblichen Caſtor für ein Erzeugniß des menſchlichen Tyndareus. Die Art ihrer Geburt erzählen ſpätere Mythographen alſo: Jupiter ſtieg in dem Gewande der Unſchuld, in der Geſtalt eines Schwanes, von den Höhen des Olympos zu dieſer Erde herab, und genoß mit der Leda das Glück der geheimſten Liebe; an demſelben Tage wurde der Leda auch die Gunſt des Tyndareus zu Theil. In Folge der Umarmungen des Jupiters gebar ſie ein Ei, welchem Pollux und Helena entſprangen; den Gunſtbezeugungen des Tyndareus verdankte ſie aber ein anderes Ei, aus welchem Caſtor und die Klytämneſtra hervorgingen. Amyklä, der Gipfel des Taygetus oder die Inſel Pephnos an der lakoniſchen und meſſeniſchen Küſte, war der Ort ihrer Geburt. Caſtor tummelte ſich ſchon frühe auf den Pferden herum, und war ein Meiſter in der Kunſt, beſpannte Wagen zu regieren; Pollux aber ein Waffenheld und weit berühmter Fechter mit dem Cäſtus. Sie waren Lieblingskinder der Götter, und wurden von dem Götterboten Merkur mit den ſchnellen Kindern der Podarge, den Pferden Phlogeos und Harpagos, von Juno mit den ſchnellfüßigen Roſſen Xanthios und Cyllaros beſchenkt. Kampf und Fehde waren ihre Hauptbeſchäftigungen. In dem kriegeriſchen Zuge gegen Athen erwarben ſich die beiden Helden einen ſiegbekrönten Namen. Theſeus hatte nämlich ihre Schweſter Helena entführt, ſie nach Athen gebracht, und einſt bei ſeiner Abweſenheit in das feſte Schloß Aphidnä eingeſchloſſen. Die ergrimmten Brüder rüſteten ſich zur Befreiung ihrer Schweſter, ſtürmten das Caſtel von Athen, und nahmen die Mutter des Theſeus, Aethra, gefangen, die bis zum Ende des trojaniſchen Krieges als Sklavin in dem Gefolge der Helena bleiben mußte. Auch bei dem Argonautenzuge ſpielten die beiden Brüder eine wichtige Rolle. Hier opferten ſie bei einem Meeresſturme den Cabiren, und man erblickte auf ihren Häuptern einen feurigen Glanz, der wieder zu einer beſondern Fabel Veranlaſſung gab. Bei dem Gebiete des Amykus, wo die Argonauten landeten, foderte ſie ein berühmter Schläger zum Kampfe auf; Pollux beſtand ihn, und ſchlug ſeinen Gegner darnieder. Selbſt Herkules machte ſie zu Aufſehern in den olympiſchen Spielen. Endlich ſind auch Beide wegen der treuen Liebe berühmt, die ſie zu einander hegten. Da ſie nämlich ſich um des Leucippus Töchter, Phoebe und Helaira bewarben, mußten ſie mit ihren Nebenbuhlern zuvor einen ſchweren Kampf beſtehen; Caſtor ward von Idas erſchlagen, aber Pollux rächte ihn durch den Tod ſeines Gegners. Voll Schmerz aber über den Verluſt ſeines Bruders, bat er den Jupiter, mit ſeinem Bruder die Unſterblichkeit theilen zu dürfen. Die Bitte ward ihm gewährt, und nun ſtieg Pollux, wechſelnd mit ſeinem Bruder, in

Digitized by Google

den Hades (die Unterwelt) hinab, und trat mit ihm den folgenden Tag wieder ins Leben zurück. Caſtor und Pollux waren es auch, woran die Schiffer, deren Schutzgötter ſie waren, im Sturme ſich wandten, und da man ſie in dem St. Elms-Feuer, das ſich im Ungewitter an den Spitzen der Maſtbäume zeigt, gegenwärtig glaubte, ſo verſetzte man ſie unter die 12 Sternbilder des Thierkreiſes. In Sparta und Athen wurden ſie an den Dioscurien (Feſttage, beſtimmt für die beiden vergötterten Brüder) verehrt. Auch die Römer kannten die Geſchichte dieſer Fabel. In der Schlacht gegen die Lateiner ſollen ſie ihnen kräftig Hülfe geleiſtet, die erſte Nachricht vom Siege nach Rom gebracht, ihre Pferde in dem Brunnen der Juturna gewaſchen haben, und dann verſchwunden ſeyn. Hierauf bezieht ſich die Münze der Poſthumiſchen Familie, welche die beiden Brüder darſtellt, wie ſie ihre Pferde tränken. — Als nebeneinanderſtehende Jünglinge, deren Köpfe ſich wechſelſeitig berühren, und zugleich behelmt ſind, werden ſie in der Regel abgebildet. Sonſt ſieht man ſie auch nackend, mit Spießen in den Händen, auf zwei Pferden reiten, oder ſie halten die Pferde am Zügel, oder ſtehen ohne ſie mit bloßen Spießen neben einander. — Eine eiförmige Kopfbedeckung, mit darüber befindlichen Sternen, iſt das Symbol der Dioskuren. — In der Villa Albani zu Rom hat ſich von den alten Kunſtarbeiten ein Basrelief über dieſe Heroen erhalten, wo Pollux, und hinter ihm Caſtor, auf einem Pferde ſitzend, in Lebensgröße vorgeſtellt werden. In der Villa Medicea zeigt ein Sarkophag, wie beide Halbbrüder die beiden Töchter des Leucippus zum Wegtragen angefaßt haben. Auf der Baluſtrade vor dem Capitol zu Rom ſtehen anjetzt noch zwei Coloſſalſtatuen, ein Paar Jünglinge, deren jeder ein Pferd hält, und die man für Abbildungen dieſer Helden anſieht. Die ganze Mythe iſt ägyptiſchen Urſprungs und von den griechiſchen Dichtern weiter ausgeführt worden.

Caſtoreum. Unter dem Spiele einfacher Flöten pflegten die Spartaner in die Schlacht zu rücken, nicht unter dem Gedröhne lärmender Inſtrumente, die ſie geeignet glaubten, eher Unordnung und Verwirrung unter den Soldaten zu verurſachen, als ſie zu heroiſchen Thaten aufzumuntern; denn die wahre Tapferkeit, glaubten ſie, ſey nicht die Wirkung einer plötzlich aufwallenden und bald wieder verrauchenden Hitze, ſondern einer beſonnenen Entſchloſſenheit. Alſo nicht mit Geſchrei und wilder Hitze, ſondern mit ruhiger Faſſung und abgemeſſenen Schritten gingen ſie auf den Feind los. Der von den Flöten bei dieſer Gelegenheit angeſtimmte Marſch hieß Melos Caſtoreum, zweifelsohn von einem Tonkünſtler Caſtor, der ihn aufgeſetzt hatte. Plutarch giebt von der ganzen Sache folgende Beſchreibung: „Wenn die Armee in Schlachtordnung geſtellt, und dem Feinde nahe war, ſo opferte der König eine Ziege, und befahl ſogleich den Truppen, ihr Haupt mit Kränzen zu ſchmücken, den Flötenſpielern aber, den Marſch zu blaſen. Er ſelbſt hub den Schlachtgeſang an. Angenehm und ſchrecklich war es anzuſehen, wie das Heer nach den Tönen der Flöten unverändert Schritt hielt, wie es von ſeiner Muſik begleitet, fröhlich und unbekümmert der Gefahr entgegen ging; denn Leute von ſolcher Faſſung werden nicht leicht von Furcht überwältigt, oder in eine nachtheilige Hitze verſetzt. Ihr Muth iſt voll Hoffnung und Zuverſicht, nicht anders, als wenn eine Gottheit ſie anführte.“ Dieſer Taktik ſchreibt Maximus Tyrius das große Glück und die zahlreichen Siege zu, die den Namen der Spartaner in der Geſchichte unſterblich gemacht haben.

Caſtra (Kriegslager). Schon Lykurg ſchrieb den Lacedämoniern die zirkelförmige Geſtalt eines Lagers vor, weil er glaubte, daß ſie ſich zur Vertheidigung am Beſten eigne, und Homer erzählt, daß die griechiſchen Helden, Achilles und Ajax, an der äußerſten Spitze eines Lagers geſtanden. Hiernach zu ſchließen, ſcheinen die Griechen den Kern ihrer Soldaten auf die

beiden Flügel des Lagers, die Uebrigen aber in die Mitte deſſelben geſtellt zu haben. Glaubte man an einem Orte lange verweilen zu müſſen, ſo wählte man einen Platz dazu, wo den Göttern Altäre errichtet werden konnten. Befürchtete man einen feindlichen Sturm, ſo wurde das Lager mit aufgeworfenen Wällen umgeben, und auf deren Seiten Thürme aufgeführt. Die Römer theilten ihre Lager in Sommer- und Winterlager. Schlugen ſie die erſtern auf eine oder mehrere Nächte auf, ſo nannte man ſie mansiones oder castra diurna, war es auf längere Zeit, ſo hießen ſie stativa. Unter den Kaiſern wurden ſie, gleich einer befeſtigten Stadt, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, mit Rüſtkammern, Werkſtätten und Lazarethen verſehen. Dieſen Winterlagern verdanken alle engliſche Städte, die ſich auf Ceſter oder Cheſter endigen, ihren Urſprung. Wie es der Boden erfoderte, war die Geſtalt eines römiſchen Lagers bald viereckig, bald zirkelförmig. — Nach dem Berichte des Polybius wurde das Lager in 2 Theile getheilt, in dem oberſten und kleinſten Theile wurden die Fahnen aufgepflanzt; es befand ſich daſelbſt das Zelt des Prätors, oder des kommandirenden Feldherrn, und dieſem zur Rechten das des Quäſtors. Zur Linken waren die Zelten der Legaten, Tribunen, Präfekten, Bundesgenoſſen, und verſchiedener Truppenarten zu Fuß und zu Pferde; in dem untern Theile des Lagers ſtand das Forum des Feldherrn; hier hielten die Tribunen Kriegsrecht, und hier befanden ſich die Standarten und die Bildniſſe der Kaiſer, bei welchen die Soldaten ſchworen. Ein Graben und eine Bruſtwehr mit drei oder vier Fuß hohen Palliſaden umgab jedes Lager; es hatte außerdem vier Thore, und die Zelten darin waren von Ochſenhäuten, die vermittelſt angebrachter Stricke aufgeſpannt wurden.

Caſtrat. Wenn durch eine chirurgiſche Operation ein ſehr weſentlicher Theil der männlichen Sexualtheile hinweggeſchnitten, und dadurch dem Individuum die Fähigkeit geraubt wird, ſich fortzupflanzen, ſo nennt man ſolche Verſtümmelte: Caſtraten. Zwar wird durch dieſe Operation die äußere Form der gedachten Theile nicht weſentlich geſtört, wie aber dieſer Akt auf die ganze Organiſation vom allerwichtigſten Einfluß iſt, ſo erleidet doch auch ſelbſt die äußere Geſtaltung jener Theile einige Veränderungen, die ſich hauptſächlich auf die ſchlechte Ernährung derſelben vom Augenblicke der Caſtration an, begründen. Außer der phyſiſchen Veränderung des ganzen Körpers der Caſtraten erſtreckt ſich auch der Einfluß ſolcher elenden Verſtümmelung ſehr bedeutend auf ihren Geiſt. Sie ſind im Allgemeinen ohne beſondere Geiſtesanlagen, unempfänglich für alle edlen Empfindungen, traurig-melancholiſch im Bewußtſeyn ihrer Nullität dahinſchleichend, feig und engherzig. Es iſt bekannt, daß unter den Urſachen, die den Menſchen auf dieſen nichtswürdigen Gedanken brachten, in ältern Zeiten, beſonders in Italien, ſehr häufig die Erfahrung bei Knaben die Caſtration veranlaßt hat, daß ſolche Knaben ihre zarte Diskantſtimmen die Lebenszeit hindurch erhalten, und ſo den einzigen erbärmlichen Erſatz bekommen für den Verluſt des größten Gutes des irdiſchen Lebens. Viele von ihnen haben auch wirklich ſich eine bejammernswerthe Berühmtheit erſungen. Wir wollen nur an Carlo Braſchi Farinelli erinnern, der ſich vom Hofſänger des Königs von Spanien in den Jahren 1735—1755 zum erſten Miniſter aufzuſchwingen gewußt hatte, und der in jener glänzendſten Periode ſeines Lebens faſt Beherrſcher des Landes war. Ein andrer, ſehr berühmter Caſtrat, ein italieniſcher Sänger, war Careſtini; die Leſer finden ſein Bild in Hogarths unvergleichlichen Blättern: „die Heirath nach der Mode.“ — Man kann, hinſichtlich der verſchiedenen Grade der Verſtümmelung, verſchiedene Arten von Verſchnittenen unterſcheiden. Die Alten nannten Spadonen oder unvollkommne Caſtraten ſolche Männer, die nur auf der einen Seite caſtrirt waren. Menſchen dieſer Art haben keine der erwähnten Eigenthümlichkeiten an ſich; ſie können ſich auch furcht-

bar begatten, und das römiſche Geſetz erlaubte ihnen deshalb auch die Ehe. Eine zweite Gattung bilden die Unglücklichen, denen nämlich beide Teſtikel, ſey es durch einen Schnitt, ſey es durch eine ſonſtige Manipulation, fehlen. Dieſe Gattung bildet die eigentlich ſogenannten Caſtraten, ihre Begattungen ſind durchaus unfruchtbar. Wie ſehr dieſe phyſiſch verſchlechterten Menſchen auf die Verſchlechterung der Sitten bei den Römern wirkten, erzählt Juvenal. — Auch Frank verſichert, daß in einer deutſchen Stadt vier Caſtraten die Sitten der Frauen ſo verſchlechterten, und ſolches Unheil ſtifteten, daß die Polizei ſich ins Mittel legen mußte, um den ſcandalöſen Scenen ein Ende zu machen. Eine dritte Gattung von Verſchnittenen endlich iſt aller äußern Sexualtheile durch die grauſamſte Operation beraubt; ſie bildet die Klaſſe der eigentlich ſogenannten Verſchnittenen oder Eunuchen. Wie man bekanntlich ganze Klaſſen von männlichen Thieren caſtrirt, um ſie zur fruchtbaren Begattung untauglich, und dafür zu andern Zwecken geſchickter zu machen, ſo hat man auch verſchiedenen weiblichen Hausthieren einen Theil der innern Sexualorgane herausgeſchnitten. Ja, dieſe fürchterliche Operation iſt ſogar, nach durchaus glaubwürdigen Schriftſtellern, zuweilen ſelbſt am weiblichen Geſchlechte vollzogen worden, wo aber die Caſtration, ſonderbar genug, gerade eine entgegengeſetzte Wirkung als bei Männern zur Folge hat. Die monatlichen Kriſen hören dadurch auf, Kinn und Oberlippen bekommen mehr oder weniger Bartwuchs, der Buſen fällt zuſammen, die Stimme wird heiſer, der moraliſche Charakter wird roher und härter, das ganze Weib wird mannähnlich. Nur darin gleichen caſtrirte Weiber caſtrirten Männern, daß auch bei jenen der ſinnliche Trieb durch dieſe Operation ſehr abgeſtumpft wird. Boerhave erzählt von einem Schweinſchneider, der ſeiner über alle Maaßen ausſchweifenden Tochter beide Ovarien ausſchnitt, und dadurch endlich ihren Trieben einen Zügel anlegte. Ein grauſam-nichtswürdiges Geſetz der Indianer verdammt die Ehebrecherinnen, noch kurz vor der Todesſtrafe, zur Caſtration. Verſchiedene Beweggründe haben die Menſchen bewogen, ſich der Caſtration zu unterwerfen. Die Gewinnſucht, die ſchändliche Eltern ſonſt antrieb, die Männlichkeit ihrer Kinder hinzuopfern, indem ſie ſie zu künſtlichen Sopranſängern bildeten, haben wir bereits erwähnt. Ein bewährter Schriftſteller erzählt, daß in früheren Zeiten in Italien, namentlich im Kirchenſtaate, jährlich im Durchſchnitt mehr als viertauſend Knaben caſtrirt wurden, bis endlich der Papſt Clemens XIV. dieſen abſcheulichen Mißbrauch verbot. Dennoch war er durch das päpſtliche Geſetz nicht ganz ausgerottet, und noch lange nachher wurde die Caſtration ſogar ſo öffentlich mitunter getrieben, daß man in einigen Städten an den Straßenecken die Adreſſen von Charlatans las, die ihre Kunſtfertigkeit prieſen. Eiferſucht und Rache haben in nicht ſeltnen Fällen das Meſſer zur Caſtration geführt. Wer hat nicht von der Liebe Abälards und Heloiſens gehört? Wer weiß nicht, daß der rachſüchtige Fulbert, als er die Liebenden en flagrant délit ertappte, in Zorn und Wuth an dem unglücklichen Abälard eine Operation verrichtete, von der man nicht allzugewiß weiß, ob ſie den berühmten Liebhaber zum Caſtraten oder zum Eunuchen machte. Aber es fehlt leider! auch ſonſt nicht an Beiſpielen, wo dieſelben Gründe, Eiferſucht und Rache, zur Caſtration Anlaß gaben. Oft haben Weiber, die wüthend waren über die Untreue ihrer Liebhaber, im ſchicklichen Augenblicke dieſen die Attribute ihrer Männlichkeit geraubt, und jeder weiß, daß noch heute im Morgenlande der eiferſüchtige Orientale nur Verſchnittenen die Wache über ſeine Weiber anvertraut. Unter dem vielen Unheil, das religiöſer Fanatismus in der Welt geſtiftet hat, iſt die Caſtration, zu welcher er ſehr oft Anlaß gab, keines der kleinſten Uebel. Allein es iſt keine Frage, daß die Geſetze eine ſolche That eben ſo verpönen müſſen, als etwa den Selbſtmord. Die Kaiſer Conſtantin und Juſti-

nian mußten wirklich ihre ganze Macht aufbieten, um dem religiöſen Wahnſinn der Prieſter der Cybele zu begegnen, welche ſich ſelbſt verſtümmelten, und in der That ſtellten jene Kaiſer die Caſtration mit dem Selbſtmorde in Eine Klaſſe. Die Valerianer, eine religiöſe Sekte, glaubten nicht nur Gott wohlgefällig zu ſeyn, indem ſie ſich ſelber verſtümmelten, ſondern ſie caſtrirten auch Jeden, der unglücklicher Weiſe ihnen in den Wurf kam. — Auch als geſetzliche Strafe hat man die Caſtration aufgeſtellt. Nach Diodorus wurden ſolche, die ſich der Nothzucht und ähnlicher Verbrechen ſchuldig gemacht hatten, in Aegypten caſtrirt, und nach Pietro della Valle findet dieſelbe Sitte in Perſien Statt. Endlich haben unwiſſende, markſchreieriſche Chirurgen die Caſtration als vorgebliches, radicales Heilmittel der Brüche gemacht, wie denn einſt ein einziger Charlatan dieſer Art in der Stadt Breslau mehr als zweihundert Menſchen ſo verſtümmelt hat. Ueber dieſen Mißbrauch uns näher zu erklären, iſt hier der Ort nicht, wo wir auch des einzigen Falls, wo die Caſtration geſetzlich erlaubt iſt, da nämlich, wo ſie von einem ſchon gewiſſen Tode rettet, alſo in Krankheiten, nur mit zwei Worten erwähnen dürfen.

Caſtrum Doloris (Trauerbühne). Es begreift den ganzen Raum in ſich, worin ein Catafalk ſich befindet, nebſt allem Zubehör. Wenn nämlich eine Perſon hohen Standes geſtorben iſt, ſo wird der Sarkophag des Verſtorbenen auf einer ſtufenmäßig erhöhten Eſtrade zur Schau ausgeſtellt. Die den Rang des Verſtorbenen charakteriſirenden Zeichen ſind entweder auf den Sarg oder auf einige dabei befindliche Tabourets gelegt. Candelaber umgeben den Sarg, ein Thronhimmel bedeckt ihn ꝛc. Das Gemach iſt ſchwarz ausgeſchlagen, mit paſſenden Allegorien verziert, und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet. S. d. Art. Sarkophag, Catafalk.

Caſuiſtik (casuistica) iſt im Allgemeinen diejenige Wiſſenſchaft, welche uns in zweifelhaften Fällen lehrt, was wir zu thun oder zu unterlaſſen haben. So kann es ein Caſuiſtik der poſitiven Rechtslehre, Moral ꝛc. ꝛc. geben. In der Ethik giebt die Caſuiſtik in der Lehre von der Colliſion der Pflichten d. h. von dem Zuſammentreffen zweier Pflichtgebote zu gleicher Zeit, wo die Ausübung des einen die des andern aufheben würde, die nöthige Entſcheidung. Sie iſt, nach Kant, eine Art von Dialektik des Gewiſſens, indem ſie den Schein des Rechts oder Unrechts, der einer ſolchen Handlung anhängt, aufdeckt.

Catacomben werden in Aegypten alle unterirdiſchen Gewölbe, Felſenhallen und Grotten genannt, welche zur Aufbewahrung der einbalſamirten Leichname der Verſtorbenen dienen. Noch heutiges Tags findet man Mumien, mit Goldblech und andern Kleinodien geziert, darin vor. Auch Italien und Sizilien kennt ähnliche unterirdiſche Gewölbe mit Gängen, unter dem Namen Catacomben. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums ſcheinen die Anhänger der Lehre Jeſu während der Verfolgungen ihre Verſammlungen in dieſen Behältern gehalten zu haben. In Rom iſt der Haupteingang zu dieſen Catacomben in der Kirche des heil. Sebaſtian, welche ſich beinahe eine deutſche Viertelmeile unter Rom hinziehen, und dem Auge finſter Erker, kleine Behältniſſe und Säle darbieten, die durch verſchlungene Gänge mit einander verbunden ſind. Inſchriften und ſteinerne Särge liefern das Zeugniß, daß viele chriſtliche Märtyrer hier beerdigt wurden. — Die Pariſer Catacomben waren einſtens Steinbrüche, aus denen man die Materialien zu den anſehnlichſten Gebäuden, womit noch heutiges Tages die Hauptſtadt Frankreichs prangt, herholte; ihr Eingang iſt an der Barriere d'Enfer. Späterhin, als immer mehr Gebäude über dieſen Steinbrüchen errichtet wurden, und die Laſt auf der Oberfläche ſo ſchwer zu werden anfing, daß man den Einſturz der Gewölbe und der darüber erbauten Häuſer befürchten

mußte, wurden, um dieſes zu verhüten, ſtarke Pilaſter und andere Stützen in den Catacomben angebracht. Im Jahr 1786 wurden dieſe Gewölbe förmlich eingeweiht, und man warf alle Gebeine, welche man während mehrerer Jahrhunderte in den Kirchen und den nun abgeſchafften Gottesäckern aufgehoben hatte, in dieſe Gräben. Zehen Menſchengeſchlechter haben ſie bereits verſchlungen, und zehnmal ſo groß iſt die Zahl der daſelbſt begrabenen, als der, auf ihrer Oberfläche lebenden, Einwohner von Paris. Man ſteigt auf einer 90 Stufen tiefen Treppe, wo nur Einer nach dem Andern folgen kann, in dieſe Unterwelt hinab, die ebenfalls einen außerordentlichen Umfang hat, ja ſelbſt unter der Seine hinlaufen ſoll. Unter der Leitung eines ſichern Führers, und mit Hülfe hellodernder Pechfackeln, gelangt man endlich an eine Art Veſtibüle, an deren Hintergrunde man eine ſchwarze Thür zwiſchen zwei Pilaſtern wahrnimmt, über welcher man die Inſchrift: Has ultra metas requiescunt beatam spem expectantes, lieſt. Jetzt öffnet ſich die Thür, und ein unwillkührlicher Schauer überläuft die Seele bei dem Betreten dieſes ungeheuren Todtenreiches, welches Millionen faßt; unwillkürlich drängt ſich uns der Gedanke auf, daß ein gleiches Schickſal unſer wartet. Symmetriſch hat man hier von den Gebeinen des Helden und des Taglöhners, der Fürſten und der Bettler, ohne allen Unterſchied der Stände und Geſchlechter, Altäre, Wände und Capellen errichtet. Der Schädel des Weiſen, wie der des Narren, der des Philoſophen, ſo wie der des leichtfertigſten Weltkindes, haben ſich hier zu gleichem Zwecke hergeben müſſen und ihre zuſammen gereiheten Knochen zieren die Moſaik dieſer Wände. Hie und da deuten Inſchriften an, aus welcher Kirche dieſe Ueberreſte genommen ſind. Auf einer ganz entgegengeſetzten Seite, unweit der Heerſtraße von Orleans, führt eine Treppe wieder auf die Oberwelt.

Catafalk (Trauergerüſt) iſt bloß die ſtufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabenen Todten, mit der denſelben umgebenden Lichterbeleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen, es ſey in einer Kirche, Capelle oder Privatwohnung.

Catakuſtik heißt die Lehre vom Wiederſchall oder vom Echo.

Catalonien ſ. Spanien.

Cataphracten waren bei den Römern diejenigen Reuter, welche ganz geharniſcht, und mit einem Küraſſe verſehen waren. Bei den Parthern war dieſe Art der Bewaffnung ſehr beliebt. Bei der Armee des Antiochus ſtanden die Cataphracten 3.000 an der Zahl auf dem rechten Flügel der Phalangiten. Bei den Griechen waren auch die Pferde bepanzert, und der Panzer paßte dem Körper des Reiters und der Pferde aufs Genaueſte an. Dieſe Wehre bildeten kleine, in ein längliches Viereck geſchnittene Eiſenſchuppen, welche unter einander verbunden, auf Leinwand aufgereiht waren, ſo daß eine Reihe immer unter der darauf folgenden hervorragte. Auch die Sarmaten hatten ſolche geharniſchte Reiter, was aus der Abbildung von 5 ſarmatiſchen Reutern auf der Säule Trajans erſichtlich iſt. Erſt ſpät ſcheinen die Römer von dieſer ſchwerfälligen Rüſtung Gebrauch gemacht zu haben.

Catapulten waren bei den Alten eine gewiſſe Art Wurfmaſchinen, deren ſie ſich bei der Belagerung von befeſtigten Städten bedienten. Die Catapulten waren einer Armbruſt ſehr ähnlich, und unterſchieden ſich von den Balliſten darin, daß ihr Wurfgeſchoß horizontal, das der letztern aber in Bogen abgeſchleudert wurde. Die Maſchine ruhte auf einem Geſtelle, welches, wie die Kanonen auf den Laffetten, nach verſchiedenen Seiten gerichtet werden konnte. Bei Feldzügen waren ſie mit Rädern verſehen. Die größten Catapulten ſchoſſen Balken von 12 Fuß Länge, die mit ſtarken eiſernen Spitzen verſehen waren. Sie durchbrachen 4 Reihen von geflochtenen Schutzwänden, wenn ſie nach den gehörigen Regeln abgeſchleudert wurden. Auch umwickelte

man die Spitzen der Balken oder Pfeile mit brennbaren Materialien, um Gebäude oder feindliche Kriegsmaſchinen damit in Brand zu ſtecken. Im Bogenſchuß trugen die Catapulten das Geſchoß bis auf 4 Stadien (200 rhein. Ruthen), im Kernſchuß aber nur bis auf 2 Stadien. Wie Plinius erzählt, ſoll die Erfindung der Catapulten ein Eigenthum der Syrer ſeyn, nach Plutarch aber von den Carthaginienſern in dem Kriege mit dem ältern Dionyſius ſeyn erfunden worden. Unter Alexander kamen ſie vorzüglich, wenn er enge Päſſe oder Ströme zu paſſiren hatte, in Gebrauch. Der König Philipp von Macedonien hatte 150 Catapulten und 25 Balliſten. Bei der Belagerung Jeruſalems hatten die Römer 300 Catapulten und 40 Balliſten. Verſchiedene Arten von den Catapulten ſind die Scorpionen und das Polybolon. Vor unſerm Artillerie-Geſchütz haben die Wurfmaſchinen der Alten den Vorzug, daß ſie mit weniger Koſtenaufwand, und an Ort und Stelle, wo ſie erforderlich ſind, können verfertigt werden.

Cataraft, ſ. Caſcade.

Cataſter nennt man im Allgemeinen jedes tabellariſche Verzeichniß. In finanzieller Hinſicht erhielt es von den Franzoſen zuerſt eine engere Bedeutung, und ſo verſtehen wir heutiges Tages unter dieſem Worte jedes, unter öffentlicher Autorität verfertigte Regiſter über liegendes Grundeigenthum, wornach der Staat die Steuervertheilung bemißt. Die Aufnahme und Errichtung eines ſolchen Steuercataſters kann man bei einem weitläufigen Staatsgebiete wegen des außerordentlichen Zeit- und Koſten-Aufwandes eine wahre Rieſenarbeit nennen. Das Delphinat hatte ſchon unter ſeinen alten Dauphins dergleichen Steuerrollen, welche aber wegen der Ungleichheit der Beſteuerung nicht anders, als fehlerhaft ſeyn konnten. Carl VII. unternahm eine Landausmeſſung, um ſie in's Steuercataſter einzutragen; allein zur Vollendung dieſes Verſuches reichten kaum die Einkünfte ſeines Reichs hin, und ſo unterblieb auch dieſe Aufnahme. Durch Colbert (1679) legte Frankreich noch ein Mal rüſtige Hand an das Cataſtriren, ſtand aber nach 4 Jahren von der Realiſirung dieſes Planes wieder ab. 50 Millionen Franken hatte ihm dieſer Verſuch gekoſtet, und es hatte kaum ein Viertheil ſeiner ſteuerpflichtigen Grundſtücke in der Stererrolle liegen. Den Koſtenbetrag des Cataſtrirens ſetzt man für eine deutſche □Meile auf 5.000 Thlr. feſt, ſo daß die geometriſche Aufnahme ſelbſt zwei Drittheile ungefähr wegnimmt. Von dem Individuum, welches ein ſolches Cataſter verfertigt, werden füglich gediegene mathematiſche und ſtatiſtiſch-geographiſche Kenntniſſe und Gewandtheit im Zeichnen vorausgeſetzt. Nach einer genauen Lokalkenntniß iſt das erſte Geſchäft des Cataſter-Geometers, daß er die Gränzen feſt beſtimmt, und ein vorläufiges Protocoll darüber anfertigt. Nach Eintragung dieſer Gränzpunkte hat er die extenſive Größe des todt da liegenden und unangebauten Landes z. B. Wege, Haiden, aufzunehmen, um ſie in ſeiner Umfangskarte zu bemerken. Die Vereinigung dieſer Umfangskarten in einer Generalzeichnung bilden die Kreiskarten, mittelſt deren nun die Intenſiv-Größe des ganzen Kreiſes nach dem Maaße von Morgen oder Äckern, nach Abzug der Größe und Angabe der Waldungen, Teiche rc. beſtimmt und feſtgeſetzt wird. Ein Feldmeſſer nimmt nach dieſem ein Lagerbuch auf, worin er jedes Grundſtück mit einer beſtimmten Zahl bezeichnet, und dabei den Namen des Eigenthümers bemerkt. Sodann beginnt er die Taxation und Werthbeſtimmung der liegenden Güter durch ſogenannte Feldgeſchworne. Der Preis wird ſogleich bei jedem fraglichen Grundſtücke angeſchrieben. Sind dieſe Vorarbeiten in angegebener Form beendet, ſo trift die tabellariſche Zuſammenſtellung aller dieſer Theile in eine Total-Zeichnung ein. Die Verfertigung des Cataſters ſelbſt wird jetzt vorgenommen; die einzelnen Grundſtücke werden ausgemeſſen, in Sectionen eingetheilt, und in die Flurkarte eingetragen. Ueber jede Section wird wieder eine beſondere Flurkarte verfa-

Digitized by Google

tigt, und dazu eine Claſſen-Abtheilung im Flurbuche gemacht. In dieſem werden die Güterſtücke, wie ſie liegen, der Reihe nach aufgeführt. Ein Erd- oder Erbebuch wird außer dem Flurbuche noch angelegt, und hierin alle Güterſtücke der Gemeinde collationirt. Hier bleibt Raum an vielen Stellen leer, um die Güterſtücke des Erwerbers anzuſtreichen und den Namen des Abtreters auszulöſchen. Sind die Länderbezirke auf dieſe Art aufgenommen, ſo werden ſie in eine Kreiskarte, und dieſe wieder in eine Provinz- oder Generalkarte verzeichnet. Nach dieſer Aufnahme wird die Abſchätzung des Ertrags der Güterſtücke vorgenommen, und den Gemeinde-Behörden zur Begutachtung geſandt. Hat dieſe nach der Culturart und dem Boden berechnete Taxation ihre Genehmigung erhalten, ſo wird hiernach das Erbregiſter und die Steuerrolle für die Gemeinde aufgeſtellt. Iſt auf dieſe Art die tabellariſche Ueberſicht des Cataſters vollendet, ſo muß auf deren zweckmäßige Erhaltung vorzügliche Sorgfalt verwandt, die Namen der Ankäufer zu- und die Namen der Verkäufer abgeſchrieben werden, wozu ein Nachtrag zu den Flurkarten nöthig iſt. Nach Verlauf eines Zeitraums von 25 Jahren muß eine Erneuerung und Berichtigung des Cataſters vorgenommen werden, weil in dieſer Zeit gewöhnlich ein bedeutender Wechſel mit dem Grundeigenthum vorzugehen pflegt. Vergl. Benzenberg's Geſchichte des Cataſters.

Catechetenſchule. So nannte man in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung die Bildungsanſtalten für chriſtliche Lehrer. Es gab deren ſchon im 2ten Jahrhundert, beſonders blühten ſie in der morgenländiſchen Kirche. Sie unterſchieden ſich durch ihre höhere Tendenz von den Catechumenenſchulen, welche auf den ganz populären und faßlichen Unterricht für die neu in die Kirche Aufzunehmenden beſchränkt waren. Vorzüglich berühmt war die Catechetenſchule zu Alexandrien in Aegypten, zu der bereits in der Mitte des 2ten Jahrhunderts der Grund gelegt war; hier lehrten hochverdiente und gelehrte Männer, wie Pantänus, Clemens, Origines, 2c. Sie verbanden mit der Theologie zugleich die griechiſche Philoſophie und das Studium der claſſiſchen Literatur des ganzen Alterthums. Durch ein ſolches gelehrtes Streben wurde die Theologie als Wiſſenſchaft begründet, und eben hieraus ging die Ueberlegenheit hervor, womit ſie die Hirngeſpinſte der Chiliaſten ſiegreich bekämpften. Da aber der Arianismus die ganze morgenländiſche Kirche in unſelige Verirrungen ſtürzte, und beſonders die alexandriniſche Kirche zerrüttete, ſo wurde auch hier um die Mitte des 4ten Jahrhunderts die treffliche Anſtalt vernichtet. — Zu Antiochien bildete ſich erſt nach dem Untergange der alexandriniſchen eine ähnliche Anſtalt, worin Lucian und ſpäter Diodor von Tharſus und Theodor von Mopsveſtia gefeierte Namen ſind. Auch dieſe Anſtalt wurde durch die Streitigkeiten der Neſtorianer und Eutychianer über den Haufen geworfen. Die Catechetenſchule zu Edeſſa in Meſopotamien, die im 3ten Jahrhundert geſtiftet war, erlag auch ſchon 489 den Stürmen der Neſtorianer, welche hierauf ſelbſt zu Niſibis in Meſopotamien eine ſolche Schule anlegten, die aber nur kurzen Beſtand hatte. Unter den abendländiſchen Chriſten vertraten die Dom- und Kloſterſchulen jene Catechetenſchulen, die erſt im 6ten Jahrhundert einiges Anſehen erhielten; im Mittelalter aber der Sitz der ſcholaſtiſchen Theologie und Philoſophie wurden.

Catechetik iſt die Wiſſenſchaft der Catecheſe d. i. der Kunſt, durch Unterredung mit dem Schüler auf die ihm faßlichſte Art in ihm religiöſe Geſinnungen zu erwecken. Richtiges Denken, Beſonnenheit und Ruhe des Geiſtes, Natürlichkeit des Ausdrucks und Scharfſinn, um ſich in die Vorſtellungsfähigkeit des Ungeübteren hineinzudenken, ſind die weſentlichen Bedingungen der Kunſt zu fragen. Obgleich, nach dem ge-

itized by Google

wöhnlichen Begriffe die Catechetik ſich nur auf religiöſe Gegenſtände bezieht, ſo bediente man ſich doch der catechetiſchen Methode auch in profanen Wiſſenſchaften ſchon in den älteſten Zeiten ſehr häufig. Bekannt genug iſt die Lehrmethode des Socrates, die man füglich mit unſerer Catechetik vergleichen könnte. In der neuern Zeit hat man der Catechetik eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und viele gelehrte Männer haben ſich dadurch um die Erziehung der Jugend bleibende Verdienſte erworben.

Catechiſmus. Dieſes Wort ſtammt aus dem Griechiſchen her, und bedeutet, ſo viel als wiedertöen, antworten. Gewöhnlich aber verſteht man darunter ein in Fragen und Antworten abgetheiltes Lehrbuch der Religion. — Von den catechetiſchen Schriften der alten Kirchenväter ſind vorzüglich die 18 Catecheſes des Cyrillus, Biſchofs von Jeruſalem, und die große catechetiſche Rede des Gregorius von Nyſſa berühmt, und auch auf unſere Zeit gekommen. Eine Anweiſung zum Catechetiſiren hat Auguſtinus in ſeinem Buche: de Catechizandis rudibus hinterlaſſen. — Zur Zeit der Reformation fing man an, die vernachläßigte Catechetik mit Eifer zu betreiben. Es wurden Catechismusbücher geſchrieben, worunter die Catechiſmen von Luther und Calvin die berühmteſten bei den Evangeliſchen geworden ſind. Bei den Catholiken erlangten der Catechismus des Jeſuiten Caniſius und der des Papſtes Pius V. ein hohes Anſehen. — Seit jenen Zeiten bis auf unſere Zeit vermehrte ſich die Zahl der Catechiſmen in allen chriſtlichen Confeſſionen außerordentlich, deren Aufzählung nicht hierher gehört.

Catechumenen werden alle diejenigen genannt, welche in den Anfangsgründen des Chriſtenthums bis zur Taufe, wenn ſie erwachſen ſind, oder bis zur Zulaſſung zum heiligen Abendmahl, wenn ſie Kinder ſind, und als ſolche die Taufe ſchon erhalten haben, unterrichtet werden. In der älteſten chriſtlichen Kirche waren es gewöhnlich Erwachſene, Heiden und Juden. Sie wurden durch Auflegung der Hände unter die Zahl der Catechumenen aufgenommen. Jetzt hatten ſie das Recht, ſich Chriſten zu nennen, und einem Theil des Gottesdienſtes beizuwohnen. Das Alter, das jemand bei der Aufnahme haben mußte, ſo wie die Dauer des Unterrichts, war unbeſtimmt. Da nun nach der Lehre der Catholiken die Erwachſenen, nach wahrer Reue, auch von den wirklichen Sünden durch die Taufe befreit werden, ſo blieben Einige, wie dieſes von Conſtantin dem Großen bekannt iſt, bis nahe vor ihrem Tode im Stande der Catechumenen. — Bei der Haltung des Abendmahls entließ der Diakon die Catechumenen während des Gottesdienſtes mit den Worten: Ite Catechumeni, missa est! Gehet ihr Catechumenen, die Verſammlung iſt zu Ende! Von dem Worte Missa wurde ſpäterhin der Gottesdienſt genannt, und noch jetzt iſt bei den Catholiken am Schluſſe der Meſſe die Formel: Ite, missa est, im Gebrauch geblieben. — In der Kirche hatten die Catechumenen einen abgeſonderten Platz, und wurden nach ihrem Wandel, Wohlverhalten und Fortſchreiten in den chriſtlichen Wahrheiten in Klaſſen eingetheilt.

Categorien ſind gewiſſe urſprüngliche, auf die Erkenntnißobjekte, als Merkmale zu beziehende Vorſtellungen, oder allgemeine Vorſtellungen der Dinge überhaupt, ſofern das Mannigfaltige ihrer Anſchauungen durch eine logiſche Funktion des Urtheils gedacht werden muß. Abgeſondert von aller Beziehung auf gegebene Vorſtellungen oder Anſchauungen ſind die Categorien leere Begriffe ohne allen Inhalt und Gegenſtand, bloße Formen und Funktionen des Urtheilens. Durch die Beziehung auf das Mannigfaltige der reinen Anſchauung des Raumes und der Zeit werden ſie verſinnlicht, und bekommen Anwendbarkeit auf Gegenſtände. Die Categorientafel des Ariſtote-

les ſtellte folgende 10 Prädicamente auf: Substantia, quantitas, qualitas, ubi, relatio, quando, situs, habitus, actio, passio. Dieſer rhapſodiſtiſchen Aufführung fügten ſie noch 5 Poſtprädicamente bei: oppositum, prius, simul, posterius, motus. Die alten Philoſophen vergaßen über der logiſchen Behandlung ihrer Categorien und Categoremen die metaphyſiſche Bedeutung und Anwendbarkeit derſelben. Namentlich verwechſelte Ariſtoteles und die Scholaſtiker den Unterſchied zwiſchen den Categorien oder Prädicamenten und den Categoremen oder Prädicabilien, ob ſie gleich unter der Rubrik der Prädicabilien die bekannten quinque voces: genus, species, differentia, proprium, accidens, aufführten. Dem Scharfſinne Kants entgingen die Fehler nicht, welche Ariſtoteles in dem Stammregiſter der reinen Verſtandes-Begriffe begangen hatte. Er führte die Ariſtoteliſchen Prädicamente auf 4 Grundbegriffe, welche er aus einem ſyſtematiſchen Prinzip ableitete, zurück, und ſtellte ſie in ſeiner Kritik der reinen Vernunft folgendermaßen dar:

I.	II.
Quantität.	Qualität.
Einheit,	Realität,
Vielheit,	Negation,
Allheit.	Limitation.
III.	**IV.**
Relation.	Modalität.
Inhärenz und Subſiſtenz, (Subſtanz und Accidens.)	Möglichkeit, Unmöglichkeit,
Cauſalität u. Dependenz, (Urſache und Wirkung.)	Daſeyn, Nichtſeyn,
Gemeinſchaft, (Wechſelwirkung zwiſchen dem Handelnden u. Leidenden.)	Nothwendigkeit, Zufälligkeit.

In der neueſten Zeit hat einer unſrer tiefſinnigſten Denker, Wilh. Traugott Krug, auf die Mängel dieſer Kantiſchen Tafel der formalen Stammbegriffe aufmerkſam gemacht, und ſie mit Grund verbeſſert, indem er eine Urcategorie, namentlich die der Realität, an ihre Spitze ſtellte, und ihnen die der Sinnlichkeit beifügte. Krugs Categorientafel iſt folgende:

I.

Urcategorie.
Realität.
Seyn.

II.

Categorien der Sinnlichkeit.

1.	2.
Räumlichkeit.	Zeitlichkeit.
Seyn im Raume.	Seyn in der Zeit.

3.
Räumliche Zeitlichkeit.
Seyn in Raum und Zeit.

III.

Categorien des Verſtandes.

a.	b.
Quantitätscategorie.	Qualitätscategorie.
1) Einheit.	4) Poſition.
Eines ſeyn.	Geſetzt ſeyn.

2) Vielheit.
Vieles ſeyn.
3) Allheit.
Alles ſeyn.

5) Negation.
Nicht geſezt ſeyn.
6) Limitation.
Beſchränkt ſeyn.

c.
Relationscategorien.
7) Subſtanzialität.
Beſtehend ſeyn.
8) Cauſalität.
Wirkend ſeyn.
9) Gemeinſchaft.
Wechſelwirkend ſeyn.

d.
Modalitätscategorien.
10) Möglichkeit.
Möglich ſeyn.
11) Wirklichkeit.
Wirklich ſeyn.
12) Nothwendigkeit.
Nothwendig ſeyn.

Platners Categorientafel (vergl. Th. I. §. 653) hat viele Fehler und Mängel. Fichte betrat wieder ein eigenes Feld, und leitete jede Categorie von der abſoluten Form des Ichs, als einer urſprünglichen Thätigkeit, ab. Die Momente des Denkens, worauf ſich die Categorien gründen, werden unter folgenden vier Rubriken ſyſtematiſch vorgeſtellt. 1. Quantität, Umfang der Urtheile. Allgemeine, beſondere und einzelne; 2. Qualität der Urtheile. Bejahende, verneinende, unendliche oder limitirende; 3. Relation der Urtheile. Categoriſche. Verhältniß des Prädikats zum Subjekt. Hypothetiſche. Verhältniß des Grundes zur Folge. Disjunctive. Verhältniß des Ganzen einer eingetheilten Erkenntniß zu den Gliedern ihrer Theilung. 4. Modalität der Urtheile. Problematiſche, logiſche Möglichkeit; aſſertoriſche, logiſche Wahrheit; apodiktiſche, logiſche Nothwendigkeit der Urtheile. Die drei erſtern beziehen ſich auf den Inhalt, die vierte bloß auf den logiſchen Werth der Urtheile. Zur Anwendung der Categorien bedarf es einer dritten vermittelnden Vorſtellung, ſofern ſie rein von allem Empiriſchen iſt. Dieſe vermittelnden Vorſtellungen ſind Zeit und Raum, als reine und zugleich als ſubjektive ſinnliche Formen unſerer Anſchauung. Beziehen wir die reinen Verſtandesbegriffe auf die Formen des innern Sinnes, in welcher uns alle Gegenſtände gegeben werden, ſo verſinnlichen wir die Categorien. Dieſe Verſinnlichungen heißen ihre Transcendentalen Schemata, welche ſich von Bildern durch den Charakter ihrer Allgemeinheit unterſcheiden. Eine Tafel der Schemata, mittelſt deren die Categorien realiſirt d. h. ihre Beziehung auf Objekte, die uns gegeben ſind, möglich gemacht wird, iſt folgende: 1) Quantität: Zeitreihe, Syntheſis der Zeit; Zahl. 2) Qualität: Zeitinhalt, Syntheſis der Erfindung. Realität: Seyn, Empfindung in der Zeit, erfüllte Zeit. Negation: Nichtſeyn in der Zeit, leere Zeit, Limitation Uebergang von Empfindung durch ihre Grade zum Verſchwinden derſelben, oder umgekehrt. 3) Relation: Zeitordnung, Verhältniß der Empfingen zu einander in der Zeit. Subſtanz: das Reale, ſofern es in und mit der Zeit beharrt, das Subſtratum des Wechſels. Accidens: das Reale, ſofern es wechſelt. Cauſalität: regelmäßige Form mannichfaltiger Empfindungen in der Zeit. Gemeinſchaft: regelmäßiges Zugleichſeyn der Empfindungen. 4) Modalität: Zeitinbegriff. Arten wie ein Gegenſtand zur Zeit gehört. Möglichkeit: Vorſtellung eines Dinges gemäß den Bedingungen irgend einer Zeit überhaupt. Wirklichkeit: Vorſtellung eines Dinges in einer beſtimmten Zeit. Nothwendigkeit: Vorſtellung eines Dinges in aller Zeit.

Catharina I. wurde im J. 1702 zu Marienburg, einem Dorfe Lieflands, geboren. Durch die Peſt aus ihrem Vaterlande vertrieben, ſtarben ihre Aeltern in dieſem Gränzorte, und Catharina war nebſt ihrem fünfjährigen Bruder dem Mitleiden wohlthätiger Menſchen übergeben. Ein armer

Landmann erbarmte ſich ſeiner; ſie aber wurde in das Haus eines Predigers aufgenommen. Der plötzliche Tod ihres Pflegvaters verſetzte die arme Verwaiſ'te auch hier wieder in eine klägliche Lage. Der Oberpfarrer der Provinz, welcher nach Marienburg eilte, um wo möglich den Nothleidenden ſeine hülfreiche Hand zu bieten, betrat das Haus jenes verſtorbenen Predigers, als ihn die kleine Catharina mit dem Namen Vater begrüßte, und ihn auf das Rührendſte um ein Stückchen Brod bat. Glück erbarmte ſich des unglücklichen Geſchöpfes, und da er keine nähere Auskunft über ihre Perſon erhalten konnte, übergab er dieſes Geſchenk des Zufalls ſeiner häuslichen Frau, welche es mit rein-mütterlicher Liebe pflegte, in den Lehren der proteſtantiſchen Religion auferzog, und von einer ſachverſtändigen Lehrerin in allerlei häuslichen Handarbeiten unterrichten ließ. Ihre Schönheit entfaltete ſich, und in ihrem ſechzehnten Jahre fing ſie an, die Aufmerkſamkeit des älteſten Sohnes ihrer Pflegeltern zu feſſeln, deſſen Beifallsbezeugungen ſie mit nicht geringer Theilnahme erwiederte. Um den Keim eines vertrauten Verhältniſſes zwiſchen Beiden zu vernichten, wurde ihr ein ſchwediſcher Dragoner zugeführt, welcher in Marienburg in Garniſon lag. Dem ſchwediſchen Trabanten gefiel das Mädchen, und Catharina fügte ſich, ihm angetraut zu werden. Drei Tage nach der Hochzeit mußte der Neuvermählte zu den Fahnen Carls XII., welcher Auguſt von Polen bekriegte, aufbrechen, und Catharina unter der Aegide ihrer großherzigen Beſchützer zurücklaſſen. Sie befand ſich in dem friedlichen Schooß ihrer Wohlthäter, als der ruſſiſche Feldmarſchall Scheremetjew Marienburg belagerte, und ſich die Vertheidiger deſſelben unterwarf. Der Paſtor Glück wurde als Abgeſandter in das Lager des Siegers geſandt, um ein mildes Loos für die Einwohner des Orts zu erwirken. Hierunter befand ſich Catharina, deren reizende Figur den Scheremetjev bewog, ſie als ſein Eigenthum an ſich zu reißen. Da dieſer bald von ſeinem Poſten weg, und nach Polen berufen wurde, übertrug er ſeine Rechte über Catharinen ſeinem Nachfolger Mentſchikoff. In Rotteburg bemerkte ſie der Czar von Rußland, beſtand das erſte Liebesabenteuer mit ihr, und nahm ſie in der Folge zu ſich. In Moskau lebte ſie mehrere Jahre in der Dunkelheit, bis ſich der Czar ſeines Geheimniſſes entledigte, und das Conſeil ſeiner Miniſter in ihr Zimmer verlegte. In dieſen Verſammlungen zeigte ſie einen Scharfblick des Geiſtes, den wohl die Politik des Hofes, der Liebe des Monarchen zu Gunſten, vergrößerte. Ihr vielgewandtes Genie wußte jedoch über manche Staatsangelegenheiten Auskunft zu geben, über deren Auflöſung die Miniſter nicht ſelten in eine große Verlegenheit geriethen. Die Gewalt, welche ſie über Peter ausübte, wurde durch die Geburt der Prinzeſſin Anna, nachherigen Gemahlin des Herzogs von Holſtein-Gottorp, und der Prinzeſſin Eliſabeth, welche Beherrſcherin der Reuſſen wurde, noch verſtärkt. Catharina war auf der einen Seite zärtlich, gefühlvoll und ganz geeignet, die Wildheit Peters zu zähmen und zu beſänftigen. Dieſer Sanftmuth und Gefälligkeit bediente ſie ſich, um den Kaiſer ganz in ihre Bande zu verſtricken. Auf der andern Seite ehrſüchtig, liſtig und ganz geſchaffen, in den Momenten, wo die Schwachheit der Liebe nichts verweigern kann, die Vollbringung ſchrecklicher Thaten zu fodern. So benutzte ſie die Uneinigkeit, welche zwiſchen dem Czar und ſeiner kaiſerlichen Gemahlin ſo ſehr zu ihrem ehrſüchtigen Zwecke, daß ſie Petern bewog, Eudoxia zu verſtoßen, und in ein Kloſter einzuſperren. Durch die Vermittelung der Prinzeſſin Martha, Schweſter des Kaiſers, wurde die förmliche Verbindung zwiſchen Catharina und ihrem Bruder, ſonder Aufſehn am 17. März 1711, nachdem die junge Kaiſerin zuvor unter dem Namen Alexiewna zur griechiſchen Religion übergetreten war, vollzogen. Nach ihrer Vermählungsfeier folgte ſie dem Czar auf ſeinem Zuge gegen das osmanniſche Reich. Peter, der durch die Ufer des Pruths

und einer türkiſchen Armee von 150.000 Mann eingeſchloſſen, Gefahr lief, gefangen zu werden, wurde aus dieſer mißlichen Lage durch den feinen Verſtand und die tiefe Menſchenkenntniß ſeiner neuen Gemahlin befreit. Sie beſtach den Kaimakan und den Vezier Mehemet-Battagi, wozu ſie ihren ganzen Juwelenſchmuck hergab. Trotz der Bemühungen Carls XII. und der Kunſtgriffe ſeines Miniſters Poniatowsky erlangte Catharina mit der Pforte Frieden, und die Ruſſen konnten nach einiger Erholung ihre Kräfte gegen das baltiſche Meer wenden. Den allgemeinen Enthuſiasmus des Dankes und des Lobes für die Kaiſerin wegen dieſer vortrefflichen Dienſte benutzte Peter, ſie als ſeine wirkliche Gemahlin anzuerkennen und den Orden der h. Catharina zu ſtiften, zu deſſen Großmeiſterin er ſie ernannte, um die Begebenheit am Pruth im Andenken der Nachwelt zu verewigen. Sie wurde von jetzt an die Seele aller ſeiner Handlungen, die beſtändige Geſellſchafterin auf ſeinen Reiſen an mehrere deutſche Fürſtenhöfe, und ſelbſt nach Perſien, und bei jeder Gelegenheit ſchien ſein Geiſt von ihrer Liebe erleuchtet und erwärmt zu werden. Im J. 1724 erwählte er ſie zu ſeiner Mitregentin und Thronfolgerin, und ließ ſie unter großen Feierlichkeiten in Moskau krönen. Die Ruſſen empfanden eine ſolche Freude über ihre Erhebung, daß ſie bei dem Eide der Treue ihr noch das Recht einräumten, ſich ſelbſt dereinſt einen Nachfolger zu wählen. Es dauerte nicht lange, ſo erkaltete die Gewohnheit der Liebe zu ihrem Gemahl, und die ſchöne Geſtalt des Kammerherrn von Moens de la Croix machte Eindruck auf das Gemüth der Kaiſerin. Der Beglückte ihrer Gunſt wurde verrathen, und nach einem förmlichen Prozeſſe öffentlich enthauptet. Durch dieſes Vergehen lud Catharina den vollen Haß des Kaiſers auf ſich, und mußte manche demüthigende Kränkung von ihm erfahren. Plötzlich (28. Jan. 1725) ſtarb Peter an einer Verhaltung des Urins, und die Verlegenheit Catharinens war nicht gering, als man das Teſtament, welches ihr Gemahl bei ſeinen Lebzeiten in den Archiven des Senats niedergelegt hatte, und worin ſie zur Thronfolgerin ernannt wurde, nicht vorfand. Mentſchikoff ſtellte aber ihre Thronfolge ſicher, indem er ſolche Befehle an die Armee ergehen ließ, daß ſich die Anhänger der legitimen Thronerben vollkommen ruhig verhielten. Sie wurde nun aufs Neue als unumſchränkte Kaiſerin ausgerufen, und durch die Stimme des Volkes als ſolche beſtätigt. An dem politiſchen Regierungsſyſtem Peters wurde nichts geändert; das neue Staatsruder war eben ſo ſanft, als die Regierung des Czars ſtreng geweſen war. Mentſchikoff und Sapieha, Letzterer ein ſchön gebildeter polniſcher Graf, waren während der beiden letzten Jahre ihrer Regierung Beſitzer von ihrem Herzen. Ihren am 17. Mai 1727 erfolgten Tod ſchreibt man auf Rechnung des in ihrer Gunſt geſunkenen Mentſchikoff. Catharina paarte mit der Anmuth und dem Liebreize ihres Geſchlechts einen männlichen Muth und eine thätige Beharrlichkeit. Ihr Temperament war heftig, und in der Liebe zur Veränderung geneigt. Ob ſie gleich mit vieler Leichtigkeit deutſch, polniſch und franzöſiſch ſprach, ſo konnte ſie doch weder leſen noch ſchreiben.

Catharina II., Kaiſerin von Rußland, war eine Prinzeſſin aus dem fürſtlichen Hauſe Anhalt-Zerbſt. Sie wurde am 25. April 1729 geboren, und erhielt in der Taufe die Namen Sophie Auguſte. Die damals regierende ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth wählte die junge, ſchöne und liebenswürdige Prinzeſſin bei Gelegenheit eines Beſuchs mit ihrer Mutter, der Fürſtin von Anhalt-Zerbſt, in Petersburg, zur Gemahlin ihres Neffen, des jungen Großfürſten, nachmaligen Peters III., aus. Peter wurde von ihrem Liebreize und ihrer Anmuth bezaubert, und auch ihr Herz ſchien Neigung für ihn zu empfinden, da Peters regelmäßiger Körperbau durch eine gefällige Geſichtsbildung verſchönert wurde. Nach kurzer Zeit wurde die

Digitized by Google

Vermählung dem Staatsrathe und den fremden Geſandten angezeigt, und ein heiteres Geſtirn ſchien über Peters Geſchick aufzugehen, welches jedoch, eben ſo unerwartet als ſchnell, durch die wüthendſten Kinderblattern, die den Großfürſten befielen, getrübt wurde. Eine kräftige Natur ſiegte zwar über die heftigen Angriffe der Krankheit; allein Peters gute Geſichtsbildung war ſchauderhaft zerſtört, ja ſogar ſein Körper verunſtaltet. Die Prinzeſſin Braut, welche man während ſeiner Krankheit nicht in ſein Gemach einließ, legte bei der erſten Zuſammenkunft mit dem Großfürſten nach ſeiner Wiedergeneſung eine Probe ihrer meiſterhaften Verſtellungskunſt und klug berechneten Faſſung ab. Trotz des häßlichen Gemäldes, welches man ihr von des Prinzen zerſtörter Außenſeite entworfen hatte, trotz dem, daß ſie bei ſeinem Anblicke unwillkührlich zuſammenſchauderte, hinderte ſie dies nicht, ihm freudig entgegen zu eilen, und ihn zärtlich zu umarmen. Catharinens Ehrgeiz unterdrückte ihre Gefühle, und das Beilager wurde 1747 mit Petern III. vollzogen. Doch Beide waren von ungleich verſchiedenen Geiſtesfähigkeiten. Die Großfürſtin war in ſo hohem Grade gebildet, daß ihr Gemahl nicht ſelten über ihre Vorzüge erröthen, und er im Gegentheil ſo ungebildet, daß ſie ſich gar häufig ſeiner Unwiſſenheit ſchämen mußte. Peters natürlicher Verſtand war mit allem Vorſatz von der argwöhniſchen Eliſabeth in der Erziehung vernachläſſigt worden. Eliſabeth ſchenkte Petern das Luſtſchloß Oranienbaum, und Catharina verweilte daſelbſt mit ihrem Gemahl. Er widmete ſich ausſchließlich dem Soldatenleben, rauchte, trank und ſpielte; ſie aber fuhr fort, ihren Geiſt auszubilden, und ſich unter den angeſehenſten Männern des Staats einen Anhang zu verſchaffen. Unter den jungen Männern, die den Großfürſten umgaben, zeichnete ſich durch ſeinen Geſchmack und Vorliebe für die Wiſſenſchaften der Kammerherr des Prinzen, Soltikoff, aus. Mit dieſem ſtand Catharina in unerlaubter Verbindung, welches der Kaiſerin hinterbracht wurde. Allein Soltikoff wurde von dem Kanzler Beſtuſcheff bei der Kaiſerin verklagt, und von dieſer mit Anſtand entfernt. Sie ſandte ihn als außerordentlichen Geſandten nach Stockholm, dem König von Schweden die Geburt des Prinzen Paul Petrowitſch, von dem die Großfürſtin mittlerweile war entbunden worden, zu notifiziren. Soltikoff glaubte, in dieſer Ernennung eine Gnadenbezeigung zu ſehen. Als er aber zurückeilen wollte, und ihm ein Courier den Befehl überbrachte, ſich als Miniſter nach Hamburg zu begeben, bemerkte er erſt ſeine Verweiſung. Stanislaus Poniatowsky, dem Catharina ſpäterhin den polniſchen Thron gab, und wieder nahm, ſtand bei ihr in großer Gunſt, wodurch ſich Catharina den Haß des Großfürſten zuzog; allein die Verachtung der Kaiſerin, und die Vernachläſſigung von Seiten des Hofes, ſchmerzten ſie ſo ſehr, daß ſie alle Triebfedern in Bewegung ſetzte, mit Eliſabeth in günſtigere Verhältniſſe zu treten, die denn auch wieder herbeigeführt wurden. Eliſabeth nahte ihrem Ende, und die Cabalen traten aufs Neue ins Leben. Catharina konnte ſich nicht verbergen, daß ſie Alles von ihrem Gemahle, der ihre Untreue kannte, zu fürchten hatte. Um ſich bei zunehmender Krankheit der Kaiſerin die Gunſt des Volks zu erwerben, begab ſich Catharina in alle Kirchen, wo Gebete für die Wiederherſtellung Eliſabeths verrichtet wurden. Mit namenloſer Angſt ſah ſie dem Tage entgegen, der ihrem Gemahl die höchſte Staatsgewalt in die Hände legte; allein Eliſabeth ſtarb, der Großfürſt wurde unter dem Namen Peter III. ausgerufen, und gab, zum Erſtaunen des ganzen Hofs, Catharinen die ſchmeichelhafteſten Beweiſe ſeines Zutrauens. Nur ſie ſelbſt täuſchte ſich über ihre eigentliche Lage nicht; denn, wenn gleich Peter oft halbe Tage bei ihr zubrachte, ſo wußte ſie, daß ſeine Regierungsunfähigkeit ihres Rathes bedurfte, und ſie fühlte nur zu wohl, daß er ſie gleich verſtoßen würde, ſobald nur der ſchickliche Augenblick erſchienen ſey. Peter III. bezeichnete die erſten Tage ſei-

ner Regierung mit würdevollem Betragen und mehrern vorzüglichen Einrichtungen. Aber bald wurde der Vorzug, den er der proteſtantiſchen Kirche vor der griechiſchen gab, ſeine übertriebene Vorliebe für die preußiſchen Truppen, ſo wie für Alles, was Deutſch war, Gegenſtand des allgemeinen Murrens. Catharina, die inzwiſchen deutlichere Proben von Peters Verachtung erhielt, ſuchte angelegentlich die für Peter verlornen Gemüther für ſich zu gewinnen. Schon längſt unübertreffliche Meiſterin in der Verſtellungskunſt, machte ſie aus dem Flittergolde ihrer Handlungen ein Schaugepränge, womit ſie die Herzen der Soldaten, der Prieſter und des Volks beſtach, und an ſich lockte. Als ſie nun zuletzt von Peter nach Petershof verwieſen wurde, verlebte ſie ihre Tage in den entlegenſten Zimmern des Schloſſes, im Nachſinnen über die Plane, ihren Gemahl vom Throne zu ſtoßen. Den Gregorius Orloff machte Catharina jetzt zu ihrem Liebling und Eingeweihten in ihre Geheimniſſe. Er ſtand bei der Artillerie, und zettelte zu Gunſten Catharinens eine Verſchwörung an, worin er ſeine gefürchteten Brüder und mehrere Offiziere der Garden verwickelte. Die Fürſtin Daſchkoff, eine Freundin Catharinens, ſtand an der Spitze einer andern Partei, die ſich durch ſchwärmeriſchen Unternehmungsgeiſt auszeichnete. Die Kränkungen, welche die Kaiſerin täglich auszuſtehen hatte, vergrößerten die Zahl ihrer Freunde, und Alle kamen darin überein, daß ihr kein anderes Rettungsmittel blieb, als Petern vom Throne zu ſtürzen. Panin und Razumowsky bildeten die dritte Partei, welche, obgleich unſchlüſſig, wen ſie auf den Thron erheben ſollten, doch über die Entſetzung Peters einſtimmig dachten. Catharina verlangte Alleinherrſcherin zu werden; Orloff und die Fürſtin Daſchkoff unterſtützten dieſen Wunſch; Panin aber wollte, daß Catharina nur als Mitregentin des Prinzen Paul Petrowitſch auftreten ſollte. Daſchkoff übernahm es, den Grafen Panin für ihre Meinung zu gewinnen. Peter III. hatte eben eine Expedition nach Dänemark vor, welcher er perſönlich beiwohnen wollte. Seine Abreiſe war auf den Tag nach St. Petri Feſte (1762) anberaumt, welches er mit großer Pracht in Peterhof zu feiern gedachte. Zugleich hatte er beſchloſſen, die Kaiſerin am Schluſſe jenes Feſtes gefangen nehmen zu laſſen. Man war daher bedacht, Petern zuvor zu eilen. Der Zufall, daß ein Gardeſoldat einige Worte über die Verſchwörung laut werden ließ, beſchleunigte deren Ausführung. Gregorius Orloff und ſeine Freunde begaben ſich ſogleich in die Caſernen von Petersburg, und Alexis Orloff erhielt den gefährlichen Auftrag, die Kaiſerin von Peterhof nach Petersburg abzuholen. Peter befand ſich zu Oranienbaum in höchſter Sorgloſigkeit. Nachts zwei Uhr ließ Alexis die Kaiſerin wecken, und Morgens ſieben Uhr kam ſie in der Hauptſtadt an, wo ſie ſich ſogleich in die Caſernen des Ismailoff'ſchen Garderegiments begab. Man ſtreute aus, der Czar habe im Sinne gehabt, Catharinen und ihren Sohn ermorden zu laſſen, ſie ſey aber entronnen, und ſuche nun Schutz bei den Truppen. Dies Vorgeben erfüllte dieſe mit Wuth; die Folge davon war, daß die Simonosky- und Preobaginsky-Garden dem Beiſpiele der Ismailoffſchen folgten. Der Feldprediger dieſes letztern Regiments nahm ſogleich den Truppen den Eid der Treue für Catharinen ab, und ein zahlreiches: „Es lebe die Kaiſerin! bekräftigte den Eid. Nach dem Beitritt mehrerer Regimenter begab ſie ſich mit einem zahlreichen Gefolge in die Caſanſche Kirche wo Alles zu ihrem Empfange bereit war. Der Erzbiſchof von Novogorod ſetzte ihr die kaiſerliche Krone auf, rief ſie mit lauter Stimme zur Beherrſcherin aller Reußen unter dem Namen Catharina II. aus, und erklärte den jungen Paul Petrowitſch zu ihrem Thronfolger. Nachdem das Te Deum abgeſungen, betrat ſie unter dem lebhafteſten Hurrah-Rufen des Volkes den Pallaſt, welchen Eliſabeth bewohnt hatte. Ehe die Sonne ſank

Digitized by Google

hatte Catharina ſchon 15.000 M. auserleſene Truppen an ſich gezogen, während die Freunde Peters nicht einmal ſo viel thaten, ihn von dieſen Vorgängen zu benachrichtigen. Die Kaiſerin ließ ein Manifeſt an die fremden Geſandten und das Volk vertheilen, ſetzte ſich in Gardeuniform zu Pferde, durchritt die Straßen, und traf Anſtalten, gegen Petern zu ziehen. Nachdem endlich dieſer von der Flucht ſeiner Gemahlin aus Peterhof, und ihrer Krönung in Kenntniß war geſetzt worden, ſchrieb er ihr einen äußerſt demüthigen Brief, worin er ſeine Fehler bereute, und ihr den Vorſchlag that, den Thron mit ihm zu theilen. Ohne es zu beantworten, legte Catharina dieſes Schreiben gleichgültig bei Seite. Der Czar ſchrieb ihr einen zweiten Brief, worin er ihre Barmherzigkeit anflehte, und ſie beſchwor, ihn mit einer kleinen Penſion nach Holſtein abgehen zu laſſen. Auch dieſe Zeilen würdigte Catharina keiner Antwort; den Ueberbringer aber, Ismailof, brachte ſie dahin, daß er, nach ſeiner Rückreiſe zu Peter, ſeinen unglücklichen Herrn bewog, ſeine holſteiniſchen Garden zu entfernen, und ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. So weit trieb Peter die Selbſtverläugnung, daß er Catharinen ſogar bis nach Peterhof entgegen fuhr, um ſich durch völlige Unterwerfung ein minder ſchreckliches Loos zu erwirken; allein bald ſchwand dieſe Täuſchung. Als er in Peterhof ankam, und aus dem Wagen ſtieg, führte man ihn die große Treppe herauf, durchſuchte ſeine Kleider, ſperrte ihn ein, und ſetzte eine Wache vor ſeine Thür. Hier überreichte ihm Panin eine Schrift zur Unterzeichnung, worin er allen und jeden Anſprüchen auf die Krone entſagen, und ſich deren für unwürdig erklären mußte. In Moskau brachte Catharinens Thronbeſteigung eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor. Selbſt in Petersburg ging bald die Wuth des Volks in Mitleid über, und ein heimliches Flüſtern zeigte deutlich, wie ſehr man den unglücklichen Peter beklage. In ihrer kräftigen Sprache warfen die Matroſen den Garden vor, ihren Kaiſer für Bier und Branntwein verrathen zu haben. Die Anhänger Catharinens zitterten, und fürchteten einen Aufſtand. Dieſe Beſorgniß reichte hin, ſich des Gegenſtandes jener Theilnahme zu entledigen. Der unglückliche Fürſt befand ſich ſeit ſechs Tagen auf dem zwanzig Werſten von Petersburg gelegenen Landhauſe des Hetmann Razumovsky, als Alexis Orloff und ein Offizier, Namens Teploff, zu ihm eingelaſſen wurden, um ihm, wie ſie ſagten, ſeine Befreiung anzukündigen. Sie wollten hier erſt mit ihm ſpeiſen. Orloff goß Petern Gift in den Branntwein. Der unglückliche Kaiſer wurde von den furchtbarſten Schmerzen in den Eingeweiden zerriſſen. Mit heftigem Beben verlangte er nach Milch. Da trat der Wache haltende junge Fürſt Baratinsky ein, und erdroſſelte ihn mit Hülfe Orloffs und Teploffs. Als man Catharinen dieſe Nachricht überbrachte, beweinte ſie laut ihren Gemahl, und hing in verſchloſſenem Zimmer ihrer Trauer nach; ganz unwahr ſcheint daher die Behauptung, daß ſie die Ermordung befohlen habe. Bald darauf machte ſie in einem Manifeſte bekannt, Peter III. ſey eines natürlichen Todes geſtorben. Nach hergeſtellter Ruhe in Petersburg begab ſich die Kaiſerin nach Moskau, um auch dort den Krönungsakt vollziehen zu laſſen. Allein hier tönte kein Freudengeſchrei und kein Jubel; eine ernſte, faſt vorwurfsvolle Stille empfing ſie hier. Nur der kleine Großfürſt war für die Moskowiter Gegenſtand der zärtlichſten Liebe. Nach einiger Zeit brachen neue Unruhen aus, die Catharinen in ſteter Beſorgniß erhielten; denn die Gefängniſſe von Schlüſſelburg bargen noch den von Eliſabeth enttbronten Prinzen Iwan. Für dieſen ſuchten die Unzufriedenen zu wirken; allein durch Liſt und Thätigkeit wurde der Keim dieſer Empörung erſtickt. Catharina verſäumte keine Sitzung des Staatsraths; keine Depeſche der Geſandten ließ ſie ungeleſen, und ſuchte vor Allem durch ihre eigenen Arbeiten ihre Größe im Auslande hervorſtrahlen zu laſſen. Sie ſchmeichelte Voltaire;

ſie wünſchte d'Alembert zum Hofmeiſter des Großfürſten zu haben; ſie kaufte Diderot's Bibliothek, welche dieſer Armuth halber verſilbern mußte, und ließ ſie ihm bis an ſeinen Tod. Beinahe alle Pariſer Gelehrten und Künſtler erhielten Beweiſe ihrer Freigebigkeit, und ſtreuten dafür ihr Lob in allen Weltgegenden aus. Im Jahre 1764 empörten ſich aufs Neue die Garden, und drohten mit der Thronbeſetzung des in den Gefängniſſen von Schlüſſelburg ſchmachtenden Prinzen Iwan. Um dieſe Empörung zu vernichten, ſoll Catharina den kaum 24 Jahr alten Prinzen Iwan in ſeinem Kerker haben hinrichten laſſen. Als man ſich noch ſtets des Todes des unglücklichen Peters erinnerte, und der Haß gegen ſeine Mörder nicht erlöſchen wollte, entſchloß ſich ein junger Offizier, Namens Tſchoglokoff, die Kaiſerin zu ermorden. Sein Verſuch mißlang, und die Folge war, daß er nach Sibirien wandern mußte. Um dieſe Zeit ſandte ſie Gelehrte in das Innere ihrer weitläufigen Staaten, das Fach der Erdkunde zu bereichern. Sie verlieh der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften zu Petersburg neue Privilegien, und verbeſſerte die unter Eliſabeth geſtiftete Akademie der Künſte für Zöglinge. — Zu Ende des Jahres 1768 begann ſie den Krieg mit der Pforte; furchtbar waren ihre Zurüſtungen. Catharina hatte bei dieſem Zuge nichts Geringeres im Sinne, als die Türken aus Europa zu verjagen, und ihre Reſidenz nach Conſtantinopel zu verlegen. Das Innere des ruſſiſchen Reiches wurde immerfort von Unruhen bewegt. Unruhige Köpfe gaben ſich für Peter III. aus, und entflammten die empörten Gemüther. Unter dieſen Rebellen ließ Catharina Pugatſcheff, einen der vorzüglichſten Häupter, gefänglich einziehen und hinrichten. Um Rußland zu einem großen Reiche zu bilden, mußte Catharina daſſelbe in den Beſitz der Länder am ſchwarzen Meere ſetzen. Hierdurch wurde aber Rußland nothwendig in einen Krieg mit den Türken verwickelt. Den 13. Oktober 1768 erklärten dieſe daher ſelbſt Rußland den Krieg, weil die Pforte durch den franzöſiſchen Hof dazu vermogt wurde, und weil die Türken ſelbſt die Gewaltthätigkeiten der Ruſſen in Polen nicht billigen konnten. Im erſten 1769 von den Ruſſen eröffneten Feldzuge, rückte Gallizin und Romanzow in die Moldau ein, und Orloff ging mit einer Flotte nach dem Archipelagus. Letzterer ſiegte den 5ten April 1770 bei der Inſel Scio über die türkiſche Flotte, und nachdem dieſelbe ſich in die Bai von Tſchesme zurückgezogen hatte, folgte ihr Orloff und verbrannte hier am 7. Juli, was von dieſer Flotte noch übrig geblieben war. Nachdem auch die ruſſiſche Landarmee die Moldau und Wallachei ohne große Anſtrengungen in Beſitz genommen hatte, und der Fürſt Gallizin den Oberbefehl an den General Romanzow hatte abtreten müſſen, ſo rückte dieſer nur mit 15.000 Mann gegen den Großvezier, der mit 150.000 Mann am Fluſſe Kagul in der Moldau ſtand. Hier kam es den 1. Auguſt 1770 zur Schlacht, worin die Kriegskunſt des ruſſiſchen Generals, und der Muth ſeiner Truppen über die zahlreiche türkiſche Armee einen vollkommenen Sieg davon trug. Die Türken ließen 40.000 Mann auf dem Schlachtfelde, verloren 143 Kanonen, und 7.000 Wagen voll Lebensmitteln. Nach dieſer Schlacht fiel den 26. Sept. 1770 die Feſtung Bender in ruſſiſche Gewalt, durch den General Panin erobert. Im folgenden Jahre bemeiſterte ſich Dolgorucky des wichtigen Platzes Aſow. Nach dieſen und andern erkämpften Vortheilen ſah ſich die Pforte genöthigt, den 27 Juli 1774 den Frieden zu Kutſchuk-Kainardſchi zu ſchließen, wodurch die Ruſſen Aſow, die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere, die Durchfahrt durch die Dardanellen, und mehrere andere wichtige Vortheile erhielten. Catharina ſah wohl ein, daß die Türken dieſen Verluſt nicht lange verſchmerzen würden; ſie ſchloß daher ein Bündniß mit Kaiſer Joſeph II., und lud ihn zu einer Unterredung nach Cherſon ein, wo ſie den Operationsplan für den nahen Feldzug gegen die

Digitized by Google

Türken verabredeten. – Catharina herrſchte mit Weisheit über ihr weitſchichtiges Reich; ihrem vielſeitig gebildeten Geiſte war es ein Leichtes, ſich bald bis zu dem kleinſten Detail eines Verwaltungszweiges herabzulaſſen, bald wieder ſich zu den höchſten Combinationen der Staatskunſt emporzuheben. Klar durchſchaute ſie daher, was Noth that, nämlich die geiſtige Bildung bei ihren Unterthanen. Als ſie ſich in Mohilow aufhielt, bemerkte ſie bei ihren catholiſchen Unterthanen, eine ungemeine Anhänglichkeit an den Orden der Jeſuiten. Sie machte daher einen Jeſuiten zum Coadjutor des ſo eben ernannten catholiſchen Erzbiſchofs von Mohilow. Zu gleicher Zeit gab ſie ihre Genehmigung zu Errichtung eines neuen Jeſuiten-Collegiums, wovon die oberſte Leitung dem zum General-Vikarius des Ordens ernannten Peter Gabriel Lenkiewitz anvertraut wurde. Im Jahr 1783 ſchickte Catharina den ſo eben erwählten Coadjutor von Mohilow, als ihren Miniſter mit Depeſchen nach Rom. Derſelbe übergab dem Papſte Pius VI. ein eigenhändiges Schreiben von ſeiner Monarchin. Sie bittet darin den Papſt um die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens, weil ſie dieſen für den geſchickteſten halte, in ihren Staaten allgemeine Bildung zu verbreiten, ihre Unterthanen zu belehren, ihnen ſanfte Gefühle einzuflößen, und ſie in den wahren Grundſätzen der chriſtlichen Religion zu unterrichten. Sie ſchreibt ferner, daß ſie gegen jede Macht dieſen Orden ſchützen werde. Durch die Aufnahme dieſes Ordens hat Catharina unſtreitig ihren Ländern den größten Dienſt in Hinſicht der Bildung erzeigt. Nie herrſchte eine größere Ruhe in Rußland; Künſte und Wiſſenſchaften, und wahre Volksaufklärung machten immer größere Fortſchritte. Nichts beweiſet mehr den richtigen, ſcharfen, ſelbſt die Zukunft durchſchauenden, Blick dieſer Monarchin, als die Aufnahme dieſes Ordens in ihre Staaten, und indem ſie eine allgemein verfolgte und geläſterte Geſellſchaft großmüthig ſchützte, ſorgte ſie zugleich für das wahre und immer mehr aufblühende Wohls ihres weitumfaſſenden Reichs. Die enge Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Rußland ließ die Türken einen neuen Krieg befürchten; ſie erklärten daher ſelbſt am 18ten Auguſt 1787 den Ruſſen den Krieg, um ihren Feinden zuvorzukommen. Zwei ruſſiſche Armeen, die eine von Romanzow, die andere von Potemkin befehligt, rückten gegen die türkiſchen Gränzen, und der Kaiſer Joſeph ſetzte eine Armee von faſt 100.000 Mann als Hülfstruppen in Bewegung. Nach vielen Anſtrengungen gelang es Potemkin am 17. Dezb. ſich der Feſtung Oczakow zu bemächtigen. Auch die Oeſterreicher eroberten Sabacz, Dübirza, Novi und Chotzin. Im Jahr 1789 wurde der Feldzug für die Oeſterreicher ebenfalls glücklich geführt, und am 22. Sept. ſiegte Coburg mit Suwarow bei Martineſti in der Wallachei, ſo wie Laudon am 2. Oktober ſelbſt Belgrad eroberte. Rußland hatte in dieſem Feldzuge die Feſtung Gallacz, Akirman und Bender erobert. Auch 1790 waren die ruſſiſchen Heere glücklich, indem die Feſtung Kilianova erobert wurde, und auf Potemkins Befehl am 22. Dezember 1790 Ismail durch Suwarow erſtürmt wurde. Doch die Unruhen in Oeſterreich, Preußens Allianz mit den Türken und Potemkins Tod, brachten mit Oeſterreich den Frieden zu Sziſtowa am 4. Auguſt 1791 zu Stande, worin dieſe Macht alle Eroberungen zurück gab. Auf dieſen Frieden folgte den 9. Januar 1792 der Friede zu Jaſſy zwiſchen Rußland und der Türkei, worin Oczakow den Ruſſen blieb, und dieſe mit dem Dnieſter, der neuen Gränze ihres Reiches, ſich begnügten. Catharina hatte in ihren frühern Kriegen Polen erobert, und dieſem Lande in Stanislaus Poniatowsky einen König aufgedrungen, welchem die Polen alle die Uebel zuſchrieben, unter welchen ſie ſeufzten; gegen ihn erhob ſich daher der allgemeine Unwille. Während er aber ſelbſt durch einen Schein von falſcher Neutralität ſeine wankende Krone zu behaupten ſuchte, wurde er am 9. April von den Conföderirten ſeiner Würde für verluſtig, der Thron für erledigt erklärt, und er 1771 aus Polen gejagt. Die Zwiſchenzeit von 1771 bis zu dem Frieden

von Jaſſy, 1792 hatte die ruſſiſche Macht mit dem Türkenkriege beſchäftigt. Jetzt ſuchte die Kaiſerin Polen zu züchtigen, und ſeine Selbſtſtändigkeit gänzlich zu vernichten. Die Polen fanden gerade das Grab ihrer Freiheit, als ſie, von der Hoffnung derſelben trunken, ſich Beleidigungen gegen den ruſſiſchen Geſandten in Warſchau erlaubten. Sie hatten 1791 eine neue Conſtitution errichtet, wodurch der Adel in ſeiner Allmacht beſchränkt wurde, der Bürger und Bauer mehrere Freiheiten und Rechte erhielt, und die Einmiſchung in Polens Staatsangelegenheiten dem ruſſiſchen Reiche entzogen ward. Der polniſche Adel, der ſeine Vorrechte durch dieſe Conſtitution verletzt fand, wandte ſich an Catharina, der dieſer Antrag erwünſcht kam. In einem Manifeſte beklagte ſie ſich deßwegen über jene neue Conſtitution, und gab den Mißvergnügten die Hoffnung, daß ſie Polen eine republikaniſche Verfaſſung geben würde. Eingewiegt in dieſen ſüßen Traum, hingen dieſe aus ganzer Seele an der Kaiſerin. Aber ſie fanden ſich getäuſcht, indem Catharina ſchon am 9. April 1793, im Verein mit Preußen, erklärte, daß zur Verſtopfung der feuerſprudelnden Quelle des auch in Polen ſich verbreitenden franzöſiſchen Jakobinismus und Freiheitsſchwindels, ſie es nöthig finde, Polen den Rang einer Mittelklaſſe anzuweiſen. Jetzt boten zwar die Polen ihre letzten Kräfte auf zur Rettung ihrer Selbſtſtändigkeit; doch vergebens, denn Rußland, Oeſterreich und Preußen theilten Polen unter ſich, und machten ſo allen weitern Kämpfen ein Ende. Catharina erhielt den bedeutendſten Theil, den ſie durch die bald darauf erfolgte Unterwerfung des Herzogthums Kurland noch nützlicher machte. Mit Recht pflegte ſie daher zu ſagen, ſie ſey zwar arm nach Rußland gekommen, habe ſich aber ihrer Schuld entledigt, da ſie Taurien und Polen als eine Mitgift ihnen laſſe. Gleichwie nach der Erzählung von Augenzeugen, Catharina im Kreiſe ihrer Freunde, oder kleiner Kinder, welche die große Eroberin, darin ihre weibliche Natur enthüllend, immer um ſich hatte, oder in der Umgebung ihrer Enkel, für deren erſten Unterricht ſie ſelbſt die Bibliothek der Großfürſten ſchrieb, mild und liebenswürdig war, dann aber auch plötzlich aus ihrem Zimmer tretend, um den Geſandten fremder Höfe, oder ihren Miniſtern ſich als gebietende Kaiſerin zu zeigen, ihrer Schönheit den Ausdruck ihrer hohen Majeſtät zu geben wußte; ſo ſehen wir ſie auch während ihrer ganzen Regierung, wo ſie ihr Reich weit über die alten Gränzen erweiterte, und auch fernen Staaten ſichtbar ward, auch die eroberten Provinzen mit der belebenden Wärme der Bildung und Schöpfung durchdringen, wodurch ſie überhaupt ihrem ganzen Staate eine neue, dem Beſſern näher führende Verwandlung gab. Aber abwechſelnd, wie ſie ſelbſt bald furchtbar und milde, bald zerſtörend und bildend erſcheint, hat auch das Urtheil der Beobachter zwiſchen Bewunderung und Tadel geſchwankt. Sieht man aber auf das Große und Umfaſſende in ihren Entwürfen, auf das Kühne und Beharrliche in ihrem Ausführen, auf das Gewandte und Kluge in ihrem Betragen, ſo kann wohl Niemand ihr ſeine Bewunderung verſagen. Sie unterhielt mit vielen Gelehrten, Franzoſen und Deutſchen einen vertrauten und offenherzigen Briefwechſel. Sie ſchrieb in ruſſiſcher Sprache für das Theater Schauſpiele. Und wie ganz anders als der große Friedrich II., der, als ſeine Nation ſchon einen Leſſing, Göthe und Winkelmann aufzuweiſen hatte, ein Buch ſchrieb, um einer von ihm verehrten Nation ſein eigenes Volk in dem ſchlechteſten Lichte zu zeigen, dachte Catharina II. Sie ergriff ſelbſt die Feder, um einen reiſenden Chappe, einen Franzoſen, der mit Verachtung, oft mit Unkunde, ihr Volk getadelt, zurecht zu weiſen und zu belehren, überzeugt, daß man ein Volk zwar gebrauchen, aber nie wahrhaft regieren könne, wenn man es nicht um ſeiner ſelbſt willen liebe. Um die ruſſiſche Sprache immer mehr zu bereichern und zu vervollkommnen, ſetzte ſie Belohnungen auf die Ueberſetzung aus-

ländiſcher Schriften in die ruſſiſche Sprache, und um die Pockenimpfung bei ihrem Volke allgemein einzuführen, ließ ſie ſich ſelbſt dieſelben einimpfen. — Wenn ſie auch die Ideen zu ihrer Inſtruktion zu einem Geſetzbuch dem Montesquieu und Andern entliehen hat, ſo kann man ihr dieſes Werk doch nicht als Eigenthum ſchriftſtelleriſchen Verdienſtes ſtreitig machen, da es gewiß kein geringer Ruhm für ſie iſt, wenn ſie in die philoſophiſchen Ideen jener großen Männer einzudringen, und ſie ſo zu ihren eigenen zu machen verſtand. Ihr eigenhändiges Manuſkript wird noch jetzt in der von ihr geſtifteten Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg aufbewahrt. Um die Geſetze für ihr coloſſales Reich allgemein anwendbar und brauchbar zu machen, berief ſie 1767 eine große Verſammlung, aus den verſchiedenen Ständen des Reiches beſtehend, nach Moskau, damit die allgemeinen Ideen dieſes ihres Geſetzbuches den mannigfaltigen Verhältniſſen der Unterthanen angepaßt werden mögten. Adel, Städte, Freibauern, und Koſacken, kurz getaufte und ungetaufte Nationen ſandten ihre Deputirten zu einem bunten Gemiſche nach Moskau. Sie erhielten jeder ſeinem Stande und ſeinen Verhältniſſen gemäß, aus der Kronkaſſe einen jährlichen Gehalt, und ihre Perſonen wurden durch die erhöhete Strafe, die auf ihre Verletzung geſetzt ward, gleichſam geheiligt. Der ausgebrochene Türkenkrieg zerſtreute zwar bald dieſe Verſammlung der Deputirten, die gleichwohl die höchſt wohlthätige Folge hatte, daß ſie mit den vielen Mängeln ihres Reiches bekannt wurde, und hiernach ihre Maßregeln ergreifen konnte. Nach geendigtem Kriege führte die Kaiſerin die Einrichtung der Statthalterſchaft ein, die eine Hauptverbeſſerung des Reiches ward. Den Gouverneuren in den entfernten Provinzen wurde die unumſchränkte Macht, die ſie ſo oft gemißbraucht hatten, genommen, ihnen blieb nur Pflicht, die Provinzen vor Anfällen zu ſchützen, und die innern Empörungen zu unterdrücken. Für die Gerichtspflege und andere Geſchäfte ſtellte ſie beſondere Perſonen an, welche ſie gewöhnlich aus der Mitte jedes Volkes wählte, weil dieſe der beſondern Verhältniſſen am Kundigſten ſeyn konnten.— Catharina gab der ſchon vorhandenen Akademie der Künſte eine ſo veränderte Geſtalt, daß ſie faſt als Stifterin in derſelben anzuſehen iſt. Sie erhöhete ihre Einkünfte, und gab ſo einer größern Anzahl von jungen Leuten Gelegenheit, den Sinn für Schönheit in ſich aufzunehmen, und um ſich her wieder zu verbreiten. Sie gründete allenthalben Normalſchulen, um den Unterricht in den Dorfſchulen aufzuhelfen. Viele ihrer wohlthätigen Anſtalten, z. B. das große Findelhaus zu Moskau, wurden zugleich eine Quelle von vielen Segen für das ganze Reich ein unter den vielen Wohlthaten, welche die Findlinge hier erhalten, iſt die ſchönſte, daß ſie keine Leibeigne ſind. Um den Freiheitsſinn bei den Ruſſen noch mehr anzuregen, ſchaffte ſie das Wort Sklave, wie ſich die Ruſſen vor dem Regenten nannten, ab. Gleich beim Antritte ihrer Regierung hob ſie die Monopole der Krone, jene drückenden Reſte der unbeſchränkten Willkühr der früheren Regenten, ſo wie die Monopole aller einzelnen Großen auf, und gab die Handlung mit inländiſchen Erzeugniſſen gegen die Erlegung eines beſtimmten Zolls frei, und unterdrückte die geſchloſſenen Handelsgeſellſchaften, die allein nach Perſien, der Bucharei und der Türkei handeln durften. — Wenn Catharina ihrem Vorgänger, Peter I., dem ſie am Meiſten nachſtrebte, ein Denkmal (mit der Inſchrift: Petro I., Catharina II.) ihrer und ihres Volkes Dankbarkeit in der berühmten Bildſäule errichten ließ, in welcher dieſer Monarch vorgeſtellt iſt, wie er einen Felſen heranreitet, der aus einem coloſſalen, drei Millionen Pfund ſchweren, Granite gehauen iſt, ſo möchte die Geſchichte ſelbſt ſie darſtellen, wie ſie auf dem Gipfel dieſes ſtarren ungeheuren Felſens, dem ruſſiſchen Reiche, triumphirend und thronend daſteht, den weiten Horizont ihres politiſchen Einfluſſes, den ſie errungen, umſchauend. Ihren kriegeriſchen Unternehmungen gegen Perſien ſetzte

ihr am 9. November 1796 erfolgte Tod Ziel und Gränze. Der Charakter dieſer Kaiſerin geht aus der Lectüre ihrer Geſchichte hervor; daher nur noch einige Worte über ihre äußere Perſon. Catharina war in ihrer Jugend ſchön, und noch bis an ihr Ende drückten ihre Züge eine gewiſſe Anmuth und Würde aus. Sie war von mittlerer Statur, aber zierlich und gut gewachſen. Eine offene Stirne, eine Habichtsnaſe, ein ſchöner Mund, kaſtanienbraunes Haar, ziemlich ſtarke, ſchwarze Augenbrauen, und dunkelblaue Augen, verkenntlichten ihre Figur. Sie ging gewöhnlich ruſſiſch gekleidet, in einer ziemlich kurzen grünen Robe, die vorn eine Art Weſte ausmachte. Um die Spuren ihres Alters zu verwiſchen, legte ſie in den letzten Jahren ſtark Roth auf. Ihre Diät war äußerſt mäßig. Bei ihr beſtätigte ſich der vielbewährte Erfahrungsſatz, daß heitere Seelenruhe durch äußere Glücksgüter nicht bedingt werde.

Catharina von Medicis, eine der berühmteſten Frauen ihres Jahrhunderts, Gemahlin Heinrichs II., einzige Tochter Lorenzo's von Medicis, Herzogs von Urbino, wurde im J. 1519 zu Florenz geboren. Sie war eine Nichte des Papſtes Clemens VII., und wurde von Franz I. aus Rückſichten der Politik zur Gemahlin ſeines zweiten Sohnes, Heinrichs II., begehrt, und mit dem Dauphin 1533 zu Marſeille vermählt. Sie war ſchön und geiſtreich, womit ſie die italieniſche Kunſt der Intriguen und Verſtellung geſchickt zu vereinigen wußte. Ihren Haß verſtand ſie unter der Maske der Freundſchaft zu verbergen. Dies zeigte ſie bei ihrer Ankunft an dem franzöſiſchen Hofe, indem ſie ſich gegen des Königs Maitreſſe, die Herzogin von Etampes, und gegen die Buhldirne ihres eigenen Gemahls, die Diane de Poitiers, mit ſolch anſcheinender Freundlichkeit, und gegen die Letztere ſo ohne alle Eiferſucht benahm, daß ſie ſich allſeitiges Vertrauen erwarb. Nach dem Tode ihres Gemahls, welcher 1559 an einer Wunde, die er in einem Turnier erhalten hatte, ſtarb, wurde ſie Regentin. Ihre gränzenloſe Herrſchſucht ließ ſie das Feuer der Zwietracht unter den verſchiedenen Parteien des Reichs unterhalten. Sie erklärte ſich zu Gunſten der Hugenotten, weil ihr älteſter Sohn, Franz II., durch ſeine Verbindung mit Maria Stuart, auf der Seite der Guiſen ſtand, und führte dadurch Scenen herbei, deren noch jetzt die Geſchichte mit Grauſen gedenkt. Sie ſtand in Gefahr, durch die Guiſen ihr Anſehen gänzlich zu verlieren, wenn ſie nicht der Tod Franz II. und die Minderjährigkeit Carls IX. hätte neuen Muth ſchöpfen laſſen. Auf der Stelle ergriff ſie den Scepter des Reichs, welchen ihr der Prinz von Navarra gutwillig überließ, und den ihr die Guiſen in der erſten Ueberraſchung nicht ſtreitig machten. Sie nöthigte die damals verſammelten Stände zur Beſtätigung ihrer königlichen Macht, und handelte in dieſen Jahren ihrer Interims-Regierung ganz nach Willkühr und Laune. Die Guiſen, welche das Intereſſe der Staatsreligion vertheidigten, ſuchte ſie mit Hülfe des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, Verfechter der Proteſtanten, zu beſchränken; ſie verhinderte aber durch dieſe innern Kämpfe die Erweiterung ihrer eigenen Gewalt. Jetzt ſchwankte ſie von einer Seite zur andern und machte ſich beiden Theilen verhaßt. Sie ergriff die Waffen, legte ſie aber bald wieder ab, und begnügte ſich, beide Parteien am Gängelbande ihrer intriganten Laune herum zu führen. Die außerordentliche Mühe, die ſie hatte, nach dem Frieden das Intereſſe ſo verſchiedener Parteien zu einigen, und die Abſicht des Prinzen Condé, Mitregent des Reichs zu werden, brachte ſie zu dem Entſchluß, Carl IX. zu Rouen noch vor der geſetzlichen Zeit ſeiner Volljährigkeit für kronmündig erklären zu laſſen. Unter dem Vorgeben, die hin und wieder fortglimmenden Unruhen zu dämpfen, machte ſie mit ihrem nunmehr gekrönten Prinzen eine Reiſe durch das ganze Königreich, und erregte bei den Hugenotten

durch eine Unterredung, welche ſie mit Spanien zu Bayonne hatte, ſchon damals die Beſorgniſſe ihrer völligen Ausrottung. Genug, ſie brachte Carl XI. durch auszeichnende Vorliebe ihres jüngern Sohnes Heinrich dahin, daß er Urſache jener blutigen Ereigniſſe der ſogenannten Bartholomäusnacht wurde. Als Carl IX. ſtarb, ergriff ſie von Neuem die Zügel des Reichs, welche ihr auch durch einen Parlamentsbeſchluß bis zur Rückkehr Heinrichs III., damaligen Königs von Polen, überlaſſen wurden. Nach der Thronbeſteigung Heinrichs ſuchte ſie ihn in ſolchen Verhältniſſen zu erhalten, daß er ſie immer als die Gründerin ſeines Glücks betrachtete, und ſich willig nach ihrem Belieben leiten und regieren ließ (S. Heinrich III.). Verachtet von ihrem Sohne, ſtarb ſie den 5. Jan. 1589. Sie war herrſchſüchtig und verſchlagen, und wußte als Meiſterin in der Verſtellungskunſt die Neigungen der Parteien, ſo wie es die Umſtände erfoderten, zu einigen und zu entzweien. Furchtſam und abergläubiſch, liebte ſie die Sterndeuterei und Wahrſagekunſt. Ihre ausſchweifende Pracht gränzte ans Uebermaaß der Verſchwendung, und doch antwortete ſie dem, der ihr Vorſtellungen wegen der Erſchöpfung ihrer Finanzen machte: „Man muß doch leben.“ Künſte und Wiſſenſchaften erfreuten ſich ihres vorzüglichen Schutzes. Sie ließ Manuſcripte aus Griechenland und Italien kommen, und die Tuilerien, das Hotel de Soiſſon, an deſſen Stelle man die Halle aux Blés errichtete, erbauen.

Cathedrale oder Cathedralkirche, von der Cathedra oder dem Lehrſtuhle des Biſchofs in derſelben alſo genannt, iſt diejenige Kirche, welche der Sitz eines Biſchofs oder Erzbiſchofs, mithin zugleich die Hauptkirche der Diöces iſt. Gewöhnlich ſind mit derſelben Domſtifter verbunden; daher ſie auch Domkirchen genannt werden.

Catheten nennt man die beiden Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks, welche den rechten Winkel einſchließen; die dritte heißt Hypotenuſe. Pythagoras entdeckte den merkwürdigen Lehrſatz, daß das Quadrat der Hypotenuſe ſo groß iſt, als die Quadrate der beiden Catheten zuſammengenommen. Man nennt gewöhnlich dieſen Satz in der Geometrie den pythagoräiſchen Lehrſatz, oder den Magister matheseos.

Catholicismus und catholiſche Kirche. Unter jenem Ausdrucke begreift man alle Lehren und Grundſätze der catholiſchen Kirche. Das Wort catholiſch bedeutet nach dem Griechiſchen ſo viel als allgemein, und wurde ſchon zu den Zeiten der Apoſtel als ein Ehrenwort der Kirche Chriſti beigelegt, wie dieſes aus den Schriften des heil. Märtyrers Ignaz und des heil. Polikarp, Jüngers des Apoſtels Johannes, erhellt. — Es ſcheint hier der Ort zu ſeyn, das Weſentlichſte, worauf der Catholicismus ſich gründet, und wodurch er ſich von dem Proteſtantismus unterſcheidet, auszuheben, doch ohne uns in weitläufige, oder gar in polemiſche Discuſſionen einzulaſſen. — Der Catholicismus erkennt zwei Offenbarungsquellen, das geſchriebene Wort Gottes, und das ungeſchriebene, die Tradition (ſ. d. Art.) oder die mündliche Ueberlieferung. Die Reformatoren, welche die große Scheidewand in der Kirche aufgeführt haben, verwarfen die Ueberlieferung als eine trügliche Quelle. Annahme und Nichtannahme derſelben ſind daher als die alleinige Grundurſache der Trennung in der chriſtlichen Kirche anzuſehen. Die catholiſche Kirche hält die Tradition als unbedingt nothwendig, theils um den wahren oft in Dunkel gehüllten Sinn der heiligen Schriften aufzudecken, theils um dieſelben zu ergänzen. Die Gründe, worauf die Catholiken fußend die Tradition annehmen, werden ihres Orts entwickelt werden. Der Catholicismus erkennt durch die beiden göttlichen Offenbarungsquellen ſieben Sakramente als göttliche Stiftungen, wodurch dem Menſchen in den wichtigſten und entſcheidungsvollſten Perioden und Verhältniſſen ſeines Lebens die göttliche Gnade vorzüglich ertheilt wird. In den übrigen chriſtlichen Confeſſionen iſt und kann

man über dieſe ſo allgemein beruhigende und beſeligende Lehre von den Sakramenten und ihrer Zahl nicht einig ſeyn, weil ihnen die zweite Quelle der Offenbarung, nämlich die Ueberlieferung, nicht fließt, und das geſchriebene Wort ihnen nicht hinreichende Bürgſchaft für die Annahme zu geben ſcheint. Wunderbar bleibt es immer, daß Einige der Tradition ſo abhold ſind, da doch die h. Schriften ſelbſt auf Tradition beruhen. Da aber die Bibel und die Tradition noch immer nicht hinreichend ſind, Jeden vor Irrthümern zu bewahren, wenn er ſich der Leitung und Prüfung ſeines Verſtandes in Glaubensſachen allein hingiebt, ſo muß nothwendig, wenn anders die Chriſtus-Religion nicht dem Strome der Zeit und den menſchlichen Deutungen Preis gegeben werden ſoll, ein unfehlbares Lehramt in derſelben errichtet ſeyn. Dieſe Unfehlbarkeit nimmt der Catholicismus an, und ſtützt ſich hiebei auf die Verheißungen des Heilandes, der ſeine Kirche des Beiſtands verſichert hat: „Ich bleibe bei euch, ſprach er zu ſeinen troſtloſen Jüngern, alle Tage bis ans Ende der Zeiten; ich will euch nicht wie Waiſen zurück laſſen, wenn ich von hinnen zum Vater gehe, ſondern werde euch einen andern Tröſter ſchicken, den Geiſt der Wahrheit, dieſer ſoll euch an Alles erinnern, was ich euch gelehrt habe; und wenn ihr in meinem Namen verſammelt ſeyd, ſo bin ich mitten unter euch.“ Nach catholiſchen Grundſätzen iſt es daher nicht ein blinder Glaube, den die Kirche in Religionsangelegenheiten fodert; denn dieſer Glaube beruhet auf Gott, der den Gläubigen ſeinen Willen vermittelſt der Kirche verkündet. Die Entſcheidungen der allgemeinen Concilien haben daher dogmatiſche Gültigkeit. Es bedurfte die Kirche wohl mit dieſer göttlichen Kraft ausgerüſtet zu werden, weil der kurzſichtige und am Staube klebende Menſch hienieden nur zu dreiſt und zuverſichtlich das Heilige in die Sphäre ſeines Wiſſens herabzieht; ja Alles ſoll ſich ſeinem Verſtande aufſchließen, alle Myſterien ſich ſeinen ſterblichen Augen enthüllen. Der Catholicismus, dem Einigkeit im Kleinſten wie im Größten die heiligſte Sorge ſeyn muß, umfaſſet daher alle Mittel, wodurch dieſe Einigkeit im Glauben erhalten wird. Er ordnet Obrigkeiten über Obrigkeiten, nach Art einer Pyramide, deren Steine allzumal ſo feſt an einander ſchließen, daß ſie alle nur Ein Stein zu ſeyn ſcheinen; denn hierdurch erhält das ganze Religionsgebäude, welches da beſtimmt iſt, zu dauern, ſo lange die Welt ſteht, die Felſenfeſtigkeit, woran alle Macht ſcheitern muß. Daher erkennt der Catholicismus ein Oberhaupt der ganzen Kirche, nämlich den Papſt, als Nachfolger des h. Petrus; alsdann folgen die Biſchöfe, Prieſter und die übrigen Diener der Religion, welche, Hand in Hand gehend, das Wohl der Kirche fördern, und eben deswegen der Religion allein, und nur dem Staate in ſofern angehören, als die Religion mit dieſem in Verbindung tritt. Der Catholicismus ſtellt folgende Regeln auf: Was überall, was allzeit, was von Allen geglaubt worden, dieſes iſt echt catholiſch. Mithin wären die Charakterzeichen davon a) die Allgemeinheit, b) das Alterthum, c) die Uebereinſtimmung. Da nun der Catholicismus ſich als das allein wahre und einzig göttliche Inſtitut erkennt, ſo folgt natürlich, daß er in ſich ſelbſt ſich aufgefodert findet, die Irrenden in Sanftmuth, Liebe und Geduld zu belehren und zu überzeugen, ohne allen Zwang und jegliche Verfolgung; auch verabſcheuet er jede Proſelytenmacherei, die nur verderbte und unedle Herzen in den Schooß der Kirche zieht; denn wen die Welt reizt, dem kann es um die Beſſerung des Herzens und ſeines moraliſchen Zuſtandes nicht ernſt ſeyn. Auch hat der Catholicismus das Vorrecht der ſtrengſten Conſequenz in allen Stücken, wie Geſchichte und Erfahrung lehren. Die catholiſche Kirche iſt derjenige Theil der chriſtlichen Religionsgeſellſchaft, welcher, wegen unverfälſchter Ueberlieferung der

von den Apoſteln vorgetragenen Glaubenslehren und getroffenen kirchlichen Einrichtungen, den Vorzug des Alterthums mit den Anſprüchen auf Allgemeingültigkeit verbindet. Bei der Vorausſetzung einer göttlichen Offenbarung und der fortwährenden Eingebung des heiligen Geiſtes kann, nach den Grundſätzen des Catholicismus, die echte chriſtliche Lehre nie verloren gehen, indem die Kirche durch den ihr beiwohnenden heiligen Geiſt die treue Bewahrerin des objektiven Glaubens iſt. Die höchſte Idee des Catholicismus iſt der Begriff der Kirche, welche dem Bewußtſeyn ihrer überirdiſchen Abkunft und Erleuchtung, und dem Zwecke, der ihr deßwegen verliehenen Unfehlbarkeit gemäß, ſich als die höchſte Gewalt in allen Sachen des Glaubens darſtellt. Solche Lehren, welche im höchſten Sinne des Worts zum Glauben gehören, und deren Annahme die Bedingung der Seligkeit iſt, begründen den catholiſchen Glauben in ſeiner höchſten Reinheit und Objektivität; an ihnen läßt ſich Allgemeinheit in der Verbreitung, Einheit in der allgemeinen Auffaſſung, und das urſprüngliche Alterthum nachweiſen. Sie ſind daher weſentlich, d. h. von ſolcher Art, daß ſie, ohne das Weſen des Catholicismus aufzuheben, niemals von demſelben getrennt werden können.

Catilina (Lucius Sergius), ein Patricier von Geburt, war derjenige Römer, welcher den Entſchluß faßte, auf den Trümmern ſeines Vaterlandes ſeine eigene Macht zu gründen. Ausbrüche der ſtrafbarſten Leidenſchaften aller Art bezeichneten die Tage ſeiner Jugend. Ein bis zum Verkennen verführeriſcher Schein von Tugend; ein Ehrgeiz, welchem er durch die blendenden Worte ſeiner Beredſamkeit einen ſchönen Firniß zu geben wußte; eine unerſättliche Begierde nach Reichthum, und ein Unternehmungsgeiſt, den ſelbſt die unglücklichſten Ereigniſſe nicht wankend machten, bildeten die Hauptzüge ſeines, durch namenloſe Verbrechen, befleckten Lebens. Um den Verdacht des Brudermordes von ſich zu wälzen, bat er den Sulla, den Namen ſeines Bruders in die Liſte der Proſkribirten aufzunehmen. Sulla that dies, und verpflichtete ſich Catilina zu einer Creatur ſeines Willens. Furcht und Schrecken um ſich her verbreitend, durchſtreifte er mit einer Rotte von Anhängern die Straßen Roms, und ſuchte die Geängſteten von der Partei des Marius auf, um ſie auf das Qualvollſte niederzumetzeln. Die Gunſt des Dictators hatte ihn zum Quäſtor, und in Afrika zu der Würde eines Prätors erhoben. Sein ererbtes Vermögen hatte er verſchwendet, und ſeine gewaltſamen Erpreſſungen reichten zur Tilgung ſeiner Schulden nicht hin. Ein Mittel glaubte er zur Rettung ſeiner Exiſtenz in dem Conſulate zu finden, bei welcher Ehrenſtelle er ſeine Gläubiger mit geraubten Gütern der Provinzen zufrieden zu ſtellen hoffte. Dieſer Anſchlag mißlang aber, und der Schimpf über dieſen unerreichten Zweck, welcher durch ſeine drückende Vermögenslage noch geſteigert wurde, beſtimmte ihn, Verbrechen gegen den Staat ſelbſt zu begehen. Mehrere ausſchweifende Jünglinge ſeines Alters, denen das Gift der Leidenſchaft nichts als die Verzweiflung gelaſſen hatte, bildeten unter Piſo mit Catilina ein Complott, welches beſchloß, die beſtehende Verfaſſung zu ſtürzen, alle Senatoren umzubringen, und ſich in die Herrſchaft des römiſches Reiches zu theilen. Am erſten Januar ſollten die neuerwählten Conſuln, Aurelius Cotta und Manlius Torquatus, ihre Stellen antreten, und dieſes ſollte der Tag ſeyn, an welchem die Verſchwornen ihre Zwecke realiſiren wollten. Durch ein zu früh gegebenes Zeichen des Catilina aber wurde die Ausführung ihres Vorhabens vereitelt. Catilina bewarb ſich von Neuem um das Conſulat, und als er dem Cicero nachgeſetzt wurde, ging ſeine Wuth über dieſe verfehlten Hoffnungen und erlittenen Demüthigungen in Rache über. Viele Theilnehmer an der erſten Verſchwörung waren ihm noch getreu. Ungefähr dreißig an der Zahl verſammelte er, unterrichtete ſie von ſeinen Planen und Operationen, und beſtimmten den Tag zur Ausführung.

Ganz Italien ſollte aufgewiegelt, und jedem Oberhaupte ſein Wirkungskreis angewieſen werden. Rom ſollte an verſchiedenen Orten zugleich Brand geſteckt werden, und Catilina an der Spitze einer Armee, die man in Etrurien geworben, ſich in der allgemeinen Verwirrung der Stadt bemächtigen, und alle Senatoren niederhauen. Lentulus, früher Prätor von Rom, ſollte in den Verſammlungen den Vorſitz haben; Cethegus, der ſeine gegenwärtige Gewalt der Befriedigung ſeiner Rachſucht an Cicero aufopferte, das Blutgemetzel in der Stadt leiten; und Caſſius die Brandführer befehligen. Die Wachſamkeit des Cicero war das Einzige, was ſie bei dem Ausbruche ihrer Verſchwörung zu fürchten hatten. Catilina wählte daher zwei Ritter, welchen der Auftrag wurde, den berühmten Redner am folgenden Morgen bei einem Beſuche in ſeinem Bette zu ermorden. In Rom lebte aber eine gewiſſe Fulvia, deren Vertrauter einer der Mitverſchworenen, Curius, war. Durch dieſe erhielt Cicero von allen geheimen Berathſchlagungen des verbrecheriſchen Complotts Kenntniß. Nachdem er Sicherheitsmaßregeln gegen den gefährlichen Morgenbeſuch ergriffen, ſetzte er die Stadt in Vertheidigungszuſtand, berief den Senat zuſammen, benachrichtigte ihn von der drohenden Gefahr, und berathſchlagte, was in dieſer gefährlichen Lage des Staats zu thun ſey. Der Senat benahm ſich mit Mäßigung; denn mit offener Gewalt zu verfahren, hielt er für unklug und nicht nach den Umſtänden berechnet. Er ſetzte einen anſehnlichen Preis und eine Nichtbeſtrafung für denjenigen aus, welcher ſeine Mitſchuldigen angeben würde. Da trat das Haupt der Verſchwörung, Catilina, mit der Stirne der Scheinheiligkeit und Unverſchämtheit im Senate auf, betheuerte auf das Feierlichſte ſeine Unſchuld, und erbot ſich, alle Sicherheit für das geſetzliche Betragen ſeiner Perſon zu leiſten. Durch ſeine demüthige Stellung und die Gewalt ſeiner Ueberredungsgabe beſtach er das Herz vieler Senatoren, bis Cicero, durch dieſe Unverſchämtheit gereizt, in voller Erbitterung jene berühmte Catilinariſche Rede hielt, deren Feuer einer entrüſteten Beredſamkeit uns noch jetzt entzückt. In einem ununterbrochenen Fluſſe meiſterhafter Darſtellung erzählte er die Reihe der Verbrechen, welche auf dem Verſchmitzten laſteten, und die Gründe und Umſtände, die ihn zu dieſer Anklage nöthigten. Die Vertheidigung des Catilina beſtand aus nackten Worten und niedergeſchlagenen Geberden; und als er über des Conſuls niedrige Herkunft ſpöttliche Anmerkungen machte, und ihm der Senat ferneres Gehör verweigerte; ſo erklärte er mit tobender Stimme, daß er die Flamme, welche ſeine Feinde um ihn angezündet, in einem allgemeinen Ruin erſticken werde; worauf er zornentbrannt die Verſammlung verließ. Zu Hauſe angelangt, beſchloß er, nach einer kurzen Unterredung mit Lentulus und Cethegus, der Republik, ehe ſie ſich zum Widerſtande gerüſtet, zuvor zu eilen, und ſich nach Etrurien zu begeben, wo einer der Mitverſchwornen, Manilius, eine Armee zur Unterſtützung ſeiner Unternehmungen warb. In der Nacht flüchtete er aus Rom, langte in dem befreundeten Lager bei Fäsula an, bekleidete ſich mit allen Inſignien der höchſten Gewalt, und ließ Lictoren mit Beilen und Fasces vor ſich hergehen. Cicero war indeß nicht minder thätig; der Gewalt ſeiner Beredſamkeit gelang es, daß Lentulus, Cethegus und Cäſius zur Haft gebracht wurden, und der Entſcheidung des Senats über ihr Schickſal entgegenharrten. Geſandte an die tapfern Allobroger, welche ſie zur Hülfe aufgerufen hatten, und Briefe des Lentulus mit Inſchrift und Siegel an ſie, ſtellten ſie als Hochverräther dar. Cicero und ſein Conſulats=Nachfolger Silanus ſtimmten auf ihre Hinrichtung; der ſich einſchmeichelnde Cäſar auf ewiges Gefängniß; der unbiegſame Cato aber ergriff die Partei der Republik, und auf das Gewicht ſeiner eindringlichen Rede wurde der Tod der Verſchwornen beſchloſſen, und das Urtheil gleich

auf Befehl des fernſehenden Cicero durch den Strick vollzogen. Darauf erklärte der Senat den Manlius und Catilina für Feinde des Vaterlandes, und faßte den Beſchluß, daß Antonius mit einem conſulariſchen Heere den Geächteten entgegenziehen, Cicero aber in Rom bleiben ſolle, um auf jede Bewegung der Verſchwornen ein wachſames Auge zu halten. Catilina hatte mittlerweile eine Armee von zwölf tauſend Mann aufgebracht, wovon nur der vierte Theil gehörig bewaffnet war. Bei Annäherung des gegen ihn abgeſchickten Conſuls und bei der Nachricht von der Hinrichtung ſeiner Gehülfen gab er ſeinen Planen eine andere Wendung. Er machte einen Verſuch, über die apenniniſchen Gebirge nach Gallien zu entkommen. Als er hier alle Päſſe durch den Metellus Celer beſetzt fand, und ihm Antonius auf dem Fuße nachfolgte, beſchloß er einen muthigen Verſuch gegen den Letztern zu wagen. Bei der Stadt Piſtoria nahm er eine drohende Stellung gegen Antonius; und da dieſer unter dem Vorgeben der Krankheit die dargebotene Schlacht nicht annahm, begann unter der Anführung ſeines tapfern Unterfeldherrn das Treffen. Von beiden Seiten wurde mit gleicher Erbitterung und Hartnäckigkeit gekämpft, und als Catilina die Schlacht verloren, und keinen Ausweg zu ſeiner Rettung ſah, ſtürzte er ſich in Verzweiflung unter die Feinde, und endete unter ihren Streichen im Jahr 63 v. Chr. ſein Leben. Ueber ſeine Lebensgeſchichte vergl. man Plutarch. in vita Cic. Sallust. de bello Catil. Cic. orat. Catilin, und Florus 1. 4. c. 1.

Catinat (Nicolaus), Marſchall von Frankreich, ward den 1. Februar 1637 zu Paris geboren. Da ſein Vater Parlamentsrath in der Hauptſtadt war, ſo widmete er ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaften, weil er in dieſem civiliſtiſchen Fache zu den höchſten Staatswürden gelangen zu können glaubte. Ohne redneriſche Talente, mit welchen er nur mit Erfolg vor den Gerichtsſchranken auftreten konnte, und mehr Meiſter in der Kunſt, ſeine Entwürfe zu ſchaffen, als ſie mit einer gleißneriſchen Farbe und dem Prunke einer beſtechlichen Beredtheit geltend zu machen, ſah er den Irrthum ſeiner Wahl bald ein, und ging in die Kriegerklaſſe über, wo er als Unter-Lieutenant in dem Cavallerie-Regimente des General von Fourilles placirt wurde. Nach Auszeichnung brannte hier ſeine ruhmbegierige Seele, und ſie wurde ihm zu Theil, als er bei einem Sturme auf die Stadt Lille (1667) Proben ſeines Muthes in einem Angriffe auf die Contrescarpe an den Tag legte; hierbei von Ludwig XIV. bemerkt, und von ihm in das Garderegiment verſetzt wurde. Vier Jahre diente er unter dieſer muſterhaften Heeresabtheilung, und lief die lehrreiche Schule der Feldzüge von 1672 bis 1675 durch, die er alle mit glänzenden Thaten bezeichnete, und ſich der Ehrenſtufen würdig machte, auf welche ihn die Thatkraft ſeiner Perſönlichkeit hob. Die Schlacht bei Senef machte er durch ſeine Großthaten in ſeiner Lebensgeſchichte merkwürdig. Bei Gelegenheit der Wunde, die er in derſelben empfing, ſchrieb ihm der große Condé: „Niemand nimmt an Ihrer Wunde mehr Antheil, als ich. Es giebt wenig ſolche talentreiche Männer, wie Sie, mit deren Verluſt man mehr als zu viel verliert.“ Seine Ehrenfeſtigkeit und ſtrenge Ordnungsliebe, mit denen er alle ſeine Unternehmungen bezeichnete, erwarben ihm die Hochachtung aller Großen und die Ehrfurcht aller ſeiner Untergebenen. Nach dem Frieden von Nimwegen bediente man ſich ſeiner auch in diplomatiſchen Sendungen an den Herzog von Mantua mit günſtigem Erfolge, und lernte dabei ſeine feine Staatsklugheit kennen. Merkwürdig bleibt es in jeder Hinſicht, daß Catinat ſchon damals den Müſſiggang bei den ſtehenden Heeren für die Quelle aller ſittlichen Uebel anſah, und den Mißbrauch ihrer Freiheit nicht anders zu zügeln wußte, als daß er ſeinen Truppen Aecker und Gärten zum Bebauen, und ſeinen Offizieren andere Beſchäftigungen anwies. Bei den Verfolgungen der Waldenſer mußte

er, trotz ſeiner Gegenvorſtellungen, gegen den Herzog von Savoyen ziehen, und ein willenloſes Werkzeug zu mancherlei blutigen Scenen werden. Noch in ſeinem ſpäten Alter machte er ſich Vorwürfe über dieſen Gehorſam, in Folge deſſen er die friedlichen Wohnſitze der Waldenſer mit Feuer und Schwerdt verwüſtet hatte, und verbrannte, aus Unwillen hierüber, ſein über dieſen Räuberzug geführtes Tagebuch; wenn gleich der gute Erfolg dieſes Zuges ihm das Gouvernement Luxemburg erwarb (1687), er kurz darauf zur Würde eines Generallieutenants erhoben, und ihm die Leitung der Belagerung von Philippsburg ſo wie das Commando von 100.000 Mann, unter dem Oberbefehle des Dauphins, anvertraut wurde. Die Uebergabe dieſes feſten Platzes bewies, daß Catinat vor ſeinen Mauern gekämpft hatte. Als Sieger betrat er die Pfalz, und im Limburgiſchen und Jülichſchen zeigte er, daß ein Feldherr die grauſamen Befehle ſeiner Obern mit Menſchlichkeit vollziehen kann, und der Gewiſſenszug des Herzens mehr gilt, denn der Beifall eines blutgierigen Miniſters. In den italieniſchen Feldzügen in den Jahren 1690 und 1696 ſetzte er ſeinem Ruhme vollends die Krone auf. Unweit des Po warf ſich ihm der gefeierte Eugen in den Weg; aber Catinat pflückte die Lorbeeren, und minderte durch ſeinen Sieg den Ruhm jenes Helden, indem er den ſeinigen erhöhte. In Rückſicht ſeiner geleiſteten Dienſte erhielt er den Marſchallsſtab. 1693 machte er einen Einfall in Piemont, und breitete ſein Heer bei Marſaglia gegen die Standarten des Prinzen Eugen abermals aus. Heiß war die Feldſchlacht, aber die wundervolle Tapferkeit Eugen's mußte das Feld räumen, und an Catinat 33 Canonen, 28 Fahnen und 4 Standarten als Kriegsbeute zurücklaſſen. 1696 ſchloß er den Frieden mit dem Herzoge von Savoyen, deſſen vortheilhafte Bedingungen für Frankreich ſeinem ſtaatsklugen Geiſte zur vorzüglichen Ehre gereichten. Bei ſeinem Feldzuge nach Flandern übte er dieſelben menſchenfreundlichen Geſinnungen gegen die Einſaſſen aus, die wir ſchon früher als einen Beſtandtheil ſeines moraliſchen Charakters kennen gelernt haben, und die ſeine Feldherrngröße ungemein erhöhen. Einem Ingenieur-Offiziere, welcher die Wendung der Canonen auf Privathäuſer richten wollte, rief er zu: „Laſſen Sie uns den Krieg mit den Königen führen, aber laſſen Sie uns den Menſchen in ihren Unterthanen ſchonen!“ Ath fiel in ſeine Hände, und führte den Frieden von Ryswick herbei, deſſen Präliminarien am 30. Okt. 1697 unterzeichnet wurden. Nach dieſen Ereigniſſen verbrachte er einige Zeit ſeines Lebens auf ſeinem einfach eingerichteten Landhauſe in St. Gratien, wo er ſeine Ideen über den italieniſchen Krieg niederzeichnete, von denen noch einige Aphorismen zu uns gekommen ſind. Der Tod des Königs von Spanien war das Signal zu neuen Kriegen für Frankreich. Mit ihm erging zugleich der Ruf an Catinat, ſich mit rüſtiger Jünglingskraft aus ſeiner Ruhe zu erheben, und an die Spitze der italieniſchen Armee zu eilen. Prinz Eugen war abermals ſein Gegner, und wollte ſich die abgeriſſenen Blätter ſeines Lorbeers wieder erkämpfen, welches ihm diesmal gelang. Hofcabalen und Ränke von Paris aus, vernachläſſigte Unterſtützung von Seiten des Herzogs von Savoyen, Mangel an Geld und Subſiſtenzmitteln waren die Urſache, daß er, den 6ten Juli 1701 bei Carpi geſchlagen, das ganze Land zwiſchen der Etſch und der Adda dem Feinde überlaſſen mußte. Die Gräfin von Maintenon bewirkte, daß ihm der Oberfeldherrnſtab genommen, dem ſtolzen Villeroi verliehen, und Catinat demſelben untergeordnet wurde. Aber auch unter dieſem neuen Haupte verlor er die Schlacht von Chiari. Er ſammelte von Neuem ſeine Heeresmaſſen, und als ihm ein Offizier vorſtellte, daß Alles verloren, und ihnen nichts Gewiſſeres als der Tod bevorſtehe, ſo entgegnete er ihm: „Es iſt wahr, der Tod iſt vor uns, aber auch die Schande iſt hinter uns!“ Durch dieſe mißlichen Begebenheiten

opferte ihn Ludwig den Ränken ſeiner Höflinge auf, und übertrug ihm, auf die Zuflüſterungen der Maintenon, eine Feldherrnſtelle in Elſaß. Catinat wollte dieſem Befehle ausweichen, aber die verbindlichen Worte Ludwigs: „Monsieur le Maréchal, votre présence suffira!“ ließen ihm keine Wahl. Auch hier mißlangen ihm alle ſeine Operationen, wodurch ſeinen Feinden Gelegenheit verſchafft wurde, ihm den Feldherrnſtab zu entwinden, und ihn dem Marſchall Villars zu verleihen, deſſen Waffen von einem glücklichern Erfolge begleitet waren. Mißvergnügt über dieſe Zurückſetzungen, zog er ſich aus dem Staatsdienſte zurück, und verlebte die letzten Tage ſeines Lebens auf ſeinem Landſitze zu St. Gratien, wo er den 22. Febr. 1712 in ſeinem 74ſten Lebensjahre ſtarb. Catinat war einer der ausgezeichnetſten Feldherren ſeiner Zeit. Gegen ſeine Untergebenen liebreich, gegen ihre Ausſchweifungen ſtrenge; ein Feind von aller Weichlichkeit und allem Luxus; ein Hofmann, der den Pfad des Rechtens liebte, der über dem Vortheil ſeines Vaterlandes das eigene Intereſſe vergaß. Das Glück ertrug er mit Mäßigung, das Unglück mit Faſſung; ohne auf Ceremonien zu ſehen, war er religiös, und aufopfernd für Freund und Feind. Seine Freiheitsliebe ließ ihn unverheirathet. Wegen ſeines ſtoiſchen Gleichmuths und der ruhigen Beſonnenheit, die er in allen verwickelten Angelegenheiten kund gab, nannten ihn ſeine Soldaten den Père de la Pensée, und in den Zeiten ſeines Glanzes belegte ihn ſein König mit dem Namen: La vertu couronnée.

Cato der Cenſor (Marcus Portius), auch Cato Major genannt, wurde 232 v. Chr. zu Tusculum geboren. Ehe er an den kriegeriſchen Ereigniſſen ſeines Vaterlandes Antheil nahm, lebte er auf einem Gute in der Landſchaft der Sabiner, welches ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte. Auf Veranlaſſung des L. Valerius Flaccus, welcher in ſeiner Nähe lebte, und die republikaniſchen Geſinnungen des Cato zu erforſchen Gelegenheit hatte, kam er nach Rom, wo er vor die Gerichtsſchranken trat, und ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und ſtrenge Rechtsliebe einen großen Ruf erwarb. Im Jahr 214 v. Chr. machte er unter dem Conſulate des Fabius Maximus und des Claudius Marcellus ſeinen erſten Feldzug nach Capua gegen Hannibal. Unter dem Conſulate des Claudius Marcellus ging er als Kriegstribun nach Sicilien. Als Quäſtor zeichnete er ſich in Afrika unter dem Scipio Africanus durch ſeine ſtrenge und ſparſame Lebensweiſe aus. Durch die Verſchwendung des Scipio, welche die frugale Lebensweiſe des Cato nicht billigen konnte, entſtand zwiſchen Beiden eine lebenslängliche Feindſchaft. Der geheime Haß des Cato konnte ſich nicht enthalten, nach ſeiner und des Scipio ſiegreicher Rückkehr nach Rom denſelben vor dem Senate zu belangen. Seine erhobene Klage würde ein nachtheiliges Reſultat für den Scipio gehabt haben, wenn nicht die geſetzliche Entſcheidung über die vorgebrachten Anſchuldigungen an dem Tage hätte erfolgen ſollen, an welchem Scipio den berühmten Sieg bei Zama über den Hannibal erfochten hatte. Bald darauf ward er Aedil, und im J. 199 v. Chr. Prätor und zugleich Statthalter Sardiniens, welches er erobert hatte. Durch humane Behandlung dieſer Provinz erwarb er ſich hier allgemeines Zutrauen und Hochachtung. Die griechiſche Sprache erlernte er um dieſe Zeit von Ennius mit ſo glücklichem Erfolge, daß er ſie mit großer Gewandtheit und Fertigkeit ſprach. 195 v. Chr. wurde er mit L. Valerius Flaccus in Rom zum Conſul erwählt, und ihm die Leitung des Krieges in Spanien anvertraut. Bevor er zu Luna in Etrurien unter Segel ging, wirkte er für die Aufrechthaltung des Oppiſchen Geſetzes, welches gegen die übermäßige Kleiderpracht der Weiber eiferte, deſſen Abſchaffung er aber, trotz ſeiner erheblichen Gründe, nicht hemmen konnte. In Catalonien angelangt, übte er das Heer in der

Kriegskunſt, und führte durch ſein eigenes Beiſpiel eine ſtrengere Disciplin unter den Truppen ein. Schon die erſte Schlacht fiel ſiegreich für ihn aus, und in kurzer Zeit brachte er ganz Spanien jenſeits des Iberus unter die Oberherrſchaft der Römer. In der Folge rühmte er ſich ſelbſt, er hätte nicht mehr Tage in Spanien zugebracht, als er Städte erobert habe. Seine Rückkehr nach Rom wurde mit einem glänzenden Triumphe gefeiert. Aus dem friedlichen Schooße der Wiſſenſchaften, in welchem er nach dieſen glorreichen Thaten ruhen wollte, rief ihn der Krieg gegen den ſyriſchen König Antiochus. Unter M. Acilius Glabrio beſetzte er die Gebirgshöhe an dem engen Paſſe von Thermopylä, warf die feindliche Beſatzung hinaus, überflügelte durch einen Zug über die unwegſamſten Gebirge den Antiochus, und brachte ihm eine gänzliche Niederlage bei. Aus dem Munde jedes Griechen hörte man damals die Wunder ſeiner Tapferkeit ertönen. Nach Ueberbringung dieſer ſiegreichen Sendung wurde er im Jahr 185 v. Chr. mit L. Valerius Flaccus Cenſor. In dieſer neuen Würde zeigte er ſeinen alten Haß gegen den Scipio Africanus in gerichtlichen Verfolgungen des Corneliſchen Hauſes in voller Ausdehnung. Beim Antritte dieſer neuen Stelle nahm er bedeutende Reformen vor, und verwaltete ſein Amt mit einer ſo rückſichtloſen Strenge und Unſträflichkeit der Geſinnung, daß ihm die Klagbeſchwerden ſeiner Feinde, welche, nach Plinius, 44 Mal ihre Stimmen öffentlich gegen ihn erhoben, durchaus nichts ſchaden konnten. Durch ſeine Verfügungen gegen die Ueberhand nehmende Pracht und Verſchwendung machte er ſich bei dem Volke ſo beliebt, daß ihm in dem Tempel der Wohlfahrt eine Statue errichtet wurde. Nach Niederlegung dieſer Function lebte er bloß den Wiſſenſchaften. Nicht mit Unrecht kann man ihn als die eigentliche Urſache der Zerſtörung Carthago's betrachten: denn als Maſſiniſſa die Abtretung eines Stücks Landes von Carthago verlangte, wurde Cato, zur Ermittelung und Beſeitigung dieſer Streitigkeiten, nach Carthago geſandt. Die Carthaginienſer verwarfen alle Einmiſchung, indem Scipio ihr Gränzgebiet feſt beſtimmt habe, und proteſtirten vorzüglich gegen das Anſehen des Cato als Schiedsrichters. Cato hierüber erbittert, lieferte, als er nach Rom kam, eine ſolche Schilderung von der neu aufblühenden Macht und der Gefährlichkeit dieſer Handelsſtadt für Rom, daß er, ſo oft er nur über eine verhandelte Angelegenheit ſeine Stimme im Senate gab, ſein Votum mit den Worten ſchloß: „Benebens geht mein Gutachten dahin, man müſſe Carthago zerſtören." Den Sturz Carthago's erlebte er nicht. Er ſtarb im vier oder fünf und achtzigſten Jahre ſeines Lebens. Noch in ſeinem achtzigſten verheirathete er ſich deßhalb mit Salonia, weil einſt ſein Sohn und ſeine Schwiegertochter ſeiner Sklavin, mit welcher er auf vertrautem Fuße lebte, verächtlich begegnet waren. Als ihn ſein Sohn fragte, was ihn zu dieſem Schritte bewogen habe, antwortete er: „Weil deine Aufführung ſo weiſe iſt, ſo will ich mich wieder verehelichen, um noch mehrere ſo kluge Kinder zu zeugen." Die Tugenden des Cato waren mit vielen Fehlern untermiſcht. Bei der Tapferkeit eines Feldherrn war er ein Staatsmann von nicht mindrer Größe, ein vortrefflicher Redner, gewandter Geſchichtſchreiber und praktiſch gebildeter Landökonom. Von den Regungen des Geizes blieb er nicht frei; daher man ihm die Strenge ſeiner Enthaltſamkeit, welche dem Staate von großem Nutzen war, nicht zu ſehr zum Verdienſte anrechnen darf. Sein Ehrgeiz war groß, daher ihn wahrſcheinlich auch der Neid auf Scipio's errungenen Lorbeer zu den gehäſſigen Handlungen gegen die Corneliſche Familie antrieb. Nach dem Berichte des Cornelius Nepos ſchrieb er in ſeiner Jugend zierliche Reden, und in ſeinem Alter eine Geſchichte von ſieben Büchern. Das erſte Buch handelt von den römiſchen Königen; das zweite und dritte von dem Urſprunge der

Städte Italiens; das vierte vom erſten puniſchen Kriege, das fünfte von dem zweiten Kriege von Carthago, und die andern von dieſer Zeit an bis auf die Prätur des Galba. Seine Schrift de agricultura iſt nur noch mit mehrern Fragmenten bis auf unſere Zeit gekommen. Ausgaben davon ſind: Fragmenta historica ed. Anton. Riccobonus, Basil. 1579. 8. De re rustica quae supersunt, c. n. Auson. Popmae, Francf. 1620. 8. und inter Scriptores rei rusticae, cur. Jo. Math. Gesnero, Lips. 1735 et 1773 — 74. Um. 4m. Sein Leben finden wir beſchrieben im Plutarch, Cornelius Nepos, Cicero, Plinius, Livius und Florus.

Cato (Marcus Porcius), Enkel des M. Portius Cato und Urenkel Cato des Cenſor's, von dem Orte ſeines Todes, Utica, Uticenſis genannt, wurde 93 vor Chr. geboren. Nach dem frühzeitigen Tode ſeiner Eltern ward er mit ſeinem Bruder Cäpio und ſeiner Schweſter Porcia in dem Hauſe ſeines Oheims Livius Druſus erzogen. Schon in ſeiner Kindheit gab er ſchöne Proben von der Geradtheit, Feſtigkeit und Unbiegſamkeit ſeines Charakters. Jede Ungerechtigkeit war ihm verhaßt, und in ſeinen Knabenſpielen rächte er ſie auf die empfindlichſte Weiſe. In die Zeiten der Grauſamkeiten des Sulla fiel ſeine Jugend. Einſt fragte der vierzehnjährige Knabe ſeinen Lehrer Sarpedon, warum noch Niemand dieſen Tyrannen ermordet habe? Weil ihn die Römer mehr haſſen, als fürchten, war die Antwort. Hierauf rief Cato: warum gabſt Du mir, ſtatt Deiner Lehre, nicht einen Dolch, um dieſen Verbrecher aus dem Wege zu ſchaffen? Schwer war ſeine Faſſungsgabe, und nur mit Mühe begriff er die Wiſſenſchaften und Künſte. Sein unermüdlicher Fleiß erſetzte ihm aber das, worin ihn die Natur vernachläſſigt; und hatte er irgend ein Studium einmal gefaßt, ſo war es auch wie in einen Marmor gegraben. Antipater von Tyrus machte ihn mit der ſtoiſchen Philoſophie bekannt; den Lehren dieſer Secte blieb er denn auch bis zu ſeinem Tode getreu. Die Cardinaltugenden der Stoa, Gerechtigkeit, Weisheit, Beſonnenheit und Muth, machte er zu einem Eigenthum ſeines Charakters, ohne dadurch die Empfindungen der zärtlichſten Freundſchaft in ſeiner Seele zu ertödten. Seine Beredſamkeit zeigte er zum erſten Male in einer Rechtsangelegenheit ſeines Urgroßvaters, als die Volkstribunen eine ihm zuſtehende Baſilica niederreißen wollten, ſo zu ſeinem Ruhme, daß das Urtheil zu ſeinen Gunſten ausfiel, und ihm der ungetheilteſte Beifall des Publikums ward. Unter Cäpio machte er ſeinen erſten Feldzug gegen den Empörer der Sclaven, Spartacus, als ein Freiwilliger und gemeiner Krieger. Bald darauf führte er 1000 Mann zu Fuß als Kriegs-Tribun nach Macedonien, mit welchen er von da nach Aſien überging, wo er den Philoſophen Athenodor in die Zahl ſeines Gefolges aufnahm. Wegen ſeiner einfachen Kleidung und ſtreng ſtoiſchen Lebensart wurde er hier anfangs vernachläſſigt. Er überſah dieſe Geringſchätzung mit eben dem Gleichmuthe, womit er die Ehrenbezeugungen des Pompejus und Dejotars aufnahm. Nach glorreicher Beendigung dieſer Sendung wurde er in Rom Quäſtor. Die unnachſichtliche Strenge und Sorgfalt, die er der Verwaltung dieſes ehrenvollen Amtes widmete, erwarben ihm die Liebe und das Vertrauen aller edeldenkenden Römer. Die Creaturen des Sulla, welche aus dem Aerar deßhalb waren belohnt worden, weil ſie mehrere Proſkribirten ermordet hatten, zwang er öffentlich vor den Gerichtsſchranken zur Herausgabe dieſes Blutgeldes. Um gegen die verderblichen Anſchläge des Metelles Nepos gegen das gemeine Beſte eine kräftige Oppoſition zu bilden, bewarb er ſich um das Volkstribunat, und wurde mit ihm zugleich gewählt. Als die Catilinariſche Verſchwörung (ſ. Catilina) den Staat in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern drohte, widerſetzte er ſich in einer glühenden Rede den gelinden Vorſchlägen des Julius Cäſar, und ſtimmte mit der Gewaltfülle einer beredten

Römerſeele auf die Ermordung der Verſchwornen. Mit gränzenloſer Standhaftigkeit widerſetzte er ſich dem Vorſchlage des Metellus, das Heer des Pompejus aus Aſien nach Rom zu berufen. Mit der edelſten Selbſtverläugnung, ja mit der Gefahr ſeines eigenen Lebens verwarf er ſtandhaft die Anträge Cäſars, die campaniſchen Ländereien unter die ärmere Bürgerclaſſe zu vertheilen. Noch als Cäſar ihn zur Haft bringen ließ, brach ſein glühender Eifer in Nichtigkeitsgründe gegen den Geſetzvorſchlag Cäſars aus. Er enthüllte die ehrgeizigen Plane des Pompejus, und jene Gelegenheit war ihm willkommen, ſie zu beſchränken oder für den Augenblick wenigſtens zu vernichten. Die Verbündeten Craſſus, Pompejus und Cäſar, deren herriſches Weſen ſich mit der Nähe des Biedermannes Cato nicht vertrug, ſuchten ihn zu entfernen. Durch den Volkstribun P. Clodius wurde der Antrag gemacht, ihn nach Cypern zu ſchicken, um die Beſitzungen des Königs Ptolemäus einzuziehen. So ſehr die geheimen Triebfedern dieſer Entfernung Cato nur zu ſehr in die Augen ſprangen, ſo durfte er ſich doch dem Vollzuge des allgemeinen Volkswillens nicht widerſetzen. Dieſe Sendung vollendete er aber mit einer ſolchen Uneigennützigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, vorzüglich bei der käuflichen Ablaſſung des königlichen Schatzes, daß er durch die Ablieferung jener Reichthümer an die römiſche Schatzkammer ſelbſt ſeine Feinde in Verwunderung ſetzte, und ſich ſeine Freunde darüber beſchwerten, daß er ihnen auch nicht die geringſte Summe von jenen bedeutenden Gütern habe zukommen laſſen. Nach ſeiner Wiederankunft in Rom bot man ihm für dieſe Redlichkeit und Treue allerlei Belohnungen an. Cato wies ſie aber alle von ſich, und erwiederte die Dankbarkeit des erfreuten Volkes durch neues Verdienſt. Sein Kampf gegen das Tribonianiſche Geſetz, das die Herrſchaft des Craſſus begünſtigte, zog ihm abermals eine Gefängnißſtrafe zu, von der ihn aber die ungeſtüme Bewegung des zornerfüllten Volkes befreite. Da er ſah, daß alle ſeine Bemühungen gegen das Vorhaben des Cäſar und Pompejus vergeblich waren, ſo trat er auf die Seite des Letztern, weil ſeine Sache ihm die gerechtere dünkte. Er befand ſich gerade in der Eigenſchaft eines Proprätors in Sizilien, als jener verderbliche Bürgerkrieg zwiſchen jenen beiden Parteien ausbrach. Auf die Nachricht, daß ein Unterfeldherr des Cäſar, Scribonius Cicero, in Sizilien gelandet ſey, eilte er in das Lager des Pompejus nach Dyrrachium, und ließ ſich zum Zeichen ſeines Schmerzes über das bevorſtehende unglückliche Ereigniß ſeines Vaterlandes Haar und Bart wachſen. Pompejus ſiegte, verfolgte ſeinen Feind bis nach Theſſalien, und ließ den Cato mit 15 Cohorten zur Bewachung des Lagers zurück. Der Pharſaliſchen Schlacht konnte er deßhalb nicht beiwohnen. Nach dem Siege des Cäſar begab er ſich mit einer Anzahl Mannſchaft nach Corcyra. Von Sextus, dem jüngſten Sohne des Pompejus, von dem traurigen Ende ſeines Vaters benachrichtigt, beſchloß er ſeinen Marſch nach Afrika zu richten. Der Schwiegervater des Pompejus, Scipio Metellus, ſtand noch in Mauritanien. Um die Vereinigung mit ihm zu bewirken, nahm er den beſchwerlichen Weg durch die Sandwüſten, und langte nach unſäglichen Qualen endlich in Utica an, wo das Heer des Scipio und des Appius Varus das ſeinige verſtärkte. Die ihm dargebotene Würde des Oberfeldherrn lehnte er ab, und übergab ſie dem Proconſul Scipio, mit dem wohlbedachten Rathe, den Krieg in die Länge zu ziehen, und ſich durchaus in keine entſcheidende Schlacht mit Cäſar einzulaſſen. Aus unzeitiger Voreiligkeit wagte aber Scipio die Schlacht bei Thapſus, deren nachtheiliges Reſultat ganz Africa, mit Ausnahme von Utica, unter die Herrſchaft Cäſars brachte. Von den Feldherren dieſes unglücklichen Treffens hatten ſich Petrejus und Juba getödet; Scipio,

war auf ſeiner Flucht nach Spanien dem Feinde in die Hände gefallen; Cato war der Einzige, welcher noch übrig blieb. Er ſchloß ſich mit den Ueberreſten des Heeres in die Stadt Utica ein, bildete ſich aus den Bürgern der Stadt einen Senat, und legte ihm die Frage zur Entſcheidung vor, was für die Sache der Freiheit in dieſer bedenklichen Lage zu thun ſey. Der Entſchluß, ſie auf das Hartnäckigſte zu vertheidigen, erkaltete bald in der Sclavenſeele der Einwohner. Er entließ daher ſeine Freunde, und bat ſie, ſich zur See zu retten, oder der Gnade des Siegers ſich zu ergeben. Sein Entſchluß aber war der, mit Brutus in den elyſeiſchen Hainen zuſammenzutreffen. Er hielt wie gewöhnlich ſein Abendeſſen, wozu er den ſtoiſchen Philoſophen Apollonides und den Peripatetiker Demetrius einlud. In Disputen und Controverſen mit dieſen Weltweiſen ließ ſich der Gedanke, daß er auf ſeine Selbſtentleibung bedacht ſey, nicht verkennen. — Ein ungewöhnlich zärtlicher und rührender Abſchied beſtärkte dieſen Verdacht. Sein Sohn beraubte ihn heimlich ſeines Schwerdtes. In ſeiner Schlafkammer angelangt, las Cato Platons Geſpräch von der Unſterblichkeit. Berauſcht von dieſen herrlichen Ideen, ſuchte er ſein Schwerdt. Da er es nicht fand, rief er einem Sklaven, und ſetzte ihn zur Rede, wo ſein Schwerdt hingekommen ſey. Auf deſſen Schweigen vertiefte er ſich wieder in die Lectüre des Phädon. Nachdem er ſie beendet, und ihm noch immer Niemand ſein Schwerdt gebracht hatte, ließ er ſeine Sclaven vor ſich kommen, und befahl mit gebieteriſcher Stimme die Herbeiſchaffung ſeines Schwerdtes. Sein Sohn trat ein, und bat ihn auf das Dringendſte, ſein Vorhaben zu ändern. Cato gab ihm mit finſterer Miene einen Verweis, und empfing ſein Schwerdt. Er nahm es in die Hand, und rief mit heiterer Seelenruhe: „Nun bin ich wieder mein eigener Herr!“ Nochmals las er zweimal den Phädon durch, und fiel in Schlummer. Hiervon erwacht, berief er gegen Mitternacht ſeine beiden Freigelaſſenen, den Arzt Cleanthes und Butas. Den Letztern ſchickte er nach dem Meere, um zu ſehen, ob ſeine Freunde abgereiſt ſeyen. Nach erwünſchter Botſchaft legte er ſich wieder nieder, und ſchlief bis zum Anbruche des neuen Tages. Da ergriff er ſein Schwerdt, und ſtieß ſichs in die Bruſt. Seine Kräfte verließen ihn; ermattet ſank er auf ſein Bett nieder, und ſtieß in ſeinem Falle einen Tiſch voll geometriſcher Geräthſchaften um. Seine Sclaven ſtürzten auf dieſes Geräuſch in ſeine Stube. Bewußtlos, und in ſeinem Blute ſchwimmend, lag hier der edle Republikaner. Butas fand ſeine Gedärme unverletzt und machte einen Verſuch, ſie in ihre naturgemäße Lage zurückzubringen. Cato erwachte aber kaum von ſeiner Betäubung, als er den Verband losriß, und ſeinen Geiſt unter dem Wehgeklage ſeines Sohnes und ſeiner Freunde (44 v. Chr.) aushauchte. Cäſar rief bei der Nachricht ſeines Todes aus: „Ich beneide Cato den Ruhm eines ſo ehrenvollen Todes, weil er mir den Ruhm mißgönnte, ſein Leben zu erhalten.“ Seines Lebens erwähnen Plutarch, Livius, Florus und Vellejus Paterculus auf eine rühmliche Weiſe.

Catoptrik begreift denjenigen Theil der angewandten Mathematik in ſich, welcher ſich mit den Eigenthümlichkeiten der vorzugsweiſe von Spiegeln zurückgeworfenen Lichtſtrahlen beſchäftigt. (ſ. Spiegel.)

Cats (Jacob van), der Schöpfer der holländiſchen Poeſie, wurde zu Brouwershaven auf Seeland im Jahr 1577 geboren. Seine Studien vollendete er zu Leyden, von wo aus er nach Orleans ging, und die Doctorwürde erhielt. Um ſich ganz den Wiſſenſchaften hingeben zu können, ſchlug er mehrere Stellen, die man ihm anbot, aus. Nachdem er eine Geſandtſchaft nach England unter dem Protectorate Cromwells übernommen, wurde er nach ſeiner Rückkehr Großpenſionär von Holland und Weſtfriesland. Als Schriftſteller haben ſeine Poeſien vor den Produkten ſeiner Zeitgeneſſen Hooft und

Vondel einen entſchiedenen Vorzug. Edle Simplicität, Würde mit Popularität verbunden, und eine gewiſſe Herzlichkeit, die uns aus allen ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen anhaucht, haben ihm den Beinamen des holländiſchen Lafontaine erworben. Manche Wiederholungen, und eine zu große Anhäufung von Bildern hat man ihm in ſeinen Dichtungen zum Vorwurfe gemacht; doch merzte er dieſen Tadel durch ſeine unübertreffliche Diction in Ausdruck und Darſtellung, durch ſeine reichhaltige Phantaſie und ſeine wahrhaft göttliche Moral, die er entfaltete, wieder aus. Seine Fabeln, Lieder, Idyllen, haben am Ende des vorigen Jahrhunderts Bilderdyk und Seith der Vergeſſenheit entriſſen. 1660 ſtarb er auf ſeinem Landſitze zu Zorvliet in einem Alter von 83 Jahren.

Catten waren eins der berühmteſten Völker Germaniens. Nitſch (Wörterb. der alten Geogr.) beſtimmt ihre Gränzen auf folgende Art: Gegen Süden ſtießen ſie an die decumatiſchen Felder; gegen Norden an den nordweſtlichen Theil des Thüringer-Waldes, an den Speſſart mit der Fortſetzung der Berge, welche von der Weſtſeite der fränkiſchen Sale bis zum Thüringer-Walde gehen, und endlich an die fränkiſche Sale. Gegen Norden gränzten ſie beim Anfange der Weſer an die Cauchen, gegen Weſten an die Teucterer. Sie bewohnten alſo die Länder Thüringen, Fulda, Heſſen, Witgenſtein, Hanau, einen Theil von Naſſau, Churmainz und die Pfalz. Cäſar lernte ſie zuerſt unter dem Heere des Arioviſt bei ihrem Einfalle in Gallien kennen. Druſus ward ihr Freund dadurch, daß er ihre Feinde, die Cherusker, angriff. Eine Beſchränkung ihrer Freiheit fürchtend, zogen ſie ſich von den Ufern des Rheins zurück. Durch mehrere Neckereien machten ſie ſich den Druſus zum Feind, welcher ſie mehrmalen ſchlug, und ſeinen Streifzug gegen ſie bis zur Weſer und Elbe mit ſeinem Leben bezahlen mußte. Germanicus Waffen richteten wenig gegen ſie aus. Nach mehreren Einfällen in die decumatiſchen Felder wurde ihre Größe fühlbar. Sie ſchwächten durch ihre Streifereien die Cherusker, bemächtigten ſich ihres Landes, und nöthigten die mit den Cheruskern verbündeten Völker, die Marvinger, Turonen, Mattiaci, Danduti und Tubanten, mit ihnen in ein Bündniß zu treten. Mit Trajan hatten ſie mehrmalen Händel, fielen unter Marc Aurel in Rhätien und Gallien ein, und wurden in der Folge von Didius Julianus geſchlagen. Zum letzten Male treten ſie in der Geſchichte (392 n. Chr.) unter dem Franken- und Catten-Anführer Markomer auf. Seit dieſer Zeit kennen wir ſie in Verbindung mit den Franken unter dem Namen Haſſi oder Heſſi. Ackerbau und Krieg liebten ſie gleich ſehr. Aus den hundert Gauen, in welche ihr Land eingetheilt war, mußten aus jedem jährlich 1.000 Mann ins Feld ziehen, die Uebrigen aber die Ländereien bearbeiten, und ſo wechſelten die Zurückgebliebenen mit den Heimkehrenden ab. Ihr Handel beſtand in der Ausfuhr eroberter Sachen und Waaren. Aus Thierhäuten bereiteten ſie ihre Kleidung; ihre Nahrung beſtand weniger in Feldfrüchten, als in Milch, Käſe und Wildpret. Ihre Hauptkriegsmacht beſtand in dem Gebrauche des vortrefflich disciplinirten Fußvolkes. Im Gefechte ſprangen ſie von den Pferden, und kämpften zwiſchen den Reutern zu Fuß. Wie Tacitus erzählt, war ihr Körper abgehärtet; ſie hatten durchaus feſte Gliedmaßen, einen drohenden Blick, lebhaften Geiſt, viel Kunſtgeſchick und Ueberlegung. — Die Mannbaren ſchoren ſich nicht eher Haupt- und Barthaar, bis ſie einen Feind erlegt hatten. (Vergl. Germanien.)

Cattho oder Catto (Angelo), Erzbiſchof zu Vienne, ſtammte aus Tarent. Weil er ſich zu der Partei des Hauſes Anjou in dem Königreiche Neapel hielt, in ſeinen Unternehmungen aber unglücklich war, ſo begab er

ſich mit Renat von Anjou nach Frankreich. Hier wurde ihm eine Sendung an den Hof des Herzogs von Burgund, Carl des Kühnen, übertragen, um die Vermählung zwiſchen einem von Renats Söhnen und der einzigen Tochter des Herzogs einzuleiten. Durch ſeine Gewandtheit wußte er ſich bei Carl dem Kühnen ſo beliebt zu machen, daß er ihn bei ſich behielt, und ihn mit einer Penſion beſchenkte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Murthen verließ er den Hof Carls d. K., und begab ſich zu Ludwig XI. von Frankreich, der ihn zum Erzbiſchofe von Vienne ernannte. Er ſtarb 1497 zu Benevent. Sein Wahlſpruch war: „Ingenium superat vires." Seinen größten Ruf hat er dadurch erlangt, weil er aus der Aſtrologie viele Begebenheiten ſeiner Zeit, namentlich aber die unglückliche Schlacht des Herzogs von Burgund und den Tod Ludwigs XI. voraus geſagt haben ſoll.

Catullus (Cajus Valerius), einer der vorzüglichſten lyriſchen, in der Elegie und im Epigramm ausgezeichneter Dichter, ſtammte von der Halbinſel Sirmio, bei dem See Bencus (Laco di Garda) an der Atheſis (Etſch), aus einem vornehmen Geſchlechte, und wurde 86 oder 87 v. Chr. Geburt geboren. Ein Zeitgenoſſe des Julius Cäſar und des Cicero, wurde er durch ſeinen Freund Manilius nach Rom gebracht. Hier erwarb er ſich durch ſeine ausgebreitete Kenntniſſe und ſeine Talente, die Geſellſchaften durch erheiternden Erzählungen zu feſſeln, unter den größten Männern Roms viele Freunde. Als ein munterer und muthwilliger Kopf, war er ein Freund von Reiſen und Vergnügen. Eine gewiſſe Lesbia war ſeine Gattin, die er unter dem Namen Clodia oft in ſeinen Gedichten beſang. Das Jahr ſeines Todes, ob 48 oder 49 v. Chr., iſt ungewiß. Sein epiſches Gedicht: Epithalamium Pelei et Thetidos (auf die Hochzeit des Peleus und der Thetis), worin die Geſchichte des Theſeus und der von ihm verlaſſenen Ariadne erzählt wird, einer Nachahmung griechiſcher Epopöe, iſt eins ſeiner vorzüglichſten Stücke in dieſer Gattung. Seine 149 kleinere, nicht vollſtändig mehr vorhandenen Gedichte, umfaſſen leichte Oden und naive Lieder, Jamben, Elegien und Epigramme. Sie ſind meiſt geſchmackvolle Nachbildungen griechiſch-lyriſcher, beſonders alexandriniſcher Dichter. Seinen eigenen poetiſchen Erzeugniſſen iſt eine leicht fließende Zierlichkeit und Naivetät, und ein eigenthümliches Leben, eine holde ſüße Zärtlichkeit, ein ſchalkhaft lachender Witz, ein artiger Scherz, Empfindung für Freundſchaft, aber auch ein großer Leichtſinn und viele Obscönität eigen. Seine Lieder gleichen an Lieblichkeit faſt den Anakreontiſchen. Eine Auswahl aus ihnen iſt allerdings auf Schulen leſenswürdig. Seine 4 Elegien ſind Nachahmungen des alexandr. Callimachus, ſo wie ſeine Elegie auf das Haar der Berenice ſogar eine Ueberſetzung von demſelben zu nennen iſt. Nach Erfindung, Inhalt und Vergleichungen, iſt dieſe Elegie eine Albernheit. In den zwei andern kramt er einen Schatz von Gelehrſamkeit aus, hinter welcher die Wahrheit ſeiner Empfindung zurückbleibt, und die an matten, proſaiſchen Stellen kränkelt. Die elegiſche Epiſtel an Ortalus iſt ſchön, und an Ausdruck ſanft und tragiſch. Eine vorzüglich gute Ausgabe von Catull hat Fr. Wilh. Döring (C. Val. Catulli carmina varietate lectionis et perpetua adnotat. illustrata etc. etc. Leipz. 1792, und die beſte Ueberſetzung Ramler (Catullus in einem Auszuge von C. W. Ramler, Halberſtadt 1810) geliefert.

Caucaſus, Kawkas, iſt ein mit Schnee bedecktes Alpengebirg in Weſtaſien, zwiſchen dem ſchwarzen und caspiſchen Meere, das auf der Nordweſtſeite des Cubafluſſes ſich erhebt, und gegen Oſten bis zum caspiſchen Meere fortläuft. Sein Name iſt ſcythiſchen Urſprungs, und bedeutet Schneegipfel. Ehedem hatte es gegen Norden die ſarmatiſchen Ebenen, gegen Süden

Albanien und Iberien zur Gränze. In Aſien nennt man es J a l b u s, d. h. E i s m ä h n e. Seine koloſſale Höhe (er iſt 140 Meilen lang, 16 — 56 Meilen breit), ſtellt den Caucaſus in die Reihe der vorzüglichſten Gebirge. Das Hochgebirg beſteht aus Granit und hohen Gipfeln, die von der Natur in Anſehung der Vegetation durchaus vernachläſſigt ſind; das Mittelgebirg enthält ſilberhaltigen Bleiglanz, Kupferkieſe und Sandſteine; das untere Sandgebirg Eiſenſteine, Schwefel, warme Schwefelquellen, Bitterſalz ꝛc. Ewiger Winter wechſelt an der einen Seite mit einem ſchönen Frühling auf der andern Seite an dieſem Gebirge ab. Den Kasbek, welcher 315 Toiſen höher als die Schweizer und Savoyer Alpen iſt, deckt ſelbſt im wärmſten Sommer hochangehäufter Schnee, während auf der Südſeite ſeine ſich ausbreitenden Ketten fruchtbare Thäler bilden. Die höchſte Kuppe des Caucaſus mißt nach Wisniesky 16.854 Pariser Fuß Höhe. Die auf dem Caucaſus entſpringenden Flüſſe ſtürzen ſich gegen Oſten in das caspiſche oder gegen Weſten ins ſchwarze Meer. Auf der Nordſeite des Caucaſus nimmt der Terek ſeinen Lauf in das caspiſche, und auf der Weſtſeite der Kuban ins ſchwarze Meer. Jenſeits dieſer Flüſſe verliert ſich das Gebirg in den Steppen von Rußland. Gegen Südoſten fließt der Kur, und gegen Südweſten der Rioni oder Fachs (Phaſis) ins ſchwarze Meer, wo ſich das Gebirg endlich an Armeniens Gränze an dem nördlichen Theil des Taurus ſchließt, und ſich mit den übrigen Gebirgen Weſtaſiens verkettet. So traurig, öde und unfruchtbar das Hauptgebirg des Caucaſus iſt, ſo fruchtbar und ergiebig ſind die ſüdlichen Seitengebirge. Gleich einem wohlangelegten Garten bietet die Natur von ſelbſt ſeinen Bewohnern alle Südfrüchte, Trauben, Caſtanien ꝛc. dar. Hier ziehen ſie Wein, Safran, Tabak, Flachs, Hanf, Baumwolle und Getreide. Die Furcht wegen der Einfälle der angränzenden räuberiſchen Horden, hält die Bewohner dieſes Erdſtriches von dem Ackerbau ab, der ſich hier mit dem glücklichſten Erfolge betreiben ließ. Groß iſt hier die Zahl des Wildes, und unter dem Geflügel ſtehen die Faſanen oben an. Auch das Mineralreich öffnet ihnen reiche Quellen an Alaun, Vitriol, Gips, Salpeter, Schwefel, Kupfer, Eiſen, Blei, Jaspis ꝛc. Die Einwohner ſcheinen tatariſchen und finniſchen Urſprungs zu ſeyn; ſie reden verſchiedene Sprachen, zeichnen ſich durch ihre regelmäßige und kräftige Körperbildung aus, bekennen ſich zur griech., mahomed. und jüdiſchen Religion, und leben unter einer patriarchaliſchen Verfaſſung. Die caucaſiſche Landenge zwiſchen dem ſchwarzen und caspiſchen Meere, über welche Rußland die Oberherrſchaft behauptet, beſteht meiſtens aus wilden, unabhängigen Völkern, und hat folgende Haupttheile: Ironiſtan. Ciſtien, Kumückenland, Truchmenen, Tſcherkeſſien, Dagheſtan, Lesghiſtan, Gruſien. Wie bei allen uncivilisirten Völkern, gilt bei ihnen das Geſetz der Blutrache, und das unverbrüchliche Recht der Gaſtfreundſchaft. Alle dieſe Länder, welche an den Caucaſus ſtoßen, und um ihn herum liegen, begreift man auch unter dem Namen: C a u c a ſ i ſ c h e L ä n d e r. Seit dem im Jahre 1813 zwiſchen Rußland und der Pforte abgeſchloſſenen Frieden, bilden ſie einen Beſtandtheil des ruſſiſchen Gouvernements, ohne im gerade durchaus unterworfen zu ſeyn. An der Nordſeite des Caucaſus liegt das ruſſiſche Gouvernement Caucaſien, welches an das ſaratowſche Gouvernement und das caspiſche Meer ſtößt, und von den Flüſſen Kuban, Terek, Kuma, Malka ꝛc. durchſtrömt wird. 1785 wurde es errichtet, und erhielt ſeit 1804 noch mehrere Beſtandtheile, mit der Hauptſtadt G e o r g i e w s k.

C a u d i n i ſ c h e P ä ſ ſ e, ſ. A v e l l i n o.

C a u ſ a l i t ä t (Urſächlichkeit, Dependez), urſächliche Verbindung, iſt eine Categorie der realen Verhältniſſe, die ſich auf die Funktion des Verſtandes im hypothetiſchen Urtheil gründet, und bedeutet die nothwendige

Beſtimmung des Daſeyns von Etwas durch Etwas anderes Verſchiedenes, Gleich- oder Ungleichartiges. Der Begriff Cauſalität hat, als eine Relation der Dinge, ſein nothwendiges Correlat im Begriffe der Abhängigkeit (Dependenz), und beide müſſen immer ſimultan, Keines aber ohne das Andere gedacht werden. Fälle ich z. B. das hypothetiſche Urtheil: Wenn es regnet, ſo wird es naß, ſo denke ich mir das Regnen als das Urſächliche, und das Naßwerden als das Gewirkte oder Abhängige, Beides aber nothwendig zuſammen. Der Grundſatz der Cauſalität iſt: die Gegenſtände der Erfahrung ſtehen, in Anſehung ihrer Zeitfolge, in einer ſolchen nothwendigen Verknüpfung, daß wenn Etwas entſteht, etwas Anderes (als Urſache oder Grund) vorhergeht, worauf es nothwendig erfolgt, d. h. ſie verhalten ſich zu einander, wie Urſache und Wirkung. Das Merkmal der Nothwendigkeit verhindert es, dieſen Begriff von Erfahrung abzuleiten, obgleich die Bedingung ſeines Gebrauchs, nämlich eine Veränderung, empiriſch gegeben werden muß, und daher jedes einzelne Urtheil, das eine beſtimmte Cauſal-Verknüpfung ausſagt, Wahrnehmung vorausſetzt. Der Grundſatz der Cauſalität taugt zu keinem Beweiſe für das Daſeyn Gottes oder gegen die Freiheit der Handlungen, oder gegen das unbedingte, nothwendige Daſeyn eines Noumenon. Eine Urſache iſt A. nach ihrer Cauſalität, Wirkungsart oder Charakter: 1) ſubaltern bedingt, d. h. von einer andern Urſache abhängig. Von dieſer Art iſt jede Urſache, die in der Zeit der Sinnenwelt wirkt, weil der Anfang ihres Wirkens ſelbſt eine Begebenheit iſt, die eine andere Urſache vorausſetzt. Sie heißt Natururſache, weil ſie dem Naturgeſetze, Grundſatze, der Cauſalität gemäß iſt; Naturnothwendigkeit, weil die vorhergehende Erſcheinung die folgende nothwendig beſtimmt. Sie bewirkt kein Entſtehen, ſondern nur eine Veränderung in der Erſcheinung; 2) unbedingt dynamiſch (d. i. der Wirkung, nicht der Zeit nach) erſte urſprüngliche Freiheit im transcendentalen, cosmologiſchen Verſtande, abſolute Selbſtthätigkeit, Spontaneität, das Vermögen, eine Reihe von Veränderungen von ſelbſt, sponte, anzufangen, ohne durch eine vorhergehende fremde Urſache beſtimmt zu werden. Unter dieſer Idee müſſen wir uns die Cauſalität der Vernunft in Beſtimmung des Willens denken, wenn die Vernunft praktiſch ſeyn ſoll. Beide Arten der Cauſalität können bei eben derſelben Wirkung oder Handlung gedacht werden, wenn man unterſcheidet a) die intelligible Urſache einer Erſcheinung, eines Menſchen, da dieſe Urſache mit ihrer Cauſalität außer der Sinnenwelt liegt, und nicht an ihr Geſetz gebunden iſt, die alſo eine Wirkung in der Erſcheinung sponte anfangen kann, ohne daß ſie ſelbſt anfängt; b) die ſinnliche Urſache in der Erſcheinung, z. B. Temperament, Erziehung. B) In Betreff einer Urſache nach ihrem Daſeyn und ihrer Subſtanz iſt ſie 1) ſchlechthin nothwendig, ein Urweſen von unbedingter Exiſtenz, 2) zufällig, im empiriſchen Verſtande, deren Daſeyn von etwas Anderm abhängt. Nach dem Geſetze der Cauſalität muß in der Sinnenwelt Alles zufällig ſeyn, und nur außerhalb derſelben kann es ein ſchlechthin nothwendiges Weſen geben. C. Eine Cauſalität iſt einſeitig 1) im Cauſalverhältniß und engern Sinne; 2) wechſelſeitig, wenn eine Subſtanz Wirkungen in der andern hervorbringt, und von ihr empfängt. Die höchſte Cauſalität des Urweſens iſt diejenige, die zu jeder möglichen Wirkung urſprünglich zureicht. Läßt der Deiſt die Wirkungskraft derſelben unbeſtimmt, ob ſie verſtändig und frei oder nothwendig ſey, ſo heißt ſein Urweſen Welturſache; wird ſie von den Deiſten als Wirkungsart einer Intelligenz beſtimmt, ſo iſt's Welturheber; wird ſeine Cauſalität nur auf die Form der Welt bezogen, Weltbaumeiſter; wenn auf ihren Grundſtoff, Weltſchöpfer, weil eine

Cauſalität, wodurch eine Subſtanz entſteht, *Schöpfung* heißt, die aber bei Erſcheinungsſubſtanzen gar nicht Statt findet.

Caution, ſ. *Bürgſchaft*.

Cavanilles (Antonio Joſeph) wurde 1745 zu Valencia in Spanien geboren. Auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt ſtudirte er Philoſophie und Theologie, trat hierauf in den geiſtlichen Stand. Er war es vorzüglich, der die Liebe zum mathematiſchen Studium unter den Spaniern wieder anfachte. Zu Murcia lehrte er eine Zeit lang die Philoſophie mit außerordentlichem Beifall; übernahm alsdenn die Erziehung der Kinder des Herzogs von *Infantado*, Geſandten zu Paris, reiſete 1777 mit ihnen dahin, und verweilte zwölf Jahre in dieſer Hauptſtadt, wo er mehrere Zweige der Wiſſenſchaften, vorzüglich aber die Botanik, ſtudirte. Zu den Erſtlingen ſeiner gelehrten Arbeiten gehören ſeine Bemerkungen über den Artikel *Spanien* in der *neuen Encyclopädie*; ſie erſchienen zu Paris 1784; ein echter Patriotismus athmet faſt aus jeder Stelle, und mit großer Sachkenntniß widerlegt er darin die dort gewagten und falſchen Behauptungen. Im nächſten Jahre fing er ſein großes botaniſches Werk an unter dem Titel: Monadelphiae classis dissertationes decem, Paris 1785—89; Madrid 1790 in 4to, mit 297 Kupfern, zu welchen er ſelbſt die Zeichnungen geliefert hatte. Dieſes Werk hat die Bewunderung der Botaniker mit Recht verdient. Nach ſeiner Rückkunft in ſein Vaterland beſchäftigte *Cavanilles* ſich mit dem trefflichen Werke, das er unter dem Titel: Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt, aut in hortis hospitantur. Madrid 1791 — 99. 6 Vol. in fol. herausgab. Durch dieſes Werk, das mit 601 Kupfer geſchmückt iſt, wird die Botanik durch eine große Menge neuer Gattungen und eine noch größere Menge von Arten, theils aus Spanien, theils aus Amerika, Indien und Neuholland, bereichert. Mit dieſer Arbeit beſchäftigt, erhielt er von der Regierung den Auftrag, eine botaniſche Reiſe durch Spanien zu unternehmen, um die Pflanzen dieſes Landes zu unterſuchen. Aber nicht allein bei dem Pflanzenreiche blieb dieſer große Forſcher ſtehen, ſondern er ſtellte auch Beobachtungen über die Mineralogie, über die Geographie und über den Ackerbau der Provinz Valencia, die er nun ganz bereiſet hatte, an. Dieſes Werk kam auf Koſten des Königs unter folgendem Titel heraus: Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion etc. del regno de Valencia. Madrid 1795—97. 2 Vol. in fol., mit Kupfern nach den Zeichnungen des Verfaſſers. Ueberall ſieht man in dieſem Werke den tiefen Beobachter, den gelehrten Phyſiker und den eifrigen Patrioten. Er beſchäftigte ſich gerade mit der Herausgabe eines Hortus regius Madritensis, als der Tod ihn 1804 zu Madrid aus ſeinem ruhmvollen Wirkungskreis riß. Unſtreitig gehört *Cavanilles* zu den größten Botanikern, die Spanien hervorgebracht hat, ſo wie er faſt in allen Fächern der Wiſſenſchaften über den gelehrteſten Männern dieſes Landes genannt werden kann. Sein unermüdetes Studium, die Wiſſenſchaften zu bereichern, und ihnen Freunde zu erwerben, dauerte ununterbrochen bis zu ſeinem letzten Athemzuge fort. Auch das Ausland hat ſein Andenken vielfach geehrt; der Schwede *Thunberg* nannte ihm zu Ehren ein Pflanzengeſchlecht *Cavanilla*.

Cavedone (Jacomo), geboren zu Saſſuolo 1577. In Venedig legte er ſich auf die Nachahmung des *Tizian*, und nach Rom rief ihn *Guido Reni* im J. 1610, wo er die Meiſterwerke kennen lernte, und darauf nach Bologna zurück ging, wohin er ſich ſchon als 14jähriger Jüngling begeben, und die Schule der *Carracci* beſucht hatte. Eines ſeiner erſtaunenswürdigſten Gemälde ſchmückt in Spanien den Altar der königlichen Capelle. Es ſtellt den *Beſuch der Maria* bei der *Eliſabeth* vor, und wurde ſelbſt von *Rubens* für ein Werk des *Annibale Carracci* gehalten. In der

Wiener Gallerie iſt von ihm ein heiliger, an einen Baum gebundener Sebaſtian. Mehrere Zeit vor ſeinem Tode fiel er von einem Gerüſte, worauf er malte, herab, und ſeit der Zeit verſchlechterte ſich ſeine Kunſt unglaublich. Er verfiel endlich in eine düſtere Schwermuth, verſank aus der glänzenden Laufbahn in das größte Elend, mußte Almoſen auf der Straße betteln, und ſtarb in dieſem kläglichen Zuſtande im Jahre 1660.

Cavendiſh (Henry), zweiter Sohn des Herzogs von Devonſhire, wurde 1733 geboren. Statt nach Staatsämtern, wozu ihn ſeine hohe Geburt berechtigte, zu ſtreben, widmete er ſich mit ganzer Seele den Wiſſenſchaften, und erwarb ſich einen glänzenden Namen unter den Gelehrten, die in der neuern Zeit zur Vervollkommnung der Chemie das Meiſte beigetragen haben. Er hat zuerſt die beſondern Eigenthümlichkeiten des Waſſerſtoffes analyſirt, und die Eigenſchaften angegeben, welche daſſelbe von der atmoſphäriſchen Luft unterſcheiden. Ihm verdankt man die wichtige Entdeckung von der Zuſammenſetzung und den Beſtandtheilen des Waſſers. Auf dieſem Wege des Forſchungsgeiſtes bereicherte er die Chemie noch vielfach durch neue Entdeckungen. In der Phyſik und der höhern Geometrie beſaß Cavendiſh ebenfalls gründliche Kenntniſſe. Die königliche Geſellſchaft zu London nahm ihn zu ihrem Mitgliede auf, und das franzöſiſche Nationalinſtitut wählte ihn zu einem ſeiner acht auswärtigen Mitglieder. Cavendiſh war unſtreitig zu ſeiner Zeit der Reichſte unter den Gelehrten, und der Gelehrteſte unter den Reichen. Sein reicher Oheim war 1773 geſtorben, und hatte ihn zum Univerſalerben ſeines großen Vermögens eingeſetzt. Allein dieſer Glückswechſel änderte nicht nur nichts in ſeinem feſtgeſetzten Lebensplan, ſondern diente ihm vielmehr als Mittel, ſeinem Ziele deſto eifriger nachzuſtreben. Er war ein wahrer Mäcen der Wiſſenſchaften, und für alle ihre Verehrer, wie denn auch ſeine große, ausgewählte Bibliothek den Gelehrten immer zur Benutzung offen ſtand. Als er 1810 zu London ſtarb, hinterließ er, ungeachtet ſeiner großen Freigebigkeit gegen Gelehrte und beſonders gegen Hausarme, ein Vermögen von mehr als 7 Millionen Thalern, welche er denjenigen unter ſeinen Verwandten vermachte, die das Glück am Wenigſten bedacht hatte. Seine Schriften beſtehen in Abhandlungen, welche in den Philosophical transactions befindlich ſind. Scharfſinn und tiefe Sachkenntniß leuchten aus allen hervor.

Caviar, ein bei den Ruſſen ſehr beliebtes Eſſen; es beſteht aus den eingepökelten Rogen der verſchiedenen Störarten, welche in der Wolga gefangen werden, und in die Türkei, ſo wie in das übrige Europa, häufig verſandt werden. Gleich nach dem Fange nämlich werden die Fiſche der Länge nach geſpalten. Nur der untere Theil des Magens und der Darm bleibt unbenutzt. Den fleiſchigen Theil des Schlundes ſalzt man ein. Den neben dem Eingeweide liegenden Rogen, welcher durch den ganzen Leib verbreitet liegt, nimmt man mit den Händen heraus, und wirft ihn in Eimer, da dann die Caviarbereiter ihn in Empfang nehmen. Man bereitet ihn auf zweierlei Art; die eine Art wird körnigter, die andere Sack-Caviar genannt. Der erſtere wird durch ein grobes Sieb oder Roſtwerck gedruckt, um ihn von den Häuten und Blutgefäßen zu reinigen, hierauf in Trögen eingeſalzen, ſo daß etwa 5 Pfund Salz auf das Pfund Rogen kommt. So läßt man ihn faſt eine Stunde durchſalzen, läßt ſodann auf dichten Sieben die Lake ablaufen, und ſchlägt ihn endlich in Fäſſer, die dicht verſpündet werden. Der Sack- oder gerungene Caviar bleibt, nachdem er ebenfalls wie erſterer gereinigt iſt, nur eine halbe Stunde in der Soole liegen, und hiebei hat man ſtets darauf Acht, ob er noch milchet. So bald ſich dies nicht mehr zeigt, bringt man ihn auf dichte Siebe zum Abtriefen. Hierauf thut man ihn zu halben Puden in ſpitzige Säcke (Filtrirſäcke der Apotheker), und ringt ihn ſtark aus. Alsdann wird er in Fäſſer geſchlagen, und von einem Menſchen, der lederne Strümpfe zu dieſem Zwecke trägt, feſt getreten. Den beſten Caviar liefern

die Rogen der Sewrugen (einer beſondern Störart). Die geſammte Rogenmaſſe der eingefangenen Störarten liefert einen jährlichen Ertrag von 113.620 Pud Caviar. Wenn man das Pud in mäßigem Anſchlage zu 3½ Rubel berechnet, ſo ergiebt ſich die Summe von 397.650 Rubel.

Caxton (William), geboren in der Grafſchaft Kent im J. 1410. In ſeiner Jugend erlernte er die Handlung, worin er ſich ſo auszeichnete, daß der Verein der Londoner Kaufleute ihn als ihren Faktor nach Holland und Flandern ſchickte; auch war er unter den Deputirten, welche von dem Könige Eduard IV. 1464 den Auftrag erhielten, mit Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, den Commerztraktat zu ſchließen. Auf Erſuchen der Gemahlin Carls des Kühnen, Margarethe von York, übernahm er die Ueberſetzung einer damals beliebten Sagenſammlung von Capellan Raoul, welche den Titel führte: Recueil des histoires de Troyes, ins Engliſche. Er beſorgte ſelbſt den Druck, welchen er zu Cöln 1471 beendete. Es war dies das erſte in englicher Sprache gedruckte Buch, und dieſer erſte Verſuch hatte ihn für die Buchdruckerkunſt ſo lieb gewonnen, daß er ſich hinfort ganz dieſer Beſchäftigung widmete. Mit einem vollſtändigen Druckapparate begab er ſich von Cöln nach London, wo er in der Weſtminſterabtei eine eigene Officin, die erſte in England, errichtete; und im J. 1474 erſchien aus derſelben das erſte Buch, was in England gedruckt iſt: the game and playe of the chesse. Von jetzt an wirkte Caxton als Drucker und Ueberſetzer unermüdet, bis er 1491 ſtarb. Wie ſehr er ſich auch um die Ausbreitung der Buchdruckerkunſt in ſeinem Vaterlande verdient gemacht hat, ſo ſteht er doch andern Druckern ſeiner Zeit weit nach. Sein Papier und Druckſchwärze ſind zwar gut, doch ſeine gothiſchen Typen ſind geſchmacklos, entſtellt, und verzogen durch die vielen Schnörkel und die widerſinnigen Holzſchnitte, womit er ſeine gedruckten Werke noch mehr entſtellt hat. Auf Pergament hat er, ſo viel uns bekannt iſt, nichts Gedrucktes geliefert. Die Engländer ſehen ihn als Erfinder ihrer Buchdruckerkunſt an, wie ſehr man aber in England Caxtons gedruckte Werke ſchätzt, leuchtet aus dem Eifer hervor, womit man dieſe an ſich zu bringen ſucht; denn der Herzog von Devonſhire kaufte in einer Auktion ein mangelhaftes Exemplar von Caxtons Ueberſetzung des Recueil des histoires de Troyes für die Summe von 1.000 Guineen.

Cayenne, ſ. Guiana.

Caylus (Anna Claude Philipp de Tubieres de Grimoard, de Peſteles, de Levi, Graf von) wurde 1692 zu Paris geboren, und ſtarb daſelbſt 1765. Frühe trat er in den Militärſtand, und machte ſeinen erſten Feldzug im Jahr 1709 unter den Mousquetaires. 1711 that er an der Spitze eines Dragoner-Regiments in Catalonien manche Großthat, und bei der Belagerung von Freiburg (1713) erwarb er ſich einen rühmlichen Namen. Nach dem Frieden von Raſtadt machte er eine Reiſe nach Italien, um dort die plaſtiſchen Denkmäler des Alterthums kennen zu lernen. 1715 ſchloß er ſich an Bonac bei deſſen Geſandtſchaftsreiſe nach Conſtantinopel an, und beſuchte von Smyrna aus die denkwürdigen Städte von Hellas, die Ruinen von Epheſus, Colophon, die Ueberreſte des Dianentempels und des am Meere gelegenen, von Reiſebeſchreibern ſo oft erwähnten Theaters. Nachdem er ſich einige Monate in Conſtantinopel verweilt hatte, begab er ſich nach Adrianopel an den Hof des Großherrn. Die Peſt, welche gerade damals ausgebrochen war, und eine namenloſe Zahl von Menſchen wegraffte, konnte ſeine Wißbegierde nicht abſchrecken, die Dardanellen zu befahren, die von Homer beſungenen Ufer zu beſuchen, und die Ruinen des ehrwürdigen Ilium zu durchwandern. 1717 kehrte er nach Frankreich zurück, und widmete ſeine ganze Thätigkeit der Muſik, Malerei und Kupferſtecher-

Digitized by Google

kunſt. In der Folge (1731) ſchrieb er ſein prächtiges Werk: Vie des plus fameux peintres et sculpteurs etc. 2 vol. fol., worin er koſtbare Kupfer und eine Beſchreibung ſeiner Antikenſammlung lieferte. Hierauf ernannte ihn die königliche Akademie der Malerei, und ein Jahr nachher die der Inſchriften, zu ihrem Ehrenmitgliede. Er beſchäftigte ſich mit Unterſuchungen über die Einbalſamirung der ägyptiſchen Mumien, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mauſolus, über die encauſtiſche Malerei der Alten, über die Kunſt, die Farben dem Marmor einzuverleiben, das Kupfer zu härten, ſchöne Zierrathen aus buntfarbigem Glaſe zu bereiten, ſo wie über die Mittel der Hebelkraft, wodurch die Aegyptier die koloſſalen Steinmaſſen einſtens bewegten. Stets emſig in ſeinen Forſchungen, bereicherte er alle Theile der Alterthumskunde mit wichtigen Aufſchlüſſen und Erfindungen. Sein Werk über die ägyptiſchen, etruskiſchen, griechiſchen, römiſchen und galliſchen Antiquitäten (Paris 7 Bd. 4.) ertheilt dem Kunſtfreunde lehrreiche Mittheilungen über dieſes dunkle Fach der Literatur. Seinen Tableaux tirés d'Homère et de Virgile etc. und ſeiner Déscription d'un tableau représentant le sacrifice d'Iphigénie mangelt es an Gründlichkeit, obſchon er ihnen einen vorzüglichen Grad von Deutlichkeit zu geben wußte. Als einen vorzüglichen Kupferſtecher bewährte er ſich in der Herausgabe von 200 Blättern, nach den Zeichnungen von Rubens, van Dyck, Leonardo da Vinci, Lucas van Leyden, Albrecht Dürer u. A. m. Ein Pedant in den Vertheidigungen ſeiner einmal gefaßten Meinung, unterſtützte er talentvolle Künſtler auf jede Weiſe, und verband mit der Offenheit und ſtrengen Rechtlichkeit ſeines Charakters eine lobenswerthe Einfachheit in Lebensart und Sitten.

Cazotte (Jacques) war 1720 zu Dijon geboren, und empfing in dem Jeſuiter-Collegium ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. 1747 ward er bei der Marine angeſtellt, und zeigte 1759, als die Engländer das Fort St. Pierre auf Martinique angriffen, eine Tapferkeit, welche die Britten von ihrem Angriffe abzuſtehen nöthigte. Durch ſeine Heiterkeit und ſeinen Witz, womit er ſeine Unterhaltungen zu würzen pflegte, war er die Seele aller Geſellſchaften, und erwarb ſich die Zuneigung und das Vertrauen Aller, ſo ihn kannten. Seinen Bemühungen verdanken wir unter der Mithülfe eines arabiſchen Mönches, Dom Chavis, die Ueberſetzung der arabiſchen Erzählungen, einer Fortſetzung von Tauſend und Eine Nacht, welche wir in dem 37ſten bis 40ſten Bande des Cabinets des Fées abgedruckt finden. Die Leichtigkeit, mit welcher ſich ſeine fruchtbare Phantaſie in Schriften ergoß, gränzt beinahe ans Unmögliche. Einem Schwager von ihm, der die damals üblichen Operetten lobte, antwortete er, daß er in einem Tage über jedes Wort, welches man ihm angeben würde, ein Singſtück dieſer Art liefern wolle. Der Schwager wählt das Wort Holzſchuhe (Sabots). Cazotte ſchloß ſich mit dem Tonſetzer Rameau ein, und bis zum Morgen war der Text und die Muſik dieſer komiſchen Oper vollendet. Bei dem Ausbruche der Revolution erklärte er ſich als deren heftigſten Feind. Er ward hierüber 1792 mit ſeiner einzigen ſiebzehnjährigen Tochter in das Gefängniß der Abtei gebracht, und in den berüchtigten September-Tagen ſollte auch Cazotte ſeptembriſirt d. h. ermordet werden. Seine Tochter warf ſich aber heldenmüthig über ihren greiſen Vater, und entwaffnete für den Augenblick die Mörder. Er wurde hierauf freigegeben, und unter dem allgemeinen Freudengeſchrei des Volks in ſeine Wohnung gebracht. Seine Correſpondenz mit dem Intendanten der Civilliſte, Laporte, brachte ihn indeſſen bald von Neuem zur Haft, und das Revolutions-Tribunal verurtheilte ihn am 25ſten Sept. 1792, in einem Alter von 74 Jahren, zum Tode. Muthig beſtieg der Greis das Schaffot, und mit den Worten: „Ich ſterbe, wie ich gelebt habe, Gott

und meinem König treu!" endete er unter der Guillotine ſein Leben. Man rühmt die Leichtigkeit, Gewandtheit, und die lebhaften und wahren Charakterzeichnungen in ſeinen Werken.

Cazwini (Zacharia ben Mahommed oder ben Mahmud), ein berühmter arabiſcher Geograph und Naturforſcher, leitet ſeinen Urſprung von Anas ben Malek, einem Gefährten Mahommeds ab, und wurde ungefähr um's Jahr 1210 geboren. Er machte mehrere naturhiſtoriſche Reiſen, war Kadhi von Mazith und Hillah, und ſtarb im Jahre 1283. Seinen Ruhm begründete er durch ſein Werk: die Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeit der geſchaffenen Dinge, worin er, wie Plinius, alles Wunderbare der ganzen Natur, im weiteſten Sinne des Worts, zuſammen drängen wollte. Ideler hat aus dieſer Schrift die Abhandlung von den Sternbildern der Araber herausgegeben. Aphorismen davon haben Bocharts Hierozoicon, Ouſeleys Oriental Collections, de Sacy's, Wahl's und Jahn's Chreſtomathien aufbewahrt. Das Original, von welchem wir eine perſiſche Ueberſetzung kennen, behandelt den Himmel, die Geſtirne, die Erſcheinung der Meteore, die mahommedaniſche Geſchichte, das Univerſum, die Geſtalt der Erde und ihrer Bewohner, deren Sitte, Gebräuche, Religion ꝛc. In der Vorrede theilt er ſeine Betrachtungen über die Mineralogie und Metallurgik mit.

Cecil (William), Baron von Burleigh, Staatsſecretär der Königin Eliſabeth, wurde 1521 geboren. Er ſtudirte zu London, und gewann hier in einem Disputatorium über ſittlich-religiöſe Gegenſtände, wo er eine ſophiſtiſche Gewandtheit zeigte, die Zuneigung Heinrichs VIII., der ihm ſchon in früher Jugend den Weg zu glänzenden Staatswürden eröffnete. Mit dem Regierungsantritte Eduards VI. wurde er mit einer ordentlichen Stelle im Staatsdienſte bekleidet. Unter dem Protectorate des Herzogs von Sommerſet empfing er mehrere Auszeichnungen, begleitete den Herzog auf ſeinem Zuge nach Schottland, und nahm nach ſeiner Heimkehr 1548 in London das Staatsſecretariat an. Nach dem Sturze des Protectors wurde er in's Gefängniß geworfen, und ſeiner Würde für verluſtig erklärt; auf Verwendung des Herzogs von Northumberland aber nach Verlauf von drei Monaten wieder frei gelaſſen, und mit ſeiner vorigen Stelle beſchenkt. Bei Eduard VI. gewann ſein mächtiger Einfluß die anſehnlichſte Höhe. Unbekümmert um die Erbitterung zweier Hofparteien, lebte er nur ausſchließlich den Pflichten ſeines Berufs. Den Antrag des Herzogs von Northumberland, die Proklamation zu verfaſſen, worin Maria zu Gunſten der Johanne Gray als Baſtard erklärt werden ſollte, ſchlug ſeine rechtliche Geſinnung unbedingt aus. Anfangs ſchien er ſich auf die Seite der Maria zu neigen, beſuchte ſie auch eines Abends mit mehreren Parlamentsmitgliedern, und wurde gütig von ihr aufgenommen. In der Folge zog er ſich aber, da ſein fernſehender Geiſt die unglückliche Wendung ihres Schickſals vorausſah, wieder von ihr zurück. Nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich, wohin er dem Cardinal Pole nebſt zwei andern Lords, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, gefolgt war, wurde er von der Grafſchaft Lincoln mehrmalen zum Parlamentsmitgliede ernannt. In dieſer Eigenſchaft verſchaffte ihm die Reife ſeines Urtheils und die Tiefe ſeines Verſtandes einen mächtigen Einfluß auf alle Staatsereigniſſe. 1558 beſtieg Eliſabeth den königlichen Thron, und da Cecil ſchon früher einen geheimen Briefwechſel mit der Prinzeſſin unterhalten hatte, ſo wurde er durch Erhebung und Gunſtbezeugungen der Königin zu neuen Dienſten verpflichtet. Sogleich ſtimmte er zu einer Regierungsreform, wurde Veranlaſſung der 39 Artikel, welche die Baſis derſelben ausmacht, ſchloß den Vertrag von Leith und Edinburgh ab, wodurch England Frieden erhielt, und decretirte das Edict der Münzerhöhung. Alle dieſe ſtaatsklugen Maaßregeln, welche von dem Throne herab mit Gnadenbezeugungen erwiedert wurden, erweckten ihm

ein zahlloſes Heer von Feinden. Unter Mitwirkung ſeines heftigſten Gegners, des Grafen von Leiceſter, Eliſabeths Günſtlings, verſuchte man alle Mittel der Intriguen, ihn zu ſtürzen. Cecil's raſtloſer Eifer hörte aber nicht auf, ſich durch neue Handlungen um die Krone verdient zu machen: ſo dämpfte er den Aufruhr des Herzogs von Norfolk im Norden von England; er wurde dafür zum Baron von Burleigh (1571) ernannt, und die Stimme der Eiferſucht mußte ſchweigen. Es bildeten ſich Complotts gegen ihn, und ſchmiedeten verbrecheriſche Anſchläge auf ſein Leben. Die Verſchwörung wurde aber entdeckt, und Eliſabeth gab dadurch ihren tiefen Unwillen zu erkennen, daß ſie ihn zum Ritter des Hoſenbandordens und zu ihrem Großſchatzmeiſter erhob. Er machte Eliſabeth darauf aufmerkſam, daß ihr Thron in Gefahr ſchwebe, ſo lange Maria den Scepter von Schottland führe, und ſtreute den Samen zu jenen Unruhen aus, welche dieſe unglückliche Stuart zwangen, ſich nach England zu flüchten. Hier bewirkte er ihre Gefangennehmung, zettelte ihren Prozeß an, leitete ihn nach der Verſchwörung des Babingtons ſelbſt, und brachte es dahin, daß die Hinrichtung der Maria beſchloſſen und vollzogen wurde. 1588 entwarf er den Vertheidigungsplan gegen Philipp's Armada, und unterzeichnete kurz vor ſeinem Tode (1598) zwiſchen Spanien und England jenen für Eliſabeth ſo vortheilhaften Frieden. Die Geſchichte lobt die Unbeſcholtenheit ſeines Wandels, ſeine Charakterſtärke, ſeine einnehmenden Sitten, und eine Staatsklugheit an ihm, die er ſeinem durchaus klaren und tief durchdringenden Verſtande verdankte.

Cefalonien, eine Inſel im mittelländiſchen Meere, und die größte der 7 joniſchen Inſeln, welche einen Freiſtaat bilden, und ſeit 1815 unter engländiſchem Schutze ſtehen. Klein-Cefalonien oder Theaki zählt auf 3 □ Meilen 8000 Einwohner. Es iſt durchaus gebirgig, und die dort befindliche Stadt Vathi mit 2000 Einwohnern hat einen ſehr guten und ſichern Hafen. Durch den Kanal Viscardo iſt von Theaki getrennt das eigentliche Cefalonien. Es enthält auf 16 □ Meilen 60.000 Einwohner. Als Seltenheit kann man einen Wald anführen, welcher das ſüdliche Vorgebirge Capra krönet. Die Inſel hat an der ſüdweſtlichen Seite eine tiefe Bucht, die mehrere treffliche Hafen bildet. An dieſer Bucht liegen die beiden Hauptörter Argoſtolo, auch Cefalonia genannt, mit 4000, und Lexuri mit 5000 Einwohnern; beide ſind durch Erdbeben ſehr zerſtört. Die Cefalonier ſind als unternehmende und geſchickte Seefahrer berühmt. Der Boden iſt fruchtbar an Wein, Oel, Korinthen, Baumwolle, Getraide, Südfrüchten, ſo wie ſonſtige Produkte, als Seide, ſchönes Federvieh, Fiſche u. ſ. w. in Menge vorfindlich ſind.

Cecrops gehört unter die Kolonienanführer der älteſten Zeiten, die in den verſchiedenen Küſtenſtrichen von Griechenland ſich niederließen, und den damals noch rohen und wilden Griechen aus ihrem gebildeteren und geſitteten Vaterlande Cultur und andere vortreffliche Einrichtungen mitbrachten. Cecrops führte ſeine Kolonie ſchon um 1500 vor Chriſti zu Deukalions Zeit aus Sais in Nieder-Aegypten auf die Küſte des nachher ſogenannten Attika, das damals Aktä, d. h. hohes Uferland, genannt wurde. Er erhielt die Tochter des damaligen Königs Akteus zur Gemahlin, und wurde nach ſeines Schwiegervaters Tode König des attiſchen Volkes, dem er auf alle Weiſe Sicherheit und Wohlſtand zu verſchaffen ſuchte. Er beredete ſeine Unterthanen, die noch kein geſellſchaftliches Band umſchlungen hatte, ſich enger zuſammenzuziehen, und er baute zu dieſem Zwecke die Stadt Cecropia, die Grundlage zu dem nachmals ſo berühmten Athen. Auch ſuchte er den ſittlichen Zuſtand ſeines Volkes zu heben; er führte Geſetze ein, ſtiftete die ehelichen Verbindungen, und nahm ſie unter den Schutz des Geſetzes, und erfand ſonſt noch manche nützliche Einrichtung, die ihn als das Muſter eines weiſen Fürſten uns erkennen laſſen. Er theilte ſein Volk in abgemeſſene

Stämme, und ſetzte jedem eine obrigkeitliche Perſon vor, um ſie beſſer in Ordnung zu erhalten. Auch errichtete er das berühmte Gericht, den Areopag, der anfänglich nur die Beſtimmung hatte, über Mörder zu richten. Auch brachte er gewiſſe Religionsbegriffe mit; er machte ſein Volk mit dem Zeus, als dem höchſten Gotte, bekannt, pflanzte den Oelbaum, und verbreitete den Dienſt der Minerva. Ferner lehrte er ſeine Attiker den Ackerbau, ſo wie die Schifffahrt, wodurch er den Grund zu dem ſpäterhin ſo ausgebreiteten Handel von Athen legte. Er ſtarb nach einer 50jährigen rühmlichen Regierung. Sein Grabmal wurde im Minerven-Tempel aufgerichtet, und zur Erinnerung an ſeinen Namen ward ihm das Sternbild des Waſſermannes geweiht, daher er unter den Mythen der Alten als ein Weſen figurirt, das halb Menſch und halb Schlange iſt.

Celebes, eine der größten Inſeln des oſtindiſchen Archipels, zu den Sunda-Inſeln gehörig, mit einer Bevölkerung von drei Mill. Seelen. Sie liegt zwiſchen dem 1° 30′ N. B. und dem 5° 30′ S. B., und die Breite ſoll etwa 45 Meilen betragen, aber die Geſtalt wird durch tiefeinſchneidende Meerbuſen an der Oſt- und Südſeite ſehr unregelmäßig. An der Weſtſeite wird ſie von der Straße Makaſſar, die an den engſten Stellen etwa drittehalb Längengrade breit iſt, beſpült, und von Borneo getrennt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche wird die Weſtſeite Makaſſar, die Oſtſeite aber Celebes genannt. — Das Land wird von einem Gebirgrücken durchſchnitten, deſſen eigentliche Richtung jedoch nicht bekannt iſt. Berge und Hügel wechſeln mit Thälern und ausgebreiteten Ebnen ab, die mit den üppigſten Reisfeldern und mit Kokoshainen bedeckt ſind; das Meer und die vielen Flüſſe vermehren die Mannigfaltigkeit, und bringen die gefälligſten und lachendſten Anſichten hervor. An der Nordoſtſeite giebt es viele feuerſpeiende Berge, die ausnehmend viel Schwefel enthalten; ihre Ausbrüche ſind daher oft mit den fürchterlichſten Zerſtörungen und Umwälzungen begleitet. In der Landſchaft Mogonde ward im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein großer Landſtrich neben einem Strome, der mit vielen tauſend Kokosbäumen beſetzt war, ſo umgekehrt, daß die Poſtbeamten von Manado den ſo wohlbekannten Weg gar nicht wieder erkannten; an der Stelle des Fluſſes war ein Landſee entſtanden; die ungeheuerſten Bäume hatten ſich umgekehrt, ihre Kronen waren in der Erde, und die Wurzeln erhoben ſich in die Luft. Das Eiland hat eine Menge von Strömen und Bächen, die den Landbau ſehr begünſtigen. — Das Klima iſt dem auf den benachbarten Eilanden ähnlich; allein weil das Land höher liegt, und die Ufer nicht wie auf Borneo und Java aus Sümpfen beſtehen, ſo iſt es nicht ſo verderblich für die Geſundheit; unter allen holländiſchen Niederlaſſungen waren die auf Makaſſar und Celebes am Geſundeſten. Auch hier bilden die Gebirge eine merkwürdige Wetterſcheide; in dem Gebiete von Bonthain findet auf der öſtlichen Seite des Gebirgrückens gerade die entgegengeſetzte Witterung als auf der weſtlichen Statt, und man darf in der ſchönen Jahrszeit nur über das Gebirge reiſen, um ſich in einem Abſtande von kaum einer Meile plötzlich in den Winter der tropiſchen Himmelsſtriche zu verſetzen. An der Weſtſeite dauert die Regenzeit von der Mitte des Novembers bis zur Mitte des May; die Strömung in der Straße nimmt dann eine ſüdliche Richtung, aber an der Küſte behalten Ebbe und Flut ihren regelmäßigen Wechſel. Gegen Abend ereignen ſich beinahe täglich heftige Gewitter, und auch Erderſchütterungen ſind ſehr häufig. — Celebes bringt faſt dieſelben Produkte hervor, als die übrigen ſundiſchen Inſeln; es iſt ein ſehr fruchtbares Land, vornehmlich die Oſtſeite, wo auch das Getreidemaaß größer als gewöhnlich iſt, beſonders liefert es einen Ueberfluß von Reis, der an Geſchmack, Farbe und Geruch vortrefflich iſt, aber doch, weil er früher verdirbt, weniger als der javaniſche

geſchätzt wird. Die Einwohner ſcheinen ziemlichen Fleiß auf den Ackerbau zu verwenden, der mit vieler Arbeit verbunden iſt; da die Ströme nicht aus ihrem Bette treten, ſo muß die Bewäſſerung künſtlich geſchehen. Die Felder ſind genau getheilt, und die Rechte des Eigenthums werden ſehr heilig gehalten. Außerdem fehlt es nicht an Sagopalmen, Brodfruchtbäumen, Kokosnüſſen und den andern eßbaren Früchten und Wurzeln, womit die Natur in dieſen Gegenden ſo freigebig iſt. Das Zuckerrohr wird größer als in Weſtindien; aber die Einwohner wiſſen nicht Zucker zu machen, ſondern ſie kochen bloß den Saft ein, den ſie hauptſächlich zu Confekt gebrauchen. Auch die Baumwolle kommt gut fort, und die Einwohner wiſſen ſie durch ein eignes Werkzeug gut zu reinigen; ſie weben ſehr ſtarke und feſte buntwürflichte Tücher, die ſehr geſchätzt werden; ein Stück reicht zu einem Kleide hin. Die Buggineſen bereiten aus der innern Rinde eines Baumes Papier, um ihre baumwollenen Zeuge hineinzuwickeln. Es findet ſich ferner eine Mannigfaltigkeit von Holzarten zum Färben und zu feinen und zierlichen Arbeiten; nur die feinen Gewürze ſcheinen nicht recht zu gedeihen; auch Wachs und Honig iſt im Ueberfluß. Die Viehzucht iſt beträchtlich; die Pferde ſind klein, aber lebhaft, und die hieſigen Völker ſind geſchickte Reiter. Celebes iſt reich an mancherlei mineraliſchen Erzeugniſſen, Eiſen, Kupfer, Bergkryſtall, Edelſteinen, Schwefel und Gold. Unter den Thieren, welche Celebes bewohnen, treten die größern Formen der Wiederkäuer, an denen Oſtindien ſo reich iſt, auch hier auffallend hervor, Büffel nämlich und Hirſche. Außer dem gemeinen Büffel, der auch hier gezähmt zum Ackerbau gebraucht wird, nennen die Syſtematiker den Anoa als eine dieſer Inſel eigenthümliche Art. Er hat nur die Größe eines Schafes, lebt in kleinen Heerden in den Gebirgen, und iſt von äußerſter Wildheit, ſo daß es ſehr ſchwer iſt, ihn einzufangen, unmöglich aber, ihn zu zähmen. Von Hirſchen ſind ebenfalls, außer den mit dem Ganges-Hirſch verwandten Arten, auch die Zwergformen des Muntjak und Schweinhirſches hier zu Hauſe. Affen bevölkern die Waldungen an manchen Stellen dieſer Inſel in ſolchem Uebermaaße, daß ſie den Einwohnern in hohem Grade läſtig werden. So waren ſie nach Valentyns Zeugniſſe eine der Urſachen, um deren willen in der Mitte des 17ten Jahrhunderts eine Colonie von 1.000 Menſchen die kleine Inſel Manado verlaſſen, und ſich auf die gegenüberliegende Küſte begeben mußte; denn weder Getreide noch Baumfrüchte konnten vor den Diebereien dieſer Thiere gedeihen. Die Südweſtſeite dieſer Inſel oder das eigentliche Makaſſar iſt am Bekannteſten, wo der Hauptſitz der Holländer iſt. Hier ſind zwei einheimiſche Reiche zu bemerken, die, abhängig von den Holländern, doch das größte Anſehen behaupten; an der Weſtſeite der ſüdlichen Bucht liegt das Reich von Boni; die Stadt dieſes Namens iſt nicht die Reſidenz des Königs, ſondern ſein Pallaſt iſt etwas ſüdlicher zu Tſinrana. Südlich folgen dann die unmittelbaren Gebiete der Holländer, Pulebanking, Galliſſon, Bonthain u. ſ. w., bei dem Dorfe Bonthain iſt ein guter Ankerplatz. An der Oſtſeite im eigentlichen Makaſſar unter 5^{0} 7′ S. B. liegt die Hauptniederlaſſung der Holländer, das alte Udjong Pandang, oder das jetzige Fort Rotterdam, wie es nach der Vaterſtadt des Eroberers Cornelius Spelmann genannt worden iſt. Es iſt von den Portugieſen erbaut, die Mauern ſind aus Granit, hoch und ſtark, und die Eingebornen betrachten die Feſtung als unüberwindlich, ſie iſt auch mit einer zierlichen und geräumigen Kirche verſehen. Die meiſten Europäer wohnen in dem Dorfe Vlaardingen, dem alten Makaſſar, das auf einer geräumigen Ebne liegt; die Sineſen haben ihre eigne Straße, und die einheimiſchen Völkerſchaften ihre beſondern Campongs. Die Rhede iſt zur Zeit der Südoſtwinde eine der ſchönſten in Indien, die von

mehrern Eilanden geſichert wird, ſelbſt Linienſchiffe können auf einen Piſtolenſchuß weit vom Ufer vor Anker gehn. Nördlich von Rotterdam liegen die Reiche Goach und Tello, und verſchiedene andere kleine Gebiete unter eigenen, zum Theil abhängigen Herrſchern; mehrere ſtehen unmittelbar unter den Holländern. In dem Gebiete von Manado haben die Holländer ein Fort, Amſterdam; es iſt der Hauptort, dem alle Dörfer an der ganzen nördlichen und nordöſtlichen Küſte unterworfen ſind. Bei der Eroberung durch die Engländer am 24. Juni 1810 waren in dem Fort 50 Kanonen, und die Beſatzung beſtand aus 109 Mann. Die Europäer lernten die Bewohner von Celebes nur in ihrem Verfall kennen; aber ſie zeichneten ſich durch eine ungewöhnliche Energie vor den Einwohnern auf den andern Inſeln aus. In ihrer äußern Bildung unterſcheiden ſie ſich durch eine gedrungene, nervige Geſtalt, die platte Naſe, die für ſchön gilt, und deswegen auch von Jugend auf eingedrückt wird, eine hellbraune oder röthlich gelbe Farbe, die bei einigen, beſonders den Frauen, ſogar weiß iſt, ſchwarzes, langes Haar, das ſie gewöhnlich aufwickeln, und ſchöne Geſichtszüge. Die Weiber werden zu den erſten Schönheiten Indiens gezählt, und verbinden mit den äußern Reizen zugleich ein artiges und gefälliges Betragen. Buggineſen und Makaſſaren ſind ſtark, und können große Laſten tragen. Bei ihrer mäßigen Lebensart erreichen ſie ein hohes Alter. Von Krankheiten ſcheinen ſie nicht viel zu wiſſen, und ihre Heilmittel ſind äußerſt einfach; in Fiebern ſchlagen ſie eine Trommel, und wenn es nicht hilft, eine meſſingene Kette, bis der Kranke geneſet oder ſtirbt. Die Buggineſen zeichnen ſich vor allen Orang Timor oder Oſtleuten durch ihren Muth und ihre Treue aus. Deswegen waren ſie gleichſam die Schweizer des Oſtens, und dienten in fremden Heeren, in Siam, Kambodſcha u. ſ. w. Die Makaſſaren werden auch wegen ihrer Klugheit gerühmt. Die Tapferkeit dieſer Völker iſt allgemein anerkannt, und der Name Buggines iſt in dieſen Gegenden ſogar gleichbedeutend mit Soldat; man hat viele Beiſpiele, daß ſie ſich lieber ſelbſt umgebracht haben, als ſich der Gewalt ihrer Gegner ergaben. Auch in dem letzten Kampfe auf Java bewährten ſie ihren alten Ruhm, und fochten mit großer Entſchloſſenheit; den Engländern hat es indeſſen nicht glücken wollen, Rekruten unter ihnen zu werben. Wenn ſie in die Schlacht gehen, ermuntern ſie ſich, wie einſt auch unſere germaniſchen Väter, durch Geſänge, worin der Ruhm ihrer Vorfahren verherrlicht wird. Ihre Eiferſucht kennt keine Gränzen, und die Weiber müſſen daher ſehr eingezogen leben; überhaupt ſind ſie im höchſten Grade rachgierig. Die Buggineſen ſollen viele Bücher über ihre alte Geſchichte, ihre Mythologie und Traditionen beſitzen. Jedes wichtige Ereigniß wird in den verſchiedenen Staaten genau verzeichnet, um der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Auch die Addat oder die Geſetzbücher der Buggis haben ein hohes Alter, ſtehen bei öſtlichen Völkern in großem Anſehn, und ſind zum Theil ins Malayiſche und Javaniſche überſetzt. Die Muhamedaner haben auch für eine buggisſche Ueberſetzung des Koran geſorgt. Die Einwohner beſitzen eine Menge von Sagen, die ſich auf ihre Volkshelden und bei den Makaſſaren auch auf ihre Fehden mit den Holländern beziehen. Leyden führt 53 Titel ſolcher Dichtungen an. Die makaſſariſchen Romanzen und Lieder ſind überall berühmt, und zeichnen ſich ſehr aus; einer der Haupthelden iſt Sawira Gading, Beherrſcher des alten Reichs von Luhu oder Luwu, im Innern der Bai von Boni. Der Reim iſt weniger als bei den Malayen gebräuchlich. Die Melodie der Verſe hängt von dem Takte und Rhythmus ab. In hiſtoriſchen Gedichten iſt das Versmaaß dem im Sanskrit gebräuchlichen ähnlich. Die Makaſſaren führen auch das Ruder nach dem Takte eigner Schiffs- oder Ruderlieder. Zur Zeit der Portugieſen ſoll das Chriſtenthum eingeführt geweſen ſeyn; nur weil es nicht kräftig genug unterſtützt ward, entriß ihm, nach Gervaiſe's Verſicherung, der

Jslam den Sieg. Ein König von Makaſſar ſchickte zu gleicher Zeit nach Atſchim auf Sumatra und nach Malakka, und verlangte Prieſter mit der Erklärung, denjenigen Glauben anzunehmen, deſſen Lehrer zuerſt ankommen würden. Da nun die Muhamedaner früher eintrafen, als die Chriſten, ward Makaſſar muhamedaniſch. Doch ward es auch den chriſtlichen Miſſionarien erlaubt, zu predigen und Kirchen zu bauen; indeſſen ſcheinen ſich nirgends Chriſten erhalten zu haben. Die Holländer ſuchten alle Portugieſen zu entfernen, und von ihnen ſelbſt iſt eigentlich nichts für die Ausbreitung der chriſtlichen Religion geſchehen. Fand ſich einmal ein eifriger Geiſtlicher, ſo ſuchte er wohl auch einige Eingeborne zu Chriſten zu machen; allein der Regierung war es gleichgültig, und ſelbſt die holländiſchen Prediger ſcheinen ſich mehr um den Handel, als um eine würdige Verwaltung ihres Berufs bekümmert zu haben. — Die Tracht dieſer Völker hat nicht viel Eigenthümliches; die Großen und Radſcha's ſind freilich koſtbar gekleidet, aber die Maſſe des Volks windet ein Stück rothen oder blauen Baumwollenzeugs um den Leib, das zwiſchen den Beinen durchgezogen wird; die Beinkleider reichen bis auf die Schenkel; die Stoffe, deren ſie ſich bedienen, werden von den Frauen ſelbſt bereitet. Sie lieben grelle und abſtechende Farben, und wiſſen ſie ſehr gut aufzutragen. Der Oberleib iſt meiſt nackt; um den Kopf binden ſie ein Tuch oder eine kleine weiße Mütze; Turbane werden nur bei feſtlichen Gelegenheiten getragen. Arme und Füße ſchmücken ſie mit Spangen aus dickem Meſſingdrath. Die Männer putzen ſich mehr mit Gold und Edelſteinen, als die Weiber. Das Haar tragen ſie lang, an allen andern Theilen des Leibes rupfen ſie es aus, wie die Javaner. Nur die Bugginesen ſcheeren es ſeit dem Jahr 1669. Der Radſcha Palacka, ein Bundsgenoſſe der Holländer, hatte ein Gelübde abgelegt, ſich, wenn es ihm gelingen würde, ſeinen Vater und Großvater, die von einem andern Könige umgebracht waren, zu rächen, ſein Haar abſchneiden zu laſſen. Da ſein Wunſch erfüllt ward, hielt er Wort; er ließ ſich des Haars auf eine feierliche Weiſe berauben, und ſein Beiſpiel ward von vielen ſeiner Unterthanen nachgeahmt. Vornehme Frauen laſſen die Nägel der Daumen bis zu einer großen Länge wachſen. Die Zähne werden im elften Jahre (nach Woodard einige Jahre ſpäter) von Leuten, die in der Kunſt geübt ſind, roth, ſchwarz oder grün gefärbt. Einige, beſonders reiche Frauen, laſſen ſie auch mit Goldblättchen belegen, und hierdurch iſt Gervaiſe zu der Sage veranlaßt, daß ſie ſich Zähne von Gold, Silber oder Tomback einſetzen ließen. Ueberhaupt ſind ſie in ihrer Kleidung ſehr reinlich; Männer und Weiber baden ſich täglich zweimal, die Frauen gleich beim Aufſtehen; dann flechten ſie auf eine zierliche Art das Haar, und ſchmücken es mit einem zarten Zweige oder einer friſchgepflückten Blume; in jedes Ohr ſtecken ſie eine kleinere, die eben aus der Knospe bricht, zu den Ohrringen. Die Nahrungsmittel ſind einfach, und beſtehen hauptſächlich in Reis, Fiſchen, Piſang und andern Früchten. Auch hier werden die Speiſen ſtark gewürzt. Waſſer iſt das Hauptgetränk, doch bereiten ſie durch ein einfaches Verfahren Sachawer oder Palmwein, worin ſie ſich häufig berauſchen. Ihre Hütten ſind auf Pfählen etwa einen Fuß vom Boden erhöht. In vielen Gegenden werden dieſe Stützen, und überhaupt alles Hausgeräth aus Ebenholz verfertigt, das in großem Ueberfluſſe vorhanden iſt. — Die Völker von Celebes ſind, wie bereits bemerkt, ſehr kriegeriſch, und im Gebrauch der Waffen ſehr geübt. Die Strafe der Feigheit iſt die Entmannung. „Ergreif den feigen Krieger, lautet ein kleines makaſſariſches Lied, entmanne ihn; ja den feigen Heerführer ſelbſt entmanne." — Die Makaſſaren ſind ein geſellſchaftliches, dem Spiele und andern Luſtbarkeiten ergebenes Volk. Die Kartenſpiele haben ſie vielleicht von den Portugieſen gelernt; denn ſie bezeichnen die Bilder mit europäiſchen Ausdrücken. Die Männer ſpielen

Würfel und Karten oft bis ſpät in die Nacht, während die Weiber Baumwolle ſpinnen. Jeden Nachmittag werden in Gegenwart aller Männer eines Orts Hahnengefechte angeſtellt; ſie ſchneiden den Streithähnen an einem Fuße einen Sporn ab, und erſetzen ihn durch einen eiſernen Haken. Selbſt die Erwachſenen ergötzen ſich an fliegenden Drachen; dies iſt in den meiſten Gegenden Indiens eine Lieblingsunterhaltung, es werden Wetten dabei angeſtellt, oft um große Summen. Auch auf Celebes laſſen die Radſcha's zu gewiſſen Jahreszeiten fliegende Drachen ſteigen, die gewöhnlich 25 bis 30 Fuß im Durchmeſſer, und einen eben ſo langen Schweif haben; ehe der Radſchah ihn fliegen läßt, wird oben ein Hirtenhorn und eine große Ente befeſtigt; das Geſchrei der Ente, verbunden mit dem Tone des Windes in dem Horne, macht eine Muſik, die den Eingebornen äußerſt angenehm vorkommt. — Die Bewohner von Celebes ſind ſehr rührige und betriebſame Handelsleute; arm verlaſſen ſie ihre Heimath, aber bei ihrer Geſchicklichkeit und ihrer ungemeinen Sparſamkeit gelingt es ihnen bald ein großes Vermögen zu ſammeln. Was wir bis jetzt über die Bewohner von Celebes zuſammengeſtellt haben, gilt auch von den eigentlichen Bugginesen und Makaſſaren, die offenbar durch fremde Einwirkungen eine höhere Bildung ſich angeeignet haben, bei denen ſich Vieles wiederfindet, was ſie gemeinſchaftlich haben mit den Javanern, und den andern gebildetern Völkerſtämmen, die auf den Eilanden des indiſchen Archipels leben. Die Compagnie hatte nie recht großen Gewinn von dieſer Niederlaſſung. Makaſſar koſtete wenigſtens in ſpätern Zeiten weit mehr, als es einbrachte; allein die Beſetzung war nothwendig, wenn die Holländer den Handel mit den Gewürzen allein behaupten wollten. — Eingeführt werden hauptſächlich Zinn, Kupfer, Tücher und andere europäiſche Waaren. Die vornehmſten Gegenſtände der Ausfuhr beſtehen in Gold, Sapan- und Sandelholz, Kampfer, Baumwolle, einigen Eiſenwaaren und Waffen für indiſche Völker, Ingwer, langem Pfeffer, Perlen. Den vornehmſten Handelszweig machen aber Sklaven aus.

Cellarius, Chriſtoph Kellner genannt, einer der gründlichſten und fleißigſten Kritiker ſeiner Zeit, war 1638 zu Schmalkalden geboren. 1656 ging er auf die Univerſität Jena, von wo aus er, ohne vorhergegangenes Examen, als Profeſſor an das Gymnaſium nach Weißenfels berufen wurde. Sein Ruf beſtimmte den König von Preußen, bei der Gründung der Hochſchule zu Halle, ihn als Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit dorthin zu ziehen. Seine gelehrten Bemühungen beſtanden in Commentaren und Noten zu einigen alten Claſſikern, z. B. zum Plinius, Curtius, Eutrop, Cicero, Cornelius Nepos u. m. A. Seine Compendien dehnen ſich auf die alte Geſchichte, Geographie und deren Hülfswiſſenſchaften, auf die lateiniſche, hebräiſche, ſamaritaniſche und andere Sprachen aus.

Cellini (Benvenuto), ein florentiniſcher Goldarbeiter und Bildhauer, wurde um 1494 zu Florenz geboren. Den Taufnamen Benvenuto (Willkommen) verdankt er dem Umſtande, daß ſeine Eltern achtzehn Jahre in kinderloſer Ehe verlebten, und hernach, ſtatt eines erwarteten Mädchens, dieſen Sohn erhielten, worüber denn ſein alter Vater die Hände dankend zum Himmel erhob, und wiederholt ausrief, Benvenuto! Benvenuto! — Techniſche Talente beſonders waren unſerm Künſtler von Natur verliehen, und ſie traten auch, trotz der Gewalt, die der Vater anwandte, ſeinen Sohn zum Muſikus zu bilden, erfreulich ins Leben. Durch unermüdlichen Fleiß in der Goldarbeiterkunſt, die er erlernt hatte, ſtieg er bis zum Bilbhauer hinauf, wo er unter ſeinen Zeitgenoſſen keine unbedeutende Stelle einnimmt. Seine faſt unzähligen, gewiß vortrefflichen Arbeiten, ſowohl in Gold und Silber, als auch in Faſſung der Edelſteine, tragen aber, nach ſeiner eigenen Darſtellung zu urtheilen, eine vorherrſchende Liebe zu

Zierrathen an ſich. Mit einiger Ueberſchätzung kann er die Fülle der Blätter und Zweige, die Anmuth der Knospen und Blumen, die Geſchicklichkeit im Anbringen von Engelsköpfen und Masken nicht genug rühmen. In der Bildhauerkunſt, die er ſpäterhin, jedoch ſtets neben den Geſchäften eines Goldarbeiters, betrieb, dünkt er ſich über alle gleichzeitige, ja ſogar über die Kunſtwerke der Alten erhaben, und iſt bereit, gegen jeden, wer es auch ſey, auf Leben und Tod ſeine vorgefaßte Meinung durchzufechten. Von Florenz durch die Heftigkeit ſeines Gemüths, das jede Beleidigung blutig rächte, vertrieben, trat er in die Dienſte mehrerer aufeinander folgenden Päpſte, und erfreute ſich, da er auch die Flöte vorzüglich zu blaſen verſtand, vielen Ruhmes und guten Gewinnſtes. Clemens VII. ſtellte ihn bei der Münze an, wo er herrliche Stempel verfertigte. Leider blieb ihm aber ſein Charakter als Menſch ſtets an fortwährendem künſtleriſchen Glücke hinderlich. In Rom brachte er in raſchem Zorne Einige, die ihn verläumdet und verkleinert, ums Leben. Er erhielt zwar Verzeihung von dem heiligen Vater, und kehrte zu ſeinen Arbeiten zurück; allein da er Hohen wie Niedern mit beleidigender Rechthaberei widerſprach, bewirkten ihm ſeine Feinde eine lange Gefangenſchaft. Durch Vermittelung des Königs von Frankreich, Franz I., welchem er durch ſeinen wohlwollenden Gönner, den Cardinal Ferrara, ſo wie durch die Zierlichkeit ſeiner Arbeiten bekannt war, wurde er endlich ſeiner Bande erledigt, und ging in deſſen Dienſte über; allein auch hier ließ ihn die Störrigkeit ſeines Gemüthes nicht aushalten. Er verſcherzte ſich nach und nach die außerordentliche Gunſt des Königs, und verließ auf immer Frankreich. Zurückgekehrt nach Florenz, ging er zu Cosmus von Medici. Der gefaßte Anſtand eines Weltmannes, den er ſich, aber immer nur auf kurze Zeit, zu geben wußte, nahm dieſen Fürſten für ihn ein. Doch obſchon er ſich bei dem Großherzoge ziemlich lange in Gnade erhielt, ſo verſah er es bald bei der Gemahlin deſſelben, und ſie wurde ſeine unverſöhnliche Feindin. Als er nun bemerkt hatte, daß er auch hier durchaus die höchſte Ehrenſtufe nicht auf die Dauer zu behaupten vermochte, wohin doch ſein ganzes Streben zielte, ſo heirathete er endlich, ſechszig Jahre alt, und hinterließ bei ſeinem Tode, 1570, zwei Töchter und einen Sohn. Ein Perſeus mit dem Meduſenhaupt aus Erz befindet ſich noch von der Hand dieſes Künſtlers in einer Loge auf dem Markte von Florenz, ſo wie ein ſchöner Chriſtus in der Capelle des Pallaſtes Pitti; und obgleich Cellini hinter den Werken der Alten zurückbleibt, ſo übertrifft er doch viele der gleichzeitigen Meiſterſtücke. — Daß ſein männlicher Muth ſich vorzüglich in großen Gefahren bewährte, bewies unſer Künſtler bei der Belagerung von Rom durch den Herzog von Bourbon. Durch einen Büchſenſchuß tödtete er dieſen Heerführer von der Mauer herab, ſo wie ſpäterhin den Prinzen von Oranien durch einen Kanonenſchuß. Benvenuto war auch Dichter; ſeine Gefangenſchaft beſingt er unter andern in ſchwärmeriſch-religiöſen Verſen. Als Redner trat er in manchen Streitigkeiten mit mächtigem Uebergewichte vor die Obrigkeit, und wußte endlich ſich mit Päpſten, Kaiſern, Königen und Fürſten auf das Zierlichſte zu unterhalten, aber niemals lange ſeinen Einfluß und ihre Gunſt zu behaupten. In ſeinem 58ten Jahre beſchloß er, das bunte Gewirre ſeines abenteuerlichen und an wunderbaren Ereigniſſen überfließenden Lebens zu beſchreiben. Dieſes autobiographiſche Gemälde, das mit kräftigen Farben die Licht und Schattenſeite ſeines Charakters ſchildert, und uns die Perſonen, mit welchen er in genaue Berührungen kam, vortrefflich colorirt, hat Göthe durch ſeine äußerſt gelungene Uebertragung auch uns bekannt gemacht. Unter ſeinen Schriften verdient als die Wichtigſte hervorgehoben zu werden: Due trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' oreſiceria, l'altro in materia dell' arte della scoltura. Florenz 1731.

Celſus (Aurelius Cornelius) ſtammte aus dem Geſchlechte der Patrizier, lebte wahrſcheinlich unter Auguſtus, und war ein Zeitgenoſſe Virgils und Horaz, wiewohl Einige ſeine Lebenszeit erſt unter Cajus Caligula verlegen. Verona ſoll ſein Geburtsort geweſen ſeyn. Er privatiſirte, ſchrieb über die Redekunſt, und trieb als Philoſoph das Studium der Medicin nur theoretiſch. Weil er den Hippokrates und Asklepiades excerpirte, und in die lateiniſche Sprache überſetzte, nannte man ihn den Hippokrates, und ſeiner reinen, leichten, ſelbſt eleganten Sprache und muſterhaften Diction wegen, den medicus Cicero. Durch ſein fleißiges Excerpiren ſammelte er eine Art von Encyclopädie (de artibus) in 20 Büchern, welche mehrere Künſte und Wiſſenſchaften, die Rechtskunde, Philoſophie, Rhetorik, Medicin und Kriegskunſt umfaßte, die aber bis auf das 6. und 14. Buch verloren gegangen iſt. Er gehörte zu den Eklektikern. Von ſeinen übrig gebliebenen Schriften gab Krauſe eine mit Anmerkungen begleitete richtige Recenſion (Leipz. 1766 gr. 8.) heraus.

Celten nannten die Römer einen von jenen vier Völkerſtämmen, welcher im Norden und Weſten von Italien, Frankreich, Deutſchland, Brittannien, und im obern Theile von Spanien ſeinen Wohnſitz hatte. Die Art ihrer Entſtehung und fernern Ausbreitung iſt ungewiß. Wahrſcheinlich lebten ſie in den früheſten Zeiten in dem Schooße des glücklichen Aſiens, und wurden von der Fluth anderer Völkerſchaften weiter nordweſtwärts gedrängt, wo ſie die Krimm, die Gegenden am ſchwarzen Meere, die Pyrenäen, Spanien und den größten Theil von Europa mit ihren Horden überſchwemmten. Aus dem Munde ihrer Feinde vernehmen wir, daß ſie unter der Regierung des Tarquinius Priskus einwanderten, und unter ſich gleichſam ein verbundenes Ganze bildeten. Belloveſus und Sigoveſus waren, ſo viel man weiß, ihre erſten Anführer. Mit den Maſſiliern ſtanden ſie in Handelsverbindungen, und erhielten von ihnen die Produkte anderer Nationen vom Mittelmeere. Sie lebten alle frei; und hatten ſie Könige, ſo war ihre Regierungsform mehr ariſtokratiſch, wie etwa einſt die in Polen. Die Herzoge des Volkes bildeten eine Art National-Verſammlung, wo die wichtigſten Angelegenheiten berathen wurden. Das gemeine Volk hatte wenig Vorzüge vor einem Sklaven. Ihr Körperbau war von einer ungeheuern Größe und einer vorzüglichen Stärke, mehr aber zu einem gewaltigen Angriffe, als zur Ausdauer geſchickt. Ein ungeheures Schwert aus Kupfer, mehr zum Hauen als zum Stiche geeignet, war ihre Hauptwaffe. Ihre Haare trugen ſie lang, und banden ſie auf dem Hintertheile des Kopfes zuſammen. Im Winter trugen ſie ein ſelbſt gewirktes dichtes Oberkleid, und weite bis auf die Füße herabreichende Hoſen. Die Edlen ſchmückten ſich mit Armſpangen, und trugen Schnurrbärte. Den Weibern lag die Beſorgung des Hausweſens ob, und die Männer trieben Krieg und Jagd. Gegen ihre Gefangenen waren ſie grauſam, gewöhnlich wurden ſie als Opfer ihren Göttern dargebracht, oder Trinkgefäße aus ihren Schädeln bereitet. Sie glaubten an den Odin oder Wodan, erzeigten der Freya göttliche Ehre, und legten gegen ihre Prieſter, die Druiden, welche eine beſondere Hierarchie bildeten, eine vorzügliche Hochachtung an den Tag.

Celtes (Conrad), eigentlich Conrad Meiſſel genannt, wurde 1459 zu Wupfeld, bei Schweinfurt in Franken geboren. Er gehört zu den berühmteſten Reſtauratoren der alten Literatur unter den Deutſchen. Zuerſt ſtudirte er zu Cöln, und bildete ſich ſpäter zu Heidelberg unter Rudolph Agricola zum Philologen und lateiniſchen Dichter, gab hierauf Privatunterricht auf den Univerſitäten Erfurt, Leipzig und Roſtock, und reiſete dann nach Italien, wo damals die alte Literatur, mehr als wie irgend wo in Europa, blühete; hier beſuchte und hörte er die gelehrteſten Männe zur

Florenz, Rom, Bologna, Ferrara, Neapel, Padua und Venedig. Als er ſo ſeine Kenntniſſe vermehrt und begründet hatte, reiſete er durch Illyrien, Ungarn und Polen, wo ihn Albertus Brutus in die Aſtronomie und Aſtrologie einweihete, nach Deutſchland zurück. Hier fand er an verſchiedenen deutſchen Höfen, beſonders bei Friedrich dem Weiſen, Churfürſten von Sachſen, die günſtigſte Aufnahme, und kam durch deſſen Empfehlung an den Hof Kaiſers Friedrich III. nach Nürnberg, wo er durch ſeine bewunderten lateiniſchen Gedichte, als der erſte Deutſche 1491 die große Ehre erhielt, von dem Kaiſer eigenhändig mit dem Lorbeerkranz zum Dichter gekrönt zu werden. Von hier durchreiſete er ganz Deutſchland, und beſuchte alle damals bekannten deutſchen Univerſitäten, ſtiftete gelehrte Verbindungen, und weckte überall das Studium zur alten Literatur. Nach dieſer zehnjährigen Wanderſchaft begab er ſich nach Wien, wo der Kaiſer Maximilian I. ihn 1601 zum ordentlichen Lehrer der Poeſie und Rhetorik, und zum Vorſteher der für das Studium des claſſiſchen Alterthums neu errichteten fünften Facultät, unter dem Namen: Collegium poetarum, auf der daſigen Univerſität ernannte. Er lehrte hier auch die ariſtoteliſche Philoſophie und die griechiſche Sprache, vermehrte die kaiſerliche oder Burgbibliothek mit griechiſchen und lateiniſchen Werken, Himmelskugeln und Landcharten, betrieb die Herausgabe der Handſchriften in den Kloſterbibliotheken, bildete junge Dichter und Redner, gewann den Adel für die wiſſenſchaftliche Bildung, und veranſtaltete die erſte theatraliſche Vorſtellung am Wiener Hofe. Seine hinterlaſſenen Schriften ſind geſchichtlichen, topographiſchen, poetiſchen, philoſophiſchen und biographiſchen Inhalts. Seine Geſchichte und Beſchreibung von Nürnberg bleibt auch jetzt noch für den deutſchen Geſchichtsforſcher wichtig. In ſeinen poetiſchen Werken zeigt er ſich oft als glücklichen Nachahmer des Horaz und Tibull. Zwar iſt er in allen ſeinen Schriften nicht frei von Barbarismen und öfterm Verſtoßen gegen die Latinität; gleichwohl ſind ſie jetzt noch belehrend, und von vielem Intereſſe; denn man ſieht aus ihnen den Flammeneifer des Verfaſſers, womit er den moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Menſchen zu veredeln und zu vervollkommenen ſtrebte. Bei dem Studium der alten Literatur ging Celtes von einem andern Standpunkte aus, als die übrigen Philologen ſeiner Zeit; er betrachtete nämlich das Studium der alten Sprachen nicht als Zweck, ſondern als Mittel und Schlüſſel zu den Wiſſenſchaften des Alterthums. Auf ſeinen Reiſen hatte er den weit umfaſſenden Plan gemacht, eine gelehrte Verbindung, die er nach ſeinem Namen Sodalitas Celtica nannte, zu errichten, welche aus ſieben Zweigen beſtehen ſollte, nämlich aus Oeſterreich, Rhein- und Moſelland, Neckarland, Niederſachſen, Pommern, Polen und Ungarn. Der Kaiſer Maximilian ertheilte dieſer Verbindung ſeine Privilegien. Celtes gab 1501 zu Nürnberg die Werke der gelehrten Nonne Roswitha heraus. Doch mit ſeinem für die Wiſſenſchaft zu frühen Tode, 1508, erloſch der Eifer der gelehrten Geſellſchaften in Deutſchland, und nur die rheiniſche dauerte nach ſeinem Tode noch einige Zeit fort.

Cementation. Setzt man feſte Körper den Wirkungen erhitzter pulverartiger Materien aus, ſo werden ſolche auf ihren Oberflächen und auch tiefer gegen ihre Maſſen hin auf mannigfaltige Art verändert. Man bedient ſich zu dieſer Behandlung, welche die Cementation genannt wird, mit Deckeln verſehener walzenförmiger Gefäße von Hafner-Waare oder Eiſen, welche mit ſchließenden Deckeln verſehen ſind, außerdem aber beſonderer gepülverter Materien, welche Cementpulver genannt werden, und zur Umgebung der zu verändernden Körper in den Cementirbüchſen gebraucht werden. Die zu cementirenden Körper kann man in den Büchſen ſenkrecht oder horizontal auf eine Lage jener Pulver bringen, die ſenkrech-

ten alsdann mit dieſem Pulver umgießen, die horizontalen aber mit Lagen des Pulvers abwechſeln laſſen, wo in beiden Fällen die Büchſen mit dem Pulver bedeckt ſeyn müſſen, wenn der Deckel auf ſolche mit Thon feſt lutirt wird. Dieſe Gefäße bringt man alsdann in einen Ofen von vier Backſteinen, wo ſie 12 und mehrere Stunden in einem Feuer ohne Gebläſe glühend erhalten werden. Man bedient ſich dieſes Verfahrens zur Verfertigung des Cementirſtahls und des reaumüriſchen Porzellans; und es verdiente mit mehreren Körpern verſucht zu werden, wo ſich wahrſcheinlich noch andere wichtige Reſultate ergeben würden.

Cenci. Dieſer Name bezeichnet eine anſehnliche und blühende Familie zu Rom, die gegen den Anfang des 17ten Jahrhunderts durch eigene Schuld ihrem Untergange zueilte. Von dem ſchickſalsvollen Ende dieſer dem Untergange geweihten Familie geht folgende Sage: Cenci, der damalige Familienvater, hatte ſchon längſt die breite Straße des Laſters betreten, worauf er hoffnungslos herumtaumelte; zuletzt, um gleichſam das Maaß ſeiner Vergehen zu überfüllen, ſtreckte er auch noch ſeine wollüſtigen Arme nach der Unſchuld ſeiner ſchönen Tochter aus. Mutter und Tochter beſchloſſen eines ſolchen Vaters Tod, und er büßte durch den Mordſtahl der Banditen ſein ſchuldvolles Leben. Einer derſelben ward bei Entdeckung der That ergriffen, und nannte auf der Folter Mutter und Tochter als Urheberinnen des Mordes. Als dieſe die Ausſage läugneten, wurde zuerſt die zarte Tochter auf die Folter geſchraubt; aber keine Qual vermochte ihr ein Geſtändniß auszupreſſen. Nun brachte man den Mörder zu ihr. Mit heroiſchem verachtungsvollem Blicke ſagte ſie ihm: „Siehe, verhärteter Böſewicht, die Folter bändigt den Körper nicht, in dem eine ſchuldloſe Seele wohnt!“ Betroffen über dieſe Geiſtesgröße des Mädchens, nahm der Bandit ſeine Ausſage zurück, und keine Folter konnte ihm eine ähnliche Anklage abnöthigen. Zuletzt ward auch die Mutter auf der Folter geprüft, doch dieſe erlag den Martern, und geſtand; und dieſe Ausſage der zärtlich geliebten Mutter zernichtete auch die bisher unerſchütterliche Standhaftigkeit der Tochter; freiwillig legte ſie ein Geſtändniß ihrer Schuld ab, wozu ſie keine Folter hatte zwingen können. Mutter und Tochter, nebſt dem Bruder, dem letzten Sprößlinge des hochgefeierten Hauſes, von deſſen Schuld uns die Sage nichts meldet, wurden an Einem Tage enthauptet. Cenci's Güter wurden eingezogen, und der Familie Borgheſe geſchenkt. Da, wo jetzt die berühmte borgheſiſche Villa prangt, hatte ehemals die Familie Cenci einen Landſitz. In dem Pallaſte Colonna zu Rom zeigt man den Fremden ein treffliches Gemälde, vorgeblich von Guido Reni, als Portrait der unglücklichen Vatermörderin. Jeder ſteht wie eingewurzelt vor dieſem Meiſterſtücke, und laut redet eine Stimme in ſeinem Innern: die Welt lügt, Engel ſündigen ja nicht!

Cenis, ein Berg des Alpengebirgs in Savoyen, in der ſardiniſchen Grafſchaft Maurienne, über den der Weg aus Savoyen nach Piemont geht, von welchen Provinzen er auch die Gränze macht. Der große Cenis hat eine Höhe von 11.446 Fuß, der kleine Cenis, ſüdweſtlich vom Großen liegend, iſt 8.973 Fuß hoch. Der Cenis-Paß geht bei Montmoillan aus dem Thale der Iſere über Aiguebelle, das Mauriennethal, in welchen der Arc fließt, aufwärts über St. Jean de Maurienne bis Langlebourg; von hier aus dieſem Thale ſüdwärts zwiſchen den großen und kleinen Mont-Cenis über den Hauptrücken, und im Thale der Ceniſe abwärts nach Suſa. Seit 1805 iſt hier eine Haupt- und Kunſtſtraße auf Befehl Napoleons aus Frankreich nach Turin angelegt worden, und fahrbar gemacht für jedes Fuhrwerk, nirgends ſteil, mit ungeheuren Koſten, wie die Simplonſtraße, ſehr oft über Brücken und durch geſprengte Felſengewölbe führend. Die Straße iſt 4 ½ Meile lang, 18 Fuß breit, und

auch im Winter fahrbar. Im J. 1815 zogen 16.000 Wagen und 34.000 Pferde und Maulthiere über dieſe Straße. Oben auf dem Berge iſt eine von hohen Schneebergen umſchloſſene Ebene, und ein See, der ſechszehnpfündige Forellen enthält. Der höchſte Punkt der Straße iſt 6.098 Fuß hoch, bei einem Hospitium und einer Caſerne für 1.200 Mann. In beſtimmten Entfernungen befinden ſich Häuſer, als Zufluchtsörter bei den im Frühjahre nicht ungewöhnlichen Lawinenſtürzen.

Cenotaphium. So hieß bei den Alten ein leeres, gewöhnlich mit Bäumen umpflanztes Grabmal zu Ehren einen Verſtorbenen, deſſen ſterbliche Hülle an einem andern Orte beigeſetzt war.

Cenſur, ſ. Büchercenſur.

Cenſus war einer der wichtigſten römiſchen Staatshandlungen, die in der Schätzung des römiſchen Volkes, ſowohl in Hinſicht der Anzahl, als auch des Vermögens, beſtand. Im J. 578 v. Chr. wurde er vom römiſchen Könige Servius Tullius eingeführt, der durch dieſe Einrichtung die Gewalt der Patricier und des Senats vergrößern, und die des Volkes beſchränken wollte. Bisher waren die Abgaben unter Reiche und Arme gleich vertheilt geweſen; Servius verordnete, daß die Abgabe jedes Bürgers ſeinem Vermögen angemeſſen ſeyn ſollte. Zu dieſem Zwecke befahl er eine genaue Zählung aller römiſchen Bürger, und eine eben ſo richtige Schätzung ihres Vermögens und aller ihrer Beſitzungen. Hierauf theilte er alle Bürger in 6 Claſſen, und jede Claſſe wieder in Centurien. In der erſten Claſſe befanden ſich alle Mitglieder des Senates und die Patricier, die ein Vermögen von 100.000 Aſſen beſaſſen; er theilte dieſe Claſſe wieder in 98 Centurien. Die der zweiten Claſſe mußten ein Vermögen von 75.000 Aſſen beſitzen. Die dritte Claſſe beſtand aus 20 Centurien; das in derſelben erfoderliche Vermögen war 50.000 Aſſe. Bei der vierten war es 25.000; ſie beſtand gleichfalls aus 20 Centurien. Die Glieder der fünften mußten wenigſtens 11.000 Aſſe beſitzen; ſie beſtand aus 30 Centurien. Wer auch ſo viel nicht beſaß, gehörte in die ſechste Claſſe, die eine Centurie ausmachte. Auf dieſe Eintheilung wurde nun eine neue beſtimmtere Verpflichtung zum Kriegsdienſte gegründet, von welchem die ſechste Claſſe faſt gänzlich ausgeſchloſſen war. Wie aber der gemeine Haufe vom Kriegsdienſte entfernt war, ſo ſuchte Servius auch auf den Volksverſammlungen deſſen Gewicht, ſo viel als möglich, zu beſchränken. Dies beabſichtigte er durch die Eintheilung der Claſſen in Centurien, wovon die erſte Claſſe mehr als alle übrigen insgeſammt in ſich faßte. So hatte alſo auch die erſte Claſſe mehr Stimmen, als die andern zuſammen genommen, weil jede Centurie auf den großen Comitien nur eine Stimme zu irgend einem Vorſchlage des Senats, zu einem Geſetze, einer Wahl, u. ſ. w. geben konnte. So hatten denn die Vornehmſten zwar alle Laſten des Staates im Kriege und im Frieden zu tragen, aber zugleich auch durch dieſe außerordentliche Begünſtigung die größte Macht und Gewalt in Händen. Dieſer Cenſus nun ward alle fünf Jahre auf dem Marsfelde mit einem Opferfeſte, aus ſaugenden Lämmern und Kälbern beſtehend, und Suovetaurilia genannt, wiederholt, und Anfangs von den Königen, dann von den Conſuln, und zuletzt ſeit 310 von den Cenſoren feierlich begangen, deren Beſtimmung jedoch nicht allein war, die römiſchen Bürger nach ihrer Anzahl und ihrem Vermögen zu ſchätzen, ſondern auch über das Leben und die Sitten ihrer Mitbürger zu wachen. Die erſten Cenſoren waren Papirius und Sempronius, beide Patricier, aus welchen ſie auch ſpäterhin gewöhnlich gewählt wurden.

Centauren, ein theſſaliſches Bergvolk am Pelion. Als Irion, ſo erzählt die Mythe, ſich vermaß, die Juno zu umarmen, verwandelte ſich dieſe ſchnell in eine Wolke, mit welcher er das Volk der Centauren zeugte.

Dieſe waren halb Menſch und halb Roß. Man will dieſe Fabel daraus erklären, daß die Centauren zuerſt Roſſe zu beſteigen, und ſie zu bändigen gelernt hätten. In der Mythologie ſind ſie beſonders berühmt durch ihre Kämpfe mit dem Herkules, dem Theſeus und Pirithous. Ihre furchtbarſten und hartnäckigſten Feinde waren die Lapithen, von welchen ſie nach einem blutigen Streite, den uns Ovid in ſeinen Metamorphoſen mit ſo herrlichen Farben malt, beſiegt, und von Pelion vertrieben wurden. Die berühmteſten Centauren ſind: Neſſus, der wegen ſeiner Schändung der Dejanira vom Herkules mit einem Pfeile erſchoſſen ward, und Chiron, deſſen Ruhm wegen ſeiner vielen Kenntniſſe in der Heil- und Sternkunde, und wegen ſeiner Erziehung der größten griechiſchen Helden im Alterthum ſehr verbreitet iſt. Es gab auch Centaurinnen, wie aus einer Stelle in Ovids Verwandlungen erhellet. Dort heißt es von dem Centauren Cyllarus:

Viele Centaurinnen zwar liebkoſeten jenem, doch einzig
Rührte ſein Herz die ſchöne Hylonoma, welche mit Anmuth
Weit der bewaldeten Höh'n Roßmänninnen alle beſiegte.
(Voß, S. 270)

Centgericht. Man leitet dieſes Wort aus dem altdeutſchen Cent oder dem lateiniſchen Centeni ab, und gründet dieſen Ausſpruch auf eine Stelle des Tacitus, wo es heißt: (de mor. germ, c. 12.) Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt. Centeni singulis ex plebe comites, consilium simul et auctoritas, adsunt. (In denſelben Verſammlungen werden Fürſten gewählt, die in den Gauen und Dörfern Recht ſprechen. Jedem ſolchen Fürſten werden aus dem Volke Zentgrafen zugeordnet, zu Rath und größerm Anſehen). Die Centgerichte beſchäftigten ſich in den ältern Zeiten mit Handhabung unſerer neuern Criminaljuſtiz. Sie unterſchieden ſich jedoch von den Halsgerichten, und dehnten ſich nur auf Beſtrafung des Mords, Diebſtahls, der Brandesſtiftung und Nothzucht aus. So wie ein Gaugraf den ſogenannten Gauen vorſtand, ſo war eine Grafſchaft in Cente oder in gewiſſe Ortſchaften eingetheilt, die alle unter dem Anſehen des Centgrafen ſtanden. Clothar, der König, gab ihnen in der Folge eine größere Ausdehnung.

Centimanen, Hunderthändige, heißen bei den Mythologen die drei ungeheuren Rieſen, Briareus, Gyges und Cottus, Söhne des Coelus und der Gäa (des Himmels und der Erde). Vor ihren hundert Händen und fünfzig Köpfen zitterte der Himmel; daher ſchloß ſie ihr Vater Uranus, nebſt ihren Brüdern, den Cyclopen, in den Schooß des Tartarus (der Unterwelt) ein. Durch einen Rath der trauernden Erde, daß ſich Jupiter ihrer gegen die ungebundenen Titanen (ungeheure Rieſen) bedienen möchte, traten ſie aus ihrer finſtern Nacht wieder hervor. Die Titanen wurden in den Tartarus geſtürzt, und Jupiter machte die Centimanen zu Wächtern derſelben.

Cent Jours (die hundert Tage). Hierunter verſteht man die Zeit vom 20. März 1815 bis zum 28. Juni deſſelbigen Jahres, jene Periode nämlich, wo Napoleon zum andern Male den Thron der Bourbonen, worauf er verzichtet hatte, meineidig beſtieg, bis dahin, wo Ludwig XVIII. zu Cambray die Zügel der Regierung wieder ergriff. Alle Handlungen der Geſetzgebung, welche während jener Zwiſchenregierung Napoleon ſich erlaubt hatte, wurden von Ludwig als nichtig erklärt. Zwar zielten viele derſelben dahin, durch ausgedehntere Rechte der beiden Kammern, durch größere Unabhängigkeit der Gerichte, durch ſtillſchweigende Aufhebung der Spezialgerichte und der Staatsgefängniſſe, durch vollkommene Preßfreiheit und gänzliche Aufhebung erblicher Standes-Unterſchiede die Maſſe des Volkes wieder zu gewinnen; allein die Geſchichte jener hundert Tage hat bewieſen, daß Napoleon

in der öffentlichen Meinung der Franzoſen faſt Alles verloren hatte. Selbſt die allgemeine Wahlverſammlung, wodurch er dem Volke die ſüßen Rückerinnerungen an ähnliche Verſammlungen auf dem Maifelde unter ſeine alten geliebten Könige zu vergegenwärtigen, und ſeine Neigung durch ſolches Schauſpiel zu beſtechen trachtete, verfehlte ihren Zweck; der Zauber war gelöſt, die Blenddecke war vor dem Auge der Nation verſchwunden, und der ſtolze Uſurpator mußte nach der erſten verlornen Schlacht das Scepter niederlegen, und ſein Heil in den Armen ſeines größten Feindes ſuchen (S. Buonaparte).

Centlivre (Suſanna), eine engliſche Luſtſpieldichterin, geboren in der Grafſchaft Lincoln 1667, war die Tochter eines wohlhabenden Mannes, der wegen ſeiner leidenſchaftlichen Anhänglichkeit an die Partei der Republikaner nach der Reſtauration des königlichen Hauſes ſein Vermögen durch Confiskation einbüßte. Miß Suſanna, ohne alle Unterſtützung, wagte ſich als junges Mädchen auf gutes Glück und auf ihre Gefahr nach London. Ihre perſönlichen Reize und ihr anziehender Geiſt erwarben ihr bald einen Ehemann. Als dieſer nach einer kurzen Ehe geſtorben war, verheirathete ſie ſich zum zweiten Male. Ihr zweiter Mann, ein Offizier, blieb in einem Duell, und Miſtriß Suſanna war wieder Wittwe. Jetzt fing ſie an, ſich ihrer Talente deutlicher bewußt zu werden. Sie ſchrieb ein Schauſpiel, aber unglücklicherweiſe ein Trauerſpiel. Bald merkte ſie, daß tragiſche Poeſie nicht ihre Sache war; ſie arbeitete nun für das komiſche Theater, und ihr Glück war gemacht. Eins ihrer Luſtſpiele, der Narr, der ſich in alles miſcht (the busy Body), wurde, nachdem es ſchon von den Theaterdirektoren zurückgewieſen war, 13 Abende hintereinander aufgeführt. Miſtriß Suſanna war indeſſen ſelbſt Schauſpielerin geworden. Ihre Talente zur Schauſpielkunſt ſollen unbedeutend geweſen ſeyn; aber ihrem Geiſte ließen ſelbſt Steele und Rowe Gerechtigkeit widerfahren. Warum Pope gegen ſie eingenommen war, läßt ſich leicht erklären, wenn man annimmt, daß er ihr nicht gefiel. Daß ſie ſich Mühe gegeben hatte, ihren Geiſt auszubilden, zeigte ſie auch durch ihre Kenntniß mehrerer Sprachen; ſie verſtand Franzöſiſch, Spaniſch, Holländiſch, und auch etwas Latein. Der Verſuchung, dieſe Sprachkenntniſſe in ihren Werken glänzen zu laſſen, konnte ſie nicht widerſtehen. Durch ihre Reize feſſelte ſie vom Theater herab das Herz eines gewiſſen Centlivre, der zwar nur Mundkoch in königlichen Dienſten war, aber einer Frau die Sorge für ihren Unterhalt erſparen konnte. Verheirathet mit dem Manne, deſſen Name auf dieſe Art in die Literatur gekommen iſt, lebte Miſtriß Centlivre bis zum Jahre 1723. — Ihre Luſtſpiele ſind bis jetzt noch das Vorzüglichſte geblieben, was ein weibliches Talent in komiſchen Dichtungen hervorgebracht hat. Obgleich von Pope in der Dunciade verſpottet, hat Suſanna Centlivre noch immer eine Celebrität, die ihr nur von denjenigen Literatoren nicht zugeſtanden wird, die um der Fehler willen ungerecht gegen die Vorzüge eines Geiſteswerks ſind. Miſtriß Centlivre ſcheint durch den kecken Leichtſinn, der in ihren Luſtſpielen herrſcht, einen neuen Schatten auf die Ehre ihres Geſchlechts geworfen zu haben; aber man vergeſſe nicht, daß nicht lange vorher, unter der Regierung Carls II., eben dieſer Leichtſinn unter den engliſchen Damen von Welt zum guten Tone gehörte, und im Handeln, wie im Reden, bis zur Frechheit getrieben wurde. Und als Dichterin ſündigte die Centlivre gegen die Sittſamkeit doch lange nicht ſo ſehr, als ihre Vorgänger in der Kunſt, das Publikum nach ſeinem Sinne zu ergötzen. Die Vorzüge ihrer Luſtſpiele beſtehen in einer wahrhaft komiſchen Compoſition, und in einer leichten, munteren und frappanten Darſtellung der Situationen und Charaktere; nur ſind freilich die Charaktere mit flüchtiger Weiberhand gezeichnet; den Situationen fehlt es

oft an Wahrſcheinlichkeit; die Compoſition iſt zuweilen ſo locker, als ob die Theile des Ganzen mehr zuſammen geheftet, als in einander gefügt wären; und der komiſche Effekt dieſer Luſtſpiele iſt in einer Hinſicht moraliſch. Dafür aber haben wenige engliſche Luſtſpieldichter durch einen ſo überraſchenden Gang der Intrigue, faſt im Geiſte des ſpaniſchen Theaters, ſich ausgezeichnet.

Centralbewegung iſt derjenige kreisförmige Lauf eines bewegten Körpers, mittelſt deſſen er immerfort nach der antreibenden Kraft, nach Außen, ſeine Richtung nimmt. Bei der krummlinigen Bewegung verändert das Bewegte ſeine Richtung ſtetig, d. h. ſo, daß es in jedem Punkte der Bewegungslinie eine von der vorigen abweichende Richtung bekommt, mithin, wenn es bis zum Anfangspunkte der Bewegung zurückkehrt, alle in einer Fläche möglichen Richtungen nach und nach annimmt. Wegen dieſer Stetigkeit in der Richtungsveränderung ſagt man von einem Körper, der ſich in einem Kreiſe oder einer Ellipſe bewegt, daß er ſich in derſelben Richtung bewege, und dies nicht mit Unrecht. Denn ob er gleich in der That die Richtung immerfort verändert, ſo thut er es doch nach einer beſtändigen Regel, oder immer auf dieſelbe Weiſe, und dieſe Identität der Richtungsveränderung kann dann auch als eine Identität der Richtung ſelbſt betrachtet werden. Ein Rad bewegt ſich deßhalb im Kreiſe, weil es durch die Axe in ſeinen zirkulirenden Schwingungen gegen den Mittelpunkt gezogen wird. Den feſten Punkt, um welchen ein bewegter Körper ſeine krummlinige Bewegung nimmt, nennt man den Mittelpunkt der Kräfte, und die Kraft ſelbſt, wodurch dieſe Richtung bewirkt wird, die Centripetalkraft, diejenige mit welcher ſich der Körper von dem Punkte ſeiner Richtung zu entfernen ſucht, die Centrifugalkraft, und die zirkulirende Bewegung ſelbſt die Centralbewegung. (S. Centralkräfte.)

Centralfeuer. Die Ausbildung dieſes Begriffes verdanken wir hauptſächlich den Pythagoräern. Dieſe Kosmophyſiker dachten ſich die Welt als ein harmoniſch geordnetes Ganzes, beſtehend aus zehn großen Körpern (nach der Dekadik), welche ſich um das Centrum in harmoniſchen Verhältniſſen bewegen. Das Centrum oder Centralfeuer (Sonne), (auch Jupiters Wache, und Monas) war ihnen das Vollkommenſte in der ganzen Natur, das Prinzip der Wärme und daher auch des Lebens, welches Alles durchdringt und belebt. Die Seele war ihnen ein Ausfluß aus dem Centralfeuer, beſtehend aus warmem und kaltem Aether, welcher ſich mit jedem Körper verbinden kann. In der Folgezeit bezogen die Phyſiker dieſen Begriff auf die Wärme im Innern der Erde, welcher von der Sonnenwärme bis in gewiſſe Theile ihrer Tiefe fortgepflanzt wird.

Centralkräfte nennt man die Zuſammenwirkung der Centripetal- und Centrifugalkraft, welche die Centralbewegungen zu Stande bringen. Die Schwere iſt die Centripetalkraft, und die bewegende Kraft, die den Körper ſeitwärts treibt, die Centrifugalkraft. Die Phyſiker ſind über die Wirkungen der Centralkräfte nicht einig; indem ſie die Centrifugalkraft, die man aus einem, an einen Faden gebundenen und herumgeſchleuderten Stein, welcher den Faden ſpannt, und ſich von der Zirkellinie entfernt, erkennen kann, für eine mathematiſche Idee erklären, vergeſſen ſie, daß ſie auf dem reinen Standpunkte der Phyſik, und nicht in dem Felde ſpeculativer Träume ſtehen.

Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Mainz. Die Schneelawinen Rußlands hatten den Coloß von Frankreich 1812 gebrochen. Deutſches Volk, jung und alt, war zum Freiheitskampfe gezogen, und hatte auf den Saatfeldern von Blut und Leichen ſeine alten Fürſtenthrone wieder aufgerichtet. Die Könige waren entzückt über die treue Anhänglichkeit und die ruhmvollen Großthaten ihrer Völker, und um ſie noch feſter an ihre legitimen

Regentenhäuſer zu knüpfen, wurde ihnen eine neue, dem gegenwärtigen Zeitgeiſte entſprechende Staatsverfaſſung, d. h. eine landſtändiſche Organiſation verſprochen. Die Freiheitsraſerei im deutſchen Heldenkriege konnte in dem Kampfe gegen die Napoleon'ſche Herrſchaft nicht ihre volle Criſis beſtehen; die Zeit war zu kurz dazu. Jetzt nahm dieſer noch fort brauſende Enthuſiasmus die Idee einer neuen Reichsverfaſſung, mit allen Reizen einer excentriſchen Phantaſie ausgeſchmückt, in die Köpfe der Jugend auf. Ideale einer platoniſchen Republik verwirklicht zu ſehen, war das Geringſte unter den Erwartungen. Geſteigerter ward die Spannung durch den 13. Artikel der Bundesakte, ſo wie durch den Umſtand, daß Naſſau, Baden, Würtemberg, Bayern ꝛc. dem Volkswillen durch eine Repräſentativ-Verfaſſung entgegen kamen. Die übrigen noch unbefriedigten Völker brannten vor Ungeduld, und riefen laut nach der Grundlage der verheißenen Verfaſſung. Der harte Cenſurzwang hatte ſeine Feſſeln abgeſtreift, und in dem ungewohnten freien Felde verſuchten nun exaltirte Schriftſteller ihre gewandten Federn, und ſchütteten, da der Staat die Gränzen wegen Preßmißbrauch nicht feſt beſtimmt hatte, nun gar das Kindlein mit dem Bade aus. Die literariſche Sprechfreiheit wurde zu einem Fechtboden, und das Ziel ihrer Hiebe war der Wunſch der Nation und die Theorien der beſten Volksverfaſſung. Dieſes buntfarbige Treiben wurde noch vermehrt durch den geſunden, aber unciviliſirten Geiſt der Studirenden, welche auf den Univerſitäten über der ritterlichen Rohheit des Mittelalters den Geiſt humaner Bildung aus dem Auge verloren hatten. Zum zweitenmal ertönte der Ruf der Freiheit, und der Jüngling, der auf dem Felde der Thaten Alles mit angeſtaunt, und auf dem politiſchen Theater ſeine eigene Rolle in dem großen National-Trauerſpiele mit durchgeführt hatte, kehrte nun in die Hörſäle der Wiſſenſchaften zurück, und verbreitete mit dem myſteriöſen Geiſte einer düſtern Romantik den Fanatismus politiſcher Ideen. Dieſer religiöſe Republikanismus einer verderbenſchwangern Freiheit zeigte zuerſt ſeinen ungebundenen Muthwillen bei der Feier des dritten Reformations-Jubelfeſtes bei dem Oktoberfeuer auf der Wartburg. Da traten Stourdza und Kotzebue gegen das Palladium der deutſchen Univerſitäten auf, und die Studentenwelt wurde dermaaßen über dieſe Anſchläge der Finſterniß entrüſtet, daß Sand die irrigen Meinungen des Kotzebue mit dem Dolche widerlegte. Man ahnete einen geheimen Bund, den ſogenannten demagogiſchen. Es wurden die Turnplätze geſchloſſen; Oken und Fries verloren ihre Stellen, und in Folge einer diplomatiſchen Unterredung zu Töplitz wurden auf allen Univerſitäten Curatoren ernannt, welche das Recht hatten, ſogar die Manuſcripte der Profeſſoren durchzuſehen, ob kein demagogiſcher Geiſt darin ſpuke. Görres Schrift: Deutſchland und die Revolution, welche voller Invectiven gegen manche Regierung war, vermehrte die Beſorglichkeit der deutſchen Fürſten, und ſo wurde im März 1820 die Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Mainz ernannt. Sie beſteht aus ſieben Mitgliedern, von Oeſterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Darmſtadt und Naſſau; ſie beſchäftigt ſich mit Unterſuchung dieſer demagogiſchen Verbindungen, und hat das Recht, jedes verdächtige Mitglied in den deutſchen Bundesſtaaten verhaften und nach Mainz abführen zu laſſen. (S. demagogiſche Umtriebe).

Central-Verwaltung in Deutſchland und Frankreich, unter dem Präſidium des Freiherrn von Stein nennen wir die, ſeit dem 21ſten October 1813, nach der Völkerſchlacht, von Oeſterreich, Rußland, Preußen, Großbrittannien und Schweden, getroffene Uebereinkunft, eine Interims-Adminiſtrativ-Behörde über die von der hohen Coalition occupirten herrenloſen, oder dem Bunde nicht beigetretenen Staaten niederzuſetzen, um ſie Namens der höchſten Häupter einſtweilen zu regieren. Der Miniſter.

B. von Stein war das Haupt dieſer Central-Verwaltung. Unter ihm ſtanden General-Gouverneurs, welche in Verbindung mit den geſetzlichen Landesbehörden, die dem Bunde der Alliirten verpflichtet waren, die Staaten einſtweilen regierten, und nach Verlauf eines jeden Monats eine genaue Ueberſicht über ihre Adminiſtration an die Centralbehörde einſandten. Von Stein hatte beinahe unbedingte Vollmacht in Anſehung der Verfügungen über dieſe Staaten, und nur in zweifelhaften Fällen mußte er ſich die Entſcheidung bei dem Miniſterialrathe im Hauptquartiere, an deſſen Spitze der preußiſche Staatskanzler, Fürſt von Hardenberg, ſtand, einholen. Das Geſchäft der Central-Verwaltung beſtand darin, darüber zu wachen, daß die von den kleinen Bundesſtaaten an die höchſten Souveraine in Verträgen ausgeſprochenen Verbindlichkeiten erledigt würden. Sie hatten demnach die Oberaufſicht 1) über die Natural-Lieferungen, 2) über die baaren Kriegsbeiträge, 3) über das Lazarethweſen, und 4) über den Heerbann jener Fürſten, um die Waffen der Alliirten zur Abſchüttelung des franzöſiſchen Joches zu unterſtützen. Ueber das Königreich Sachſen regierte der ruſſiſche General-Lieutenant, Fürſt Repnin; über das Großherzogthum von Frankfurt und das Fürſtenthum Iſenburg der Prinz Philipp von Heſſen-Homburg; und das Großherzogthum Berg verwaltete der preußiſche Generalmajor, Fürſt von Solms-Lych; alle in der Eigenſchaft von General-Gouverneurs. Daß die übrigen kleinen Staaten Deutſchlands dieſer Central-Verwaltung nicht untergeordnet waren, rührte daher, weil ſie unter der Bedingung, jede beliebige Veränderung ſich gefallen zu laſſen, welche die Reorganiſation Deutſchlands in der Folge erheiſchte, ſich hatten in den Völkerbund aufnehmen laſſen. Nachdem die Alliirten jenſeits des Rheins feſten Fuß gefaßt hatten, dehnte die Central-Verwaltung auch über dieſe eroberten Länder, mit Ausnahme von Elſaß, wo Fürſt Wrede eine Adminiſtrativbehörde niedergeſetzt hatte, ihre Wirkſamkeit aus. Durch ein Statut vom 12ten Januar 1814, wodurch die genauſte Verknüpfung zwiſchen den Militär- und Civilbehörden bezweckt werden ſollte, wurden dieſe überrheiniſchen Länder in drei Linien abgetheilt, von welchen jede wieder in 4 Gouvernements zerfiel. Die erſte Linie erſtreckte ſich von Baſel bis nach Paris, die zweite vom Mittelrhein bis zu dieſer Hauptſtadt, und die dritte vom Niederrhein bis nach dieſem Kaiſerſitze. Nach Unterzeichnung des Pariſer Friedens, ſeit dem 15ten Juni 1814, hatte die Thätigkeit der Central-Verwaltung über dieſe transrhenaniſchen Länder ein Ende, und nach dem Wiener Congreß wurde ſie durch die Ländervertheilung gänzlich aufgelöſt. Vergl. über dieſe Central-Verwaltung die 1815 bei Reimer (von Eichhorn) verfaßte Schrift, welche zwar einſeitige, jedoch treffliche Bemerkungen über jene wichtige Zeitperiode enthält.

Centrifugalkraft, ſ. Centralkräfte.

Centripetalkraft, ſ. Centralkräfte.

Centurie nannten die Alten eine Abtheilung von 100 (centum) Mann. Sie waren daſſelbige bei den Römern, was die Compagnienabtheilungen bei unſern heutigen Heeren ſind. Die Zahl beſchränkt ſich nicht genau auf hundert; denn ſo, wie die Legion zu- oder abnahm, verminderte oder vermehrte ſich die Zahl der in der Centurie begriffenen Mannſchaft (ſ. Cenſus).

Centurien (magdeburgiſche). Unter dieſem Namen begreift man die erſte Kirchengeſchichte, welche von den Proteſtanten bearbeitet wurde. In den erſten Jahren der Reformation hatten die Theologen zu viel anderwärtige Geſchäfte, die größtentheils in theologiſchen Streitigkeiten beſtanden, um der Kirchengeſchichte eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen zu können. Im J. 1552 faßte daher Flacius den Entſchluß, in Verbindung mit einigen andern, ein großes Werk über die Kirchengeſchichte zu ſchreiben. Schon der Gedanke war kühn, und wurde mit ſo vieler Beharrlichkeit und Geſchicklichkeit, und in einem ſol-

chen Umfange ausgeführt, daß man die Verfaſſer des Werkes, und vornehmlich den Haupturheber und Leiter des Ganzen, nicht anders, als bewundern kann. Zu Magdeburg wurde der Anfang mit dieſem Werke gemacht, und bis in den fünften Band fortgeſetzt, nachher an verſchiedenen Orten, beſonders zu Wismar weiter bis an das Ende des 13 Jahrhunderts fortgeführt, während Flacius ſelbſt verſchiedene Aufenthaltsörter hatte, und zum Theil unſtät und flüchtig in der Welt umherirrte. — Das Ganze wurde nach Jahrhunderten abgetheilt, jeder Band ſollte eine Centurie (einen Zeitraum von hundert Jahren) enthalten. Die eigentlichen Mitarbeiter waren Joh. Wigand und Math. Juder, Prediger zu Magdeburg, Baſil. Faber, Andr. Corvinus und Thom. Holzhüter. Man gab ſich alle Mühe, gedruckte Schriften, Urkunden und Manuſcripte für dieſes Werk zuſammen zu bringen. Man eröffnete zu dieſem Zwecke eine große Korreſpondenz. Flacius ſelbſt reiſete weit umher, unterſuchte insbeſondere die Bibliotheken in den Klöſtern, und ſoll nicht ſelten daſelbſt Blätter aus den Büchern geriſſen und Handſchriften mitgenommen haben. Eben ſo reiſeten auch Andere umher, um Materialien für dieſes Werk zu ſammeln. Die Arbeit wurde nach einem gewiſſen Plane vertheilt. Es wurden fünf Direktoren ernannt, welche Arbeiter annahmen und beſoldeten, und ſelbſt mitarbeiteten. Sieben junge angehende Gelehrte mußten nach der ihnen vorgeſchriebenen Methode aus den beſten Schriftſtellern Auszüge machen, zwei andere ältere und gelehrtere trugen die Auszüge in gewiſſe Klaſſen ein; was auf dieſe Art eingetragen war, wurde den Direktoren vorgelegt; es durfte nichts geſchrieben werden, wovon nicht der erſte Abriß von ihnen war unterſucht worden, erſt alsdenn wurde es zuſammengeſetzt. War ein ganzer Abſchnitt fertig, ſo wurde er noch von den Direktoren durchgeſehen und verbeſſert; endlich wurde die ganze Centurie, oder ein ganzer Abſchnitt derſelben, von einer Perſon zuſammengeordnet und vollends ins Reine gebracht. So waren alſo außer den Direktoren zehn Arbeiter. Ein ſolches Unternehmen koſtete beträchtliche Geldſummen. Die Unternehmer wandten ſich daher an Fürſten und andere begüterte Perſonen und Geſellſchaften; ſie erhielten Unterſtützung von den Königen von Schweden, Dänemark und Böhmen, von den Herzogen von Sachſen, von den Fürſten zu Anhalt, von den Städten Augsburg, Nürnberg und Lindau und vielen Adelichen und Bürgerlichen. Da die Unternehmer ſtrenge Lutheraner waren, ſo machte ihnen die zahlreiche Partei der Melanchthonianer Vieles zu ſchaffen. — Den Begriff der Kirchengeſchichte dehnten ſie weiter aus, als vor ihnen je geſchehen war. In jeder Centurie waren 16 Abtheilungen, wovon in jeder ein beſonderer Stoff behandelt wurde. Sie weiſen die Quellen ihrer Erzählungen ſorgfältig nach; ſie ſuchen die Reformation aus der Geſchichte zu rechtfertigen, und das Papſtthum aus derſelben zu widerlegen. Obgleich ſie ſich manche Unrichtigkeiten zu ſchulden kommen, ſich oft durch unechte Urkunden hintergehen laſſen, und ihre Kritik noch nicht ſcharf und durchgreifend genug iſt, obgleich ſie einen polemiſchen Ton führen, oft auch aus Partei- und Streitgeiſt Thatſachen entſtellen, die katholiſche Kirche und ihre Vorſteher ungerecht beurtheilen, und manche Begebenheit mit beſchränktem Blicke betrachten und einſeitig darſtellen; ſo ließ ſich dies faſt in damaligen Zeiten und Umſtänden, und bei der damaligen Erziehung, Bildung und Denkweiſe dieſer Männer nicht anders erwarten. Wigand hatte die vierzehnte Centurie bis zur ſechszehnten Centurie ſchon ausgearbeitet; ſie ſind aber niemals gedruckt, man weiß auch nicht, wohin die Manuſcripte gekommen ſind. — Das Werk, welches die Verfaſſer ſelbſt bis zur vierten Centurie auch ins Deutſche überſetzt haben, erregte in der proteſtantiſchen Kirche ungemein das Studium der Kirchengeſchichte. Lucas Oſiander gab einen Auszug davon, nebſt ei-

ner Fortſetzung, bis an das Ende des 16 Jahrhunderts in 9 Quartbänden heraus. Dieſer Auszug wurde ins Deutſche und Schwediſche überſetzt, und aus demſelben wurde von Joh. Valentin Andreä ein deutſches Compendium der Kirchengeſchichte gezogen. Man hat ſpäterhin theils Vorſchläge und Verſprechungen gethan, theils Hand angelegt, das Werk theils zu verbeſſern, theils fortzuſetzen. Zu Helmſtädt bekam eine Zeitlang ein Profeſſor der Theologie einen beſondern Gehalt zur Fortſetzung deſſelben; auch haben wirklich Gebh. Theod. Meier und Joh. Andr. Schmid daſelbſt Anſtalt dazu getroffen, ohne jedoch etwas zu Tage gefördert zu haben. Indeſſen müſſen die magdeburgiſchen Centurien immer als die Grundanlage der proteſtantiſchen Kirchengeſchichte angeſehen werden. Vergleiche den Art. Baronius.

Chephalus, ein Sohn des Deion und der Diomede, und Gemahl der Prokris. Ovid in ſeinen Verwandlungen erzählt uns von ihm Folgendes: Als er einſt auf dem Berge Hymettus Netze ausſpannte, erblickte Aurora den ſchönen Jüngling, ward von Liebe gegen ihn entflammt, und riß ihn gewaltſam mit ſich fort. Aber weder das roſige Antlitz, noch die himmliſche Geſtalt der Göttin konnte den treu Liebenden reizen, den Schwur der Liebe zu brechen, den er kurz vorher ſeiner Braut dargebracht hatte. Aurora, darüber entrüſtet, entließ ihn daher mit den Worten: „Einſt wirſt Du wünſchen, Deine Prokris nie geliebt zu haben.“ Sie ſandte darauf Eiferſucht in ſein Herz, die ihn antrieb, ſeine Gemahlin auf die Probe zu ſtellen. Zwar widerſtand ſie anfangs jeder Verſuchung mit unbeſcholtenem Sinne, gleichwohl brachte ſie in der Folge der Glanz des Goldes zum Wanken. Als ſie aber darauf die Tücke ihres hämiſchen Gatten gewahrte, entfloh ſie voll Schauer in die Gebirge, aus welchen ſie nur durch anhaltende Bitten des Cephalus, der jetzt ſeine Eiferſucht bereute, zurückzubringen war. Da die Jagd ſeine Lieblingsbeſchäftigung war, ſo verehrte ſie ihm einen Wurfſpieß, den ſie von Diana erhalten hatte, und lebte mehrere Jahre in ſeliger Eintracht mit ihm. Oft wenn er von der Jagd ermüdet im Schatten ausruhte, rief er: Aura (Luft) komm, und kühle meine Glut! Prokris hörte es, und im Wahne, Cephalus rufe einer Nymphe dieſe Worte zu, ſchleicht ſie ihm nach in den Wald. Er hört ein Geräuſch, glaubt, es ſey ein Wild, und wirft das Todesgeſchoß in die Bruſt ſeiner Geliebten.

Cerachi (Joſeph), ein berühmter Bildhauer und Zögling Canova's, wurde zu Rom geboren. Durch ſeine plaſtiſchen Werke hatte er ſich ſchon Celebrität erworben, als ihn der Geiſt des heftigſten Republikanismus aus ſeiner Werkſtätte in das politiſche Treiben ſtürzte. Er ging nach Wiederherſtellung des päpſtlichen Regiments mit mehrern ſeiner Anhänger nach Paris. Hier erhielt er von dem damaligen Conſul Napoleon den Auftrag zur Modellirung ſeiner Büſte. 1800 ließ er ſich mit mehrern gleichgeſinnten Carbonaris in jene merkwürdige Verſchwörung gegen Napoleon ein, wurde aber in der Oper mit ſeinen Verbündeten, Arena, Damerville, Topino und Lebrün gefangen genommen, vor Gericht geſtellt, des Mordverſuchs überwieſen, und im Februar 1801 hingerichtet. Die Bildhauerkunſt verlor in ihm einen Nebenbuhler Canova's, und einen Prieſter, welcher den Meißel mit wahrhafter Meiſterſchaft führte.

Cerama hießen bei den Griechen alle aus gebrannter Erde verfertigte Gefäße, deren man ſich bei Tiſche ſowohl auch als zu Speiſe-Behältern bediente. Ins graueſte Alterthum geht die Erfindung derſelben, und man hielt ſie zum Gebrauche für die Geſundeſten. Der ſteigende Luxus und die mit der Zeit fortſchreitende Kunſt erhöheten in der Folge den Preis und die Schönheit dieſer Gefäße außerordentlich. Athenäus erzählt uns, daß manche derſelben aus einer, mit koſtbaren und wohlriechenden Specereien durchkneteten, und

mit Wein beſpengten, Erde ſeyen gebrannt worden, und daß die Roſentöpfe, deren Ariſtoteles gedenkt, von ihrem Roſengeruche den Name erhalten hätten. In den ſpätern Zeiten trieben die Römer mit dieſem irdenen Geſchirre eine ausſchweifende Pracht und eine wahre Verſchwendung; ſo erzählt Plinius von einer ungeheuren irdenen Schüſſel, welche Vitellius in einem ausdrücklich dazu erbauten Ofen für ungefähr 30.000 Thaler backen ließ, und die er wegen ihrer Größe den Schild der Minerva nannte. Nachdem man anfing, auch goldener und ſilberner Gefäße bei der Tafel ſich zu bedienen, ſo fuhr man auch da noch fort, mit der Benennung: Ceramata, auch ſelbige zu bezeichnen, als ſchon längſt der Thon durch edlere Metalle verdrängt war.

Cerberus, von Heſiod der Sohn des Typhon und der Echidna genannt, ein dreiköpfiger und mit einer Schlangen-Mähne und einem Drachen-Schweife verſehener Hund, iſt nach der Mythologie der Alten, der Wächter am Hades. Er lag vor dem Pallaſte des Pluto, und geſtattete Jedem den Eingang; wer aber heraus gehen wollte, den zerriß und verſchlang er. Er lag an hundert Ketten, raſſelte und brüllte, daß das Todtenreich erzitterte. Nur mit aus Mohn und Honig zubereiteten Kuchen, die man ihm in den Rachen warf, war er zu beruhigen. Von ſeinem Geifer entſtand das Giftkraut Aconitum.

Cerebralſyſtem heißt die Lehre vom Gehirne und deſſen Nerven.

Ceremoniel iſt überhaupt die durch Geſetze oder Herkommen beſtimmte Art des äußern Betragens in den verſchiedenen Verhältniſſen mit andern Menſchen. Vorzugsweiſe aber nennt man die feſtgeſetzten Gebräuche, die an Höfen der Fürſten und Großen beobachtet werden, Ceremoniel. Der Urſprung dieſer großen Kleinigkeiten muß man am griechiſchen Kaiſerhofe zu Conſtantinopel ſuchen, obgleich die früheren, vorzüglich aber die letzten ſchwachen Kaiſer Roms ſchon eine Art von Ceremoniel eingeführt hatten. Unter den fränkiſchen Königen ahmte vorzüglich Carl der Große das prachtvolle Ceremoniel des griechiſchen Kaiſers nach, doch dieſes nur bei feierlichen und außerordentlichen Gelegenheiten, wenn er ſich z. B. den auswärtigen Geſandten als Monarch zeigte, wo es dann ſeine Würde gleichſam foderte; übrigens war in dem gewöhnlichen Leben alles Ceremoniel von ſeinem Hofe verbannt; denn Carl war Hausvater, Freund und Rathgeber. — Seit der Vermählung des Kaiſers Otto II. mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania fand das griechiſche Hofceremoniel in Deutſchland vorzüglich Eingang. Durch das ganze Mittelalter hat ſich daſſelbe bei uns erhalten, bis es zu Carls V. Zeiten durch viele angenommene ſpaniſche Gebräuche theils vermiſcht, theils ganz abgeändert wurde. Eigentlich hat kein Staat einen Vorrang vor den übrigen; da aber Schwächere den Schutz und die Freundſchaft Mächtigeren ſuchen, ſo entſteht dadurch ein Vorrang des Einen vor dem Andern. Dadurch hat ſich nach und nach ein Völkerceremoniel gebildet, auf deſſen Beachtung man oft weit mehr ſah, als auf die Erfüllung der heiligſten Verträge. Dahin gehören 1) Titel des Regenten, 2) Ehrenbezeugungen dieſem Titel und Rang gemäß. Als wegen des Vorranges der Regenten unter ſich oft Streitigkeiten entſtanden, warfen ſich die Päpſte als Schiedsrichter auf, und merkwürdig iſt die Rangordnung der europäiſchen Mächte, welche der Papſt Julius II. durch ſeinen Ceremonienmeiſter Paris de Craſſis 1504 bekannt machte. Ungeachtet dieſe Rangordnung ſehr unvollkommen war, und nie allgemein ananerkannt ward, ſo lag doch darin ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, indem einige Staaten, die darin begünſtigt waren, ihre Vorzüge darauf ſtützten. — Zwar würde ein vieljähriges Studium erfodert werden, wenn man das Ceremoniel aller Regentenhäuſer Europens genau kennen lernen wollte; denn Auguſtinus Patricius Piccolominus ſchrieb, nachdem er 20 Jahr das Amt eines Ceremonienmeiſters in Rom verwaltet hatte, ſein Ceremo-

niale Romanum, welches zwei Quartbände faßt. Welch ein foliantenreiches Werk müßte jenes werden, welches die Beſchreibung des ſämmtlichen Ceremoniels aller andern Fürſtenhäuſer Europas enthalten ſollte! — Unendlich weit ausgedehnter iſt das Ceremoniel an den Höfen aſiatiſcher Großen, welches ſich bis auf die unbedeutendſten und lächerlichſten Kleinigkeiten erſtreckt. — Uebrigens umfaßt das Ceremoniel vorzüglich die Rangordnung der Fürſten unter ſich, und ihrer Geſandten an auswärtigen Höfen. Der Rangſtreit der Geſandten bei Abſchließung des weſtphäliſchen Friedens, der über das Vor- und Nachfahren auf den Straßen, über das Sitzen am Tiſche ꝛc. ſo lange dauerte, liefert trefflichen Stoff zu einer Comödie; und es iſt zu wundern, daß dieſe Materie, ſo viel uns bekannt, dem Theater noch nicht iſt dienſtbar geworden; — dann begreift das Ceremoniel auch wohl die Titulaturen, mit denen ſich jeder vertraut machen muß, der etwas bei den Höfen zu ſuchen hat. — In den neuern Zeiten haben die chriſtlichen Monarchen Europens das geſammte Ceremoniel zu vereinfachen geſucht; zwar bleibt dennoch eine große Maſſe von nichtsſagenden Titeln übrig, welche nur die Luft erſchüttern, und das Papier verderben, die aber auch füglich und nützlich ins Schattenreich verbannt werden könnten.

Ceremonien. So heißen gewöhnlich die äußeren Gebräuche, die auf die Religion und den Gottesdienſt einen Bezug haben. In einer vorzüglichern Bedeutung ſtehen die Ceremonien der catholiſchen Kirche, wo ſie die Zeit und die Umſtände, wie z. B. bei der Verwaltung der Sacramente, gleichſam geheiligt haben. Warum aber dieſe Kirche mehrere oft glänzende Ceremonien bei dem Gottesdienſte überhaupt beſtimmt hat, liegt ganz in der Natur des Menſchen. Denn ſo lange der Geiſt in dem ſinnlichen Körper eingeſchloſſen bleibt, oder ſo lange der Menſch Menſch bleibt, kann der Geiſt nur ſchwierig einen Aufflug zu dem Ueberſinnlichen, zu dem Göttlichen, wagen; denn er bedarf einer Kraft von Außen, oder eines Etwas, das ihn für das Höhere beflügelt. Dieſe Wahrheit finden wir in der Geſchichte aller Zeiten beſtätigt; denn was anders begeiſtert den Dichter, den Redner? ſelbſt die heiligen Seher im alten Bunde mußten durch Viſionen losgebunden werden von dem Sinnlichen, um begeiſtert das Göttliche und die Zukunft verkündigen zu können. Nichts anders beabſichtigte auch die catholiſche Kirche bei Anordnung der Ceremonien, als Auferbauung und Erhebung des Herzens zu Gott. Deswegen prangen ihre Tempel in ſtrahlender Majeſtät. Auch wollen die Catholiken nicht von dem Vorwurfe des Propheten Agäus (Haggai) getroffen werden, welchen dieſer den ſaumſeligen Juden machte, wenn er ſagt: „Ihr wohnt in getäfelten Häuſern, indeß das Haus des Herrn öde ſtehen muß." **Conſtantin der Große**, der Erſte unter den chriſtlichen Kaiſern, ließ es ſich daher aufs Eifrigſte angelegen ſeyn, herrliche Tempel zu erbauen, und ſie mit köſtlichen Gefäßen, ſo wie die Kirchendiener mit gehörigem Ornate zu ſchmücken, damit die äußere Pracht auf die hohen Geheimniſſe aufmerkſam machen möchte, welche da gefeiert wurden. Es iſt ja bekannt genug, welche Gemüthserhebung die gothiſchen Dome in ihrer coloſſalen Majeſtät bei jedem erregen; welche Gefühle überhaupt die herrlichen Tempel ſowohl, als der mit Würde des Gegenſtandes unſerer Anbetung, wo möglich, im Verhältniß ſtehende Gottesdienſt in unſerm Innern anregt. Gewiß, wem einmal dieſes Erhabene des Gottesdienſtes die Seele durchbebt hat, wird die bei den Catholiken üblichen Ceremonien ferner nicht als unnöthig erklären. Immerhin mögen Philoſophen ſich in ihren abſtrakten Ideen gefallen; allein andächtige Anbeter und warme Verehrer der chriſtlichen Religion werden ſie nie ſeyn können, eben ſo wenig, als ſie Andere durch ihre Lehre begeiſtern werden. — Uebrigens darf keiner in der catholiſchen Kirche die einmal feſtgeſetzten Cere-

monien bei gottesdienſtlichen Handlungen willkührlich verändern (Conc. Trid. Sess. VII. Canon. 13). Daß aber die Kirche, nach Zeitumſtänden und Gutbefinden, einige Ceremonien abſchaffen und andere einführen kann, bedarf wohl keiner weitern Auseinanderſetzung.

Ceres, die blonde Tochter des Kronos und der Rhea, bei den Griechen Demeter und Deo genannt. Sie wurde unweit der Stadt Eua in Sizilien geboren. Sie war Jaſions Geliebte, von dem ſie ſich auf einem zur Saat bearbeiteten Acker umarmen ließ, und ihm den Plutos, den Gott des Reichthums, gebar. Zeus aber, der die Ceres ebenfalls liebte, und mit ihr die Perſefone (Proſerpina) zeugte, ward eiferſüchtig auf ihn, und tödtete ihn mit ſeinem Blitze. Perſefonen aber, ihr geliebtes Kind, verlor ſie ſehr frühe. Denn als dieſe einſt mit den Geſpielen ihrer Kindheit auf den blumigen Wieſen Siziliens Roſen, Krokos, Violen und Hyazinthen pflückte, öffnete ſich plötzlich die Erde; Pluto, der Gott der Unterwelt, fuhr auf ſeinem Wagen empor, und entriß ſie, von Liebe entflammt, aus dem ſchönen Lichte der Sonne in den finſtern Orkus. Die Mutter, wegen des Verluſtes ihrer Tochter von Schreck und Schmerz übermannt, riß ſich die Binde vom Haupte, hüllte ſich in einen ſchwarzen Schleier, und irrte über Höhen und Thäler, eine brennende Fackel in der Hand, den Aufenthalt des geliebten Kindes zu erſpähen. Nach langem, vergeblichem Suchen entdeckte ihr endlich Helios, vor deſſen allſehendem Auge Nichts verborgen bleibt, daß Pluto ſie geraubt habe mit dem Willen des Zeus, der ſie ihm ohne Vorwiſſen der Mutter zur Gemahlin beſtimmt hatte. Ceres, darüber erzürnt, verließ jetzt die Verſammlung der Götter, ſtieg vom Olymp zur Erde hernieder, und verbarg ihre Schönheit, daß weder Götter noch Menſchen ſie kannten. So kam ſie nach Eleuſis zum Könige Celeus, in deſſen Hauſe ſie den Dienſt einer Wärterin annahm. Dem Sohne des Königs, Demofoon, der in ihrer Pflege war, wollte ſie Unſterblichkeit und ewige Jugend geben; aber die Neugier und Thorheit der Metaneira, ſeiner Mutter, vereitelte ihre Abſicht. Darauf gab ſie ſich als Göttin zu erkennen, und befahl, ihr auf dem Berge der Stadt einen Altar und Tempel zu erbauen, in welchem ſie ſelbſt die heilige Feier und die Gebräuche ihres Dienſtes lehren wollte. Immer blieb Ceres indeſſen noch erzürnt, kehrte nicht zum Olymp zurück, und ſandte Hunger und Unfruchtbarkeit über die Erde. Da ſandte Zeus die Iris zu ihr herab, ihren Unmuth zu beſänftigen, und ſie nach dem Olymp zurückzuführen. Aber das wollte Ceres nur unter der Bedingung, daß Zeus ihre Tochter Perſefone dem Lichte der Oberwelt und ihr wiederſchenkte. Zeus ſandte alſo den Hermes in den Orkus hinab, um die Geraubte zurückzufodern. Dieſe hatte aber ſchon mit dem Pluto einen Granatapfel gegeſſen, und mußte daher nach der Fügung des Schickſals bei ihm verbleiben. Perſefone verweilte ſeitdem zwei Theile des Jahres in den Umarmungen ihrer Mutter im Olymp; einen Theil lebte ſie bei ihrem Gemahl in der Unterwelt, und kehrte mit jedem Frühlinge auf die Oberwelt zurück. Nun ſandte Zeus nochmals die Rhea zur Ceres, um ſie in die Verſammlung der Götter zurückzurufen. Jetzt ließ ſich Ceres überreden, und nahm die Unfruchtbarkeit von der Erde wieder hinweg. Ehe ſie aber Eleuſis verließ, ſchenkte ſie dem Triptolemos, dem Sohne der Metaneira, einen geflügelten und mit Drachen beſpannten Wagen, ſo wie das edle Getraide, damit er es über die ganze Erde ausſtreue, und ſeine Spuren allenthalben mit Segen begleite. — Das iſt nun die Mythengeſchichte der Ceres, die aus dem homeriſchen Hymnus an Demeter hergenommen iſt; nun wollen wir in Kürze noch angeben, wie Ceres gewöhnlich von bildenden Künſtlern dargeſtellt wird, und wie die Mythen von ihr und der Perſefone gedeutet werden müſſen. Man erkennt ſie leicht auf den Münzen des Alterthums, ſo wie in andern Arten der Darſtellung an dem Calathus,

einem geflochtenen geheimnißvollen Handkorbe; auch gehören zu ihren Attributen Aehrenkränze, Füllhorn, Werkzeuge des Ackerbaues u. ſ. w. Oft trägt ſie auch eine Fackel in der linken Hand, wodurch das Suchen nach ihrer Tochter ausgedrückt wird; in der rechten hat ſie dann auch wohl eine Sichel; und vor ihren Füßen winden ſich zwei Schlangen empor. Eine der ſchönſten Vorſtellungen der Ceres hat ſich auf einer Münze der Stadt Metaponte's erhalten, auf welcher ſie nebſt den Aehren und Blättern, gleich der Juno, mit einem erhabenen Diadem hinter den vordern Haaren, die ſich auf der Stirne in einer lieblichen Verwirrung zerſtreut erheben, dargeſtellt wird. Sie hat die hohe Geſtalt und das würdige Matronen-Anſehen mit der Juno gemein; doch iſt bei ihr Alles milder dargeſtellt, als bei jener. Ihr Auge iſt kleiner und ſanfterblickend, als das der großäugigen, erhaben blickenden Götter-Königin; die freie, große Stirn der ſtolzen Majeſtät fehlt ihr ebenfalls; ihre Stirne iſt niedrig, und oft mit Locken überhangen; anſtatt des kalten Ernſtes, der über das ganze Antlitz der Juno ausgegoſſen iſt, drückt das ihrige vielmehr Theilnahme und ein ſanftes Wohlwollen aus. — Urſprünglich bedeutete Ceres nichts anders, als die fruchttragende Erde, verſchieden von der Rhea ſowohl, als der Gaia oder der Erde überhaupt. Sie ward daher in der Folge das Symbol des Getraidebaues, und Alles deſſen, was darauf Bezug hat. Sie wurde die Göttin und Lehrerin des Ackerbaues; ihre Tochter Perſefone das Symbol des Samenkornes, das ein Drittheil des Jahres unter der Erde verborgen liegt, und zwei Theile des Jahres über derſelben ſproſſet und grünt. Nachdem der herumſchweifende Wilde mit dem Ackerbau war bekannt worden, wurde er an den Boden gefeſſelt; er bekam ein Vaterland; ſeine rohen Sitten wurden allmählig milder, und eine geſetzliche, bürgerliche Verfaſſung kam zu Stande. Deßhalb wurde Ceres im Alterthum auch als die Stifterin aller bürgerlichen Geſellſchaft verehrt. Damit die unſchätzbare Erfindung des Ackerbaues nicht verloren ginge, ſo knüpfte ein Weiſer heilige Weihe und feſtliche Prozeſſionen daran. So entſtanden die eleuſiniſchen Geheimniſſe, worüber wir in den Artikeln Eleuſis, Eleuſinen, mehr Aufklärung geben werden. Was die Mythe von der Sendung des Triptolemos, über die Erde die Fruchtſaat zu verbreiten, betrifft, ſo iſt das eine Dichtung, vom Nationalſtolze der Athener erfunden, welche behaupteten, daß alle Völker der Erde von ihren Gefilden den Samen zum Getraidebau erhalten hätten.

Cerinthus, ſ. Gnoſtiker.

Cerquozzi (Michel Angelo), auch Michel Angelo della Battaglie, ein ausgezeichneter italieniſcher Bambochiadenmaler (ſ. d. Art.), geboren zu Rom 1602, geſtorben 1660. Er war ein Nachahmer des berühmten Peter de Laar, und äußerſt geſchickt, alle Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens darzuſtellen, und mit vielem Geſchmak und leichtem Pinſel auszuführen. In ſeinen kleinen Darſtellungen ſind Zeichnung und Colorit vortrefflich; wagte er ſich aber an größere und ernſte Gegenſtände, ſo trug er das Gemeine in dieſe über. Er malte Früchte, Märkte, Schäfereien und Thiere ſehr gut, und erwarb ſich ein anſehnliches Vermögen.

Certe-Partie, auch Charte-Partyen, heißt ein ſchriftlicher Contract, welchen Schiffer mit denen, die ihnen Fracht geben, abſchließen, und worin beſonders feſtgeſetzt wird, wann und wo der Schiffer die Ladung einnehmen, wohin er ſie führen, wie lange er ſich an dem Orte, wo er ausladet, aufhalten ſoll, und dergl. mehr.

Cerutti (Guiſeppe Antonio Joachimo), geboren zu Turin 1738, verdankte den Jeſuiten ſeine Bildung, trat in ihren Orden ein, und wurde Profeſſor an ihrem Collegium zu Lyon. Schon früher verfaßte er zwei Reden, die eine, über die Verhinderung der Zweikämpfe, und die andere, warum die neuern Republiken nicht den Glanz der alten erlangt hätten. Beide literariſche Erſt-

linge wurden mit dem Preiſe der Akademie von Toulouſe und Dijon bekrönt. Hätte man den Cerutti nicht als den Verfaſſer der letztern Abhandlung gekannt, ſo würde man ſie dem Rouſſeau zugeſchrieben haben. Als man mehrere feindliche Maßregeln gegen die Jeſuiten ergriff, vertrat er öffentlich ihre Sache, und eröffnete die Bahn ſeines Ruhms mit der bekannten: Apologie des Jeſuitenordens. Kurze Zeit nach Erſcheinung dieſer Schrift nöthigte ihn der königliche Generalprokurator, die Statuten dieſes Ordens, welchen er eine ſo zelotiſche Schutzrede gehalten habe, abzuſchwören. Die ſchönen Antitheſen und blumenreichen Tiraden in dieſer Apologie machten ihn dem Dauphin bekannt, der ihn mit Auszeichnung aufnahm. Da ihm ſeine Verbindungen mit dem Hofe ſeine meiſte Zeit raubten, ſo ward ihm durch Vermittelung der Herzogin von Brancas ein anſtändes Aſyl unweit Nancy zu Theil, wo er 15 Jahre verlebte. Mit dem Ausbruche der Revolution (1789) befand er ſich in Paris, und lebte mit Mirabeau in der vertrauteſten Verbindung, auf den er in der Folge die Leichenrede in der Kirche zu St. Euſtache hielt. Darauf wurde er in den geſetzgebenden Körper berufen, bei welcher Gelegenheit er ſein: Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques ſchrieb. Als er im Februar 1792 ſtarb, ließ ihm zu Ehren die Municipalität von Paris eine Straße nach ſeinem Namen benennen.

Cervantes Saavedra (Miguel de), eines der glänzendſten poetiſchen Genies, welches die Treibhauswärme Spaniens erzeugte, wurde 1547 zu Alcala de Henares geboren. Mit dem ſiebenjährigen Knaben zogen die unbegüterten Eltern nach Madrid. In einer Schule dieſer Hauptſtadt, worin er ſeine Studien wie einen Erwerbszweig betreiben ſollte, riß ſich ſein kühner Gedankenflug von dem elterlichen Willen los, und folgte eigenmächtig den Regungen ſeines poetiſchen Genius, welcher ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt an die objective Dichtkunſt feſſelte. Allmählig wurde ſein Talent durch die dramatiſchen Darſtellungen des Lope de Runda, welcher, wie die Hiſtrionen Frankreichs, ſinnreiche Farçen auf einer elenden Bretterwelt aufführte, hervorgelockt, ihm aber, durch die Bemühungen ſeines Lehrers, Juan Lopez, mehr Wärme, Lebhaftigkeit und eine kunſtgemäßere Richtung verliehen. Kleine, durch äußere Berührungen ſeiner glühenden Begeiſterung entſtrömte Gelegenheitsgedichte waren die erſten Blumen, die er auf dem Parnaſſe pflückte, und die ſein Lehrer dem Publikum mittheilte, das denn dieſe erſten Muſenerzeugniſſe, zur Ermunterung des Dichters, mit nicht geringem Beifalle aufnahm. Die Klänge der poetiſchen Lyra werden gerne gehört, man rühmt ihre Fülle, aber der Lautenſchläger kann von dem bloßen Dunſte dieſes Weihrauchs nicht leben. Wie in aller Welt, ſo erging es auch jetzt dieſem pythiſchen Sänger Spaniens. Er verfaßte ein zahlloſes Heer von Romanzen, verſuchte ſich in den lyriſchen Dichtungsarten der Sonetten, und ſchrieb in der bukoliſchen Gattung einen Schäferroman, ſeinen Filena, die alle von der Leſebegierde gleichſam verſchlungen wurden. Aber dabei blieb es auch. Um den Vater dieſer lieblichen Kinder Flora's, ob er auf dem Lager der Dürftigkeit ſchmachtete, ob drückende Verhältniſſe ſeinen Geiſt niederbeugten? darum bekümmerte man ſich nicht. Und unſer Dichter mußte, da ihm bei der Theilung der Erde nichts, als der Umgang mit den Göttern, geworden war, ſeinem Vaterlande Lebewohl ſagen, um anderswo ſeinen Lebensunterhalt zu ſuchen. Er ſetzte ſeinen Wanderſtab auf die ſchönen Gefilde Italiens, und hier, wo einſt das auguſtiſche Alter blühte, fand auch dieſer ſpaniſche Horaz einen Mäcen in dem Cardinal Acquaviva. Doch die wiederkehrende Ebbe und Fluth Ein und Deſſelben in dieſem ruhigen Alltagsleben konnte ſeine einmal aufgeregte Phantaſie nicht befriedigen. Hinaus ins kriegeriſche Treiben ſtürzte er ſich, unter den Fahnen ſeines Königs, gegen die Türken und die räuberiſchen Corſaren. Hier beſiegelte er als Offi-

zier, wie unſer gefallene Körner, durch manche Großthat, ſeine Geſänge der Phantaſie mit dem Schwerte in der Wirklichkeit, mußte aber ſeinen kühnen Heldenberuf in der Seeſchlacht bei Lepanto (1572) mit dem Verluſte ſeines linken Armes bezahlen. Stolz auf dieſe rühmliche Verſtümmelung, betrat er ein Schiff, um nach ſeiner Heimath überzuſegeln. Unglückliche Winde, welche das Schiff an die Seeküſte warfen, rieſen die Corſaren aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und Cervantes wurde die Beute des raubgierigen Arnauten Mami. Wie einſt der Fabeldichter Aeſop, wurde er in Algier als Sklave verkauft, und lebte in dieſem demüthigenden und harten Stande acht Jahre. In dieſer drückenden Lage entwickelte, übte und ſtählte ſich ſeine Kraft; ſein Geiſt gewöhnte ſich, über dem unglücklichen Ereigniß ſeines Lebens zu ſchweben. Don Vincente de los Rios liefert uns in ſeiner Novelle: der Gefangene, ein wahrhaft romantiſches Gemälde von den muthigen, aber leider fehlgeſchlagenen Verſuchen, die der Sklave zur Wiedererlangung ſeiner Freiheit anwandte. Durch Auslöſung wurde endlich (1581) ſeine Rückkehr nach Spanien bewirkt. Jetzt lebte er in der Einſamkeit, nach einfach pythagoriſcher Weiſe, einer edlen Selbſtbeſchauung. Nur mit den Muſen pflegte er Umgang, die ihm die reichen Schachten ſeiner Phantaſie öffneten, und ihn zu einem Erzeugniſſe begeiſterten, deſſen öffentliche Erſcheinung die Gränzen aller Erwartung überſtieg. Es war ſein zweiter Schäferroman, die Galathea (1584), womit er ſeinen Eintritt in die poetiſche Laufbahn feierte. Die Geiſt- und Witzfunken, die mit allem Feuer poetiſcher Kraft aus demſelben hervorbrachen, überſtrahlten an Glanz und Ruhm alle ſeine frühern ſchriftſtelleriſchen Verſuche, namentlich aber bei Weitem ſeine idylliſche Zeichnung in der Filena. Nach Herausgabe dieſes Werkes nahm er eine Gattin. Größere Ausgaben, als bisher, leiteten ſeine Geiſtesrichtung auf die Bühne. Lope de Vega aber war in dieſer Dichtungsart der beliebte Tonangeber Spaniens, deſſen Gewebe von abenteuerlichen Geſchichten in ſeinen Dramen, ganz auf den ſpaniſchen Charakter berechnet, ihm die ungetheilte Gunſt der Nation erwarb. Cervantes wollte und mußte, wenn er Glück machen wollte, dieſem Beherrſcher der Theaterwelt den Rang ablaufen. Er verſuchte es auch, und ſchrieb in einem Zeitraume von zehn Jahren eine große Summe von Dramen, unter denen ſich: das Leben in Algier, ein Schauſpiel, auszeichnet; das Trauerſpiel Numantia aber, wie ein Firſtern erſter Größe hervorſtrahlt; dem Aeſchylos ſcheint es an Fülle der Kraft, an Pathos, Ausführung und Diktion in Nichts nachzuſtehen. Doch wollte es dem Dichter nicht gelingen, das Publikum von Lope de Vega abzulenken. Hierüber unwillig, verließ er die Schaubühne, und nährte ſich von einem Aemtchen in Sevilla. Bis zum Tode Philipps II. (1598) war wenigſtens ſeine Laute ganz verſtummt. Mit dem Regierungsantritte Philipps III. war der Damm des Vernunfthaſſes gebrochen, und aus der Dämmerung erhob ſich eine neue geiſtige Lebensperiode. Auch Cervantes trat wieder aus ſeiner Verborgenheit hervor, und ſchrieb um dieſe Zeit ſeine berühmten Novellen (Novelas exemplares). Aber ſein Don Quixote war es, womit er die Bahn zu ſeinem unſterblichen Ruhme brach. Die Idee zu dieſem echt klaſſiſchen Werke ſoll ihm eine Reiſe nach der Provinz La Mancha hergegeben haben, wo er in dem Dorfe Argameſilla mit den Einwohnern in Streitigkeiten kam, mißhandelt, und in ein Gefängniß geſetzt wurde, worin er den Anfang dieſes Romans bearbeitete. Welches Ereigniß ihn auch zur Niederſchreibung dieſes gefeierten Gedichts begeiſtert haben mag, ſo bleibt es doch wenigſtens ausgemacht, daß er mit der Geißel der feinen Satyre eine Umänderung des Geſchmacks, der Sitten und Denkart ſeiner Landsleute beabſichtete. Dem erſten Theile des Don Quixote, welcher im Jahr 1606 zuerſt in Madrid heraus kam, wurde

mit rauſchendem Beifalle geantwortet; allein die mittelloſe Vermögenslage des originellen Verfaſſers änderte ſich dadurch nicht. Neid, Mißgunſt und Bosheit verkappten ſich, und erhoben ihren Stachel gegen ein Werk, deſſen Tendenz ihr kurzſichtiges Auge nicht abſehen konnte. Die lange und faſt vergeblich erſehnte Fortſetzung des einmal erſchienenen Romans diente dem Alonſo Fernandez de Avallaneda zum Vorwande, eine Fortſetzung deſſelben heraus zu geben, die voller Invectiven gegen Cervantes war. Um dieſe Zeit beſchenkte er das Publikum mit ſeinen lehrreichen 12 Novellen, und mit ſeiner Reiſe nach dem Parnaß. Die erſtern eignete er dem Grafen von Lemos zu, der ihn unter ſeine Aegide genommen zu haben ſcheint. Nach langen Zwiſchenräumen erſchien denn endlich auch die unverfälſchte Fortſetzung ſeines Don Quixote, bei welcher die Stimmen der Finſterniß verſtummen mußten. In die letzten Zeiten ſeines kummervollen Lebens fällt der Roman Perſiles und Sigismunda, welcher aber erſt nach ſeinem Tode heraus kam. In Armuth endete er die harte Prüfungsſchule ſeines Lebens zu Madrid im Jahr 1616, in einem Alter von 69 Jahren. Ohne Geräuſch wurde er begraben, und nicht einmal ein Leichenſtein zeigt des unſterblichen Dichters Ruheſtätte. Gegen Ruhm war Cervantes nicht unempfindlich, aber ſeine Eitelkeit beſchränkte nicht ſeinen edeln, feſten und rein männlichen Sinn, der gerecht über eigene, ſo wie über fremde Fehler aburtheilte. Bei der Charakteriſtik ſeiner Werke ſteht der Don Quixote an der Spitze aller übrigen, und iſt gleichſam die Krone ſeiner Genialität zu nennen. Nur ein ſcharfſichtiger und geübter Menſchenkenner, vor deſſen Augen ſich die Tiefen des menſchlichen Gemüths aufgethan, und dem der üppige Reichthum einer volltönenden Sprache ganz zu Gebote ſtand, konnte Hand an ein ſolches Meiſterſtück der Romanenliteratur legen. Aus der Idee eines heroiſchen Phantaſten, welcher das fauſtrechtliche Ritterthum wieder herſtellen will, fließen alle charakteriſtiſche Situationen komiſcher Art, welche nur ein reich begabtes Genie mit echt burlesken Farben auszumalen im Stande war. Ein durchgängig wechſelſeitig verketteter charakteriſtiſcher Ton giebt dem Ganzen ein lebhaftes Colorit, und indem er gegen die Verkehrtheit einer falſchen Romantik gerichtet iſt, lebt und ſpielt er in dem Geiſte des echt Romantiſchen. Die Narrheiten und Thorheiten darin werden zu einem wahrhaftigen Exempelbuche der Wahrheit und Weisheit für den verdorbenen Geſchmack ſeines Zeitalters. Aber auch die Sprache iſt rein und correkt und von ſo edler Simplicität, daß man ſelbſt in den burleskeſten Situationen die Würde nicht vermißt. Seine lehrreichen Erzählungen ſind daſſelbige, was die des Boccaz (ſ. d. Art.) für die Italiener ſind. Es ſind kleine märchenhafte Aphorismen und Anekdoten in leicht erzählender Manier, wo uns die getreue Copirung der Natur für das Planloſe Entſchädigung gewährt. Die Geſchichte des gläſernen Licentiaten (Licencia do Vidriera) nennt man auch, weil ſie von Cervantes geſchrieben iſt; aber die Novelle vom ſchönen Zigeunermädchen (la Gitanilla) iſt poetiſcher Art. Aus dem Produkte ſeiner Jugend, dem Schäferroman Galathea, einer Nachbildung der Diana des Montemajor, und Gil Polo, kann man ſeine frühe Geiſtesrichtung entnehmen, und ſein Beſtreben, die Augen des Publikums auf ſeine Gedichte zu ziehen, deren er in dieſem Werke viele anbrachte. In der lyriſchen Dichtungsart ſchrieb er mit Leichtigkeit; ſchwerer fielen ihm die Formen der Sonette. Seine Reiſe nach dem Parnaß (Viage al Parnaso), in Terzinen verſifizirt, iſt ein würdiges Empfehlungſchreiben ſeiner launigen Satyre. Sein Trauerſpiel Numantia iſt ein echt tragiſches Stück mit allen Reizen des romantiſch Wunderbaren. In dem Verkehre von Algier (El trato de Argel) wußte er ſeinen allego-

riſchen Perſonen, der Noth und der Gelegenheit, keine Wärme zu geben. Der Roman Perſiles und Sigismunda, eine Nachahmung des Heliodor, welchen er kurz vor ſeinem Tode beendete, iſt zu überfüllt mit mährchenhaften Abenteuern aus Reiſen zu Waſſer und zu Lande. Unter den Deutſchen haben ſich Bertuch (1757), Tiek (Berlin 1799), und Soltau (Königsberg 1800) durch die Ueberſetzung von Cervantes's klaſſiſchen Werken verdient gemacht. Seine Novellen machte uns Soltau (Königsberg 1801. 3 Bde.), und das Trauerſpiel Numantia, Baron de la Motte Fouqué in dem Taſchenbuche für Freunde des Südens, Berlin 1810, bekannt.

Ceſari, (Giuſeppo) genannt der Ritter Giuſeppino, auch L'Arpino, ein ital. Manieriſt, geboren zu Arpino, und geſtorben zu Rom 1640. Als Knabe von 13 Jahren malte er eine Façade, die in Betrachtung ſeiner Jugend großes Erſtaunen erregte. Er begab ſich, voll Eifer, es weiter zu bringen, in Dienſt bei den Malern, die zur Zeit Gregors XIII. im Vatikan arbeiteten, rieb die Farben ꝛc. Da er ſich aber auszeichnete, ſo erhielt er von Zeit zu Zeit von den Päpſten Unterſtützung, und ſein Ruf ſtieg von Tage zu Tage, vorzüglich durch ein großes Werk, daß er in der Kirche alla Trinita de' monti ausführte, ſo daß er in der Folge eine erſtaunliche Menge Beſtellungen von Gemälden in Rom bekam. An einem der Gemälde, welche für die Feierlichkeiten des Jubeljahres 1600 beſtimmt waren, und welche ſeine beſten Werke ſind, arbeitete er, mit langen Pauſen, 40 Jahr. Ceſari hatte viel Feuer, und ſeine Werke fallen durch eine tumultuariſche Lebendigkeit in die Augen. Auch waren das ſeine Lieblingsgegenſtände, wo er freies Feld hatte, ein großes Gedränge von Menſchen und Pferden anzubringen; dabei beobachtete er die Natur im Geringſten nicht, und hatte ſich eine fehlerhafte Zeichnung und ein ſehr mattes Colorit angewöhnt. Demungeachtet hatte er ſich durch die Kühnheit ſeiner Compoſition den erſten Rang unter den damaligen Malern in Rom zu verſchaffen gewußt.

Ceſarotti (Melchior), ein berühmter Dichter ſeines Jahrhunderts, war 1730 zu Padua geboren. Sein lebhafter Geiſt erhielt zuerſt eine feſte Richtung durch Charrons berühmtes Buch Sagesse, welches ihm zufälliger Weiſe in die Hände fiel. Die echte Philoſophie, die in einem anſchaulichen Bilde in dieſem Werke verborgen liegt, übte lebenslänglich ihren Einfluß auf ihn aus. Nach ſeinen philoſophiſchen Studien betrat Ceſarotti das Feld der Juriſprudenz, und nach dieſem warf er ſich in die Arme der Theologie. Doch alle dieſe Fächer lieferten ſeiner kühnen Phantaſie wenig Ausbeute, und er kehrte wieder zum Studium der Philoſophie und Poeſie zurück. Noch in ſehr jugendlichem Alter wurde er Lehrer der Rhetorik an dem Seminar zu Padua. Seinen Beruf erfüllte er mit der größten Pünktlichkeit, und ſeine Mußeſtunden wandte er dazu an, ſich aus jedem Buche ſeiner Lectüre Excerpte zu machen, und Anmerkungen dabei zu ſchreiben. Auf dieſe Art bildete er eine Sammlung von Analyſen und Citaten aus der alten und neuen Literatur. Durch ſeine metriſche Uebertragung der Trauerſpiele: La mort de César und Mahomet von Voltaire, in die italieniſche Sprache begann ſein Name bekannt zu werden. Als Oſſians Geſänge von Macpherſon in London heraus kamen, und ihm ein Engländer mehrere Verſe davon überſetzte, erwachte die Neigung in ihm, die engliſche Sprache zu erlernen. In kurzer Zeit brachte ihn ſein reger Eifer dahin, daß er mehrere Verſe vollkommen verſtand, und nun vermogte er die ſämmtlichen Gedichte dieſes ſchottiſchen Sängers in 6 Monaten zu überſetzen. 1768 wurde er Lehrer der griechiſchen und hebräiſchen Sprache auf der Univerſität Padua. Seine Thätigkeit verwandte er jetzt auf die Ueberſetzung des Demoſthenes, und beſorgte die Herausgabe ſeines griechiſchen Curſus des Homers. Als 1796 und 1797 Italien jene merkwürdige Epoche erlebte, verfaßte er auf Be-

fehl des republikaniſchen Magiſtrats eine Schrift über die Unterrichtsmethode zur Verbeſſerung der Erziehung. Napoleon erhob ihn zum Ritter und Commandeur der eiſernen Krone, und ſetzte ihm zwei außerordentliche Penſionen aus. Seine Pronea (Vorſehung), welche 1807 erſchien, iſt ein Gedicht in reimloſen Verſen, das ſeine Dankbarkeit gegen Napoleon ausdrückt. Am 3. November 1808 ſtarb er. Alfieri nennt Ceſarotti's verſifizirte Ueberſetzung des Oſſians ein Meiſterſtück ſeiner dichteriſchen Talente. Seine Werke, deren Sammlung er bei ſeinen Lebzeiten (1800) begonnen hatte, gab ſein Freund Guiseppo Barbieri vollſtändig heraus.

Ceſſion, Abtretung, beſonders von Abtretung aller Arten von Rechten, z. B. Ceſſion einer Schuldfoderung, eines Unterpfandsrechts. Auch wird Ceſſion gleichbedeutend gebraucht mit Ceſſions-Urkunde, d. h. dem ſchriftlichen Aufſatze, welcher zum Beweiſe der erfolgten Abtretung eines Rechts abgefaßt wird. — Cedent, die Perſon, welche ihr Recht abtritt. — Ceſſionar, die Perſon, auf welche das abgetretene Recht übergeht. — Cedirter Schuldner, die Perſon, welche die Verbindlichkeit auf ſich hat, die den Gegenſtand der Ceſſion ausmacht. Jura cessa, jura cedenda, die Gerechtſame, welche abgetreten worden, oder noch abgetreten werden ſollen. — Cessio bonorum, die Abtretung der ſämmtlichen Habe, iſt die dem rechtlichen Falliten zugeſtandene Abtretung ſeines Vermögens an ſeine Gläubiger.

Cette, eine offene Stadt mit feſten Außenwerken in Niederlanguedoc im franzöſiſchen Herault-Departement, liegend auf der ſeichten Landenge zwiſchen dem See von Thau und dem mittelländiſchen Meere. Dieſe Landenge iſt hier durchſtochen, und daraus der Hafen entſtanden, welcher durch die feſten Werke St. Pierre und St. Louis vertheidigt wird, und in welchem ſich der Südkanal von Weſten, und die Fortſetzung des Kanals von Oſten her endigen. Die Stadt zählt 900 Häuſer mit 8.000 Einwohnern. Von hier aus werden die Produkte Languedocs, wollene, baumwollene und Seidenwaaren, Leder, Wein u. ſ. w. ins Ausland verſandt. Die Stadt hat einen ſtarken Sardellenfang, Tabacks-, Zucker- und Seifenfabriken. Die Stadt wurde von Ludwig XVIII. im Jahr 1816 für eine gute Stadt des Reichs erklärt, und mit einem neuen Wappen, welches goldene Lilien und die Inſchrift: Vive le Roi! führt, beſchenkt, zur Belohnung für die treue Anhänglichkeit, die ſie bei der Rückkehr Napoleons von Elba 1815 für die Sache der Bourbons bewies.

Ceuta, eine wohlbefeſtigte Stadt mit einem ſchlechten Hafen an der afrikaniſchen Küſte, Gibraltar gegenüber, im Königreiche Fez, dem Könige von Spanien gehörig, der gewöhnliche Verbannungsort für Staatsgefangene, mit 7.500 Einwohnern. Nur wenig Handel hat die Stadt. Sie wurde 1415 von den Portugieſen erobert, kam mit Portugal 1580 an Spanien. Oft, aber immer vergebens, wurde ſie von den Mauren belagert.

Ceylon, Ceylan, Selan, Selandiv, eine oſtindiſche Inſel, von Vorderindien getrennt durch die Meeresenge Palkſtraße, 1730 □ M. groß, von Südoſten nach Nordweſten von einer hohen Bergkette durchſchnitten. Der höchſte Berg iſt der Adamsberg; (Adams-Pik, ſ. d. Art.) er hat die Geſtalt eines Zuckerhuts, und iſt in der Entfernung von 12 Meil. auf dem Meere ſichtbar. Die Einwohner Ceylans, aus Weißen und Eingeborenen (Hindus) und Mahomedanern dann von (Arabern) beſtehend, ſoll ſich auf 1 $^1/_2$ Million belaufen. Die zahlreichern Singaleſen bewohnen den ſüdlichen Theil der Inſel, und ſtanden unter dem Könige von Candy. Die Portugieſen ſetzten ſich 1506 auf der Inſel feſt, wurden aber 1658 von den Holländern vertrieben, die ihre Beſitzungen in drei Regierungen Colombo, Jaffanapatam und Pento-Gale eintheilten. Im J. 1795 eroberten die Engländer Ceylan, und behielten die Inſel nach dem Frieden von Amiens. Der König von Candy, allgemein verhaßt durch ſeine Tyran-

nei, ward 1815 von den Engländern genommen und nebſt ſeiner Familie nach Madras, von da aber nach der Feſtung Vellore abgeführt. Seitdem iſt die Inſel ganz engländiſches Eigenthum. Im Ganzen gewährt Ceylan einen ſchönern, fruchtbarern Anblick, als die Küſten von Malabar oder Coromandel; indeß erſcheinen dennoch die öſtlichen Küſten, beſonders die ſüd-öſtliche zwiſchen Punto de Galle und Batacole felſig und kahl. Der trefflichſte Hafen iſt Trinconomale; er faßt auf 100 Schiffe, und ſtellt ſie gegen alle Winde ſicher. Er wird nicht nur durch ſein eigenes Fort, ſondern vorzüglich durch die Feſtung Oſtenburg, gegen feindliche Angriffe gedeckt. Ein zweiter wichtiger Platz dieſer Küſte iſt Batacalo, ebenfalls ein guter Hafen, wenn gleich von minderm Werth; nach Südweſten hin liegt Mature, die Hauptſtadt einer an Pfeffer und Kaffee reichen Provinz. Indeß iſt die Gegend dennoch ein Aufenthalt vieler wilden Thiere, beſonders der Elephanten. Punto de Galle, 30 Meilen weſtlicher, iſt als die dritte wichtige Stadt der Inſel berühmt, und daher mit einer anſehnlichen Garniſon beſetzt. Der Hafen iſt geräumig, indeß können die Schiffe nicht bei allen Winden auslaufen; die Fiſcherei iſt ſehr beträchtlich; die Bevölkerung iſt anſehnlich, nach der von Columbo, die ſtärkſte. Nach Nordweſten und Norden hinauf liegt einer der wichtigſten Poſten auf Ceylan, die Feſtung Caltura. Sie iſt an dem großen Zweige des anſehnlichen Fluſſes Muliwaddy gelegen, und beherrſcht eine romantiſche Gegend. Bei der großen Menge von Wildpret iſt hier zugleich ein Hauptſitz der Jagd; beſonders häufig findet ſich hier Roth- und Schwarzwildpret. 30 engliſche Meilen weiter gelangt man zu dem Hauptorte aller fremden, jetzt engliſchen Beſitzungen, zu Colombo. Auf einem landeinwärts gelegenen Landſee findet ſich eine Inſel, die wegen der vielen Cocospalmen mit den darauf gelegenen ſchönen Häuſern und Gärten einen ſehr reizenden Fleck bildet; man kommt von ihr ſogleich in die dahinter gelegenen Zimmtwälder. Colombo ſelbſt iſt regelmäßig gebauet; zwei Hauptſtraßen, die einander durchkreuzen, theilen ſich faſt in vier gleiche Theile; kleinere Straßen laufen dieſen parallel. Auf der einen Seite des großen Paradeplatzes ſtehen die öffentlichen Gebäude für bürgerliche und Kriegs-Geſchäfte; auf der andern aber die großen Zimmt-Magazine, go-downs jetzt genannt; das Gouvernementshaus liegt im Angeſichte des Hafens, dahinter ein trefflicher Garten, der anfangs zu einem großen Waſſerbehälter im Belagerungsfalle dienen ſollte, wenn gleich ſonſt jedes Haus ſeine eigene Ciſterne hat, da es an gutem Waſſer gebricht. Colombo zeichnet ſich beſonders dadurch von der gewöhnlichen Bauart der indiſchen Städte aus, daß die Häuſer hier mit Glasfenſtern, wie in Europa, verſehen ſind, da ſonſt nur Blenden zum leichtern Durchſtrömen der Luft unter dieſem heißen Himmel Mode zu ſeyn pflegen. Die Häuſer haben eben deßhalb Säulengänge mit hervorſtehendem Dache, um in freier Luft im Schatten zu ſitzen oder zu ſpatzieren. Colombo iſt einer der volkreichſten Plätze Indiens; und dieſe Bevölkerung muß dem Ethnographen höchſt merkwürdige und belehrende Scenen gewähren. Es giebt nämlich wohl keinen Ort in der Welt, wo ſo viele Sprachen geſprochen werden, oder der eine ſolche Miſchung von Nationen, Sitten und Glaubensarten enthielte. Außer den Europäern und Cingaleſen, letztere ſind die Eingebornen der Inſel, trifft man überall in der Stadt faſt jede Volksart Aſiens an. Da giebt es Mohren von aller Art, Malabaren, Travancorianer, Malayen, Hindus, Gentus, Perſer, Türken, Maldivier, Javaner, und Eingeborne von allen großen Inſeln Aſiens; Parſis oder Feueranbeter, die lieber ihre Häuſer abbrennen laſſen und in den Flammen umkommen, als das Feuer löſchen. Man ſieht hier Afrikaner, Caffern und Buganeſen, eine vermiſchte Race von Afrikanern und Aſiaten. Außer den Halbcaſten findet man ebenfalls farbige Leute, und andere Ar-

ten, die von Vermiſchung der urſprünglichen Racen abſtammen. Jede dieſer verſchiedenen Volksclaſſen hat ihre eigenen Sitten, Gebräuche und Sprache; ſicher könnte man hinzufügen: und eigene Phyſiognomie. Ungeachtet der Schwierigkeit des Zugangs zu Colombo, und des Mangels eines ſichern Hafens iſt dennoch der Handel von Colombo ſehr wichtig. Aus ſeinem Gebiete wird jährlich eine große Menge Zimmt und Pfeffer, Stapelgewächſe der Inſel, nach Europa geführt. In der Nachbarſchaft der Stadt deſtillirt man eine große Quantität Arrac, welcher nach Bengalen und Bombay gegen Reis und andere Produkte, welche man auf Ceylan nicht hinreichend bauet, ausgetauſcht wird; auch verladet man eine Menge hier verfertigter Coir-Taue. Daneben führen die Mohren und Malabaren aus: Betelbläter, Arecanüſſe, Honig, Wachs, ſchwarzen Zucker, Cardamomen, Corallen, Elfenbein und andere Artikel, und handeln dafür ein: viele Arten baumwollene Zeuge, Strümpfe, chineſiſches Porcellan, Zinn, Kupfer und andere Artikel. Von dem Hauptkettengebirge ſtrömen nach den meiſten Richtungen mehrere Flüſſe herab. Zwei derſelben ſind von vorzüglicher Größe, der Malivagonga und der Mulivaddy; der erſtere entſpringt am Fuße des Adams-Pic, mehrere Meilen ſüdöſtlich der kaiſerlichen Hauptſtadt Candy. Er läuft beinahe um die ganze Stadt, ſenkt ſich etwas nach Süden, erhebt ſich ſodann nach Norden, und geht in dieſer Richtung gegen die Oſtküſte hin zur Bay von Trinconomale, woſelbſt er ſich dreiarmig ins Meer ergießt. Die Quelle des zweiten, des Mulivaddy, iſt nicht weit von der jenes erſten entfernt. Er richtet ſeinen Lauf nach Weſten, und theilt ſich in verſchiedene Arme; der größte derſelben, Motwal genannt, durchſchneidet die wichtigſten Kaneelwälder, bildet durch ſeinen bogenförmigen Lauf eine ſehr reizende Halbinſel, und ergießt ſich etwa 3 engl. Meilen oberwärts von Colombo in das Meer. Das eigentliche Binnenland, das große, dem Kaiſer von Candy gehörende Gebiet, iſt noch ſo ſehr ohne Cultur, und ſo von Gebirgen und mit wilden Elephanten, Schweinen, Büffeln, Leoparden und andern furchtbaren Thieren angefüllt, daß die Verbindungen äußerſt beſchwerlich, ja oftmals unmöglich werden. Dieſes Mittelland, jetzt das einzige Eigenthum der Eingebornen, muß, überhaupt genommen, ſehr hoch ſeyn; es hat daher auch ſeinen Namen, denn Candi, genauer Candi-Ouda, heißt im Cingaleſiſchen das hohe Gebirge. Was das Clima von Ceylon betrifft, ſo erzeugen die hohen dichten Waldungen, der durch die Gebirge mehr oder minder verſchloſſene Boden, unter dem dortigen heißen Himmel ein Stocken der Ausdünſtungen der Erde und der Gewäſſer, und bringen mithin eine der Geſundheit ſchädliche Atmoſphäre hervor; daher denn das häufige ſogenannte Gebirgsfieber, faulende Krankheiten und Ruhren, wovon hauptſächlich die Ausländer das Opfer werden. Ceylan war von jeher berühmt wegen ſeiner Queckſilber-Minen, und beſonders wegen der Vielartigkeit ſeiner edlen Steine. Percival führt davon 20 Arten auf, und hierunter ſelbſt den Diamant. Allein dieſer ſteht dem des feſten gegenübergelegenen Landes ſehr nach. Er iſt ſtets milchfarbig, und faſt nie völlig rein, daher ſucht man ihn durchs Brennen zu verbeſſern, wonach er dann erſt zu Ringen und Knöpfen verarbeitet wird; letztere machen einen weſentlichen Theil des Putzes an dem Oberkleide des Frauenzimmers aus; auch der Rubin und der Topas iſt auf Ceylan nicht ſo ſchön, als auf dem feſten Lande. Dafür zeichnen ſich hier die Sapphire, die Aquamarine, die Amethyſte, wie auch die Opale mehrerer Art, Carneole und Turmaline beſonders aus. Das Katzenauge ſteht hoch im Preiſe; ein Stein von der Größe einer Nuß koſtet dort über 60 Thlr. Turmaline rechnet hier Percival von vielen Farben: rothe, blaue, gelbe, grüne, letztere nennt er Chryſopras; eigentlich ſind alle nur gefärbte Schörle mit mehr oder minder Electricität. Im Anfange des

letzten Jahrhunderts waren uns nur allein Turmaline aus Ceylan bekannt, und zwar als große Seltenheiten. Man findet zwar die edeln Steine auf Ceylan ſowohl in dem Gebiete der Engländer, alſo gegen die Küſten hin, als auch in dem Kaiſerthum Candy, und zwar zwiſchen den Hügeln und Felſen und an den Ufern der Flüſſe; allein die des Binnenlandes oder von Candy haben ſtets den Vorzug. Beſonders iſt der Fluß, der durch Sittivaca läuft, und die ehemaligen Beſitzungen des Kaiſers von denen der Engländer ſcheidet, deßhalb berühmt. Unter den vielen trefflichen Früchten Oſtindiens kommt auch hier die Brotfrucht vor; unter den Palmen aber wird die Schirmpalme (Corypha umbraculifera), der Talibot-Baum genannt, auf dieſer Inſel vorzüglich geſchätzt, uud findet ſich daher häufig. Dieſe ſchöne hohe Palme trägt eine gelbe Blume, welche beim Aufbrechen einen lauten Schall von ſich giebt. Sie verbreitet aber ſodann auch einen widrigen und ungeſunden Geruch; man hält deßhalb die Wohnungen von dem Baume etwas entfernt. Die kugelrunde Frucht von der Größe einer Kanonenkugel hält zwei Nüſſe von gleicher Geſtalt. Das Holz iſt ſchön gelb geädert, und dabei hart, um verzimmert werden zu können; den größten Werth haben aber hier die Blätter; ſie gewähren bei ihrer Größe und Geſtalt am Baume herabhangend, einen ſchönen Anblick; ſie ſind völlig zirkelrund, halten 3 bis 4 Fuß im Durchmeſſer, haben ſchöne geſtreifte Einfaſſungen, und laſſen ſich wie ein Fächer zuſammenlegen. Daher werden ſie ganz vorzüglich zu Sonnenſchirmen verarbeitet, und da ſie verhältnißmäßig gegen ihre Größe dick und ſtark ſind, ſo widerſtehen ſie ſowohl dem Regen als dem Winde. Es iſt daher nicht ungewöhnlich, daß die Einwohner eins dieſer Blätter bei ſtarkem Regen auf einen Stock aufrecht ſtellen, und oftmals darunter einen ſicherern Schutz wählen, als in ihren leichter zu durchnäſſenden Hütten. Der wichtigſte Baum Ceylans bleibt indeß bei Weitem der Kaneel- oder Zimmtbaum (Laurus cinnamomum L.). Hier gedeihet nämlich der Zimmt zu einer größern Vollkommenheit, Stärke und Feinheit, als ſonſt nirgendwo, weder im Orient noch im Occident. Aber auch ſelbſt in dieſem ſeinem Hauptſitze, in Ceylan, ſcheint das Local oder der Boden ihn auf gewiſſe Gränzen zu beſchränken, nämlich in ſofern als die Rede von ſeiner vorzüglichen Güte ſeyn ſoll. Auf der alten Viſſer'ſchen oder Schenk'ſchen Karte iſt eine eigene Abtheilung der Erſtreckung des Zimmtbodens, wahrſcheinlich wohl nur des guten, angegeben, mit der Inſchrift: Eynde vant Caneelland de bee Oosten dezer Linie nieten groeyt. Dieſe Gränze hebt an in Süden mit Dondra (Head), läuft von da gebogen gegen 11 Meilen landeinwärts, tritt aber bald darauf um 4 Meilen zurück gegen die Weſtküſte hin, und geht faſt mit gleichem Abſtand von derſelben fort bis gegen Chilow (Tſchilow) faſt unter 7° 40′ n. Breite. Vormals überließ man den Zimmtbaum lediglich der Natur, und es iſt bemerkenswerth, daß die Fortpflanzung größtentheils durch einige Vögelarten, beſonders Krähen geſchah, welche die rothe Frucht des Baumes lieben, den darin liegenden Kern aber unverdaut wieder von ſich geben, der ſodann in einem ihm bekommenden Boden keimt, und ſich weiter zum Baum entwickelt. Eine zweite Art der Fortpflanzung entſteht aber dadurch, daß man die verjährten Stämme niederbrennt, die ſodann zur Seite neue Reiſer hervorſchießen laſſen, welche nachmals zu anſehnlichen Bäumen emporwachſen. Auf dieſe zwiefache Art entſtanden denn bald hier bald dort ſtarke Zimmtwaldungen. Nur erſt nach der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts (1765) machte der holländiſche dortige Gouverneur *Falk* einen Verſuch, bei Paß unweit Colombo den Zimmtbaum in ſeinen Gärten regelmäßig anzuziehen, und er war ſo glücklich, von einigen tauſend gepflanzten Bäumen Zimmt von der vorzüglichſten Güte zu gewinnen. Die Engländer haben indeſſen ſeit ihrer Beſitznahme dieſe Pflanzungen ver-

vollkommnet. Der Zimmtbaum ſelbſt wird höchſtens 4 bis 10 Fuß hoch, und gehört, da ſein Durchmeſſer nur dünne iſt, mehr zu dem Unterholz, das bei ſeinen vielen Seitenäſten dicht in einander tritt; dennoch gibt es Stämme, woraus man Planken ſchneidet und Gefäße verfertigt. Indeß iſt das Holz ſelbſt nur ſchwammig und weiß, wie das von der Weide. Das Blatt gleicht dem Lorbeerblatte, doch iſt es nur dreirippig, und nicht ſo dunkel, beim erſten Hervorbrechen aber ſcharlachroth. Es hat, gekauet, einen ſcharfen Geſchmack nach Gewürznelken. Die weiße Blüthe iſt bis auf die Farbe der des Lorbeers gleich. Sie hat aber ſo wenig Geruch, daß es durchaus unrichtig iſt zu behaupten, man röche ſie bereits viele Meilen weit in der See; doch riechen die abgebrochenen Blätter und Aeſte. Die Frucht iſt unſrer Eichel ähnlich, nur kleiner. Man ſammelt ſie reif, im Herbſt, um Oel daraus zu gewinnen. Hiezu werden die Früchte gequetſcht, hierauf gekocht und ſodann das oben auf ſchwimmende Oel abgeſchöpft. Ceylan erzeugt aber mehrere Arten, vielleicht nur Spielarten, des Zimmtbaums, der hier Curundu genannt wird. Zum Abſchälen werden indeß nur vier Arten benutzt. Der Zimmt wird jährlich zweimal geſammelt oder vielmehr geſchält: vom April bis zum Auguſt und vom November bis zum Januar. Mit einem großen Meſſer, auf einer Seite hohl, auf der andern konvex, ſchneidet man die dreijährigeu Zweige ab. Mit der Spitze und der hohlen Seite ſchlitzet man die Rinde auf, und ſchiebt ſie mit der konvexen Meſſerſeite nach und nach von dem Zweige völlig herab. Von den dadurch entſtandenen Röhren von Rinde werden die kleinern in die größern geſteckt, und ſo zum Trocknen hingebreitet. Durch die Sonnenhitze ziehen ſie ſich beim Trocknen dann ſchnell in die dünne Form zuſammen, in der wir ſie erhalten. Man bindet ſie hierauf mit geſpaltenen Bambusröhren in Bündel, jeden zu 30 Pfund an Gewicht, worauf ſie ſodann in die Zimmtgewölbe gebracht werden. Hier werden ſie gezeichnet nach den Diſtrikten, aus welchen ſie eingeliefert ſind. Hierauf hebt die Unterſuchung der Güte des niedergelegten Zimmts an. Der beſte Zimmt darf nicht viel dicker ſeyn, als ſtarkes Schreibpapier; er iſt etwas biegſam, von hellgelber Farbe und ſüßem Geſchmack, aromatiſch, jedoch ohne beißend zu ſeyn, und ohne Nachgeſchmack. Die ſchlechtere Sorte iſt dicker und bräunlicher, ſcharf und beizend, hinterläßt gekaut einen bittern Nachgeſchmack. Iſt die Probe beendigt, dann bindet man die Rinde in Bündel von etwa 4 Fuß lang, jedes zu 85 Pf. an Gewicht; es wird aber nur zu 80 gerechnet. Man umwindet die Bündel mit grober Packleinwand aus Coir (Cocosfaſern) gemacht, und ſchafft ſie auf die Schiffe, welche ausdrücklich deshalb auf Ceylan anlegen. Zwiſchen dieſe Ballen ſchüttet man Pfeffer zum Ausfüllen der Zwiſchenräume, da dieß hitzige Gewürz die noch übrige Feuchtigkeit des Zimmts an ſich zieht, und ihn zugleich geſund erhält, ſo daß hiedurch beide Gewürzarten gewinnen. Es iſt außerordentlich glücklich, daß die Jahrszeit gerade dann den Schiffen erlaubt, hier anzulegen, wodurch ſehr viel gewonnen wird. Der Abfall von jenen Zimmtbündeln hat aber ſelbſt keinen unbedeutenden Nutzen und Werth. Er wird nämlich zu 100 Pfunden in große Bütten gethan, und völlig mit Waſſer bedeckt. Dieſe Maſſe läßt man etwa 7 Tage hindurch weichen, gießt ſie alsdann langſam ab, um ſie in einen Deſtillirkolben zu ſchütten, der mit kleinem Feuer angeheizt, und abdeſtillirt wird. Das Waſſer, welches hiebei übergeht, das Zimmtwaſſer, wird in gläſernen Gefäßen aufgefangen. Es iſt einer Milch ähnlich, und oben auf ſammlet ſich ſchwimmend das Oel. Dieſes wird ſodann ſorgfältig abgeſchöpft, in große Bouteillen mit dem Siegel der Regierung verſiegelt, dem Gouverneur gebracht, unter ſeiner Aufſicht in eine Kiſte gethan, und von ihm verſiegelt. Der Preis dieſes Oels iſt deßhalb ſehr hoch, weil man aus keinem Gewürz ſo wenig gewinnt. Das Oel aus dem feinſten Zimmt hat eine ſchöne Gold-

farbe; das aus dem gröbern iſt hingegen bräunlich. Indeß hat dieſes Produkt ſeit der Beſitznahme Ceylans durch die Engländer gänzlich aufgehört. Man fand, daß die äußerſt geringe Quantität des ſo gewonnenen Oels nicht ſo viel eintrage, als der feine Zimmt in Natura nach Europa gebracht. — Im Jahre 1778 verkaufte die holländiſche Compagnie in Europa folgende Hauptprodukte dieſer Inſel: 4.000 Pf. Cardamomen, das Pf. zu 33 Stüber; 5.000 Pf. Caffee zu 10 Stüber das Pf.; ferner 20.000 Pf. Baumwollengarn außer den Zeugen, und 600.000 Pf. Zimmt, das Pf. zu 6 Gulden. So iſt denn ſicher Ceylon ſchon allein durch den Zimmt eine höchſt wichtige Acquiſition Englands. Von einigen andern Produkten des hieſigen Pflanzenreichs, ſcheint das Calamanderholz noch bemerkenswerth. Die Farbe iſt beinahe ſchwarz, mit bräunlichen und weißen Streifen; polirt hat es ein ſehr ſchönes Anſehen. Es wird daher von den Eingebornen viel zu Schreibepulten und anderm Geräthe verarbeitet, und ſteht hoch im Preiſe. Auch die zum Rothfärben ſchätzbare Morinda arborea erzeugt Ceylan. In Bengalen bauet man ſie regelmäßig an, und verführt davon die Wurzeln nach den Sund - und Moluckiſchen Inſeln, da die Indier ſie ſtark zum Färben ihrer Zeuge gebrauchen. Wegen der Sonderbarkeit dürfen wir die berühmte Nepenthes distillatoria (Gynandria Triandr. L.) nicht mit Stillſchweigen übergehen. Die Ceylaner nennen ſie Bandura, und einige deutſche Botaniker legen ihr den Namen des Gartengottes bei, mit dem ſie große Aehnlichkeit hat. Aus den ſchmalen Blättern läuft nämlich ein langer Stengel hervor, der ſich in einer cylinderförmigen Röhre endigt, die mit einer Klappe verſchloſſen iſt. So lange dieſe Röhre in voller Kraft iſt, gleicht ſie einer aufgetriebenen Blaſe, und enthält gegen ein Weinglas voll helles, reines Waſſer, das ſehr erquickt und den Durſt ſtillt. Bricht man den Stengel, ſo zerplatzt der Kopf und die Haut ſchrumpft zuſammen. Auf Ceylan wächſt ſie an den Bächen, auf den Molucken aber auf den Gebirgen. Linné gab ihr wohl den Namen wegen ihres ſonderbar fröhlichen Anſehens. Endlich ſind hier noch zwei Pflanzen merkwürdig, welche gleichſam ſtatt lebendiger Uhren, oder wenigſtens ſtatt Abtheiler des Tages dienen. Perceval nennt das erſte Gewächs Majupumeram, ohne irgend etwas von ihrem Geſchlecht anzugeben. Es iſt ein Baum, dem Oelbaum ähnlich. In der Nacht hat er ein friſches, blühendes Anſehen; kaum ſteigt aber die Sonne am Horizont herauf, ſo ſinken ſeine Aeſte zuſammen, und erheben ſich nicht wieder vor Untergang der Sonne. Deshalb iſt er bei den indiſchen Dichtern die verwandelte Daphne, welche die Umarmung des Apollo (der Sonne) floh. Die zweite Pflanze, die Sindricmal, erſetzt den Eingebornen einigermaßen die Uhren; ſie bleibt nämlich von 4 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens ſtets geöffnet, die übrigen Stunden hingegen dauernd fort geſchloſſen. Bei trübem Wetter dient dieſe Blume, in die Gärten verſetzt, den Candyern wirklich zur Kunde der Annäherung des Morgens. — Zu den hier merkwürdigern Thierarten gehören noch folgende. Die Bandikotte oder Rohrratte, wie ſie Percival nennt; ſie hat die Größe einer mittelmäßigen Katze, einen ſehr dicken Körper, und einen Kopf, dem Schweine ähnlich. Auch grunzt das Thier wie ein Schwein. — Die auf Ceylan ſogenannte Blinde Ratte, welche, wie unſer Maulwurf, Erdhügel aufwirft, könnte vielleicht mit dem Zand Moll (Mus capensis Pallas) vom Vorgebirge der guten Hoffnung einerlei ſeyn. — Von Vögeln kommen hier noch einige bemerkenswerthe Arten vor. Der erſte iſt der Carlo, ein Vogel von der Größe eines Schwans, ſchwarz von Farbe, mit einem ungeheuren Kopfe. Der Schnabel iſt rund, und eine weiße Einfaſſung zu beiden Seiten giebt dem Vogel gleichſam zwei Ohren; dabei trägt er einen Kamm, gleich dem vom Hahne. Die Füße ſind kurz, und er hat das Sonderbare, ſich niemals auf die Erde niederzulaſſen,

er ſitzt ſtets auf den höchſten Bäumen. Das Geſchrei dieſer Vögel unterſcheidet ihn von den übrigen, und gleicht dem der Enten. Man findet ſtets drei bis vier in Geſellſchaft, wie ſie von einem Zweige zum andern ſpringen. — Knox und Percival führen beide noch ein Paar, jedoch ſehr unter ſich verſchiedene, Vögelarten an, welche die Natur hier mit zwei ſehr langen Schwanzfedern geziert hat. Percival beſchreibt den einen als eine ſehr ſchöne Mandelkrähe (Roller); iſt er vielleicht ein Bienenfreſſer (Merops) oder gar ein Paradiesvogel?

Ceyloniſche Sprache. Wenn Ceylon von Malabar aus bevölkert worden, wozu die Natur durch die Untiefe zwiſchen beiden Ländern (die ſogenannte Rama-Brücke) den Weg gebahnt hatte, ſo mußte wohl ein Dialekt des Sanſkrit, der auf Malabar geredet wurde, mit den erſten Einwohnern dahin einwandern. Sanſkrit ſind die Namen, die Ptolemäus von Taprobane (d. i. Ceylon) anführt; aus Sanſkrit hat man die neuern Orts- und Königsnamen des 16ten und 17ten Jahrhunderts erläutern können; es bleibt daher kein Zweifel übrig, daß die Sprache auf Ceylon eine Tochter des Sanſkrit in ihrem Urſprunge geweſen ſey. Sie war aber, wie es ſcheint, derſelbe Dialekt, den die aus Hindoſtan vertriebenen Buddiſten redeten, oder doch von ihm nicht viel verſchieden: denn die Einwohner im Innern der Inſel (die Candyer) reden dieſelbe Sprache, welche auch bei den Prieſtern (dem Tiruvamſkas) im Gottesdienſt, und unter den übrigen Buddiſten noch jetzt gewöhnlich iſt; auch wird die Sprache der Candyer Bali genannt, wie die Sprache der Buddiſten im ganzen hintern Indien. Doch hat ſich dieſes Bali in den verſchiedenen Gegenden der Inſel ſehr verändert; im Innern des Landes, dem Reiche Candy, hat es ſich ziemlich rein erhalten; an den Küſten, auf denen ſich, durch das ſtarke Handelsverkehr angezogen, auch Mohamedaner, Malayer und Tamulen, ſpäterhin Malabaren und manche andere Stammesverwandte niederließen, iſt das alte Bali in der Menge neuer, mit den Ankömmlingen eingewanderten Worte, Flexionen und Redensarten verſunken, und ein ſehr unreiner und gemiſchter Dialekt entſtanden, den man von dem neuen Namen, den die Küſtenbewohner führen, den Cingaleſen, gewöhnlich die cingaleſiſche Sprache nennt. Man muß daher auf Ceylon zwei Sprachen unterſcheiden: 1) die Candyſche oder Baliſprache in dem Reiche Candy, und 2) die Cingaleſiſche auf der Küſte. — Die Candyſche Sprache iſt bisher nur nach wenigen Worten bekannt, die aber über ihren von der Geſchichte nachgewieſenen Urſprung keinen Zweifel übrig laſſen. Sie heißt nach Percival auch Mangade-Sprache. — Die Cingaleſiſche Sprache, die ringsum auf der Ceyloniſchen Küſte ein Miſchling von Völkern redet, zerfällt in verſchiedene Dialekte, deren Beſchaffenheit jedesmal das Volk angiebt, das in der Gegend, wo ein Dialekt geredet wird, das Uebergewicht der Zahl hat. So nähert ſich die Cingaleſiſche Sprache auf der Oſtküſte dem Tamuliſchen, anderwärts dem Malabariſchen, anderwärts dem Malayiſchen u. ſ. w. Doch reicht unſre Kenntniß vom Cingaleſiſchen noch lange nicht ſo weit, daß man die Dialekte gehörig unterſcheiden könnte; man kennt nur den um Columbo etwas näher durch die Holländer, die ehedem hier ihre vornehmſte Niederlaſſung hatten, und durch ihre Geiſtlichen, die in dieſem Dialekt ihre verſchiedenen Religionsbücher ausgefertiget, und ihn in einer Grammatik dargeſtellt haben. Auch dieſe Sprache hat ihr eigenes Alphabet von 48 Buchſtaben und mehreren Abkürzungen für ganze Sylben, deren 480 ſind, wodurch ihre Erlernung ſehr erſchwert wird. Ueber die ceyloniſche Sprache leſe man Robert Knox (er lebte zwanzig Jahre, von 1657 — 1677, im Innern des Landes als Gefangener): historical Relation of the Island Ceylon in the East-Indies. Lond. 1681, fol. Deutſch: Leipz. 1681. 4. auch 1689. — Ueber die heutigen Ortsnamen, und die Namen der Könige

des 16ten und 17ten Jahrhunderts: Däniſche Miſſionsberichte Th. III. S. 766 ff., und über die Namen beim Ptolemäus Bochart geogr. sacra. — Nachrichten von der Candyſprache und Inſel Ceylon: Rob. Percival's Beſchreibung der Inſel Ceylon, aus dem Engl. v. J. A. Bergk. Leipz. 1803. 8. — Grammatik: Jo. Ruel's (Predigers zu Columbo) Grammatica of Singaleesche Taal-Kunst. Amst. 1708. 4. — Sprachproben: 1) Evangelium Jesu Christi van Matthaeus, Marcus, Lucas, Johannes (nicht das ganze N. T., von Wilh. Konyn) Columbo 1739. 4., verzeichnet in Thunberg's Reiſen Th. II. S. 230.) 2) das Vater Unſer bei Chamberlayne, wiederholt mit einer Ueberſetzung in Hervas Saggio prattico p. 144, und aus ihm in Adelung's Mithridat. Th. I. S. 235.

Chabert (Joſ. Bernh. von) ward 1724 zu Toulon geboren, ſtudirte die mathematiſchen, geographiſchen und nautiſchen Wiſſenſchaften, nahm dann in ſeinem 17ten Jahre Seedienſte, und ſegelte mit einem franzöſiſchen Geſchwader nach Arkadia, einer Grafſchaft des nordamerikaniſchen Staats Orleans. Seine Beobachtungen, die er unterwegs und hier anſtellte, überzeugten ihn bald von der Unvollkommenheit der bisherigen Charten von Amerika, und von den daraus entſtandenen Nachtheilen und Gefahren für die Marine. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris machte er hierauf aufmerkſam, und legte ſich nun mit allem Ernſt auf die Aſtronomie, als die einzige Führerin auf dem unſichern und endloſen Meere; zugleich ermunterte er die franzöſiſchen Seeoffiziere zu ähnlichen Studien. Seine vielfachen Verdienſte, beſonders um die Marine, belohnte der König 1743 mit dem Orden des Ludwigskreuzes. Sein Plan zu einer Beobachtungsreiſe im nordamerikaniſchen Ocean wurde 1750 ausgeführt. Drei Jahre hiernach erſchien ſeine Reiſe und Charte, welche den Seefahrern wichtige Dienſte leiſtet. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris nahm ihn als Mitglied auf. Im J. 1764 begann er die Ausführung der Charten des mittelländiſchen Meers. Als Inſpektor des Depots der Marine, arbeitete der berühmte Aſtronom Mechain unter ſeiner Leitung, und brachte mehrere Jahre mit der Reduction und Berechnung der unzähligen Beobachtungen zu, die Chabert ſo mühſam, als Grundlage eines neuen Atlaſſes des Mittelmeeres, angeſtellt hatte. Indeß rief der neu ausgebrochene amerikaniſche Krieg ihn auf einen andern Schauplatz. Man vertraute ihm als Zeichen der beſondern Zufriedenheit das Commando eines Geſchwaders an. Chabert erfüllte alle Pflichten dieſes wichtigen Poſtens, und kehrte ſodann in den Schooß der Wiſſenſchaften zurück; doch die franzöſiſche Revolution zwang ihn, nach England zu fliehen, wo er bei dem großen Aſtronomen Maskelyne die freundſchaftlichſte Aufnahme fand. Erſt als das grauſenvolle Gewitter durch Napoleon beſchworen, und Beſinnung über den unſeligen Schwindel des Volkes obgeſiegt hatte, kehrte Chabert 1802 nach Paris zurück. Allein ſein zu großer Eifer, womit er ſich den Studien hingab, beraubte ihn in der Folge ſeines Geſichts, und eine Bruſtkrankheit machte endlich 1805 ſeinem verdienſtvollen Leben ein Ende. Der berühmte Lalande redet nur mit Bewunderung von Chabert's tiefen Kenntniſſen und deſſen erſtaunenswürdigem Eifer in ſeinen Studien. Chabert war der Erſte, welcher die franzöſiſche Marine auf einen hohen und richtigen Standpunkt gebracht hat.

Chäronea, ein Ort im alten Böotien, in deſſen Nähe die denkwürdige Feldſchlacht zwiſchen Philipp (ſ. d. Art.) und den verbündeten Griechen geſchlagen wurde, welche um ſo mehr hier berührt zu werden verdient, da ſie das Grab der griechiſchen Freiheit war. Griechenlands geſunkener Zuſtand, die Indolenz, welche die Frucht langer Bürgerkriege iſt, und die Ueppigkeit, welche aus verfeinerter Cultur entſprießt, kamen der Geiſtesgewandtheit, Beſonnen-

heit und Schlauheit des macedoniſchen Königs Philipp ungemein zu Statten. Er hatte nur einen Feind in Griechenland, den Demoſthenes (ſ. d. Art.), ohne welchen Griechenland viel früher gefallen ſeyn würde. Aber einen deſto mächtigern Bundesgenoſſen fand er in der Zwietracht und Ueberbildung der Hellenen; die Streiter Philipps nannten ſich in dem heiligen oder phokenſiſchen Kriege Kämpfer des delphiſchen Apolls, und Philipp deſſen Unter-Feldherrn. Da nun die Lokrier die Aecker von Cyrrha gepflügt, die dem delphiſchen Gotte gehörten, und es Pflicht der Amphiktyonen war, dieſen Kirchenraub zu ahnden, ſo brachte es der von Macedonien wohlbezahlte Redner Aeſchines in Athen dahin, daß man Philippen die nachdrückliche Vollſtreckung dieſer Rache auftrug. Stracks war er Meiſter von Elatea, das Böotien in Furcht hielt, und einen Weg nach Attika bahnte. Alles wurde durch das heranziehende Ungewitter überraſcht. Man befragte in der allgemeinen Noth das delphiſche Orakel, aber die Pythia (ſ. d. Art.) philippiſirte auf ihrem goldenen Dreifuße. Demoſthenes bot Alles auf, dem Strome zu wehren, und begab ſich ſelbſt nach Theben, deſſen Macht gegen Philipp aufzubringen. Bei Chäronea trafen ſich die Heere. 30.000 Mann macedoniſches Volk warfen ſich mit 2000 wohlgerüſteten Reutern den verbündeten Griechen, welche nicht minder ſtark waren, in den Weg. Mit der Morgenröthe des dritten Auguſts, im dritten Jahre der 108ten Olymp. (330 v. Chr.) brach die Schlacht an. Athener und Thebaner ſtanden und kämpften wie ächte Söhne der Freiheit. Mit Wuth ſtürzten die erſtern in den Kern des feindlichen Heeres und durchbrachen die Linien der macedoniſchen Phalanx. Aber ihre Feldherren verſtanden die Früchte nicht zu benutzen, welche mit dieſem ruhmwürdigen Lorbeer im Augenblicke verknüpft waren. Kaltblütig ſtellte der einäugige Philipp die Ordnung ſeines Heeres wieder her, begab ſich an den rechten, und ſtellte ſeinen Sohn Alexander an den linken Flügel. Durch einen ungeſtümen Sturm wurden die Griechen von den Maſſen Alexanders geworfen, während Philipp ſich langſam zurückziehen mußte. Lange blieb der Sieg zwiſchen zwei zornentflammten Völkern unentſchieden. Doch wie würdig uralter Freiheit die Griechen in den Gefilden von Chäronea ſtritten, mit welcher Treue der Thebaner heilige Schaar auch in den Tod ging, ſo gewann doch Philipp mit 32.000 geübten Kriegern, was Xerxes mit ſeinen Millionen nicht gelungen war. Demoſthenes ergriff zuerſt die Flucht, und ſoll, nach Plutarch (Plut. clar. Orat.), in der Angſt noch einem Dornſtrauche, an welchem er hängen blieb: „Schone meines Lebens!" zugerufen haben. Die Athenienſer verloren 1000 Todte und 2000 Gefangene. Philipp wollte nur Eins, und dies unausgeſetzt; die Griechen Vieles, und Nichts recht. Kein Wunder, wenn daher das heilige Palladium griechiſcher Freiheit ſank!

Chagrin, ſ. Schagrin.

Chalcidcos war ein berühmter und mit dem Rechte der Freiſtätte verſehener Tempel zu Sparta, welchen die Lacedämonier der Minerva, oder Pallas als Kriegsgöttin, die daher ſelbſt den Beinamen Chalcidcos bekam, geheiligt hatten. Dieſer Tempel war, wie Livius und Pauſanias erzählen, das, was ſein Name ſchon angiebt, hauptſächlich aus Erz verfertigt. Seinen Bau hatte Tyndareus angefangen, und deſſen Söhne, welche die Beute von Aphidnä darzu widmeten, hatten ihn fortgeſetzt, bis ihn endlich die Lacedämonier vollendeten. In dem Tempel ſtand die Bildſäule der Göttin von Erz, und an den Wänden, die vielleicht nur mit ehernen Platten belegt waren, ſah man die Heldenthaten des Herkules, die Geburt der Minerva, die Grazien, wie ſie dem Perſeus einen Helm und Schuhe verehrten, und mehrere andere mythologiſche Begebenheiten abgebildet. Zur Linken dieſes Tempels ſtand ein Tempel der Muſen, dieſen deswegen

geweihet, weil die Spartaner nicht, wie andere Völker, unter dem Schalle der Drommeten oder anderer rauſchender und betäubender Inſtrumente, ſondern unter einer ganz einfachen Flöten-Harmonie, mit Geſang begleitet, mit ruhiger Beſonnenheit (ſ. d. Art. Caſtöreum) in's Treffen gingen. Zur Rechten ſah man eine eherne Bildſäule Jupiters, welche aus Stücken zuſammengeſetzt war, wovon jedes aus getriebener Arbeit beſtand. Sie war die älteſte unter allen ehernen Bildſäulen, und ſcheint alſo vor der Kunſt der Bildgießerei bei den Griechen verfertigt worden zu ſeyn.

Chalcedon, ſ. Calcedon.

Chalcographie, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Chalcondyles (Demetrius), Lehrer des Papſtes Leo X. in der althelleniſchen Sprache, ein geborner Grieche, ſtammte von Candia, floh bei der Invaſion der Türken nach Italien, und ſtarb 1513 zu Rom. Wir beſitzen von ihm noch eine griechiſche Sprachlehre (Mailand 1493) in einem Foliobande, welche ſchätzbare Bemerkungen enthält, und nur noch äußerſt ſelten hier und da angetroffen wird. Sein Homer, welchen er, mit kritiſchen Anmerkungen begleitet, herausgab, und welcher zu Paris 1525 zum zweiten Male verlegt wurde, bleibt den Freunden der Alterthums-Wiſſenſchaften immer eine reichhaltige Quelle voll kritiſcher Text-Ergänzungen und Berichtigungen.

Chaldäa. Dieſer Name erinnert an eine alte, berühmte und geſegnete Landſchaft in Aſien, welche den ſüdlichen Theil von Babylonien nach Arabien zu, und am perſiſchen Meerbuſen die Weſtſeite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm; jetzt aber bezeichnet der wüſte Strich Landes Chaldäas dieſes ehemalige glückliche Land. — Die Chaldäer, ſemitiſchen Urſprungs, gehörten zu den cultivirteſten Völkern des Alterthums. Künſte und Wiſſenſchaften hatten bei ihnen ſchon einen ziemlichen Grad der Ausbildung erreicht; beſonders blühete bei ihnen die Aſtronomie. Der immer heitere Himmel dieſes Landes mußte eine vorzügliche Aufmerkſamkeit und ein ernſtes Nachdenken bei den Chaldäern erregen. Leider iſt nichts Schriftliches von dieſer Wiſſenſchaft von ihnen auf unſere Zeiten gekommen. Ihre Sprache wurde auch ſchon früh mit der babyloniſchen und hebräiſchen vermengt; da aber einige Abſchnitte des A. T. im chaldäiſchen Dialekte abgefaßt ſind, ſo hat man durch Studium dieſe Sprache ziemlich genau kennen gelernt. Es wäre aber die Kenntniß derſelben ſehr mangelhaft und unvollkommen geblieben, wenn man ſich dabei nur auf den bibliſchen Chaldäismus eingeſchränkt hätte. Durch die Polyglotten, die Complutenſiſche (1514—1517), die Antwerper (1569—1572) die Pariſer (1628) und Londoner (1657); durch die rabbiniſchen Bibeln von Bomberg (1525), und Burtorf (1618 1619), welche die chaldäiſche Paraphraſe des A. T. enthielten, und durch die Ausgaben des Talmud (1609 1652) wurde nach und nach der chaldäiſche Dialect im größern Umfange bekannt; ſeitdem reichte auch Münſters Grammatik und Wörterbuch (von 1524), woraus man zuerſt die gelehrte Kenntniß dieſes Dialects ſchöpfte, nicht mehr hin, und die Burtorfe, Vater und Sohn, ſorgten für beſſere Werke. Der ältere Burtorf lieferte eine ſehr umfaſſende Grammatik, mit beſonderer Rückſicht auf die Formenlehre und Syntax, und ſammelte Materialien zu einem ausführlichen Wörterbuch, das ſein Sohn nach reifer Prüfung (1640) herausgab: ein reiches, vortreffliches Werk. Die chaldäiſche Grammatik erhielt, indem man ſie von der hebräiſchen trennte, jetzt durch eine beſſere Kritik eine leichtere Form durch Michaelis (1771), Hezel (1787) u. A.

Chalif, ſ. Kalif.

Chalotais (Louis-René de Cardeuc de la), General-Procureur des Bretagner Parlaments, wurde im J. 1701 zu Rennes geboren, und ſtarb am 12ten Juli 1785. Er iſt einer derjenigen hohen Magiſtratsperſonen, welche ſich berufen glaubten, dem zunehmenden Wachsthume des Jeſuitenordens

einen Damm entgegen ſtellen zu müſſen. Da die damals lebenden franzöſiſchen Philoſophen d'Alembert, Duclos, Condillac ꝛc., welche Chalotais Freunde waren, jenes Inſtitut an der Wurzel angriffen, ſo ſetzte auch er ſeine Feder in Bewegung, den Einfluß dieſer ausgebreiteten Geſellſchaft, wenn nicht gänzlich zu vernichten, doch zu ſchwächen. In einem Alter von mehr denn 60 Jahren ſchrieb er ſeine Compte rendu des Constitutions des Jesuites (1762, 2 vol. in 12.), ein Werk, das wegen ſeiner Kernſprache lange Zeit die öffentliche Aufmerkſamkeit feſſelte, und in dem Buſen gleichzeitiger Schriftſteller den Wunſch zu ähnlichen Fechterkünſten gegen die Jeſuiten erweckte. Der Jeſuit Caveyrat, der die Aufhebung des religiöſen Freiheitsbriefes von Nantes früher vertheidigt hatte, erhob vergeblich ſeine Stimme gegen dieſe feindlichen Waffen; vergeblich waren die Schutzſchriften des Menouc, Griffet und Cerutti; Chalotais brachte, unterſtützt von den Janſeniſten, die Unterdrückung dieſes Ordens zu Stande. Dieſe offenbare Fehde mit einer ſo angeſehenen und mächtigen Geſellſchaft konnte nur zu ſeinem Nachtheile enden. Bei Gelegenheit eines Streites über die Aufnahme neuer Finanzedikte, welche von dem Parlamente deßhalb verweigert wurde, weil ſie den Rechten des Herzogthums Bretagne entgegen war, wurde er als ein 37jähriger Staatsdiener mit ſeinem Sohne und fünf Parlamentsräthen, welche die ſtärkſte Oppoſition gebildet hatten, verhaftet, und Chalotais insbeſondere als Verfaſſer eines annonymen Libells gegen einige Miniſter angeklagt. Die Berufung auf ſeine Unſchuld wurde nicht gehört, ſeine Schutzſchriften verbrannt, und Voltaire's Vertheidigung nicht angenommen. Die zur Ermittelung und Beſtrafung ſeiner angezettelten Vergehungen zu Saint-Malo niedergeſetzte Commiſſion übergab die Akten unter dem Motto: „Ad perpetuam sceleris memoriam", dem Drucke, und fällte ohne höhere Autoriſation ihr Urtheil. Das indeß ſtatt des entlaſſenen, neu erwählte Parlament, welches den la Chalotais abermals vor ſeine Schranken zog, konnte es im Verlaufe des Prozeſſes nicht zu einem Rechtsurtheil bringen, indem manche Glieder ihre Incompetenz vorſchützten, die übrigen aber von Chalotais perhorrescirt wurden. Auf Vermittelung des Herzogs von Choiſeul verwies nun der König die Gefangenen nach Saintes. Erſt mit der Thronbeſteigung Ludwig's XVI. erlangte der ſeit 10 Jahren Eingekerkerte ſeine Freiheit und ſeine vorigen Aemter wieder. Seine Schrift: Essai d'éducation nationale, 1763. 8. enthält ſehr ſchöne Anſichten und philoſophiſche Ideen über die Erziehung.

Chamäleon, eine wegen ihrer Farbenveränderung berühmte Eidechſe von 6 — 12 Zoll Länge. Sie hat einen eckigen Kopf, der wie mit einer Pyramide gekrönt ſcheint, eine ſehr lange, klebrige Zunge zum Fangen der Inſekten, und prächtige, goldfarbene, ſehr große und lebhafte Augen, die ſie mit Schnelligkeit nach ganz entgegengeſetzten Richtungen, z. B. das eine nach oben, das andere nach unten bewegen kann. Die Beſchaffenheit der Haut iſt ungefähr wie bei unſern Eidechſen, und die natürliche Farbe derſelben eine Art Fahlgrau. Ehemals hieß es, daß das Chamäleon ſeine Farbe nach Willkühr verändern, und ſogar die Farbe der es umgebenden Gegenſtände nach Belieben annehmen könne; allein dies iſt eine Fabel. Eine Veränderung der Hautfarbe findet bei ihm allerdings Statt; allein nicht nach Willkühr. Sie erfolgt vornehmlich im Affekt, entweder wenn es gereizt oder in Furcht gejagt wird. Die Galle und vielleicht noch andere Säfte ſind unſtreitig die Urſache dieſer Farbenveränderung. Man muß ſich dieſelbe ungefähr ſo vorſtellen, wie beim Truthahn, wenn ihm das Blut in die Hautlappen tritt. Es gibt aber auch an ſich ganz verſchieden gefärbte Chamäleons, wobei beſonders das verſchiedene Klima großen Einfluß zeigt. Das Vaterland dieſes Thieres ſind die wärmeren Gegenden von Aſien, Afrika und Amerika; jetzt wird es ſogar im

ſüdlichen Spanien wild angetroffen. Es lebt auf Bäumen, und nährt ſich von Inſekten. Da es bisweilen eine große Menge Luft einſchluckt, und ſich dick aufbläſt, ſo gab dies zu der Sage Anlaß, daß das Chamäleon von der Luft lebe. In manchen Gegenden ißt man ſein Fleiſch.

Chambers (Ephraim) gab nach Harris (Lexicon technicum) die eigentliche Idee zu einer alphabetiſch geordneten Encyclopädie her, und verdient als Vater dieſer glücklichen Erfindung, welche im 19ten Jahrhundert Brockhaus in Leipzig mit ſo goldreichem Erfolge nachahmte, und dem ſich das Rheiniſche Converſations-Lexicon unter den günſtigſten Auſpicien anſchließt, hier rühmlichſt erwähnt zu werden. Sohn eines Pachters, und geboren zu Milton, beſtimmte ihn ſein Vater zu einem mechaniſchen Gewerbe. Er ſtand auch ſchon wirklich bei einem Globus-Fabrikanten in der Lehre, als er ſich über dem Gedanken, eine Encyclopädie abzufaſſen, ertappte. Zu Oxford befriedigte er ſeine Neigung zu den Wiſſenſchaften, und gab 1728 ſeine Encyclopädie in 2 Foliobänden auf dem Wege der Subſcription gegen die Erlegung von 4 Guineen heraus. Dieſes Werk fand ſolche Aufnahme, daß er zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt wurde, und daß er jene zwei erſchienenen Bände mit noch drei nachfolgenden vermehren mußte. 1740 ſtarb er zu Islington. Er hatte ſich ſelbſt ſeine Grabſchrift gewählt, in welcher er ſagte, daß er geweſen ſey: „Multis pervulgatus, paucis notus; nec eruditus, nec idiota, transiliens vitam inter lucem et umbram.“ (Vielen ruchbar, Wenigen bekannt; zwar kein Gelehrter, doch auch nicht ohne Kenntniſſe, zwiſchen Licht und Schatten ſein Leben dahinſchlendernd.) Eine neue Herausgabe ſeiner Encyclopädie erſchien 1788 zu London in 5 Bden. in Fol.

Chambery, die Hauptſtadt des Herzogthums Savoyen und der Provinz gleiches Namens, an der in den 704 Fuß über dem Meere erhabenen See von Bourget ſich ergießenden Leiſſe, in einem weiten, ſchönen Thale liegend, mit 10.000 Einwohnern. Die Stadt iſt nebſt dem Schloſſe, auf alte Art, mit Mauern und tiefen Graben verſehen, und faſt ringsherum mit Hügeln umgeben, auf denen meiſtens ſchöne Gebäude ſtehen. In dieſer ehemaligen Reſidenz der Herzoge von Savoyen, wo auch der größte Theil des ſavoy'ſchen Adels wohnte, giebt es anſehnliche Gaz-, Spitzen-, Leder- und Seidenfabriken.

Chambre ardente war am Ende des 17., und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo die Giftmiſcherei in Frankreich noch ſehr im Schwange gieng, ein heimlicher Gerichtshof, welcher die Vergiftungen unterſuchte, und in Criminalfällen Recht ſprach. — Auch ward ein Gerichtshof, welchem die Unterſuchung oblag, wie Caſſenverwalter, oder Beſitzer großer Pachtungen von Domainen ſchnell zu einem großen, und in ihrer Lage verdächtigen Reichthume gekommen waren, mit dieſem Namen belegt.

Chamfort (Sebaſtian Rochus Nikolas), geb. 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, kam unbekannt nach Paris, wo er unter dem Namen Nikolas, unter die Stipendiaten der Akademie aufgenommen wurde. Kümmerlich friſtete er nach Vollendung ſeiner Studien ſein Leben. Anfangs war er Schreiber bei einem Advokaten, und in der Folge Mentor der Kinder eines reichen Lüttichers, Namens Vaneck. Um ſich von den Feſſeln ſeiner drückenden Lage loszuwinden, trat er unter dem Namen Chamfort in der literariſchen Welt auf. Die Erſtlinge ſeines Geiſtes beſtanden in Beiträgen zu dem Journal encyclopédique, und einer Lobrede auf Molière und La Fontaine, welche letztern den Preis der franzöſiſchen Akademie erhielten. Der Ertrag für dieſe Geiſteserzeugniſſe war nicht ſo groß, daß er ſich der Wohlthaten, welche er in nicht wenigem Grade bei dem Herzoge von Choiſeul und der Madame Helvetius genoß, hätte entſchlagen können. Er gab ſich daher an die Bearbeitung des Vocabulaire français und

des Dictionnaire des Théatres. Durch die Bearbeitung des letzten Werkes wurde ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf die Bühne gerichtet. Er trat als dramatiſcher Schriftſteller auf, und lieferte (1778) ſein Trauerſpiel: Mustapha et Zéangir, welches mit großem Beifalle aufgeführt ward, und ihm die Stelle eines Sekretärs bei dem Prinzen Condé erwarb. In dieſe Zeiten fällt die Herausgabe ſeiner jeune Indienne und le Marchand de Smyrne, zweier artigen und mit Leichtigkeit componirten Comödien; ſeiner Poésies fugitives, Epîtres, Contes, Fables, Epigrammes, Traductions de l'Anthologie et de Martial. Seine Epître d'un père à son fils sur la naissance d'un petit-fils wurde von der Akademie gekrönt, und bewirkte, daß er im Jahr 1781 als wirkliches Mitglied in dieſelbe aufgenommen ward. Seine vortreffliche Antrittsrede, welche er dem Drucke übergab, diente nur zur Erhöhung ſeines Ruhmes. In den Zeiten der Revolution verlor er durch ſeine Partei für Mirabeau ſeine Einkünfte und Ehrenſtellen. Roland ſuchte ihn durch Ernennung als Bibliothekar an der Nationalbibliothek für dieſen Verluſt zu entſchädigen; aber Chamfort brachte ſich durch ſeine allzu große Freimüthigkeit in Rede und Schrift nicht nur um dieſen Poſten, ſondern führte auch ſeine, Barthelemy's und zweier andrer Bibliothekar-Beamten Verhaftung herbei. Von dem jakobiniſchen Wahlſpruch: „fraternité ou la mort“ (Brüderſchaft oder Tod), ſagte er ungeſcheut: „la fraternité de ces gens-là ressemble fort à celle de Caïn et d'Abel.“ (die Brüderſchaft dieſer Leute iſt ein ſchönes paſſendes Seitenſtück zu der von Cain und Abel). Seine Einkerkerung hatte ihn mit einem ſo tiefen Abſcheu erfüllt, daß, als er nach ſeiner Freilaſſung von Neuem verhaftet werden ſollte, er ſich durch einen Piſtolenſchuß den Kopf zerſchmetterte (1794). Die Herausgabe ſeiner Werke beſorgte ſein Freund M. Ginguené in 4 Bänden 8vo, Paris 1795. Chamfort war ein durch die vorzüglichſten Werke ſeiner Nation gebildeter Kunſtrichter. Seine eigenen Schriften, deren preciöſe Schreibart man tadelte, zeichnen ſich mehr durch ihre Correctheit, als durch ſinnreiche Erfindung aus.

Champagne (Philippe), ein trefflicher Maler aus der niederländiſchen Schule, geboren zu Brüſſel 1602. In ſeinem 19ten Jahre begab er ſich nach Paris, wo er in vertrauter Freundſchaft mit dem talentvollen Pouſſin lebte, welcher damals gerade aus Italien zurückgekehrt war. Unter der Leitung dieſes Freundes machte Champagne ſchnelle Fortſchritte auf der Bahn der Künſtler. Beide hatten aber mit noch manchen unangenehmen Auftritten zu kämpfen, bevor ſie in ihren Wirkungskreis traten. Duchesne, ein mittelmäßiger Künſtler, aber einbilderiſch und ſtolz, war damals Maler der Königin-Mutter, und als ſolcher beſchäftigte er ſich mit den Malereien des Palais Luxemburg. Pouſſin und Champagne arbeiteten unter ihm. Die Königin, welche hier oft die Werkſtätte der Künſtler beſuchte, und bei den Gemälden des Champagne mit beſonderm Wohlgefallen verweilte, erregte Duchesne's Eiferſucht. Der blöde und ſanfte Niederländer hielt es für rathſam, dem dünkelvollen und aufbrauſenden Franzoſen zu weichen, und begab ſich daher nach Brüſſel zurück. Doch kaum war er hier angekommen, als er die Nachricht von dem Tode des Duchesne zugleich mit der Einladung erhielt, nach Paris zurückzukehren. Jetzt übertrug ihm die Königin, nebſt einer angemeſſenen Beſoldung, die Direktion der Malereien des Luxemburg. Um dieſe Zeit malte Champagne für die Carmeliter in der Vorſtadt St. Jacques ſechs Gemälde, und im Gewölbe der Kirche das berühmte Krucifix, ein wahres Meiſterſtück der Perſpektive, das, obgleich auf einer horizontalen Fläche gemalt, perpendikulär erſchien, und ſelbſt die Kenneraugen täuſchte. Später wurde er zum Direktor der Akademie ernannt. Bei ſeinem herannahenden Alter lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit im Port-Royal, wo

ſeine Tochter Nonne war. Hier vollendete er das herrlichſte unter ſeinen zahlreichen Gemälden, wozu die Krankheit ſeiner Tochter die Veranlaſſung gab. Dieſe nämlich iſt das Sujet deſſelben: ſitzend iſt ſie dargeſtellt; ein langwieriges Fieber hat ſie dem Tode nahe gebracht; aufgegeben von den Aerzten, betet ſie mit einer andern Nonne, und erlangt die Geſundheit wieder. Dieſes ſind die Grundzüge im Gemälde. Die Hingebung in den Willen des Höchſten, das vertrauungsvolle Gebet, erregt unnennbare Gefühle in jedem, der ſich in der Anſchauung deſſelben vertieft. Die ganze Geſtalt der Tochter, beſonders der Kopf, iſt bezaubernd ſchön. Das Pariſer Muſeum beſitzt nebſt dieſem Gemälde noch ſechs andere von dieſem Meiſter. Ueberdies findet man von ſeinen zahlreichen Arbeiten noch Stücke in vielen Städten Frankreichs. Champagne war ein außerordentlich religiöſer Mann, und ſo ängſtlich gewiſſenhaft, daß er es nie wagte, nackte Figuren darzuſtellen. Er ſtarb 1674, im 72ſten Jahre ſeines Lebens. Ueber alle Maler, die damals in Paris lebten, ragte Champagne weit hervor; nur von dem genialen Lebrun wurde er übertroffen, welches er auch mit edler Selbſtverläugnung eingeſtand.

Champagnerwein. Die berühmteſten Weingegenden der Champagne ſind Epernay und Ay. Weſtwärts Chalons, etwas über 3 Stunden davon, erblickt man im Marnethal eine reichere Gegend; die Dörfer verlieren das nackte Anſehen, das ſie zwiſchen St. Menehoult und Chalons haben; man ſieht größere Meierhöfe, und hinter denſelben Gärten, welche in den Dörfern der öſtlichen Champagne eine Seltenheit ſind. Das Weingebirge, das man am rechten Marneufer, Challons gegenüber, beim Condé erblickt, fängt am linken Ufer dieſes Fluſſes erſt bei Epernay an. Das ſchöne Thal wird dort ſchmäler, die Hügel erſcheinen mit Reben bedeckt, und nähern ſich wieder von beiden Seiten. Epernay iſt ein offnes wohlgebautes Städtchen in einem Thale, das von einem nach der Marne hinabrollenden Bach zwiſchen fruchtbaren Hügeln bewäſſert wird. Die Einwohner verdanken ihren Wohlſtand nicht bloß dem Weinbau, ſondern auch dem Weinhandel. Man findet daſelbſt reiche Kaufleute, die den Wein, oft ſchon den Moſt, von den nächſten Dörfern und Flecken, von Aviſe, von Crammont, von Ay, von Mutigny, von Mareuil, von Bouzy und von Avenay, wohlfeil aufkaufen, den halb gegornen Wein völlig fertig machen, und ihn dann nicht allein nach Frankreich, ſondern nach ganz Europa, ja in alle Welttheile verſenden. Den größten und merkwürdigſten Weinkeller in Epernay beſitzt Herr Moet daſelbſt. Er iſt in Felſen gehauen, und von ungeheurem Umfange. Ein Theil deſſelben geht unter der Straße hinweg, nach einem gegenüber befindlichen, dem nämlichen Herrn Moet gehörigen Hofe. Hier finden ſich über 400.000 Bouteillen feinen mouſſirenden Champagners, horizontal auf Latten gelagert, in 12 Reihen über einander. Einige 1.000 fand man auf dem Pfropfen ſtehend, um den Satz abſetzen zu laſſen; 800 Fäſſer fanden ſich theils mit weißem nicht mouſſirenden Champagner, theils mit rothem Tiſchwein, die man neben dem Spunde mit einem Bohrer angebohrt hatte, um dem Wein, der im Arbeiten begriffen war, weil er ſich gerade in der Zeit der Weinblüthe befand, Gelegenheit zu geben, Luft ausſtrömen zu laſſen. Der Keller hat eine bedeutende Tiefe, iſt etwas feucht, und ſteht nur durch einige gegen Norden gelegene Ventile mit der äußern Luft in Gemeinſchaft. Der Fußboden des Kellers iſt gepflaſtert, hat einige Fuß Fall, und in der Mitte eine Rinne. Die Arbeit, in der der Wein ſich in den Hundestagen befindet, zerſprengt viele Flaſchen; der Wein läuft dann durch die Rinne zuſammen, wird geſammelt, und zu Eſſig verarbeitet. Die zu dem Flecken Ay gehörigen über der Marne gelegenen Weinberge ſind diejenigen, welche ganz Europa die feinſten Deſſertweine liefern. Die Reben der Weinberge in der ganzen Champagne wachſen oft durchaus auf Kalkboden. Der Weinſtock kommt darauf zwar Anfangs langſam

fort, gedeihet aber ſpäterhin vortrefflich. Sehr aufmerkſam iſt man in der Champagne bei der Anlegung der Weinberge auf die Expoſition derſelben. Die Lagen gegen Norden und Weſten werden möglichſt vermieden; man behauptet, daß der Unterſchied im Ertrage eines Weinberges, der gegen Abend liegt, ein volles Drittheil weniger ausmacht; auch iſt man überzeugt, daß beſonders die Mitte der Hügel dem Wein vorzüglich günſtig iſt. Spitze, Mitte und Fuß eines Berges geben einen ſehr verſchiedenen Ertrag. Auch horizontal liegende Flächen und jähe Abhänge findet man dem Weinbau nachtheilig. In der Brié und in Isle de France, wo thoniger Boden iſt, iſt der Wein ſchlechter, als zu Ay; auch haben die Berge eine weniger gute Expoſition. Die guten Weinberge in der Champagne gehören zu den einträglichſten in Frankreich, und bringen ihren Beſitzern, nach Abzug aller Koſten, einen reinen Ertrag von 10 Prozent: ein Ertrag, der nur denen der mittägigen Weinberge, namentlich Bordeaux, Perpignan, u. ſ. w. nachſteht, die, weil ſie außer den Reben auch noch mit Oelbäumen, Maulbeerbäumen und Feigenbäumen bepflanzt werden, und eine ſichere und reichlichere Ernte gewähren, auch weniger Arbeit koſten, oft einen reinen Ertrag von 15 Prozent abwerfen. Ein Landwirth in der Champagne kann aber während eines Zeitraumes von zehn Jahren immer nur auf zwei Weinernten ſichere Rechnung machen. Die Weinbergsbeſitzer bei Chalons düngen, um eine reiche Ernte zu erhalten, ihre Berge alle 5 Jahre mit Miſt; allein ſie opfern dadurch die Qualität des Weins ſeiner Quantität auf, und erhalten einen ſchlechtern Wein. Tauben- und Hühnermiſt ſcheinen die vortheilhafteſten für den Weinbau zu ſeyn. Sehr verfaulter Miſt ſcheint nachtheilig zu ſeyn. Bei Epernay und bei Ay düngt man bloß mit einer mit Kalk gemengten Erde, welches einen beſſern Erfolg gewährt. In der Champagne wird der Weinſtock im Frühjahr ſehr kurz geſchnitten; man läßt jedem nur 2, höchſtens 3 Augen. Im April und Mai, wenn die Rebe zu treiben anfängt, wird ſie ſtark mit der Handhacke bearbeitet, um den Boden locker zu machen. Ende Mai's und Anfangs des Junius wird der Weinſtock mit 4 Fuß hohen Stangen geſtackelt, und mit Roggenſtroh angebunden. Um Johannis wird der Weinſtock entblättert. Die überflüſſigen ſaftzehrenden Reben werden abgenommen, und das Behakken wiederholt. Um den rechten Zeitpunkt zur Weinernte wahrzunehmen, beobachtet man in der Champagne den, wenn der Stengel der Trauben braun und holzig wird. Alsdann hangen die Trauben die Beeren, werden durchſichtig, löſen ſich leicht vom Stengel, und ihr Saft iſt ſüß, dick und ſchleimig. Das Abfallen der Blätter zeugt eher von einem eingetretenen Froſte, als von der Reife der Traube. In der Champagne hat der Weinſtock gewöhnlich um den 25ſten Junius abgeblühet, und gegen den 25ſten September fängt die Weinleſe an, alſo 3 bis 4 Wochen früher, als in der Gegend des Rheins und des Mains. Zur Ernte wählt man gern heitere, trockene und warme Tage, weil der bei kalter Witterung geerntete Wein ſchwerer fermentirt. Die Arbeit wird nicht eher begonnen, als bis die Sonne den Thau getrocknet hat. Zum Ablöſen der Trauben bedient man ſich einer kleinen Hippe, und ſchneidet ſie ſo vorſichtig ab, daß nur ein möglichſt kurzer Stengel an der Traube bleibt. Man nimmt immer die Traube von gleicher Reife ab, und ſammelt an einem Tage nicht mehr, als man zur Füllung einer mittelmäßigen Küfe bedarf. Die Trauben werden dann abgebeert. Man bedient ſich dazu einer großen dreizakkigen Gabel, die in der Küfe, worin der Wein liegt, kreisförmig herumgedrehet wird. Die Beeren löſen ſich dadurch ab, und fallen hinunter; allein die oben ſchwimmenden Stengel werden weggeſchafft. Die Farbe des Weins iſt von der Farbe der Trauben unabhängig. Nur erſt in der Gährung wird der färbende Stoff aus der Hülſe der Beeren aufgelöſt, und man gewinnt daher, wenn der Moſt ohne Hülſe gegohren wird, auch von rothen Trauben

eine Art weißen Weins. In der Champagne hat man mehr als 20 verſchiedene Sorten mouſſirender und nicht mouſſirender Weine. Sie werden, bis auf 3 Sorten, größtentheils im Lande ſelbſt gebraucht; nur 3 bis 4 Sorten wandern über die Gränze. Die Fabrikation des in Deutſchland ſo ſehr beliebten weißen mouſſirenden Champagners wird folgendermaßen veranſtaltet: Man wählt die geſundeſten und reifſten Trauben aus, legt ſie in Körbe, bedeckt ſie mit Leinwand, und läßt ſie ſo ganz ſanft zur Kelter bringen. Die den Tag über herbeigebrachten Trauben werden des Abends auf die Preſſe gebracht. Anfangs drückt man den Saft in drei hinter einander folgenden Preſſungen ſchwach aus, welches in einer Stunde vollendet ſeyn muß. Der Saft fließt in eine kleine Küfe (Barbou) ab, und dieſer Moſt wird auserwählter Wein (vin d'élite, vin de choix, auch vin de cuvée) genannt. Er wird nun in eine Küfe gebracht, in der er während der Nacht ſtehen bleibt, um ſich zu klären, worauf er am andern Morgen in gut geſpühlte und geſchwefelte Tonnen gefüllet wird. Die rückſtändigen Treſter erhalten dann noch eine neue Preſſung, die man première tuille nennt. Man gießt den daraus erhaltenen Moſt oft zu dem vin d'élite. Endlich wird noch zweimal gepreſſet, und nun wird der Moſt halber Wein, Tiſane genannt. Der Moſt von den letztern 3 Auspreſſungen wird nun in die dazu beſtimmten Fäſſer gegoſſen, wo er, gleich dem vin d'élite, erſt die gewaltſame Gährung erleidet, die bald in die unmerkliche übergehet. Soll röthlicher Champagnerwein (vin ivré, vin d'oeil de perdrix) bereitet werden, ſo beert man die blauen Trauben ab, drückt ſie nur ganz leicht, und läßt ſie gähren. Man bringt ſie dann in die Kelter, und giebt ihnen dieſelben Auspreſſungen, wie dem weißen Weine. Wenn der Wein bis Ausgang Dezembers ausgearbeitet hat, dann fängt er an, ſich zu läutern; nun wird er bei hellem Froſtwetter abgezogen, durch Hauſenblaſe geklärt, ſo daß man auf 250 Pinten Wein 1 Loth Hauſenblaſe ſetzt. Der Wein kommt nun zum zweiten Mal in eine leichte Gährung. Vier bis 6 Wochen darauf zieht man ihn aufs Neue ab, und klärt ihn mit halb ſo viel Hauſenblaſe, als das erſte Mal. In jenem Zuſtande bleibt nun der Wein bis zum Monat März, wo er auf Bouteillen abgezogen wird. Weil die Gährung des Weins in dieſem Zuſtande noch nicht vollkommen vollendet iſt, ſo werden im Monat Auguſt noch viele Bouteillen davon zerſprengt; denn erſt nach 15 bis 18 Monaten, da man den Wein auf Bouteillen gezogen hat, ſcheint ſeine Gährung völlig beendigt zu ſeyn, worauf der Wein in andere Flaſchen übergegoſſen wird, um ihm den in den Flaſchen gebildeten Satz zu entnehmen. Derjenige Wein, der nicht mouſſiren ſoll, wird im Dezember nicht abgezogen und gekläret, ſondern bleibt bis zum Monat März liegen, wo man den andern ſchon auf Bouteillen ziehet. Beim mouſſirenden Wein wird alſo die übrige Gährung unterdrückt, und die Kohlenſtoffſäure zurückgehalten; daher er dann auch mouſſiren kann, wenn die Flaſche geöffnet wird, weil dann das Gas, vermöge ſeiner Expanſibilität, entweicht. Das kohlenſtoffſaure Gas, das ſich aus dem Champagnerweine entwickelt, enthält eine bedeutende Quantität Alkohol gelöſt, welcher alſo beſonders im Schaum mit fortgeht. Aus der beſchriebenen Verfahrungsart, wie der Champagnerwein verfertigt wird, geht hervor, daß die Form deſſelben, weniger in der urſprünglichen Beſchaffenheit des Moſtes, als vielmehr in der Art ſeiner Behandlung gegründet iſt; und, wenn man hierin keine Fehler beging, ſo laſſen ſich die weißen Champagnerweine 15 bis 20 Jahre ohne Verderbniß aufbewahren. Der gewöhnliche rothe Tiſchwein wird, nach überſtandener zweiter Gährung, gleichfalls gegen Ende Dezembers, bei hellem Froſtwetter abgezogen, welches man das Abſchlämmen des Weins (débourder le vin) nennt. Gegen die Mitte des Mai's, bevor die Hitze eintritt, wird der Wein zum zweitenmal abgezogen (on le tire au clair), und die Fäſſer werden mit neuen Reifen verſehen. Endlich wird der Wein bei

trockener Witterung und nördlichem Winde zum drittenmale abgezogen (on le tire au clair fin), und mit Eiweiß gekläret, welches Letztere jedoch nur dann geſchiehet, wenn man ihn zur Conſumtion abfertigt oder auf Bouteillen ziehet. Bei den rothen mouſſirenden Weinen geſchieht die Klärung und dritte Abziehung gewöhnlich im November, d. i. 13 Monate nach der Weinleſe. Der zu früh und zu friſch auf Bouteillen gezogene rothe Wein iſt ein unangenehmes Getränk. Es giebt rothe Champagnerweine, z. B. die von Chlos St. Thierry, die man 3 bis 4 Jahre lang auf den Hefen laſſen kann; ſie müſſen dann aber in ſehr großen 7 bis 8 Oxhoften haltigen Fäſſern aufbewahrt werden. Sie gewinnen dann dadurch an Stärke; indeſſen iſt dieſe Methode nur für edle Weine anwendbar, ſchwache würden dabei verſauren. Das Abziehen der Weine macht viel Vorſicht nothwendig, wenn ſie nicht dabei leiden ſollen. Vor allen Dingen muß der Zutritt der Luft möglichſt abgehalten werden, weil ſie ſonſt durch ihre Einwirkung auf den Wein den Grund zur Säurung deſſelben legt. In der Champagne bedient man ſich dazu einer 6 Fuß langen, und 2 Zoll dicken ledernen Röhre, die an beiden Enden mit ſpitz zulaufenden Röhren von Holz verſehen, und mit Drath genau befeſtiget iſt. Soll der Wein abgezogen werden, ſo öffnet man das anzufüllende Faß, und ſetzt eines der Enden des Rohrs hinein. An dem andern auszuleerenden Faſſe bringt man hingegen, 2 bis 3 Zoll vom Boden entfernt, einen guten Hahn an, und fügt das andere Ende des Rohres daran. Durch dieſen Mechanismus wird der größte Theil des Weins aus einem Faſſe in das andere übergezogen, und bleibt ganz vor dem Einfluß der Luft geſchützt. Den Reſt des Weines ſchaffet man durch kleine Heber in kleine Gefäße. — Wenn der von völlig reifen Trauben geſammelte Moſt in den Gegenden, beſonders von Schönädel und vom frühen Leipziger Wein, für jedes Quart mit 4 Loth Zucker verſetzt, der Gährung unterworfen, und eben ſo wie der Champagnermoſt behandelt wird, ſo gewinnt man ein dem Champagnerwein ſehr ähnliches Getränk.

Champignon (Feldblätterſchwamm), iſt zum Geſchlechte der Pilze gehörig, die von unten mit Blättern geſtrahlt ſind, und unter die eßbaren Schwämme zu rechnen. Man erkennt ihn an ſeinem ſtarken, mit einer Wulſte verſehenen Stiele, auf dem ſein weißlicher ſchuppiger Hut ruhet, an deſſen untern Seite die röthlich aſchfarbenen Blätter von zweierlei Länge gegen den Stiel abwärts laufen. Durchs Gefühl unterſcheidet man ihn leicht, indem er eine äußerſt zarte Haut hat. Gemeiniglich nach einem warmen Regen kommt er im freien Felde ſo wohl, als in Gärten und Gebüſchen den ganzen Sommer hindurch hervor. Anfänglich gleicht er einer Kugel, von der Größe einer Baumnuß, und dann iſt er am Leckerſten zum Genießen. Aelter als 24 Stunden nimmt er eine ſchwärzliche Farbe an; Maden finden ſich ein, und er fängt an zu faulen.

Champion war in den Zeiten des Mittelalters jeder Ritter, der öffentlich innerhalb der Schranken ſeine Sache gegen jeden ehrenfeſten und turnierfähigen Mann mit dem Schwerdte ausfocht. In den nachfolgenden Zeiten verſtand man nur den Kämpfer darunter, welcher eine waffenunfähige Perſon im Zweikampfe vertrat. In England wird derjenige Ritter Champion genannt, welcher bei der Krönung eines Königs jeden herausfordert, der es zu läugnen wagt, daß der neue Fürſt rechtmäßiger Regent von England ſey. Als der römiſche Stuhl um das Jahr 1263 Carl von Anjou, den Bruder des Königs Ludwig IX., gegen die Macht des Manfred zur Hülfe rief, erhielt dieſer Carl den Titel eines Champions, Campione della S. Chiesa (Verfechter des heiligen Stuhls).

Chandler (Richard), geb. 1738, geſt. 1810, iſt der berühmte Herausgeber der Marmora Oxoniensia. Von der Geſellſchaft der Dilettanti mit Revett und Pars beauftragt, die plaſtiſchen Denkmäler des Orients zu

unterſuchen, bereiſte er in den Jahren 1764, 65, 66 das alte Griechenland. Aus dieſen Fundgruben brachte er wichtige Schätze mit nach England, die er in dem erſten 1769 und im zweiten 1800 erſchienenen Bande ſeiner ioniſchen Alterthümer niederlegte. Seine im Jahre 1774 zu Oxford erſchienene Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia praesertim Athenis, collectae liefern wichtige Beiträge zur Alterthumskunde. In der ältern Diplomatik, Heraldik ꝛc. ꝛc. hatte er ſich zu einer ungewöhnlichen Höhe von Kenntniſſen hinaufgeſchwungen. Seine Geſchichte von Troja, und ſeine Reiſe nach Kleinaſien, Oxford 1775 u. 76, ſind jedem Freunde der Literatur ein erfreuliches Geſchenk.

Chaos. Von Allem, was ward, entſtand das Chaos zuerſt. Auf dieſe Weiſe beſchreibt es Ovid in ſeinen Verwandlungen:

Vor dem Meer und der Erd' und dem allumſchließendem Himmel
War im ganzen Bezirk der Natur ein einziger Anblick,
Chaos genannt, ein roher und ungeordneter Klumpen,
Nichts mehr, als unthätige Laſt, nur zuſammengewirrte
Und mißhellige Samen der nicht einträchtigen Dinge.

Alſo war das Chaos das Weſen, der Urſtoff der Dinge, der aber noch formlos und ungebildet in verworrener Maſſe da lag. Da trat zu ihm Amor — hier nicht das Bild der ſüßen Liebe, nicht der Sohn der Venus, ſondern ein perſoniſizirter philoſophiſcher Begriff — die befruchtende Liebe, die bindende Kraft, die den rohen Urſtoff zu Formen und Geſtalten vereinte. Das Chaos, in welchem durch Amor zuerſt das Leben erregt wurde, gebar den Erebus (Finſterniß) und Nyx (die Nacht). Erebus und Nyx zeugten den Aether (Licht) und Hemera (Tag). So ſtieg aus der Finſterniß das Licht empor, und Tag und Nacht fingen an miteinander zu wechſeln. Auch ſchied ſich aus dem Chaos der Tartarus, welcher dunkel und tief am äußerſten Ende des Meeres und der Erde, ſo tief unter der Erde, als dieſe unter dem Himmel iſt. Ueber dieſen breitete ſich die Gaia (Erde). So philoſophirten die griechiſchen Dichter über den Urſprung der Welt; doch ſcheinen die erſten Ideen davon aus dem Orient gekommen zu ſeyn. Denn von daher ſcheinen die thraziſchen Pelasger ſie erhalten zu haben, von denen aus ſie ſich durch die Geſänge des Orpheus und anderer Dichter ſeiner Schule durch das übrige Griechenland verbreiteten.

Chapelain (Jean) wurde 1595 zu Paris geboren, und war ein Dichter nach dem Willen und den Forderungen des Miniſters Richelieu's, der ihn beſonders ſchätzte, und zu einem der erſten Mitglieder der franzöſiſchen Akademie erhob. Ehe er mit ſeinem leider, mißlungenen Nationalgedichte hervortrat, hatte er ſich durch Oden, Madrigale und Sonette, welche zu dem Gelungenſten unter ſeinem poetiſchen Nachlaſſe gehören, in Frankreich bekannt gemacht. Richelieu übertrug ihm, nebſt einem anſehnlichen Gehalte, die Organiſation der Akademie, wodurch ſein Name in ganz Frankreich bekannt wurde, und ſein Ruhm noch höher ſtieg. Seine epiſche Arbeit aber, unter dem Titel: die Jungfrau, oder das befreite Frankreich, iſt ein mühſeliges Machwerk, dem man faſt in jeder Zeile die geiſtloſe Anſtrengung ſeines Verfaſſers anſieht. Seine Erbärmlichkeit mußte um ſo mehr auffallen, weil es lange vorher verkündigt, und daher mit Spannung erwartet wurde, bis es endlich in 12 Geſängen, und mehr als vierzehn tauſend Reimzeilen an das Licht trat. Dennoch wurden von dieſem Werke innerhalb anderthalb Jahren ſechs Auflagen vergriffen. Aber durch eben dieſes Werk, welches ſeinem Dichtertalente die Krone aufſetzen ſollte, verlor er ſeinen ganzen Dichterruhm. An allen Enden Frankreichs erhoben ſpottende Kritiker ihre Stimmen. Uebrigens blieb ihm unverändert die Achtung wegen ſeiner andern Verdienſte bis zu ſeinem Tode 1674.

Chapelle (Claude Emanuel), von ſeinem Geburtsorte la Chapelle, zwiſchen Paris und St. Denis alſo genannt; denn ſein Familienname war Luillier; ein Liebling ſeiner Zeitgenoſſen in Paris, und wohl zu unterſcheiden von einem gewiſſen Reimer la Chapelle, der um die nämliche Zeit lebte, und ſchon damals mit unſerm geiſtreichen Chapelle, zu deſſen großem Verdruß, oft verwechſelt wurde. Er ſtand an der Spitze der guten Köpfe, die in dem Geſellſchaftszirkel der Ninon, und auch außer demſelben, ihren Witz und leichten Sinn mit epikureiſcher Heiterkeit in Liedern, Sonetten, Madrigalen und Epiſteln vortrugen. Er ward im Jahre 1626 geboren, genoß eine liberale Erziehung, und hatte zugleich mit Moliere philoſophiſchen Lehrſtunden bei Gaſſendi beigewohnt. Chapelle war ein Mann von mannigfaltigen Kenntniſſen. Racine, Boileau und beſonders Moliere, ſchätzten ſeinen Kopf, und liebten ſeine gute Laune. Aber irgend ein Studium mit Ernſt und Eifer zu treiben, war Chapelle's Sache nicht. Er lebte wie ein luſtiger Bruder bis in das Jahr 1688. Sein poetiſcher Nachlaß würde größer ſeyn, wenn alle ſeine Verſe gedruckt wären. Was ſich von ihm erhalten hat, ſind muntere Lieder, Sonette, Epiſteln und eine komiſche, nur zum Theil verſificirte Reiſebeſchreibung, die er gemeinſchaftlich mit ſeinem Freunde Bachaumont verfaßt hat. Dieſe (Voyage de Chapelle et de Bachaumont) iſt das bekannteſte unter Chapelle's Werken. Sie hat das Verdienſt einer unerſchöpflichen Jovialität, mit fröhlicher Satyre gemiſcht, in einer pikanten und eleganten Sprache. Fein, witzig und munter ſind auch die beſten unter ſeinen lyriſchen Kleinigkeiten. In ſeinen Epiſteln ſucht er den komiſchen Styl durch Fortſetzung deſſelben Reims oder Reimpaares in einer Reihe von Zeilen zu heben. Er war ſo geſchickt in dieſem Spiele, daß er ein Mal beinahe zweihundert kurze Zeilen an den Herzog von Nevers in nicht mehr, als zwei abwechſelnden Reimen geſchrieben hat, ohne aus der witzigen Tändelei in die affectirte zu fallen.

Chappe (Claude), durch ſeine Verbeſſerung (nicht Erfindung) des Telegraphen (Fernſchreibemaſchine) berühmt, wurde zu Brulon im Departement de la Sarthe 1763 geboren. Die telegraphiſche Kunſt war ſchon längſt vor ihm erfunden, und Chappe trat nur in die Fußſtapfen eines Amontons u. A. Da er aber dieſe Kunſt ſo merklich erleichterte und vereinfachte, ſo hat man ihn für den Erfinder angeſehen. Die erſte Beſchreibung ſeiner Maſchinen überreichte er 1792 der Nationalverſammlung, welche ſogleich die Errichtung einer telegraphiſchen Linie von Paris bis Lille befahl, wobei Chappe und ſeine Brüder ihre Anſtellung fanden, und die Freude genoſſen, ihre Bemühungen mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt zu ſehen. In der Folge wurde Chappe zum Director der telegraphiſchen Anſtalt ernannt, welchen Platz er bis zum 26. Januar 1806 behauptete, wo er ſeinem Leben durch Selbſtmord ein Ende machte. (S. Telegraph.)

Chappe d'Auteroche (Jean), berühmter Aſtronom an der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, wurde zu Mauriac in Auvergne, den 2. März 1722 geboren. Die Akademie ſandte ihn 1760 nach Sibirien, den Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe (6. Juni 1761) zu beobachten. In Tobolsk nach tauſendfachen Gefahren angelangt, erleichterte ihm ein ungetrübter Himmel ſeine bezweckten Beobachtungen, und entſchädigte ihn ſo für die Mühen ſeiner Reiſe. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris gab er die Reſultate ſeiner Wanderung in der Relation de voyage en Sibérie (1768. 2 vol. 8.) mit einem Atlas in gr. Folio heraus. Dieſes Werk enthält treffliche Bemerkungen über die Mineralogie, Naturgeſchichte, Sitten, Gebräuche ꝛc. dieſes Landes; aber auch ſehr ungünſtige, obwohl der Wahrheit gemäße, Mittheilungen über Catharinas II. Regierung in Anſehung des Cultur-Zuſtandes ihres Volkes. Dieſe Bemerkungen entrüſteten Catharina ſo ſehr, daß ſie ihren Günſt-

ling Schouwaloff bewog, eine Gegenſchrift unter dem Titel: Antidote ou examen du mauvais livre intitulé: Voyage en Sibérie (St. Petersbourg 1770.) — Ein neue Erſcheinung deſſelben Geſtirns beſtimmte ihn im Jahr 1768 zu einer Reiſe nach Californien. Eine epidemiſche Krankheit, welche zu dieſer Zeit dort wüthete, befiel auch ihn, und ſo ſtarb er 1769 als ein Opfer ſeines Eifers für die Sternkunde. Seine Beobachtungen legte er in der Voyage de Californie nieder, welche 1772 zu Paris in 4to erſchien.

Charade (Sylbenräthſel) iſt die räthſelhafte Beſchreibung eines Wortes nach ſeinen einzelnen Sylben und Merkmalen. Man verlangt von einer Charade, Kürze des Ausdrucks, lebhafte Andeutung und Vergegenwärtigung des aufgegebenen zu enträthſelnden Gedankens, und eine verhältnißmäßige Zuſammenſtimmung desjenigen Theils, der die Aufmerkſamkeit vorzüglich anregen ſoll, mit dem, der ſie befriedigen ſoll. Der Punkt, worauf die ganze Darſtellung hinwirkt, zeigt man in einem auffallenden Lichte, ſo wie der Hauptgedanke witzig und ſcharf zugeſpitzt ſeyn muß. Die äußere Form oder Entkleidung der Charade iſt mannigfach; ihre Wahl hängt von der Willkühr des Dichters und der Beſchaffenheit des Inhaltes ab. Gewöhnlich wählt man die erzählende lyriſche Gattung in Reimverſen. So wie die deutſche und franzöſiſche, iſt die lateiniſche und griechiſche Sprache nicht minder reich an zuſammengeſetzten Wörtern, die ſich auf eine räthſelhafte Art beſchreiben laſſen. Eine Fluth ſolcher Charaden trifft man jetzt in den belletriſtiſchen Zeitſchriften an, und die unberufenſten Prieſter Apollo's laſſen den leeren Schall ihrer Geiſtesarmuth in ſolchen Erzeugniſſen vernehmen. Kind, Körner, Theodor Hell u. A. verdienen in dieſer Dichtungsart rühmliche Erwähnung.

Charakter, ſ. Karakter.

Chardin (Jean), Sohn eines proteſtantiſchen Juwelenhändlers zu Paris, war 1643 geboren. In ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre reiſte er nach Perſien und Oſtindien, um für die Rechnung ſeines Vaters Pretioſen einzukaufen. In Iſpahan trat er in Verbindungen mit dem perſiſchen Könige. Dieſe Verhältniſſe benutzte er während ſeines ſechsjährigen Aufenthalts daſelbſt, ſich treffliche Bemerkungen über die geographiſche Lage und politiſche Einrichtung Perſiens zu ſammeln. 1670 kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück; da er aber ſah, daß er als ein Proteſtant ſich hier nicht vortheilhaft etabliren konnte, ſo begab er ſich wieder nach Perſien. Nach vielfachen Reiſen durch das Innere dieſes Landes und durch Indien kam er nach einer zehnjährigen Abweſenheit wieder nach Europa zurück. 1681 langte er in London an, und empfing aus den Händen Carls II. die Inſignien eines Ritters. Die Reſultate ſeiner Reiſen, welche die Alterthümer und die alte Geſchichte betrafen, bearbeitete er, und ließ den erſten Band davon 1686 in London erſcheinen. Der Charakter eines accredidirten Miniſters bei den Generalſtaaten von Holland, und eines Agenten bei der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, der ihm in der Folge ertheilt wurde, konnte ihn dem Gebiete der Wiſſenſchaften nicht entziehen. Emſig arbeitete er an der Herausgabe ſeiner Reiſebeſchreibung, welche 1711 erſchien, und in die italieniſche, engliſche, flammländiſche und deutſche Sprache übertragen wurde. Er ſtarb nach ſeiner Rückkehr nach England 1713 zu London. In ſeinem Werke loben alle Reiſebeſchreiber die Genauigkeit und Wahrheit. Man findet darin ein vollſtändiges Gemälde von Perſien, ſeiner politiſchen Verfaſſung, und ſeinen Sitten und Gebräuchen. Die Beſchreibung, welche er von den übrigen Ländern des Orients macht, ſind minder vollſtändig. M. Langles hat eine neue Ausgabe von Chardins Werken (1811) in 10 Bde. 8., mit einem Atlas und vielfältigen Noten verſehen, beſorgt.

Chares, ein lydiſcher Bildhauer und Schüler des Lyſipp, verewigte ſeinen Namen durch Verfertigung des Coloſſes der Sonne zu Rhodos, eines

der ſieben Wunderwerke der Welt. Dieſe Statue war von Erz, und hatte fünfhundert Fuß Höhe. Nachdem er zwölf Jahre auf ihre Verfertigung verwandt hatte, ſtellte er ſie an dem Hafen von Rhodos auf, ſo daß ſie einen Fuß auf dieſem, und den andern auf dem jenſeitigen Ufer niederließ, und die Schiffe zwiſchen deren Beinen mit vollen Segeln herfahren konnten.

Charette de la Coutrie, ſ. Vendee.

Charfreitag wird bei den Chriſten der Freitag genannt, der unmittelbar vor Oſtern vorhergeht, an welchem ſie das Gedächtniß des Leidens und Sterbens des Heilandes erneuern. — Es iſt hiſtoriſch gewiß, daß Chriſtus am Freitage vor dem jüdiſchen Oſterfeſte den Kreuzestod erduldete; was er aber nach der neuen Eintheilung der Monate für ein Tag geweſen iſt, kann nicht beſtimmt angegeben werden, beſonders da in der früheſten Zeit in der abend- und morgenländiſchen Kirche heftig über die Feier des Oſterfeſtes geſtritten wurde. Warum aber dieſer, für die ganze Chriſtenheit ſo merkwürdige Tag Charfreitag heißt, darüber ſind verſchiedene Meinungen. Einige leiten dieſe Benennung von dem lateiniſchen Worte Carena, welches die 40tägige Faſten bedeutet, Andere von charum, weil dieſer Tag der Chriſtenheit als Erlöſungstag der Theuerſte ſeyn muß; wieder Andere von dem altdeutſchen Worte Charen, welches ſo viel als leiden, büßen, ſtrafen bedeutet, von dem ausgeſtandenen Leidentode des Heilands, und von den ſtrengen Bußübungen der erſten Chriſten, während der ganzen Charwoche, beſonders am Charfreitage. In der kirchelichen Sprache heißt dieſer Tag dies parasceves, der Vorbereitungs- oder Rüſttag, und dieſes ſpricht für die Meinung derjenigen, welche Gar- ſtatt Charfreitag geſchrieben wiſſen wollen; denn das altdeutſche Wort Gara heißt Zubereitung. — In der katholiſchen Kirche wird der Charfreitag in der größten Stille (daher die Benennung in einigen Gegenden Deutſchlands Stillerfreitag) gefeiert; denn die bloße Erinnerung an den Sterbetag des Welterlöſers muß ungewöhliche Gefühle in der Seele jedes Chriſten erregen; darum ladet keine Glocke zur feierlichen Andacht, um die Trauer nicht zu unterbrechen; kein Meßopfer wird gefeiert, weil ſich Chriſtus ſelbſt an dieſem Tage als Sühnopfer dargebracht hat. Andere chriſtliche Confeſſionen hingegen begehen dieſen Tag als den höchſten Feiertag im ganzen Jahre, weil die Erlöſung das höchſte Glück für das Menſchengeſchlecht an dieſem Tage vollendet ward. Schön und herzerhebend iſt die Auffaſſung der Idee dieſes Tages in benannten chriſtlichen Kirchen; und wer möchte das Verfahren dieſer oder jener tadeln?!

Chargé d'Affaires, ſ. Geſandten.

Chariteo. Seine Blüthe fällt in das Jahr 1490—1510, eine Periode, in welcher das goldene Zeitalter der Akademien von Florenz und Neapel blüht. Chariteo, der Dichter, deſſen Familienname über dem, welchen er ſich als poetiſcher Schriftſteller beilegte, beinahe in Vergeſſenheit gerathen iſt, war Mitglied der Akademie und eine wahre Zierde des gelehrten Neapel. Er ſoll aus Barcellona gebürtig geweſen ſeyn, und ſeine eigenen Schriften deuten darauf hin, daß er mit dem Biſchof von Maſſa, Maximus Corvinus, ebenfalls einem Mitgliede der Akademie zu Neapel, verwandt war. Von ſeinem freundſchaftlichen Umgange mit den größten Gelehrten und dem vornehmſten Adel, ſelbſt mit einzelnen Gliedern der königlichen Familie von Neapel, zeugen unzählige Stellen ſeiner Schriften. Auch in den Werken Pontans und Sannazars wird ſein Name oft mit beſonderer Achtung und Liebe genannt. Erſterer eignet dieſem Dichter ſeine Hendecasyllabos zu, in welchem er die Bäder von Bajä beſingt. Chariteo's Gedichte ſind alle in italieniſcher Sprache geſchrieben, und zeugen von lebhafter Einbildungskraft und wahrhaft poetiſcher Ader. Ohne mit der Zierlichkeit der toskaniſchen Dichter zu wetteifern, haben ſie gleichwohl viel Geſchmeidig-

keit und Wohlklang. Einige beziehen ſich auf Staatsbegebenheiten jener Zeit, und auf den Charakter der darin verwickelten Hauptperſonen. Auch die Erbitterung der neapolitaniſchen gegen die florentiniſchen Gelehrten wird durch die Gedichte des Chariteo noch mehr beſtätigt. Eines ſeiner Lieder behauptet, der Glanz des Dante und Petrarca habe den Ruhm aller Landsleute dieſer beiden Dichter verdunkelt: eine Behauptung, die offenbar die Abſicht verräth, unter dem Scheine gerechter Ehrfurcht gegen älteres Verdienſt die damals lebenden Gelehrten zu demüthigen; und in ſeiner Erwiederung gegen Bösgeſinnte, gegen wen auch immer dieſe gerichtet ſeyn mag, übertrifft er ſelbſt den im Schimpfen geübten Sannazar. Von den Gedichten Chariteo's hat ein den Verfaſſer überlebender Freund desſelben, Petrus Summonte, eine Sammlung herausgegeben, die zu Neapel 1509. 4. erſchienen iſt.

Charitinnen oder Grazien ſind nach der Mythologie die Töchter des Zeus und der Ozeanide Eurynome. Schon der Name Charis, was angenehm iſt, und was angenehm macht, deutet uns an, was die Griechen ſich unter dieſen Göttinnen dachten; und ſo bezeichneten ſie denn auch jegliche ſüße Gabe zu gefallen, Anmuth, Heiterkeit, Wohlwollen des Herzens, naive Unſchuld, gefällige Mittheilung. Von ihnen ſingt Pindar: „Sie verleihen den Sterblichen alles Schöne und Süße, und durch ſie wird ein Mann weiſe, ſchön und glänzend an Ruhm.“ Aglaia, Euphroſyne und Thalia ſind die Namen der Holden; ſie thronen auf dem Gipfel des Olymps neben den Muſen, preiſen den Vater der Götter, und beglücken und verſchönern die Tage der Unſterblichen, die keinen feſtlichen Reigen führen, und kein Freudenmahl genießen, ohne ihre Gegenwart. Eine ältere Sage beſtimmt ſie zu Zofen der Götterkönigin Juno; eine ſpätere aber macht ſie zu Dienerinnen und Begleiterinnen der holden Liebesgöttin, die ſie umtanzend zum Bade führen, mit duftigem Balſam ſalben, und wenn Venus dem Bade entſteigt, ſie ſchmücken mit goldenem Geſchmeide, und den Reiz der ſchönen Gliedmaßen durch die Umhüllung prachtvoller Gewande erhöhen. Sie umgeben wie ein milder Schimmer den ſtrahlenden Glanz der Schönheit ihrer Gebieterin, die durch ſie die Herzen erobert und feſſelt. Sie ſelbſt ſind anſpruchslos, und wollen nur Andern durch ihre Dienſte nützen, nicht ſelbſt durch ihre Reize herrſchen. — So ſchildert ſie uns Homer, dem die Dichtung des Heſiod am Nächſten kommt, der jedoch ihren Wirkungskreis viel enger zog. Ihm waren ſie nur ein Sinnbild der höchſten Anlage zu gefallen; bei ihm ſtreben ſie nur dahin, das geſellſchaftliche Vergnügen durch Heiterkeit, Wohlwollen, und durch die Gabe gefälliger Mittheilung zu befördern. Bei den ſpätern Dichtern wurde die Sage immer mehr ausgebildet. Ihre Thätigkeit ſchränkte ſich nicht bloß auf die ſinnlichen Freuden der Liebe und Geſellſchaftlichkeit ein, ſondern auch das Gebiet der geiſtigen Schönheit und der Kunſt ſtand unter ihrer Obhut. Die ernſten Lehren der Weisheit, die ſchönen Gebilde der Poeſie, die Meiſterſtücke der Malerei und Bildhauerkunſt, die hinreißenden Worte des Redners übergoſſen ſie mit dem Zauber der Anmuth; ja im Alterthum war dem Vulkan ſchon eine Charis zugeſellt. — Bei einem Volke, wie die Griechen, das ſo leidenſchaftlich das Schöne liebte, genoſſen natürlich die Göttinnen des Schönen und Anmuthigen eine große Verehrung; eine bedeutende Anzahl von Tempeln ward ihnen geweihet, und Künſtler und Dichter ſtrebten ſie zu verherrlichen. In den älteſten Zeiten, als die Kunſt noch in ihrer Kindheit ſtand, waren die Bilder der Charitinnen, wie die der meiſten Gottheiten, rohe, unbehauene Steinblöcke. Als die Kunſt zu einem höhern Grad der Vollkommenheit ſtieg, ſtellte man ſie auch in regelmäßigern Formen dar, aber immer völlig mit Kleidern umhüllt. So war die goldene Bildſäule in Smyrna, die mar-

morne in Athen, und die im Tempel zu Elis, wo die eine mit einer Roſe in der Hand, die andere mit einer Myrte (Sinnbildern der Schönheit und Liebe), die dritte mit einem Würfel (Symbol harmloſer Jugend) vorgeſtellt war. In der Folge, als die Liebe zu ſchönern Formen in der Kunſt vorwaltete, bildeten die griechiſchen Künſtler ſie nackt, wie ſie auch gewöhnlich auf Basreliefs und Gemmen erſcheinen, die eine vorwärts, die andere ſeitwärts, die dritte von hinten gewendet, mit den Armen liebevoll ſich umſchlingend; in ſolcher Stellung pflegt man ſie größtentheils in den Ueberreſten der alten Kunſt zu finden. Ruhe und Heiterkeit herrſcht auf ihrem Antlitz; ein ſeelenvolles Lächeln iſt gleichſam über ihre ganze Geſtalt ausgegoſſen, und der Geiſt der Anmuth uud der Freude ſchimmert, wie durch einen dünnen Schleier, aus ihnen hervor.

Chariton war von Aphrodyſium gebürtig, und Schreiber des Redner Athenagoras. Nach Coray und Locella lebte er erſt am Ende des 8ten oder 9ten Jahrhunderts. Er machte ſich durch ſeine Liebesgeſchichte des Chaereas und Callirrhoe in VIII. Büchern bekannt, die ſich durch ihren natürlich angelegten Plan, und ihre leichte und zierliche Erzählung auszeichnet. Vom Obscönen iſt ſie faſt frei. Die beſte Ueberſetzung beſitzen wir Deutſche von Dr. C. Schmieder, unter dem Titel: Chaereas und Calirrhoe, oder die Eiferſucht. Eine antike Novelle aus dem Griechiſchen des Chariton. Eine gute griechiſche, und mit Anmerkungen begleitete Ausgabe hat d'Orville (Amſterdam 1750) beſorgt.

Charkow, die Hauptſtadt eines Gouvernements in Rußland gleiches Namens, in der Slobodiſchen Ukraine, nordöſtlich von Pultawa, am rechten Ufer der in den Donez fließenden Charkowka, welche hier die Lepanka aufnimmt, mit einer Univerſität, und, ſammt der Beſatzung, mit 15.000 Einwohnern. Hier iſt der Sitz der philotechniſchen Geſellſchaft für dieſes und die benachbarten Gouvernements, beſtimmt, in den ſchönen Ländern zwiſchen dem Don und Dnepr die für Fabriken nöthigen Erzeugniſſe zu gewinnen.

Charlatan (von dem italieniſchen ciarlare, überreden, aufſchwatzen — ciarlatano) bedeutet überhaupt einen Menſchen, der ſeinen Sachen einen größern Werth zuſchreibt, als ſie verdienen, und der ſich allerlei Kunſtgriffe bedient, Andere von deren geprieſenen Eigenſchaften zu überreden. In der gewöhnlichen Sprache des Umgangs bezeichnet man damit die Marktſchreier und Quackſalber, welche in den Beſitz gewiſſer Mittel gekommen ſeyn wollen, deren Heilbarkeit ſich bei allen, oder doch bei gewiſſen Krankheiten als unfehlbar bewähren ſoll.

Charlestown, die befeſtigte Hauptſtadt des nordamerikaniſchen Freiſtaates Südcarolina, auf einer Landſpitze an der Vereinigung der beiden Flüſſe Asheley und Cooper, welche hier einen ſchönen und ſichern Hafen bilden, und zwei Meilen weiter öſtlich von der Stadt ſich in's Meer ergießen. Die Stadt iſt ſchön und regelmäßig gebaut, hat 28.000 Einwohner, bedeutenden Handel nach Europa und Weſtindien mit Reis, Taback, Baumwolle, Indigo u. ſ. w. Der Werth der Ausfuhr beläuft ſich jährlich auf 21 Millionen Thaler.

Charlottenburg an der Spree, eine Stunde von Berlin, wohin ein ſchöner Weg durch den Thiergarten führt, mit 430 Häuſern und 3900 Einwohnern. Der Ort hieß anfangs von dem dabei liegenden Dorfe Lüzen Lüzelburg. Die erſte Königin von Preußen, Sophia Charlotte, ließ das dortige königliche Luſtſchloß erbauen, woher es ſeinen Namen erhielt. Berlins vornehme Bewohner haben hier ſchöne Sommerwohnungen angelegt, ſowie der Ort ſelbſt von den Berlinern häufig als Vergnügungsort beſucht wird. Unter der unvergeßlichen Königin Luiſe, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., hat es bedeutende Verſchönerungen erhalten,

wie denn auch in dem dortigen Schloßgarten das dieſer Königin errichtete Mauſoleum zu ſehen iſt, unter deſſen Gewölbe ihre ſterbliche Hülle ruht. Jedes Jahr, am Sterbetage dieſer allgemein betrauerten Fürſtin (er war der 10. Jul. 1810) wird daſelbſt von dem Könige und ſeiner Familie Gottesdienſt gehalten, und der Zugang zu gedachtem Denkmal ſteht alsdann dem Publikum offen.

Charon, Sohn des Erebus und der Nacht. Er ſetzte in der Unterwelt die Seelen der Abgeſtorbenen über die Höllenflüſſe, den Styx und den Acheron. Für dieſe Ueberfahrt erhielt er einen Pfenning (von den Griechen Danake, und den Römern Naulum genannt, das zwei Obolen betrug) als Fährgeld, welchen man dem Verſtorbenen in den Mund zu legen pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, deren Körper waren beerdigt worden, ſchiffte er über. Die, welche in der Oberwelt keine Grabſtätte gefunden hatten, mußten unter Seufzen und Wehklagen ſo lange troſtlos an den Ufern umherirren, bis der ſtörrige und hartherzige Charon, der kein Anſehen der Perſon kannte, bewegt wurde, und ſie dem Orte ihrer Beſtimmung entgegenführte. Die Lebenden, welche er überſetzen ſollte, mußten den berühmten goldenen Aſt zeigen. Einſt hatte er den Hercules ohne dieſen in ſeinen Kahn aufgenommen; er mußte aber zur Strafe ein ganzes Jahr in Ketten liegen. Die Dichter ſchildern ihn als einen ſchmutzigen, und gegen die Abgeſchiedenen trotzigen, grauſamen Alten. Virgil ſchildert ihn trefflich in folgenden Zügen:

„Dieſe gräulichen Flüſſe beſchifft ein gräulicher Fährmann,
Charon, ſcheußlich in ſeiner Geſtalt; ihm ſtrotzet am Kinne,
Grau von Farb', ein ſtrauchigter Bart; im ſtarrenden Auge
Flammt ein düſterfunkelndes Feuer; ein ſchmutziges Kleid hängt,
Auf der Schulter zuſammengeknüpft, am Leibe herunter;
Er führt ſelbſt den Schifferſtaken mit rüſtigen Händen,
Spannt die Segel, und fährt im ſchlammigten Kahne die Schatten;
Zwar ſchon ältlich, doch kraftvoll iſt das Alter des Gottes."

Bei Lippert. Dactyl. I., 87. findet man ihn auf einer alten Gemme in ſeinem Kahne, wie ihm Mercur eine Seele bringt, und dieſe das Fährgeld überreicht. Die Erfindung dieſer Mythe iſt dem Vater des Geſanges, Homer, fremd, und ſcheint daher neu.

Charoſt (Armand-Joſeph de Béthune, Duc de), geboren zu Verſailles 1728, erwarb ſich durch ſeine edlen Handlungen die Achtung der Nachwelt. Wie ſein Ahnherr, der vaterlandsliebende Sülly, war ſein ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe von Opfern, welche er ſeinem Vaterlande und zunächſt ſeinem Berufe darbrachte. In früher Jugend unter das Militär getreten, verrichtete er manche rühmliche That. Als 1758 die Finanzen des Staats in Verfall gerathen waren, ließ er ſein eigenes Silbergeräthe prägen, und half ſeinem Vaterlande aus der dringendſten Verlegenheit. Seine menſchenfreundliche Thätigkeit richtete er nach dem Frieden von 1763 auf Emporhebung des Ackerbaues, auf Verbeſſerung des Volksunterrichts, auf Abſchaffung des Feudalſyſtems,und auf zweckgemäße Tilgung der ungeheuern Staatsſchuld: ſein Wohlwollens kannte keine Gränzen. Milde Stiftungen, Armen- und Waiſeninſtitute und die Gründung mehrerer Hoſpitäler machten ihn zum Vater ſeiner Umgegend. In den drückenden Zeiten der Theurung ließ er mit einem außerordentlichen Koſtenaufwande fernher Getreide in den Hafen von Calais einführen, und vertheilte es an die Armen und Nothleidenden. Gegen allen despotiſchen Druck eifernd, trat er in mehreren Provinzialverſammlungen auf, ſprach mit Nachdruck gegen die Frohnlaſten, und ſtimmte mit ſeiner gewandten Beredtheit auf die gleichmäßige Steuervertheilung. Nach der Eröffnung des Decretale über die patriotiſche Beiſteuer beſtand ſein freiwilliger Beitrag in der Summe von 100.000 Franken. Mit dem Ausbruche der Revolution

begab er ſich, entfernt von allem politiſchen Treiben, nach Meillant. Doch wurde er verhaftet, allein nach dem 9ten Thermidor mit dem Zeugniſſe wieder freigegeben, daß er ein väterlicher Wohlthäter der leidenden Menſchheit ſey. Den 27. Okt. 1800 entriſſen ihn die Blattern ſeinem edlen Wirkungskreiſe. Die Thränen der Dankbaren bewieſen, was ſie in Charoſt verloren.

Es ſchlug ſein Herz ſo warm für jedes Gute,
Für jedes Schöne, Große ſchlug es laut,
Er hatte ſtill, mit männlich kühnem Muthe
Sich eine Welt in ſeiner Bruſt gebaut;
Sein Lauf war ſtolz im ernſten Hochgefühle,
Und groß und herrlich ſeine Bahn zum Ziele.

Charron (Pierre), auch Charondas genannt, wurde 1541 zu Paris geboren. Er war der Sohn eines Buchhändlers (Thibault Charron), welcher in der zweiten Ehe 21 Kinder gezeugt hatte, und jene aus der erſten Ehe mit hinzu gerechnet, Vater von 25 Kindern war. Nach Beendigung ſeiner Studien trat er als Anwalt vor die Gerichtsſchranken. Nach fünf oder ſechs Jahren vertauſchte er aber ſeine Rechtsſtudien mit denen der Theologie und Beredſamkeit, und wurde ſtufenweiſe an mehreren Kirchen von Frankreich Kanzelredner. Zu Bordeaux lernte er den Michel Montaigne, eine der erſten Zierden der Stadt, kennen, welcher ihm ſeine Achtung und Freundſchaft ſchenkte, und ihn in ſeinem Teſtamente autoriſirte, ſein Familienwappen zu führen. 1595, als er in der Verſammlung des Klerus als Deputirter erſchien, wurde er zum Sekretär dieſer berühmten Corporation gewählt. 1603 ſtarb er an heftigen Anfällen eines Schlagfluſſes. In ſeinem Teſtamente hatte er mehrere wohlthätige Stiftungen bedacht. Seine Schrift: Les trois Vérités (8vo 1595) bekämpft in dem erſten Theile die Atheiſten, in dem zweiten die Heiden, Juden und Mahommedaner, und in dem dritten die Häretiker und Schismatiker. Die Catholiken nahmen dieſe Schrift, da ſie den Beweis führte, die römiſch-catholiſche Kirche ſey die alleinſeligmachende, mit großem Beifalle auf, und die proteſtantiſchen Theologen, die ihre theoretiſchen Streitwaffen in Bewegung ſetzten, mußten ſchweigen, da ſie die Gewandtheit des Styls und den wiſſenſchaftlich gebildeten Geiſt des Charron nicht zu überbieten vermochten. Sein Traité de la Sagesse (Bordeaux 1595 in 4to) enthält gemäßigtere Geſinnungen, und iſt als ein Nachtrag zu ſeiner vorigen Schrift zu betrachten. Nicht ſelten hat er darin den Montaigne und ſelbſt den Du Vair kopirt. Seine Seize discours chrétiens (Bordeaux 1600. 8vo) ſind minder wichtig.

Charta magna, engliſch the great charter, ein Grundgeſetz der Engländer, das noch jetzt als die Grundlage der Nationalfreiheit von ihnen verehrt wird. Daſſelbe ertheilte König Johann ohne Land am 15. Jun. 1315, durch die Macht des Adels gezwungen, und beſtätigte und vermehrte in demſelben den ſchon vom König Heinrich I. im J. 1100 ausgeſtellten Freiheitsbrief (charta liberatum). Die Hauptpunkte ſind folgende: die vorher willkührlichen Auflagen auf Lehngüter ſollen in feſtgeſetzte verwandelt werden; dem Volk ſollen nur durch die Verſammlung des Volks Abgaben auferlegt werden, und zwar nur im Fall der Gefangenſchaft des Königs, bei dem Ritterſchlag ſeines älteſten Sohnes und der Verheirathung ſeiner älteſten Tochter; das ganze Reich ſoll einerlei Maaß und Gewicht haben; der Handel ſoll nicht durch willkührliche Zölle gehindert werden; alle freien Leute ſollen nach ihrem Gefallen aus dem Königreich wegreiſen und zurückkehren dürfen; die Städte und Flecken ſollen ihre alten Freiheiten behalten; jeder freie Mann ſoll ein Teſtament machen dürfen, und wenn er keines macht, ſoll die Erbſchaft den nächſten Verwandten zufallen; die königl. Gerichte ſollen an feſtgeſetzten Orten Jedermann unentgeltlich

offen ſtehn, und kein Richter ſoll im Namen der Krone einen Kläger abgeben; kein freier Mann ſoll anders, als durch den Ausſpruch andrer Perſonen von ſeiner Klaſſe und nach den Landesgeſetzen zu einer wichtigen Strafe verurtheilt werden können, und die Geldſtrafen ſollen nie ſo groß ſeyn, daß einer dadurch verarmt; die Landleute endlich ſollen durch keine Strafe ihres Ackergeräths beraubt werden.

Charte, conſtitutionelle, Frankreichs von 1814. Die conſtitutionelle Geſchichte Frankreichs ſeit der Reſtauration im Jahr 1814 (31. März), iſt eins der lehrreichſten Schauſpiele im politiſchen Leben der Menſchheit. Man ſieht hieraus, wie eine Nation, die ſeit dreißig Jahren die bürgerliche und politiſche Freiheit zu erringen trachtete, in dieſen Bemühungen lange unterliegend, dennoch den Muth nicht verliert, und endlich die Hoffnung hat, das Ziel ihrer Wünſche zu erreichen. In den erſten Jahren der Revolution war ſie zu hohen Erwartungen berechtigt. Dieſe ſanken, ſo wie ſich eine Faction von Anarchiſten erhob, die durch Ungebundenheit und Zügelloſigkeit die Freiheit in ihren Grundfeſten zerſtörten. Nach dem Sturz dieſer Faction brachen die innern Spaltungen heftiger, als je zuvor, wieder aus. Die kraftloſe und ohnmächtige Directorial-Regierung vermochte es nicht, die Parteien zu zähmen. Ihr folgte ein kluger, gewandter und kräftiger Alleinherrſcher, der das Palladium der Freiheit haßte, und unter deſſen deſpotiſcher Willkühr ſich Alles beugen mußte. Erſt nach ſeinem Sturze beginnt die conſtitutionelle Aera der Franzoſen. Dieſe theilt ſich durch die ſeitdem eingetretenen politiſchen Ereigniſſe in mehrere Perioden. Die erſte, nicht einmal ein volles Jahr umfaſſend (vom 31. März 1814 bis 20. März 1815), beginnt mit dem Umſturz der kaiſerlichen Koloſſalmacht. Nach dem tapferſten Widerſtand muß die franzöſiſche Armee der Uebermacht weichen; die Truppen der verbündeten Mächte dringen in das Herz von Frankreich. Die Nation, durch den Deſpotismus alles Einfluſſes auf ihre eigenen Angelegenheiten beraubt, mit außerordentlichen Ereigniſſen vertraut, betrachtet mit einer Art von Stumpfſinn die nun ſich entwickelnden Begebenheiten. Der Senat, ſchon lange an paſſiven Gehorſam gewöhnt, wendet ſich von ſeinem bisherigen Gebieter ab, und wirft ſeinen Blick auf einen neuen Herrſcher. Ein vormaliger einflußreicher buonapartiſcher Miniſter bewegt dieſe chaotiſche, von keinem Geiſte belebte Verſammlung, in der ſich viele von denen befanden, die vormals das Todesurtheil gegen Ludwig XVI. ausgeſprochen hatten, deſſen Bruder die Krone anzutragen; jener Miniſter (Talleyrand heißt er) hofft, als vorzüglicher Rathgeber, die Angelegenheit Frankreichs zu leiten, und die erſte Rolle unter der neuen Regierung zu ſpielen. Jedoch bemerkt der Senat endlich, daß er berufen ſey, dem neuen Monarchen eine Verfaſſung vorzulegen. Er entwirft daher eine Conſtitution, die zwar auf richtigen Grundlagen beruht, allein durch den albernen Artikel, wodurch die Senatoren ihre Würden und ihren Gehalt zu behaupten ſuchen, gewiſſermaßen bei ihrem Entſtehen ſchon den Todesſtoß erhält. Die alten Royaliſten, und die ganze ariſtokratiſche Partei erheben ſich, ſo wie die vormals der Revolution ergebenen Franzoſen, gegen eine Verfügung, die offenbar nur das Privatintereſſe berückſichtigt, und zwar, wie man angibt, durch den Einfluß desjenigen Miniſters, der das Staatsruder zu führen hoffte, in dem neuen Verfaſſungsentwurf eingeſchaltet worden war. Dieſer Entwurf wurde vom König verworfen. Allein die Oligarchie konnte es nicht dahin bringen, daß man, wie ſie hoffte, auf die Idee einer Conſtitution Verzicht leiſtete. Denn allmählig begann die öffentliche Meinung, die unter dem Deſpotismus verſtummt war, ihre Stimme zu erheben. Ludwig XVIII. war kaum in Frankreich angekommen, als er bewies, daß er die Lage Frankreichs zu würdigen verſtand. In ſeiner berühmten Erklärung von St. Quen ſtellte er die erſten Grundlagen der repräſentativen Regierung auf. Bald darauf ward die

neue Verfaſſungsurkunde ausgearbeitet, und feierlich proclamirt. Niemand hielt ſie für vollkommen, aber ſie erfüllte die Erwartungen der Franzoſen wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt, und wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen. Allein unglücklicherweiſe hatte der König einem Miniſterium ein Zutrauen geſchenkt, das die Nation nicht zu behandeln verſtand, und das nichts weniger als vom wahren Geiſte der Charte durchdrungen war. Es wurde ihm ſogar der Vorwurf gemacht, daß es die neue Conſtitution in ihren einzelnen Beſtandtheilen nach und nach zu untergraben ſuche. Seine erbärmlichen Sophismen, die es geltend machte, um die Nation der Preßfreiheit zu berauben, und manche Regierungsacten ſchienen dies wirklich anzuzeigen. Es entſtand in Kurzem ein allgemeines Mißtrauen. Die Begünſtigung der Ausgewanderten, welche die Nation noch größtentheils als ihre Feinde betrachtete, die Anmaßungen der alten Ariſtokratie, und die Mißgriffe des Miniſteriums brachten eine Spannung hervor, welche eine große Cataſtrophe herbeiführen mußte. Dieſe blieb nicht einmal ſo lange aus, als man geglaubt hatte. Napoleon kam unvermuthet aus Elba zurück, und marſchirte mit einem kleinen Heerhaufen, an den ſich bald viele anſchloſſen, im Fluge nach Paris, ohne den geringſten Widerſtand zu finden. Die bisherige conſtitutionelle Regierung löſte ſich auf; der König und ſeine Familie begaben ſich nach Belgien. — Mit der Geſchichte der hundert Tage (cent jours) beginnt die zweite Epoche der Charte conſtitutionelle. Buonaparte blieb wie vormals ein entſchiedener Gegner aller freiſinnigen Ideen. Allein die ſchwierige Lage, in der er ſich befand, nöthigte ihn, der öffentlichen Meinung zu huldigen. Er fand es zuträglich, eine conſtitutionelle Maske anzunehmen, mit dem feſten Vorſatze jedoch, dieſelbe wieder abzulegen, ſobald es ſein Intereſſe geſtatten würde. Die ſogenannte Acte additionel (22. April 1815), welche die Charte conſtitutionelle (Juni 1814) aufhob, die Statuten von 1799, von 1802 (das lebenslängliche Conſulat betreffend), und die von 1804 (die Erhebung zu der Würde eines Kaiſers) änderte, wurde als Staatsgeſetz publizirt, und eine Repräſentantenkammer gewählt. Jene mißfiel allgemein, weil man in derſelben mitten unter einigen zeitgemäßen Inſtitutionen und freiſinnigen Grundſätzen die Traditionen des kaiſerlichen Despotismus zu erblicken glaubte. Die Repräſentantenkammer hingegen, ob ſie gleich nicht gehörig geläutert war, erwarb im Ganzen das Zutrauen der Nation, weil deren Mehrheit eine freie Verfaſſung wollte, und ſowohl den Anmaßungen Napoleons, als den auswärtigen Feinden kräftigen Widerſtand entgegenſetzte. Die politiſchen Ereigniſſe geſtatteten ihr nicht, ihr Ziel zu vollenden. Nach dem Einmarſch der alliirten Truppen in die Hauptſtadt Frankreichs wurde ſie aufgelöſt. Ihre Wirkſamkeit war inzwiſchen von einiger Bedeutung geweſen. Manche Ideen von Freiheit wurden verbreitet, und man gelangte endlich ziemlich allgemein zu der Ueberzeugung, daß es noch eine andere Gewalt gebe, als die der Bayonette, und daß die Rednerbühne der repräſentativen Verſammlung gleichfalls eine Macht ſey, die jener phyſiſchen wenigſtens das Gleichgewicht zu halten vermöge. — Die dritte Periode der Entſtehung und Ausbildung der Charte conſtitutionelle umfaßt den Zeitraum der Seſſion der Deputirtenkammer von 1815, und die Geſchichte Frankreichs bis zur Auflöſung jener Kammer durch die Ordonnanz vom 5. Sept. 1816. Die Zuſammenſetzung der neuen Wahlverſammlungen; die geſetzwidrigen Adjunktionen, welche bei denſelben erfolgten; die Verfolgungen, denen die Freunde und Vertheidiger liberaler Inſtitutionen damals ausgeſetzt waren; die Anweſenheit der fremden Truppen, und der Anfang eines neuen Schreckenſyſtems führte ein neues, bisher in Frankreich unerhörtes Phänomen herbei. Es wurde eine Deputirtenkammer gewählt, deren Mehrheit aus den entſchiedenſten Gegnern conſtitutioneller und freiſinniger Inſtitutionen beſtand. Nach dem Geiſte, welcher

in der Verſammlung vorherrſchend war, hätte man glauben ſollen, die Gegenrevolution habe in derſelben ihr Hauptquartier aufgeſchlagen. Allein auch dieſer Zeitraum von Gewaltthätigkeit, Willkühr und Unterdrückung der Preſſe, war für die Fortſchritte conſtitutioneller Freiheit nicht ganz verloren. Die Häupter der herrſchenden Partei berauſchten ſich gewiſſermaßen im Genuß einer für ſie ganz neuen Gewalt. Einige derſelben ſahen in ihrem Wirken in einer zahlreichen Verſammlung eine neue Bahn für ihren Ehrgeiz, und gewannen die repräſentative Verfaſſung lieb. Alle waren darauf bedacht, ſich ſo wichtiger Waffen zu bedienen, wenn auch Manche derſelben den Vorſatz haben mochten, dieſelbe wieder zu zerbrechen, ſobald es ihnen einmal gelungen ſeyn würde, die Herrſchaft zu erringen. Allein die Opfer dieſer Reaction ſtellten ſich hinter die Charte, als einen mächtigen Schild. Die harte Lehre des Unglücks gab einer großen Mehrheit von Bürgern die Ueberzeugung, daß in den Grundſätzen dieſer Charte Rettung vor dem Druck zu finden ſey. Die Anmaßungen der in der Deputirtenkammer herrſchenden Faktion veranlaßten die Regierung, dieſelbe aufzulöſen, und die Ernennung einer neuen anzuordnen. Dies geſchah durch die Ordonnanz vom 5. Sept. 1816. — Die vierte Periode der Charte conſtitutionelle begreift die Epoche von jener Ordonnanz bis zur Auflöſung des Richelieu'ſchen Miniſteriums am 29. Dez. 1818, alſo einen Zeitraum von beinahe 28 Monaten. Die erſten Wahlen, die unmittelbar nach der erwähnten Ordonnanz erfolgten, hatten noch während der Anweſenheit der fremden Truppen, und größtentheils unter dem Einfluß des bisherigen Syſtems Statt. Noch waren die Beſorgniſſe vor den Männern von 1815 nicht verſchwunden. Dieſer Umſtand iſt hinreichend, um die Wahl von einer beträchtlichen Zahl von ultra-royaliſtiſchen Deputirten zu erklären, die für die neue Deputirtenkammer ernannt wurden. Allein es war ſchon viel dadurch gewonnen, daß dieſe nicht mehr die Mehrheit der Verſammlung bildeten. Dadurch wurde die Freiheit der Rednerbühne hergeſtellt, die von nun an nicht mehr durch eine Faktion unterdrückt werden könnte. Die bisherige Minderzahl von 1815, obgleich von den Miniſtern häufig unterſtützt, hatte es nicht vermocht, ſich ſtets mit Freimüthigkeit äußern zu können; der Despotismus der Mehrheit brachte ſie ſtets zum Schweigen. Allein nun war die Lage der Dinge völlig verändert; die ultra-royaliſtiſche Oppoſition der neuen Kammer, durch mächtige Protektionen gehoben, hatte außerdem in der bewaffneten Macht, in der Verwaltung und in den Tribunälen ſehr viele Anhänger. Dies flößte ihr Muth ein; ſie erhob die Stimme, griff ohne Furcht die Entwürfe des Miniſteriums an; ſie bewirkte es, daß die Rechte der Minorität geſchützt wurden. So wie dieſe ultraroyaliſtiſche Minorität ihren Zweck, die Herrſchaft wieder zu erringen, ganz offen an den Tag legte, ſuchte dagegen das Miniſterium ſie derſelben dadurch zu berauben, daß es Frankreich ein neues organiſches Geſetz über die Wahlen verſchaffte. Die Miniſter handelten damals in ihrem Intereſſe, das ihnen gebot, der Ultrapartei alle Mittel zu entziehen, ſich wieder empor zu ſchwingen; deßhalb komponirten ſie ihren Entwurf auf eine Weiſe, die der begüterten Mittelklaſſe den vorzüglichſten Einfluß auf dieſe Wahlen gab. Sie begingen aber hier den Hauptfehler, nicht auf der Stelle die Kammer aufzulöſen, und ſie durch eine neue, nach den Vorſchriften ihres Geſetzes gebildete, erſetzen zu laſſen. Hätten ſie damals ſolche Maßregel dem König vorgeſchlagen, ſo wären ſie für die Folgezeit von der ultraroyaliſtiſchen Oppoſition, die ihnen nachher noch immer ſo ſtark entgegenarbeitete, befreit worden; die Wünſche der Nation wären erfüllt, und das Wahlgeſetz nicht der Gegenſtand ſo vieler Angriffe und Beſorgniſſe geworden. Die Perſönlichkeit der neu-erwählten Deputirten des erſten Fünftels beweißt den guten Geiſt, der dieſe

Digitized by Google

Wahlen leitete. Man ernannte beinahe durchgängig gemäßigte Freunde der Charte und der constitutionellen Freiheit. Wäre die ganze Kammer in dieſem Geiſte erneuert worden, ſo war das National-Intereſſe begründet; das Miniſterium hätte in dieſem Intereſſe gehandelt; die Folgen des traurigen Syſtems von 1815 wären verſchwunden, und die Charte durch Inſtitutionen, die man allgemein verlangte, befeſtigt worden. Allein dieſer Geiſt, der das neue Fünftel belebte, war nicht der Geiſt der Mehrheit der Kammer. Dieſe kämpfte vielmehr aus Kräften gegen denſelben, und das Miniſterium fand ſeinem Intereſſe für zuträglich, mit der Mehrheit gemeinſchaftliche Sache zu machen. Es erfolgten keine Veränderungen weder in den Perſonen, noch in den Sachen. Man ließ diejenigen adminiſtrativen, gerichtlichen und diplomatiſchen Beamten, die dem Syſtem von 1815 ſo treu waren ergeben geweſen, in ihren Stellen; mehrere der bisherigen Ausnahmegeſetze wurden beibehalten, und die verlangten neuen Inſtitutionen von einer Epoche zur andern verſchoben. Alles dieſes reizte die Mehrheit der Nation, die in der Deputirtenkammer keine ihr gleichgeſinnte Majorität fand, und die daher bei der zweiten Wahl von der Ueberzeugung ausging, daß man, um die verlangten Veränderungen zu erhalten, ganz entſchiedene Freunde der Freiheit und Gegner des Miniſteriums ernennen, und den Mangel an Zahl durch Heftigkeit der Angriffe erſetzen müße. Die im Herbſt 1818 ſtatt gehabten Wahlen wurden dadurch in dieſem Sinne vollzogen. Dies zeigte ſich beſonders auch dadurch, daß in manchen Departementen allgemein bekannte, zum Theil durch glänzende Eigenſchaften ausgezeichnete, aber jenen Departementen ganz fremde Deputirte gewählt wurden, weil man, da die Oppoſition des vergangenen Jahres nicht hinreichend geweſen war, eine ſtärkere und einflußreichere aufzuſtellen wünſchte. Die Miniſter verkannten vollkommen die ſich ſo deutlich ausſprechende öffentliche Meinung. Statt dieſer zu huldigen, glaubten ſie bei den, auf die angegebene Weiſe erfolgten, Wahlen nur den Sieg einer Partei zu ſehen, die ſie als revolutionär bezeichneten, und, um dieſe für die Zukunft unſchädlich zu machen, beſchloß die Mehrheit des Miniſteriums, ſich mit den Ultras zu vereinigen, und das Wahlgeſetz wieder umzuſtoßen. Der Verſuch mißlang; die Mehrheit des Miniſteriums, die denſelben unternommen hatte, ward geſtürzt, und ein neues Miniſterium gebildet, in welchem nur diejenigen bei den bisherigen Miniſterien blieben, welche jeder Veränderung im Wahlgeſetz Widerſtand geleiſtet hatten. Jetzt beginnt die fünfte Periode vom 29ten Decemb. 1818 bis zur neuen Miniſterialveränderung am 20. Novbr. 1819. Das am 29. Dez. 1819 gebildete Miniſterium konnte als das Reſultat der öffentlichen Meinung betrachtet werden, und hatte ſo die Verpflichtung ſtillſchweigend übernommen, die Wünſche der Nation zu erfüllen. Sein Hauptgeſchäft mußte demnach ſeyn, dieſe Wünſche zu erkennen, ſich auf die Mehrheit der Nation zu ſtützen, und in dieſem Sinne vorwärts zu ſchreiten. Allein, ſtatt einen ſo einfachen Plan zu verfolgen, zog es vor, das Syſtem ſeiner Vorgänger anzunehmen, einen Mittelweg einzuſchlagen, ſich mitten unter zwei entgegengeſetzten Oppoſitionen durchzuwinden, bald die Privilegirten zu begünſtigen, bald den Liberalen Conzeſſionen zu machen, und dadurch ſich nicht nur bei allen Parteien in Mißkredit zu ſetzen, ſondern bei der Nation ſelbſt große Unzufriedenheit zu erregen. Dieſe ſprach ſich bei der Wahl des dritten Fünftels (im Septemb. 1819) auch ganz allgemein dadurch aus, daß in beinahe allen Departementen, wo Wahlen Statt hatten, dieſe auf entſchiedene Freunde der Freiheit und auf Oppoſitionsmänner fielen. Ein ſolches Reſultat hatte das Miniſterium nicht erwartet. In ſeiner Unzufriedenheit darüber entſagte nun der einflußreichſte der bisherigen Miniſter ſeinem bis dahin be-

folgten Syſtem, und beſchloß, das ganze Wahlſyſtem, um ein neues, dem Intereſſe des Miniſteriums zuträglicheres aufzuſtellen, über den Haufen zu werfen, deßhalb nicht nur das jetzige Wahlgeſetz zu verändern, ſondern auch diejenigen Verfügungen der Charte, worauf dieſes Geſetz begründet iſt, zu modifiziren. Die drei Miniſter, die dieſem Syſtem nicht huldigen wollten, wurden entlaſſen, und durch andere erſetzt, welche die Anſichten des zum Premierminiſter erhobenen Grafen Decazes theilten. Die 1820, 21, 22 bis 24 gebildeten Miniſterien liefern den Beweis, daß die royaliſtiſche Partei ſich des Zügels der Regierung bemächtigt hat, daß aber das Prinzip der conſtitutionellen Monarchie ſich immer mehr zu entfalten ſtrebt.

Charybdis, eine Tochter Neptuns und der Erde, wurde, nach der Sage der Alten, da ſie dem Herkules die Rinder entführte, und ſie alle aufzehrte, von Jupiter mit dem Blitze erſchlagen und ins Meer geſtürzt. Seit dieſer Zeit wohnte ſie an einem Felſen, einen Pfeilſchuß weit von der Skylla, unter einem großen Baume am Meere, wo ſie täglich dreimal Waſſer einſchlürfte, und dreimal es wieder von ſich ſpie. Das Waſſer macht dabei ein Getöſe, ähnlich dem Waſſer eines ſiedenden Keſſels, das hoch herausſprang, den Boden des Meeres ſehen ließ, und jedes ihm nahende Schiff mit ſich in den Abgrund hinabriß. — Zur Entſtehung dieſer Dichtung gab die abwechſelnde Durchſtrömung des Waſſers von Norden nach Süden und umgekehrt, in der ¾ Meile breiten Straße von Meſſina oder von Sicilien Veranlaſſung; wo beſonders die Strömung von Norden nach Süden ſo ſtark iſt, daß dann kein Schiff auch mit dem ſtärkſten Südwinde dem Strome entgegen durchfahren, auch nicht von Calabrien nach Sicilien und umgekehrt überfahren kann. Die Schiffe müſſen alsdann längs der calabriſchen Küſte durch Ochſen nordwärts gezogen werden. Bei dieſer ſtarken ſüdlichen Strömung ſtößt ſich das Waſſer an dem ſenkrechten Vorgebirge Sciglio (Schiglio), ehedem Skylla genannt, bei der Stadt Sciglio in Calabrien am nördlichen Eingange in die Meerenge, ſo daß jedes Schiff, welches ſich dem Waſſerzuge überläßt, an dieſem Felſen zerſchmettert wird. Weiter ſüdlich bei Meſſina iſt eine brauſende und wirbelnde Stelle, jetzt Calofaro, ehedem Charybdis genannt. Dieſes Wirbeln des Meeres, welches periodiſch wiederkehrt, iſt nur beim Südwinde ſehr heftig, außerdem ſo wenig gefährlich, daß das kleinſte Schiff darüber wegfahren kann.

Chatam (William Pitt, Graf von), einer der denkwürdigſten Staatsmänner Großbrittaniens, Sohn des Esquire Robert Pitt von Bocomock in Cornwall, und Vater des 1806 verſtorbenen engl. Miniſters William Pitt, wurde 1708 geboren. Frühe trat er ins Heer, allein ſeine Neigung zog ihn bald aus dieſem Dienſte weg, und trieb ihn zu dem Studium der Staatswiſſenſchaften. Seine Leutſeligkeit und ſeine freimüthigen Geſinnungen, die er bei mehreren Gelegenheiten an den Tag legte, erwarben ihm die Achtung und Liebe der Bewohner der ganzen Umgebung wo er lebte. 1735 wurde er von dem Flecken Old-Sarum zum Repräſentanten im Unterhauſe gewählt. Seine Talente und ſeine Beredſamkeit wurden hier bald bemerkt, und zogen die ungetheilte Aufmerkſamkeit auf ſich. Schon jetzt vermachte ihm die verwittwete Herzogin Marlborough in einem Teſtamente 10.000 Pf. Sterl., um ihn zur Vertheidigung der Grundſtatuten ſeines Vaterlandes zu ermuntern. Einige Zeit nachher wurde er Kammerherr bei dem Prinzen von Wales, legte aber dieſe Stelle 1745 nieder, und trat 1746 als Großſchatzmeiſter von Irland, Generalzahlmeiſter der Armee, und als Geheimer Rath auf. Auch dieſer Würde entſagte er 1755 freiwillig, um eine ſtärkere Oppoſition gegen die Allianz bilden zu können, welche der

Miniſter auf dem Continente bildete, und verblieb ohne Dienſtcharakter bis zum Dezember des Jahres 1756, wo er zum Staatsſekretär des ſüdlichen Departements ernannt wurde. Da er auf dieſem Poſten mehr das Intereſſe des Volks, als das ſeines Hofes berückſichtigte, gelang es ſeinen Feinden, von Georg II. die Entfernung Pitt's von dieſer Stelle zu bewirken; allein das Lob ſeines Patriotismus erſchallte durchs ganze Land, die öffentliche Stimme wurde immer mehr zu ſeinem Vortheile laut, und als ſich die Adreſſen für ſeine Zurückberufung zu ſehr häuften, erachtete es der König der Klugheit gemäßer, dieſem nachdrücklichen Willen des Volkes zu weichen. 1757 wurde er zum zweiten Male Staatsſekretär. Jetzt erſt zeigte er ſeine Geiſtesüberlegenheit und ſeine Staatsklugheit im ausgedehnteſten Maaße. Er wurde gleich einem Miniſter geachtet, und der günſtige Erfolg der engliſchen Waffen gegen die Macht Frankreichs war nur der Erfolg ſeiner zweckmäßigen Maaßregeln. Die bourboniſche Krone wollte er vernichten, und ihren Scepter in die Hände Englands ſpielen. Mitten unter dieſen glänzenden Entwürfen ſtarb Georg II. (1760). Sein Nachfolger beſtieg in dem Augenblicke den Thron, als Frankreich ſich mit Spanien zu vereinigen im Begriff ſtand. Pitt drang heftiger als je auf die Fortſetzung des Krieges, und als er nicht gehört, und die Friedenspräliminarien mit dem feindlichen Staate dennoch abgeſchloſſen wurden, entſagte er am 5ten Okt. 1761 auch dieſer Stelle. Die Bedrückungen, welche England gegen ſeine amerikaniſchen Colonien ausübte, gaben ihm Gelegenheit, von Neuem die Größe ſeines redneriſchen Talents zu entwickeln. Er ergriff die Partei der Unterdrückten, eiferte mit Enthuſiasmus gegen die unmenſchliche Behandlung von Seiten des Mutterlandes, und drang mit heftigem Ungeſtüm auf die Zurücknahme des ſchweren Stempelgeſetzes. 1766 wurde ein neues Miniſterium gebildet, und Pitt vom Könige zum Geheimen Siegelbewahrer und zum Viscount von Bourton, Pyſent in der Grafſchaft Sommerſet, ſo wie zum Grafen von Chatham ernannt. Dieſe Erhebung war mehr das Werk der Politik der Miniſter, als das des eigenen Verdienſtes; denn man mußte ihn aus dem Unterhauſe entfernen, um ihn den Anſprüchen der Krone weniger ſchädlich zu machen. Lord Chatam blieb nicht lange Siegelbewahrer, denn auch von dieſer Würde, der letzten, welche er im Staate bekleidete, ſagte er ſich am 2ten Novbr. 1768 abermals los. Seine einzige Aufmerkſamkeit richtete er immer noch auf Amerika, hielt mehrere Reden, und ermahnte die Miniſter zu einer größern Humanität. Als man ſeiner Rede nicht achtete, die Colonien (1776) ihre Unabhängigkeit promulgirten, raffte er die letzten Kräfte ſeines Alters auf, ſuchte einen friedlichen Vergleich zu Stande zu bringen, welcher aber fehlſchlug, und bemühte ſich, die Unmöglichkeit zu zeigen, den losgeriſſenen Tochterſtaat wieder durch die Gewalt der Waffen in den vorigen Stand der Abhängigkeit zu verſetzen. Alle ſeine Rathſchläge wurden nicht gehört, da beſtieg er am 8ten April 1778 den Rednerſtuhl im Parlament, tadelte nochmals die grauſamen und willkührlichen Maßregeln der Miniſter, und als er die Einreden des Herzogs von Richemont entkräften wollte, ſank ſein ohnehin geſchwächter, und durch dieſe Bewegung noch mehr erſchöpfter, Körper in die Arme derer, die ihn umgaben, ohnmächtig nieder. Man brachte ihn nach ſeinem Landſitze Hayes bei Kent, und hier ſtarb er noch am nämlichen Tage. Nachdem er die Augen geſchloſſen, ſuchte Jeder ſeine Gedanken auszudrücken, auf welche Weiſe man das Andenken an dieſes großen Mannes Verdienſt ehren ſolle. Das Parlament begrub ihn auf öffentliche Koſten, und ſetzte ihm ein Monument in der Weſtminſter-Abtei. Der König dekretirte auf der Civilliſte, unter Genehmigung des Parlaments, allen männlichen Nachkommen Pitt's, als Erben der Grafſchaft Chatam, einen Jahrgehalt von 4.000 Pf. Sterling. Pitt

verdankte ſeine Erhebung zu den höchſten Staatswürden, und ſeinen Einfluß, den er ausübte, bloß der Uebermacht ſeiner Talente. Seine ſchwache Conſtitution bewahrte ihn vor ausſchweifenden Vergnügungen in ſeiner Jugend. Edelſinn, Tugendhöhe, Charakterſtärke, und eine, alle Winkelzüge verſchmähende, Offenheit und Gerechtigkeit, machten ihn zu dem freiſinnigſten Patrioten, der berufen war, das Gemeinwohl der Nation gegen eine Faktion irregeleiteter Miniſter zu vertheidigen. Ohne überirdiſche Gaben zu beſitzen, wußte ſein tiefdenkender Geiſt die Zukunft aus der Gegenwart zu erklären. In der Beredſamkeit war er ein anderer Demoſthenes gegen das Oberhaus. Seine reine Sprache, die Würde ſeiner Aktion und Deklamation bahnte ſich den Weg zu allen Gemüthern, und riß ſie zu dem bezweckten Gegenſtande unwillkührlich mit ſich fort. Seine Reden trugen nicht das Gepräge der Eleganz und ciceronianiſcher Correktheit, allein ihre Runde, ihre, allen Putz und Schimmer verſchmähende, Einfalt und Deutlichkeit, verbunden mit außerordentlicher Kraftfülle, wirkten ſo ſehr, daß ſeine Bewunderer ſeine Reden mit dem Namen verba ardentia belegten.

Chateauroux (Marie Anne de) Marquiſe de la Tournelle. Ausgeſtattet mit einer großen Schönheit und allen verführeriſchen Reizen, wurde, als ſie kaum Jungfrau geworden, mit Jean Louis de la Tournelle 1734 vermählt. 1742 war ſie ſchon Wittwe, und begab ſich zu ihrer Tante, der Dücheſſe Mazarin, die ſie aber auch bald wieder durch den Tod verlor. Als Ludwig XV. ſie bei ihrer Schweſter, der Marquiſe de Mailly, der damaligen Dame ſeines Herzens, ſah, war er ſo ſehr von ihrer Grazie bezaubert, daß er ſie mit dem Herzoge von Chateauroux vermählte, ſie zur Pallaſtdame der Königin ernannte, und ihr einen Jahrgehalt von 80.000 Livres ausſetzte. Hier wußte ſie ſeine Gunſt bald ſo zu gewinnen, daß ſie ſeinen Willen eben ſo leicht, wie ſein Herz lenkte. Ludwig beſtimmte ſie, mit einem Heere nach Flandern zu ziehen; und als er auf dieſem Zuge zu Metz von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen wurde, gelang es der Hofintrigue, ſie von dem Könige zu trennen. Sie reiſte nach Paris, wurde von Richelieu aufgenommen, und nach Ludwigs Zurückkunft wieder in ſeine Arme geführt. Ohne ihren Einfluß auf den König zu niedrigen Zwecken mißbraucht zu haben, ſtarb ſie 1744. Ihre Briefe, welche 1806 im Drucke erſchienen, und die ſie am Hofe, während der Zeit, als ſie die Begünſtigte war, geſchrieben, enthalten intereſſante Bemerkungen über die Politik und Kabalen ihrer Zeit, wie über ihre Bemühungen, die Schwäche des ihr ergebenen Prinzen zu einer der Krone würdigen Selbſtſtändigkeit zu erheben.

Chatelet (Gabriele Emilie de Breteuil, Marquiſe dü) wurde 1706 geboren. Schon frühe zog ſie ihre Neigung zu der wohlklingenden Sprache Latiums hin, welche ſie unter der Leitung ihres Vaters, des Baron de Breteuil, mit glücklichem Erfolge erlernte. Die alten und neuen Claſſiker waren der vertrauteſte Umgang ihrer Jugend, und die Lectüre der philoſophiſchen und mathematiſchen Schriften gewährte ihr die genußreichſte Unterhaltung. Der italieniſchen und engliſchen Sprache war ſie mächtig, und als die Newton'ſchen Ideen erſchienen, übertrug ſie deſſen Prinzipien ins Franzöſiſche, und commentirte dieſelben, ſo wie ſie über das Leibnitz'ſche Syſtem ihre Institutions de physique (in 8.) erſcheinen ließ. Mit dem Marquis dü Chaſtelet-Lomont, General-Lieutenant in der königlichen Armee, war ſie vermählt. Im Jahr 1733 ſchlug ſie in einer Einöde, auf dem halbverfallenen Schloſſe Cirey in Lothringen, ihren Wohnſitz auf. Hier gewann ſie die Freundſchaft und Liebe Voltaire's, und das Band, welches Beide umſchlang, machte ſie während des Zeitraums von 20 Jahren zu unzertrennlichen Gefährten. Die Bekanntſchaft, welche ſie mit den gelehrteſten Männern ihrer Zeit: Maupertuis, Johann Bernoulli u. A.,

unterhielt, konnte die Cultur ihres wißbegierigen Geiſtes nur erhöhen. Sie dichtete mit Eleganz und in einem gefälligen Style. 1749 ſtarb ſie zu Lüneville, und hinterließ ihr Traité de feu, welche mit dem Preiſe der franzöſiſchen Academie bekrönt wurde, ſo wie ein Traité sur le bonheur, welche mit einem Recueil de ses lettres in 1 vol. in 12. zu Paris erſchien. Die Lobrede, welche Voltaire auf Madame dû Chaſtelet verfaßte, findet man an der Spitze ihrer Production des principes de Newton.

Chatillon ſür Seine (Congreß zu). Dieſe Stadt iſt der Hauptort eines Bezirks im franz. Departement der Goldküſte, durch die Seine in zwei Theile, Bourg und Chaumont, getheilt, mit 3700 Einwohnern und 418 Häuſern, hat bedeutende Eiſenhämmer und Mühlen zum Schärfen ſtählerner Inſtrumente. — Merkwürdig iſt dieſer Ort durch den hier zwiſchen den Verbündeten und Napoleon im Anfange des Jahres 1814 gehaltenen Congreß. Seit der Schlacht bei Leipzig war nämlich des franzöſiſchen Kaiſers Macht durch die Ereigniſſe, welche die Folgen davon waren, fürchterlich geſchwächt, und Frankreichs Boden von den Armeen der Verbündeten überſchwemmt. Auch ward eine Friedensunterhandlung von beiden Seiten für wünſchenswerth anerkannt. In dieſer Abſicht traten die Bevollmächtigten zuſammen, und es währte nicht lange, ſo durchſchaute man, auf Seiten der Verbündeten, Frankreichs ſchlaue Politik, indem es, friedliche und gemäßigte Geſinnungen heuchelnd, ſeine Abſicht durchſcheinen ließ, durch Unterhandlung eines Waffenſtillſtands neue Kräfte zu rüſtigern Kriegszügen zu ſammeln, während die Verbündeten kein angemeſſeneres Mittel zu einem dauerhaften Frieden erblickten, als das, allen ihren Unterhandlungen die Tendenz auf eine billige Einſchränkung der Macht Napoleons zu geben. Inzwiſchen hatte dieſer einige nicht unbedeutende Waffenvortheile errungen, und Caulincourt, der franzöſiſche Abgeordnete, den man abſichtlich ohne Inſtruction gelaſſen hatte, um die Unterhandlungen nur in die Länge zu ziehen, ſpannte jetzt ſeine Foderungen wieder auf einen hohen Ton: Italien nämlich und Venedig ſollte dem Prinzen Eugen anheim fallen; auch ſollte dieſer für ſeine Anwartſchaft auf Frankfurt, ſo wie die übrige Familie Napoleons für ihre Einbüßungen entſchädiget werden, und Nimwegen ſowohl, als ein Theil der Waal Frankreich einverleibt bleiben. Die Folge davon war die Aufhebung des Congreſſes und — nicht lange nachher die Einnahme der großen Kaiſerſtadt Paris.

Chatterton (Thomas), ein engliſcher Literator, wurde 1752 zu Briſtol geboren. In früheſter Jugend gaben ihm ſeine Lehrer das Zeugniß der Geiſtesarmuth, und erklärten ihn für unfähig, auch nur das Geringſte erlernen zu können. Neugierde war die Veranlaſſung, daß er leſen lernte. Ein altes Muſikbuch, das ihm in die Hände fiel, und welches ſeine Blicke um ſo mehr auf ſich zog, als es mit großen Schriften gedruckt, und mit Holzſtichen verbrämt war, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß er mit der angeſtrengteſten Thätigkeit ſeine Zeit und Kräfte auf Entzifferung dieſer Hieroglyphen verwandte. Als er die Bedeutung der Schriftzüge kennen gelernt hatte, gewann er Liebe zu den Studien, und der Umgang mit den Muſen ſchien nicht ohne Erfolg für ihn zu ſeyn. In der Armenſchule von Colſton, wo mehrere Declamatorien gehalten, und leichte Poeſien von den Zöglingen recitirt wurden, war er bloß Zuhörer; ſelbſt zu declamiren geſtattete ihm die Schwerfälligkeit ſeiner Faſſungsgabe nicht. Doch behielt er aus dieſen Poeſien manche dürftige Züge, die er, wie eine Art Moſaikarbeit, zu einer Satyre verband, womit er einen Methodiſten züchtigte, der aus unreinen Abſichten ſeine Secte verlaſſen, und zu einer andern übergegangen war. Dieſes erſte Erzeugniß, das er in ſeinem zwölften Jahre zu Stande gebracht,

ließ ihn einen ſolchen Werth auf die Schöpferkraft ſeines Geiſtes legen, daß er in Ueberſchätzung ſeiner ſelbſt ſich zur literariſchen Unſterblichkeit beſtimmt glaubte. Vierzehn Jahre alt verließ er die Schule, und wurde bei einem Sachwalter zu Briſtol Copiſt. Seine Nebenſtunden verwandte er auf das Studium altengliſcher Dialekte, wozu er ſich eine Menge Wörterbücher anſchaffte. Dieſes Mittel leiſtete ihm treffliche Dienſte, als er eine Menge alter Pergamente aufſtöberte, welche aus dem 15ten Jahrhundert ſtammten, und bisher in den Wirthſchaftsbuden waren verkauft worden. Bei der Einweihung der Briſtolsbrücke (1768) benutzte er dieſes archivariſche Schatzkäſtlein, lieferte eine Beſchreibung derjenigen Mönche, welche zum erſten Male über dieſe Brücke gegangen, und ließ ſie in der Zeitung der Stadt erſcheinen. Die häufigen Anfragen, wie er zum Beſitze dieſer Nachrichten gekommen ſey, führten ihn auf den Gedanken, dieſe Urkunden zu einem einträglichen Geſchäfte zu benutzen. Er verfaßte mehrere Werke, und ſchob ſie altengliſchen Dichtern, beſonders aber dem Namen eines Rowley unter. Um ſich an Walpole einen Gönner zu verſchaffen, ſchrieb er an ihn, und legitimirte ſein poetiſches Genie mit ſolchen umgetauften Geiſtesprodukten. Dieſer entdeckte den Betrug, und ſchrieb Chatterton unverholen ſeine Meinung, worüber dieſer ſo aufgebracht wurde, daß er mehrere Selbſtmordsverſuche unternahm, und von ſeinem Prokurator entlaſſen wurde. Nun wanderte er nach London, und arbeitete an mehreren ephemeren Blättern für die Oppoſitionspartei. Aber auch dieſer Verſuch, einen feſten Platz im Staate zu gewinnen, ſchlug fehl, und ſeine Lage wurde noch trauriger, als ſein Gönner, der Lordmajor Bedford, ſtarb. Ob er gleich nichts, wie Brod und Waſſer genoß, ſo litt er gleichwohl gar häufig an dieſen geringen Lebensbedürfniſſen Mangel, und als er einſt in mehreren Tagen gar keine Speiſe zu ſich genommen hatte, vergiftete er ſich mit Arſenik. Er war zu der Zeit ſeines Todes (1770) kaum 18 Jahr alt. Seine, unter Rowleys und anderer Dichter Namen, herausgegangenen lyriſchen Produkte haben einen Anſtrich von tiefer Empfindung und reichhaltiger Phantaſie, und ſind mit ſeinen Satyren, welche mit echtem Salze gewürzt ſind, und ſeinen proſaiſchen Schriften 1803 zu London in 3 Bdn. 8vo mit Kupfern erſchienen.

Chaucer (Geoffrey), von ſeinen Bewunderern der Morgenſtern der engliſchen Poeſie genannt, ward im Jahre 1328 zu London geboren. Sein Vater, ein Mann von angeſehener, urſprünglich normänniſcher Familie, war wohlhabend genug, ihm eine liberale Erziehung zu geben. Schon in ſeinem 18ten Jahre zeichnete ſich der junge Chaucer auf der Univerſität zu Cambridge durch gelehrte Kenntniſſe und poetiſche Talente aus. Von Cambridge ging er nach Oxford, ſeine Univerſitätsſtudien zu vollenden. In jeder Wiſſenſchaft, die damals auf den beiden engliſchen Univerſitäten gelehrt wurde, ſcheint er ſich umgeſehen zu haben. Aber die äußere Beſchränktheit des Gelehrtenlebens genügte ihm nicht. Um die Welt kennen zu lernen, ging er auf Reiſen, zuerſt nach Frankreich, und von da nach den Niederlanden. Bei der Zurückkunft in ſein Vaterland konnte es ihm nicht fehlen, an dem glänzenden Hofe Eduard's III. ſein Glück zu machen. Chaucer, ſchon als Dichter, Gelehrter und Weltmann beliebt und geſchätzt, erhielt Zutritt in die vornehmſten und glänzendſten Geſellſchaften, als ihm das Amt eines königlichen Pagen übertragen wurde; denn nicht bloß Knaben bekleideten damals dieſes Amt. Mit ſeiner Würde erhielt Chaucer auch eine Penſion. Durch die Verheirathung mit einer vornehmen Niederländerin, die vom Gefolge der Königin Philippa war, kam er in noch engere Verbindung mit dem königlichen Hauſe. Er ſchien ein Günſtling des Glücks zu ſeyn. Unter den erwünſchteſten Verhältniſſen bekam er nun auch Italien zu ſehen. Der König ernannte ihn zum Mitgliede einer Geſandtſchaft mit Aufträgen an die

Regierung zu Genua. Hier hatte er Gelegenheit, die Fortſchritte kennen zu lernen, die der italieniſche Geſchmack im Zeitalter Petrarch's machte. Bei der Vermählung einer Prinzeſſin von Mailand machte Chaucer die perſönliche Bekanntſchaft Petrarch's, und vielleicht auch Boccazens, mit deſſen Muſe die ſeinige mehr harmonirte. Aber nach dem Tode des Königs Eduard III. erhielt ſich Chaucer nur noch kurze Zeit auf dem Gipfel ſeines Glücks. Er gehörte zu der Partei des Herzogs von Lancaſter, der als Vormund des neuen Königs Richard II. während deſſen Minderjährigkeit die Regierung führte. Sobald die Periode dieſer Minderjährigkeit zu Ende war, zog das Schickſal des geſtürzten Herzogs von Lancaſter auch den beneideten Dichter in den Strudel der Hofcabalen hinab. Nur durch die Flucht entging er der gerichtlichen Verfolgung, die von ſeinen Feinden über ihn verhängt war. Er entkam nach Frankreich und den Niederlanden. Als er ſich aber auch da nicht ſicher glaubte, und nicht länger als Flüchtling umher irren mochte, wagte er nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren, und ſich vor ſeinen Verfolgern zu ſtellen. Er wurde als Gefangener in den Tower gebracht. Man ſetzte ihm durch Drohungen und Verſprechungen im Namen des Königs ſo lange zu, bis er ſich endlich bewegen ließ, an ſeiner Partei zum Verräther zu werden, und über die geheimen Verbindungen der Anhänger des Herzogs von Lancaſter eidlich die Geſtändniſſe abzulegen, die man von ihm verlangte. Vor ſeinem Gewiſſen fand er ſich durch die traurige Lage, in die er gerathen war, gerechtfertigt, weil er doch nur die Wahrheit verrathen hatte. Auch erhielt er, aus beſonderer Gnade des Königs, ſeine Freiheit wieder. Aber in der öffentlichen Achtung hatte er ſehr verloren. Bei Hofe galt er nun gar nichts mehr. Seine Penſion wurde ihm nicht mehr ausgezahlt. In dürftigen Umſtänden (denn ſein eigenes Vermögen war erſchöpft) zog er ſich auf das Land zurück, wo er ſich ganz mit gelehrten Studien beſchäftigte, und eine mathematiſche Abhandlung über den Gebrauch des Aſtrolabiums ſchrieb. Nach mehreren Jahren legte ſich der Sturm, der den glücklichen Dichter zu Boden geworfen hatte. König Richard II. verzieh ihm, ernannte ihn zu ſeinem geliebten Ritter (dilectus Armiger noster), und ließ ihm eine neue Penſion ausſetzen, durch die er wieder in bürgerlichen Wohlſtand kam. Aber Chaucer war indeſſen ſchon über ſechszig Jahr alt geworden. Vom Geräuſche der Welt entfernt, dichtete und ſtudirte er noch bis an ſeinen Tod in Frieden. Er ſtarb im J. 1400, dem 72ſten ſeines Alters. Die Regierung ehrte ihn durch ein Grabmal in der Weſtminſter-Abtei, wo ſchon damals die berühmten Männer des Vaterlandes neben den Königen begraben wurden. Der Rang, den Chaucer unter den Dichtern behauptet, wird von den engliſchen Literatoren, die in ſeinem Lobe unerſchöpflich ſind, nicht ſelten verwechſelt mit den beſonderen Verdienſten, die er ſich um die Bildung des Geſchmacks und der Sprache ſeiner Nation erworben hat. Chaucer gehört unſtreitig zu den hervorſtechendſten und geiſtreichſten Männern ſeiner Zeit. Außerhalb Italien lebte im 14ten Jahrhundert kein einziger Dichter, der eine ſolche Feinheit des Geſchmacks, im Verhältniſſe zu dem Zeitalter und den Umſtänden, mit einem ſo hellen Verſtande, einer ſo gewandten und biegſamen Phantaſie, einem ſo treffenden Witze und einem ſolchen Talent zur natürlichen Darſtellung vereinigt hätte, als Chaucer. Ihm gelang es zuerſt unter den engliſchen Dichtern, der rohen Sprache, die er vorfand, die Möglichkeit einer harmoniſchen Verſification abzulauſchen. Seine große Beleſenheit unterdrückte nicht in ihm die freie Anſchauung der Natur und des wircklichen Lebens. Er kannte die Menſchen, beſonders ihre Thorheiten und Schwächen, aus dem Umgange mit ihnen ſelbſt. Was er mit eigenen Augen ſah (und

er beobachtete ſcharf), übertrug er, mit der Ausbeute ſeiner Lektüre durchwebt, in ſeine Dichtungen. Er hatte philoſophiſchen Geiſt genug, das Ganze des menſchlichen Lebens, auch in ſeinen leichten Scherzen, nicht aus dem Geſichte zu verlieren. Als Muſter einer bis dahin in der engliſchen Poeſie völlig unbekannten Cultur macht Chaucer bei ſeiner Nation Epoche. Aber zu den Dichtern, die im Gebiete der Poeſie ſelbſt neue Bahnen gebrochen haben, gehört Chaucer nicht. Er hatte mehr bildende Phantaſie, als produktives Genie. In allen ſeinen Werken erkennt man den franzöſiſchen Geſchmack ſeines Zeitalters. Aus Boccazens Gedichten, die ſich mehr zu dem alten franzöſiſchen Geſchmacke neigten, hat er Mehreres nachgeahmt und überſetzt. Vom Nachahmen und Ueberſetzen gingen überhaupt ſeine eigenen Empfindungen aus. Recht mit Liebe ſcheint er den franzöſiſchen Roman von der Roſe, der doch ſo arm an wahrer Poeſie und wahrhaft romantiſcher Schönheit iſt, in das Engliſche überſetzt zu haben, und faſt allen ſeinen munteren und komiſchen Erzählungen liegt ein franzöſiſches Fabliau zum Grunde. Kein engliſcher Dichter vor Chaucer hatte auch ſo viele franzöſiſche Wörter in ſeine Sprache aufgenommen. Mit Unrecht wurde er deßhalb von einigen altengliſchen Patrioten ein Sprachverderber geſcholten; denn es lag nun einmal, ſeit der normänniſchen Eroberung Englands, im Geiſte der engliſchen Sprache, ſich durch Nationaliſirung franzöſiſcher Wörter immer mehr auszubilden. Chaucer's Poeſie hat überhaupt nichts National-Engliſches. Es iſt die franzöſiſche Poeſie ſeines Zeitalters, mit ungemeiner Leichtigkeit und einer für jene Zeiten außerordentlichen Cultur des Geſchmacks in die engliſche Literatur verpflanzt. Für die erzählende Poeſie war er geboren, und ſeine Canterbury'ſchen Erzählungen (das vorzüglichſte unter Chaucer's Werken) ſchrieb er, nach vielen Vorübungen, in den Jahren der vollen Reife ſeines Geiſtes. Wahrſcheinlich wurde er durch das Dekameron des Boccaz veranlaßt, eine Reihe verſchiedenartiger, ernſthafter und komiſcher Erzählungen zu einem Ganzen zu verbinden. Aber wenn er auch dieſe Idee von Boccaz entlehnte, ſo führte er ſie doch mit ſelbſtſtändigem Geiſte, und glücklicher, als Boccaz, aus. Bei dieſem italieniſchen Novelliſten zeichnen ſich die Perſonen, die einander in der Noth durch Erzählungen erheitern, durch keinen hervorſtechenden oder intereſſanten Charakter aus. Chaucer, der in der Charakterzeichnung, beſonders der komiſchen, der größte Meiſter unter ſeinen Zeitgenoſſen war, läßt in ſeiner Dichtung eine Geſellſchaft von Perſonen aus allen Ständen auf einer Wallfahrt nach Canterbury, Jeden ſeinem Charakter gemäß, unterhaltende Geſchichten erzählen. Nicht zufrieden damit, auf dieſe Art den Charakter der erzählenden Perſonen mit den Erzählungen ſelbſt in eine geiſtreiche Verbindung gebracht zu haben, ſchickt er in dem Prologe eine meiſterhafte Beſchreibung dieſer Perſonen voran. Alle ſeine Charakterzeichnungen ſind voll Wahrheit, Witz und Leben, und unverkennbar nach der Natur, zuweilen in ſo feinen und pikanten Zügen, daß man den alten Chaucer für einen franzöſiſchen Sittenmaler aus dem 18ten Jahrhundert anſehen könnte. Unter den Erzählungen ſelbſt behaupten auch die komiſchen in jeder Hinſicht den Vorzug vor den ernſthaften und rührenden. Aber Chaucer gefiel ſich zur Abwechſelung in jeder Art von Erzählungen. In der Manier liebte er nicht weniger Mannigfaltigkeit, als in dem Stoffe. Nur energiſche Züge liebte er nicht ſehr. Auch in den pathetiſchen Stellen behielt ſeine Manier das Weiche und Ueppige, das er beſonders mit Baccaz gemein hat. Sein erzählendes Gedicht Troilus und Creſeide (the Book of Troilus and Creseide) iſt zum Theil Umarbeitung, zum Theil nur Ueberſetzung eines Werks von Boccaz, nicht ohne vortreffliche Stellen, aus denen der eigene Geiſt und die Darſtellungskunſt des Ueberſetzers und

Umarbeiters hervorblickt. Die kleineren Erzählungen und die allegoriſchen Gedichte ſind wahrſcheinlich alle franzöſiſchen Urſprungs. Ein langer Klaggeſang der Maria Magdalena (Lamentation of Marie Magdalene) iſt aus den Werken des heil. Origenes, des Kirchenvaters, genommen. Aus den Sprüchen Salomo's finden ſich auch überſetzte Stellen unter Chaucer's vermiſchten Gedichten. Einige dieſer Gedichte, z. B. der Traum (Chaucer's dream), beziehen ſich auf die politiſchen Verhältniſſe, in welche der Dichter verwickelt war. Seine Balladen (Ballads) ſind kleine Gedichte in der franzöſiſchen Bedeutung des Worts Ballade, und von den national-engliſchen und ſchottiſchen Gedichten, die man mit demſelben Titel bezeichnet, durchaus verſchieden. — Chaucer würde der Vater der engliſchen Beredſamkeit geworden ſeyn, wenn er eben ſo vieles Talent zur proſaiſchen, als zur poetiſchen Kunſt des Styls gehabt hätte. Denn an gutem Willen, der rohen Proſe ſeines Zeitalters in ſeiner Mutterſprache eine verſtändige und geiſtreiche Bildung zu geben, fehlte es ihm nicht. Aber die Sprache, in der er ſeine Kunſt verſuchte, war noch zu wenig zur rhetoriſchen Behandlung vorbereitet, und Chaucer's Geiſt folgte auch da, wo er ſich an proſaiſche Formen binden wollte, unwillkührlich einer poetiſchen Vorſtellungsart. Gleichwohl verdienen ſeine proſaiſchen Werke eine beſondere Aufmerkſamkeit; denn ſie ſind die erſten Verſuche in der engliſchen Literatur, die gemeine und noch ſehr rohe Sprache des Umgangs zu einer Bücherſprache zu veredeln, die weder pedantiſch, noch alltäglich ſeyn ſollte. Eine ſolche Proſe, wie ſie dem feinen und talentvollen Chaucer wenigſtens einigermaßen gelang, hatte noch kein Engländer geſchrieben; und über hundert Jahre vergingen, ehe ein engliſcher Schriftſteller ſich in der Beredſamkeit höher hob, als Chaucer. Durch die Ueberſetzung des Boethius, die ſich unter ſeinen Werken findet, ſcheint er ſich zuerſt im rhetoriſchen Ausdrucke kunſtmäßig geübt zu haben. Die Uebung war um ſo ſchwerer, da es hier philoſophiſche Begriffe zu entwickeln gab, die wohl noch nie in engliſcher Proſe berührt waren. Seine Abhandlung über das Aſtrolabium und den Gebrauch deſſelben nach dem Horizonte von Oxford ſchrieb er zur Unterweiſung ſeines jungen Sohns, alſo mit aller Klarheit und Popularität, deren er fähig war. Das größte unter Chaucer's proſaiſchen Werken, und ohne Zweifel ihm ſelbſt das liebſte, iſt das Teſtament der Liebe, eine Nachahmung der Meditationen des Boethius. Durch dieſes Werk ſuchte ſich Chaucer zu tröſten, als er von der glänzenden Höhe ſeines Glücks ſo tief herab geſunken war, daß er, nach der Befreiung aus der Gefangenſchaft, mit dem Mangel und der öffentlichen Meinung kämpfen mußte. Aber ohne eine poetiſche Einkleidung konnte er doch das Syſtem der Troſtgründe, das zugleich ſeine Rechtfertigung enthält, nicht vortragen. Er gab alſo der Abhandlung über die Freuden und Leiden des menſchlichen Lebens die Form einer Viſion. Aus dem Munde der Liebe, im höhern Sinne des Worts, wollte er die Lehren der Weisheit vernehmen. Dieſe Liebe iſt ein überirdiſches weibliches Weſen, eine Göttin, die ihm über ſeine Thorheiten eine ſcharfe Strafpredigt hält, dann ſich ſeiner mitleidig annimmt, und ihm einen kurzen Lehrbegriff der Lebensphiloſophie als ihr Teſtament hinterläßt. Daher auch der Titel des Werks. Eine ſolche Einkleidung der allgemeinen Betrachtungen war aber nicht mit dem Geiſte der reinen Proſe vereinbar. Chaucer's didaktiſche Viſion fängt mit bitteren Klagen an, geht in eine Erzählung über, und wird darauf zu einem moraliſchen Geſpräche zwiſchen dem Verfaſſer und der Göttin der Liebe. Neue und hervorſtechende Gedanken wird man bei einem Schriftſteller des 14ten Jahrhunderts nicht ſuchen, der überdies mehr Dichter, als Philoſoph, war, und ſich mit ſeiner ganzen Vorſtellungsart immer an einen Vorgänger hielt. Aber intereſſant

iſt es, zu bemerken, wie ſich Chaucer's didaktiſche Darſtellungskunſt durch die wenig gebildete Sprache in Ausbrüchen der Empfindung, rührenden Gemälden ſeines Zuſtandes, und chriſtlich=philoſophiſchen Anſichten der Welt und der Beſtimmung des Menſchen hindurchwindet.

Chaudet, Wiederherſteller der Bildhauerkunſt in Frankreich, wurde 1763 geboren. Der geſunkene Geſchmack ſeiner Zeit, der bei den Bildwerken der plaſtiſchen Kunſt, die Form über dem Weſen vergaß, regte in dem angehenden Künſtler eine kühnere Idee an, die ihn auf das Studium der Kunſtprodukte des ehrwürdigen Hellas hinführte. Sein erſtes Werk, das die Züge der Natur an ſeiner Stirne trug, und dem ſein Meißel eine edle Würde und ſprechende Einfalt verliehen hatte, kündigte eine Reform des Geſchmacks an. Nachdem der ein und zwanzigjährige Künſtler den Hauptpreis der Akademie errungen, wanderte er nach Italien, wo ihn zu Rom das Intereſſe der Kunſt mit dem berühmten Drouais (ſ. d. Art.) in freundſchaftliche Verbindungen brachte. In der Bildungsſchule italiſcher Meiſterwerke vervollkommnet, wurde er nach ſeiner Rückkehr in Paris Mitglied der Akademie. Jetzt entwarf er die grandiöſe Idee eines Basreliefs, unter dem Periſtyl des Pantheons, welches die Nacheiferung des Ruhms vorſtellt, und deſſen meiſterhafte Ausführung ihm das Zeugniß eines genialen Künſtlers gab. Zu frühe wurde er durch den Tod (1810) in ſeinen produktiven Darſtellungen gehemmt. In Paris ſtaunt man noch jetzt in dem Muſeum zu Luxemburg und Trianon ſeine Kunſtprodukte an, deren vorzüglichſte die göttlich ſchöne Cypariſſe und die La sensibilité ſind.

Chaufepié (Jacques Georg de) wurde zu Leuwarden in Friesland 1702 geboren, und ſtarb als reformirter Prediger an der Walloner Kirche zu Amſterdam 1786. Er machte ſich in der Literärgeſchichte durch ſeine Continuation du dictionnaire historique de Bayle in 4 Foliobänden, Amſterdam 1739 — 1756 bekannt. Bayle's Dictionnaire vermehrte er mit 14.000 Artikeln, wobei ihm eine engliſche, vermehrte Ueberſetzung des Bayle vortreffliche Dienſte leiſtete. Wir beſitzen noch von ihm, außer jenem ſchätzbaren Werke, eine Lebensbeſchreibung des Pope, und eine Ueberſetzung der Geſchichte ſeines Vaterlandes aus der holländiſchen Sprache.

Chaulieu (Guillaume Anfrie de), geboren im Jahre 1939 zu Fontenay in der Normandie, hat ſeine vorzüglichſten Talente und den Geiſt ſeiner Lebensphiloſophie mehr in ſeinen Epiſteln, als in ſeinen lyriſchen Gedichten, gezeigt. Auch kommen dieſe, mit jenen verglichen, nur wenig in Betracht. Aber der ganze Charakter der Poeſie Chaulieu's weiſet ihm einen Platz in einer Reihe mit Chapelle, Bachaumont, Lainez und La Fare an. Chapelle ſelbſt war ſein Lehrer in der Kunſt des Lebensgenuſſes und der leichten Spiele der Muſen. Chaulieu, vom Glücke begünſtigt (denn ſeine Familie gehörte zu den angeſehenen und wohlhabenden), konnte ſich ganz nach Luſt und Laune den Studien widmen, durch die er ſein Leben verſchönerte. Um Autorruhm war es ihm nicht vorzüglich zu thun. Wenigſtens vermied er, ſich ſelbſt als Schriftſteller vor das Publikum zu ſtellen. Die Grundſätze, die er in ſeinen Verſen vortrug, würden damals auch noch großes Aergerniß gegeben haben, wenn er ſie nicht ſelbſt für poetiſche Einfälle erklärt hätte, mit denen es nicht ernſtlich gemeint ſey. In Verbindung mit geiſtreichen Männern und Frauen aus der großen Welt, genoß er ſchwelgeriſch, aber in den Schranken des äußern Anſtandes, alle Freuden, die ihm ſeine glückliche Lage gewährte, bis das Podagra den wollüſtigen Lauf ſeines Lebens unterbrach. Er wurde indeſſen über achtzig Jahre alt (ſt. 1720). In der letzten Zeit ſeines Lebens war er vorzüglich einer von den guten Köpfen, die Voltaire's aufkeimende Talente bemerkten und ermunterten. Der junge Voltaire richtete Verſe an ihn, und Chaulieu erwiederte ſie.

Welchen dauernden Einfluß Chaulieu's Philoſophie auf Voltaire haben würde, zeigte ſich ſchon damals. Aber die heitere Liebenswürdigkeit, die aus Chaulieu's Charakter in ſeine Verſe überging, konnte er ſeinem jungen Freunde nicht mittheilen. Um ſie kennen zu lernen, muß man ſeine Epiſteln leſen; denn unter allen franzöſiſchen Dichtern und ſchönen Geiſtern, die damals dieſes Feld betraten, erreichte ihn Keiner an Feinheit, Gedankenfülle und an reizender Nachläſſigkeit in philoſophirenden Verſen. Seine Epiſteln haben denſelben Charakter, wie ſeine leichten lyriſchen Spiele. Aber man erkennt auch darin beſonders den Freidenker, der ſeine epikureiſche Weisheit freilich mit vieler Grazie vorzutragen wußte. Um aber nicht als Freigeiſt in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen geſtört zu werden, gab ſich Chaulieu die Miene, als ob er nur ſcherzweiſe, und aus genialem Muthwillen die Grundſätze des Epikureismus ſo anziehend erſcheinen ließe. Es bedarf nur eines gewöhnlichen kritiſchen Takts, um ſogleich den Ernſt der Ueberzeugung da zu erkennen, wo Chaulieu als echter Epikuräer von der Kunſt des irdiſchen Lebensgenuſſes und von der Eitelkeit der Erwartungen einer Zukunft jenſeits des Grabes ſpricht. — Die Rigoriſten unter den franzöſiſchen Kritikern finden Chaulieu's Sprache und Verſification zu nachläſſig und zu unkorrekt. Aber das Verdienſt bleibt ihm, in dieſer Art von didaktiſchen Epiſteln zuerſt ein philoſophiſches Intereſſe erregt, und praktiſche Lehren, ſie mögen moraliſch oder egoiſtiſch ſeyn, mit einer Liebenswürdigkeit, um deren Willen man gern manche Vernachläſſigung des Ausdrucks überſieht, in der Sprache der Grazien vorgetragen zu haben. Die Vorzüge Chaulieu's fallen noch mehr auf, wenn man ſeine Epiſteln mit denen von Jean Baptiſte Rouſſeau vergleicht. — Unter ſeinen lyriſchen Gedichten ſind die epigrammatiſchen Rondeaux und Madrigale, in der Manier des Chapelle, die beſten. Was er ſeine Oden nannte, verdient dieſen Titel in keiner Hinſicht.

Chaumont (Tractat von), die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Obermarne, auf einem Berge am linken Ufer der obern Marne in Champagne, auf der Hauptſtraße von Paris nach Baſel, mit 7500 Einwohnern. — Merkwürdig bleibt der Name dieſer Stadt durch den am 1ſten März 1814 von Rußland, Oeſterreich, Großbrittannien und Preußen dort abgeſchloſſenen Tractat, welcher der diplomatiſche Schlüſſel zu Allem iſt, was ſeitdem in Europa Glorreiches geſchehen iſt; er war und wird die mächtige Aegide für Europa's Staaten bleiben, ſo lange die Grundſätze der heiligen Allianz (ſ. d. Art.) und die des deutſchen Bundes (ſ. d. Art.) die Richtſchnur der europäiſchen Cabinette ſeyn wird. Der Zweck gedachten Tractats war die Befreiung Europa's von Frankreichs politiſchem Drucke für die ganze Zukunft, ſo wie die Wiederherſtellung eines, auf dem verhältnißmäßigen Gleichgewichte der Staaten, und der Unabhängigkeit der Nationen ruhenden, dauerhaften Friedens für Europa. In dieſer Abſicht kamen denn auch ſämmtliche vier Mächte über die angemeſſenen reſpectiven Leiſtungen zur Erreichung jenes doppelten Zweckes überein, und dieſe, mit der größten Pünktlichkeit erfüllt, krönten den Ausgang der Dinge mit dem ewig denkwürdigen Frieden von Paris 1815.

Chauſſée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein franzöſiſcher Schauſpieldichter, ſtammte aus einer reichen Familie, und wurde 1692 zu Paris geboren. Er vernachläſſigte lange Zeit die Ausbildung ſeiner Talente, welche er von der Natur empfangen hatte, bis La Motte's Paradoxon über die Poeſie und Proſe erſchienen war. Chauſſée nahm die Partei der Verſification in der Tragödie und ſchrieb ſeine Epitre à Clio, welche — obgleich ſehr froſtig — von feiner Beurtheilungsgabe und dem Scharfſinne ſeines Geiſtes zeugte. Erſt ſpät beſchäftigte er ſich mit Arbeiten für die Bühne.

Mit den Lorbeern, welche er dabei einerntete, verdiente er ſich eine Stelle in der franzöſiſchen Academie. Er ſtarb 1736. An die Spitze ſeiner Comödien kann man die l'Ecole des Mères ſetzen, der erſte Verſuch vielleicht in den romantiſchen Schauſpielen. Seine Mélanide iſt voll Gefühl und tief durchdachter Scenen; ſein Trauerſpiel Maximilien zeigt, daß die Tragödie ſein Fach nicht war, und Le Prejugé à la mode feſſelt zwar in einigen Stellen die Aufmerkſamkeit, leidet aber an froſtigen und langgedehnten Tiraden; doch wird der Knoten des Ganzen, welcher darin gut geflochten iſt, die Eleganz und die Reinheit des Styls, eine ziemliche Anzahl glücklicher Verſe, und das Feuer, womit die letzten Acten belebt ſind, noch manchem Leſer eine vergnügliche Unterhaltung gewähren. Voltaire fällt das Urtheil von ihm, daß er einer der erſten nach denen ſey, die Genie haben. Seine ſämmtlichen theatraliſchen Werke hat Sablier geſammelt, und zu Paris 1763. 5 Bde. in 12. herausgegeben.

Chauſſéen, Kunſtſtraßen, auch Dammſtraßen im weitern Sinne des Worts, nennt man alle, durch die Bemühungen der Kunſt entſtandene, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten unmerklich etwas abſchüſſig gehende, mit Gräben verſehene, gepflaſterte oder ungepflaſterte, 30 bis 40 Fuß breite Landſtraßen. Kriege mit benachbarten Staaten und Handelsverbindungen machten die Anlage von Kunſtſtraßen nothwendig. Die Erfindung derſelben iſt nicht neu; ſchon die Alten haben deren gebaut, die durch ihre Dauer und Feſtigkeit noch jetzt unſre Bewunderung erregen. Semiramis nennt die Geſchichte als diejenige, welche in Aſien die erſten fahrbaren Wege anlegte; vom Xerxes weiß man, daß er große Summen darauf verwandte; Herodot beſchreibt uns eine Straße, die von Sardes bis Suſa führte, über 400 Meilen in die Länge ſich dehnte, und die in 111 Stationen abgetheilt war; und der carthaginienſiſche Handelsgeiſt erſann zur Erweiterung des Handels zu Land, und zur Erleichterung der Güter- und Fracht-Verſendung auf der Achſe, die ſogenannten Kunſtſtraßen. Doch dem weltbeherrſchenden Rom bleibt auch hier der Ruhm, den Straßenbau auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit erhoben zu haben. Als Roma, d. h. Göttin der Stärke, mußte es die Züge ſeiner Heeresmaſſen in die entfernteſten Welttheile zu erleichtern, und die Communication zwiſchen feſten Punkten durch geebnete Wege zu befördern ſuchen. Der Cenſor Appius Claudius legte die erſte Straße (via Appia, 442 v. Rom) an, welche von Rom bis Capua führte, und in der Folgezeit bis Brunduſium gezogen wurde. Domitian knüpfte an dieſe eine andere an (via Domitiana), welche von Sinueſſa bis Puteoli führte. Die Cenſoren Flaccus und Albinus ließen (580 v. Rom) die Straßen der Stadt pflaſtern, die Wege außer derſelben mit Sand beſtreuen und mit breiten Steinen einfaſſen. Auch für die Provinzen wurden unter Auguſt in Anſehung der Heerſtraßen geſorgt, ſo daß von der Hauptſtadt jeder Provinz nach allen Richtungen Straßen ausliefen, die alle am Ende mit Rom verbunden waren. Legten die Römer irgendwo eine Kunſtſtraße an, ſo ſuchten ſie ihr eine möglichſt gerade Richtung zu geben, und die Krümmungen zu vermeiden. Sie trugen zu dieſem Zwecke Berge ab, füllten Höhlen und Vertiefungen aus, und verbanden Felſenklüfte durch Brücken. In ebenen und trockenen Gegenden dämmten ſie die Wege hoch auf, wie man noch jetzt an mehreren Ueberreſten von Straßen in Frankreich ſieht, die ſich 15 — 20 Fuß über das Land erheben, und ſo mehrere Meilen fortgehen. Die gewöhnliche Breite ihrer Straßen belief ſich auf 60 Fuß, welche in drei Theile abgeſondert waren. Der mittlere gepflaſterte Fuhrweg war etwas erhöht, und betrug 20 Fuß Breite, eben ſo breit waren die Nebenwege, die an beiden Seiten etwas abhingen, und mit Kies beſtreut waren. Um dem friedlichen Wanderer

ſeinen Weg auf den Heerſtraßen angenehmer zu machen, legten die Römer Tempel, Grabmäler, Villen und Wohnhäuſer ihnen zur Seite an. Ihre Hauptzierde waren die Grabmäler, und faſt jeder Römer (Auguſt's prächtiges Mauſoleum erhob ſich an der via Flaminia) wählte ſeine Begräbnißſtätte an der belebtern Landſtraße. In der Folgezeit kam der Kunſtſtraßenbau allmälig in Verfall. Die niederländiſchen Straßen, welche älter als die franzöſiſchen ſind, und ſich durch ihre Pracht und Breite auszeichnen, waren die erſten, die man zu Chauſſéen umbildete. An ſie ſchloſſen ſich England, Spanien, Frankreich, und zum Theil auch Deutſchland, an. (Spanien hat vorzüglich ein Prachtwerk dieſer Art, in der 8.400 Klafter langen, und 35 Fuß breiten Straße von der Stadt Guadrama bis nach Altcaſtilien aufzuweiſen.) Deutſchland verwandte erſt ſeit 1759 ſeine Aufmerkſamkeit auf den Straßenbau. Die engliſchen Chauſſéen ſind an Rang die erſten, und obgleich Oeſterreich, Frankreich, Spanien und Baiern vorzüglich gebaute Kunſtſtraßen aufzuweiſen haben, ſo werden ſie doch von denen der Engländer übertroffen. Der Landesherr hat in jedem Staate das Recht, 1) daß er bei Anlegung einer Chauſſée durch jedes liegende Güterſtück brechen kann; 2) zur Deckung der gehabten Auslagen, das ſogenannte Chauſſéegeld zu fodern; 3) die Weite des Wagengleiſes nebſt der Breite der Radefelgen zu beſtimmen, und die Sperrketten zu verbieten; und 4) das Gewicht feſtzuſetzen, was an Fracht auf Laſtwagen nach der Zahl der Pferde geladen werden darf. Dabei liegt ihm die Sorge ob, die Landſtraßen in einem fahrbaren Zuſtande zu erhalten. Zu dieſem Behufe ernennt er eine eigene Commiſſion, und beſtellt gewiſſe Wegwärter, welche die verurſachten Gleiſen und Vertiefungen auf der Stelle wieder ausfüllen.

Chaux (la) de Fonds, ein Dorf im preußiſchen Fürſtenthum Neufchatel in der Schweiz, in einem langen, für Viehzucht und den daraus entſtehenden Käſehandel wichtigen Thale, das 1.732 Fuß über dem neufchateler See liegt. Die Bevölkerung des zerſtreuten, aber ſchön gebauten Dorfes beträgt bei 3.000 Seelen, worunter 400 Uhrmacher (die mit denen im benachbarten Locle jährlich über 40.000 goldne und ſilberne Uhren, ohne die Penduluhren, verfertigen), und über 600 Perſonen, die ſich mit der Spitzen-Klüppelei beſchäftigen. Jede Klaſſe von Uhrenarbeitern verfertigt nur einzelne Theile; Einige Räder, Andre Federn, Andre zur Kunſt nöthige Maſchinen und Werkzeuge. Auch die künſtliche Einrichtung großer Mühlwerke an einem kleinen Bache iſt ſehenswerth. Hier lebten die durch ihre Automaten berühmten Jacques Droz, Vater und Sohn.

Checks nennt der Engländer ſeine Anweiſungen auf ſolche Perſonen (Bankers, in Holland Caſſiers genannt), denen er die Einziehung ſeiner Gelder und Wechſel gegen Proviſion überträgt, und wobei er, vermöge dieſer Checks, über gedachte Gelder und Wechſel wieder verfügt. Die Checks-Quittungen zirkuliren als baares Geld in den Wechſelbezahlungen, ſo wie im gemeinen Leben, und ſie werden eines großen Zutrauens gewürdigt, weil ihre Bezahlung vom Banker ſo ſelten geweigert wird. Da der Regreß gegen den Ausſteller, falls der Banker fallirt, eigentlich nur 3 Tage nach dem Datum der Ausſtellung zuläſſig iſt, ſo verlieren die Checks an ihrer gerichtlichen Kraft, wenn ſie lange gelaufen ſind; kommen ſie inzwiſchen in die Hände eines andern Bankers, ſo werden ſie noch den nämlichen Tag verrechnet, weil in London ſo, wie in Amſterdam die Bankers oder Caſſiers ihre für gültig angenommenen Quittungen täglich gegen einander austauſchen, und das Fehlende oder den Ueberſchuß ſich zahlen zu laſſen oder ſelbſt auszuzahlen pflegen.

Chemie. Der Begriff der Chemie iſt ſchon bei der allgemeinen Betrachtung der Theile der Naturkunde dahin feſtgeſetzt, daß ſie die Zerlegung der körper-

lichen Gemiſche, in Hinſicht des Qualitativen und Quantitativen ihrer Beſtandtheile, und die Verbindungsarten derſelben zum Gegenſtand habe. Hiernach ergeben ſich auch die beſondern Theile dieſer Wiſſenſchaft, welche von ihrer Anwendung auf gewiſſe Gegenſtände und der vielſeitigen Benutzung der chemiſchen Produkte oder Edukte abhangen. Die allgemeine Chemie, welche die Mittel zu den Zerlegungen der Gemiſche, ſo wie zu ihren künſtlichen Zuſammenſetzungen liefert, beruht, wie alle Naturforſchung, auf Verſuchen und Erfahrungen, und alle daraus gezogene Regeln finden auch hier ihre Anwendung. Erwägt man die unendliche Menge von Körperarten, und die unzähligen Verſchiedenheiten ihrer Miſchungen, ſo wird es ſchon von ſelbſt erhellen, daß die Kenntniß der Zerlegungs-Mittel auch bei den größten Fortſchritten begränzt bleiben müſſe, und man immer in dem Fall ſeyn wird, ſolche Miſchungen, welche man nicht zu zerſetzen im Stande iſt, wenigſtens ſo lange für einfache Grundſtoffe zu erklären, bis uns ihre Zerlegung durch weitere Erfahrungen möglich wird. Die chemiſche Analyſe oder Zerlegung der Körper wird nun beſonders dadurch in ihrer Richtigkeit beſtimmt, wenn man durch Verbindung der gefundenen Beſtandtheile, oder durch die Syntheſe, den Körper wieder darſtellen kann. Inzwiſchen bleibt in ſehr vielen Fällen die Syntheſe unmöglich, wenn man den Weg, deſſen ſich die Natur zu dieſen Verbindungen bedient, noch nicht kennt, oder man ſolchen durch die Kunſt nicht erreichen kann, beſonders, wenn ſie von einer gewiſſen Organiſation abhangen. — Die Vervollkommnung der chemiſchen Zerlegungen hat ſich bisher für alle übrige Theile der Naturkunde von dem wichtigſten Einfluße gezeigt, da ſie in der vollſtändigern Darlegung der Beſtandtheile der Körper die Kenntniß derſelben ſo beträchtlich erweitert, und mit neuen Subſtanzen und deren mannigfaltigem ſo wichtigem Gebrauche bekannt macht. Welche wichtige Erweiterungen hat nicht die Phyſik durch die vollſtändigern Unterſuchungen der Grundſtoffe der Körper und der Gasarten, in der genauern Kenntniß der atmoſphäriſchen Luft, welche man bloß als eine elaſtiſch-flüſſige, drückende Materie betrachtete, erhalten, und eben ſo ſind die Begriffe vom Waſſer, den Dünſten und vielen andern Gegenſtänden allein durch Chemie berichtigt worden. Von gleicher Wichtigkeit beweiſt ſie ſich auch für die Naturgeſchichte, wo ſie allein durch die Zerlegung der organiſchen und unorganiſchen Körper ihre Natur genauer entwickelt, und ſie in ihrer vielfältigen Benutzung beſtimmt. — Nach der chemiſchen Zerlegung eines Körpers bleibt inzwiſchen die Beſtimmung der Beſtandtheile deſſelben noch in ſoferne mit ſehr erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, wenn, wie bei den Verbrennungen, den Gährungen der Fäulniß, durch Wärme, Hitze und Zutritt der Luft neue, nicht vorhanden geweſene, Verbindungen vor ſich gehen. Vorzüglich tritt dieſer Umſtand bei den Unterſuchungen vegetabiliſcher und thieriſcher Körper ein, welche zur Zerſetzung der Luft ſo geneigt ſind; daher er, ſtatt daß die reine Analyſe bloße Edukte darzulegen hätte, durch Vereinigung mit den Grundſtoffen der Atmoſphäre mehr oder weniger neue Produkte erzeugen kann. Nach den gegenwärtigen Kenntniſſen von den Grundſtoffen der Körper und den Gasarten läßt ſich inzwiſchen bei vielen ſolcher entſtandenen Miſchungen ſchon abnehmen, mit welchem eigentlichen Beſtandtheile des Körpers ſich Feuerſtoff, Stick- oder Salpeterſtoff u. a. verbunden haben. Mit viel größerer Schwierigkeit ſind dagegen ſolche durch Wärme allein, oder unter dem Zutritt der Luft erregten Affinitäten verbunden, welche in den entſtandenen Produkten oft nicht ſo beſtimmt auf die erſtern Verbindungen der Beſtandtheile ſchließen läßt, wo alsdann Unterſuchungen auf andern Wegen weitere Aufſchlüſſe liefern müſſen. Daher ergiebt ſich auch die gänzliche Unmöglichkeit einer chemiſchen Unterſuchung bei liquiden flüſſigen Gemiſchen, wie Wein, Bier Waſſer u. dgl., wo ſich die Miſchungen einer jeden ſo zerſetzen, daß man zwar Produkte erhält, aber nicht

das Quantitative der eigentlich zuſammengemiſchten Flüſſigkeiten. — Die Hülfsmittel zur Zerlegung der Miſchungen laſſen ſich 1) in mechaniſche, und 2) in eigentlich chemiſche unterſcheiden. Jene betreffen die Vorbereitungen zu den übrigen Arbeiten, in Hinſicht der Zerſtückung und Pulverung der verſchiedenen Körperarten, die Scheidung der feinern und gröbern Theile, das Waſchen, Schlemmen, das Filtriren, das Auspreſſen, Ausſüßen, u. dgl., ſo wie die Bekanntſchaft mit den chemiſchen Werkzeugen. Bei den eigentlich chemiſchen Arbeiten kommen aber vorzüglich die Affinitäten in Anwendung, wohin die Wirkungen des Feuers, und die hierzu nöthigen Einrichtungen der Oefen, die Auflöſungen, Niederſchlagungen, die Abdampfung, Cryſtalliſation, die Digeſtion und Deſtillation, die Sublimation, Fermentation, die Schmelzungen, Oxidationen und Desoxidirungen der Metalle gehören. Jede von dieſen Arbeiten erfordert nun eine gedoppelte Hinſicht, in ſo weit nämlich die Apparate und Einrichtungen den chemiſchen Zwecken angemeſſen ſind, oder welche Veränderungen ſie zu der Anwendung im Großen bei Fabriken oder Gewerben erfordern. — Das Studium der Chemie legt nun vorzüglich die Bekanntſchaft mit den Grundſtoffen der Körper und deren mannigfaltigen Verbindungen zum Grunde, ſo wie auch Uebungen in den chemiſchen Arbeiten ſelbſt. Die meiſte Schwierigkeit für den Anfänger findet ſich unſtreitig darin, daß oft eine Menge weſentlich verſchiedener Gegenſtände durch äußerliche Kennzeichen nicht ſo leicht zu unterſcheiden iſt, und ihre eigentlichen Kennzeichen ſich bloß aus den Verhältniſſen zu andern Körpern ergeben. So ſind die Gasarten in ihren Recipienten gar nicht von einem bloß mit atmoſphäriſcher Luft gefüllten Gefäße zu unterſcheiden, und es iſt der Chemiker ſelbſt genöthigt, ſolche Gefäße ihrem Gehalte nach zu bezeichnen. Die gänzlich reinen Säuren, die Alkalien in ihren Auflöſungen, der Alkohol, auch viele metalliſche Auflöſungen, ſehen waſſerklar und ungefärbt aus, die reinen Erden haben durchgängig eine weiße Farbe, ſo wie die Salze, wenige gefärbte ausgenommen, ſich in jener Farbe ähnlich ſind, und nur durch die Form ihrer Cryſtalle unterſchieden werden können Dagegen zeigen manche Körper unter verſchiedenen Concentrationen, wodurch ſie gleichwohl nicht ſo weſentlich von einander unterſchieden ſind, auffallend abänderliche Farben, wie die Schwefelſäure, beſonders aber die Salpeterſäure, ſo, daß man von den Farben in vielen Fällen keine zuverläſſigen Kennzeichen abnehmen kann. — Jene Beſchwerlichkeiten vermindern ſich aber, ſo wie man nach mehrern äußerlichen Kennzeichen, durch weitere Uebung, mit jenen ſich ſo ähnlichen Materien bekannter wird. Außerdem, daß die Verbindung der übrigen Theile der Naturkunde mit der Chemie wegen ihres wechſelſeitigen Einfluſſes auf einander ſo nothwendig wird, kommt auch die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Chemie um ſo mehr in Erwägung, da das Quantitative der Beſtandtheile ein Hauptgegenſtand derſelben iſt, und mathematiſche Kenntniſſe hier nicht vermißt werden können. Die Reduktionen der Miſchungs-Verhältniſſe auf verſchiedene Maſſen, die Beſtimmungen der eigenthümlichen Gewichte, der ſpecifiſchen Wärmen, der Volume, die Beurtheilung der Cryſtalliſationen nach ihren Grund- und abgeleiteten Formen, die zweckmäßige Einrichtung der erforderlichen Apparate, u. m. a. Vorfälle, fordern unbedingt die Hülfe der Mathematik. — Da es bei chemiſchen Verſuchen immer ſehr nöthig bleibt, die Reſultate derſelben mit denen von andern Chemikern zu vergleichen, übrigens auch zu wiſſen nöthig iſt, welche Körperarten vorzüglich noch einer Zerlegung bedürfen, welches Kenntniß von den Fortſchritten und dem Zuſtande der Wiſſenſchaft zum Grunde legt, ſo iſt es nothwending, ſich mit der Geſchichte und Literatur der Chemie bekannt zu machen und mit den fernern Erweiterungen derſelben fortzuſchreiten.

Chemie (Geſchichte der). Die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft in den älteſten Zeiten bleibt immer vielen Dunkelheiten und größtentheils den Muth-

maßungen ausgeſetzt. — Unerachtet man nun damals ſchon manche Gewerbe und Künſte betrieb, welche auf chemiſchen Gründen beruhen, ſo finden ſich doch keine Spuren von einer ſyſtematiſchen Ordnung ſolcher Erfahrungen, bis endlich im ſiebenten Jahrhundert nach unſerer Zeitrechnung die Chemie bei den Arabern anfing, ſich zu bilden. Dieſe ſchränkten ſie zuerſt nicht mehr, wie die Byzantiner vor ihnen, auf die Goldmacherkunſt ein, und ſind dadurch die Väter einer vernünftigen Chemie geworden, ob ſie gleich nicht von alchymiſtiſchen Grillen frei waren. So weit jetzt unſre Kenntniſſe von ihren Verdienſten in dieſer Wiſſenſchaft reichen, ſo waren ihr ſchon von Dſchafar (Geber) im 8ten Jahrh. die rechten Gränzen angewieſen, und er war darneben noch im Beſitz der wichtigſten Entdeckungen. Schon er gedenkt der drei Grundſtoffe der Körper, vornehmlich der Metalle, die noch lange nach ihm angenommen worden; des Schwefels in einer Bedeutung, in welcher er Stahl's Brennſtoff ganz gleich kommt; der Aſchengefäße bei der Reinigung der edeln Metalle durch Blei; des Eiſalauns von Rocha, und von Jameni und des Federalauns, die aus ihrer Auflöſung im Waſſer in Kryſtallen anſchießen, und ſich zu einem weißen, ſchwammigen und leichten Klumpen brennen; des Eiſenſafrans und des verkalkten Spiesglanzes; des ätzenden Sublimats, des rothen Präcipitats, des Silberſalpeters, der Schwefelmilch, des Scheide- und Königswaſſers, des Friſchens der Glätte; nach ihm ſind ſchon mannigfaltigere Geräthſchaften zur feuchten aufſteigenden Deſtillation, zum Aſchen- und Waſſerbade bei den arabiſchen Chemikern im Gebrauche, als bei den frühern. Nach Dſchafar waren noch als Chemiker Ebn Zohr (Avenzoar), Ebn Roſchd (Averroes), Abul Caſem (Albucaſis) u. A. berühmt; es iſt aber nicht bekannt, ob ſie eigenthümliche Verdienſte um die Wiſſenſchaft ſelbſt hatten. Ueberhaupt ſammelten und ordneten die ſpätern Araber nur, mit mehr oder weniger Sorgfalt, die Entdeckungen ihrer Vorgänger, und, da ſie größtentheils Aerzte waren, vorzüglich die, welche auf ihre Kunſt Beziehung hatten. Im 14ten Jahrh. gab es ſchon mehrere Aerzte, welche die Bereitung der Arzneimittel aus Mineralien nach chemiſchen Gründen vortrugen; die Schmelzhütten, die Metall- und Töpferfabriken, die Glas- und Spiegelhütten, die Alaun-, Vitriol- und andere Siedereien, die Färbereien und Apotheken kamen zu wichtigen Verbeſſerungen. An der Spitze der damaligen Chemiker ſteht der excentriſche Raymundus Lullus (vor 1315), jener Abgott der Goldmacher und Theoſophen, der ſich ſchmeichelte, im Beſitz des großen Geheimniſſes des Steins der Weiſen und eines Lebenselixirs zu ſeyn. Bei aller ſeiner Schwäche und der Mangelhaftigkeit ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung, war er ein wichtiger Erfinder, deſſen Schriften wenigſtens ſchon den Samen zu vielen neuern chemiſchen Erfindungen enthalten. Hat auch er noch nicht den Weingeiſt gekannt, ſo war doch gewiß Arnold von Villa nova (vor 1313) der Erſte, der ihn deſtillirte; zwar wie Lullus ein Alchymiſt, aber von gebildeterm Geiſte und mannigfaltigern Kenntniſſen, und dabei eben ſo reich in chemiſchen Entdeckungen, ob ſich gleich nicht beſtimmen läßt, wie viele er ſelbſt gemacht und welche er Andern abgeborgt habe. Mit dieſen beiden Vorläufern der neuern Chemie theilten die noch etwas ältern Naturkenner, Albert der Große und Roger Baco das Verdienſt, Manches in dieſem Theil der Naturkunde entdeckt, und frühere Erfindungen fortgepflanzt zu haben; ſo wenig ſie aber die Verdienſte der beiden erſtern erreichten, ſo ähnlich waren ſie ihnen in dem Glauben an alchymiſtiſche Grillen. Noch bei andern Schriftſtellern, wie bei Thomas von Aquino, Peter von Apono, Petrus Hiſpanus (Papſt Johann XXI) u. A. kommen gelegentlich gute chemiſche Kenntniſſe vor. — Im 16ten Jahrh. machte Deutſchland in der Chemie ſchon Epoche. Theophraſtus Paracelſus zog ſie (etwa ſeit 1526) aus der Dunkelheit und Vergeſſen-

heit hervor, brachte ſie in eine ordentliche Form und regelmäßige Verbindung, und wandte ſie glücklich auf die Medicin an. Er war Urheber der chemiſchen Arzneien, der Mercurialpräparate und Opiate. So weit gingen ſeine wirklichen Verdienſte um die Wiſſenſchaft. In ſeinen Großſprechereien rühmte er ſich außerdem, eine Univerſalmedicin zu beſitzen; konnte aber ſich ſelbſt nicht vom Podagra befreien; er ſprach viel von ſeinem Geheimniß, unedles Metall in edles zu verwandeln, und war ſelbſt ſo arm, wie ein Bettler, und machte Viele, die an ſein Goldmachen glaubten, zu Bettlern. Dennoch arbeiteten ſeine Anhänger mit großem Eifer, auf die Entdeckung ſeiner Geheimniſſe, auf die Umwandlung der Metalle und das Lebenselixir hin, ohne ſich einen Zweifel beigehen zu laſſen, ob ſie auch Paracelſus wirklich beſeſſen habe. Mit ſeiner Myſtik, die ein verworrener Styl noch myſteriöſer machte, ſtand der Unterricht in einem ſchneidenden Contraſt, durch den Georg Agricola (v.1555) in der Metallurgie Epoche machte. Seine metallurgiſchen Schriften waren verſtändlich, belehrend, und voll eigener Erfahrungen. Im Anfange des 17. Jahrh. ward die Chemie bloß durch die Medizin aufrecht erhalten. Denn alle Aerzte dieſer Zeit gehörten zu der chemiſchen Schule, und hielten ſich an Paracelſus, nur mit einigem Unterſchied; Einige blieben rein paracelſiſch, Andere vereinigten das paracelſiſche Syſtem mit den Schwärmereien der Roſenkreuzer, Beide unter der Aegide des faſt allgemein herrſchenden Aberglaubens. Ein großer Adept unter ihnen war Jakob Böhme, Schuſter zu Görlitz (vor 1624), nach Paracelſus, das berühmteſte Oberhaupt ſeiner weit ausgebreiteten Partei, in deſſen Unſinn ſelbſt Aerzte von Profeſſion große Weisheit fanden. Doch ſuchten auch manche unter den chemiſchen Aerzten, aber nur wenige, echte Chemie in die Medizin zu bringen; ſie prieſen, mit Weglaſſung aller Ungereimtheiten der paracelſiſchen Schule, bloß chemiſche Arzneien an, die ſeitdem nach ihren Vorſchriften und Rathſchlägen in die Apotheken aufgenommen wurden, und reinigten endlich die Theorie durch das galeniſche Syſtem. An ihrer Spitze ſtand Daniel Sennert (ſeit 1611), Verfaſſer des erſten, lange und allgemein gebrauchten chemiſchen Handbuchs, der galeniſche Grundſätze mit paracelſiſchen verband, und die Semiotik von manchen Thorheiten befreite. Der Arzt zu Augsburg, Reimund Minderer (1617), und der Profeſſor zu Marburg, Johann Hartmann (vor 1631), begegneten Sennert auf demſelben Weg. — Und mit welchen reichen Erfindungen ward in den erſten funfzig Jahren nach dem weſtphäliſchen Frieden die Chemie ausgeſtattet! Zwar ſchwärmten noch die beſten Chemiker, beſonders in Deutſchland; Männer von ungewöhnlicher Scharfſichtigkeit, wie Kunkel, Becher, Wedel, glaubten an die Verwandlung der Metalle, an Univerſalarzneien, an Wiederbelebung thieriſcher und vegetabiliſcher Körper aus der Aſche; aber darneben machten ſie die wichtigſten Entdeckungen bei der fleißigen Zerlegung der Körper, oft zu den ungereimteſten Zwecken. Joh. Rud. Glauber, ein zu Amſterdam bei chemiſchen und alchymiſtiſchen Arbeiten grau gewordener Deutſcher, erfand (um 1650) die eigene Art von Salz, die von ihm den Namen hat; Johann Joachim Becher (vor 1682), ein Chemiker voll Sagacität, erforſchte zuerſt die Natur und Wichtigkeit des phlogiſtiſchen Principium's, und erfand die Polycreſpillen; Sebaſtian Brand und Johann Kunkel von Löwenſtern (vor 1703) erfanden den Phosphorus, jener überhaupt, dieſer ſeine Zubereitung aus Urin; Letzterer entdeckte auch durch die Anwendung ſeiner chemiſchen Erfindungen auf die Glasmacherkunſt die Bereitung des Porcellanartigen und Rubinrothen Glaſes. Bei ſolchen Fortſchritten der Chemie bekam die Pharmacie eine ganz andere Geſtalt. Schon 1641 gründete Johann Schröder, ausübender Arzt zu Frankfurt, durch ſein Apothekerbuch eine geſündere Pharmacie. Darauf befreite ſie (1671) Daniel Ludovici von einer Menge

ungereimter Compoſitionen, in ſeiner, den neueſten Zeiten angepaßten Pharmacie, die zu einem claſſiſchen Anſehen gelangte, und in ihrer lateiniſchen Urſprache und in Ueberſetzungen, auch im Auslande, dieſe Wiſſenſchaft vereinfachte, und Veranlaſſung ward, die Diſpenſatorien zu reformiren, wovon das Augsburgiſche (von 1673) und das Brandenburgiſche (von 1698) Beweiſe ſind. Alle die großen Chemiker dieſer Zeit, Glauber, Kunkel, Becher, trugen zu dieſen Beſſerungen durch ihre häufigen Verſuche bei. — Durch den Weg der Beobachtung, den die Phyſiker und Chemiker in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. eingeſchlagen hatten, kamen auch die Aerzte endlich von den Irrwegen ab, auf denen ſie bisher herumgeſchweift waren; wozu die von Bauſch (1652) geſtiftete Geſellſchaft der Naturforſcher nicht wenig beitrug. Es thaten auch der Medicin vorurtheilsfreie Beobachter jetzt Noth. Denn in der Mitte des 17ten Jahrh. war es durch die chemiſche Schule des Le Boe Sylvius, die Alles, was im menſchlichen Körper vorgeht, aus Gährungen von zuſammenfließenden Säuren und Laugen erklärte, dahin gekommen, daß man das Leben des thieriſchen Körpers für nichts achtete, als für einen chemiſchen Prozeß; daß die Sucht, Alles zu erklären, keinen Unterſchied mehr zwiſchen gemiſchten und organiſchen Körpern anerkannte, und die Krankheiten dieſem Wahne gemäß behandelte. Selbſt Männer von Geiſt, wie Georg Wolfgang Wedel, ein beliebter Lehrer zu Jena und ſehr geleſener Schriftſteller, war (ſeit 1679) ein ſehr eifriger Vertheidiger dieſer Grundſätze, ja ſie waren überhaupt auf faſt allen deutſchen Univerſitäten die gangbarſten. Mit Nachdruck widerſetzte ſich ihnen endlich jener Univerſalgelehrte, Herrmann Conring, der gelehrteſte Arzt ſeiner Zeit; er verwarf nicht nur die alchymiſtiſchen Mittel und die hermetiſche Medicin, ſondern auch den Gebrauch der Chemie zur Berichtigung der Phyſiologie und Pathologie, und ſchränkte ihn bloß auf Verbeſſerung der Pharmacie ein. Gegen die ſchwärmeriſchen Chemiker traten nun mit vereinigter Kraft Boerhave in den Niederlanden, und Johann Bohn (1686) und Friedrich Hofmann (1688) in Deutſchland auf; ſeitdem war es um den Glauben an die Richtigkeit ihrer Lehren geſchehen. Die Kenntniſſe, welche man ſich im Anfange des 18ten Jahrh. in der Phyſik erworben hatte, zeigten ſich am Deutlichſten in der Anwendung, welche man von der Chemie machte. Um die chemiſchen Schriften eines Bergmann, Scheele, Ferber und andrer deutſchen Chemiker für ihr Vaterland benutzen zu können, lernten die engliſchen die ſchwere deutſche Sprache. Gerecht gegen die Verdienſte der Franzoſen in der Scheidekunſt, verglich William Higgins zu Oxford die beiden großen Theorien der neueſten Phyſiker, die phlogiſtiſche und antiphlogiſtiſche, und entſchied für letztere, und anerkennend die Epoche, welche die Franzoſen in dieſer Wiſſenſchaft gemacht haben, trugen die Engländer alle die wichtigen franzöſiſchen Werke über die neuere Chemie in ihre Sprache über (wie z. B. Nicholſon Chaptal's Anfangsgründe der Scheidekunſt, als der deutlichſten Darſtellung der Lehrſätze von Lavoiſier), um der Benutzung ihrer chemiſchen Entdeckungen bei Gewerben und Fabriken die weiteſte Ausdehnung zu geben, und ſie ſelbſt unter Handwerker und Fabrikanten zu bringen, welche der franzöſiſchen Sprache nicht kundig wären. Gegenwärtig dienen daher alle Elemente ihren Gewerben; ihre Maſchinen werden nicht bloß von Wind und Waſſer, ſondern auch vom Feuer in Bewegung geſetzt. Bei dieſer Wißbegierde nach fremden Erfindungen iſt nicht etwa bisher ihr eigener Forſchungs- und Prüfungsgeiſt ſtill geſtanden: wie fleißig haben nicht Kirwan und Cavendiſh (ſiehe dieſen Artikel) die Natur befragt, und welchen Aufwand haben ſie zur Beſtreitung der koſtbarſten Experimente gemacht! Vor allen andern Nationen haben im 18ten Jahrh. die Deutſchen ſich in der

Chemie ein ehrenvolles Andenken geſtiftet. Ein Deutſcher, G. E. Stahl, legte hauptſächlich den Grund zu der wahren Ausbildung derſelben durch die unter ſeinem Namen nachgehends ſo berühmt gewordene Lehre von der Verbrennung der Körper, die ſich über ein halbes Jahrhundert erhalten hat. Obgleich Stahl von ſeinem Vorgänger Becher die Idee eines eigenen Princips der Verbrennlichkeit der Körper, des von ihm ſo benannten Phlogiſtons, entlehnte, ſo verbeſſerte und veränderte er Becher's Gedanken doch dergeſtalt, daß man die von ihm darauf gegründete Lehre von der Verbrennung der Körper und der Miſchung der brennbaren Subſtanzen ganz als ſein Werk anſehen kann. Die Einfachheit der Stahl'ſchen Lehre, die befriedigende Erklärung, die ſie von einer der größten und eingreifendſten Naturerſcheinungen gab, und der ſchöne Zuſammenhang, den ſie mit den damals aufgefundenen Thatſachen zeigte, verſchaffte ihr allgemeinen Eingang. Und ſo ging von Deutſchland eine der wichtigſten und folgenreichſten Epochen für die Chemie aus; denn mit Stahls Lehre erhielt die Chemie ſelbſt eine neue Geſtalt. Das chemiſche Lehrgebäude bekam eine mehr ſyſtematiſche Form. Man fing an, die Chemie mehr als Wiſſenſchaft zu bearbeiten. In die Verſuche kam mehr Methode und eine größere Genauigkeit. Die Sprache wurde offener und verſtändlicher; zugleich kam eine Menge neuer Anſichten in Umlauf, und durchgehends wurde ein edlerer Eifer für dieſelbe geweckt. Es konnte daher nicht fehlen, daß von dieſer Zeit an die Chemie, die kaum angefangen hatte, gegen das Ende des 17. Jahrh. auch in Deutſchland aus der Dunkelheit, worin ſie durch die Träumereien und Spekulationen der Alchymiſten verfallen war, herauszutreten, ſich ſchnell hob, und mit raſchen Schritten einer höhern Vervollkommnung entgegen geführt wurde. Wie viel insbeſondere Deutſche in dieſer Periode für Chemie geleiſtet haben, bedarf hier keiner beſondern Auseinanderſetzung. Man braucht nur die Namen eines Henkel, Schlüter, Cramer, Neumann, Pott, Gellert, Lehmann, Eller, Vogel u. ſ. w. zu nennen, um auch gleich an die vielfachen Berichtigungen und Aufklärungen zu erinnern, welche durch die Chemiker der deutſchen Nation in den Jahren 1720—1766 über die Lehre von den Salzen, den Säuren, Alkalien, Erden, Metallen, und ſelbſt über die Zuſammenſetzung thieriſcher und vegetabiliſcher Körper verbreitet worden. Ein vorzügliches Verdienſt erwarb ſich aber unter den Chemikern dieſes Zeitalters Marggraf durch die genauere Kenntniß von zwei ſehr wichtigen und bis dahin verkannten Stoffen, und durch die Erweiterungen, welche er hiedurch beſonders für die chemiſche Analyſe und Kenntniß der Mineralkörper eröffnete. Er that nämlich zuerſt durch entſcheidende Verſuche die Eigenthümlichkeit der Alaunerde dar, die man bis dahin bald mit Kieſelerde, bald mit Kalk für gleichartig gehalten hatte, ſo wie er auch mit dem engliſchen Chemiker Black zugleich die Eigenthümlichkeit der Talkerde und ihren Unterſchied vom Kalk bewies. Als hierauf gegen das Jahr 1770 die Chemiker insbeſondere durch Mack's Entdeckungen über die Cauſticität der Alkalien auf die Unterſuchungen der elaſtiſchen Flüſſigkeiten geleitet wurden, und Prieſtley und Cavendiſh in England, Lavoiſier in Frankreich, Bergman in Schweden, und Volta in Italien in dieſem Felde die glänzendſten Entdeckungen machten, ſtand auch unter den Deutſchen ein Mann auf, der mit nicht wenigerm Glücke dieſe neu eröffnete Laufbahn betrat. Dieſer war C. W. Scheele. Vor allen Andern hat dieſer Chemiker zu der großen Revolution in der Chemie mitgewirkt, welche bald darauf durch den unſterblichen Lavoiſier vollbracht wurde. Mit ihm hat Prieſtley die Ehre der Entdeckung des Oxygengaſes zu theilen. Er bewies noch vor Lavoiſier (im J. 1775), daß die atmoſphäriſche Luft aus zwei verſchiedenen elaſtiſchen Flüſſigkeiten beſtehe, wovon die eine nur allein zur Unterhaltung des Brennens der Körper

(weßwegen er ſie auch Feuerluft nannte), und zur Reſpiration der Thiere geſchickt ſey, dagegen die andere weder das Brennen von Körpern, noch das Athmen der Thiere zu unterhalten vermöge. Er iſt der Entdecker der oxygenirten Salzſäure und des oxygenirt=ſalzſauren Gaſes. Aber nicht allein über die Natur der elaſtiſchen Flüſſigkeiten verbreitete Scheele durch ſeine Unterſuchungen Licht, ſondern ihm verdankt die Chemie auch außerdem in allen übrigen Theilen Bereicherungen von der größten Wichtigkeit. Welche Fortſchritte hat nicht die vegetabiliſche und animaliſche Chemie durch ſeine Entdeckung der Weinſteinſäure, Gallusſäure, Aepfelſäure, Citronenſäure, Milchzuckerſäure, Harnſäure und die Unterſuchung der Blauſäure gemacht! Was hat nicht die Lehre von den Metallen durch die Entdeckung der Molybdänſäure, der Scheelſäure und der Arſenikſäure, ſo wie durch ſeine Analyſe des Braunſteins und Graphits gewonnen! Wie wichtig iſt nicht die Entdeckung des Baryts und der Flußſäure für die Chemie geworden! Und alle dieſe glänzenden zahlreichen Entdeckungen, welche Scheelens Namen und den ſeiner Nation in den Annalen der Chemie unſterblich machen, machte dieſer Chemiker in dem Zeitraum nur weniger Jahre (von 1773—1786), und zudem noch unter den ungünſtigſten äußern Verhältniſſen. In dieſer Periode (1778) erhielt die Chemie auch zuerſt eine beſondere Zeitſchrift durch den Helmſtädtſchen Lehrer, L. von Crell, welche zur Beförderung und Ausbreitung dieſer Wiſſenſchaft namentlich in Deutſchland ungemein viel beitrug. Als nun im Jahre 1789 die Auffindung ſo vieler neuen und wichtigen Thatſachen, welche insbeſondere die Unterſuchung der elaſtiſchen Flüſſigkeiten veranlaßt hatte, den Fall der Stahl'ſchen Lehre nach ſich zog, haben Deutſche wiederum unendlich mitgewirkt, Lavoiſier's Lehre zu befeſtigen. Denn vorzüglich der Widerſtand, den dieſelbe Anfangs bei den deutſchen Chemikern fand, hat vor allen dazu beigetragen, die Thatſachen, worauf dieſe neue Lehre fußte, bis zu dem Grade faſt mathematiſcher Evidenz zu erhärten. Mit dieſer großen und merkwürdigen Revolution in der Chemie warf dieſe Wiſſenſchaft auch in Deutſchland erſt völlig die Feſſeln ab, worin ſie bisher noch immer durch ihre Abhängigkeit von der Medicin gehalten worden war, und hörte nun gänzlich auf, bloß in Beziehung auf Pharmacie bearbeitet und gelehrt zu werden. Auch nach dieſer merkwürdigen Epoche in der Chemie haben die Deutſchen niemals aufgehört, nicht nur an allen wichtigen Verhandlungen der Wiſſenſchaft den thätigſten Antheil zu nehmen, ſondern auch durch eine Menge der wichtigſten Entdeckungen und Berichtigungen zur Vervollkommnung derſelben auf das Rühmlichſte mitzuwirken. Mit welchen zahlreichen Entdeckungen hat nicht allein H. M. Klaproth in dem letzten Decennium des 18. Jahrh. die Chemie ausgeſtattet! Ihm verdanken wir die Kenntniß des Urans, des Titans und der Zirconerde. Er theilt mit Hope die Entdeckung des Strontians, und mit Vauquelin die des Chromiums. Durch ihn wurde die Eigenthümlichkeit des bereits 1782 von Müller von Reichenſtein entdeckten Tellur außer Zweifel geſetzt, und deſſen Unterſchied vom Antimonium gezeigt. Er machte uns mit der Miſchung einer Menge Mineralkörper aus allen Claſſen bekannt. Aber noch ungleich größere Verdienſte, als durch dieſe glänzenden Entdeckungen, erwarb ſich Klaproth durch die Vervollkommnung der chemiſchen Analyſe. Dieſer Theil der praktiſchen Chemie erlangte durch ihn einen hohen Grad von Ausbildung. Für dieſen ſind ſeine Schriften claſſiſch, und nur allein Vauquelin kann in dieſem Felde als ſein Rival auftreten. — Die Lehre von den chemiſchen Verwandtſchaften, die ſeit Gellert und Erxleben von den deutſchen Chemikern wenig beachtet worden war, erhielt an dem verſtorbenen Richter zu Berlin wieder einen trefflichen Bearbeiter, der insbeſondere viel für die genauere Beſtimmung der Sättigungsempfänglichkeiten der ſalzfähigen Baſen und Säuren für einander leiſtete. Um die

Einführung einer beſſern chemiſchen Nomenclatur haben vorzüglich Girtaner, J. A. Scherer, Weſtrumb, und vor Allen Gren ſich verdient gemacht. Nur iſt ſehr zu bedauern, daß man in Deutſchland bei Einführung der neuen Nomenclatur mit wenigem Gemeingeiſt und Loyalität zu Werke gegangen iſt. Daher bis auf den heutigen Tag, zum größten Nachtheil für die Wiſſenſchaft ſelbſt, eine ſo große Verſchiedenheit in der deutſchen chemiſchen Sprache herrſcht. Für die Geſchichte der Chemie iſt Gmelin's Arbeit von Werth. Wenn gleich durch ihn dies Feld weder erſchöpft, noch in allen ſeinen Theilen gehörig beleuchtet worden iſt, ſo wird doch dieſelbe für den künftigen Bearbeiter dieſes Gegenſtandes das erſte und reichhaltigſte Hülfsmittel ſeyn. Daß bei dieſen ausnehmenden Fortſchritten der Chemie im 18. Jahrh. die verſchiedenen auf ihr fußenden techniſchen Künſte und die Pharmacie auch in Deutſchland bedeutend vervollkommnet worden, läßt ſich erwarten. Indeſſen ſind von ihnen nicht alle in dem Maaße fortgeſchritten, als ſolches nach den Progreſſen, welche die Chemie machte, zu erwarten ſtand, welches hauptſächlich wohl dem beizumeſſen ſteht, daß die Deutſchen weniger bemüht ſind, Entdeckungen, welche in den Wiſſenſchaften gemacht werden, gleich durch Anwendungen in den Künſten auch für die bürgerliche Geſellſchaft nützlich zu machen. Unter den Zweigen der angewandten Chemie, die in dieſem Jahrhunderte von den Deutſchen mit beſonderm Glück bearbeitet worden ſind, gehört zuerſt die Pharmacie. In dieſer Kunſt ſind die Deutſchen allen andern Nationen überlegen. Keine Nation hat ſo vorzügliche Diſpenſatorien aufzuweiſen, keine ſo vorzügliche pharmaceutiſche Lehrbücher, und keine beſitzt ſo wiſſenſchaftlich gebildete Pharmaceuten, als die deutſche. Aber bei ihr hat die Pharmacie auch ſeit der Begründung der Chemie ſtets gleichen Schritt mit den Entdeckungen derſelben gehalten, und ihre vorzüglichſten Chemiker waren faſt immer zugleich auch ausübende Apotheker. — Empfehlenswerth ſind noch über die Chemie Hildebrandts Encyclopädie der geſammten Chemie. Erlangen 1801—1805. Thomſons Chemie, aus dem Engliſchen überſetzt. Man leſe ferner noch über Chemie Thomſons Syſtem der Chemie, aus dem Engliſchen überſetzt von Fr. Wolf. Berlin 1811. C. L. Berthollets Verſuch einer chemiſchen Statik von Bertholdy und E. G. Fiſcher. Berlin 1810—1811. J. R. Meyer des Jüngern Syſtematiſche Darſtellung aller Erfahrungen in der Naturlehre, von L. von Schmidt, genannt Phiſeldeck, bearbeitet. Der 3te Band iſt von Kielmann ausgefertigt. Ferner noch die Wörterbücher von Macquer, Morveau, Fourcroy, Maret, Dû Hamel, Cadet, John.

Chemie (antiphlogiſtiſche), ſ. Antiphlogiſtiſche Chemie.

Cheminais (Timoléon), einer der berühmteſten Kanzelredner Frankreichs, ward im Jahr 1650 zu Paris geboren. Die herrlichen Anlagen ſeiner Natur entwickelten ſich auf mannigfaltige Weiſe zum Vortheil des Jünglings, während er den humaniſtiſchen Studien oblag. Nach zurückgelegtem philoſophiſchem Curſus wählte er ſich für ſeine Lebzeit den damals in hohem Rufe der Gelehrtheit und des Ruhmes ſtehenden Jeſuiten-Orden, in welchem ſich ſeine Talente nun auf das Herrlichſte ausbildeten. Er war anfangs Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Orleans; entſagte aber nachher dieſem Amte, und widmete ſich der Kanzel, auf welcher er ſich des ausgezeichnetſten Beifalls erfreute. Er predigte mehrere Jahre nacheinander in Frankreichs Hauptſtadt, vor dem König Ludwig XIV., und ſeinem verſammelten Hofe. Paris war damals der Sitz des guten Geſchmacks, der Mittelpunkt aller Künſte, und Ludwigs Hof der gebildeteſte und geſchmackvollſte unter allen Höfen Europens. Auf Weltlinge, denen, unter den Schimmerſcenen einer üppigen Hauptſtadt, und eines ſo glänzenden Hofes, alle Thorheiten, alle Verirrungen, in einem zauberiſchen Helldunkel erſcheinen, die

im Ueberfluß erzogen, vom Beiſpiel hingeriſſen, und von Gewohnheiten gefeſſelt, in einem ununterbrochenen Wirbel von Frivolitäten, Genüſſen und Freuden ſich herum taumelten, auf ſolche Weltmenſchen dennoch einen tiefen, bleibenden Eindruck hervorzubringen, auffallende Bekehrungen, gänzliche Umänderungen einer, durch lange Reihen von Jahren zur andern Natur gewordenen, Lebensweiſe zu bewirken, hierzu gehört offenbar mehr, als oratoriſche Kunſt, hierzu bedarf es jener Salbung und jener Kraft, die nur vom Geiſte der Wahrheit ausgeht, nur von ihm auf die Verkündiger ſeines Wortes herabſtrömt. Cheminais Beredſamkeit war, wie ſein Charakter, rührend und ſanft, und ſtand mit jener des Bourdaloue auf gleicher Linie der Celebrität. Lange waren zwiſchen Beiden die Stimmen getheilt; ſelbſt die Kritik wagte nicht zu entſcheiden. Man ſagte: Bourdaloue und Cheminais wären unter den Rednern, was Corneille und Racine unter den Dichtern: ein ſinnreiches Bild, das ſich der Wahrheit ſo ſehr naht, als vergleichende Darſtellung ſich ihr zu nahen vermag. — Kurz, aber ſegenvoll war Cheminais Laufbahn; er ſtarb in der Blüthe ſeines Lebens am 15. September 1689, nachdem er einige Jahre vor ſeinem Tode, ſeiner gänzlich erſchöpften Bruſt wegen, ſich dem Gewühl des Hofes und der Hauptſtadt entzogen, und in den Hütten armer Landleute, in Gegenden, wo es an Seelſorgern fehlte, als ein lehrender, mahnender und tröſtender Genius erſchienen war. — Cheminais ſchriftlicher Nachlaß, ſeine Reden ſowohl, als ſeine Moralſchriften, haben mehrere Auflagen erlebt. Aus allen athmet ein ſalbungsvoller Geiſt von Sanftmuth und Liebe, welche uns in Cheminais einen der liebenswürdigſten Menſchen und tugendhafteſten Chriſten darſtellen.

Chenal, aus dem Engliſchen Channal (Canal) ins Franzöſiſche übergegangen, bezeichnet ein enges, zwiſcher Klippen, Sandbänken und Inſeln im Meere ſich durchwindendes Fahrwaſſer, das nur kundige Lootſen beſchiffen können. Auch wird auf inländiſchen Canälen das Fahrwaſſer, welches zur Herſtellung der gehörigen Tiefe abgelaſſen und ausgemodert wird, Chenal genannt.

Chenille. So heißen die rauhen, Raupen ähnlichen Fäden, die zu künſtlichen Blumen in reichen ſammetartigen Stoffen gebraucht werden.

Cherbourg im franzöſiſchen Departement Manche, an einer großen Bai des Canals, zwiſchen den Vorgebirgen la Hogue oder Raz de Blanchard und Raz de Barfleur, eine Feſtung mit einem Kriegs- und Handelshafen und einer Rhede. An der Landſeite beſteht die Befeſtigung nur aus mehreren Schanzen (redoutes), welche ſich auf den Anhöhen um die Stadt ziehen. An der Seeſeite liegen ſtarke abgeſonderte Werke. Hier iſt 3/4 M. nordweſtlich die befeſtigte Felſenſpitze von Querqueville. Eine Viertelmeile nördlich von der Stadt iſt auch ein noch größerer Felſenvorſprung, welcher auch ſtark befeſtigt iſt, und unter deſſen Werken ſich die Veſte Artois auf der äußerſten Spitze auszeichnet. Der Buſen zwiſchen beiden Felſenſpitzen iſt der Kriegshafen, welcher eine Menge der größten Linienſchiffe aufnehmen kann, und weitläufige Docken hat. Eine M. nördlich von der Stadt iſt eine befeſtigte Klippe, und eine M. nordöſtlich die Felſen-Inſel Pelée mit der ſtarken Königsveſte, Fort royal. Zwiſchen dieſer, der befeſtigten Klippe und der Veſte Artois iſt nördlich von der Stadt ein zweiter Buſen, eine tiefe ſichere Rhede für die Handelsſchiffe. Aus dieſer Rhede geht ſüdwärts bis in die Stadt der Hafen mit einem großen Hafendamm, welcher ſeit 1812 mit ungeheuern Koſten vollendet iſt. Die Stadt hat 15.000 Einw., ein Handelsgericht, eine gelehrte Geſellſchaft, Schiffbau und mehrere Fabriken.

Cheribon, Scheribon, Tſiribon, Königreich auf der oſtindiſchen Inſel Java, öſtlich von Batavia, 12—15 M. lang, und 6 bis 10 breit, mit

einer Bai gleiches Namens. Die Produkte ſind Indigo, Reis, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Areka- und Kokosnüſſe, Pfeffer, Ingwer, Cardamomen, Südfrüchte ꝛc. Die 90.000 Einw. ſtehen unter drei, den Niederländern zinsbaren Fürſten, die jährlich den Niederländern 330.000 Pf. Reis, 1 Mill. Pf. Zucker, und 1.200.000 Pf. Kaffee liefern. Die Hauptſtadt gleiches Namens, mit 25.000 Einw., liegt unweit der See, und hat meiſtens Häuſer von Bambusrohr, mit Palmblättern bedeckt, nur der Pallaſt des Königs, des niederl. Befehlshabers ꝛc. ſind von Stein. Handel mit den Landesprodukten. In der Nähe das niederl. Fort Beſcherming mit einer kleinen Beſatzung.

Cheron (Eliſabeth Sophie), die Tochter eines Email-Malers, der Stadt Meaux, wurde 1648 zu Paris geboren. Ihr Vater war ihr Lehrer in der Malerei. Schon in einem Alter von vierzehn Jahren verdunkelte ſie durch die Fortſchritte ihres Talents die Kunſt ihres Lehrers. 1672 ſtellte ſie Lebrün der Academie der Malerei und Bildhauerkunſt vor, von welcher ſie den Titel eines academiſchen Mitgliedes empfing. Aber nicht allein in dieſem Fache, ſondern auch in Sprachkenntniſſen, in der Poeſie und Muſik zeichnete ſich dieſes reichbegabte Mädchen aus. Sie überſetzte die Pſalmen Davids, verſifizirte ſie in franzöſiſcher Sprache, und gravirte antike Münzen mit glücklichem Erfolge. In der Hiſtorien-, Miniatur-, Email- und der Portraitmalerei erreichte ſie eine ſolche Höhe der Kunſt, daß ſie von Ludwig XIV. mit einem Jahrgehalt beſchenkt wurde. Sie ſtarb 1711 zu Paris. Ihre vorzüglichſten Schriften ſind: Essai des Psaumes et Cantiques mis en vers (Paris 1693. 8.); le Cantique d'Habacuc et de Psaume CIII.; und das Poëme des Cerises renversées etc. Paris 1797.

Cherſon oder Nikolajew, ruſſiſches Gouvernement, das im Norden an Kiew und Poltawa, im Oſten an Jekaterinoslow und Taurien, im Süden an das ſchwarze Meer, im Südweſten an Beſſarabien und im Nordweſten an Podolien gränzt, und 1207 □ Meilen enthält. Es iſt eine trockene, ebene allenthalben offne Steppe, die ſich gegen Süden allmählig erhebt, und an den Flüſſen Dniepr, Inguletz, Ingul, Bug, Dnieſtr, Jaurlik und den Niederungen guten Wieswachs, und zum Ackerbau taugliches Land hat. Nur der Küſtenſtrich am Meer hat meiſtens rothes, mit Eiſentheilen geſchwängertes Erdreich, und bringt nur ſalzige Pflanzen hervor. Das Klima iſt warm, doch noch mit fühlbarem Winter. Die Produkte ſind: Getreide, Obſt, Maulbeerbäume, Vieh, Fiſche, Bienen, Salz ꝛc. Die Einwohner, 307.000, ſind theils Ruſſen, theils Koloniſten verſchiedener Völker. Cherſon am rechten Ufer des Dniepr, wo dieſer ſich zum Liman erweitert, auf einer bedeutenden Anhöhe ſeit 1778 erbaut, beſteht aus vier Theilen. 1) Die Feſtung mit regelmäßig ſtarken Werken enthält bloß Krongebäude d. h. die Kaſernen, das Zeughaus, den Gerichtshof, die Münze u. ſ. w. 2) Die Admiralität, auch ſtark befeſtigt, mit Außenwerken an der Seite des Fluſſes, und mit dem Admiralitätshauſe, großen Schiffbauplätzen, Magazinen und zwei ſchönen Thoren. 3) Die griechiſche Vorſtadt. 4) Die Soldatenvorſtadt, dieſe beiden letztern eine gute Viertelmeile von jenen entfernt, beide offen, gut und regelmäßig gebaut. Der Hafen iſt ein Kriegs- und Handelshafen, aber ſeicht; der Handel iſt geſunken, ſeitdem Odeſſa ſo bedeutend geworden iſt, und der einzige bedeutende Handelsgegenſtand iſt Schiffbauholz. Die Stadt hat große Taudrehereien, eine Stückgießerei, 1500 Privathäuſer, und ohne die Beſatzung 10.000 Einwohner.

Cherubim ſind zuſammengeſetzte, majeſtätiſche, furchtbare, ſymboliſche Thiere, dergleichen man in der Natur nicht findet (Ezech. 1, 5—10. X, 14.). Da dieſer Ausdruck in den heiligen Schriften oft und in verſchiedener Bedeutung vorkommt, ſo verdient er hier wohl eine nähere Beſtimmung. Der gelehrte Calmet erklärt das hebräiſche Wort Cherub

durch Kalb und Stier. Im alten Bunde waren zu beiden Seiten der Stiftshütte an jeder Seite zwei Cherubinen, mit ausgebreiteten Flügeln von gediegenem Golde, gleichſam als ſchirmende Genien des Allerheiligſten angebracht. Daß die Cherubinen, als Verwahrer des Paradieſes, an deſſen Eingang aufgeſtellt wurden, lieſet man Gen. III, 24. Der Apoſtel Paulus (Hebr. IX, 5.) nennt ſie die herrlichen Cherubinen, die den Gnadenſtuhl überſchatten, zwiſchen denen ſich Gottes Herrlichkeit zeigt, die ſie mit ihren Flügeln bedecken. Daher die Redensart des heiligen Sehers: „Unter dem Schatten deiner Flügel hoffe ich ꝛc." (Pſal. LVII, 2.) Die Cherubinen ſind auch ein Bild der Geſchwindigkeit, mit welcher Gott ſeine Macht offenbart. „Auf Cherubinen fährt Er, und fliegt daherſchwebend, wie auf der Winde Flügel." (Pſal. XVII, 11.). Auch ſind ſie das Symbol des Donners, und als ſolche führen ſie ein flammendes Schwert als Zeichen des Blitzſtrahles. Die Hebräer ſtellten ſich nämlich die Atmoſphäre, worin Regen- und Gewitterwolken ſich ſammeln, als den Fußboden Gottes vor, und wenn es donnerte, ſo hatten ſie davon die ſinnliche Idee aufgegriffen, als wenn Gott in den Gewitterwolken auf dem Donnerwagen dahinrollte. Ueberhaupt verglichen alle morgenländiſchen Völker, die vorzüglich zu ſinnlichen Vorſtellungen hinneigen, ihre Gottheit, deren Majeſtät ſie in tobenden Ungewittern beſonders zu ahnen und zu erkennen glaubten, mit einem donnernden Wagen, der am Himmel dahinführe. In dem erſten Kapitel des Propheten Ezechiel findet man wirklich eine ſolche Vorſtellung. Wollten daher dieſe Völker ſich die Majeſtät Gottes in etwa verſinnlichen, ſo wurden Cherubinen als Donnerpferde, auf denen die unſichtbare Majeſtät nahend gedacht wurde, abgebildet; daher kommt in der Bibel der Ausdruck vor: „der Gott der Götter, der auf den Cherubinen, als auf Donnerroſſen, daherfährt." Und dieſes ſcheint auch die Urſache zu ſeyn, weswegen man hernach die Engel, deren ſich Gott zuweilen zu großen Wirkungen bediente, mit dem Namen Cherubim belegte (Pſal. XIV, 4.). Daher rührt es auch, daß man die Cherubinen als Sinnbilder der großen Macht der Könige gebrauchte; in dieſem Sinne nennt Ezechiel (XXVIII, 14.) den König von Tyrus einen geſalbten Cherub, wodurch ohne Zweifel nur ſeine große Macht angezeigt werden ſoll. In der chriſtlichen Religion machen die Cherubinen einen aus den neun Chören der Engel aus.

Cheruſker, das anſehnlichſte und berühmteſte unter den deutſchen Völkern, welche die Römer kennen lernten. Man hat wohl die Cheruſker als Volk und Völkerbund zu unterſcheiden. Das Volk der Cheruſker im engern Sinne hatte ſeine Sitze im Harze und auf beiden Seiten deſſelben, doch mehr auf der Südſeite, wo der nordweſtliche Theil des thüringer Waldes ſie von den Catten trennte, und die Sale vermuthlich ihre Oſtgränze machte. Dieſen ſüdlichen Theil des Landes durchzog Druſus bei ſeinem Rückzuge von der Sale nach dem Rheine. Sonſt aber erfahren wir wegen der Entfernung dieſer Gegenden vom Rheine und wegen der Unwiſſenheit der Römer in den innern Theilen des Landes wenig von dieſen ſüdlichen Sitzen der Cheruſker. Daß ſie ſelber aber auch auf der Nordſeite des Harzes ſaßen, beweiſen die Unternehmungen der Römer gegen die Germanen. Die Züge des Germanikus bezeichnen dieſe Sitze, auch einigermaßen ihre Ausdehnung gegen Norden. Ein gezogener Wall zwiſchen dem Steinhuber-See und der Weſer trennte ſie von den Angrivariern, die auf beiden Seiten der Aller nahe bei der Mündung dieſes Fluſſes wohnten. Wahrſcheinlich bildete alſo die Aller die Nord- und Oſtgränze der Cheruſker bis dahin, wo ſich die Leine mit ihr vereinigt. So groß war die Ausdehnung der Cheruſker in ihrem Flore, und ſie beſaßen ſogar noch einige Striche am Weſtufer der Weſer; aber Ruhe

von Außen ſchadete einem Volke, das beſtändige Kriege gewohnt war, und durch dieſelben ſeine Größe errungen hatte. Innerliche Unruhen, welche bei Hermanns Tode begannen, führten den Untergang der ganzen Familie ihrer alten Fürſten, ſo wie die Ohnmacht dieſes Volkes herbei. Es kam bald ſo weit, daß ihre Nachbarn, die Longobarden, ihnen einen König mit Gewalt aufdrängen konnten; daß dieſe die Kauchen, ein ihnen verbündetes Volk, aus ſeinen Wohnungen ungeſtraft zu vertreiben vermogten; daß ſich andere ihrer Bundesgenoſſen von ihnen trennen mußten, weil der bisherige Schutz aufhörte; daß ſie endlich ihre größten Beſitzungen verloren, und ſich auf die Gegenden an der Südoſtſeite des Harzes einſchränken mußten. — Ungleich ausgebreiteter iſt der Name der Cherusker, wenn man ihn als Völkerbund betrachtet; in dieſer Rückſicht genommen, faſſet er noch einen ſehr anſehnlichen Strich zwiſchen der Weſer und dem Rheine, und die Sitze einer Menge deutſcher Völker. Durch das ganze erſte Jahrhundert zeigt uns die Geſchichte dieſelben in der engſten Verbindung mit den Cheruskern; vorzüglich die vielen kleinen Völker, welche zwiſchen der Weſer und dem Rheine auf der Südſeite der Lippe in den Bergwäldern ſaßen, die Kattſuarier, Tubanten, Dulgumnier, Anſibarier, Marſer u. A. Dieſe und andere kleine Völker heißen bei den alten Schriftſtellern oft Klienten der Cherusker, oder werden auch wohl ganz für Cherusker angegeben. In ähnlichen Verbindungen mit den Cheruskern ſtanden auch die Brukterer und Tenkterer; aber nicht als Klienten, ſondern als anſehnliche Bundesgenoſſen. Die Römer wurden zuerſt im J. 10 v. Chr. mit den Cheruskern bekannt, als Druſus auf ſeinem Zuge in Deutſchland bis an die Weſer vordrang, aus Mangel an Lebensmitteln aber wieder umkehren mußte. Im folgenden Jahr, als Druſus aufs Neue einen Zug gegen die Deutſchen unternahm, marſchirte er auf der Nordſeite des Harzes mitten durch das Land der Cherusker hin, von der Weſer nach der Elbe. Im Jahre 7 v. Chr. erſcheinen uns die Cherusker als Freunde der Römer, in deren Kriegsdienſte ſie haufenweiſe traten. Wie denn der Cheruskerfürſt Hermann ſelbſt gerade um dieſe Zeit Anführer eines Haufens deutſcher Reiter bei dem römiſchen Heere war, und ſich im Dienſte ſo ſehr auszeichnete, daß er die Würde eines römiſchen Ritters erhielt. Ja Auguſtus hatte zu Rom eine eigene Leibgarde von Deutſchen, und es waren ihrer überhaupt eine beträchtliche Anzahl in der Hauptſtadt. Als aber Auguſtus ihnen den Varus zum Statthalter ins Land ſchickte, der ihnen ihre Volkseigenthümlichkeiten nehmen und ſie römiſch umbilden wollte, da erwachte der freie Geiſt dieſer Völker wieder; es bildete ſich eine Verſchwörung, an deren Spitze Hermann ſtand, und die Unbedachtſamkeit des römiſchen Feldherrn gab bald Gelegenheit zum Verderben der Unterdrücker. Varus ward in den Teutoburger-Wald gelockt, und in einem Kampfe von dreien Tagen mit ſeinem ganzen Heere aufgerieben. Hierauf waren die Cherusker die mächtigſte Nation unter den Deutſchen, und auf ſie wurden von nun an die Angriffe der Römer hauptſächlich gerichtet. Sechs Jahre nach der Niederlage des Varus führte Germanikus ein gewaltiges Heer nach Deutſchland, um die im Teutoburger-Wald gefallenen Legionen zu rächen. Nachdem er die Marſer und Catten beſiegt hatte, ging er auf die Cherusker los. Obgleich er noch von einer Partei derſelben, nämlich von Segeſt und deſſen Anhange, der mit dem Hermann in Krieg verwickelt war, unterſtützt wurde, ſo mußte er ſich doch nach mehreren fruchtloſen Feldzügen gegen den Rhein wenden, ungefähr auf die Gegend von Cöln zu. (Siehe den Artikel Germanikus.) Wie mächtig die Cherusker nach den letzten römiſchen Feldzügen geworden waren, zeigt auch der große Krieg, welchen Hermann gleich darauf gegen den größten deutſchen Völkerbund dieſes Zeitraumes, gegen den markomanniſchen unter

Marbod unternehmen konnte. Ein hartnäckiges Treffen wurde zwiſchen Marbod und Hermann geliefert; der Erſtere mußte weichen, und ſeit dieſer Zeit findet man die Longobarden in Verbindung mit den Cheruskern. Dieſe waren nach dem Siege über den Marbod das erſte Volk von Germanien; ſie waren es vorzüglich durch den Hermann, der noch immer an ihrer Spitze ſtand, und ſie bisher, zwar nicht immer mit Glück, ſtets aber mit der überlegteſten Tapferkeit geführt hatte. Als aber innere Unruhen unter ihnen ausbrachen, denen ihr großer Fürſt Hermann zum Opfer ward, ſank ihre Macht ſo ſchnell, daß Kaiſer Claudius es wagen durfte, ihnen einen König zu geben. Zwar vertrieben ſie dieſen bald, aber die Longobarden ſetzten ihn mit Gewalt wieder auf den Thron. So viele Macht hatten um dieſe Zeit ſchon die Longobarden, die früher unter dem Schutze der Cherusker ſtanden, über dieſe gewonnen. Die Cherusker wurden nun immer ſchwächer. Die verbundenen Völker hatten keine Unterſtützung weiter zu hoffen; ſie ſonderten ſich alſo von ihnen, und bald entſtand zwiſchen den Cheruskern und Longobarden ein Krieg, der die Macht der erſtern gänzlich vernichtete. Sie verſchwinden, wenigſtens dem Namen nach, von jetzt an ganz aus der Geſchichte, bis ſie im 3ten Jahrhundert im fränkiſchen Bunde wieder auftreten.

Cheſter, Hauptſtadt der engliſchen Grafſchaft Ches, am Dee (wegen deſſen Sandbänke man einen ſchiffbaren Canal von der See nach der Stadt gezogen hat, auf dem Schiffe von 350 Tonnen zur Springzeit bis an die Kaien gelangen können), mit 3194 Häuſern und 16.000 Einwohnern. Die Stadt iſt römiſchen Urſprungs, und hat die Geſtalt eines römiſchen Lagers, 4 Thore und 4 Hauptſtraßen, die von andern in rechten Winkeln durchſchnitten werden; die Hauptſtraßen ſind viel tiefer, als der übrige Boden; an den Häuſern ſind Gallerien mit Balluſtraden für Fußgänger; der Wall um die Stadt dient den Einwohnern zum Spaziergang. Die Stadt hat ein verfallnes Schloß und eine Cathedrale. Ihr vorzüglichſter Handel beſteht aus Leinwand und Käſe. Die Bauart der Häuſer iſt ganz von der in England üblichen verſchieden. Die Häuſer ſind alle von Holz, mit Fachwerk, die Giebel nach den Straßen zu, wie in alten Städten in Deutſchland, gewöhnlich 4 Stock hoch; das zweite aber tritt ſtark zurück, und bildet alſo Gallerien, zu welchen man durch eine Treppe von Außen gelangt, und wo die Kaufläden angelegt ſind. Einen ſonderbaren Contraſt mit dieſen alterthümlichen und ſchlechten Häuſern bildet das neue, im ägyptiſchen Style höchſt ſolid aufgeführte Gefängniß, das prächtigſte in England (S. Caſtra).

Chevalets oder Raketenböcke. Sie dienen bei Luſtfeuerwerken, um 10 bis 12 Raketen, ja durch Verbindung der Chevalets ganze Reihen auf einmal, ſteigen laſſen zu können. Sie beſtehen aus einem Ständer, deſſen Höhe von der Länge der Raketenſtöcke abhängt, und ungefähr 3 Zoll ins Gevierte hat. Oben iſt eine Latte übers Kreuz aufgenagelt, und von 6 zu 6 Zoll mit eiſernen Haspen verſehen, in welchen die Raketen mit den Stäben frei hängen, ſo daß ſie bloß vorn am Kopf mit der Stärke der Hülſe aufſitzen, und durch Nichts im Steigen gehindert werden. Eine zweite, in der halben Höhe des Ständers, oder etwas tiefer aufgenagelte Latte iſt mit andern kleinen Haspen ſenkrecht unter den obern verſehen, welche das untere ſchwächere Ende des Raketenſtabes ſtoßen, und die Rakete beim Aufſteigen in ihrer geraden Richtung erhalten. Zur Feuerleitung wird unter die Köpfe der Raketen auf zwei herausſtehende Haken eine Latte gelegt, die auf ihrer breiten Oberfläche eine ausgeſtoßene Rinne hat, um den Stopinenfaden hineinlegen, und ſo alle auf dem Chevalet befindliche Raketen auf Einmal zünden zu können.

Chiabrera (Gabriello) wurde geboren zu Savona im Genueſiſchen im J. 1552, und ſtarb 1637. Er war einer der Glücklichen unter den Dichtern. Sein Vater hatte ihm zwar keinen hohen Rang, aber ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen. Unter Vormundſchaft wurde der junge Chiabrera in ſeinem 10ten Jahre nach Rom geſchickt. Er war hier noch nicht lange, als er ſchon die Bekanntſchaft des Paulus Manutius machte. Nachher kam er mit Antonius Mauretus in Verbindung, und wohnte deſſen Vorleſungen bei. Dieſe beiden gelehrten Philologen trugen das Meiſte zur Entwickelung der Talente Chiabrera's bei. Durch ſie zum Studium der alten Claſſiker gewöhnt, vertiefte er ſich lange in die Formen und den Geiſt der griechiſchen und lateiniſchen Poeſie, bis er den Gedanken faßte, der Pindar und Anakreon ſeiner Nation zu werden. Für philoſophiſche Studien hatte er weniger Sinn. Ein Mann, der ſo lange und ſo ganz für die Poeſie lebte, wie Chiabrera, konnte leicht ſo viel Werke in Verſen zu Stande bringen, als er. Kein italieniſcher Dichter hat ihrer mehr hinterlaſſen. Doch iſt er bloß als lyriſcher Dichter merkwürdig, weil er der wirkliche Reformator der lyriſchen Poeſie der Italiener wurde. Nach ſeinen Oden und Liedern muß man ſein Dichtertalent ſchätzen. Chiabrera goß die lyriſche Poeſie der Italiener in Formen, die der Freiheit der lyriſchen Anſchauung angemeſſener ſind, als die bis dahin faſt allein üblichen Canzonen, Sonette und Madrigale. Durch dieſe Reform, die er mit Geſchmack und Verſtand durchſetzte, macht er in ſeiner Art Epoche. Was er aber hinzufügte, um den Geiſt der lyriſchen Poeſie umzubilden, war nichts mehr als Nachahmung der Alten, und nicht immer weder natürliche, noch weiſe Nachahmung. Chiabrera war zum Oden- und Lieder-Dichter geboren. Daß er es war, bewies die Wirkung, die das Studium der griechiſchen und lateiniſchen Lyriker auf ihn that. Er fühlte, daß es in der neueren Literatur ſeiner Nation wahre Oden noch gar nicht, und wahre Lieder nur unter dem Volke gab. Nur die Barzelletten und ähnliche Volkslieder hatten damals den Charakter des populären Geſangs; und kein Gelehrter achtete auf ſie. Chiabrera hatte das Talent der freien Nachahmung. Er ſtudirte ſich in ſeinen Pindar hinein, fand aber den Rückweg zur Poeſie ſeines Zeitalters, und erfand die neuere Ode. Er verglich die Gedichte Anakreons mit den Sonetten der Liebe im Styl des 16. Jahrh. Was ſich von beiden Arten der lyriſch populären Darſtellung vereinigen ließ, faßte er in die bis dahin ganz verkannten Sylbenmaße der genannten Barzelletten. So entſtand das italieniſche Lied in ſeiner veredelten Form. Für die einzige Art von wahren Oden ſcheint er ſeine Hymnen gehalten zu haben, wahrſcheinlich auch aus falſchem Pindarismus. Ohne ein hohes Haupt zu beſingen, ſtimmte er nie ein lyriſches Gedicht in höherem Ton an; aber faſt alle Großen ſeines Zeitalters, die er ſeiner Aufmerkſamkeit werth achtete, beehrte er mit Lobgedichten. Zuletzt glaubte er auch noch die dreifache Abtheilung der pindariſchen Ode in Strophe, Antiſtrophe und Epode nachahmen zu müſſen. Die Lobgedichte, denen er dieſe Form gab, haben dann weniger Canzonenartiges. In ihnen hat auch die Sprache einen rhythmiſchen Schwung, wie in keinem ältern italieniſchen Gedichte. Die Freiheiten, die er ſich bei der lyriſchen Verarbeitung ſeiner Sprache nahm, zogen ihm manchen Widerſpruch zu. Aber er ließ ſich nicht irre machen; und man erlaubte ihm zuletzt, was man doch nachzuahmen Bedenken trug. Noch heller glänzt Chiabrera's Talent zur lyriſchen Verſification in ſeinen Liedern. Durch dieſe hat er in der freieren Behandlung des italieniſchen, beſonders des daktyliſchen Rhythmus mit entſchiedenem Glücke den Ton angegeben. Mehrere dieſer Lieder ſind unverbeſſerlich; andere freilich trivial. Der Inhalt der meiſten iſt ungefähr derſelbe, den man ſonſt nur in die Sonetten- und Canzonenform faßte. Einige nähern ſich der Ode, zuweilen mit gleicher Schönheit der Sprache und Wahrheit des Gefühls.

Chiaroscero, ſ. Grau in Grau und Helldunkel.

Chiffer der Alten. Dieſe geheimen Zeichen, deren ſich oft die Alten in ihren Geheimſchreiben, ſtatt der gewöhnlichen Buchſtabenſchrift, bedienten, wurden in den neuern Zeiten durch den Franzoſen Vieta und den Engländer Wallis ſehr vervollkommnet. — Wollte man überhaupt die Kunſt, auf eine verborgene Art zu ſchreiben, oder die Steganographie, hieher rechnen, ſo würden uns die Spartaner mit ihrer Scytale, und Hiſtyäus aus Milet durch die Art, wie er ſeinen Sohn aufmunterte, von dem Könige der Perſer abzufallen, merkwürdige Beiſpiele davon geben. Hiſtyäus, der ſich wider ſeinen Willen zu Suſa am Hofe des Königs aufhalten mußte, ließ ſeinem treueſten Sklaven den Kopf abſcheeren, und ſchrieb darauf mit dauerhaften Zeichen ſeine Meinung; und als die Haare wieder gewachſen waren, ſchickte er dieſen Sklaven an ſeinen Sohn, mit dem Befehle, ſich von ihm die Haare wieder abſcheeren zu laſſen. Auf dieſem Wege kam dem Sohne des Vaters Wille zur Kunde. Der eigentliche Chiffer war bei den Römern ſehr üblich. Cäſar bediente ſich deſſelben bei ſeinem geheimen Briefwechſel mit ſeinen Freunden. C. Appius und Balbus Cornelius Gellius giebt uns folgende Nachricht von den Chiffern in den Briefen des Cäſar's: „In dieſen Briefen an jene Vertrante befinden ſich hier und da Stellen, wo einzelne, zum Buchſtabiren und zur Zuſammenſetzung von Wörtern ganz unſchickliche, und ohne alle Ordnung durch einander geworfene, Buchſtaben ſtehen. Cäſar und ſeine Freunde haben aber einen Schlüſſel, um ſolche Briefe und Stellen zu ſchreiben und wieder zu entziffern, und alſo jedem Buchſtaben ſeine Bedeutung und ſeinen Ort wieder anzugeben. Auch Auguſtus bediente ſich des Chiffers, wie uns Dio Caſſius und Sueton berichten; dieſer Chiffer beſtand aber in der Verwechſelung der Buchſtaben: er ſetzte nämlich ſtatt des wirklichen Buchſtaben den folgenden, alſo ſtatt a ſchrieb er b u. ſ. w.

Chili, ſ. Südamerica.

Chiliasmus, der Glaube an ein tauſendjähriges Reich. Die Annahme eines auf Erden zu ſtiftenden politiſchen Meſſiasreiches, die ſo natürlich aus den gemeinen meſſianiſchen Erwartungen der Juden floß, herrſchte vermuthlich anfangs bei ehemaligen Juden, und kam von dieſen erſt zu andern Chriſten. Die Unzufriedenheit mit ihrer politiſchen Lage machte denſelben dieſe Ausſicht ſehr anziehend, und trug vermuthlich das Meiſte zur Verbreitung dieſer Erwartung bei. Tauſend Jahre ſollte dieſes irdiſche Meſſiasreich dauern. Daher hießen die Anhänger dieſer Erwartung Chiliaſten. Ihre Hoffaungen ſtützten ſie beſonders darauf, daß die Geſchichte der Weltſchöpfung ein Bild der fernern Geſchichte der Welt ſey, nur daß jeder Tag der erſteren ein Jahrtauſend der letzteren bezeichne. Man gründete ſich dabei auf eine Bibelſtelle, daß vor Gott ein Tag wie ein Jahrtauſend ſey. Durch den ſiebenten Schöpfungstag, an welchem die Gottheit ruhte, ſollte, nach dieſer Annahme, ein Jahrtauſend vorgebildet ſeyn, wo Chriſtus auf Erden herrſchen werde, und wo ſeine Anhänger ſich eines ungeſtörten Glücks zu erfreuen hätten. Schon in dem 15ten Briefe des Barnabas, ſchon in den Schriften des Juſtin war dieſe Erwartung herrſchend. Irenäus und Tertullian trugen gleichfalls den Chiliasmus vor. Nur in Alexandrien dachte man anders. Clemens von Alexandrien verräth nirgends ſolche Erwartungen. Durch den Geiſt der dortigen Schule wurde auch wahrſcheinlich der Chiliasmus verdrängt. Es war auch jetzt die Zeit, wo Montanus Anhänger denſelben übertrieben. Origines that wohl das Meiſte, um ihn zu unterdrücken. Sein Schüler Dionyſius von Alexandrien war ein eifriger Beſtreiter deſſelben. (Euſeb. K. G. VII., 24.) Seitdem hat der Chiliasmus ſeine Herrſchaft verloren.

Chimära, ein dreifach geſtaltetes Ungeheuer, das Lukrez folgendermaßen beſchreibt:

Vorne ein Löwe, von hinten ein Drach' und Zieg' in der Mitte.

Es ſpie aus ſeinem Rachen Feuerflammen, und verwüſtete die lyciſchen Fluren. Typhon ſoll es mit der Echidna erzeugt haben. Bellerophon erlegte es mit Hülfe des Pegaſus. Wegen dieſer ungeheuren, unförmlichen Zuſammenſetzung der verſchiedenartigſten Theile verſteht man auch unter Chimäre jedes Unnatürliche und Monſtröſe.

Chimboraſſo, ſ. Cordilleras.

China. Dieſes im öſtlichen Winkel Aſiens gelegene Land, deſſen Bewohner ſich ſelbſt das älteſte und cultivirteſte Volk der Schöpfung, die Mittelblume der Welt nennen, wäre uns nach den ältern, nur ſehr dürftigen Nachrichten noch wenig bekannt, wenn wir nicht in neuern Zeiten durch portugieſiſche Seefahrer, durch die Miſſionaire aus dem Jeſuiten=, Dominikaner= u. a. Orden, durch Geſandtſchaften der Engländer und Holländer, mehr Aufklärung über dieſen volkreichen Welttheil erhalten hätten. China, auch Cathai, von den Arabern Sin, Sina, benannt, wird auf 69.000 geograph. □ Meil. angegeben; mit den von ihm abhängigen Ländern auf 16.000, ſo daß es nach dieſer Vergleichung, 20.000 □ M. kleiner als Europa iſt. Es liegt zwiſchen dem 20ſten und 41ſten Grade nördlicher Breite, und dehnt ſich dabei von Oſten nach Weſten, durch 24 Längengrade (von 116 — 140) ziemlich gleichförmig ohne ſtarke Hervorragungen aus. Nur im Oſten und Süden wird es von einem Theil des großen Oceans beſpült, nördlich das gelbe und ſüdlich das chineſiſche Meer genannt. Die Landgränzen bildet im Norden die Mongolei, im Weſten Tibet, im Südweſten aber das Reich der Birmanen und Tunkin. Die Provinzen, in welche China zerfällt, ſind nach Macartney folgende: Ye=tche=li, Kiang=nan, Kiang=ſi, Tche=kiang, Fo=kien, Hu=quang, Ho=nan, Schan=tong, Schan=ſi, Schen=ſi, Se=ſchuen, Quang=tong, Quang=ſi, You=nan, Käit=cheu. Von allen Landſeiten iſt China von ungeheuren Gebirgen eingefaßt, und obgleich es ſich als ein unermeßliches Thal im Oſten vor unſern Augen ausbreitet, ſo wird es doch wieder von einzelnen Gebirgszweigen und Seitenſproſſen in verſchiedene Theile oder Becken getheilt, welche man nach den Hauptſtrömen auf große Flußgebiete zurückbringen kann. Der nördlichſte dieſer Flüſſe iſt der ſogenannte gelbe Fluß oder Hoang=ho, der weſtlich in den Gebirgen unweit Tibet, zwiſchen dem 35ſten und 36ſten Breitgrade ſeinen Urſprung hat. Man nennt ihn deßhalb den gelben Fluß, weil er eine große Menge gelben Schlamm mit ſich führt. Er windet ſich durch verſchiedene Gebirgsketten, und nachdem er mehrere kleinere Flüſſe verſchlungen, erhebt er ſich nach ſeinem Eintritt in die chineſiſche Provinz Chenſi, auf eine auffallende Weiſe faſt lothrecht längs der großen Mauer nach Norden bis über den 41ſten Grad der Breite. Hier im Lande der Ortous bilden mehrere in ihn ſelbſt zurückkehrende Arme verſchiedene Inſeln, wornach er noch einige Längengrade hindurch oſtwärts in der Mongolei, fortgeht, und beim Zurücktreten in das eigentliche China über 6 Breitengrade, oder über 90 deutſche Meilen beinahe lothrecht hinabgeht, und ſodann die ganze Provinz Honan gerade nach Weſten durchſtrömt. Er läuft ſodann durch die im Oſten folgende Provinz Kiangnan gegen das Meer hin, und ergießt ſich, nachdem er ſich etwas aufwärts erhoben, unter dem 34ſten Breitgrade in einer weiten Mündung ins ſogenannte Oſtmeer von China. So bedeutend auch dieſer Fluß iſt, ſo übertrifft ihn der Yang=the=kiang (Sohn des Meeres) an Umfang und Größe. Tief aus den Gebirgen von Tibet laſſen ihn die Geographen unter dem Namen Peitſchu, Pereutſchu oder Portſcho hervor=

ſtrömen. Er durchläuft bereits in Tibet, anfangs von Weſten nach Oſten, nachher aber hauptſächlich nach Süden, über 100 deutſche Meilen, tritt hierauf als Gränzfluß an die Provinz Yunnan, woſelbſt ihm ein großer Strom, der Yatong-Kiang, zufließt, geht nun, ſo verſtärkt, nach einem geringen Hinabſteigen gegen Süden, gerade nach Norden, in die zweite Provinz Sutſchuen, und läuft nordöſtlich durch Honan, woſelbſt er den größten See des Reichs, Tongting-Hu, berührt, um von dort nach mehrern Biegungen die letzte Provinz, Kiangnan, zu bewäſſern. Hier ergießt er ſich mit einer Mündung von faſt 15 Meilen ins chineſiſche Meer. Sein Strom bildet, nach einem Laufe von 400 Meilen durch das chineſiſche Reich, die anſehnliche Inſel Tſongmin, von etwa 20 Meilen in die Länge, nebſt mehreren kleinen Eilanden. Wenn die beiden hier aufgeführten Ströme gleich die größten natürlichen Canäle des Reichs ausmachen, und nach allen Richtungen eine kaum anzugebende Anzahl kleinerer Flüſſe in ſich aufnehmen, ſo zeigt ſich dennoch noch ein dritter, wenn gleich minderer, Hauptſtrom im Süden; dies iſt der Sikiang. Dieſer Fluß entſpringt unter dem Namen Ou-kiang in den Gränzgebirgen der Provinzen Yunnan und Koeitſcheu, läuft von Weſten nach Oſten, beſpühlt in dieſer, und beſonders in den wichtigern Provinzen Quangſi und Quantong mehrere Städte vom erſten Range, und ergießt ſich, nachdem er ſich mit dem anſehnlichen Pekiang, der aus den Gränzgebirgen der Kiang-ſi und Quang-ſi von Norden herabſtrömt, vereinigt hat, unter dem Namen des Taho, oder des großen Fluſſes, unweit des größten Handelsorts von China, unweit Canton ins Meer. — Bei ſo ausgedehnter Fläche, bei ſo verſchiedenartigem Boden, unter ſo abwechſelndem Klima ſind ſicher die Erdprodukte ebenfalls ſehr mannigfaltig, und unter dieſen verſchiedene, die dieſem Reiche gleichſam ausſchließlich anzugehören ſcheinen. In mehreren Provinzen finden ſich ſehr ſchöne Marmorarten, Porphyr und Jaspis, vorzüglich in Setſchuen, Koeitſcheou, Fokien u. a., doch iſt dieſes ſchöne Geſtein für die Chineſen beinahe verloren; ſie wenden es weder bei ihren Gebäuden, noch viel weniger zur eigentlichen Kunſt, zur Bildhauerei, an; nur in dieſer letztern Provinz ſieht man in Stadt Tſchuentſchou-fou einen Tempel, deſſen Thürme mit Marmor belegt ſind. Sonſt finden ſich höchſtens bei einzelnen Kaufleuten und Liebhabern kleine polirte Platten aus den Steinbrüchen von Talifu als Beweiſe, was man dort benutzen könnte. Auch feinere Steinarten zeigen ſich hinreichend in China, z. B. Laſur (Lapis Lazuli), beſonders in Yunnan und Setſchuen; von Bergkryſtall, der ſich in den Gebirgen von Fokien findet, verfertigt man in der Stadt Tſchan-tſchou-fou Knöpfe, Siegel und Bilder. Der Rubin ſoll in den entfernten Provinzen vorkommen. An Metallen aller Art iſt China reich. Eiſen, worunter auch Magnet, Blei, Kupfer, Zinn, Queckſilber und Silber, kommen in mehreren Provinzen vor. Yunnan liefert gediegenes Kupfer, aber überdies noch eine Art ſehr weißliches Kupfer unter dem Namen T ſe-t o n g, vielleicht iſt es indeß mit Galmei und etwas Silber verſetzt. Vielleicht iſt es das Mineral, welches uns unter dem Namen T u t a n e g o ſonſt von dort zugeführt ward; es iſt nur ein reinerer Zink als der unſrige. Ein bedeutendes Silberwerk ward vormals in Huquang bearbeitet. Daß China wichtige Goldwerke haben könnte, bezeugt das Waſchgold, welches mehrere Flüſſe, vorzüglich in Setſchuen und Yunnan, liefern; auch ſind einige Goldbergwerke wirklich bearbeitet worden; allein ſchon der Kaiſer C a n g h i hintertrieb dieſen weiteren Bergbau, weil die Regierung es dem Ackerbau ſchädlich hielt, auf dieſe Weiſe viel edles Metall in Umlauf gebracht zu ſehen. Einigen Nachrichten zufolge ſoll, indeß die Regierung in den weſtlichen Provinzen Gruben von beiden Metallen für ſich bearbeiten

Digitized by Google

laſſen. China hat die Natur auch nicht in dem für den Haushalt des Menſchen wichtigſten Mineral vernachläßigt; es finden ſich viele Salzquellen, und die ſüdlich am Meer gelegenen ziehen Salz aus dem Seewaſſer. Wir dürfen hier aber zwei Erdarten nicht übergehen, wodurch China vormals ſo berühmt und dem Auslande ſo koſtbar war, und die noch jetzt einige Mill. ſeiner Einwohner ernähren; dies ſind die Hauptbeſtandtheile ſeines Porcellans, der Kaolin und Petuntſe. Der erſte iſt ein Porcellan-Thon, der etwa 3/4 Kieſelerde und 1/4 Thonerde enthält; die Petuntſe hingegen ein Granit, deſſen Feldſpath in Verwitterung geht. Beide Materien nähern ſich einander, da der Feldſpath ſelbſt viele Thonerde enthält, und der Porcellan-Thon auch Kieſelerde. Eine dritte Stein- oder Erdart, welche zu einem theurern Porcellan angewandt wird, nennt der Pater d'Entrecolles (er hat uns den umſtändlichſten Bericht über die Porcellanfabriken der Chineſen bei Du Halde geliefert) Hoaſche. Sie wird ſtatt des Kaolins genommen, und ſoll eine Art Topfſtein ſeyn; auch jene beiden Hauptſubſtanzen, da ſie in verſchiedenen Provinzen gegraben werden, weichen ſicher häufig von einander in ihren Elementartheilen ab; ſie ſind oftmals kalk- und kieſelartiger, woraus denn die Verſchiedenheit der Güte des chineſiſchen Porcellans entſpringt. Das aus der Provinz Kiangſi, beſonders aus dem großen Porcellandorfe King-te-ching, welches gegen eine Million Menſchen enthalten ſoll, die größtentheils Porcellanarbeiter ſind, wird den meiſten übrigen vorgezogen. Jene beiden Subſtanzen werden nicht weit von dieſer großen Ortſchaft, an den Gränzen der Provinz Kiangſi und Kiangnan, unweit dem Dorfe Kiuwen gegraben, und zu Waſſer nach der großen Procellanfabrik geführt. — Unter den großen Ernährungsquellen ſtehen in China, wie überall bei kultivirten Völkern, die Gras- oder Getreidearten oben an, und davon nimmt wiederum der Reiß die oberſte Stelle ein. Kein Volk der Erde iſt mehr abhängig vom Reißbau, als die Chineſen. Der Reiß iſt bei ihnen Alles; der gekochte Reiß iſt bei ihnen nothwendiger, als Brot. Alle Mahlzeiten tragen daher den Namen vom Reiße; das Frühſtück nennen ſie Tſau-fan, wörtlich, der Morgenreiß, Quan-fan das Abendeſſen, wörtlich, der Abendreiß, und Tſche-fan heißt überhaupt jede Mahlzeit, wörtlich, Reißeſſen. Die Lage des Bodens beſtimmt in China die Art des Reißes. Canton und überhaupt ſolche Gegenden, welche dem Meere nahe liegen, durch die Ebbe uud Fluth bewäſſert, oder auf andere Weiſe durch Flüſſe und Seen feucht erhalten werden, bedürfen weniger Achtſamkeit. Man theilt die Reißfelder der Ufer durch breite Gräben, welche man dann, um zu verhüten, daß die Ueberſchwemmungen die Erde fortreißen, mit Cypreſſen einfaßt. Hierdurch entſtehen Alleen, die durch das Ineinandergreifen der Baumwurzeln dem Erdreich Feſtigkeit, und dem Auge einen ſchönen Anblick gewähren. Die Erde ſelbſt iſt dort ein ziemlich feſter Thon, und da dieſer faſt eine doppelte Ausbeute gegen ſonſtige Ländereien giebt, ſo düngt man ſie mit beſonderer Sorgfalt. In dieſen Küſten-Provinzen zeigt ſich die Achtſamkeit der Chineſen für den Reißbau auf eine merkwürdige Art. Die Flüſſe bilden nämlich bei ihrem Einmünden ins Meer, z. B. in der Provinz Fokien bei Emouy weite, ſonſt unbenutzte Flächen; auf dieſe legt der Chineſe große Flöße, bedeckt letztere mit Matten, über welche er dann eine ſtarke Lage Erde bringt, und hierin den Reiß pflanzt. Zwar leiden dieſe ſchwimmenden Felder mehrmals bei ſtarker Veränderung des Windes; da ſie indeß fortdauernd von unten bewäſſert, und daher außerordentlich einträglich ſind, ſo überwiegt es dennoch jene Unfälle. Sie bedienen ſich zur Beſtellung des Ackers theils eines ſehr einfachen, nur von einem Ochſen gezogenen Pfluges, theils der Hacke. Alles kommt hierbei darauf an, die alten Reißſtoppeln als Dünger wiederum unter die Erde zu

bringen. In einigen Provinzen giebt es auch Säemaſchinen. Da der Reiß ſo viel Waſſer bedarf, und die Jahrszeiten hier wie bei den Tropenländern ſich in naſſe und trockne theilen, ſo ſuchen ſie dieſen Wechſel der Witterung auf das Genaueſte zu benutzen. Um dem Reiße ein deſto ſchnelleres Wachsthum zu geben, werfen ſie ihn zuvor in Miſtwaſſer, das mit etwas Kalk verſetzt iſt. Sodann wird ein kleiner Fleck Landes von etwa 60 Quadratfuß ſtark gedüngt, und ſehr dicht mit dem eingeweichten Reiß beſamt. Sobald er anfängt zu keimen, werden die jungen Pflanzen ausgehoben, und in ein gut bewäſſertes Land geſetzt. Der Chineſe ſcheut überhaupt bei dieſem Anbau die Feuchtigkeit nicht; gewöhnlich ſieht man ihn dabei bis über die Waden im Schlamme. Im Herbſt, da das Erdreich durchnäßt iſt, ackert man das Land um, und ſpäter gegen den December wird es beſäet. Die Kälte verhindert alsdann die zu ſtarke Verdünſtung der Feuchtigkeit, und ſo wird der Reiß bereits im April geerntet. Gleich nach der Ernte wird das Land abermals bearbeitet und gedüngt. Im Mai oder gegen Junius fällt die zweite Saat, aber nur gegen den September die neue Ernte. In den noch heißern Ländern Aſiens z. B. Indoſtan, darf man, der genauern Anzeige des Herrn le Goux de Flaix zufolge, auf drei, ja wohl gar auf vier Reißernten in einem Jahre rechnen. Ebenfalls ſcheint ein ſehr bedeutender Unterſchied in Anſehung der Einträglichkeit des Reißes, je nach den Ländern, zu herrſchen. Barrow giebt den Reiß in China nur für 25 bis 30fältig an; Eckeberg ſagt hingegen, er trüge hundertfältig, nämlich 100 Körner von einem Samenkorn. So bedeutend letzteres nun uns auch dünken möchte, ſo iſt dies dennoch nur ein Geringes gegen die Angaben von le Goux. In Indoſtan giebt nämlich ein einziges Korn 7 bis 8 Stämme oder Halme; iſt man nun achtſam genug, daß die Reißpflanzung fortdauernd hinreichendes Waſſer hat, und daß dies Waſſer nicht fault, ſondern ſtets erfriſcht wird, ſo bringen dieſe mehrere Aehren von 50 bis 70 Körnern, ſo daß der volle Ertrag bis auf 600 ſteigt. Die große Bevölkerung von China, oder wenigſtens einzelner Theile des Reichs, und der ſehr ungleiche, mit vielen Bergen und Seen bedeckte Boden, muß der Regierung jede Art des Landbaues ſehr wichtig ſeyn laſſen. Daher bauet man nicht nur die meiſten unſerer Kornarten, viele Hülſenfrüchte, und mehrere andere Vegetabilien; man ſucht auch zugleich den Ackerbau auf die ehrenvollſte Art auszuzeichnen, und dazu zu ermuntern. Mag immerhin das dort ſo berühmte Feſt des Ackerbaues anjetzt eine ſehr herabgeſunkene Ceremonie ſeyn; die Idee davon war zweckmäßig, und daher klug. Im Frühlinge läßt der Kaiſer durch ſeine Aſtronomen, eigentlich Aſtrologen, den Tag beſtimmen, der zu dieſer Volksfeierlichkeit glücklich ſeyn wird. Der Kaiſer ſowohl, als die Großen des Reichs, bereiten ſich ſodann durch dreitägiges Faſten und Beten auf das Feſt. An dem wichtigen Tage ſelbſt wird hierauf eine Kuh geopfert. In einigen Gegenden des Reichs führt man ein ungeheures, aus Thon verfertigtes Bild einer Kuh mit vergoldeten Hörnern umher. Ihr folgt ein kleines Kind, das nur an einem Fuße einen Schuh, mit dem zweiten aber bloß gehet. Es ſoll den Schutzgeiſt des Ackerbaues andeuten, und ſchlägt ſtets auf das Bild, als treibe es die Kuh. Dieſe iſt mit ähnlichen kleinen Figuren angefüllt. Die große Kuh wird zerſchlagen, und die kleinen Bilder theilt man unter das Volk aus. In der Hauptſtadt ſendet der Kaiſer am Abend vor dem Feſte 12 von ihm zu ſeiner morgenden Begleitung auserwählte Große des Reichs zu den Gräbern ſeiner Vorfahren, und läßt ihnen, unter Bezeugung der tiefſten Ehrfurcht, als wären ſie noch am Leben, kund thun, er werde morgen das große Feſt begehen. Am folgenden Feſttage begiebt ſich der Monarch nebſt ſeinem Hofſtaat in Ceremonienkleidern an den zum Pflügen bei

ſtimmten Ort. Hier bringt er zuerſt dem Gott des Landbaues ein feierliches Opfer, worauf ihm ſodann ein lackirter Pflug, beſpannt mit Ochſen, deren Hörner vergoldet ſind, gegeben wird. Er pflügt, und beſäet hierauf ein kleines Stück Feld, und die von ihm gewählten Prinzen und erſten Mandarinen folgen ihm hierin nach. Dieſes kleine Feld wird als heilig angeſehen, und das davon erhaltene Korn ſorgfältig zum Beſamen aufbewahrt. Daß in einem Lande, woſelbſt der Monarch faſt für ein überirdiſches Weſen gilt, in einem Lande, das zugleich wegen Ueberbevölkerung einzelner Provinzen nur zu oft die fürchterlichen Folgen eines unglücklichen, unfruchtbaren Jahres gefühlt hat, woſelbſt man daher den Ackerbau durch ſeinen Kaiſer zur erſten Stufe der Ehre erhoben glaubt, ein ſolches Feſt und ein ſolches Beiſpiel von höchſter Wichtigkeit werden muß, iſt unleugbar. Nach dem Kornbau iſt dann dieſem Reiche kaum etwas ſo wichtig, als die Theepflanzung. Der Thee dient dagegen nicht bloß zu einem eben ſo allgemeinen Getränk als in Europa das Bier und der Wein, er iſt zugleich das große, vorzüglichſte Handelsprodukt, wodurch der Chineſe jährlich Millionen edler Metalle aus der Fremde in ſeine Heimath hineinlockt. Die Camelie (Camelia Sesanqua, Monaldephia Polyandr. L.) gewährt ihnen durch ihren Samen ein ſehr angenehmes Oel; und das Bambusrohr gehört zu jenen ſchätzbaren Naturgaben der heißen Zone, das beſonders wichtig, ja faſt unentbehrlich für ihren Haushalt iſt. Dies einzige Rohr iſt in ſeinem verſchiedenen Alter eine wahre Schatz- und Vorrathskammer faſt für jedes Bedürfniß des Lebens; allein es hat einen noch höhern Werth, denn es iſt gleichſam der Hauptregent dieſer großen Nation. Alles, ſelbſt den erſten Staatsminiſter kaum ausgenommen, verehrt in dem Bambus den väterlichen Zuchtmeiſter. An Talg-, Seifen- und Baumwollenbäumen bietet China den reichlichſten Ueberfluß dar. Unter den Arzneikräutern, die man mit Recht in einem ſo ausgedehnten, unter dem beſten Himmel gelegenen Lande erwarten kann, zeichnet ſich der Ginſeng und Rhabarber aus. An Bau- und Tiſchlerholz finden wir hier in den verſchiedenen Gattungen der Eichen, Tannen und Fichten einen reichen Vorrath, und für die Ebeniſten rühmt man unter den Holzarten das Iſetan- oder Roſenholz. Auch die animaliſche Welt wurde von der Natur mit reichen Gaben hier beſchenkt. Mehrere Gebirgsthiere in China folgten wahrſcheinlich den Bergketten, welche mit der Tatarei in Verbindung ſtehen. Es iſt daher begreiflich, wie ſich in den Gebirgen von Schenſi und Spanſi ſowohl der Moſchus und wilde Maulthiere, als auch der Argali, der Steinbock und mehrere Gazellenarten vorfinden. Die ſüdlichen Provinzen werden von dem Nashorn, Elephanten und dem Brummochſen (Bos grunnion), deſſen ſeidenhaariger Schweif zu Fliegenwedeln ſehr geſucht wird, bewohnt. Das furchtbarſte aller Raubthiere, der eigentliche Königstiger (Felis Tigris), ſetzt ſogar die nordweſtlichen Theile des Reichs in Furcht und Schrecken. Obgleich die Chineſen an den, ihnen zunächſt nutzbarſten Quadrupeden, keinen Mangel leiden, ſo haben ſie doch weder vorzügliches Maſt- noch Wollenvieh, noch eine gute Pferdezucht. Sie ſcheinen überhaupt auf die Hausthiere wenig Werth zu legen, und wenn ſie den Eſeln einige Sorgfalt ſchenken, ſo geſchieht dies nicht ſowohl, weil ſie als Laſtthiere brauchbar ſind, ſondern weil man ihr Fleiſch als vorzüglich ſchmackhaft findet. Das Schwein iſt dasjenige Hausthier, welches in der größten Menge hier gezogen, und neben dem Hundefleiſch als ein Leckerbiſſen verzehrt wird. Unter dem Geflügel prangt China mit den reichgeſchmückten Vögeln, dem Gold- und Silberfaſan, dem Lathams- und Spornfau. Unter den Schwimmvögeln iſt das Entengeſchlecht hier am Beliebteſten. Die merkwürdigſte dieſes Geſchlechtes, die man in China nennt, iſt die ſogenannte Mandarinen-Ente. Mehrere Arten ihrer Amphibien ſind Ge-

genſtände ihres Aberglaubens; dahin gehören mehrere Eidechſen und Schlangen. Die Fiſche ſind, als ein Hauptnahrungszweig des chineſiſchen Volkes, von höchſter Wichtigkeit. Sowohl See= als Flußfiſche hat China in zahlloſer Menge. Bemerkt zu werden verdienen darunter die vielfarbigen Gold= und Silberkarpfen, welche man dort den Kiug=yu, oder goldenen Fiſch nennt, und die die Luſthäuſer der Großen zieren. — Bekannt iſt's, daß die Seide aus China ſtammt, und hier das Vaterland des Seidenwurms iſt; die Schildlaus, Gallweſpe und andere Inſekten, die alle vortheilhaft benutzt werden, ſcheinen einheimiſch zu ſeyn. — Die Bildung der Chineſen weicht nicht beträchlich von einander ab, wenn gleich das Klima und der Boden der weit auseinander gelegenen Provinzen beträchtlich von einander verſchieden ſind. Die eigentlichen Chineſen ſind, der Größe nach, nur von mittelmäßigem Körperbau. Ihre Gliedmaßen, beſonders der Fuß und die Haud, ſind vorzüglich klein. Die Farbe der Haut iſt ein bräunliches Gelb, das freilich, je nach den verſchiedenenen Umſtänden, ſowohl des Lokals, als der Lebensart, abwechſelt. Der Bewohner der nördlichen Provinzen iſt weißer, als der von Quangſi oder Quanton; ſo iſt auch der ſtets der Luft ausgeſetzte Kuli (Träger) brauner als der Mandarin, oder der Reiche, und viel dunkeler, als das in den Harems eingeſchloſſene Frauenzimmer. Das, wodurch aber der Chineſe ſeine Abkunft noch deutlicher ausſpricht, iſt die Bildung des Kopfs, und beſonders des Geſichts. Ein breites, flaches Geſicht mit hervorſtehenden Backenknochen; eine geplätſchte Naſe mit weit geſperrten Naſelöchern, zwiſchen weit auseinander ſtehenden, eng geſchlitzten Augen, deren oberes Augenlied unter einem erhöheten Bogen gegen die Naſe zu mit dem untern gleichſam zuſammenfließt, und nicht mit dieſem, wie bei uns Europäern, einen eigenen Winkel macht; dies zuſammen, nebſt der Farbe des Geſichts ſelbſt, dem dunkelſchwarzen Haare, und dem ſpärlich beſchatteten Kinne, zeigt uns entſcheidend den Mongolen. Ihres nur mäßigen Körperbaus ungeachtet, bringt eine ſtete Uebung es dahin, daß ſie ſchwere Laſten tragen; ja Sonnerat bezeugt, ſie hüben 150 Pfund mit ausgeſtreckten Armen bis über den Kopf in die Höhe, und zeigten eine beſondere Kunſt darin, die Muskeln durch Anſtrengung ſo ſteif oder hart zu machen, daß bei Fauſtkämpfen ihr Gegner einen Schlag dagegen durch Rückwirkung am Stärkſten empfindet. Jener Aehnlichkeit mit den Mongolen ungeachtet, hat dennoch der Chineſe etwas Eigenes in ſeiner Phyſiognomie und in ſeiner ganzen Bildung, wodurch man ihn gar bald von ſeinen Ueberwindern, den Mantcheou=Tataren unterſcheidet. Und dies ſcheint deſto deutlicher zu zeigen, das China, von eigentlichen Mongolen bevölkert, durch ſein Lokal gleichſam von dem übrigen Aſien abgeſchieden, nachmals zu einer eigenen ungeheuren Familie anwuchs, die, wie jede Nation, welche während eines großen Zeitraums unvermiſcht bleibt, eine Familienbildung und Familien erhält, die eben ſo unverlöſchlich, als unverkennbar bleiben. Auch dadurch unterſcheidet ſich der Chineſe vom Mantcheou, daß er bei guter Nahrung einen beſondern Hang zum Fettwerden zeigt, abermals eine Aehnlichkeit mit den Mongolen. Ein ſchöner Mann und ein Fettbauch ſind in China Synonymen, und dieſe Idee erſtreckt ſich dort ſelbſt auf den Geiſt. Der Chineſe denkt ſich unter einem talentvollen Mann nur eine groſe Fleiſchmaſſe, einen Dickbauch; er verweigert jedem ſchmächtigen Manne ſeine Verehrung. Auch das andere Geſchlecht, wenn gleich von minder unangenehmer Bildung, zeigt nichts von den ſchönen Idealen, wodurch einige andere Völker Aſiens, z. B. die Hindus, berühmt ſind. Zwar iſt ihr Teint oftmals, ſelbſt ohne alle Schminke, ſo friſch, daß er ſich mit dem der ſchönſten Mädchen von Europa vergleichen läßt, allein das gar zu kleine, wenn gleich ſchwarze, blitzende Auge hat weder das Sanfte, noch die Macht des großen blauen oder ſchwarzen Auges unſerer Schönen. Die Bildung des

ganzen Geſichts entſpricht zugleich ſtets mehr oder minder der der Männer. Iſt nun auch ihr Körperbau im Ganzen genommen fein, ſo machen doch einige Provinzen hiervon eine Ausnahme. Die von Kiangſi fanden die Engländer robuſt, und zu den härteſten Arbeiten geſchickt. Sie ſind es, denen dort beſonders der Ackerbau obliegt, ja man ſpannte ſie ſogar vor den Pflug; daher kauft ſich der Landmann, wo möglich, ein Mädchen aus dieſer Provinz zur Gattin. Weſentlich gehört aber in China, mehr als irgendwo, der möglich kleinſte Fuß zur Schönheit des chineſiſchen Mädchens. Sein Maaß beſtimmt ſogar den Kaufpreis der Braut, denn auch bei dieſer Nation von ſo hoch gerühmter Kultur iſt die Gattin nur käufliche Waare. Der gefühlloſe Wolluſtling verſtümmelte hier ſelbſt die Natur. Gleich nach der Geburt biegt die Hebamme dem weinenden Säuglinge die Zehen gewaltſam unter die Fußſohle, quetſcht zugleich die Hacken tiefer in den Fuß hinein, und bildet mit ſtarken Bändern den zarten Bau auf immer zu einem kurzen Stumpf, zu einer rundlichen Mißgeſtalt um. Denn dieſer harte Zwang, der mit den Jahren fortgeht, benimmt den Zehen und ihren Muskeln alle Kraft, und lähmt die Unglückliche zeit ihres ganzen Lebens. Dafür ſieht man dann Mädchenfüße, die nur 5, ja ſelbſt nur 4 Zoll lang ſind; ein ſchöner, auf vielfache Weiſe geputzter Schuh muß dies noch ſichtbarer machen; und den durch dieſe Tortur ſtets angeſchwollenen Aenkel deckt ein vielfarbiger Stoff und bunte Franzen. Dieſer Unſinn beraubt das andere Geſchlecht der vorzüglichſten Gabe der Natur, der freien Bewegung. Das Mädchen watſchelt nur mühſam durch die Zimmer ihres Serails; die offene Natur, jeder Spaziergang im Freien, iſt ihr auf ewig verboten. Schwerlich war es nur Eiferſucht, die den Chineſen zu dieſer Barbarei verleitete. Wie der Türke und der Perſer kerkert er ja die Frauen ein, und hält ihnen verſchnittene Wächter; dennoch ſann keiner dieſer Weibertyrannen auf gröbliche Verſtümmelung des ſchönen Geſchlechts. Die Nation der Chineſen, in ſo vielfacher Art auf das Widrigſte einzig, mußte es gleichfalls in dieſer, ſo wie in mehrern ihrer Moden und Ceremonien werden. Sehr alt ſcheint dieſe tolle Mode nicht zu ſeyn, da Marco Polo, der im 13ten Jahrhunderte China beſuchte, und der der Schönheit der Chineſerinnen, ſo wie ihres Putzes, mehrmals Erwähnung thut, dieſer Mode durchaus nicht gedenkt. Gefühlloſigkeit iſt ein Hauptzug in der Natur der Chineſen. Gefühlloſigkeit gegen körperliche Schmerzen, gegen Scham, gegen Ehre, ja gegen ſein eigenes Blut. Daher die Gleichgültigkeit gegen die härteſten und entehrendſten Strafen; daher die Frechheit, mit welcher ſie ihre niedrigſten Betrügereien geſtehen; daher das Erbieten, ſich für Geld ſtatt eines Schuldigen abſtrafen zu laſſen; daher endlich die ſchändliche Entmannung der Knaben, und das empörende Ausſetzen der eigenen Kinder. Dieſe Gefühlloſigkeit dient dann dem zweiten Charakterzuge, der niedrigſten Eigennützigkeit, zum trefflichſten Pflegevater, und durch äußere Schlauheit, Verſtellungsgabe, Arbeitſamkeit und Ausdauer unterſtützt, ſieht man Werke und Einrichtungen hervorgehen, die man einer unwiſſenden, kleinlichen, ſtolzen, feigen und knechtiſchen Nation kaum hätte zutrauen dürfen. Bei dieſen widrigen Eigenſchaften zeigt ſich eine merkwürdige Höflichkeit und eine äußere Beſcheidenheit, die durch die Anerkennung von großen Tugendmaximen und durch den lächerlichſten Ceremonienprunk noch auffallender wird. So wie allen Nationen der warmen Zone, dictirte das Klima den Chineſen ein weiteres Gewand. Dieſes bedeckt in der Form unſerer Schlafröcke den ganzen Körper, wird vermittelſt weit aus einander ſtehender kleiner Knöpfe, welche in eigene Schleifen eingreifen, befeſtigt, und hat weite Aermel, die gegen die Hand hin, welche beinahe dadurch bedeckt wird, ſchmal zulaufen. Gewöhnlich beſteht dies Oberkleid aus Baumwolle oder Seide, ſchwarz oder violett, und iſt dabei im Sommer ohne Futter. Daher ſieht man zu Zeiten 12—14, ja

bei Comödianten bis auf 50 ſolcher Kleider übereinander. Zur Winterszeit wird es hingegen entweder mit Baumwolle durchſteppt, oder gar mit Pelzwerk gefüttert; ja man trägt oftmals einen weiten Halbrock, einen Spencer, von Pelzwerk darüber. Ein Gürtel um die Mitte des Leibes dient zugleich um Waffen, Tabaksbeutel oder ſonſtige kleine Bedürfniſſe zu tragen. (Der Landmann hat nur überhaupt ein weites Wamms.) Hierunter werden lange baumwollene oder leinene, oder ſeidene Unterkleider getragen, welche gleichfalls faſt bis auf die Schuhe hinabreichen. Das ſtatt des Hemdes an der Haut anliegende Unterkleid wird gewöhnlich ſo lange getragen, bis es gleichſam von ſelbſt zerfällt. Dieſe Unreinlichkeit findet ſogar bei den Vornehmen Statt, und wird deſto auffallender, da die Chineſen, gegen die Gewohnheit der übrigen Morgenländer, gar keine Bäder kennen. Aus ähnlichem Grunde ſieht man bei ihnen keine Schnupftücher; hierzu dient ihnen nur ein kleines Stückchen Papier. Jedermann trägt unter dieſen Kleidern weite Hoſen von Nanking oder Seide, die das ganze Bein bedecken. Der größte Theil der Chineſen trägt Stiefeln, theils von Seide, theils von Nanking. Vornehme, ſo wie der Kaiſer ſelbſt, von Sammt. Auch die Schuhe, die unſern Pantoffeln gleichen, ſind oben von Nanking, die Sohlen, ſo wie die der Stiefeln, nur dicker Pappe, daher ſehr vergänglich, und der Verbrauch davon unendlich groß. Den Kopf deckt bei dem reichern Stande eine rundliche koniſche Mütze, die häufig mit koſtbarem Pelzwerke verbrämt iſt. Die der Staatsbeamten ziert ein Knopf von verſchiedenen Farben, dieſe und die Natur des Steins, woraus der Knopf beſteht, giebt den Grad ſeiner Würde an. So z. B. ziert die Mütze eines Mandarins der zweiten Ordnung ein großer Rubin, die der vierten ein Sapphir, der Kaiſer ſelbſt trug vormals eine große Perle. Der gemeine Chineſe geht entweder ohne alle Bedeckung des Kopfes, oder er trägt nur zum Schutz gegen die Sonne einen flachen Strohhut. Das andere Geſchlecht unterſcheidet ſich in Anſehung der Form der Kleider nicht ſehr von den Männern. Ihr großes Wamms bedeckt indeß nicht den ganzen Körper. Der Oberrock fällt nur bis zu dem Knie herab. Das weite Beinkleid iſt unter der Wade feſtgeknüpft, um den kleinen Fuß deſto deutlicher zu zeigen. Der Kopf, der bei dem Manne bis auf einen einzigen Strang geſchoren iſt, behält bei dem Frauenzimmer den vollen Haarwuchs. Das Haar wird dann mit natürlichen und künſtlichen Blumen, wie auch mit Zierrathen von Gold durchflochten. Zwei große Haarnadeln von Silber, oft nur von Kupfer, halten es dabei in einem Knoten hinten aufgeſchürzt zuſammen. Bei einigen Claſſen, z. B. bei den Prieſterfrauen, findet man ſchief geſtellte Hüte, auch tragen Einige einen goldenen oder ſilbernen Vogel, deſſen ausgebreitete Flügel dann die Schläfe umfaſſen, und der lange Schweif bildet in der Mitte des Kopfs einen Federbuſch. Dabei ſchminken ſie ſich ſtark, ſowohl roth als weiß. Die Augenbraunen werden geſchwärzt, und auf der Unterlippe, ſo wie auf dem Kinn, ſieht man einen runden anſehnlichen Fleck von Roth. Sogar Bäuerinnen bedienen ſich der Schminke. Die Wohnungen der Chineſen ſind nur einfach; aber ſie haben, wo möglich, die Vorderſeite gegen Mittag gekehrt. Die Häuſer, ſelbſt die der Landleute, ſind doch größtentheils nur von Backſteinen, jedoch gewöhnlich nur von einer Etage. In vornehmen Häuſern haben die Zimmer der Frauen eine zweite Etage, in welche allein Licht fällt. Die Treppen ſind enge, und wegen der hohen Stufen unbequem. Der Hausrath iſt ebenfalls einfach. Hier ſieht man keine Spiegel oder andre ſchöne Meublen. Einige Stühle, ein Tiſch, von oben herabhangende Laternen, Wandſchirme, nebſt einigen ſeidenen Matratzen und Kiſſen, Matten, ſo zum Bettzeuge dienen: dies zuſammen macht ſchon einen vornehmen Hausrath aus. Aber eins der wichtigſten Stücke iſt der Hausgötze. Er wird in einem eigenen, ſchön verzierten Schranke aufbewahrt, und man verrichtet täglich Abends und

Digitized by Google

Morgens ſeine Andacht, auch opfert man ihm kleine mit Zinnfolie überzogene Täfelchen. Die Städte ſelbſt, oder wenigſtens die Mauern derſelben, bilden gewöhnlich ein Parallelogram, wo möglich, nach den vier Weltgegenden gerichtet. Die Mauern ſind breit, und die Thore werden durch Wachtthürme geſchützt. Die Straßen ſind zwar breit, und bei einigen, z. B. in Nanking, gepflaſtert, bei andern Städten, ja ſelbſt in der Hauptſtadt, ohne Pflaſter. In den großen Handelsſtädten, z. B. in Nanking, gewähren ſie einen ſonderbaren, jedoch nicht unangenehmen Anblick. Die Kaufmannsläden liegen mit einander nach der Gaſſe, über ihnen iſt das Hauptfenſter, und jeder Laden hat eine Tafel mit dem Namen des Kaufmanns und ſeiner Waaren in goldenen Buchſtaben. Zur Seite iſt eine über das Haus hinaufragende Stange mit einer kleinen farbigen Flagge, wodurch ſich jedes Haus bald auffinden läßt. Schon den früheſten Europäern, welche China beſuchten, ſchien die Arbeitſamkeit und der Kunſtfleiß dieſes Landes außerordentlich groß. In der That fehlt ihm faſt keine Art der eigentlichen Handwerker, weder von der gröbern, noch der künſtlichen Klaſſe. So wie bei mehrern andern Orientalen iſt das Handwerkszeug der Chineſen ſehr einfach. Den Chineſen machen ſeine kleinen Hände und ſubtilen Finger beſonders geſchickt zu feinen mechaniſchen Arbeiten. Mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit ſetzte ein Chineſe die großen kryſtallenen Kronleuchter wieder zuſammen, welche zu den Geſchenken gehörten, die der engliſche Geſandte nach Peking für den Kaiſer gebracht hatte. Dennoch war dies eine ſehr ſchwierige Arbeit, ſo daß die hierzu gebrauchten Leute der Geſandtſchaft zuvor eigends in London hierzu mußten unterrichtet werden; der Chineſe hatte dennoch nie zuvor dergleichen geſehen. Sieht man gleich in China nicht unſere Deſtillirkolben, ſo deſtilliren ſie dennoch aus dem Reiße und andern Kornarten ihren ſehr ſtarken S a u t ſ ch o u, wörtlich überſetzt, gebrannten Wein. Ihre berühmte Porcellanfabrik iſt bekannt, aber das Glas iſt bei ihnen nur erſt im letztern Jahrhundert eingeführt. In Canton ſchmelzen ſie hauptſächlich alles alte Glas in neue Formen, haben es auch ſo weit gebracht, daß ſie es mit einer dünnen Platte zu Spiegeln foliiren. Gewöhnlich beſtehen ihre Spiegel ſonſt nur aus einer dem Prinzmetall ähnlichen Metallkompoſition, von Zink und Kupfer; dennoch haben ſie es in Rückſicht der feuerfeſten Farben für das Porcellan weit gebracht, ſo wenig bedeutend auch ihre Chemie ſeyn mag. Ebenfalls ſind ſie im Schmelzen der Erze und Metalle überhaupt nicht ungeſchickt. Sie machen auch Stahl, jedoch kommt er dem europäiſchen nicht gleich; dagegen verſtehen ſie dünnere Eiſenplatten zu gießen, als wir. Das Maſchinenweſen iſt in China nicht mit dem unſrigen zu vergleichen; eine Haupturſache hiervon liegt darin, daß Neun Zehntel der großen Menge dürftiger Menſchen in den Städten von ihrer Hände Arbeit leben. Unter den mit China handelnden Nationen von Europa iſt die der Engländer die wichtigſte, und der Chinahandel iſt die Grundlage der Größe und des Credits der oſtindiſchen Compagnie. Dennoch iſt die Bilanz auf Seiten der Chineſen. Denn wenn gleich England dort eine ſehr große Menge Wollenwaaren ſeiner Manufakturen, ſo wie beſonders in den letztern Jahren engliſches Zinn und Blei abſetzt, ſo ſieht es ſich dennoch genöthigt, gegen eine halbe Million Pfund Sterling in baarem Silber zum Einkauf des Thees ſeinen Waaren beizufügen, indeß wird dies freilich durch den hohen Verkaufspreis des Thees in Europa wohl mehr als hinreichend gedeckt. Stets verſchwindet übrigens dieſes von Europa eingeführte Silber für uns; es bleibt größtentheils in China; und wenn gleich ein geringer Theil wieder von den Chineſen nach einigen Handelsplätzen Aſiens gebracht wird, ſo muß ſich dennoch ſeit den vielen Jahren eine ungeheure Maſſe Silber in China, wenigſtens größtentheils in dem Schatz des Kaiſers und vieler großen Mandarinen und Kaufleute aufgehäuft finden. Dies ſcheint deßhalb noch glaubwürdiger,

weil vormals England weit weniger an eigenen Waaren, und daher weit mehr Silber einführte. Die Art, wie überhaupt der Handel in Canton, anjetzt der einzige Platz, worauf dort die Europäer beſchränkt ſind, ſeitdem man ihnen Ningpo und Emouy verſchloſſen hat, geführt wird, beſteht hauptſächlich in Folgendem. Der ganze Handel wird von Seiten der Chineſen durch eine Geſellſchaft von 7, nach Andern von 12 angeſehenen Kaufleuten Cantons betrieben, welche den Namen der Hanniſten oder Hong- (Factorei-) Kaufleute führen. Dieſe haben ausſchließlich das Recht, mit den dort landenden Fremden zu handeln, auch muß ihnen deßhalb ein beſtimmtes Verzeichniß aller Ladungen abgegeben werden. Gewinnen ſie nun durch dieſes Vorrecht erſtaunlich, ſo müſſen ſie es auch dagegen gegen große Summen von den oberſten Mandarinen erkaufen. Daneben ſehen ſie ſich faſt bei jedem ankommenden Handelsſchiffe gezwungen, bedeutende Geſchenke zu machen. Der Opeau oder Hopou, oder Intendant der Provinz, wird mit großem Gepränge von den ankommenden Schiffen, zur Meſſung derſelben, aufgenommen; er mißt ſodann das Schiff nach verſchiedenen Richtungen, und beſtimmt danach den Zoll. Nach dieſer Ceremonie wird ihm und den mit ihm gekommenen Mandarinen eine Collation gegeben, und die Liſte der angekommenen Waaren zugleich eingehändigt. Jetzt wählt der Hopou und ſein Gefolge diejenigen, welche ihnen davon anſtehen; dieſe müſſen die Hanniſten ſofort für ſie zum Geſchenke kaufen; zuweilen beläuft ſich die Summe auf 50.000 Thaler. Außer dem Hopou giebt es noch Compradoren, welche alle Bedürfniſſe der fremden Schiffe beſorgen müſſen. Die Fiadoren hingegen nehmen die Sorge für die Rückladung auf ſich. Die europäiſchen Handelsnationen halten dagegen in Canton Agenten und Subrecarguen von ihrer Nation. England hat deren zuſammen zwanzig. Der Zoll der Schiffe iſt ſehr hoch; von einem ſtark beladenen Schiffe ſteigt er ſelbſt bis zu 30.000 Unzen Silber, etwa 10.000 Pfund Sterling. Von jetzigen (nicht ältern) geprägten Münzen giebt es nur kupferne (Deniers), Kaſche oder Kari genannt. Sie haben in der Mitte ein Loch, um ſie aufzureihen. Das Silber beſteht nur in gegoſſenen Stücken, die gewogen werden. Man rechnet beſonders nach Unzen und nach Tael — 1.000 Kaſchees — 1 Thaler 9⅛ gr., 3 Unzen Silber machen 1 Pfund Sterling. Man führt ſtets Scheeren zum Zerſchneiden des Silbers bei ſich. Dickere Stücke werden, nachdem ſie geglühet ſind, zuerſt gehämmert, dann zerſchnitten. Das chineſiſche Pfund wird in 16 Unzen oder Lyang getheilt, letzteres wieder in 10 Theile, und ſo nach der Dekadik weiter hinab. — Jetzt wird man mit Recht fragen, was hat dieſe Nation gethan, um ihren Handel zu erleichtern, wie iſt ihr Schiffbau, ihre Schifffahrt ſelbſt beſchaffen, wie bei der unermeßlichen Menge von Fahrzeugen für den Binnenhandel, für ihre Kanäle? Fangen wir mit letztern an, ſo muß man allerdings erſtaunen, daß dieſes, von der ganzen übrigen Welt gleichſam abgeſchnittene Volk, mit Recht daher von Herder ein Winkelvolk genannt, ſelbſt die in dieſer Hinſicht ausgezeichnetſte Nation, die brittiſche, übertroffen hat. „Mit Gewißheit kann ich behaupten,“ ſagt Barrow, „daß der größte aller ſchiffbaren Kanäle Englands ſich ſo wenig mit dem kaiſerlichen Kanal von China vergleichen läßt, als ein Gartenteich oder Fiſchhälter mit dem großen See von Winandermeere.“ Der kaiſerliche Kanal hat ſeine Richtung von Norden nach Süden, durchſchneidet die Hauptflüſſe des Landes unter rechten Winkeln, und der mindeſte Theil ihrer Gewäſſer reicht hin, um den Kanal ſtets mit Waſſer gefüllt zu erhalten. Die Hauptſtröme, z. B. der Euho im Norden, der gelbe Fluß in der Mitte, der Yantſekiang im Süden, führen, indem ſie den Kanal durchſchneiden, die überflüſſigen Gewäſſer ins Meer. Da der Waſſerſtand des Kanals nicht überall gleich iſt, ſo iſt der Gang des Fahrzeuges verſchieden. Iſt der Fall des

Digitized by Google

Waſſers zu gering, ſo wird es von Menſchen gezogen. Oftmals müſſen die Fahrzeuge zu einer Höhe hinauf gebracht werden; dies geſchieht vermittelſt ſtarker Balken, welche in der Mitte des Kanals hineingetrieben ſind, an welchen dann vermittelſt Rollen ſtarke Seile laufen, wodurch das Fahrzeug in die Höhe gewunden wird. Freilich war den Chineſen ein ſolcher Kanal vor andern Nationen nothwendig; denn ihre Schifffahrtskunde iſt ſehr beſchränkt. Zwar iſt der Bau ihrer Schiffe und kleineren Fahrzeuge mannigfaltig und künſtlich. Ihre großen Fahrzeuge haben die Form des Mondes in den erſten Tagen ſeines Zunehmens; das Hintertheil iſt ſehr hoch, und enthält das Zimmer des Capitäns und die Gemächer der Matroſen; die der Reiſenden, ſo wie die Küche, ſind ſeitwärts angebracht. Es gehört abermals unter die Seltſamkeiten der chineſiſchen Nation, daß, da ſie unwiderſprechlich die Magnetnadel und ihren Gebrauch lange vor den Europäern beſeſſen haben, ſie dennoch in der beſſern und weitern Anwendung dieſes großen Führers über den Ocean noch jetzt ſo unendlich gegen uns zurückſtehen. Der Kaiſer Canghi behauptete, die Bouſſole ſey ſchon damals (1719) über 2000 Jahre in China bekannt. Und es iſt nicht zu leugnen, daß wir nur erſt nach Rückkunft des Marco Polo aus China, alſo im 13ten Jahrhundert, den Seecompaß haben kennen lernen. Indeß iſt dieſer Compaß der Chineſen äußerſt dürftig. Die Nadel ſelbſt iſt ſehr kurz, etwa von dreiviertel Zoll; von der Abweichung (Declination) wußten ſie vor Ankunft der Jeſuiten nichts, bringen ſie auch noch jetzt nicht in Rechnung. Bei dem erſtaunlichen Verkehr des Binnenhandels durch Kanäle und Flüſſe hat der Chineſe die Landfracht ziemlich vernachläſſigt; man ſieht weder unſere großen Frachtfuhren noch kleinere ähnliche Wägen; dafür hat aber der induſtriöſe Chineſe nicht nur einſpännige Karren, ſondern ſogar Schiebkarren mit Segel. Für die Brücken iſt in China gut geſorgt; ſie ſind aber faſt gänzlich nur für Fußgänger, da man treppenmäßig, vermittelſt Stufen, hinauf- und hinabgeht. Indeß zeigt ſich hierbei etwas höchſt Merkwürdiges, wiederum, wie ſo viel anderes, kaum Erklärbares bei dieſer Nation. Sie hat nämlich bereits ſeit 2000 Jahren, und wahrſcheinlich vor den Griechen und Römern, Bogengewölbe zu bauen verſtanden, da hingegen weder die Aegypter noch die Perſer dieſen trefflichen Mechanismus der Baukunſt aufzuweiſen haben. Schwibbogen oder dergleichen Gewölbe kommen weder in den Ruinen von Theben, Perſepolis oder Palmyra vor. Die ſchönen Säulen ſind dabei nur durch gerade, ſteinerne Architraben verbunden; dagegen finden ſich einige ſolcher Bogen, im Felſen ſelbſt gehauen, bei den Hindus in ihren Höhlen. Verſchiedene dieſer gewölbten Brücken der Chineſen ſind dabei von ſo außerordentlicher Höhe, daß Junken von 200 Tonnen mit ihren hohen Maſten darunter hinweglaufen; gewöhnlich haben ſie freilich dieſe Höhe nicht, und bei vielen derſelben, welche aus einem röthlichen Granit über dem kaiſerlichen Kanal erbaut waren, mußten die Fahrzeuge ihre Maſten, wie in Holland, niederlaſſen. Die Wölbung ſelbſt iſt bald halbrund, bald eiförmig, auch ſogar bei einigen wie ein Hufeiſen geſtaltet, nämlich oben weiter als unten. Die ſchönſte Brücke trifft man unweit Peking. Sie hat 600 Fuß Länge, iſt mit großen Steinen gepflaſtert, und mit einer Lehne von weißem Marmor verſehen, welche fein gearbeitet, und an verſchiedenen Orten mit marmornen Figuren von Elephanten verziert iſt. Es giebt Brücken von 7 Bögen, ja über einen Arm des Sees unweit der Stadt San-tſchou-fou befindet ſich eine Brücke von 91 Bögen. Mit Erſtaunen rief einer der engliſchen Geſandtſchaft dabei aus: „Sie iſt ohne Ende!" — Auch die Baukunſt erreichte in China eine große Höhe; dies zeigt uns das in ſeiner Art einzige Menſchenwerk, die künſtliche Scheidewand der Tatarei und des eigentlichen chineſiſchen Reichs, die große Mauer. Sie iſt von der Erde bis zum oberſten Rande der Bruſtwehr 25 Fuß hoch, und an der Grundfläche eben ſo dick. Sie beſteht eigent-

lich aus einem Erdwall, der durchweg 11 Fuß dick, 20 Fuß hoch, oben mit gebrannten viereckigen Flieſen gepflaſtert, und damit er auf keine Seite ausweichen könne, vorn und hinten mit ſtarken Mauern von Backſteinen bekleidet iſt. Zwei Schichten Werkſtücke von grauem, mit Glimmer eingeſprengten Granit, welche etwas über 24 Zoll hoch und 2 Fuß weit über die Backſteine vortreten, machen den Unterſatz jener Mauern aus. Sie ſind aus gebrannten Steinen von bläulicher Farbe aufgeführt, und dieſe durch reinen, weißen Kalk mit einander verbunden, der in mehr als ½ Zoll dicken Schichten aufgetragen iſt. Die untere Dicke von 25 Fuß nimmt ſo, wie die Dimenſion der Backſteine, höher hinauf ab. Zwanzig Fuß hoch von der Erde oder auf der Plattform, hat jede der beiden Wallmauern nur 2 Fuß 3 Zoll Dicke. Hier läuft ein Vorſprung von Steinen längs der Mauer hin, der 6 Zoll breit und 6 Zoll hervortritt; dieſer bezeichnet den Anfang der Bruſtwehr, die 5 Fuß über die Plattform hinaus ragt, und in deren Obertheil von 7 zu 7 Fuß Schießſcharten, jede 2 Fuß weit, eingeſchnitten ſind. Außerdem iſt noch eine Reihe kleinerer Oeffnungen vorhanden, welche tiefer herab liegen, und da ſie ſchräg nach unten hin geführt ſind, ſo kann man dadurch Alles bemerken, was bis auf einige Ellen weit an der Grundfläche der Mauer vorgeht. Zur Verſtärkung der Vertheidigung ſind längs der ganzen Mauer Thürme von 300 Fuß, oft mehr oder minder aus einander, je nach der Biegung der Mauer und nach der Verſchiedenheit der Gegend ſelbſt. Letztere beſtimmt auch ihre mindere oder größere Stärke. Es ſind kegelförmige Maſſen, die der Höhe nach von 12 — 23 Fuß weit über die Mauer hinaus reichen, und in der Breite um 18 Fuß vor dieſelbe, bald auf einer Seite allein, bald vorn und hinten zugleich, in dieſem Fall aber nur 9 auf jeder Seite, hervortreten. Zur genaueren Beurtheilung der ungeheuren Maſſe dieſes Rieſenwerks diene uns die Schätzung und Berechnung des Mathematikers B a r r o w. Er ſetzt die ganze Summe aller Häuſer Englands und Schottlands auf 1 Million und 800.000, und behauptet, daß das Mauerwerk dieſer Häuſer zuſammen genommen, für jedes Haus 2.000 Kubikfuß gerechnet, nicht ſo viel betrage, als das dieſer großen Mauer. Ja, dieſe ihre Maſſe, ſagt er ferner, reicht hin, um eine Mauer zu errichten, die zweimal den ganzen Erdball umfaßt; jedoch rechnet er bei dieſer letzten Beſtimmung das Erdreich mit, welches ſich im Center oder den Zwiſchenräumen des Mauerwerks ſelbſt befindet. In dieſer Mauer befinden ſich dann mehrere Thore. Sie ſind mit Wachthürmen und Baſtionen verſehen, und halten zwar jetzt noch Militär, jedoch iſt die Beſatzung ungleich geringer, als zu den Zeiten, da die Tataren noch von China getrennt, dieſem Reiche gefährlich waren. Die heutige Regierung von China iſt wegen der völligen Willkühr merkwürdig, mit welcher ein einziger Menſch ſo ungeheure Länder beherrſcht. Der uneingeſchränkteſte Monarch, der Kaiſer, ſteht an der Spitze von 6 Tribunalen, in deren Händen alle Geſchäfte des Reichs vertheilt ſind. Der Kaiſer ſelbſt genießt bei ſeiner völligen Willkührlichkeit einer ſolchen ſklaviſchen Verehrung, daß man ſogar vor die von ihm ausgefertigten Mandate oder Briefe irgend einer Art niederknien, und neun Mal mit dem Kopfe die Erde berühren muß. Zwar giebt er ſich den Titel eines Vaters oder Großvaters ſeines Volks, allein er nennt ſich auch den E i n z i g e n B e h e r r ſ c h e r d e r W e l t, u n d d e n S o h n d e s H i m m e l s. Man glaubt ihn von einem überirdiſchen Herkommen, ja D e g u i g n e s fand in einem Tempel unter den übrigen dort verehrten Gottheiten gleichfalls das Bild des damals noch lebenden Kaiſers K i e n l o n g. Der hieraus entſpringende thörigte Stolz der Kaiſer offenbaret ſich noch beſonders in den Mandaten und Schreiben an die Souveräne von Europa, worin ſie ſich das Anſehen geben, als wären dieſe, da ſie ihnen Geſandtſchaften ſenden, gänzlich von ihnen abhängig. Der Kaiſer iſt völlig Herr, Geſetze abzuſchaffen und neue zu geben;

Digitized by Google

ſeine Macht iſt unumſchränkt, und die Idee eines Vaters macht jeden Widerſtand noch ſtrafbarer. Zwar iſt eine eigene Anzahl von Cenſoren ſeiner Thaten vorhanden, welche beſonders Alles, was unter ſeiner Regierung geſchieht, für die Nachwelt aufſchreiben, und ſich auch bei einigen Kaiſern die Freiheit genommen haben, Bemerkungen über die Regierung zu machen; allein mehrmals mußten ſie die Wahrheitsliebe mit dem Leben bezahlen. Ueberzeugt, daß dem Volke das Unſichtbare ſtets heilig bleibt, zeigt ſich dieſe väterliche Gottheit nur äußerſt ſelten. Sein Anzug iſt ſodann oftmals nur einfach. Denn die Aufwandsgeſetze des Reichs geſtatten dies nicht anders; dagegen iſt ſein Aufzug völlig orientaliſch. Bis auf 40.000 Mann begleiten ihn, und die Garde in Gelb, in der Hoffarbe, gekleidet, erhöhet durch ihre Fahnen und ihre Muſik, ſo wie die Anzahl der Prinzen, der Großen des Reichs, und oftmals der zinsbaren Könige, dieſen Pomp. Der Pallaſt des Kaiſers iſt ebenfalls weit mehr durch die Größe ſeines Umfangs, als durch die Koſtbarkeit des Innern oder ſeiner Meubeln merkwürdig. Die Kaiſerſtadt, Peking, ſelbſt ſcheint hier deßhalb keiner beſondern Erwähnung zu bedürfen, da ſie ſich, im Ganzen genommen, nur hauptſächlich durch die Größe und die Volksmenge vor den übrigen Städten des Reichs auszeichnet. Wichtig iſt die Beſtimmung der Macht dieſes Monarchen, ſowohl in Rückſicht ſeiner Einnahmen, als in Betreff ſeiner Kriegsmacht. Nicht bloß die ältern Angaben über die Staatseinnahmen, und über die beſondern des Kaiſers (denn er lebt hauptſächlich von den ſehr großen Domänen, welche er im nördlichen China beſitzt) ſind verſchieden, ſondern ſelbſt die neueſten weichen beträchtlich von einander ab. Deguignes, der lange in China gelebt hat, ſchätzt die Einkünfte überhaupt zwiſchen 7 bis 800 Millionen Livres, oder 200 Millionen Thaler; da hingegen die Angaben der letzten engliſchen Geſandtſchaft ſie über 66 Millionen Pfund Sterling, alſo gegen 396 Millionen Thaler ſteigen laſſen. Deguignes rechnet, daß die Ausgaben jährlich über 500 Mill. Livres betrügen, und daß nur der Ueberſchuß nach Peking in den Staatsſchatz fließe, worüber dann der Kaiſer nach eigner Willkühr ſchaltet. Ein ſehr großer Theil dieſer Einkünfte wird freilich in Naturalien, hauptſächlich in Reiß oder Feldfrüchten und Salz erhoben, von erſteren über 40 Millionen Säcke; Salz hingegen über 1 Million Säcke, jeden zu 50 Pfund, außer vieler Seide und ſeidenen Zeugen und Cattun. Dagegen werden ebenfalls viele Bezahlungen nur in Naturalien gemacht. So bezahlt der Kaiſer in Peking 5.000 Mandarinen hauptſächlich auf dieſe Weiſe, ſo wie auch einen ſehr großen Theil der Armee. Die Kriegsmacht, welche China gegen freche, blut- und geldgierige Umſtürzer jeder Ordnung und jedes Volsglücks aufbietet, gewährt nur eine ſchwache Schutzwehr. Wäre freilich nur allein die Rede von der Anzahl der Krieger, dann ſollte man denken, daß eine Macht von 840.000 Mann, worunter ſich 240.000 Cavalleriſten befinden, mehr als hinreichend ſey, Ordnung im Innern zu erhalten, und ein Reich zu ſchützen, das bei ſeiner, durch die Natur ſelbſt ihm zugeſtandenen Iſolirung zu Lande höchſtens von den noch übrigen Tataren gefährdet werden kann. Denn ſo mächtig man auch Rußland annehmen wollte, ſo würden dennoch die zwiſchen dieſem Reiche und China gelegenen Wüſteneien ſchwerlich einer großen Kriegsmacht auf dem öden Wege hinreichenden Proviant nachzuführen erlauben. Dieſe Ueberzahl der Krieger wird indeß in unſern Zeiten China ſchwerlich gegen eine Armee ſchützen, die, unter einem vorzüglichen Feldherrn, nach jetzigem Fuß diſciplinirt, und mit hinreichender und wohlbedienter Artillerie verſehen wäre, und durch eine Flotte unterſtützt würde. — In China giebt es, außer den Religionen der dortigen Fremden, hauptſächlich drei verſchiedene Arten des Cultus. Zu oberſt ſteht, zur Ehre der Nation ſelbſt, die Lehre des weiſen Confutzee. Sie kann nicht nur in ſofern

für die Grundlage der Landesreligion gelten, weil dieſer Weiſe ſelbſt ſehr frühzeitig dort lehrte, ſondern weil man aus mehreren ſeiner Lehrſätze erſieht, daß ihnen größtentheils ähnliche, ältere, zum Grunde liegen. Confutzee (ſ. d. Art.) nahm ein höchſtes Weſen mit allen den Eigenſchaften an, die wir ihm noch jetzt beimeſſen; ferner lehrte er die Unſterblichkeit und die Vergeltung nach dem Tode; er wollte keine Götzen, aber wohl Opfer. Und es iſt merkwürdig, wie auch ſelbſt hierbei ſich der, aus der patriarchiſchen Verfaſſung ſo trügeriſch hervorgeſchoſſene Despotismus äußert. Nur allein der Kaiſer ſelbſt darf dem höchſten Herrn der Welten, dem Schöpfer und Erhalter aller Menſchen und Weſen, opfern. Der Tempel des Tien, der Tientan, oder der Tempel des höchſten Weſens, liegt in Peking auf einer ſandigen Höhe, und der Kaiſer bereitet ſich durch mehrtägiges Faſten zu dieſem feierlichen Opfer. Der Kaiſer iſt alſo hier zugleich der Hoheprieſter, der für das ganze Volk opfert. Confutzee lehrte eine ſehr ſchätzbare Moral; indeß nahm er auch Vorurtheile in ſeine Lehren auf. So z. B. ſetzte er vielen Werth auf die Zahl 9; auch hielt er ſich von dem Einfluſſe der Geiſter, und von den auf Myſtik gegründeten Vorausſagungen überzeugt. Die Lehre des Confutzee, größtentheils Naturreligion, iſt noch die Religion der Gelehrten in China. Dieſer Weiſe genießt ſelbſt nicht nur einer faſt göttlichen Verehrung, ſondern ſein Geſchlecht iſt das einzige im ganzen Reiche, das den Erbadel hat, da übrigens in China kein Erbadel Statt findet, ſondern nur der Adel der Vorfahren (auf gewiſſe Art eine Schenkung der Ahnen), und daher Jedermann, ſobald er dazu, nach überſtandener Prüfung, fähig gefunden iſt, die höchſten Würden des Reichs erhalten kann. — Die zweite Sekte iſt in China die des Lao-kyun, auch Lau-tſe (der alte Knabe) genannt. Er ſoll nach Einigen faſt 200 Jahre ſpäter als Confutzee gelebt haben; Andere geben ihm noch ein höheres Alter. Er ſtiftete eine Sekte unter dem Namen der Taotzee, oder der Kinder der Unſterblichkeit, eine Idee, die er wahrſcheinlich aus Tibet mitbrachte. Hierdurch, und durch Lehren, die dem Epicurismus ähnlich ſehen, erhielt er einen großen Anhang. Aus dieſen Lehren erwuchs Charlatanismus, Wahrſagerei und vielartiger Aberglauben. Die Prieſter dieſer Sekte haben deßhalb ſehr großen Anhang unter dem gemeinen Haufen. — Die dritte Sekte iſt die des Fo, des Heiligen im Weſten; der Kaiſer Ming-ti (65 J. n. Chr.) ſandte Geſandte aus, dieſen in Indien aufzuſuchen. Eine Anzahl Prieſter wurden mit dieſem Götzen von dort eingeführt, und da ſich dieſer Cultus durch vielen Aberglauben auszeichnet, fand er eine große Anzahl Anhänger. Die Prieſter ſind weit verbreitet, haben ſehr viel Pagoden und Götzenbilder, tragen lange, dunkle Röcke, wie die Franciskaner, wie auch einen Roſenkranz; ſie leben im Cölibat, und ernähren ſich auf die widrigſte Weiſe von Almoſen. Dieſe Religion lehrt beſonders eine große Menge von Untergottheiten, deren Bildniſſe aber, im Fall ſie nicht den Bitten ihrer Anhänger willfahren, oftmals gemißhandelt werden. Es werden ihnen bei Mißwachs eigene Prozeſſionen gehalten und Opfer gebracht. Uebrigens leben die Prieſter des Fo einträchtig mit den Prieſtern des Lao-kyun, ſind aber unwiſſend und roh. Die vierte Sekte iſt die des Lama. Sie iſt in China die Religion des Hofes, und hat wie die vorige, viele Klöſter und Prieſter. Dieſe drei letztern Sekten haben, in Rückſicht der Lehre der Unſterblichkeit und der Metempſychoſe, Vieles mit einander gemein. Uebrigens ſind die Prieſter, Bonzen, von dem japaniſchen Wort, das fromm bedeutet, genannt, verträglich, und erlauben, daß ihre Pagoden ſelbſt den Reiſenden zum temporären Aufenthalt dienen. Sie unterhalten aber unter dem Volke tiefen Aberglauben, und der Hof findet es für ſeine Abſicht höchſt zuträglich, dieſen zu nähren; daher dann Wahrſagerei und Zeichendeuterei geſchätzt wird, und viele dieſer Bonzen beſoldet werden;

Digitized by Google

doch ſtehen ſie nicht in Anſehen, da ſie nicht zu den Gelehrten gehören; ſie machen auch keinen beſondern Stand aus, ſo wie man dann weder bei den Ehen, noch Begräbniſſen eigentlich ihrer bedarf. Die Anzahl der Bonzen ſoll auf eine Million ſteigen, und der Klöſter ſind über dritthalb tauſend, der Gözzentempel aber 2.796. Die vielen Verſchiedenheiten der Religion, der Gelehrten, des Volks und des Hofes verurſachen eine beſondere Verwirrung in der Denkart der Nation. Daher ein ſehr vielartiger Aberglaube, Götzendienſt, und auf der andern Seite Atheismus, letzterer beſonders bei den höhern Klaſſen. Das Volk betet Sonne und Mond an, und hegt dabei große Verehrung gegen gewiſſe erdichtete Thiere, z. B. den Drachen, bei ihm der Luftgeiſt genannt.

Chinarinde. Unter allen Arzneimitteln, die wir aus der neuen Welt erhalten haben, iſt keines, deſſen Gebrauch ſo allgemein geworden wäre, wie die Chinarinde. Ueberall, in und außer Europa, iſt ihr Ruf verbreitet, und wird auch mit gleich glücklichem Erfolge gebraucht, wenn ſie die Hand eines Kunſtverſtändigen reicht. Es läßt ſich daraus ſchon abnehmen, daß die Quantität der jährlich verbrauchten Rinde ungeheuer groß iſt, und ſie zu ſammeln eine Menge Menſchen beſchäftiget ſeyn müſſen. Aber ſchon aus dieſem Umſtande fließt von ſelbſt, daß auch ihre Güte nicht immer dieſelbe ſeyn kann. Wie iſt zu verlangen, daß die Rindenſchäler, bei der großen Menge von Arten ähnlicher Gewächſe, diejenige Art ſogleich erkennen ſollen, die von den Aerzten als die wirkſamſte erprobt iſt? Bei Gattungen von Gewächſen, die zahlreich an Arten ſind, wie dieſes der Fall mit der Cinchona iſt, unterſcheiden ſich die Arten durch Merkmale, die nur dem ſcharfen Kennerauge deutlich ſind, aber dem in der Wiſſenſchaft nicht Eingeweihten dunkel oder ungewiß bleiben, wenn nicht öfteres Anſchauen ihm dieſelben bemerklich gemacht hat. Linné giebt uns unter dem Namen Cinchona officinalis die Pflanze an, von welcher die wahre Chinarinde kommen ſoll. Er ahnete nicht, daß die hohe Andeskette des ſüdlichen Amerika große, weit ausgedehnte Waldungen von ſehr verſchiedenen und überaus zahlreichen Arten der Cinchona aufzuweiſen hätte. Sein getrocknetes Exemplar einer Art dieſer Gattung hielt er für dieſelbe Pflanze, welche la Condamine (ſ. d. Art.) in der Provinz Loxa gefunden, und nicht deutlich genug abgebildet hatte. Die von ihm gegebenen Merkmale waren daher von der Beſchaffenheit, daß ſie ſich auf mehrere Arten beziehen ließen, ſo daß man nicht wußte, welches Gewächs eigentlich von ihm gemeint ſey. Ruiz und Pavon, die Peru in botaniſcher Hinſicht bereiſet haben, entdeckten mehrere neue Arten, ließen die Linné'ſche Pflanze unerörtert, und zeigten mehrere an, deren Rinde in den Gebrauch gekommen iſt. Der Erſtere ſchrieb eine beſondere weitläufige Abhandlung über ſehr verſchiedene Sorten der Chinarinde, ſuchte dabei ihr Anſehen, ihre botaniſchen Charaktere und übrigen Eigenſchaften in ein helleres Licht zu ſetzen, ohne doch uns über die eigentliche officinelle Rinde mehreres Licht zu geben. Durch Vahl's und Lambert's Bemühungen wurde die Sache auch nicht deutlicher, ſo daß über die eigentliche Rinde des Chinabaums, oder vielmehr dieſe Art der Cinchona und ihre wahren Charaktere, noch ein Dunkel ſchwebte, was ſie nicht völlig aufzuklären im Stande waren. Der Baron v. Humboldt und deſſen Begleiter Bonpland beſuchten, um die Geſchichte des Chinarindenbaumes in ein helleres Licht zu ſetzen, bei ihren weitläufigen Reiſen durch das ſüdliche Amerika, auch die Provinz Loxa, von welcher die erſte Rinde bekannt wurde; ſie waren ſo glücklich, die echte, wahre Rinde, und die Charaktere der Art, welche ſie liefert, auszumitteln. Um alle Verwirrung für die Zukunft zu vermeiden, ſahen ſie ſich genöthiget, die bis jezo beſtandene cinchona officinalis in cinchona Condaminea umzuändern, und zwar beſonders deßhalb, weil la Condamine dieſes Gewächs zuerſt,

obgleich undeutlich beſchrieb, und weil drei, wo nicht vielleicht mehrere, Arten unter dem alten Namen verſtanden werden. Nach Linné giebt es zwei Hauptabtheilungen der Gattung Cinchona, nämlich ſolche, welche eine feurige Blume, eingeſchloſſene Staubfäden, und häutig gerandete Samen haben; und ſolche, deren Blumenkrone glatt, deren Staubfäden weit hervorragend, und deren Samen umgerandet ſind. Die erſtern haben in der warmen Zone des ſüdlichen Amerika die kalten Gebirgshöhen zu ihrem Wohnſitze, und beſitzen in ihren Rinden fieberheilende Kraft, in größerem oder geringerem Grade; die letzteren finden ſich auf der Ebene der heißen Zone, kommen nie auf Gebirgen vor, und ihre Rinde hat wenig oder gar nicht dieſe Eigenſchaft. Ob nun gleich dieſe letztere Abtheilung der Gattung in den übrigen Merkmalen mit der erſtern zuſammentrift, ſo iſt es doch für die Wiſſenſchaft vortheilhaft, ſie, wie bereits Herr Bonpland gethan hat, von den andern Cinchona-Arten, als eine unterſchiedene Gattung zu trennen. Cinchona Condaminea hat zu ihrem Haupt- und unterſcheidenden Kennzeichen folgende Merkmale: Die Blätter ſind länglich, lanzettförmig, auf der Unterſeite in den Blattwinkeln durch eine vertiefte Grube bezeichnet; die Samenkapſeln länglich eiförmig. Keine einzige bekannte Art Cinchona hat dieſe Grube auf der Unterfläche der Blätter, und ſelbſt die Rindenſchäler kennen dieſes Merkmal, und wiſſen ſie daran zu unterſcheiden. Der Baum gehört zu den mittelmäßigen Gebirgsbäumen; ſeine Höhe geht nicht viel über achtzehn Fuß, und der Durchmeſſer unterhalb hat fünfzehn Zoll. Die zahlreichen gegen überſtehenden Aeſte breiten ſich wagerecht aus, und die jungen Triebe ſind undeutlich vierkantig. Die gegenüberſtehenden geſtielten glatten, glänzenden Blätter ſind drei Zoll lang, länglich lanzettförmig. Auf der Unterfläche ſtehen die Adern hervor, und die Mittelrippe iſt öfters roth gefärbt. In den Winkeln der Adern auf der Unterfläche ſind die Grübchen, welche bereits als ein Hauptkennzeichen angeführt wurden. Die Afterblätter ſind eiförmig, ſpitzig, ſehr bald abfallend, und mit anliegenden zarten Härchen beſetzt. Die Blumen ſtehen in einer weitläufigen, äſtigen Riſpe an der Spitze der Zweige. Die Blumenſtiele ſind mit hautartigen Härchen einzeln beſetzt. Kleine zugeſpitzte Nebenblättchen zeigen ſich an der Baſis der Blumenſtiele. Der Kelch iſt glockenförmig, fünfmal gezähnt, ſtaubartig und zart behaart. Die ſechsmal längere Blumenkrone iſt präſentirtellerförmig, blaßroſenroth, die Röhre fünfkantig, fein behaart, der Rand flach, fünftheilig, inwendig mit weißlichen Haaren überzogen. Die fünf Staubfäden ſind in der Röhre der Blumenkrone verſchloſſen. Der Fruchtknoten wird vom Kelche umgeben. Der Griffel iſt fadenförmig, und die Narbe zweitheilig. Die eiförmig-längliche Samenkapſel iſt holzig, zweifächrig, der Länge nach aufſpringend, und außerhalb geſtreift. Der Samen liegt ſchuppenartig übereinander, und iſt mit einem häutigen Rande umgeben. Dieſer wahre Chinarindenbaum gehört jetzt zu den ſeltenen Arten dieſer Gattung, und was dabei merkwürdig iſt, ſo hat es den Amerikanern bis jetzt noch nicht gelingen wollen, weder dieſe noch andere Arten der Gattung Cinchona aus Samen zu ziehen.

Chineſiſche Sprache, Schrift und Literatur. Der Grund der chineſiſchen Sprache iſt eine Sammlung einſylbiger und indeklinabler Wurzelwörter, die, wenn ſie auch, mit europäiſcher Schrift geſchrieben, mehrſylbig zu ſeyn ſcheinen, doch in der Ausſprache nur Eine Sylbe geben. Ueber die Anzahl dieſer einſylbigen Urlaute haben ſich die chineſiſchen Sprachforſcher noch nicht vereinigen können. Einige nehmen ihrer 328, Andere 333, noch Andere 350 an; die chineſiſchen Wörterbücher aber 484. Thomas Hyde hat dieſe einfachen Urſylben nach engliſcher, Le Comte nach franzöſiſcher, Bayer und Fourmont haben ſie nach portugieſiſcher Ausſprache geliefert. Sie werden weder deklinirt, noch konjugirt; derſelbe Wurzellaut drückt in einer und

derſelben Geſtalt Verbum und Nomen, Subſtantivum und Adjektivum, Genus, Numerus und Caſus, Modus und Tempus aus; Redetheile und die mannigfaltigen Neben- und Verhältnißbegriffe, die in andern Sprachen durch Veränderungen der Wurzelwörter unterſchieden werden, ſind in der chineſiſchen Sprache durch keine äußere Zeichen unterſcheidbar, ſondern müſſen aus dem Gang der Rede errathen werden. Jeder einſylbige Wurzellaut kann durch die Veränderung der Stimme, des Tons oder Accents mehrere Bedeutungen bekommen. Le Comte bringt dieſe Tonveränderungen auf 5 Fälle zurück. Man ſpricht dieſe einſylbigen Urlaute 1) monotoniſch oder gleichtönend aus, ohne Stimme und Ton ſteigen oder fallen zu laſſen, wie bei den deutſchen Zahlen eins, zwei, u. ſ. w.; 2) oder gleichtönend tief, wobei die Sylben, welche ſich aspiriren laſſen, jederzeit aspirirt werden, 3) oder hoch im Anfang, worauf man kurz abfällt, wie wenn man im Zorn nein ſagt; 4) oder ſteigend, ſo daß der Ton tief anfängt, oder ſteigt, auch länger gedehnt wird, als ein andrer Ton, wie wenn man aus Verwunderung ſo ſagt; 5) endlich kurz abgebiſſen, als wenn man aus Furcht den angefangenen Laut nicht vollenden könnte. Durch dieſe Veränderungen der Stimme und des Accents ſteigt die kleine Zahl von Wurzellauten nach Cibot zu 1445, nach Le Comte zu 1665 hinan. Von Manchen wird die Zahl der Töne, die jeder Urlaut bekommen kann, auf 8, von Andern auf 11 und 13 geſetzt; wovon aber Cibot, der genaueſte Schriftſteller über dieſe Materie, nichts erwähnt. Wenn dieſe mannigfaltigern Töne Grund haben, ſo ſind ſie wohl nur in einzelnen Fällen zuſammengeſetzter, und eben darum bei der allgemeinen Darſtellung der Beſchaffenheit der chineſiſchen Sprache als wahre Ausnahmen von Cibot übergangen worden. Mit der Proſodie verändert ſich die Bedeutung der Wörter; durch ſie drückt der einſylbige Laut oft entgegengeſetzte Dinge aus (wie Tschu nach Verſchiedenheit des Accents einen Herrn, ein Schwein, eine Köchin, einen Pfeiler u. ſ. w.). Die Setzung des Tons beſtimmt, ob die Wurzelſylbe als Nomen oder Verbum, ob das Nomen im Poſitiv oder Comparativ, ob das Verbum in der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Zeit genommen werden ſoll. Feinheit der Stimme und des Ohrs ſind beim Chineſiſchen unerläßliche Bedingungen. Einſylbige Wörter werden zu einſylbigen geſetzt, um zuſammengeſetzte Begriffe und Phraſen zu bilden; aber ſie bleiben auch in der Zuſammenſetzung einſylbig. Mit jedem neuen Begriff, der bei den Chineſen entſteht, oder unter ſie gebracht wird, entſtehen neue Zuſammenſetzungen, daß ſelbſt der, welcher die chineſiſche Sprache vollkommen verſteht, häufig durch neue Ausdrücke überraſcht wird. Dabei bleibt die Zuſammenſtellung immer höchſt einfach, und folgt genau der Ordnung der Begriffe; ſie erlaubt ſich keine Inverſion, und zwingt ſelbſt die Begeiſterung des Dichters und Redners zu einer feſtbeſtimmten Folge der Zuſammenſetzung, und hält ſie ab, Perioden von mehreren Gliedern künſtlich in einander zu ſchlingen. Dieſe einſylbige Sprache wird mit uralten Charakteren, die lauter Begriffszeichen ſind, geſchrieben, die man daher, ſo bald man nur ihre Bedeutung kennt, in jeder Sprache leſen kann, ohne die chineſiſche Sprache zu verſtehen. Es ſind alſo die chineſiſchen Schriftzeichen unſern Zahlzeichen (den arabiſchen Ziffern) ähnlich, deren Bedeutung Jeder verſteht, ſie mögen zwiſchen deutſchen oder lateiniſchen, ruſſiſchen oder engländiſchen Worten ſtehen, wenn er auch ſelbſt kein Wort von dem deutſchen, lateiniſchen, ruſſiſchen oder engländiſchen Buch, in dem ſie gefunden werden, verſtehen ſollte. Jene einſylbigen, indeklinabeln Wurzellaute liegen in der Schrift- oder Bücher- und in der Umgangsſprache der Chineſen zum Grunde. Jede iſt zwiefach: es giebt eine doppelte Bücherſprache, die bloß geleſen wird, und die man beim Vorleſen oder bloßen Hören ſelten recht oder gar nicht ver-

ſteht; die ältere Bücherſprache der King, oder Kou-ouen; die neuere Bücherſprache, oder Ouen-tchang; eine doppelte Umgangsſprache, 1) die Umgangsſprache der feinen und gebildeten Welt, die ſich nur beim Sprechen gut ausnimmt, aber ihre Reize beim Schreiben verliert, oder Kuan-hoa; 2) die Pöbel- und Provinzialſprache, ein verdorbenes Kuan-hoa, oder Hiang-tan. Da alle dieſe vier Spracharten von denſelben einſylbigen Wurzellauten ausgehen, ſo iſt es für ſich ſelbſt klar, daß hier Sprache von Gattungen des Ausdrucks gebraucht wird, ſo wie man auch von Bücher- und Volksſprache anderer Nationen redet, ohne darunter verſchiedene Sprachen, ſondern verſchiedene Gattungen des Ausdrucks zu verſtehen. Die älteſte Schrift- und die feinere Umgangsſprache (Kou-ouen und Kuan-hoa) ſind die Grundlage der beiden übrigen Dialekte (des Ouen-tchang und Hiang-tan). 1) Das Kou-ouen, das bloß geleſen wird, iſt die Sprache der heiligen Bücher, der King, in denen es allein übrig iſt, und beſteht aus etwa 10.000 einſylbigen Wörtern, die aus den einſylbigen Urlauten zuſammengeſetzt ſind. Es iſt das reinſte Chineſiſche, deſſen Worte lauter Sachen und Begriffe ſagen; im Ausdruck gedrängt, gepreßt, figürlich und lakoniſch. Es iſt ſehr ſchwer zu verſtehen; daher über den Sinn der King bei den Chineſen viel geſtritten wird. Schon die Phraſen von ſieben bis acht einſylbigen Wörtern ſind ſchwer zu faſſen, zumal da der Faden der Rede allein beſtimmt, ob die einſylbigen Urlaute Verba oder Nomina, Subſtantiva oder Adjektiva ſind, ob im Singular oder Plural, ob in der gegenwärtigen oder vergangenen Zeit geſprochen werde. Die Schwierigkeiten des Verſtehens der King vermehrt noch die Unbekanntheit der Sachen, die Menge von Thatſachen, Namen und Anſpielungen, die eine tiefe Kenntniß des Alterthums erfodern. Doch lieſt ein geübter Gelehrter das Kou-ouen mit eben ſo viel Vergnügen, als ein geübter Humaniſt einen Horaz und Juvenal. Die Gelehrten in China unterſcheiden drei Arten von Kou-ouen: 1) die eine, vom höchſten Alterthum, Schang-Kou-ouen, iſt nur in den King und einigen Inſchriften übrig. 2) Die zweite, Tschong-Kou-ouen-, faßt alle die Schriften zuſammen, welche ſeit den King bis zum großen Bücherbrande geſchrieben ſind. 3) Die dritte, Hia-Kou-ouen, enthält Alles, was ſeit den Hang bis zur letzten Dynaſtie der Song (dieſe mit eingeſchloſſen) geſchrieben worden. Das uralte Chineſiſche haben die King erhalten; ihre Sprache ſah man für claſſiſch an. Selbſt die Kaiſer kopiren jetzt noch ihren Ton; in kaiſerlichen Reſkripten iſt noch beinahe Styl des hohen Alterthums. Auch der hohe Styl in Büchern ahmt ihre Sprache nach; wer gut ſchreiben will, braucht kein Wort und keinen Ausdruck, den nicht die King geheiliget haben, doch mit mancherlei Modifikationen, welche die Zeit eingeführt hat. 2) Kuan-hoa iſt die Sprache der Gelehrten und Beamten (der Mandarinen), die Hof- und höhere Geſellſchaftsſprache. Zu Nanking, wo ſonſt der Hof war, und zu Peking, wo er jetzt iſt, wird ſie am Feinſten und Angenehmſten geſprochen. Sie hat zwar die 1445 Wörter, jenen Grundſtoff aller chineſiſchen Dialekte, mit der älteſten Schriftſprache in den King, mit dem Kou-ouen gemein; aber ſie tragen in ihr ganz andere Bedeutungen, und werden durch ſehr verſchiedene Charaktere ſchriftlich dargeſtellt, wenn man ſie ſchreibt. Doch wird es zu Büchern nicht gebraucht, weil es im Schreiben verliert, ſondern ordentlich bloß geſprochen. Die Zahl ſeiner Worte iſt durch keine Muſter beſchränkt; ſie vermehren ſich fortgehend; es läßt Synonymen zu, um den Lakonismus einſylbiger Wörter zu mäßigen; es hat Präpoſitionen, Adverbien, und Partikeln, um casus, modos, tempora und numeros anderer Sprachen zu ergänzen; es hat pronomina und relativa zur Verbindung der Phraſen und klaren Darſtellung der Rede; und Füllpartikeln zu ihrer Ründung und Anmuth. Die

Anreihung und Stellung der einſylbigen Urlaute iſt in ihr weit natürlicher, der Sinn entwickelter, der Ausdruck wechſelnder, geſchmeidiger und gewandter, als im Kou-ouen. 3) Die neuere Schriftſprache, Ouen-tchang, die bloß geleſen und nicht geſprochen wird, ſteht zwiſchen beiden, dem Kou-ouen und Kuan-hoa, in der Mitte, und hat mit beiden Manches gemein. Es iſt weniger lakoniſch, als das Kou-ouen; aber nicht ſo plan als das Kuan-hoa, es iſt exquiſiter, eleganter, feiner, als die Umgangsſprache. Beim Leſen iſt es leicht, beim Hören durch Vorleſen ſchwer zu verſtehen. Der gemeinſchaftliche Grundſtoff der chineſiſchen Sprache iſt auch ſeine Grundlage; aber die gemeinſchaftlichen Urlaute ſind noch im Sinn verſchieden, und werden in einer andern Ordnung aneinander gereiht. Es iſt edler, als die höhere Umgangsſprache; und letztere würde affektirt klingen, wenn man einen großen Theil des Ouen-tchang und des Kou-ouen in dieſelbe aufnehmen wollte; daher auch das Kuan-hoa gegen das Ouen-tchang bäueriſch klingt, wenn man es ſchreiben will. In Eleganz und Gedrängtheit hält es die Mitte zwiſchen der alten Schrift- und der modernen Umgangsſprache der gebildeten Stände. Seine Eleganz und Erhabenheit richtet ſich nach dem Gegenſtand, den es einkleidet. In Poeſie und Beredſamkeit nimmt es einen höhern Schwung, als bei Gegenſtänden der Geſchichte, Literatur, Philologie und Kritik; und in dieſen wieder einen höhern, als beim Vortrag der Moral, der Rechtsgelehrſamkeit, der Medicin und anderer Wiſſenſchaften. Es iſt ihm erlaubt, zuweilen nach der Erhabenheit und Gedrängtheit des Kou-ouen zu ſtreben, und mit ihm um ſeine Vorzüge zu ringen; aber es muß ſich hüten, auf gleiche Linie mit dem Kuan-hoa herabzuſteigen, und ſeinen Ton anzunehmen, weil der zu gemein, und ſein Styl im Schreiben nicht ausgewählt genug wäre. Die Zahl ſeiner ausgeſuchten Wörter iſt daher beſchränkt, und ſteigt auf etwas mehr als 60.000. 4) Die Pöbel- und Provinzialſprache, Hiang-tan, iſt ein mehr oder weniger verändertes und verdorbenes Kuan-hoa, und, wie dieſes, in der Zahl der Wörter unbeſchränkt. Da China zwölf Mal ſo groß, als Deutſchland iſt, und eben ſo viele Menſchen ernährt, als Europa; da ſeine 15 oder 18 Provinzen (nach Andern) in viele kleine Theile zerfallen, die klimatiſch von einander verſchieden ſind, und von ſehr verſchiedenen Nachbaren berührt werden, die auf die Sprache Einfluß haben, ſo müſſen unzählige Dialekte in China geredet werden. Aber alle dieſe unzähligen Städte-, Dörfer-, Küſten- und Provinzialdialekte fließen aus Einer Quelle, aus dem Kuan-hoa ab. Sie ſind daher alle einſylbig, und aus einſylbigen Urlauten zuſammengeſetzt; die Wörter, welche ſie gemeinſchaftlich haben, werden durch die Ausſprache entſtellt, und erhalten Gegendenweis ganz andere Bedeutungen, wie in den Provinzialdialekten aller Sprachen in der ganzen Welt der Fall iſt. Beſonders ſollen in den ſüdlichen Provinzen von China die Mundarten zahlreich und abwechſelnd ſeyn. In den drei auf der öſtlichen Küſte gelegenen Provinzen, Nankin, Tſchaktſiu, und Foktsju (oder Kiang-nan, Tſche-kiang und Fo-kien) kamen dem einſichtsvollen *Kämpfer* die drei Mundarten, die dort geredet werden, wie drei verſchiedene Sprachen vor; aber wenn die beiden übrigen nicht mehr von dem Kuan-hoa abweichen, als der Dialekt von Fo-kien, der uns durch eine Sprachlehre bekannt iſt, ſo ſind auch dieſe nichts weiter als Provinzialdialekte. Bei dieſer Beſchaffenheit der chineſiſchen Sprache muß eine chineſiſche Sprachlehre auch von einer ganz eigenen Beſchaffenheit ſeyn. Sie hat weder von Deklinationen und Conjugationen, noch von einer Syntax zu reden; denn die Sprache ſelbſt beſteht aus lauter einſylbigen indeklinabeln Wörtern, aber ſie muß lehren, wie man durch den Ton oder den Accent das Verbum vom Nomen, das Subſtantivum vom Adjektivum und von der Partikel, das Aktivum vom Paſſivum, die gegenwär-

tige Zeit von der vergangenen und zukünftigen u. ſ. w. unterſcheidet. Sie muß, da die chineſiſchen Charaktere lauter Begriffszeichen ſind, die Begriffe kennen lehren, die mit jedem Charakter verbunden ſind, und, um die Ueberſicht derſelben zu erleichtern, ihre unüberſehliche Menge auf ihre Grund- und Wurzelzeichen, die ſo genannten chineſiſchen Schlüſſel, zurückführen; ſie muß dieſe Begriffszeichen, da man ſie in jeder Sprache leſen kann, in chineſiſcher Sprache ausſprechen lehren. Um dieſes zu begreifen, bedarf es einer genauern Kenntniß der chineſiſchen Schrift. — Unſere Kenntniß von dem allmähligen Urſprung, der jetzt gewöhnlichen chineſiſchen Begriffszeichen beruht bloß auf chineſiſchen Traditionen, welche in den Berichten europäiſcher Miſſionarien enthalten ſind, und auf den Schriftproben, welche ſie aus echten chineſiſchen Denkmälern wollen genommen haben. Da man in Europa die Denkmäler ſelbſt keiner kritiſchen Prüfung unterwerfen kann, ſo muß man die Richtigkeit der Geſchichte, die ſie daraus mit Hülfe jener Traditionen von den chineſiſchen Schriftzeichen entworfen haben, dahin geſtellt ſeyn laſſen, obgleich zwei Punkte, das hohe Alter der einzelnen Schriftzeichen, und der Mangel an Nachrichten über die Hülfsmittel, die zur Entzifferung jener Denkmäler gebraucht worden, Bedenken und Zweifel erregen. — Die älteſte Schrift der Chineſen, von der man Spuren hat, war eine wahre Bilderſchrift, die ſelbſt auf intellektuelle, abſtrakte und moraliſche Gegenſtände übergetragen worden. Man nannte ſie von ihren Bildern Schiang hing; ſie findet ſich noch in den Y-King, den klaſſiſchen Schriften in Kou-ouen geſchrieben. — Die Unbequemlichkeit und Unvollkommenheit dieſer Schrift nach dem Verfluß der Zeiten der erſten Einfachheit ſoll den Kaiſer Hoang-ti bewogen haben, ſeinem Miniſter Tſang-kié aufzutragen, auf eine Verbeſſerung der jetzt unzureichenden Schrift zu denken. Einſtens, als er ſich damit auf einem Spaziergang am ſandigen Ufer eines Fluſſes trug, brachten ihn die bemerkten häufigen Fußtritte der Vögel auf den Gedanken, nach ihnen eine Schrift zu bilden, die auch der Kaiſer genehmigte. Sie beſtand aus 540 Charakteren, und ward von den Originalen, die er dabei copirte, Niao-tsi ouen (die nach den Fußtritten der Vögel gebildete Schrift) genannt. In dieſer Schrift ſoll das Denkmal des Kaiſers Yü abgefaßt ſeyn. Es reichten aber die 540 Charaktere lange nicht hin, alle Begriffe auszudrücken; und man fing ſchon früh an, ſie zu vermehren. Unter den früheſten Vermehrern wird Schün (welcher der Sage nach 2200 Jahre v. Chr. lebte) namentlich genannt; ſeinem Beiſpiel folgte unter den drei Dynaſtien, Hia (von 2206—1767 vor Chr.), Schang (von 1767—1122 vor Chr.) und Tſcheu (von 1122—258 vor Ch.), jeder der mit den vorhandenen Charakteren nicht glaubte auskommen zu können; andere änderten die Form der Charaktere auch ohne Noth, weil ſolche Aenderungen einmal Ton der Zeit waren; die Schriftzeichen geriethen dadurch in ſolche Verwirrung, daß ſich zuletzt Niemand mehr aus ihnen heraus finden konnte. Um dem Uebel abzuhelfen, trug der Kaiſer Siuen-ty dem Präſidenten des Collegiums der Geſchichtſchreiber, Tſcheu, 823 J. vor Chr. auf, die Uniformität der Charaktere wieder herzuſtellen. Er führte nun das Tschuen-tsé ein, das iſt, eine aus flüchtig gezeichneten Bildern und Symbolen beſtehende Schrift, die man ſpäterhin Ta-tschuen-tsé d. i. das alte Tschuen-tsé nennt, zum Unterſchied des neuen, das zur Zeit des Kaiſers Schi-hoang-ti eingeführt worden. Die Dynaſtie der Tſcheu verfiel, und es erhoben ſich viele einzelne Fürſten in den Provinzen, deren jeder in ſeinem Staat zum Zeichen ſeiner Souveränität eigene Schriftzeichen einführte, ſo daß am Ende der Dynaſtie der Tſcheu (oder der Tſchen-kue, wie man die Periode der vielen mit einander kämpfenden Könige nennt) über 70 verſchiedene Schriftarten in China ſollen gezählt worden

ſeyn. Aus einem der kleinen fürſtlichen Häuſer ſtand endlich im Zeitalter des Hannibal ein chineſiſcher Held, Schi=hoang=ti, auf, der alle die kleinen Fürſtenhäuſer ſammt dem Stamm der Tſcheu ausrottete, und A. 247 vor Chr. ganz China unter ſich vereinigte. Um den Nachkommen der unterjochten Fürſten alle Beweiſe ihrer Rechte an einzelne Provinzen zu entreißen, verordnete er den großen Bücherbrand, der außer den öffentlichen Dokumenten der Archive, auch alle frühere Geſchichtswerke, ſelbſt den heiligen Schu=king, verzehrte. Nur wenige alte Bücher wurden von einzelnen Gelehrten, mit Gefahr ihres Lebens, gerettet. Daneben gab er ſeinem Miniſter Li=ſe auf, für Einheit der Schriftzeichen durch ſein ganzes Reich zu ſorgen. In Verbindung mit zwei Gelehrten, Tſchao=kao und Hu=mu=king, die er an den Hof berief, und mit der hiſtoriſchen Akademie goß er die bisher zu flüchtig gezeichnete Tſchuen=tsé in eine genauer, mehr nach den Regeln des Verhältniſſes gezeichnete Schrift um, und benannte ſie von der Grundlage, von der er ausgegangen war, Siao-tschuen-tsé d. i. das ſpätere oder neuere Tſchuen=tsé. Es wurde von ihm dem Kaiſer in einem Wörterbuch übergeben, das 9353 Charaktere enthielt. — Bisher war Bambus der Schreibeſtoff geweſen, auf das man mit einem ſpitzigen Stab die Charaktere eingrub. Mong=tien, ein berühmter General Schi=hoang=ti's, führte ein grobes Papier mit Pinſel und Tinte ein, deren Gebrauch ſich ſchnell durch China verbreitete. — Tſching=miao, einer von den Gelehrten, welcher an dem Siao=Tſchuen mit gearbeitet hatte, verwandelte kurz darauf die gebogenen Grundſtriche derſelben in gerade: nach dieſer Umänderung hieß die Schrift Li-schu oder Li-tsé; ſie iſt noch gebräuchlich, aber nur bei Vorreden und kaiſerlichen Mandaten. — Das Haus des Schi=hoang=ti erloſch, und die Hang wurden Beſitzer des Throns (von 207 vor, 220 nach Chr.), deren Dynaſtie nichts von dem Andenken an das Alterthum zu fürchten hatte. Sie fingen daher mit dem größten Eifer an, die durch Schi=hoang=ti dem gänzlichen Untergang beſtimmten Werke des Alterthums wieder herzuſtellen. Die verſteckten Bücher wurden aus der Verborgenheit hervorgezogen; andere, wenigſtens nach Bruchſtücken, wieder aus dem Gedächtniß hergeſtellt; aus den geretteten King wurde die neue Art zu ſchreiben reformirt, und durch Vergleichen und Forſchen, beſonders durch das Vergleichen der Schriften auf Bambus und der Inſchriften auf einzelnen Steinen, Mauern und andern Denkmälern, wurden ungefähr 10.000 Charaktere verifizirt, und wieder hergeſtellt. Man berichtigte, was ſich berichtigen ließ, man deutete, erläuterte, rechtfertigte und widerlegte; aber unter dieſen Arbeiten entſtanden wieder allerlei Abarten von Schriftzeichen; und doch erfoderte die Menge und Wichtigkeit der alten Denkmäler, die erhalten werden mußten, die große Zahl der Dinge, auf welche man den Gebrauch der Schrift ausdehnte, Geſchmack an den Wiſſenſchaften, und Begierde nach nützlichen Büchern, Uniformität der Charaktere. Die ſpätern Hang ließen daher eine ſyſtematiſche Reduktion der Charaktere vornehmen, bei der das Li=ſchu des Tſching=miao zum Grunde gelegt wurde, und daſſelbe eine noch ſteifere Geſtalt erhielt. So iſt die heutige chineſiſche Symbolik, Tsching-tsé oder Kiai-schu, entſtanden, die alle übrigen Schriftarten verdrängt hat. — Das Siao=tſchuen iſt ſo außer Gebrauch geſetzt, daß man ſich deſſelben bloß noch auf Siegeln bedient. Zwar hatte Hiü=tſchi im Anfang der Dynaſtie der Hang zu ſeiner Erhaltung Alles angewendet; er erklärte ſeine 9353 Charaktere in einem eigenen Wörterbuch Schue-ven (explicatio rationalis) betitelt; es hat auch noch claſſiſchen Werth in China für die alten Charaktere; aber ſeinen Zweck, die Erhaltung des Siao=tſchuen zu ſichern, hat es doch nicht erreicht. Neben dem Tsching-

Digitized by Google

tsé ſind nur zwei andere Schriftarten in einigem, aber ſehr eingeſchränktem Gebrauch, Li-ſchu oder Li-tsé von Tſching-miao, wie ſchon oben erinnert worden, bei Vorreden und kaiſerlichen Mandaten, und Tſao-tsé bei Vorreden. Tsao-tsé iſt von drei Gelehrten, Tſchang-ti, Tu-ſu und Tſchui-yuen unter der Regierung des Kaiſers Tſchang-hoang-ti (80 J. nach Chr.) erfunden worden, und hat ſeinen Namen Tsao-tsé d. i. Strohſchrift, Kräuterſchrift, davon erhalten, daß ſie ſehr gewundene Grundſtriche bekam, um ſich leichter und fließender ſchreiben zu laſſen. Demnach iſt Tsching-tsé die einzige chineſiſche Schriftart, mit der man ſich bekannt zu machen braucht, um chineſiſche Bücher zu leſen, ohne die chineſiſche Sprache ſelbſt erſt zu erlernen. Sie beſteht aus drei Elementen, der geraden und krummen Linie und dem Punkt, oder, wie man auch ſagen kann, aus ſechs oder ſieben Grundzügen, die auf verſchiedene Weiſen, neben-, über- und untereinander geſetzt werden. Durch ihre verſchiedenen Zuſammenſetzungen und Verbindungen entſtehen 214 neue Zeichen, die ſogenannten chineſiſchen Schlüſſel, welche die Grundlage zu allen übrigen ſind, und aus denen ſich 80.000 Charaktere, jeder für eine eigene Bedeutung, bilden laſſen. Bis zu dieſer Einfachheit haben erſt die neuern chineſiſchen Grammatiker ihre Symbolik zurückgebracht; denn die frühern haben eine größere Zahl angenommen, wie das Wörterbuch Tſe-hai 707 Schlüſſel für 66.474 Charaktere. Nach der Ankunft des erſten Europäers in China, des Portugieſen Ferdinand Perez von Andrada (1517), verfloſſen noch über 60 Jahre ehe Europa die erſte ſchwache Kenntniß von dem Eigenthümlichen der Sprache, Schrift und Literatur der Chineſen erfuhr; erſt die Miſſionen, welche der Papſt ſeit 1552 unter ſie veranſtaltete, bahnten den Weg dazu, der aber ſehr langſam zur wirklichen Belehrung der Europäer betreten wurde. Mit einer kleinen Kenntniß der chineſiſchen Begriffszeichen, die er ſich durch den Umgang mit einigen Chineſen auf Malacca zur Vorbereitung auf ſeine Miſſion erworben hatte, ſchiffte ſich der Jeſuite Franz Xaver nach China ein, verſchied aber vor ſeiner Landung im Angeſicht der chineſiſchen Küſte (1552). Noch ehe ein Gelehrter in Europa nur einen dunkeln Begriff von chineſiſcher Sprache und Charakteriſtik hatte, wurden die erſten chineſiſchen Handſchriften (1580) von den Philippinen in die vatikaniſche Bibliothek und in das St. Lorenz-Kloſter zu Madrid gebracht; um dieſelbe Zeit kam der P. Herrada mit einer Sammlung von faſt hundert chineſiſchen Schriften auf den Philippinen aus China an, als gerade der ſpaniſche Geſandte an den chineſiſchen Kaiſer, Juan Gonzalez de Mondoza, daſelbſt anweſend war. Glücklicher Weiſe befand ſich daſelbſt zu gleicher Zeit ein Kenner der chineſiſchen Schriftzeichen; und der ſpaniſche Geſandte nahm dieſe günſtige Gelegenheit wahr, eine dieſer Schriften, die vom Zuſtand und der Macht des chineſiſchen Reichs handelte, (wahrſcheinlich ins Spaniſche) überſetzen zu laſſen. Er rückte die Ueberſetzung in die Beſchreibung ein, die er von der Reiſe des Franziskaners Martin Ignazio nach ſeiner Ankunft zu Rom unter Sixtus V. (1585) drucken ließ: die erſte Schrift, welche einen ſchwachen Begriff von den hiſtoriſchen Arbeiten der Chineſen gab, und die erſten chineſiſchen Begriffszeichen, aber verzerrt und ungeſtaltet, die der Seltenheit der Sache wegen eingedruckt waren, den Europäern vor Augen legte. Mittlerweile machten ſich die Jeſuiten, wie Michael Roger und ſein Nachfolger, P. Ricci (geſt. 1610), durch welche die Miſſionen nach China förmlich eingerichtet wurden, mit Sprache, Schrift und Literatur der Chineſen näher bekannt; es koſtete ſie zwar viele Mühe und Geldgeſchenke, bis ſich hier und da ein Mandarine bewegen ließ, ihnen einigen Unterricht zu ertheilen; aber ſie erreichten doch zu-

letzt ihren Zweck. Noch ſchränkten ſich geraume Zeit die Vortheile davon faſt bloß auf die Miſſionsgeſchäfte in China und auf die Chineſen, die etwas von den Europäern lernen mochten, ein, indem Ricci zu ihrem Behuf allerlei Lehrbücher in chineſiſcher Sprache verfertigte; erſt durch den Portugieſen Alvarus Semedo kamen (zwiſchen 1622—1658) einige richtige Begriffe über die Sprache der Chineſen, über ihre Verſchiedenheit am Hofe zu Peking und in den Provinzen, und über die Beſchaffenheit der chineſiſchen Charaktere, unter die Europäer. Schade war es, daß ſeine Notizen über die Sprache der Chineſen zu kurz, und daher dunkel, und die über ihre Schrift nicht mit den Zeichnungen im Druck begleitet waren, die er ſeiner Handſchrift beigefügt hatte; dadurch ging ein großer Theil ihrer Deutlichkeit und Brauchbarkeit verloren. Nach ihm blieben die Kenntniſſe der Europäer von der chineſiſchen Literatur wieder geraume Zeit ſtille ſtehen; denn was Ludewig de Comitibus zu Semedo's Nachrichten zuſetzte, das war von geringem Belang, und die übrigen Jeſuiten, wie Nicolaus Trigaud (vor 1628), beſchäftigten ſich mehr mit der Geſchichte ihres Ordens und ihrer Miſſion, als mit der Literatur der Chineſen. Deſſen ungeachtet wagte es Theophilus Spizel (1661), eine Geſchichte des Zuſtandes der Literatur in China aus dieſen mangelhaften und magern Nachrichten zuſammenzuſetzen; ſie fiel aber auch höchſt mager aus, und füllte ihren Raum mehr mit fremden Dingen, als mit Nachrichten von der Cultur der Wiſſenſchaften in China. — Die Aufmerkſamkeit auf die chineſiſche Literatur hatte das 1625 zu Siganfu in der Provinz Chenſi gefundene Monument, über die Einführung des Chriſtenthums in China durch den Neſtorianer Olopuen, mit einer halbſyriſchen und halbchineſiſchen Aufſchrift, erſt recht belebt; die Aufſchrift ward zu Rom 1631 mit einer portugieſiſchen und lateiniſchen Ueberſetzung herausgegeben, und beſchäftigte ſeit ihrer Erſcheinung die verſchiedenſten Gelehrten. Athanaſius Kircher ließ ſie zwei Mal mit Erläuterungen drucken, ohne ſie völlig zu erklären; Johann Müller aus Greiffenhagen faßte (ſeit 1667) bei dem Studium des Monuments nach der zweiten Kircher'ſchen Ausgabe alle ſeine Ideen und Plane zu einer Clavis Sinica zur Enträthſelung der chineſiſchen Charakterzeichen, die aber alleſammt unausgeführt geblieben ſind; Chriſtian Menzel legte es (1685) bei ſeinem Verſuch eines chineſiſchen Wörterbuchs zum Grunde. Gleichzeitig mit dieſen Verſuchen über das chineſiſche Monument ward die Neugierde noch durch die Bekanntmachung von allerlei literariſchen Fragmenten in chineſiſcher Sprache gereizt: 1) Athanaſius Kircher ließ (1667) in ſeiner China illustrata einen Unterricht im Chriſtenthum in chineſiſcher Sprache, aber (was ihn ganz unbrauchbar machte) mit lateiniſchen Buchſtaben drucken, und einen von dem Miſſionär Michael Boym gemachten Auszug aus einem chineſiſchen Buch über die Bildung der chineſiſchen Charaktere; 2) in der franzöſiſchen Ueberſetzung der China illustrata ließ Kircher ein von Boym erhaltenes chineſiſches Wörterbuch einrücken, in dem aber die chineſiſchen Worte leider! nur mit lateiniſchen Buchſtaben ausgedrückt waren; 3) der Jeſuite Michael Boym gab (1656) eine chineſiſche Flora heraus, in der jedem natürlichen Körper der chineſiſche Name in den einheimiſchen Zeichen beigefügt war, und Cleyer aus ſeinen Papieren eine von ihm ins Lateiniſche überſetzte chineſiſche Schrift vom Puls, und allerlei Nachrichten, die mediciniſche Praxis in China betreffend. — Die erſten Anfänge aller genauen Kenntniß der chineſiſchen Sprache, Schrift und Literatur verdankt Europa der Anweſenheit dreier geborner Chineſen; die beiden erſten waren Begleiter der beiden Miſſionare Martini und Couplet, der dritte war zu Paris angeſtellt. Martini und Couplet hatten ſelbſt große Kenntniß des Chineſiſchen, und wo ihre Einſicht

nicht hinreichte, die Neugierde der europäiſchen Gelehrten zu befriedigen, da halfen die Kenntniſſe ihrer chineſiſchen Reiſegefährten aus; Manches ſchrieben ſie auf, Manches theilten ſie nur mündlich mit, und durch ihre ſchriftlichen und mündlichen Belehrungen erweckten ſie Begeiſterung für die chineſiſche Literatur, und zwar nicht etwa bloß bei einem oder dem andern Gelehrten, ſondern bei einer ganzen Reihe von gelehrten Männern in den verſchiedenſten Ländern, da ſie während ihres Aufenthalts in Europa durch Holland, Deutſchland, England und Frankreich reiſten. Der Eindruck, den ſie machten, und die Kenntniſſe, die ſie mittheilten, waren bleibend. Die Wirkungen des Jeſuiten Martini und ſeines Gefährten (ſeines famuli Sinensis Dominici, wie er nur genannt wird) waren die ſchwächſten. Golius genoß nur (1654) ihren achttägigen Umgang zu Antwerpen, meiſt in dem Hauſe des daſigen Syndikus, Jakob Edelher, während deſſen er den beiden Reiſenden nicht nur allerlei, die chineſiſche Sprache, Schrift und Literatur betreffende Belehrungen abfragte, ſondern auch die erſten richtig gezeichneten Charaktere in den chineſiſchen Aufſätzen, die ſie ihm mittheilten (einem chineſiſchen Catechismus, einem Vater Unſer, einem Glauben, einem Decalogus und einem Verzeichniß der gewöhnlichſten Worte in chineſiſcher, japaniſcher und annamitiſcher Sprache mit chineſiſchen Charakteren und ihrer mit lateiniſchen Buchſtaben ausgedrückten Ausſprache). Alle dieſe Papiere kamen als Golius gelehrter Nachlaß in Reland's Hände, der ſie zu ſeiner Abhandlung von der chineſiſchen Sprache und Schrift benutzte, und darauf auch Maſſon mittheilte, der ſie aber zu ſeinen etymologiſchen Träumen mißbrauchte, nach welchen ſich die chineſiſchen Wörter in der hebräiſchen Sprache ſollten wieder finden laſſen. — Couplet, mit ſeinem chineſiſchen Reiſegefährten Xiu-fo-çum aus Nankin, kam (1686) in Europa an, als ſchon die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die chineſiſche Literatur gerichtet war. Deutſchland inſonderheit hatte der Greiffenhagner Andreas Müller ſchon ſeit beinahe zwanzig Jahren mit Erwartungen erfüllt; der churfürſtlich-brandenburgiſche Hof zu Berlin, und ſelbſt der große Churfürſt (deſſen Bibliothek ſchon im Beſitz einer Sammlung chineſiſcher Handſchriften war), hatte ſo lebhaften Antheil an den chineſiſchen Verſprechungen des Berliniſchen Probſtes genommen, daß jener den gelehrten Berliniſchen Chineſen allerwärts auszeichnete, und dieſer mitten unter den Waffen und in Kriegslagern deſſen neue fliegende Blätter über die chineſiſche Literatur mit Wohlgefallen beachtete, und ihn zur Fortſetzung und Vollendung ſeiner verheißenen Clavis Sinica ermunterte; das Chineſiſche war zu Berlin ſo geſchätzt, daß ſelbſt der churfürſtliche Leibarzt Menzel glaubte, ſich zur Erhöhung ſeiner Wichtigkeit in das Chineſiſche hineinſtudiren zu müſſen. Er hatte bereits (1685) aus dem Monumentum Sinicum die Probe eines chineſiſchen Wörterbuchs zuſammengeſtellt, und über die Wurzel Ginſeng gelehrt geſchrieben, als die Nachricht von Couplet's Ankunft aus China in Berlin erſcholl. Sogleich wirkte er bei ſeinem Churfürſten aus, daß der Miſſionär an den churfürſtlichen Hof eine Einladung erhielt, die er auch annahm. Während ſeiner Anweſenheit nahm Menzel bei ihm Unterricht im Chineſiſchen, und knüpfte mit ihm die enge Verbindung an, welche er nach ſeiner Abreiſe durch einen unterrichtreichen Briefwechſel mit ihm unterhielt. Auf dieſem Wege, und durch Mittheilungen des Bibliothekars des Mandarinencollegiums der vier Nationen, Ludwig Piques, der bei ſeinem beſtändigen Verkehr mit China in Beſitz reicher Hülfsmittel für dieſes Fach der Gelehrſamkeit (ſeit 1687) war, ſammelte Menzel nicht nur den Stoff zu den Werken über die chineſiſche Literatur, die er ſelbſt noch herausgab, ſondern auch die reichen Materialien, welche nach ſeinem Tod in die königl. Bibliothek, und auf derſelben unter die Augen des gelehrten kö-

Digitized by Google

nigsbergiſchen Geſchicht= und Sprachforſchers Bayer kamen, der ſie in ſeinem Museum Sinicum verarbeitete. Und noch immer dienen dieſe chineſiſchen Sammlungen, welche die königliche Bibliothek in Berlin verwahrt, der Literatur. Mit ihrer Hülfe hat ſich der neueſte deutſche Gelehrte, Julius Klaproth, für dieſes Fach der Gelehrſamkeit gebildet. — Von Berlin nahm Couplet mit ſeinem chineſiſchen Reiſegefährten den Weg nach Frankreich. Hier unterrichtete er den bekannten Melchiſedek Thevenot in dem Chineſiſchen, und veranſtaltete die Ausgabe einer Abhandlung des Confucius in lateiniſcher Sprache. Weiter ging zwar vor der Hand der Antheil nicht, den Frankreich an dieſem Fach der Literatur nahm; aber die Grundlage zur Erleichterung ihres Studiums war vorhanden, und da in der königlichen Bibliothek zu Paris ſchon ein Vorrath chineſiſcher Handſchriften war, ſo gehörte nur noch eine Veranlaſſung dazu, um es in Gang zu ſetzen, und dieſe blieb nicht lange aus. Da nun die lateiniſche Ausgabe des Confucius den P. Couplet länger in Paris aufhielt, als er anfangs im Sinne hatte, ſo ſandte er, um künftig ſeine Abreiſe aus Europa beſchleunigen zu können, ſeinen Reiſegefährten, Franz Spinola, mit dem Chineſen Michael Xin=ſo=cum über Holland und England nach Portugal voraus. Auf ihrer Reiſe durch England nahm Thomas Hyde von dem gebornen Chineſen, welcher der lateiniſchen Sprache mächtig war, Unterricht im Chineſiſchen. Gelangte er gleich darin zu keiner umfaſſenden Einſicht, ſo machte er doch in mehreren ſeiner nach der Zeit herausgegebenen Schriften, das aſiatiſche Alterthum betreffend, einen nützlichen Gebrauch von den Kenntniſſen, die ihm der Chineſe mitgetheilt hatte. — Je länger Frankreich zögerte, ſich Verdienſte um die Verpflanzung der chineſiſchen Literatur nach Europa zu erwerben, deſto größer wurden ſie in der Folge. Im J. 1684 wurde eine ganze Geſellſchaft von Jeſuiten, Bouvet, Gerbillon, Fontenai, le Comte, Tachard und Visdelon nach China geſchickt, um über die Wiſſenſchaften des Reichs genauere Erforſchungen anzuſtellen, als man bisher in Europa gehabt hatte; ſie wurden, um ihrer Aufmerkſamkeit die nöthige Richtung zu geben, vor ihrer Abreiſe zu Conferenzen mit Caſſini und andern Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften eingeladen; ſie wurden, um ſie mit mehr Anſehen zu bekleiden, zu Mathematikern des Königs von Frankreich ernannt; ſie wurden mit europäiſchen Inſtrumenten verſehen u. ſ. w. Dieſe gelehrte Miſſion war nicht ohne Erfolg; P. Gouye gab einen Reichthum von Bemerkungen, die ſie gemeinſchaftlich gemacht hatten (1688 und 1692), heraus, und mehrere von ihnen ließen noch beſondere Werke über China drucken. Doch fallen die Hauptverdienſte der Franzoſen um die chineſiſche Literatur erſt in ſpätere Zeiten. — Im Anfang des 18. Jahrh. war ein geborner Chineſe, Arcadius Hoamgi, mit zurückkehrenden Miſſionarien nach Paris gekommen. Nachdem er bei dem Collegium der auswärtigen Miſſionen eine Zeitlang Dienſte gethan hatte, empfahl ihn der Abt Bignon zum Dollmetſcher der chineſiſchen Sprache bei der königlichen Bibliothek, um durch ihn den Reichthum an chineſiſchen Handſchriften und Büchern in ein Verzeichniß bringen zu laſſen. Ludewig XIV. genehmigte nicht bloß ſeine Anſtellung, ſondern er erhielt auch bald noch einige junge Franzoſen, Freret, und die beiden Brüder Fourmont (Stephan und Michael), drei nach der Zeit ſehr berühmte Gelehrte, zu Gehülfen, die unter ſeiner Anleitung ſo viele Kenntniß der chineſiſchen Sprache, Schrift und Literatur erhielten, daß ſie ihn an der Bibliothek erſetzen konnten, als er wenige Jahre nachher (1717) ſehr frühzeitig ſtarb. Stephan Fourmont ward unter ſeinen Schülern und Gehülfen der chineſiſchen Literatur, durch Schriften und Zöglinge, am Wichtigſten; er brachte die erſte berichtigte Grammatik zu Stande, und erzog an Joſeph

de Guignes einen Gelehrten, der den größern Theil ſeines Lebens der chineſiſchen Literatur mit dem angeſtrengteſten Fleiß weihte, und ſo lange er lebte, für den erſten Kenner der chineſiſchen Sprache in ganz Europa galt. Doch war ſie ihm bloß eine todte Sprache, bloß aus Büchern erlernt. Um auch die lebendige Kenntniß derſelben, die nur durch einen hinlänglich langen Aufenthalt im Lande, wo ſie geſprochen wird, erlangt werden konnte, einem Franzoſen zu verſchaffen, ſandte er ſeinen Sohn, nachdem er ſeine ganze eigene Kunde des Chineſiſchen auf ihn übertragen hatte, nach Canton in China, der ſich auch bis zur Ankunft der letzten holländiſchen Geſandtſchaft an den chineſiſchen Kaiſer (1802) der chineſiſchen Sprache ſchon ſo vollkommen bemächtigt hatte, daß er der Geſandtſchaft zum Dollmetſcher dienen konnte. Während dieſe ſprachgelehrten Männer in Europa die ihnen von China aus zugekommenen Nachrichten und literariſchen Sammlungen ſich zu eigen machten, und zur Kenntniß ihres Welttheiles brachten, arbeiteten ihnen gelehrte Miſſionäre, die ſich in China aufhielten, unaufhörlich in die Hände. Proſper Intorcerta gab 1676) theils zu Quamſcheu in der Provinz Canton, theils zu Goa einen Theil des Confucius chineſiſch und lateiniſch heraus, worauf ſeine europäiſchen Ordensbrüder (Kircher und Couplet) ſogleich dafür ſorgten, daß wenigſtens der lateiniſche Theil ſeiner Ausgabe durch neue in Europa verfertigte Abdrücke in allgemeinen Umlauf kam. Der Jeſuit Noël ließ (1711) eine lateiniſche Paraphraſe der ſechs claſſiſchen Bücher der Chineſen (See-shu genannt) drucken; Anton Gaubil überſetzte und erläuterte (zwiſchen 1724—1760) den ganzen Schuking des Confucius, in deſſen Beſitz aber Europa erſt zehn Jahre nach dem Tode des Bearbeiters kam; der Pater de Mailla (vor 1737) die großen Reichs-Annalen, die aber das franzöſiſche Miniſterium erſt 1777 zum Druck befördern ließ; der Pater Amiot (1772) die militäriſchen Verordnungen mehrerer chineſiſchen Kaiſer und Feldherren, und eine Reihe anderer in China geſchätzter Werke. Um geborne Chineſen zur Bekanntmachung ihrer Literatur geſchickter zu machen, wurden (1756) zwei Jünglinge von 19 Jahren (Jang Stephan und Kuo Aloys), die in den Orden der Jeſuiten zu Peking getreten waren, nach Frankreich geſchickt, wo ſie auf königliche Koſten neun Jahre lang nicht nur in der franzöſiſchen Sprache und den theologiſchen Wiſſenſchaften, ſondern auch von einigen Mitgliedern der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften in Phyſik, Naturgeſchichte und Chemie Unterricht erhielten, und zum Beſchluß ihres europäiſchen Aufenthalts eine Reiſe durch das ſüdliche Frankreich machten, um ſich Kenntniß von franzöſiſchen Fabriken und Manufakturen zu verſchaffen. Nach ihrer Rückkehr (1765) wurde mit ihnen, ſo wie mit den übrigen europäiſchen Miſſionären, mit Amiot, Cibot, Poirot, Bourgeois, Grammont, Raux u. A. vom Kriegsminiſter Bertin ein Briefwechſel unterhalten, den ſie mit Abhandlungen über allerlei Gegenſtände ihres Vaterlandes und mit Ueberſetzungen chineſiſcher Schriften begleiteten. Durch dieſe gelehrten Europäer wurde auch die Streitigkeit über den ägyptiſchen Urſprung der chineſiſchen Schrift verneinend entſchieden. Die Vergleichung der jetzt in China allgemein üblichen Begriffszeichen mit den ägyptiſchen Hieroglyphen führte auf die Erforſchung ihrer Geſchichte; doch nicht gleich anfangs, als Athanaſius Kircher und Thomas Hyde dieſe Vergleichung zuerſt anſtellten, ſondern erſt zu der Zeit, als der Guignes und Needham dieſelben weiter ausſchmückten. Bei dem Studium und der Vergleichung des Chineſiſchen mit andern alten Sprachen glaubte de Guignes zu entdecken, daß die Charaktere deſſelben nur eine Art von Monogrammen wären, die aus drei phöniciſchen Buchſtaben beſtünden, und daß das Leſen derſelben phöniciſche und ägyptiſche Laute hervorbrächte. Er folgerte daraus (was auch einſt ſchon Kircher, Huet und Mairan ver-

muthet hatten), daß die Chineſen eine ägyptiſche Colonie wären, die ſich um das J. 1123 vor Chr. in China niedergelaſſen habe. Des Hauterayes und de Pauw widerlegten ihn meiſt durch hiſtoriſche Gründe, auf die de Guignes ſorgfältig antwortete, ohne ſie gehörig zu entkräften; der Beweis aus den Schriftzeichen blieb lange unwiderlegt, weil er ſich nicht in Europa, ſondern nur in China durch ein genaues Studium der ältern chineſiſchen Schriftzeichen, die ſich auf alten Denkmälern finden, gehörig würdigen ließ. Erſt Needham leitete die Unterſuchung durch die königliche Societät zu London, deren Mitglied er war, bei der chineſiſchen Miſſion ernſtlich ein, als er auf einer zu Turin gefundenen Iſisbüſte (die wahrſcheinlich ſelbſt unecht iſt), ägyptiſche Charaktere glaubte entdeckt zu haben, die, nach den chineſiſchen Wörterbüchern zu Rom, Aehnlichkeit mit den chineſiſchen Charakteren zu haben ſchienen. Die Miſſionäre zu Peking wurden über Needham's Erklärung befragt, und bei ihrer Antwort durch Amiot, daß die auf der Büſte befindlichen Charaktere nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den chineſiſchen Schriftzeichen, gingen ſie in die Geſchichte der chineſiſchen Schriftzeichen ein, und machten Proben derſelben aus den ältern chineſiſchen Denkmälern bekannt, wovon ſchon weiter oben geredet worden. — Die jetzt gewöhnlichen Schriftzeichen in China ſteigen auf 80.000 Charaktere hinan; welches Gedächtniß wäre im Stande, ſie alle nach ihrer Bedeutung zu behalten? und geſetzt auch, daß man, wie verſichert wird, mit 9—10.000 Zeichen ausreichen ſollte, um alle Bücher zu leſen; weſſen Gedächtniß wäre ſtark genug, nur dieſe ſich einzuprägen? Da das bloße Leſenlernen ein halbes Menſchenleben koſtet, ſo haben ſchon die frühern Grammatiker der Chineſen zu ſeiner Erleichterung die Charaktere nach der Ordnung der Schlüſſel oder der einfachen Grund- und Wurzelzeichen in Wörterbücher geſammelt. Die drei vorzüglichſten, deren man ſich in China und Europa bedient, ſind erſt in den letzten zwei Jahrhunderten in China geſammelt und gedruckt worden. 1) Das Wörterbuch Tse-goei oder Tse-luy, welches Muy-in oder Muy-tan im J. 1615 unter der Regierung des Kaiſers Van-lie, aus dem Hauſe der Ming, vollendet hat, und unter der Regierung des Kaiſers Kang-hi (zwiſchen 1661—1722) gedruckt worden. Es erklärt aber bloß die neuern, jetzt üblichen Schriftzeichen, und enthält nur 33.179 Charactere. Zu ſeiner Ergänzung wurde am Ende der Dynaſtie der Ming der Anhang Tse-gali-pu ausgearbeitet, der 33.395 Charaktere enthält, und mit dem Hauptwerk unter Kang-hi gedruckt. 2) Das Wörterbuch Tsching-tse-tong, von Leao-pe-tſe in 36 Bänden enthält gegen 40.000 Charaktere. Es iſt zwar bloß zur Erklärung der jetzt üblichen Schriftart beſtimmt; aber es führt auch gewöhnlich die ältern aus dem Schue-ven und Lul-ya an. Das neueſte iſt das Wörterbuch des Kaiſers Kang-hi, Kang-hi-tse-tien betitelt, das er von dem Collegium der Han-lin zu Peking ausarbeiten ließ, und er ſelbſt, als es 1717 vollendet war, mit einer Vorrede begleitete, und in der Druckerei ſeines Pallaſtes zu Peking auf ſeine Koſten in 40 Bänden drucken ließ. Es erklärt etwa 40.000 Charaktere. Aber ſelbſt in dieſen Wörterbüchern die Bedeutungen aufzufinden, hat ſeine große Schwierigkeit, wenn man ſich auch die große Anzahl vorgeblicher Grundzüge noch ſo tief eingeprägt hat, weil in der Claſſifikation der übrigen viel Willkührliches iſt, und ſie nicht nach ihrem wahren Urſprung, ſondern nach bloß zufälliger Aehnlichkeit zurückführen. Andreas Müller verſuchte daher ſchon, mit Hintanſetzung der chineſiſchen Lehrart, die Schriftzeichen nach der Entſtehung aus einfachen, geraden, ſenkrechten, und rechts oder links ſchiefen Zügen, mit wenigern oder mehrern Anſätzen und Zuſammenfügungen deutlicher und leichter zu ordnen, und fand wenigſtens hierin Bayer's Beifall. — Die erſte chineſiſche Grammatik lieferte der Dominikaner Varo (1703) in ſpaniſcher Sprache. Sie war bloß denen zum Handgebrauch beſtimmt, die das Chineſiſche im Lande ſelbſt ſprechen lernen wollten,

und drückte daher die chineſiſchen Worte bloß mit lateiniſchen Buchſtaben aus; für den, der ſie leſen lernen wollte, um die chineſiſchen Wörterbücher gebrauchen zu können, fehlten die Charaktere und die dazu gehörigen Schlüſſel. Ohne dieſe Arbeit zu kennen, gab Bayer (1730) zu Petersburg aus dem Manuſkript eines Miſſionärs eine Sprachlehre heraus, die ſich an den Dialekt von Fokien hielt. Sie erfüllte aber nicht alle die Anfoderungen, die man an eine chineſiſche Sprachlehre zu thun hat; ſie gab weder eine Anweiſung, wie man die Charaktere mit chineſiſchen Worten zu leſen habe, noch that ſie die Ton- oder Accentzeichen hinzu. Alle dieſe Forderungen erfüllte erſt Stephan Fourmont, wenn man die Meditationes Sinicas und die Grammatik, wie ein Ganzes betrachtet. Außerdem kennt man noch zwei chineſiſche Grammatiken, die nie gedruckt worden ſind, aus der Notiz, die Fourmont von ihnen gegeben hat: 1) eine von dem Miſſionär Prémare, die durch den Reichthum von Beiſpielen, womit ſie jede Lehre und Regel begleitet, den Druck zu koſtbar, und ſchwierig gemacht hätte; 2) eine von dem Franciskaner Carl Horatius de Caſarano, von der Fourmont ſelbſt erzählt, daß ſie mit der ſeinigen in Form und Ordnung und Titelnzahl auf eine ganz wundervolle Weiſe übereinſtimme, welche Uebereinſtimmung er aus dem Gebrauch derſelben chineſiſchen Wörterbücher erklärt. — Der chineſiſche Bücherdruck ſoll unter den ſpätern Hang (reg. 200 J. v. u. n. Chr.) ſeinen Anfang genommen haben (in ihre Regierung wird auch der Urſprung der heut zu Tage üblichen chineſiſchen Charaktere verlegt). Bei größern Werken iſt er noch immer, was er bei ſeiner erſten Erfindung geweſen iſt, ein bloßer Holzſchnittdruck. Die Charaktere des Buchs, das gedruckt werden ſoll, läßt man ſeitenweis auf chineſiſches Papier zeichnen, und klebte es darauf auf eine Tafel von Holz, in welche der Holzſchneider die Charaktere nach der auf ihr liegenden Zeichnung eingräbt, worauf ſie unter der Preſſe in ſo vielen Exemplaren, als man haben will, abgedruckt, und zum künftigen weitern Abdrucken, das etwa nöthig ſeyn ſollte, in den Magazinen der kaiſerlichen Buchdruckerei aufbewahrt wird. Will man noch geſchwinder die Tafeln zum Druck fertig haben, ſo übergießt man ſie mit Wachs, und ſticht die Charaktere nach der darauf geklebten Zeichnung aus, bei welcher Verfahrungsart aber nur eine geringe Anzahl von Exemplaren abgezogen werden kann. Doch kennt man auch bereits in China bewegliche Lettern; ſie werden aber nur beim Druck der Zeitungen gebraucht, bei denen man mit einer kleinen Anzahl von beweglichen Charakteren ausreichen kann. Was noch kein Chineſe gewagt hat, die ganze Menge ſeiner Charaktere einzeln in Holz zu ſchneiden, das hat der europäiſche Kunſtfleiß verſucht. Stephan Fourmont ließ zu Paris nach der Zeichnung, welche ihm Gautier verfertigte, mehr als 50.000 Charactere von einer Reihe geübter Künſtler (von Reiſacher, Chambonneau, Blandin, le Vaſſaut, Texier und S. Leup) einzeln in Holz ſchneiden, die er zum chineſiſchen Druck mit beweglichen Lettern brauchen wollte. Nach ſeinem Tod brachte ſie ſein jüngerer Bruder, Michael Fourmont, in Ordnung, und legte ſie nach der Weiſe, wie in Buchdruckereien die Schriften in Käſten vertheilt ſind, in zwei große Käſten ein, deren jeder 120 Fächer hat. Seit 1801 war einige Jahre lang Hoffnung, daß Hager mit ihnen ein chineſiſches Wörterbuch würde drucken laſſen, die aber ſeit 1806, ſeit dieſer Gelehrte ſeine Stelle an der kaiſerl. Bibliothek zu Paris verlaſſen hat, wieder verſchwunden iſt. Ja, dem Erfindungsgeiſt eines deutſchen Künſtlergenies, des berühmten Buchdruckers Breitkopf zu Leipzig, iſt es gelungen, mittelſt 35 bis 40 einzeln gegoſſener Linien, Punkte, Commata u. ſ. w. alle chineſiſchen, auch die zuſammengeſetzten Charaktere ſo zu ſetzen, wie man europäiſche Wörter mit beweglichen Buchſtaben ſetzt. Seine gelieferte Probe läßt die Möglichkeit der Ausführung einer chineſiſchen Druckerei im Großen nicht bezweifeln; nur iſt es zu bedau-

ern, daß er ſeine Verfahrungsart nicht vollſtändig beſchrieben hat. An eine kritiſche Unterſuchung der alten heiligen Schriften der Chineſen (der King), um ihr Alter, ihre Glaubwürdigkeit und ihren innern Werth zu erforſchen, iſt kaum noch gedacht worden. Die bisherigen Kenner der chineſiſchen Literatur haben zu gläubig, ohne Kritik und Nachdenken, Alles auf- und angenommen, was ihnen die europäiſchen Miſſionarien mitgetheilt haben. Anfangs wiederholte man ſogar die handgreiflichſten Unwahrheiten, daß die Literatur der Chineſen bis auf Fohi und Hoangti hinaufſteige, und ein 4000jähriges Alter habe. Hoangti ſollte ſchon vor 4000 Jahren einen mediciniſchen Codex aufgeſetzt haben, nach welchem ſich die Aerzte in China richteten, obgleich die chineſiſchen Mandarinen ſelbſt den Codex nicht für echt, ſondern für ein Werk, nach dem großen Bücherbrand untergeſchoben, erklären. Bis 2514 vor Chr. führen die chineſiſchen Geſchichtbücher wichtige Beobachtungen am Himmel zurück; doch konnten bei den Discuſſionen darüber die Jeſuiten ſelbſt zuletzt nicht in Abrede ſeyn, daß ihre Ordensbrüder die vorgeblichen chineſiſchen Himmelsbeobachtungen nach ihren Calculen berichtigt und verbeſſert hätten. Glücklicherweiſe waren ſie nicht im Stande, ihren Verbeſſerungen völlige Richtigkeit zu geben, und reichten in ihren Fehlern den Rechnern in Europa die Waffen zu ihrer Widerlegung in die Hand. In ihrer Geſchichte machen ſie den Anfang mit Pu-on-ku, den die Miſſionäre mit Adam vergleichen, de Guignes mit dem Chaos; nun hat de Guignes zwar gezeigt, daß die chineſiſchen Geſchichtbücher vor der Dynaſtie der Tſcheu (vor 1122 vor Chr.) gar keinen Glauben verdienten; er iſt aber viel zu gläubig an Ueberlieferungen, wenn er ſchon unter dieſem Regentenhaus die Abfaſſung glaubwürdiger Geſchichtsquellen annimmt. Und wären ſie auch vorhanden geweſen — für die ſpätern Zeiten, für uns wären ſie doch verloren. Die Chineſen zählen fünf heilige Bücher (King), oder alte Schriften, welche die älteſten Ueberlieferungen treu und richtig enthalten. 1) Das Y-king, oder die Trigrammen des Fohi, ſammt den älteſten Kommentaren über ſie, wovon der letzte Confucius ſeyn ſoll; 2) das Schu-king, oder die alte Moralphiloſophie und Geſchichte des Reichs; 3) das Schi-king, oder eine Sammlung alter Geſänge, von Confucius veranſtaltet; 4) das Li-ki, oder die alten Gebräuche und Geſetze, vornehmlich aus den Zeiten der Tſcheu, gleichfalls eine Arbeit des Confucius; 5) Yo-king (nur in wenigen Fragmenten vorhanden), von der alten Muſik; 6) Tſchong-tſieu, oder Geſchichte des Reichs, von Confucius verfaßt. Wer die Schickſale dieſer Werke des Confucius kennt, wird keinen Augenblick anſtehen, ihre Echtheit für höchſt zweifelhaft zu erklären, und ihnen im Ganzen keinen Vorzug vor den King der zweiten, dritten und vierten Klaſſe einräumen, wovon man die der zweiten Klaſſe für unzuverläſſig, die der dritten für interpolirt, die der vierten für untergeſchoben längſt anerkannt hat. Alle King der erſten Klaſſe ſind beim großen Bücherbrand des Kaiſer Schi-hoang-ti (213 vor Chr.) ein Raub der Flammen worden; und falls ein Exemplar durch Zufall oder glückliche Maaßregeln ſeines Beſitzers gerettet worden wäre, ſo war es für die Nachwelt unbrauchbar durch den Umſtand gemacht, daß Schi-hoang-ti eine völlig neue Schrift in ſeinem Reich einführte, die im Fortgang der Zeit jedes mit der alten Schrift abgefaßte Denkmal unlesbar machte, wenn es nicht noch vor Ablauf jener Generation in die neue Schrift umgeſchrieben wurde. Der Fall war bei keinem der (dem Vorgeben nach) durch Zufall geretteten Exemplaren der King. Erſt 167 Jahre nach dem Bücherbrand (J. 146 vor Chr.) dachte Vu-ti, der fünfte Kaiſer aus dem Hauſe Han, an die Wiederherſtellung der durch den Bücherbrand untergegangenen heiligen Bücher; folglich zu einer Zeit, wo Niemand mehr die alten Charaktere leſen konnte, wie ſelbſt die Geſchichte in Anſehung der King von deren Wiederherſtellung

Nachrichten vorkommen, ausdrücklich angiebt. Selbſt die Chineſen von der Zeit ihrer Wiederherſtellung oder der Dynaſtie der Hang an bis auf die Song und weiter bis zu dem Anfang der Ming (von 146 vor Chr. bis 1368 nach Chr. herab) haben Zweifler an ihrer Echtheit und Glaubwürdigkeit aufgeſtellt; bald haben ſie die Möglichkeit ihrer Wiederherſtellung geleugnet, bald alle die Thatſachen in Zweifel gezogen, welche die alten Schriftſteller darüber aufbehalten haben; bald ſuchten ſie aus den innern Unruhen des Reichs und der Zerſtreuung der Gelehrten in bürgerlichen Kriegen, aus den Veränderungen der Dynaſtien und Charaktere und der Verbrennung der Bibliotheken zu beweiſen, daß ſich nichts Authentiſches habe erhalten können; ſie beſtritten ſie aus der Natur ihres Inhalts, aus ihren Anachronismen und andern Widerſprüchen; um wieviel genauer hätte ſie die europäiſche Critik in Unterſuchung nehmen ſollen? Geht man nun erſt zu den einzelnen King in der Unterſuchung fort, ſo mehren ſich die Spuren ihrer Unechtheit ſo ſtark, daß man ſie gezwungen für ſpäte, einem alten heiligen Namen untergeſchobene, Werke halten muß. — Das Y-king beſteht aus drei Kommentaren der Kua (der Trigramme) des Fo-hi. 1) Wen-wang kommentirte über ſie nur kurz; 2) Tſcheu-kong, ſein Sohn, ausführlicher, und 3) Confucius ſchrieb viele Jahrhunderte nachher Erläuterungen über die Kommentare des Vaters und Sohnes. Alle drei verbrannten bei dem großen Bücherbrand; und wie es doch erhalten worden, iſt völlig unbekannt; ſelbſt die Chineſen zweifeln daher an ſeiner Echtheit, zumal da die Ordnung der Kua des Fo-hi darin verändert, und mit dem Text des Wen-wang und Tſcheu-kong Veränderungen vorgenommen worden, und die Arbeit des Confucius darüber (die zehn Bücher der Veränderung) keine Zuverläſſigkeit habe. — Das Schuking (ein Exempelbuch für Regenten, Miniſter und Unterthanen, lauter abgeriſſene Reden, Maximen und Unterredungen über die Regierungskunſt der alten Beherrſcher von China, der Angabe nach 484 Jahre vor Chr. von Confucius aus den Werken der Geſchichtſchreiber zur Rechten und Linken unter den Dynaſtien Hia und Schang, und auf fünf andern Geſchichtſchreibern der Dynaſtie der Tſcheu geſammelt) ſoll bei dem Bücherbrand (213 vor Chr.) ſo gänzlich verſchwunden ſeyn, daß man kein Exemplar deſſelben mehr zu finden wußte. Als man im Anfang der Dynaſtie der Hang, unter dem Kaiſer Ven-ti, wieder ernſtlich darauf dachte, die vertilgten Bücher herzuſtellen, ſo erfuhr man, daß Fu-ſcheng, ein alter Mann aus Tſi-nan-fu in der Provinz Schan-tong, das Schu-king auswendig wiſſe. Der Kaiſer ſchickte zu ihm Gelehrte ab, um daſſelbe aus ſeinem Munde aufzuſchreiben, welches aber, weil ſein Dialekt von der Mundart der damaligen Reſidenz Tſchang-ngan (dem heutigen Si-ngan-fu, in der Provinz Schen-ſi) ſehr verſchieden war, unter ſolchen Schwierigkeiten geſchah, daß Dollmetſcher dazu zu Hülfe genommen werden mußten. Die Hofakademie ſah die Nachſchrift durch; ſie erkannte das Werk für echt, und befahl, es in den Schulen einzuführen, um aus ihm das Alterthum zu ſtudiren. Und doch war ſeine Echtheit durch nichts geſichert; gab auch Fu-ſcheng wirklich Worte des alten vernichteten Schu-king? oder etwas ihm Angelogenes? und konnte und wollte er das echte alte Werk geben, haben die Gelehrten ſeine unverſtändlichen Worte richtig entziffert? Kurz darauf entdeckte man unter der Regierung des Kaiſers Vu-ti (reg. 146—87 vor Chr.) unter den Trümmern eines alten Gebäudes, welches der Familie des Confucius gehörte, eine Anzahl Bücher in alten Charakteren, unter welchen auch der Schu-king war. Die Entzifferung war ſchwer; die Charaktere waren außer Gebrauch, und die Bambustafeln, auf welche ſie eingegraben waren, von Würmern durchfreſſen, und von der Feuchtigkeit vermodert. Man ſetzte dazu, unter dem Vorſitz des berühmten Alterthumsforſchers Kong-ngan-kue, eine

Geſellſchaft von Gelehrten nieder, welche mit Hülfe des Schu=king aus dem Munde des Fu=ſcheng und andrer aufgefundenen Werke 58 Abſchnitte (von den 100, aus denen der Schu=king urſprünglich beſtanden hatte) wieder herſtellten, die der Schu=king des alten Textes (weil er aus alten Charakteren gefloſſen war) hießen, ſo wie Fu-ſcheng's Schu=king der Schu=king des neuen Textes. Sollte aber durch dieſe ganze Erzählung das Anſehen des Schu=king befeſtigt werden? Man mag ein halb verweſtes Buch in alten Gemäuern gefunden haben; woher wußte man, daß das Buch in unlesbaren Charakteren der Schu=king ſey? Man ſetzte es mehr voraus, als es ſich erweiſen ließ; und wer kann ſich nun des Verdachts erwehren, daß man nur den Schein annahm, als entziffere man die vermoderten und durchfreſſenen Bambustafeln, im Grunde aber nur Fu=ſcheng's Schu=king abſchrieb? Würde man in der Literatur irgend einer andern Nation einer Schrift von ſo räthſelhaftem Urſprung trauen? Die Chineſen ſelbſt trauten ihr nicht; die kaiſerliche Akademie, der Kong=ngan=kue ſein entziffertes Schu=king übergab, achtete nicht darauf; in Schulen las man das Schu=king des Fu=ſching fort; erſt über 600 Jahre nachher (J. 497 nach Chr.) unter der Dynaſtie Tſi, ward das Schu=king des alten Textes für den wahren Ueberreſt des alten Schu=king anerkannt; wie konnte man ſo ſpät eine Frage ſo günſtig entſcheiden, in welche einzugehen, man ſich in frühern Zeiten ſcheute? Nun wiederholt das Schu=king die handgreiflichſten Fabeln der frühern Jahrhunderte, wie ſie unmöglich aus den Geſchichtſchreibern zur Rechten und Linken, die ſich mit der Sammlung von Aktenſtücken beſchäftigten, haben fließen können; er kann daher keine ſolche Aktenſammler gebraucht haben (die auch wahrſcheinlich in ſo frühen Zeiten noch nicht vorhanden waren). Und doch citirt das Schu=king für die Dynaſtien Hia und Schang die Geſchichtſchreiber zur Rechten und Linken, und fünf Geſchichtſchreiber unter den Tſcheu; wenn man nun auch das Daſeyn der Letztern als möglich zugiebt, ſo konnten doch die Erſtern unmöglich vorhanden ſeyn; das Schu=king beruft ſich alſo auf Schriften, die nicht vorhanden waren, und eine jede Schrift, von der ſich dieſer Fall erweiſen läßt, muß erdichtet ſeyn. — Auch das Schi=king (eine Sammlung von 300 Liedern, aus den drei Dynaſtien, den Hia, Schang und Tſcheu, 484 J. vor Chr. aus Handſchriften der kaiſerlichen Bibliothek geſammelt) war bei dem großen Bücherbrand untergegangen; und erſt lange nachher fand ein Moa=tſcheng ein vollſtändiges Exemplar deſſelben unter den Trümmern eines Pallaſtes; von ſeinem Finder heißt es das Schi=king des Mao. Nothwendig muß das Exemplar in alten Charakteren geſchrieben geweſen ſeyn, die Niemand leſen konnte, ſeitdem Schi=hoang=ti eine völlig neue Schrift eingeführt hatte, um alles früher Geſchriebene unlesbar zu machen; wie war es nun (den Fund als richtig angenommen) möglich, daß Mao=tſchong die aufgefundenen Lieder leſen, und in die neuere, zu ſeiner Zeit übliche Schrift umſchreiben konnte? Iſt nicht die Erdichtung des Schi=king ſelbſt in den Nachrichten ſeiner Erhaltung handgreiflich? — Das Li=ki wird ſelbſt durch ſeinen Titel und die Chineſen für ein ſpäteres Buch erklärt. Es war das Ritual der Kaiſer und Staatsbeamten ſeit der Dynaſtie der Han, zuſammengeſetzt aus dem, was Confucius ſeinen Schülern über alte Sitten und Gebräuche mündlich vorgetragen hatte (um das Ritual des Confucius, das verloren gegangen war, zu erſetzen). Eben darum verweigerte man ihm den Namen King (heiliges Buch); man nannte es bloß Ki (die Mittheilung). Man traute aber von Anfang an ſeinem Inhalt nicht recht; man fügte zu verſchiedenen Zeiten allerlei Zuſätze bei, und nahm unpaſſende Stellen hinweg; nach langem Wanken und Schwanken ertheilte man ihm endlich gleiches Anſehen mit den King — nicht als ob die ſpäte Nachwelt beſſere Gründe für ſein hohes

Alter, als die Vorwelt, gefunden hätte, ſondern offenbar bloß deßwegen, um für die alten Gebräuche eine vorgeblich=kanoniſche Quelle zu haben. Aber ſelbſt der ſpäte Machtſpruch über ſein hohes Alter und ſeine Echtheit fand keinen allgemeinen Eingang; manche Chineſen ließen nur 17 Kapitel (von den 49) als echt gelten, und erklärten die übrigen für ein Gewebe von Fragmenten und Anekdoten, unter verſchiedene Titel geſammelt; Andere beſchuldigten die Han, ſie hätten ſehr viele Geſetze, deren Andenken ſie fürchteten, unterdrücken, folglich ihn verfälſchen laſſen; ſie beſchuldigten den Styl in den meiſten Kapiteln eines bunten Anſehens, und wandten gegen ſie ein, es ſey unbekannt, wie ſie gefunden und geſammelt worden; wer könnte bei ſolchen Umſtänden und Erſcheinungen noch von Echtheit und hohem Alter träumen? — Ueber das Yo=king (das h. Buch über die Muſik) bedarf es keiner Unterſuchung, da es bei dem Bücherbrande verloren gegangen, und nicht wieder hergeſtellt worden. Bruchſtücke aus demſelben glaubt man in dem Li=ki zu beſitzen, da wo es von Muſik redet; und, wenn es dieſes iſt, ſo ſteht und fällt ihr Anſehen mit dem Li=ki ſelbſt. — Das letzte King iſt Tſchün=tſieu (d. i. Frühling und Herbſt), eine Chronik des Königreichs Lu, des Vaterlandes des Confucius, von 723 vor Chr. an, beſtehend aus einer ermüdenden Reihe roher, unausgeführter, gar nicht zuſammenhängender, und unausgewählter Begebenheiten, voll Aberglauben und Leichtgläubigkeit. Die Chineſen ſelbſt trauen dem Inhalt dieſer Chronik nicht; nur ein Theil ſieht ſie für eine Arbeit des Confucius an, ein anderer ſpricht ſie ihm ab, und läßt ſie bloß zu den Zeiten des Confucius compilirt werden. Und wäre ſie auch echt, ſo bliebe doch ihr Inhalt elend, aus welchem ſelbſt ihre drei Kommentatoren nichts Wichtiges haben machen können, ſo weit ſie auch in ihren Auslegungen von einander abweichen. Da nun ſogar der Text, über den ſie kommentiren, in vielen Stellen verſchieden iſt, ſo werden dadurch die Zweifel gegen ihre Echtheit vermehrt. — Aus ähnlichen Urſachen ſind auch die King der übrigen Klaſſen der Kritik verdächtig. Da ſie aber ſelbſt in China in geringerem Anſehen wegen der Ungewißheit ihres Urſprungs und ihrer Echtheit ſtehen, ſo bedarf es hier um ſo weniger dieſer Erörterung. — China mag allerdings vor Schi=hoang=ti Werke der Literatur beſeſſen haben, aber ſie haben die Zeit nicht überlebt. Schi=hoang=ti und ſeine Vorliebe zu der Lehre der Tao=ſee, der Gegner des Confucius, haben ſie vertilget; die noch vorhandenen echten Schriften ſind von ſpäterm Urſprung. — Unter der Regierung der Hang (207 vor Chr. bis 220 nach Chr.) ſcheint man angefangen zu haben, die Stelle der verloren gegangenen Schriften der frühern Zeit durch neue Compoſitionen unter alten Namen zu erſetzen. Mehrere Regenten dieſer Dynaſtie begünſtigten die Sekte der Tao=ſée mit ihren Fabeln und Dichtungen über die alten Zeiten, um durch ſie das Andenken an die alte Regierung zu vertilgen. Doch wäre es auch gegen die Politik geweſen, die Anhänger des Confucius, die für die einzigen wahren Gelehrten galten, mißvergnügt zu machen; es mußte wenigſtens ſcheinbar etwas für ſie geſchehen. Obgleich die Hang wohl wußten, daß die Werke des frühern Alterthums bis auf die letzte Spur vertilget ſeyen, ſo gaben ſie doch Befehl, dieſelben aufzuſuchen, und wieder zum allgemeinen Gebrauch in Umlauf zu bringen, welches den Anhängern des Confucius ſchmeichelte. Sie nützten nun die erweckte allgemeine Begierde nach alten Schriften, ihrer Schule wieder durch Betrug zu vermeintlich alten Schriften zu verhelfen, und brachten ihre eigenen Machwerke unter alten Namen zum Vorſchein, als wären ſie unter dem Schutt bereits verfallener Gebäude, wohin man ſie zur Zeit der ehemaligen Verfolgung des Confucius und ſeiner Schüler gerettet, und wo ſie Niemand leicht geſucht hätte, neuerlich gefunden worden. Der geringe Zuſammenhang der Provinzen, der Mangel an

Männern, welche die Echtheit der neu erſchienenen Werke hätten prüfen können, die Leichtgläubigkeit des Volks, kurz die literariſche und politiſche Lage des Reichs begünſtigten ein ungerügtes Unterſchieben neuer Werke unter alten Namen. Die Zerſplitterung des Reichs, und die Unruhe der Zeiten während der kleinen Dynaſtien (von 220—617) wendeten alle Aufmerkſamkeit von literariſchen Gegenſtänden ab; die untergeſchobenen Werke kamen in dieſen Zeiten der Unwiſſenheit in Achtung, und befeſtigten ſich darin ſo ſehr, daß ſie nicht mehr daraus zu verdrängen waren, und die Kühnheit eines Zweiflers dazu gehörte, um ihre Echtheit anzufechten. Die unbezweifelt echten Schriften der Chineſen, welche noch übrig ſind, ſcheinen erſt unter den Tang (ſeit etwa 617 nach Chr.) geſchrieben worden zu ſeyn; von dieſer Dynaſtie an hören Fabeln auf, ihre Geſchichte zu verunſtalten, der Inhalt ihrer Geſchichtbücher trägt innere Kennzeichen der Glaubwürdigkeit, eine kritiſche Unterſuchung der ältern Werke nimmt ihren Anfang. Die großen Reichsannalen, deren Grundlage Sée=ma=tſien (104 J. vor Chr.) iſt, werden von dieſen Zeiten an erſt erträglich; ihr früherer Inhalt ſcheint daher ſehr unſichern Quellen zu folgen. Die Han=lin werden zur Betreibung aller wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe aus den Gelehrten des Reichs ausgehoben, und in eine eigene Geſellſchaft geſammelt; Olopuen, ein ſyriſcher Geiſtlicher, kommt mit ſeinen Glaubenspredigern an; China tritt mit den weſtlichen Ländern in ein engeres Verkehr. Die Umſtände fügen ſich allenthalben ſo, daß es endlich über China literariſch helle werden mußte. — Dieſe wenigen Bemerkungen werden hinreichen, um den Wunſch zu rechtfertigen, daß man endlich auch bei der chineſiſchen Literatur den Traditionsglauben aufgeben, und auch ſie, was bisher ſo gut, wie gar noch nicht geſchehen iſt, mit der Fakel der Kritik beleuchten möchte (ſ. d. Art. Tonkin und Conchinchina).

Chio, ſ. Scios.

Chirographarius. Chirographum. Der erſte iſt ein Gläubiger, der von ſeinem Schuldner kein Unterpfand, ſondern bloß eine einfache Handſchrift hat. Ein chirographiſcher Contrakt iſt, durch welchen man ſchriftlich bekennt, von Jemand einen Vorſchuß an Geld oder Waaren empfangen zu haben, mit dem Verſprechen, ſolchen auf eine feſtgeſetzte Zeit, entweder in Natura, oder den Werth dafür, zurückzuzahlen. Die römiſchen Geſetze unterſcheiden eine bloß handſchriftliche Schuldfoderung von einer hypothekariſchen dadurch, daß ſie vor Gericht in der Bezahlung der letzten den Vorzug vor der erſten geben, wenn gleich jene älter, als dieſe iſt. Ein ſolches Geſetz ſcheint faſt der natürlichen Billigkeit zu widerſtreiten, und das freundſchaftliche Zutrauen in der menſchlichen Geſellſchaft aufzuheben. Auch nach den jetzt beſtehenden Geſetzen haben die hypothekariſchen Schulden vor allen übrigen den Vorzug. — Chirographum, im diplomatiſchen Verſtande, bedeutete vormals entweder einen unterſchriebenen Schuldbrief, welcher dem Gläubiger eingehändigt wurde, oder eine Unterzeichnung der Urkunde. Manus und Chirographum ſind die älteſten Ausdrücke, womit man die Unterzeichnung der Namen in Diplomen und andern Charten angedeutet findet. Nachdem die Siegel gewöhnlicher wurden, hörten die Unterzeichnungen der Namen in den Diplomen, ungefähr im 8ten und 9ten Jahrh. auf, oder vielmehr findet man ſie nicht ſo häufig, als vorhin. Man hat auch wohl zuweilen die Diplomen und Charten nach der Unterſchrift benannt. Denn vor der Regierung des Königs Wilhelm des Eroberers nannten die Engländer alle Gattungen von Urkunden von ihrer Unterzeichnung Chirographa.

Chirologie, die Kunſt durch Zeichen mit Händen und Fingern ſich verſtändlich zu machen, daher der Name Fingerſprache. Um ſich den Stummen und Taubſtummen mittheilen zu können, iſt ſie beſonders wichtig. Auch

nimmt man das Wort Chironomie dafür, welches aber eigentlich die Kunſt iſt, wie man beim Unterrichte der Stummen die Hände am Paſſendſten bewegt.

Chiromantia iſt angeblich die Kunſt, aus den Linien der innern Hände die Schickſale, das Temperament, die Neigungen, Geſundheit u. ſ. w. eines Menſchen zu erkennen, zu beurtheilen und vorherzuſagen. Wenn gleich die Nichtigkeit dieſer Kunſt ſich von ſelbſt herausſtellt, ſo hat es doch nicht an Menſchen gefehlt, welche derſelben ein großes Gewicht beilegten, und die Chiromantie in die phyſikaliſche und aſtrologiſche claſſificirten. Die aſtrologiſchen Chiromantiſten verbinden mit den Handlinien noch beſonders jene der Stirn, und ziehen an dieſer ſieben Linien, nach der einſt gebräuchlichen Zahl der 7 Planeten, wodurch ſie ihrer Kunſt einen höhern Anſtrich zu geben ſuchen. Griechen und Römer hingen dieſer Chiromantie ſehr an. Schon Ariſtoteles wirft in ſeinem Problem die Frage auf: warum die in der Mitte der Hand ununterbrochene Linie hohes Alter andeute; und Juvenal Satyr. VI. ſagt von einem abergläubiſchen Weibe:

Frontemque manumque
Praebebit vati crebrum poppysma roganti.

Die Chiromantie war den Zigeunern, welche ehemals ganz Europa durchzogen, den leichten Glauben des Volkes benutzend, ein ſehr gemächlicher Ernährungszweig. Zwar iſt in unſern Tagen durch weiſe Polizei dieſem Unfuge geſteuert; gleichwohl liefern die ſogenannten Kartenlegerinnen, deren es in allen Städten genug giebt, noch immer würdige Seitenſtücke zu den Adepten in der Chiromantie, und finden dieſes Geſchäft nicht minder, als jene, ſehr einträglich.

Chiron, ein weiſer Centaur, des Saturnus und der Philyra Sohn, ſpielt in der griechiſchen Heroengeſchichte eine wichtige Rolle als Erzieher der größten und berühmteſten Helden. Er ſoll ſich durch ſeine Kenntniſſe in der Aſtronomie, Heilkunde, und in der Muſik über alle ſeine Zeitgenoſſen erhoben haben, und der Ruf ſeiner Weisheit war ſo groß, daß ihm die vornehmſten Jünglinge zur Erziehung übergeben wurden. Aesculap, Neſtor, Peleus, Theſeus, Caſtor und Pollux, Odyſſeus, Jaſon und Andere waren ſeine Schüler. Sein berühmteſter Schüler aber war Achill, und man hat noch unter den herkulaniſchen Gemälden eine ſchöne Vorſtellung gefunden, wie Chiron dem jungen Helden das Saitenſchlagen auf dem Plektrum lehrt. Als ein Pfeil des Herkules, mit dem Gifte der lernäiſchen Schlange beſtrichen, ihm in den Fuß gefallen war, erbat er ſich von Jupiter den Tod, und ward von demſelben als Geſtirn an den Himmel verſetzt, wo er den Schützen im Thierkreiſe bezeichnet.

Chironie (die ſtrauchartige). Dieſer niedliche, immer grünende Strauch mit lanzetförmigen gehäuften Blättern, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einheimiſch, macht jetzt eine beliebte Zierde unſerer Zimmer- und Fenſtergärten aus; er blühet in dunkelroſafarbigen Blumen vom Junius bis zum September, liebt eine feſte Erde, mittelmäßige Feuchtigkeit, und zum Durchwintern 5—10 Grad Wärme.

Chirurgie, Wundarzneikunſt, nach der Wortforſchung Arzneikunſt, die mit der Hand ausgeübt wird; ſie heilt nämlich gewiſſe Krankheiten (ſogenannte äußere) durch mechaniſche Handgriffe, durchs Meſſer oder andere Werkzeuge. Die erſten Aerzte, Podalyrius und Machaon, Söhne des Aesculaps, gaben ſich nach Homer ausſchließlich mit Wundarzneikunſt ab, und empfahlen gegen innere Krankheiten, deren Urſache göttlicher Zorn ſeyn ſollte, nur Opfer und Gebete. Nach Celſus ſcheint die Chirurgie auch ſpäterhin noch abgeſondert betrieben,

und geringer geſchätzt geweſen zu ſeyn, als die innere Heilkunde. Seit dem Verbote der Kirchenverſammlung zu Tours 1163, die der Geiſtlichkeit, damals den einzigen Aerzten des Abendlandes, nebſt den Juden, jede blutige Operation, als eine Gott mißfällige Handlung, unterſagte, ward ſie ganz vernachläſſigt. So blieb es, bis das Studium der Anatomie und die Stiftung einer franzöſ. chirurgiſchen Akademie die Wundarzneikunſt wieder hoben. Die Chirurgie iſt entweder mediciniſch, wenn ſie die pathologiſchen und therapeutiſchen Regeln auf die Heilung der chirurgiſchen Krankheiten anwendet, oder ſie iſt manuell, ſobald ſie ausſchließend die Heilung durch mechaniſche Hülfsmittel und äußerliche Heilmittel verſucht. Sie ſchöpft aus allen Hülfs- und Grundwiſſenſchaften der innern Heilkunde (Noſologie, Pathologie ꝛc.); die chirurgiſche Heilmittellehre insbeſondere umfaßt nicht nur die äußerlich anwendbaren Heilmittel, d. i. chirurgiſche Pharmakologie, ſondern auch die Inſtrumente, Inſtrumentenlehre, und die Bandagen, Bandagenlehre. Als einen abgeſonderten Zweig hat man bisweilen die Zahnchirurgie betrachtet, auch wohl die Hebammenkunſt oder Geburtshülfe zur Chirurgie gerechnet.

Chlodowig, ein Sohn des Frankenkönigs Childerich und einer thüringiſchen Königin Baſine, ward geboren 466, und folgte ſchon 481 ſeinem Vater in der Regierung über die ſaliſchen Franken. Als Chlodowig den Thron beſtieg, war das Volk der Franken noch wenig geachtet; auch konnte es ſich durch große und gemeinſame Unternehmungen nicht hervorthun, weil es in mehrere kleine Stämme zertheilt war, die alle für ſich beſtanden, und ihre eigenen Könige oder Fürſten hatten. Sie beſaßen nur den nördlichen Theil von Frankreich, das damals noch ganz zerſtückelt war. An der Seine behauptete ſich noch ein Ueberbleibſel von römiſchen Statthaltern, Syagrius, der die Städte Soiſſons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens inne hatte. Im Süden von Frankreich, von der Loire bis an die Pyrenäen, herrſchten die Weſtgothen, und im Südoſten, ſo wie in Savoyen und der weſtlichen Schweiz, die Burgunder. In ſolchem Zuſtande fand Chlodowig das Land und das Volk. Noch nicht lange hatte der große Theodorich in ſeiner Nähe in Italien das oſtgothiſche Reich geſtiftet, das jetzt in volleſter Jugendkraft aufblühte, und allen Stürmen der Zeit zu trotzen ſchien. Das mochte den kühnen und emporſtrebenden Geiſt des jungen Chlodowig aufgeregt haben, auch ein fränkiſches Reich zu gründen, ſeine Nation zu vereinigen, und ihr einen heroiſchen Schwung zu geben, welcher die Bedingung aller künftigen Veredlung iſt. Zu dieſem Zwecke griff er zuerſt, nachdem er ſich mit ſeinen drei Vettern, den Häuptern der übrigen Frankenſtämme, verbunden hatte, den Syagrius an, ſchlug ihn bei Soiſſons 486 gänzlich auf's Haupt, und nahm das Land bis an die Loire ein. Darauf lockte den Chlodowig das ſchöne burgundiſche Reich, das damals unter der kraftvollen Regierung des Gundobald ſtand. Obgleich er alle Mittel angewandt hatte, mit demſelben Händel zu bekommen, ſo ward doch ſeine Abſicht vereitelt, und Gundobald hatte diesmal Ruhe vor Chlodowig, weil dieſer jetzt auf einer andern Seite beſchäftigt wurde; denn die Allemannen und Sueven überzogen 496 den Fürſten der ripuaniſchen Franken, Siegebert, der in Cöln ſeinen Sitz hatte, mit Krieg. Chlodowig eilte ſeinem Vetter zu Hülfe, traf bei Zülpich mit den Allemannen zuſammen, und erkämpfte nach einem hartnäckigen Gefecht einen glänzenden Sieg über ſie. Er nahm darauf nach vielen oft zurückgewieſenen Vorſtellungen ſeiner Gemahlin Clotilde das Chriſtenthum an; in der Hitze der Schlacht hatte er ein Gelübde gethan, das Chriſtenthum anzunehmen, wenn das Glück des Sieges ſich ihm zuwenden würde. Er ließ ſich und 3000 ſeiner Franken 496 zu Rheims taufen. Dieſes war der Anfang des chriſtlichen Glaubens unter den Franken, und Chlodowig ward hinfort der

allerchriſtlichſte König genannt. So hatte er nun auch die Allemannen unterworfen und ſein Reich erſtreckte ſich am Rheine hinauf bis in Schwaben. Der burgundiſche König Gundobald, den er jetzt wirklich angriff, leiſtete ihm ſo kräftigen Widerſtand, daß er ihm den Frieden gegen einen Tribut bewilligte. Chlodowig lenkte darauf ſeine Blicke auf das weſtgothiſche Reich, das ein ſchönes Stück von Frankreich in ſich faßte, und deſſen Hauptſtadt Toulouſe war. Obgleich er noch kurz vorher dem weſtgothiſchen Könige Alarich II. Freundſchaft geſchworen hatte, ſo beſchloß er doch, ihn feindlich anzufallen. Der oſtgothiſche König Theodorich ermahnte ihn vergebens durch warnende und drohende Briefe, von dieſem ungerechten Unternehmen abzuſtehen; bei Chlodowig galt nicht die Sprache des Rechtes, ſondern des Schwertes und der rohen Gewalt. Bei Champagne St. Hilaire, 20 Meilen von Poitier, kam es zwiſchen den Weſtgothen und Franken zum entſcheidenden Treffen, in welchem jene den Kürzeren zogen, und ſelbſt ihr König Alarich umkam. Chlodowig nahm alles Land zwiſchen der Loire und Garonne weg, und würde vielleicht das ganze weſtgothiſche Reich zertrümmert haben, wenn nicht der mächtige Oſtgothenkönig, mit dem Schwerte in der Hand, ihn in den Schranken gehalten hätte. Chlodowig hatte nun ſchon ein ausgedehntes Gebiet; allein es fehlte ihm noch die Herrſchaft über die in Bretagne angeſiedelten brittiſchen Kolonien und über ſämmtliche Franken, von welchen der größte Theil noch unter ſeinen 4 Vettern Siegebert, Chararich, Ragnachar und Rignomer ſtand. Die Britten hatte er bald unterworfen. Gegen ſeine Vetter brauchte er empörende Kunſtgriffe; und alle Wege, wenn ſie nur zur Herrſchaft führten, dünkten ihm gleich gut. Durch Liſt, Verrath, Dolch und Gift ſchaffte er ſie alle aus dem Wege, und nach ihnen alle ſeine Verwandten, welche noch Anſprüche auf Herrſchaft hätten machen können. Ja, um ſie herauszuforſchen, ſtellte er ſich betrübt vor ſeinen Großen, daß er doch gar keine Verwandte mehr hätte, die ihm in der Noth beiſtehen könnten. Auf ſolche Weiſe erlangte er die alleinige Herrſchaft über das Volk der Franken. Doch war es ihm nicht beſchieden, die Früchte ſeiner Grauſamkeit lange zu genießen; er ſtarb ſchon 511 im 45. Lebensjahre zu Paris, und hinterließ nebſt ſeiner Gemahlin Clotilde vier Söhne. Seine Nachkommen auf dem fränkiſchen Throne werden die Merovinger genannt.

Chocolade, eine aus Cacao, Vanille, Zucker und andern Gewürzen bereitete braune Maſſe, die entweder in Milch, Waſſer oder in Wein gekocht, und gewöhnlich wie Kaffee warm genoſſen, oder auch in Form einer Suppe zubereitet wird. Die Zubereitungsart iſt in verſchiedenen Ländern auch verſchieden. Die Erfinder der Chocolade ſind die Amerikaner, welche ſchon lange vorher, ehe die Spanier Amerika entdeckten, ſich dieſes Getränkes bedienten Wer Chocolade von der vorzüglichſten Güte verlangt, wählt die große Caraque, die beſte Sorte von Cacaobohnen, welche wir aus Amerika erhalten. Die Zuſammenmiſchung von 40 Loth dieſer Caraque, 24 Loth Zuckers, ½ Loth friſcher Vanille, und 1 Loth des beſten Zimmets, giebt zwei Pfund der beſten Chocolade. Die Chocoladenfabrikanten pflegen ſich aber nicht genau nach dieſem Recepte zu richten, und pflegen wohl ſtatt der theuren Vanille und des Zimmets, Ingwer, Pfeffer und andere Gewürze zu gebrauchen. Die friſche Chocolade iſt die beſte. Wenn man die Vanille und die Gewürze wegläßt, ſo erhält man die ſogenannte Geſundheitschocolade.

Choczim oder Chotim (Kotſchim, Kotim) in der Moldau, ſüdweſtlich von Kaminiez, am rechten Ufer des Dnieſter auf der ſteilen Thalſeite dieſes Stromes, ein todter finſterer Ort, ſehr unregelmäßig und winklig zuſammengebaut, und mit hohen Mauern umgeben. An der Südweſtſeite, dem höchſten Punkte der Stadt, liegt das große, von franzöſiſchen Ingenieurs 1712 ſtark befeſtigte Schloß, welches die ganze Stadt und den Dnieſter be-

herrſcht. Die Hauptſtraße aus dem ſüdlichen Polen nach der Türkei geht durch Kaminiez und Choczim. Die Stadt hat 1.100 Häuſer und, ohne die ſtarke ruſſiſche Beſatzung, 7.000 Einw.

Chodowiecki (Daniel Nikolas), ein berühmter Maler und Kupferſtecher, iſt den 16ten Oktober 1726 in Danzig geboren. Sein Vater war ein Kräuterhändler, und beſtimmte ſeinen Sohn zu demſelben Geſchäfte, unterrichtete ihn aber nebenbei in ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, der Miniaturmalerei. Nach des Vaters frühzeitigem Tode genoß Chodowiecki noch eine kurze Zeit im Malen den Unterricht ſeiner Tante, der Mamſell Ayner, mußte aber dann, wegen der ungünſtigen Vermögensumſtände ſeiner Mutter, zu einem Gewürzkrämer wandern, und ſich in deſſen Laden täglich von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends mit dem Handverkauf beſchäftigen. Unter dieſen widrigen Umſtänden wäre vielleicht der in ihm glimmende Kunſtſinn gänzlich erſtickt worden, wenn kindliche Liebe ihn nicht von Neuem angefacht hätte. Chodowiecki vollendete durch nächtlichen Fleiß beachtenswerthe Zeichnungen, in der Hoffnung, dadurch die traurigen Verhältniſſe ſeiner Mutter in etwa zu verbeſſern. Das Geſchäft ſeines Lehrherrn kam indeſſen ſo ſehr herab, daß ihm 1743 nichts Anderes übrig blieb, als zu ſeinem Oheim in Berlin in die Handlung zu gehen. Allein auch hier unterließ er nicht die Ausübung ſeines Talents. Zum Glücke vereinigte ſich mit ſeiner perſönlichen Neigung der Vortheil des Oheims; Chodowiecki verfertigte nämlich in den Stunden der Muße Miniaturgemälde auf Doſen, die dadurch einen weit größern Abſatz fanden. Sein Oheim ließ ihn auch die Emaillemalerei lernen, und emaillirte Doſen malen. Doch im Zeichnen, wie im Componiren, hatte er, ſeitdem er das älterliche Haus verlaſſen, keinen Unterricht mehr erhalten, auch entbehrte er durchaus des Umgangs mit andern Künſtlern. Er erkannte ſelbſt die Unrichtigkeit in ſeiner Zeichnung, die Unvollkommenheit ſeines Kolorits und den Mangel an Originalität ſeiner Leiſtungen; allein er konnte dieſen Uebeln nicht abhelfen. Seine Fortſchritte in der Kunſt hatten für den der Malerei unkundigen Oheim nur wegen des Ertrages Werth; und da er, nach dieſem urtheilend, des Neffen Werke für Meiſterſtücke hielt: ſo hätte er Letztern leicht auf die Dauer zur Fahrläſſigkeit und Selbſtgenügſamkeit verleitet. Davor wurde Chodowiecki glücklicher Weiſe durch ſeinen Lehrer in der Emaillemalerei, Haid aus Augsburg, behütet, der ihm akademiſche und andere Zeichnungen vorlegte, und manche vortreffliche Winke gab. Haid wußte ihn ſo für die Kunſt zu gewinnen, daß ihm auf Einmal die Handlung durchaus widerte. Doch wohin ſich wenden zur fernern Ausbildung? Die Malerakademie war 1742 abgebrannt, und die Zeichnenſchule, welche an ihrer Stelle errichtet war, nicht gut beſetzt; er mußte noch bis 1754 ſeinem Brotgeſchäfte getreu bleiben. Nun aber fing er an, ungetheilt der Kunſt zu leben. Nach und nach wurde er mit Pesne, Falbe, Rode, Le Sueur und andern einſichtsvollen Künſtlern bekannt, und lernte durch dieſe ſeine Fehler einſehen und ablegen. Er entſagte dem fabrikmäßigen Doſenmalen, zeichnete, malte in Miniatur, ward Selbſterfinder, und erregte ſchon durch ſeine erſten Erzeugniſſe die Aufmerkſamkeit der ausgezeichnetſten Künſtler. Auch übte er ſich mitunter in Oelfarbe. Sein 1756 gemachter Verſuch im Radiren, „le passe-dix“ betitelt, veranlaßte die Berliner Malerakademie, ihm den Entwurf der Bilder für ihren Kalender aufzutragen. Das ſelten gewordene Blatt: „die gefangenen Ruſſen“, ein größeres „auf den den Frieden zurückbringenden König“, und viele andere Gelegenheitsblätter fallen in die Zeit des ſiebenjährigen Krieges. Das „Leiden Chriſti“ malte er in Miniatur mit unnachahmlicher Vollendung, mit bezauberndem Ausdrucke. In Paris erſchien ſein Kupferſtich: „la malheureuse famille de Calas.“ Zwar tadelte man

an demſelben zugleich Erfindung, Ausdruck und Ausführung; allein Chodowiecki zeigte nicht nur durch eine Copie in Oelfarbe, daß der Ausdruck des Ganzen ſowohl, als die einzelnen Stellungen gelungen ſeyen, ſondern wies auch durch ein denſelben Gegenſtand behandelndes Original die eigentliche Veranlaſſung des Tadels nach. Chodowiecki radirte auch ſeine Gemälde, und die Abdrücke von 1767 werden am Meiſten gerühmt. Unter den vielfältigen Aufträgen, die jetzt an ihn gelangten, war auch dieſer, die preußiſche Prinzeſſin, welche ſich mit dem Erbſtatthalter der Niederlande vermählte, zu malen. Er lieferte außerdem die Zeichnungen zu Baſedow's Elementarbuch, und ſtattete die Verlagsartikel mancher Buchhändler mit Kupfern aus. 1773 beſuchte Chodowiecki ſein ihm ſo werthes Vaterland, das er ſeit 30 Jahren nicht mehr geſehen hatte. Er wurde in demſelben mit vieler Freundſchaft und Achtung empfangen. Obgleich er nur 14 Tage bei den Seinigen verweilen wollte, ſo wurden doch durch ſeine überhäuften Geſchäfte 9 Wochen daraus. Unter Andern verfertigte er hier das Gemälde des Fürſten Podoski, Primas von Polen, 13 Zoll hoch, 10 Zoll breit. In demſelben Jahre machte er auch eine Geſchäftsreiſe nach Schleſien über Dresden und Leipzig. In dieſen Städten lernte er viele ausgezeichnete Männer, mit denen er ſchon früher Briefe gewechſelt hatte, perſönlich kennen: in Dresden Zingg, Graf, Lippert, Dietrich, Boetius, Hüttin, Knöffler, Schönau, den Legationsrath von Hagedorn, von Fritſch und von Rieth; in Leipzig Geyſer, Bauſe und Oeſer. Nach ſeiner Zurückkunft in Danzig verfertigte er ſeine vortrefflichen Zeichnungen und Kupferſtiche zu Lavater's phyſiognomiſchen Fragmenten, und willfahrte andern, von Buchhändlern an ihn ergangenen, Beſtellungen. Es erſchien kaum ein Buch im Preußiſchen ohne eine Vignette von Chodowiecki. Auch überſteigt die Zahl ſeiner Blätter 3.000, alle durch die Wahrheit in der Phyſiognomie, die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und eine unnachahmliche, mit beſtändiger Hinſicht auf ſittliche Beſſerung verbundene, Laune ausgezeichnet. Uebrigens war Chodowiecki ein rein-ſittlicher, rechtlicher, wohlwollender, gefälliger und beſcheidener Menſch. Lange war er Vizedirektor, ſeit 1798 Direktor der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin. Er ſtarb am 7ten Februar 1801.

Choenix. So hieß die tägliche Kornration des römiſchen Soldaten, 32 ſolche Rationen machten das Menſtruum, d. h. das Quantum aus, das er monatlich bekam, und das man zu 4 Seſtern von 80 Pf. an Gewicht rechnet. Zu Rom ſowohl, als bei den Armeen, pflegte man das Getreide in Natura auszutheilen, ſo daß die verſchiedenen Abtheilungen von Soldaten gehalten waren, ihr Getreide ſelbſt zu mahlen, ihr Brot zu machen und zu backen, zwar nicht in Oefen, ſondern auf glühenden Kohlen, oder unter heißer Aſche. — Man ſah es für einen Verfall der Kriegszucht an, wenn der Soldat ſein Getreide gegen friſches Brot eintauſchte; indeſſen gab es doch Fälle, wo man ihm ganz zubereitetes Brot austheilte, und dann erhielt er am Gewicht $1/3$ mehr als beim Zuwägen des Getreides, welcher Umſtand ſich nur dadurch erklären läßt, daß ſolches Brot dem ungeſäuerten Brote nahe kam, das nicht ſo viel Waſſer beim Kneten verſchlang. Die Bäckerkunſt wurde bei den Römern bekannt durch die Griechen. Die Achtung, welche die Römer für dieſes Handwerk hegten, erhellt daraus, daß man die griechiſchen Bäcker, welche ſich zuerſt in Rom niederließen, der Klaſſe der Freigelaſſenen einverleibte, ihnen Privilegien und Exemptionen ertheilte, und vorzüglich darauf hielt, daß ſie nicht durch Mißheirathen mit Töchtern der Gladiatoren oder anderer wenig geehrten Profeſſionen ſich verwarfen. Die Griechen lernten die Bäckerei in Aegypten, das nebſt Aſien die Wiege aller Religionen, Künſte und Wiſſenſchaften war.

Choiſeul-Gouffier (M. A. G. L., Graf von) wurde 1752 geboren, und trat unter dem Beinamen Gouffier, nach ſeiner Verehlichung mit dem Fräulein von Gouffier, auf. Frühe zeigte er eine entſchiedene Neigung zu naturhiſtoriſchen Werken, welche er mit Eifer ſtudirte. Seinem Aufenthalt in Griechenland und Aſien verdanken wir jene ſchätzbare Reiſebeſchreibung dieſer Länder, worüber ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede ernannte. Bei ſeiner Ernennung als Botſchafter bei der ottomaniſchen Pforte nahm er eine Menge Gelehrten mit ſich, mit welchen er ſich, in ſeinen geſchäftsfreien Stunden, mit Unterſuchungen für Wiſſenſchaft und Kunſt beſchäftigte. Ohne ſeinen Aufenthalt zu vertauſchen, wurde er 1791 zum Geſandten am engliſchen Hofe ernannt. Als er wegen ſeiner Briefe, die er beſtändig an die Brüder Ludwigs XVI. richtete, von dem Nationalconvente verhaftet werden ſollte, flüchtete er ſich nach Rußland, wo ihn die Kaiſerin mit Auszeichnung aufnahm, und mit einem Jahrgehalte beſchenkte. Von Kaiſer Paul I. wurde ihm 1797 der Titel eines geheimen Rathes ertheilt. Nach ſeiner im Jahr 1802 erfolgten Rückkehr nach Paris nahm er ſeine frühere Stelle in der Akademie wieder ein. Er ſtarb 1817. Zu bedauern iſt es, daß ſeine Voyage pittoresque de la Grèce von ſeiner ſachkundigen Hand nicht vollendet wurde.

Choiſeul-Stainville (Etienne-François de), Duc de Choiſeul et d'Amboiſe, dirigirender Staatsminiſter von Frankreich, war 1719 geboren. Sein Drang nach hohen Ehrenſtufen trieb ihn zuerſt ins Heer, wo er als Generallieutenant manche, ſeiner Ahnherren würdige Großthat verrichtete. Seine Vermählung mit einer Schweſter der Herzogin von Gontaut, und ſeine vertrauten Verhältniſſe, die er mit der Marquiſe de Pompadour anknüpfte, waren das Werk ſeines gränzenloſen Ehrgeizes; denn hierdurch eröffnete er ſich die Bahn zu glänzenden Staatsämtern. Sein fernſehender Blick und ſeine tiefe Beurtheilungsgabe in allen, auch noch ſo verwickelten Staatsangelegenheiten, verſchafften ihm ein ſolches Anſehen, daß ihm Ludwig XV. ſein ungetheiltes Zutrauen ſchenkte, und ihn als diplomatiſchen Agenten an mehrere Höfe ſandte. Nachdem er eine Geſandtſchaft in Rom bekleidet, ging er 1756 als Botſchafter nach Wien. Durch die Künſte herablaſſender Schmeichelei gelang es der Kaiſerin Maria Thereſia, die Eitelkeit der Pompadour zu beſtechen, und ſie zur Unterzeichnung eines Bündniſſes mit Oeſterreich zu bewegen, deſſen Präliminarien von dem damaligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Cardinal Bernis, abgeſchloſſen wurden, gegen welche Schlußakte ſich aber ein ſo allgemeiner Unwille erhob, daß Bernis ſeiner Stelle entſagte, und Choiſeul dafür eintreten ließ. Dieſer ſtand jetzt an der Spitze aller Staatsangelegenheiten, und das Erſte, was er unternahm, war der Sturz der Jeſuiten. Den ſiebenjährigen Krieg, welcher die Hülfsquellen der franzöſiſchen Monarchie noch immer ausſog, und den Staat in die peinlichſte Lage verſetzte, beendigte er durch Abſchluß eines Friedens, deſſen Bedingungen der franzöſiſchen Krone nur zur Schande gereichen konnten. Choiſeul und Duc de Praslin, welche das Staatsruder führten, machten ſich durch dieſen ſchimpflichen Frieden bei dem Volke ſehr verhaßt, und konnten nicht verhindern, daß die abgefeimteſten Verläumdungen gegen ſie erhoben wurden. Neun Jahre nach dem Tode der Pompadour 1765 ſtarb der Dauphin, und 1767 deſſen Gemahlin. Die ſcharfe Zunge des böſen Leumundes that nichts weniger, als ſie bezüchtigte Choiſeul, an dem Tode des Dauphin Antheil gehabt zu haben. Um ihn zu ſtürzen, bedienten ſich ſeine Feinde der Gräfin du Barry, welche ſich Choiſeul mit den feinſten Künſten der Verführung nähern mußte. Obgleich er ihr mit Charakterſtärke begegnete, ſo gelang es doch dem feindlichen Complotte, den König dahin zu bringen, daß er im Dezember 1770 ſeinem wohlverdien-

ten Miniſter nicht nur ſeine Entlaſſung, ſondern auch ſeine Verbannung nach Chanteloup ankündigen ließ. Drei Jahre ſpäter, nach Ludwigs XV. Tode, wurde Choiſeul zurückberufen. Auf dem Poſten eines Kriegsminiſters erwarb er ſich große Verdienſte. Er nahm mehrere zeitgemäße Reformen mit dem Militärweſen vor, gründete Cadettenſchulen, ſetzte Martinique in einen wehrhaften Zuſtand, und hob den Handel der Colonien auf St. Domingo. Unter ihm kam Corſika in die Hände Frankreichs, die Seemacht erhielt ihre vorige Größe und Stärke, und Rußlands Abſichten auf Polen ſuchte er dadurch zu hemmen, daß er es in einen Krieg mit der Pforte verwickelte. Er ſtarb 1785. Als Schriftſteller hinterließ er mehrere Memoiren, und ein Theaterſtück, unter dem Titel: Arlequin prince héréditaire devenu homme d'esprit par amour etc.

Chor (dramatiſche Kunſt) bezeichnet nach der Sprache der Griechen einen Trupp feſtlicher Sänger oder Tänzer. Als Erfinder deſſelben nennt die Literärgeſchichte den berühmten Dichter Tiſias aus Himera in Sicilien, weil er in der lyriſchen Poeſie zuerſt Chöre, Strophen, Gegenſtrophen und Epoden anbrachte. Sie entſtanden ſowohl aus der öffentlichen Feier des Bachus (ſ. d. Art.), Ascolien genannt, als aus den Privatbeluſtigungen bei der jährlichen Weinleſe. Wie jene von ihrer urſprünglich fröhlichen Einfachheit zur Wildheit, durch lärmende Aufzüge und üppige Tänze, zur rauſchenden Muſik und in ſtürmiſchen Dithyrambengeſang ausarteten, theilten ſich die Sänger, der beſſern Ordnung wegen, in Chöre. Man dichtete deßhalb für die letztere eigene Lieder, oder ſetzte zu den Hymnen Chöre doppelter Art, Dithyramben und luſtige Spottgedichte hinzu, deren äußere Form ſich dem Drama näherte. Während die Chöre einige Augenblicke ruhten, ſtellten Einzelne von den hochbegeiſterten und luſtigen Perſonen des Volks eine Begebenheit, worin ſtarke Leidenſchaft lag, in einer Erzählung und verzierenden mimiſchen Nachahmung vor. Solche Darſtellungen nannte man zuerſt ohne Rückſicht, ob der Inhalt ernſthaft oder luſtig war, Tragödien (Bocksopfergeſänge), weil der beſten Vorſtellung ein Bock (Tragos) zum Preiſe gegeben wurde, indem der Bock ein Feind des Weingottes war, und den Rebenſtöcken ſchadete. Somit entſtand das Trauerſpiel und mit ihm der Chor, dem Aeſchylos, Sophokles und Euripides eine hohe Bedeutung in ihren Tragödien verliehen. Nach ihnen muß der Chor die Menſchen mit dem Schickſale ausſöhnen, im Kampfe der Leidenſchaft beruhigen, im Elende tröſten, und dann, wenn die Helden ſich wild und heftig äußern, Weisheit ausſprechen. Wenn die Handelnden der Vergangenheit vergeſſen, muß er an dieſelbe erinnern; er blickt auch in die Zukunft, wenn der Menſch bloß mit dem Gegenwärtigen ſich befaſſet; er erinnert an des Lebens Kürze, an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Er bezeugt aber auch den Traurigen Mitleid, und den Fröhlichen Mitfreude; ſucht Freude und Wohlfahrt der Bürger und des Vaterlandes zu befördern.— Weil der Chor ſtets auf der Bühne gegenwärtig iſt, ſo begleitet er die Handelnden, ohne in die Handlung ſelbſt einzugreifen, gerade als ob dieſe dadurch ihre Bedeutung verlöre. Und doch iſt der Chor zuweilen die Hauptperſon in der Handlung. (Vergl. Ariſtoteles Poet. c. XVIII. §. 21.) Die Tragiker wählten zum Stoff abſichtlich Greiſe, oder wenn ſie Weiber wählten, am Liebſten Jungfrauen, entweder weil beider Gemüther zur ruhigen Betrachtung und Aufnahme des Ueberſinnlichen mehr geeignet ſind, oder weil es eine alte Sitte geweſen ſeyn ſoll, daß die früheſten Chorgeſänge von Nymphen und Satyren geſungen wurden. Der Chor zertheilte ſich in zwei Hälften, deren jede einen Sprecher hatte; das Ganze wurde vom Chorführer geleitet. Jener hieß Koryphäos, dieſer Chorágos. Miſchte ſich der Chor in den Dialog, ſo ſprachen entweder der Chorágos oder die Coryphäen. Der Geſammtchor ſang jedoch die einzelnen Chorgeſänge zu den Tönen der Flöte. Der Chor hielt

ſich, wenn er ſeine feierlichen Tänze gab, im vertieften Halbkreis des Orcheſters auf; wenn er nicht ſang, befand er ſich auf der Thymele, einer altarähnlichen Erhöhung vorn im Orcheſter. Von dieſer Erhöhung konnte er den handelnden Perſonen zuſehen, und durch ſeine Führer in den Dialog eingreifen. Im Trauerſpiele enthielt er 15, im Luſtſpiele 24 Perſonen. Die in dem erſteren geſungenen Strophen und Gegenſtrophen, Epoden ꝛc., nannte man dithyrambiſche und die des letztern phalliſche Geſänge. Die Melodie des Chors war immer einfach, wie ſie für ſolche Perſonen paßte, die der Chor vorſtellen ſollte; Begeiſterung und Erhabenheit in der Melodie gehörte nicht für ihn. Mit dem Verfalle der griechiſchen Freiheit ſank die Tragödie, und mit ihr verſtummte auch der Chor. Bei der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften wurden die Trauerſpiele der neuern Völker mit Chören in Verbindung geſetzt. Die erſten ſpaniſchen Trauerſpiele, die Nise lastimosa und Nise laureada enthalten deren ebenfalls. In den neueſten Zeiten verſuchten ihn unter den Franzoſen Racine, und Voltaire in ſeinem Oedip, allein mit wenig Beifall, wieder aufzuführen. Auch in England erſchien das Trauerſpiel in dem Ferrex and Porrex mit Chören. Die italieniſchen Trauerſpiele findet man ſelten ohne dieſelben. Namentlich hat im 19. Jahrhundert Manzoni, in ſeinem Trauerſpiele Adelphis, die alten Rechte des Chors wieder geltend gemacht, und er iſt, wie früher durch Schiller (ſ. deſſen Vorrede zur Braut von Meſſina), neuerdings durch Renda auf die deutſchen Bühnen gebracht worden.

Chor (Muſik) iſt ein vier- oder mehrſtimmiger Geſang, welcher aus männlichen oder weiblichen Stimmen beſteht, und durch die Pracht und Schönheit ſeiner volltönenden Melodie, entweder reizen, rühren, oder erſchüttern ſoll. Er iſt zur Vermehrung des Effekts und zur Hervorbringung eines Totaleindrucks auf das Auditorium in Oratorien und großen Opern vorzüglich an ſeiner Stelle. Der Ort, wo und auf welche Art der Componiſt den Chor anbringt, um den beabſichtigten Eindruck nicht zu verfehlen, iſt Sache ſeiner künſtleriſchen Genialität. Der Text deſſelben muß aber einfach, kurz, und allgemein faßlich in einer natürlichen Gedankenreihe dahinfließen. Seine allzuofte Wiederkehr muß vermieden werden, indem der Zuhörer durch die allzuofte hohe Spannung ſeines Gemüths ſein Intereſſe an der Sache ſelbſt verliert. Am Ende des Oratoriums ꝛc. zeigt ſich ſeine Kraft, indem er das Gemüth aufregt, und mit einer wunderthätigen Gewalt wieder beſänftigt. Für den Künſtler iſt die Compoſition des Chors, wegen des Einklangs der verſchiedenartigſten Stimmen eine ſchwierige Aufgabe. Den Griechen fehlte der Einklang der Töne untereinander, deßhalb konnten auch ihre in Octaven abgeſungenen Chöre nur durch die Zahl der Stimmen wirken. Während ein ſolcher griechiſcher Chor die Beſinnung durch ſeine Stärke übertäubte, ſpricht der moderne zum Herzen, und reißt mit unwiderſtehlicher Gewalt dahin.

Choral (ital. Canto firmo, franz. Plain-Chant) iſt ein einfacher, nur aus Haupttönen beſtehender, in langſam wogender und etwas feierlicher Bewegung fortgehender Kirchengeſang der Katholiken. Papſt Gregorius der Große hat ihn zuerſt bei dem Cultus eingeführt; daher man ihn auch den Gregorianiſchen zu nennen pflegt. Ohne durch Nebennoten verziert, kadenzirt, oder allzu rhythmiſch abgemeſſen zu ſeyn, will er durch ſeinen geregelten Abfall der Sylben und Verſe das Gemüth zur Aufnahme von ſittlich-religiöſen Wahrheiten geeigneter machen. Fern von allem Putz melodiſcher Verbrämung iſt ſein Gang nachdrücklich und kraftvoll, ernſt und würdevoll, einfach und hehr; denn nur dadurch kann der Verſtand bei ſeiner Ueberlegung erhalten, und die Tiefen des Herzens dem göttlichen Worte geöffnet werden, damit das, was der Kopf gefaßt und in das Herz eingegangen iſt, auf das Begehrungsvermögen einfließe, und in der adäquaten That ſich verwirkliche.

Choras, eine Affengattung, zu den Pavianen gehörig, wird gegen fünf Fuß hoch, und hat mehr den Kopf eines Schweins, als eines Menſchen. Seine Naſe iſt ſehr lang, und von prächtiger Scharlachfarbe, in der Mitte mit einem himmelblauen Streif. Die kahlen Backen ſind himmelblau, mit Zinnoberrothen ſchiefen Querſtreifen, der Mund iſt roth; der obere Theil des Körpers olivengrünlich grau, der Unterleib gelblich weiß; eben ſo der Bart am Kinn. Dieſes Thier wohnt auf der Inſel Ceylon. Es geht meiſt auf Vieren, iſt unglaublich ſtark, unbändig, zornig, ſchnell, und grunzt wie ein Schwein. Seines Naturells wegen wird es auch Waldteufel genannt.

Choregraphie, richtiger Choreographie (von dem Griech. Choreia und dem Lat. Chorea, der Tanz, abgeleitet), Tanzzeichnungskunſt, iſt die Kunſt, die zu einem Tanze gehörigen Bewegungen auf dem Papier, ſo wie es für die Muſik durch die Noten geſchieht, beſtimmt anzudeuten. Sie iſt für die präziſe Aufführung des Tanzes nicht unwichtig, ſteht jedoch mit der Zeichenkunſt in keiner Verbindung, da ſie keine Körperformen bildet, und auf Schönheit bei der Vorzeichnung der Bewegung keine Rückſicht zu nehmen braucht. Iſt die Tanzkunſt ihrem Zweck nach die Darſtellung des Aeſthetiſch-wohlgefälligen durch beliebige Bewegung des ganzen Körpers, damit der Tanz ſelbſt etwas Schönes oder ein Objekt der Geſchmacksluſt auch für den bloßen Zuſchauer werde; ſo müſſen zu dem Ende nicht nur alle Bewegungen des Körpers ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie mit Wohlgefallen von dem Auge wahrgenommen werden können, ſondern ſie müſſen auch zuſammengenommen ein ſchönes, in allen ſeinen Theilen harmoniſches Ganze bilden. Die Linien, in welchen ſich der Körper bewegt, die verſchiedenen Stellungen (Poſitionen), welche er dabei durchlaufen, ſo wie, wenn mehrere Perſonen zuſammen tanzen, die verſchiedenen Gruppen, welche ſie durch ihre ſich in einander ſchlingenden Bewegungen bilden ſollen, beſchreibt in ihren Zeichnungen die Choreographie, indem ſie die Mannigfaltigkeit nach einer gewiſſen Symmetrie abmißt, damit Einheit in dieſe Mannigfaltigkeit komme, und nicht ein bloßes Gewirre von Bewegungen entſtehe. So wie der Tanz kein proſaiſcher, ſondern ein poetiſcher, in rhythmiſcher Bewegung beſtehender, Gang oder Lauf ſeyn ſoll, und, wie die Sukzeſſion der Töne im Gedichte, einen, dem muſikaliſchen Takt analogen, Fortſchritt, und die Tanzkunſt bei der Ausübung den Beitritt der Muſik fodert, ſo giebt die Choreographie auch die Zeit der Bewegungen an, innerhalb welcher man einen Weg bis zu gewiſſen Takten zurückgelegt haben muß. Dieſe Kunſt gehört den neuern Zeiten an, und hat durch die Franzoſen, namentlich durch Feuillet (Chorégraphie ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs.) mehr Vervollkommnung erhalten.

Choriambe, ſ. Rhythmus.

Chorographie iſt die Beſchreibung einer einzelnen Gegend; auch wird die Kunſt, Provinzial-Charten zu entwerfen, Chorographie genannt.

Chotuſitz, ein Marktflecken im böhmiſchen Kreiſe Czaslau mit 120 Häuſern, links der obern Elbe. 33.000 Preußen unter Friedrich II. ſchlugen hier 40.000 Oeſterreicher unter Herzog Carl von Lothringen am 17. Mai 1742. Die Preußen lagen in und bei Chotuſitz; die Oeſterreicher in und bei Czaslau. Der Herzog von Lothringen wollte die Preußen überfallen, verſchob aber den Angriff ſo lange, bis er ſie in Schlachtordnung antraf. Die Preußen wankten anfangs; aber während öſterr. Reiter das preuß. Lager plünderten, und das ſchnelle Gewehrfeuer der Preußen den linken Flügel der Oeſterreicher in Unordnung brachte, ließ der König den rechten Flügel vorrücken, veränderte mit großer Fertigkeit die Richtung ſeiner Linie, und griff die Oeſterreicher von der Seite an. Dies entſchied den Sieg. Der Verluſt der Oeſterreicher betrug über 7.000 Todte, Verwundete und Gefangene, 18 Ka-

Digitized by Google

nonen und andere Trophäen; die Preußen zählten bei 6.200 Todte und Verwundete.

Chouans, die Aufrührer, welche die franzöſiſch-republikaniſchen Heere an beiden Seiten der Loire bekämpften, beſonders die königlich geſinnten Bewohner der Departements am rechten Ufer der Loire, welche das ehemalige Bretagne, Anjou und Maine bilden. Ihr Name wird von Einigen von den Söhnen eines Schmidts abgeleitet, die in jenen Gegenden zuerſt die Fackel des Bürgerkrieges angezündet haben ſollen; Andere ſuchen den Grund an der fehlerhaften Ausſprache des franzöſiſchen Wortes Chat-huant (Nachteule), da eine Geſellſchaft von Schleichhändlern, die vor der Revolution heimlich Salz aus der Bretagne in die benachbarten Provinzen einführten, ſich an den nachgeahmten Tönen der Nachteule erkannten, und einander zu Hülfe eilten, wenn eines ihrer Mitglieder einem Spion der ehemaligen Generalpächter in die Hände gefallen war. Da die Revolution ihr Gewerbe überflüſſig machte, und ſie an ein herumſtreifendes Leben gewohnt waren, ſo wurden ſie beſonders durch die Lage des Landes begünſtigte Räuber, da Waldungen, mit hohen Hecken verzäunte Felder, Hohlwege, und breite, ſich überall durchkreuzende Canäle den Marſch einer organiſirten Armee hinderten, und ſie zwangen, in kleinern Abtheilungen zu fechten. Erſt dem General Hoche gelang es, dieſe Räubereien zu beendigen. Mehrere Chouanschefs wurden nach Ludwigs XVIII. Rückkehr für ihre einſt bewieſene Anhänglichkeit an die Bourbonen ehrenvoll ausgezeichnet.

Chriſam, Chrisma. In der catholiſchen Kirche giebt es drei verſchiedene Arten von geweihtem Oel, wovon nur einem der Name Chriſam im eigentlichen Verſtande zukommt; denn von den andern wird das eine Oel für die Kranken (oleum infirmorum), das andere Oel für die Täuflinge (oleum catechumenorum), genannt. Dieſe Oele, zu den vier verſchiedenen Sacramenten, der Taufe, der Firmung, der Oelung und der Prieſterweihe beſtimmt, werden am grünen Donnerſtage, gewöhnlich von jedem Biſchofe für ſeine Diöces, wie von der Kirche vorgeſchrieben iſt, geweihet. Wie aber dieſe Oele auch ſonſt noch verſchiedentlich angewendet werden, wie z. B. bei Salbung der Kaiſer, Könige, Biſchöfe, u. ſ. w. wird am ſchicklichen Orte beigebracht werden. Am Charſamſtage wird der Reſt von den alten geweiheten Oelen verbrannt.

Chrismon nennt man in der Diplomatik die durcheinander gezogene und gekräuſelte Buchſtabenfigur, welche in den älteſten Zeiten den Diplomen vorgeſetzt wurde, und die göttl. Anrufung In Christi nomine bedeutet. Die Geſetze des Kaiſ. Juſtinian beginnen ſchon mit dieſer Aufrufung. Die Merovingiſchen und die erſten Carolingiſchen Urkunden haben die göttl. Anruf. nicht wörtlich, ſtatt deren iſt ihnen eine Fig. vorgeſetzt. In derſelben macht das große und lang gezogene I den Hauptzug und ſticht hervor. C u. n ſind gekräuſelt, herumgezogen und nicht ſo deutlich kennbar. Späterhin wurden in dieſer Fig. noch die Buchſtab. D. P. S. verſteckt. Vor anderen Merovingiſch. Urkunden findet man Kreuze. Bei Schöpflin in Alsat. diplomat. I. Tab. 1. findet man ſolche geſtochene Figuren.

Chriſt (Johann Friedrich), ein vielſeitig gebildeter Gelehrter, geb. zu Coburg 1701. Nachdem er auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland, Holland, England und Italien, ſeine Kenntniſſe ungemein bereichert hatte, ward er zu Leipzig Profeſſor der Dichtkunſt, wo er auch 1756 ſtarb. Unter ſeinen nachgelaſſenen Schriften ſind es folgende, wodurch er ſich bei der Nachwelt ein bleibendes Verdienſt geſtiftet hat: Notæ academicae (Halle 1727. 8. 4 Stücke). Seine tiefen Forſchungen über die Geſchichte der Longobarden (1728 und 1730), ſeine Biographie und Apologie Machiavells (1731), ſeine zu völlig neuen Reſultaten führenden Unterſuchungen über die Murrhi-

niſchen Gefäße der Alten (1743), ſeine Forſchungen über die Unechtheit der Fabeln des Phädrus (1746 und 1748), ſein für jene Zeit einziges Werk über die Monogrammen der Maler und Kupferſtecher (Leipzig 1747, 8.), durch welches er das Studium der Kunſtgeſchichte in Deutſchland zuerſt weckte, ſein Text zu den beiden erſten Tauſenden der Lippertſchen Daktyliothek. (Leipzig 1748, 4.) Zugleich gebührt ihm der Ruhm, der Schöpfer der eigentlichen Archäologie in Deutſchland geweſen zu ſeyn, zu deren Verbreitung er ſowohl durch Schriften, als auch durch akademiſche Vorleſungen (herausgegeben von Zeune, Leipzig 1776, 8.) wirkte. Auch hatte er zu mehreren ſeiner Schriften die Kupfer ſelbſt radirt.

Chriſtenthum. Dieſes koſtbarſte Geſchenk, welches vom Himmel ausgehen und die Erde empfangen konnte, iſt ſubjektiv, ein auf der reinſten Erkenntniß von Gott und den göttlichen Dingen, und auf den reinſten religiöſen und ſittlichen Geſinnungen beruhendes Leben, objektiv, der Inbegriff aller der, von der Heilslehre Chriſti ins Völkerleben übergegangenen, und mit ihr in Verbindung ſtehenden Lehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen. Die Grundzüge deſſelben ſind folgende: a) der Glaube an Einen Gott, in dreifacher Beziehung gedacht als Vater, Sohn und Geiſt; b) Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit oder durch thätige Liebe gegen Gott und alle Menſchen; c) der Glaube an das Ideal der Menſchheit in der höchſten Perſon ſeines Stifters, des Gottmenſchen Jeſu Chriſti, als eines freiwilligen Opfers zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts, oder als eines Weltheilandes für Zeit und Ewigkeit. Wegen ſeiner Zuſammenſtimmung mit den Foderungen der Vernunft ſowohl, als mit den Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens, muß das Chriſtenthum jedem unbefangenen Denker, als die Gotteswürdigſte unter allen, auf eine Offenbarung gegründeten, Religionen erſcheinen. Seine Göttlichkeit beruht a) auf dem Adel der Geſinnungen, und des unbefleckten Lebens Jeſu; b) auf der Wirkſamkeit ſeiner lehrreichen Ausſprüche für die Entwickelung unſrer ſittlich-religiöſen Ideen; c) auf der vollkommenen Uebereinſtimmung der religiöſen Wahrheiten mit denen, die ſich uns in der entwickelten Vernunft kund thun; d) auf der Befriedigung, die wir in ſittlicher Hinſicht erfahren, wenn wir ſeinen Wahrheiten Einfluß auf unſer Herz geſtatten; und e) auf dem großen Plane, der mit ſo hoher Weisheit in ihm für die geſammte Menſchheit liegt. Obſchon das Chriſtenthum durch das Judenthum merkwürdig, durch die ununterbrochen fortlaufende Prophezeihung der Propheten von einem Meſſias oder Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts ſeit Jahrhunderten vorbereitet war, und dieſe Idee beim Erſcheinen des Gottmenſchen nicht ſo wirkte, wie ſie ſollte, ſo kam dagegen ſeiner Ausbreitung wieder vieles Andere zu ſtatten, und die göttliche Weisheit ließ es ſich mitten unter politiſchen Stürmen und innern Reibungen ſo feſt ausbilden, daß eine Zerſtörung deſſelben nicht mehr möglich iſt. Die damaligen Sekten waren ſeiner Ausbreitung bald mehr, bald weniger günſtig. Die Stoa gab ihren Zöglingen keinen Troſt für die Zukunft; ſie ſtählte das Herz gegen jede zarte Empfindung, beſonders gegen das Mitgefühl mit fremdem Weh, da ſie eignen Schmerz verläugnen lehrte. Stolz war die einzige Triebfeder, welche ſie ihren Schülern einpflanzte. Epikurs Schüler, die ihren Lehrer mißverſtanden hatten, bekannten frei das Vergnügen als ihr höchſtes Gut, und ſuchten es in ſinnlichen Genüſſen. Die Peripatetiker und Akademiker forſchten nicht mehr nach Wahrheit, ſondern wetteiferten in Spitzfindigkeiten der Lehre, unbekümmert um Weisheit und Tugend. Jede Stadt Griechenlands und eines großen Theils von Aſien, wo nach Alexanders Zeit griechiſche Sprache und griechiſche Sitten herrſchten, hatten zu dieſer Zeit ihre aufgeblaheten Markt-

ſchreier, die im Gewande der Philoſophen, mit langem Bart prangend, für Philoſophen galten. Sie verachteten die Götzenpfaffen, und wurden von dieſen wieder verachtet; aber Beide waren immer bereit, ſich wider Jeden mit einander zu verbinden, der ſich dem nächtlichen Truge der einen, oder dem luftigen Spinnegewebe der andern mit der Fackel der Wahrheit nähern würde. So war, mit Ausnahme einiger wahren Philoſophen, wie Cicero, Seneca und Epiktet, während einiger Jahrhunderte die Beſchaffenheit der Weltweisheit in den griechiſchen Ländern, in Italien und in den römiſchen Pflanzſtädten Afrika's, Galliens und Spaniens. Dieſe Philoſophie war ſo eitel, wie der Götzendienſt. Griechen und Römer, ſie mochten zahlloſen Götzen Weihrauch in ihren Tempeln ſtreuen, oder in öffentlichen Hallen und Baumgängen leerem und ſpitzfindigem Schulgeſchwätze obliegen, lebten ohne Hoffnung, weil ſie ohne Gott lebten, und betäubten die Todesfurcht durch Thorheiten und Laſter, deren Mittelpunkt die herrſchende ſtolze, mit dem Raube der Nationen prangende, vom Blute derſelben trunkene, vor ihren Tyrannen zitternde Roma war. — Die Beherrſcher Roms, das heißt des größten Reichs, ſo jemals war, und deren Stellvertreter in den Provinzen, mußten die Lehre Jeſu anfeinden, ſo bald ſie von ihr hörten, nicht allein, weil deren Lauterkeit ihren Lüſten Einhalt zu thun drohete, ſondern auch, weil der Götterdienſt mit allen dabei angeſtellten Perſonen eine wichtige Springfeder der römiſchen Staatskunſt von jeher geweſen, indem die bei jeder öffentlichen Unternehmung erfoderte Erforſchung und Auslegung des göttlichen Willens Männern vom herrſchenden Orden der Patrizier war anvertraut worden. Die Wichtigkeit dieſes Einfluſſes konnte einem Manne, wie Julius Cäſar war, nicht entgehen. Er ließ ſich zum Pontifex maximus (Oberprieſter) ernennen, nach ihm auch Auguſtus und alle folgenden Kaiſer vereinigten dieſes geiſtliche Amt mit der Herrſcherwürde. Aber dieſe ſtolzen Cäſaren hatten noch einen wichtigen Grund, den Götterdienſt zu ſchützen, indem jeder von ihnen, als eine Gottheit, ſeine Tempel, ſeine Prieſter hatte, und nach dem Tode, wenn man nicht etwa ſeine Leiche den Hunden hinwarf, in die Zahl der waltenden Götter aufgenommen ward. So ſchon Cäſar und Auguſtus. Solche Götter waren natürlich nicht nur aus eiferſüchtiger Staatsklugheit, ſondern auch aus perſönlicher Eiferſucht dem Chriſtenthume abhold. Aehnliche Urſachen des Widerſtandes fand das Chriſtenthum bei andern Nationen. — Die Druiden bei den celtiſchen und germaniſchen Völkern machten eine erbliche und ſehr mächtige Prieſtercaſte aus, wie die Braminen in Indien; eben ſo ſtanden die gleichfalls erblichen Magier noch in Anſehen bis hin zum Strome des Indus; allein keines von allen dieſen Hinderniſſen vermochte die Ausbreitung des Evangeliums aufzuhalten, denn Gottes Kraft wirkte in den Verkündigern deſſelben; der Geiſt Gottes war herabgeſtiegen auf die Apoſtel, er hatte ſie mit Muth geſtählt, und mit Weisheit ausgerüſtet. Selbſt die Verfolgungen der 3 folgenden Jahrhunderte vermochten dem Wachsthume des Chriſtenthums keine Gränze zu ſetzen. In der Folge ſtifteten die Apoſtel überall, wo ſie das Evangelium verkündigten, Gemeinden; ſie beſtellten Verſteher, und ſo arbeiteten ſie bis an ihr Ende zur Vollendung ihrer göttlichen Sendung. Die Schüler der Apoſtel ſetzten das große begonnene Werk mit gleichem Eifer fort. Juſtin der Märtyrer, Irenäus und Tertullian, Kirchenlehrer des zweiten Jahrhunderts, berichten, daß zu ihren Zeiten das Chriſtenthum ſchon im ganzen römiſchen Reiche ſey ausgebreitet geweſen. Pantänus, ein Catechet von Alexandrien, predigte um dieſe Zeit das Evangelium in Indien, fand aber daſelbſt ſchon Chriſten, welche, nach ihrer Ausſage, das Evangelium durch Bartholomäus erhalten hatten. Nach Frankreich kamen in dieſem Jahrhundert Pholinus und Irenäus aus Aſien, welche zu Vienne, Lyon und den umliegenden Gegenden

Gemeinden anlegten, an welchem letztern Orte Pholinus und nach ihm Irenäus Biſchöfe waren; Beide erlitten den Märtyrertodt; der Erſtere 179 und der Letztere 202. Daß auch in Deutſchland damals ſchon Chriſten geweſen, bezeugen Irenäus und Tertullian; doch iſt bei ihnen wohl nur die Rede von dem auf der linken Seite des Rheins gelegenen Deutſchland (Cisrhenana), denn in das übrige Deutſchland (Transrhenana) kam das Chriſtenthum weit ſpäter. — Auch in England wurde um dieſe Zeit das Evangelium mit glücklichem Erfolge verkündigt. — Im 3ten Jahrh. breitete ſich das Chriſtenthum immer weiter aus; doch kann man hier nicht viel Beſtimmtes über die Art der Ausbreitung und über deſſen Verbreiter ſagen. Origines bekehrte einen arabiſchen Stamm zum Chriſtenthum, welches ſich auch unter die Gothen in Möſien und Thracien, und zwar hauptſächlich durch die gefangenen Chriſten verpflanzte. Nach Deutſchland, jedoch nur auf der linken Seite des Rheins, kamen Eucharius, Valerius, Maternus, Clemens und Andere, welche man aus Dankbarkeit apoſtoliſche Männer nannte. Damals wurden auch die Kirchen zu Cöln, Trier und Metz geſtiftet. Auch ſoll das Chriſtenthum um dieſe Zeit nach Schottland ſeyn gebracht worden. Die eigentliche Kraft des göttlichen Worts, das damit verbundene heilige Leben der erſten Lehrer, ihre Standhaftigkeit in den ſo häufigen und harten Verfolgungen, und die Wunder, welche in dem apoſtoliſchen Zeitalter die Verbreitung des Chriſtenthums ſo häufig, ſelbſt noch bis ins 2te und 3te Jahrh., nicht ſelten begleiteten, waren die vorzüglichſten Urſachen, warum dem Chriſtenthum in der Folge auch bei den roheſten Völkern der Eingang verſchafft wurde. — Zu Anfang des 4ten Jahrhunderts erklärte ſich Kaiſer Conſtantin der Große für daſſelbe, und erhob dadurch die chriſtliche Religion zur herrſchenden in ſeinen weitſchichtigen römiſchen Staaten; und ſo erloſch in kurzer Zeit das Heidenthum gänzlich. Durch dieſe, für die chriſtliche Religion ſo wichtige Begebenheit gewann Alles eine andere Geſtalt. Die Verfolgungen hörten auf, und anſehnliche Tempel erhoben ſich überall, in welchen das Lob Gottes erſchallen durfte. Vergebens machte ſpäterhin Julian einen Verſuch, das Heidenthum wieder einzuführen. — In eben dieſem Jahrhundert erhielt Armenien durch Gregorius mit dem Beinamen Illuminator, und durch Frumentius Abyſſinien oder Aethiopien die chriſtliche Religion; eben ſo fand ſie Eingang bei den Gothen. — Im 5ten Jahrh. wurde das abendländiſche Kaiſerthum von vielen barbariſchen, meiſtens deutſchen Völkern überſchwemmt, verwüſtet und endlich zerſtört. Auch dieſe Völker nahmen nach und nach ebenfalls das Chriſtenthum an. In Spanien bekannten ſich die Sueven, Alanen, Vandalen, die bald hernach nach Afrika zogen, eben ſo die Weſtgothen; in Frankreich aber die Burgundier, und nachher auch die Franken zu dem Chriſtenthume. Durch die Bemühung der Päpſte zu Rom erhielt Irland das Chriſtenthum, wo ſich vorzüglich Patricius um die Ausbreitung deſſelben verdienſtlich machte. Auch bekannten ſich um dieſe Zeit viele Juden auf Creta zum Chriſtenthume, nachdem ſie abermals durch einen falſchen Meſſias waren betrogen worden. — Im 6ten Jahrh. wurden einige kleine Völker an dem Pontus Euxinus und am Caucaſus zum Chriſtenthume bekehrt, und in England und Schottland wurde es durch die heiligen Männer Auguſtinus, einen Mönch, und Columbanus weiter ausgebreitet. Im 7. Jahrh. aber nahm ganz England, Irland und Schottland den chriſtlichen Glauben an; ſelbſt nach China gelangte jetzt der erſte Strahl deſſelben. Von England aus gingen Miſſionarien nach Deutſchland und den angränzenden Ländern. Columbanus namentlich ging nach Schwaben, Baiern und Franken; Gallus nach Schwaben und der Schweiz, Willibrord mit elf Andern nach Friesland, Jütland, Dänemark und Weſtphalen. — Im 8ten Jahrh. wurde der Engländer Win-

fried, welcher hernach Bonifacius genannt wurde, der eigentliche Apoſtel Deutſchlands. Sein Schüler Sturmio, erſter Abt zu Fulda, ſetzte die apoſtoliſchen Arbeiten rühmlichſt fort, und er wird mit Recht für den Apoſtel der Thüringer und Sachſen gehalten. Nach Beſiegung der Sachſen wurden überall in Deutſchland Bisthümer zur Erhaltung und Verbreitung des Chriſtenthums gegründet. — Im 9ten Jahrh. verkündete Angarius, ein Mönch aus Corvei, in Jütland, Dänemark und Schweden ſegenvoll das Evangelium; auch ward um dieſe Zeit in Böhmen und Mähren die chriſtliche Religion allgemeiner, ebenſo in Dalmatien, Rußland und in andern ſlaviſchen Ländern. Im 10. Jahrh. nahmen die Normänner in Frankreich, ſo wie die Dänen und Norweger, das Chriſtenthum an. Auch die Wenden wurden damals größtentheils für die chriſtliche Religion gewonnen. — Im 11ten Jahrh. ward allenthalben daran gearbeitet, die Religion bei den Neubekehrten mehr zu begründen. Im 12ten Jahrhundert hoben die Kreuzzüge an (ſ. d. Art.). In wie fern dieſe Einfluß auf das Chriſtenthum hatten, kann hier nicht entwickelt werden. Im 13. Jahrh. ſchickten die Päpſte Geiſtliche unter die Tataren. Die Preußen wurden ebenfalls bekehrt durch die deutſchen Ordensritter. Im 14ten Jahrh. wurde durch päpſtliche Miſſionarien das Chriſtenthum in China gepredigt. Zu Ende des 15ten Jahrh. wurde durch die Entdeckung von Oſtindien und Amerika auch in die neue Welt das Evangelium gebracht. Im 16. Jahrh. konnte für die fernere Ausbreitung des Chriſtenthums wenig mehr geſchehen, weil die Kirchenrevolution den Fortgang hemmte. — Was in den neuern Zeiten für die Ausbreitung des Chriſtenthums geſchehen iſt und geſchieht, werden wir unter dem Artikel Miſſionen weiter ausführen. — Verweilt man nach dieſem Ueberblicke aufmerkſam bei dem Chriſtenthum, welches in ſo manchen Stürmen der Zeiten ſich dauernd erprobt hat, ſo leuchtet Jedem wohl ein, daß ſein göttlicher Stifter ſeinen Jüngern nicht vergebens ſagte: „Ich werde bei Euch ſeyn, bis ans Ende der Zeiten.“

Chriſtenthum, Urſachen ſeiner Ausbreitung, Folgen deſſelben, Chriſtenverfolgungen, ſ. Evangelium.

Chriſtian II., König von Dänemark, wurde den 2. July 1481, nach der Sage, unter ungünſtigen Auſpicien, geboren. Die Leitung ſeiner Jugend war dem Canonicus Hinze anvertraut; allein die Worte der Liebe vermochten eben ſo wenig über die Störrigkeit ſeines heftigen Charakters, als die Wiſſenſchaften des zerſtreuten Jünglings Aufmerkſamkeit feſſeln wollten. Sein Vater, Johann I., entnahm ihn daher dem Hauſe ſeines Erziehers, und brachte ihn auf ſein Schloß. Aber auch hier konnte die Nähe des Hofes ſeine wilden Sitten nicht zähmen. Nicht ſelten ſtahl er ſich aus dem Schloſſe, ſchwärmte des Nachts in den Straßen herum, und trieb allerlei ſtörende Unbill. Weder die mahnenden Worte ſeines Vaters, noch körperliche Strafen, konnten ihn zu einer geregelten Lebensweiſe zurückführen. 1513 gelangte er zur unumſchränkten Regierung, ließ ſich öffentlich zu Copenhagen und in Norwegen krönen, und in den erſten Tagen ſeiner Regierung viel Gutes von ſich erwarten. Um die Macht ſeines Thrones mehr zu ſichern, verband er ſich mit einem der mächtigſten Fürſtenhäuſer ſeiner Zeit, indem er Iſabelle, Carl's V. Schweſter ehlichte. Die Hoffnungen, welche man mit ſeinem Regierungsantritte verknüpfte, vernichtete er aber bald dadurch, daß er ſeine Liebesverhältniſſe mit einer jungen Holländerin, Namens Dyveke, welche er einſt auf einem Zuge nach Bergen (1507) kennen gelernt hatte, fortſetzte, und ſich in die Gewalt ihrer Mutter, der Sigbritte, gab, die ihren Einfluß durch eine gewandte Verſchmitztheit nur zum Nachtheile des Staates immer zu verſtärken ſich bemühte. Kein wichtiger Staatsbeſchluß wurde gefaßt, ohne die Begutachtung Sigbrittens eingeholt zuaben. Feindſchaftliche Verhältniſſe, welche zwiſchen dem königlichen Geheimſchreiber Foburg, und dem Schloßvogte Tobern Oxe ausgebrochen waren, beſtimmten den Letz-

tern, die Vermittelung der königlichen Geliebten Dyveke — Columbula (Täubchen) von Chriſtian genannt — anzurufen, auf deren Verwendung Foburg ſein Leben durch den Strick enden mußte. Weil nun aus dieſem Vorfalle Oxe ſchließen zu müſſen glaubte, daß ihm bei der zweideutigſten Berührung ein gleiches Schickſal durch die Columbula widerfahren könne, beſchloß er deren Tod, den er denn auch durch vergiftete Kirſchen herbeiführte. Da nun Oxe nach dem Tode der Dyveke in Gegenwart des Königs verlauten ließ, daß er ſie einſt geliebt habe, ließ ihm Chriſtian den Prozeß machen, und ihn, trotz der Verwendung ſeiner Gemahlin, öffentlich hinrichten. Dieſe Grauſamkeit, ſein Haß gegen den Adel des Reichs, und ſeine Gewohnheit, jedes Vergehen ſogleich mit dem Galgen zu beſtrafen, mußten die Gemüther ſeiner Unterthanen erbittern. Indeß zogen andere Ereigniſſe ſeine Aufmerſamkeit auf ſich. In Schweden gab es viele Unruhen, und das Intereſſe der Großen war getheilt. Der ſchwediſche Adminiſtrator Stenon Sture der Jüngere war mit dem Erzbiſchofe von Upſal, Guſtav Trolle, in große Streitigkeiten verwickelt. Da nun der Letztere in geheimen Einverſtändniſſen mit Chriſtian ſtand, und eine Conſpiration gegen den Reichsverweſer angeſponnen hatte, wurde er ſeines Erzbisthums entſetzt, und ſein Schloß von dem Volke geſchleift. Hierauf erſchien Chriſtian 1518 ſelbſt mit einer Flotte vor Stockholm, und als die Verſuche ſeiner Waffen ſcheiterten, ſchlug er mit dem Reichsverweſer eine Unterredung vor. Zu dieſem Behufe ließ er ſich zur Sicherheit ſeiner Perſon in 6 Geißeln aus den vornehmſten Ständen Schwedens Bürgſchaft ſtellen. Nachdem dieſe auf Treue und Glauben bei ihm eingetroffen waren, legte er ſie in Feſſeln, und führte ſie mit ſich nach Dänemark zurück. Mittlerweile hatte ſich der päpſtliche Stuhl der Sache des abgeſetzten Erzbiſchofs angenommen, Schweden mit dem Bannfluche belaſtet, und Chriſtian mit der Vollziehung dieſer Bulle beauftragt. Im Winter 1520 ſetzte er ſich, gemäß ſeiner Vollmacht, mit einer Armee, unter dem Oberfeldherrn Krummbein, gegen Schweden in Bewegung. Am 19. Januar trafen ſich beide Heere; es kam zur Feldſchlacht; die Schweden wurden bei Bogeſums in die Flucht geſchlagen, und Sture ſo verwundet, daß er an den Folgen ſtarb. Trolle, dem das Herannahen der däniſchen Armee Muth und Begeiſterung eingab, berief eine Reichsverſammlung zu Upſala, und erklärte ernſt und feierlich, daß man Chriſtian zum Könige von Schweden ausrufen müſſe. Der gebieteriſche Drang der Umſtände ließ den Schweden nur Eine Wahl, nämlich die Union anzuerkennen, und die Vortheile einer eben verkündigten Amneſtie zu benutzen. Stockholm allein ſuchte ſeine Unabhängigkeit zu behaupten, und leiſtete mannhaften Widerſtand. Nachdem aber dieſe Hauptſtadt, welche von der hinterlaſſenen Wittwe Sten Stures und ſeinen Anhängern vertheidigt wurde, durch Hungersnoth und Liſt in die Hände Chriſtian's übergegangen war, hielt er ſeinen Einzug, und ließ am 4. Nov. 1520 ſeine Krönung aufs Feierlichſte in dieſem Königsſitze Schwedens vollziehen. Auszeichnungen und Vorrechte vertheilte er nur an Ausländer, und das rohe Recht der Eroberung ſuchte er auf alle Weiſe gegen die Beſiegten geltend zu machen. Aus einem drei Tage lang dauernden feſtlichen Schmauſe und lärmenden Luſtbarkeiten ging das gräßliche Opfer hervor, welches dem calmariſchen Bunde und der Souveränität gebracht werden ſollte. Am 8. Nov. reichte Guſtav Trolle dem neuen Könige eine Klage gegen alle ſeine frühern Feinde ein, mit der Bitte, den päpſtlichen Bann an ihnen zu vollziehen. Chriſtian ſetzte ein Blutgericht nieder, und die Wittwe Sten Stures war die Erſte, welche als Opfer ſeiner grauſamen Verfügungen fiel. Es wurde eine Proſcriptionsliſte aufgenommen, die Angeklagten in Feſſeln geworfen, und hingerichtet. 94 Schlachtopfer endeten unter dem Beile des Henkers ihr Leben; Viele, welche durch die Bekanntmachung einer Amneſtie aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, wurden ge-

Digitized by Google

ihren Beiſtand auf. Die Politik der Niederländer weigerte ſich ebenfalls, den König zu unterſtützen, da ſie gewahrten, daß die Lübecker, welche auf der Seite Friedrichs ſtanden, dieſe Gelegenheit benutzten, ein enges Handelsbündniß mit Dänemark zu ſchließen, vermöge deſſen den Niederländern der Bund geſchloſſen werden ſollte. Die Bürger von Obslo wollten ſeinetwegen die Stadt nicht beſchießen laſſen, und Chriſtian war gezwungen, mit dem däniſchen Bevollmächtigten, dem Biſchof von Odenſee, Capitulationsverträge anzuknüpfen. Nach verſchiedenen Vorſchlägen, die alle nicht genehmigt wurden, überließ er ſich in dieſer verwickelten Angelegenheit dem Rathe des rechtlichen Biſchofs. Dieſer, in der Hoffnung, König Friedrich werde mit einem Wehrloſen und mit einem Neffen weder hart, noch lieblos verfahren, räth ihm, ſelbſt mit nach Copenhagen zu ſchiffen, und verſpricht ihm, Kraft ſeiner Vollmacht, ſicheres Geleit zurück, wenn die perſönliche Unterredung mit dem Könige kein glückliches Reſultat gewinnen ſollte. Als die Schiffe in Copenhagen ankamen, ließ ſie der Reichsrath in Abweſenheit des Königs, der furchtſam nach Holſtein geflohen war, 15 Tage auf der Rhede liegen, berathſchlagte über das Schickſal des Gefangenen, und beſchließt, angefeuert von perſönlicher Rachſucht, ihn als Beleidiger des däniſchen und ſchwediſchen Adels zu beſtrafen. Das verſprochene Geleit des Biſchofs wird für nichtig erklärt, und der getäuſchte König gefeſſelt nach der Inſel Alſen abgeführt, wo er in dem Schloſſe Sonderburg mehr als 16 Jahre in einem finſtern Thurme, ohne andere Geſellſchaft, als die eines norwegiſchen Zwerges, zubrachte. Mit dem Regierungsantritte Chriſtian III. foderte der ſpeyriſche Frieden (1544) eine Milderung ſeiner Gefangenſchaft und einen Brautſchatz für ſeine Töchter von Chriſtian III., dagegen entſagte Chriſtian II. in einer Akte den Anſprüchen auf die Krone, und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu ſeinem Aufenthalte mit einem Jahrgehalte angewieſen. Hier ſtarb er am 24ſten Januar 1559. Seine Gemahlin hatte bis an ihren Tod (1526) die Leiden ihres Gatten getheilt. Seine drei Kinder waren a) Johann, welcher ſeinen Vater auf der Flucht begleitete, und vor deſſen Gefangennehmung 1532 ſtarb; b) Dorothea, die mit Friedrich II., Churfürſten von der Pfalz, und c) Chriſtiane, welche mit Franz Sforza, Herzog von Mailand, und nach deſſen Tode mit Franz, Herzog von Lothringen, vermählt war.

Chriſtian VII., König von Dänemark, geboren den 29. Jan. 1749, beſtieg nach ſeinem Vater, Friedrich V., am 13. Jan. 1766 den Thron, und vermählte ſich faſt zu gleicher Zeit mit Caroline Mathilde, Schweſter Georg III., Königs von England. Nach mehreren Reiſen ins Ausland, wo er die berühmteſten Gelehrten damaliger Zeit und mehrere Akademien beſuchte, kehrte er, von der Hochſchule zu Cambridge mit dem Titel eines Doktors der beiden Rechte beſchenkt, wieder in ſeine Staaten zurück, wo er anſtatt des Grafen von Bernſtorf, den Vertrauten Friedrichs V., 1770 ſeinem Leibarzte Struenſee die unumſchränkte Leitung der Reichsgeſchäfte übertrug. Mit dieſer Miniſterialveränderung legte er gleich zu Anfang ſeiner Regierung den Grund zu jenem unſeligen Parteikampfe, welcher bis zur Regierung Friedrichs VI. den Staatskörper auf mannigfache Weiſe erſchütterte. Mehrere Veränderungen in der innern Verwaltung und dem politiſchen Syſteme Dänemarks entzweiten den Hof mit dem unzufriedenen Adel und dem Militär. Ja, die verwittwete Königin Julie Marie von Braunſchweig-Wolfenbüttel ſuchte aus dieſem lautwerdenden Unwillen Vortheile zu ziehen, indem ſie eine Veruneinigung Chriſtians mit ſeiner Gemahlin herbeizuführen ſich beſtrebte, und es am Ende dahin brachte, daß die Zügel des Reichs in ihre und ihres Sohnes Friedrichs Hände über gingen. Eine Geiſteskrankheit, deren Anfälle er öfters ausgeſetzt war, raubte

ſeiner königlichen Macht alles Anſehen, und ließ ihm nur den Schatten ſei=ner vorigen Größe. 1788 gab ſeine Verbindung mit Rußland ihm Veran=laſſung, nach dem Zuge Schwedens gegen Rußlands mehrere feindliche Bewegungen gegen Schweden zu unternehmen. Durch die Vermittelung Preußens und Englands aber erklärte Dänemark im Juli 1789 ſeine Neu=tralität während der Fortdauer des ruſſiſch=ſchwediſchen Krieges. Auf die Anfoderung Pauls I. ſchloß es ſich im Jahr 1800 an die nordiſch=bewaffnete Neutralität an, worüber ſich ein Krieg mit England entſpann, der aber nach mehreren Seeſchlachten mit dem berühmten Nelſon (ſ. d. Art.) durch eine Seefahrtsconvention am 23. Oktober 1801 wieder beendigt wurde. 1795 ſah Chriſtian ſeine Hauptſtadt durch eine Feuersbrunſt verheert, und am 2. Sept. 1807 ſeine Reſidenz durch das Bombardement der Britten zer=ſtört, vor welchem er auf das jüdländiſche Schloß Rendsburg gebracht wurde, wo er am 3. März 1808 ſein Leben endete. Er ſelbſt hatte während ſeiner Lebenszeit an der Regierung wenig Antheil, da ſchon im Jahr 1784 ſein Sohn Friedrich die Zügel des Reichs ergriffen hatte. Seine Gemahlin, welche über ihre Verbindungen, in denen ſie mit Struenſee geſtanden, viel leiden mußte, ſtarb zu Zelle im Jahr 1775, und hinterließ zwei Kinder, den jetzt regierenden König Friedrich, und die mit dem Herzoge von Holſtein=Auguſtenburg vermählte Prinzeſſin Auguſta.

Chriſtiania, die Hauptſtadt von Norwegen, in einer reizenden Gegend, an der Nordſpitze des von ihr benannten Buſens, und am ſüdlichen Fuße des hohen Edgeberges. Sie beſteht aus der Neuſtadt, welche der König Chriſtian IV. 1624 erbauen ließ, und deren breite und gerade Straßen ſich winkelrecht durchſchneiden; ferner aus der Altſtadt an der Oſtſeite, dann aus dem jetzt geſchleiften Bergſchloſſe Aggerhuus an der Weſtſeite der Neu=ſtadt, und vier Vorſtädten. Die Stadt hat 1.600 Häuſer mit 20.000 Ein=wohnern, und eine Univerſität, mit 18 Profeſſoren beſetzt. Von Fabrik=anſtalten iſt beſonders das große Alaunwerk zu bemerken. Der Haupthandel beſteht in Brettern und Eiſenwaaren, und wird durch den dortigen tiefen und ſichern Hafen begünſtigt. Der Werth der jährlich ausgeführten Bretter wird auf 810.000 Gulden angeſchlagen.

Chriſtine (Auguſte Aleſſandra), Königin von Schweden, entſproßte dem Ehebündniſſe Guſtav Adolphs und der Marie Eleonore, älteſten Tochter des Johann Sigismund, Churfürſten von Branden=burg. Düſtre Wolken umhüllten den Himmel ihrer Kindheit; denn namenloſer Kunſtgriffe bedienten ſich die Creaturen des Königs Sigismund von Po=len, die ſchuldloſe Prinzeſſin, weil ſie das königliche Diadem an ihrer Stirne trug, zu tödten. Aber der Schutzengel der Unſchuld machte die Anſchläge der Finſterniß zu nichte. „Ich mußte leben“, ſagt Chriſtine, „und Du, Herr! haſt mich ſogar in meinen Windeln triumphiren laſſen, in welchen Du mich den Neid haſt beſtreiten und überwinden laſſen. Du ließeſt mich mit Lorbeer= und Palmbäumen umringt geboren werden. Ich ſchlief unter dem Schutze ihrer Schatten.“ Guſtav fühlte nur zu wohl, daß eine königliche Pflanze die köſtlichſte Perle des Staats ſey, zu deren Pflege man nie zu viel thun könne. Mit umſichtsvoller Weisheit ſorgte er daher für die Erziehung ſeiner Thronerbin, und außer den Geſinnungen der Ehrbarkeit und Züchtigkeit ſollte das Mark ihres weiblichen Geſchlechts ſeltener Regentengröße aufgeop=fert werden. Schon im Jahr 1630 erlas er ihr an dem Profeſſor an dem kö=niglichen Gymnaſium zu Stockholm, Direktor Johann Matthiä, einen Lehrer, welcher in den Hörſälen der Wiſſenſchaften die praktiſche Schule des Lebens gefunden hatte, und die vortreffliche Gabe beſaß, die Menſchen=würde mit dem Geiſte der Liebe aus den Tiefen des Gemüths hervorzulocken. Guſtav Adolph (ſ. d. Art.) wurde zum Kampfe gegen die Ligue gerufen.

Bevor er nach Deutſchland eilte, ordnete er die Triebräder ſeines Reichs. Geſtützt auf eine Akte, welche die weibliche Linie Carls IX. für thronfähig erklärte, ließ er, im Falle ſeines Hintritts, von ſeinen Landſtänden und Kriegsheeren Chriſtinen den Huldigungseid leiſten. Seinen fünf Oberkämmerern überließ er die Zügel des Reichs und die Oberaufſicht über die Unmündige. Seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Caſimir, übertrug er die Verwaltung des Finanzweſens, und ſeiner vortrefflichen Schweſter Catharina die ſpezielle Sorge für Chriſtinens Erziehung. Als eine unſichtbare Hand, plötzlich den Lauf jenes gothiſchen Geſtirns unterbrochen, und Guſtav Adolph, wie von einem Blitzſtrahle getroffen, bei Lützen (1632) geſunken war, bemächtigte ſich Aller bei Anlangung dieſer Trauerbotſchaft ſtarres Entſetzen. Sogleich beriefen die Kronbeamten eine Ständeverſammlung, und berathſchlagten über Chriſtinens Thronerhebung. „Wer iſt dieſe Tochter Guſtavs?“ rief ein Mitglied aus dem Bauernſtande, in einem Tone, der Keckheit verrieth. „Wir kennen ſie nicht, wir haben ſie niemals geſehen!“ tönte ein mehrſtimmiger Nachruf. Der Reichstagsredner führte hierauf Chriſtinen in den Verſammlungsſaal. Da donnerte ihm ein ungeſtümmes Geſchrei entgegen: „Ja, es iſt das leibhaftige Ebenbild Guſtavs! Heil ihr! Sie ſey Königin über uns und unſere Kinder!“ Kaum ſechs Jahre alt wurde ſie mit dem Lorbeerzweige, der von dem koſtbaren Blute ihres Vaters noch triefte, gekrönt. Sie beſtieg den Thron, empfing die Huldigungen der Nation, und heiligte ihre erhabene Beſtimmung durch einen Eid. Begabt mit ſeltenen Naturfähigkeiten, erlernte ſie die alten Sprachen, und die zu einem Staatsregiment erfoderlichen Wiſſenſchaften mit wunderbarer Leichtigkeit. Die Lebensweiſe ihrer Jugend trägt den Anſtrich jener Sonderbarkeiten, die die Folge ihres ganzen Lebens charakteriſiren. Sie war unermüdlich in Fußreiſen, lag oft und lange in der Abendluft auf der bloßen Erde, ertrug Hitze und Kälte, Hunger und Durſt ohne die geringſten Beſchwerden, liebte Pferde, Jagd und männliche Spiele, trug männliche Kleidung, verachtete den Umgang mit ihrem Geſchlechte, war mißtrauiſch und argwöhniſch, jähzornig und ſtolz, ungeduldig und ſpöttiſch. Der Großkanzler Axel Oxenſtierna unterrichtete ſie ſeit ſeiner Rückkehr nach Stockholm (1636) in der Regierungskunſt. Täglich brachte er drei bis vier Stunden bei ihr zu, und war nicht ſelten genöthigt, ein Kind zu bewundern, welches bei dem brennenden Verlangen nach Kenntniſſen die gediegenſte Urtheilskraft an den Tag legte. In ihrem ſechszehnten Jahre ward ihr ſchon der Zutritt in den Senat geſtattet. Nach ihrem erſten Erſcheinen wohnte ſie ſofort allen Berathungen in Perſon bei, und es wurde kein Entſchluß mehr gefaßt, ohne ihr Urtheil und ihre Genehmhaltung zuvor eingeholt zu haben. 1642 wollten die fünf erſten Reichsbeamten, ihre Vormünder, Chriſtinen ſchon die Zügel der Verwaltung anvertrauen; aber die Königin bat, ihre Volljährigkeitserklärung noch zwei Jahre zu vertagen, weil ſie noch nicht die erfoderliche Kraft des Herzens und die durchaus nöthige Tiefe des Verſtandes zur Ertragung einer ſolchen unangemeſſenen Bürde erlangt habe. Erſt am 7ten Dezember 1644 legte ſie den Königseid ab, und trat die unumſchränkte Verwaltung ihrer Staaten an. Weisheit und Klugheit, Charakterfeſtigkeit und Umſicht bezeichneten ihren würdevollen Regierungsantritt. Zu Brömſebro leitete ſie mit Dänemark Friedensunterhandlungen ein, und erlangte am 8ten des Herbſtmonats 1645 einen, unter der Gewährleiſtung des Königs von Frankreich abgeſchloſſenen Frieden, der das ſchwediſche Reich durch Gothland, Oeſel, Jemteland, Halland und Heriedalien vergrößerte. Sie unterzeichnete den Osnabrücker Frieden, empfing an baarem Gelde die Entſchädigungs-Summe von fünf Millionen Reichsthaler, und an Ländereien Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern, Rügen, Wismar, Bremen und Verden

Digitized by Google

Handel und Schifffahrt belieh ſie mit vortheilhaften Privilegien, und erhob den Bergwerksbau; ſie ſtiftete Univerſitäten und Schulen, ſchenkte der Geiſtlichkeit, neben andern großen Rechten und Freiheiten, nicht unbedeutende Pfründen, und befreite das Land ſelbſt von mehrern drückenden Abgaben und Zöllen. Ihre unüberwindliche Abneigung gegen jedwede Beengung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, und ihre allzuvertrauten Verhältniſſe, in denen ſie mit dem Grafen Magnus de la Gardie lebte, ließen ſie die Bewerbungen des Prinzen Ulrichs um ihre Hand, und die ihres Vetters Carl Guſtavs, welcher ihr ſogar von den Reichsſtänden zum Gemahl vorgeſchlagen wurden, von ſich weiſen. Polen empfand eine heimliche Freude über die Nichtvermählung der Königin, und wagte es, mit ſeinen faſt vernichteten Anſprüchen auf die ſchwediſche Krone mehr und mehr aus dem Hintergrunde hervorzutreten. Der durch ſeine Verdienſte beim Volke nicht unbeliebte Adel hoffte, mit dem Tode Chriſtinens einem Sprößlinge ſeines Stammes das Staatsruder in die Hände zu ſpielen, und echte Patrioten ſahen mit Erlöſchung der rechtmäßigen Linie Guſtav Adolphs aus der ſchwediſchen Monarchie ein Wahlreich aufblühen. Den Keim aller dieſer verſchiedenartigen Intereſſen zerſtörte Chriſtine aber dadurch, daß ſie, auf den Fall ihres Todes, in Carl Guſtav einen Thronfolger vorſchlug, und um Beſtätigung deſſelben die Reichsſtände anrief. Als dieſer Fürſt, ein edler, feuriger und kriegeriſcher Held, 1650 aus Deutſchland zurückkam, wurde er aufs Feierlichſte zum Großerbprinzen erklärt, und ihm die ſtandesgemäßen Einkünfte zur Unterhaltung ſeines Hofſtaates angewieſen. Faſt zu gleicher Zeit wurde der bisher verſchobene Krönungsakt Chriſtinens aufs Feierlichſte ($^{20}/_{30}$. des Weinmonats 1650) vollzogen. Sie verließ ihre Reſidenz, und zog von dem nahegelegenen Landgute Jakobſtadt auf einem Triumphwagen in Stockholm ein. Ein ſchöner Italiener, der Marcheſe Monaldeſchi, trat jetzt bei der Königin auf, ſie erhob ihn zu ihrem Oberſtallmeiſter, und bewies, daß ſie keine Feindin von einer ſchönen männlichen Figur war. Seit dieſer Zeit offenbarte ſie einen Ueberdruß an den Staatsgeſchäften, verſchenkte einen großen Theil der Krongüter ihren Begünſtigten, verlieh die höchſten Staatswürden den Unverdienten, und führte einen Hofſtaat, deſſen verſchwenderiſche Pracht das an Simplicität gewöhnte Volk ärgern und empören mußte. Die Staatseinkünfte wurden erſchöpft; die Eiferſucht des vernachläſſigten Adels murrte; die Geiſtlichkeit ſcheute ſich nicht, ihr Mißvergnügen öffentlich kund zu geben, und der gemeine Mann ſehnte ſich nach einem mildern Regimente. Da trat, von dieſer Lage des Reichs und von den Motiven der Ruhmſucht und des Ehrgeizes bewogen, Chriſtine am 25ſten des Weinmonats 1651 in den Senat, erklärte, ſich der Regierung begeben, und die Verwaltung des Reichs ihrem beſtätigten Thronfolger überantworten zu wollen. Die nachdrückliche Sprache eines Kanzlers Axel Oxenſtierna, auf dem noch der Geiſt Guſtav Adolphs ruhte, und welcher ihr die gewichtigen Worte zu Gemüthe führte, daß der wahre Ruhm nicht ſowohl in Erwerbung, als Erhaltung deſſelben beſtehe; daß, wenn ſie das Staatsruder niederlegte, ſich alle Staatsdiener von den öffentlichen Geſchäften zurückziehen würden; daß man die Schulden der Krone abführen, und ihr ein anſehnliches Capital zur Unterhaltung eines glänzenden Hofſtaates bewilligen wolle, bewog Chriſtinen, den königlichen Scepter wieder zu ergreifen, und ihn eine Zeitlang wieder in ihren Händen zu behalten. Von den Sorgen der Staatsgeſchäfte erholte ſie ſich in dem Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte. Um ihren lebhaften und durchdringenden Geiſt durch geſellige Wechſelwirkung mehr an Kenntniſſen zu bereichern, berief ſie eine Menge Gelehrten des Auslandes an ihren Hof. Unter ihnen nennt man: Huet, Carteſius, Naudé, Ravius, Grotius, Salmaſius, Voſſius, Bochart

Digitized by Google

Heinſius, Conring, Meibom, u. m. A. Dagegen empfing ſie auch die Ehrentitel: Divina domina; alter sol; altera Pallas ac Minerva; Heroidum praestantissima et Reginarum doctissima (göttliche Herrin; eine zweite Sonne; eine andere Pallas und Minerva; die trefflichſte der Heldinnen, und die gelehrteſte der Königinnen). Doch waren dieſe Gelehrten nicht ſelten Gegenſtand der albernſten Hoflaunen. So mußte einſtens, auf Anrathen ihres Lieblings Bourdelot, Meibom, welcher eben mit keinem tonreichen Geſangsorgan begabt war, ein Liedchen der Alten ſingen, und Naudé nach griechiſcher Weiſe hierzu tanzen. Die Verkehrtheiten des Tänzers und die unregelmäßigen Töne des helleniſchen Sängers mußten den Hofleuten ein ſchallendes Gelächter abnöthigen, und als ſich Meibom an Bourdelot durch eine derbe Ohrfeige Genugthuung verſchaffte, mußte er auf der Stelle Schweden verlaſſen. Den Voſſius ſandte ſie auf Reiſen, und ließ ihn ſeltene Manuſcripte, Bücher und koſtbare Münzen um jeden Preis an ſich kaufen. Sie ſelbſt vervollkommnete ſich in der Malerei, Bau- und Bildhauerkunſt, der Münzkunde und in der Kenntniß der Alterthumswiſſenſchaften. Die Aſtronomie feſſelte ſie ſo ſehr, daß ſie ihr manche ſchöne Nacht aufopferte. In den Umarmungen des Monaldeſchi kam ihr der nordiſche Himmel Schwedens ungemein froſtig vor; ſie ſehnte ſich nach dem glücklichern Italien, die Staatsgeſchäfte wurden ihr läſtig, und von Neuem regte ſich in ihr der Entſchluß, ſich für immer der Regierung des Reichs zu begeben. Sie berief zu dieſem Zwecke auf den 21ſten März 1654 eine Ständeverſammlung nach Upſal, wo ſie ihren Entſchluß vortrug, und, trotz aller mahnenden Bitten dagegen, dennoch auf demſelben beharrte. Der $^6/_{16}$. des Heumonats 1654 war der Tag, wo ihre Abdankung erfolgen ſollte. Sie glich einer Theaterſcene. Mit Krone und Purpur bekleidet trat Chriſtine in den Verſammlungsſaal, beſtieg einen Thron, neben welchem ſich Carl Guſtav niederlaſſen mußte, hielt eine feierliche Rede, und ließ folgende Verzichtungsakte vorleſen: Sie entſage auf immer für ſich und ihre Nachfolger allen ihren Rechten auf die ſchwediſche Krone, ſie überantworte dieſelbe nebſt allen ihren Anſprüchen ihrem Vetter, dem Prinzen Carl Guſtav, und mache ihn unter der Bedingung zu ihrem Nachfolger, daß er ihr Lebenslang den Beſitz der zur Appanage bedungenen Ländereien verſichere, nämlich Stadt und Schloß Norköping, die Inſeln Oeland, Gothland und Oeſel, Wollin, Uſedom, die Stadt und das Schloß Wolgaſt, nebſt einigen Tafelgütern in Pommern, wie auch Pöle und Neukloſter im Mecklenburgiſchen. Sie behalte ſich die Freiheit vor, drei Aemter in Pommern und eins von der Inſel Oeſel, falls ſie es für gut fände, an ſchwediſche Unterthanen zu verkaufen, zu verpfänden oder zu vergeben, ohne über die anderen mit gleicher Macht ſchalten und walten zu können. In Anſehung ihrer Perſon und ihrer Diener bedinge ſie ſich unumſchränkte Freiheit, ohne irgend einem Menſchen verantwortlich zu ſeyn. Nach Vorleſung und Beſtätigung dieſer Akte wurde ſie ihres königl. Schmuckes entkleidet, und Carl Guſtav mit jenen Inſignien geziert. Nach ihrer Entſagung verweilte ſie nicht lange mehr in Schweden. In männlicher Kleidung nahm ſie über den Sund ihren Weg durch Dänemark. Von da ging ſie nach Deutſchland über, und langte nach einigen Querzügen in Brüſſel an. Hier legte ſie insgeheim das Glaubensbekenntniß der römiſchen Kirche in die Hände eines Dominikaners, P. Guemes. Ihr Kunſtſinn und der Einfluß der Jeſuiten auf ihre Denkweiſe ſcheinen bewegender Grund zu dieſer Religionsumänderung geweſen zu ſeyn. Der neu erwählte Papſt Alexander VII., der ſeine Freude über den Uebertritt einer ſolchen wichtigen Perſon nicht verbergen konnte, wollte dieſe Bekehrung zum Werke ſeines Einfluſſes machen. Zu dieſem Behufe eröff-

nete er der Königin die Nothwendigkeit, das Bekenntniß des kathol. Glaubens öffentlich zu wiederholen, um beim Betreten des Kirchenſtaates der feierlichſten Aufnahme gewärtig ſeyn zu können. Unter großem Schaugepränge genügte ſie dieſem päpſtlichen Willen zu Innſpruck, wo ſie unter der ergötzlichſten Pracht des feſtlichen Aufzugs ſich nicht erwehren konnte, mehrmal auszurufen! O che bella! (O wie ſchön!) — Von da reiſte ſie, unter beſtändiger Begleitung ihres Lieblings Monaldeſchi, nach Italien. Durch das Thor del Popolo, welches von Bernini nach Umriſſen des Michael Angelo auf das Reichſte ausgeſchmückt war, ritt die Königin in Amazonentracht, wie eine ſiegreiche Heldin im Triumphzuge, in Rom ein. Unter dem Donner der Kanonen ſtieg ſie ernſt und feierlich die Stiegen der Peterskirche hinan in die Capelle des Papſtes, und empfieng hier, mit dem Beinamen Aleſſandra, von dem heiligen Vater die Firmung und das Abendmahl des Herrn. Während ihres Aufenthaltes daſelbſt beſuchte ſie die berühmteſten Jeſuiten-Collegien, beſah die plaſtiſchen Kunſt- und Denkmäler des Alterthums, und verſammelte in den Stunden ihrer liebefreien Muße die Gelehrten Italiens um ſich herum, ſo daß man ihren Pallaſt eine Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften nennen mochte. Auf einer päpſtlichen Galeere ſchiffte ſie von Rom nach Frankreich über. Mit ſtandesgemäßen Ehrenbezeugungen wurde ſie in Paris empfangen. Nach Beſichtigung der dortigen Merkwürdigkeiten reiſte ſie nach Compiegne, wo ſich der königliche Hof aufhielt. Nachdem ſie hier eine Fülle von Weihrauch eingeſogen, begab ſie ſich nach Turin. In der Abſicht, Friedensvermittlerin zwiſchen Spanien und Frankreich zu werden, kam ſie von Neuem an die Ufer der Seine. Dieſen zweiten Aufenthalt verewigte ſie auf eine blutige Weiſe in den Memoiren ihrer Lebensgeſchichte. Ließ auch einſt Eliſabeth den Grafen Eſſex hinrichten, ſo lag hierzu ein Grund in den politiſchen Ereigniſſen der Zeit, und Eliſabeth war alt, und ihre Neigung zu ihm längſt erkaltet. Aber Chriſtine nahm in der Blüthe weiblichen Alters an Monaldeſchi grauſame Rache, der einen Beſtandtheil ihres Herzens ausmachte. So ſehr auch die Geſchichtſchreiber einen Schleier über dieſes Ereigniß auszubreiten ſich bemühten, ſo hat man doch ſo viel ermittelt, daß der Marcheſe ſich entweder in einen andern Gegenſtand verliebte, und dies Chriſtine aus ſeinen Papieren entdeckte, oder er hatte ſich der Ausplaudereien gewiſſer Geheimniſſe verdächtig gemacht. Dieſe Herzenshärtigkeit gegen ihren Oberſtallmeiſter wurde durch die friſchere Jugend des Grafen Santinelli unterſtützt. Genug, ſie ließ ihren ehemaligen Liebling auf die empörendſte Art ermorden, und weder Teſmars Vertheidigung: Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, (jedes auffallende Beiſpiel hat einen Anſtrich von Ungerechtigkeit) noch Leibnitzens Schutzrede, haben dieſer entmenſchten That einen vortheilhaften Schein geben können. Der franzöſiſche Hof mißbilligte empfindlich dieſe eigenmächtige Bluthat. Der Papſt Alexander VII. warf den Bannſtrahl ſeines tiefen Unwillens auf dieſes ſchändliche Werk der Rache. Entrüſtet verließ ſie Frankreich, und kam über Livorno wieder nach Italien. Um dieſe Zeit geriethen ihre Finanzen in Verfall. Schweden kriegte mit Polen, Dänemark, Brandenburg und Pommern; die Orte, woraus ihre vorzüglichſten Einkünfte floſſen, waren von brandenburgiſchen Truppen beſetzt, und ihre, bei Niederlegung der Krone bedungenen, Gefälle blieben aus. Dieſer Zuſtand nöthigte ſie, ihr Silbergeſchirr und Geſchmeide für ein baares Darlehen zum Unterpfand wegzugeben. Als der Papſt hiervon Kenntniß erhielt, befahl er, ihr einen jährlichen Gehalt in 12.000 Scudi auszuzahlen, und übertrug dem Cardinal Azzolini die Oberaufſicht über ihren Haushalt. Die Nachricht von Carl Guſtav's Tode bewog ſie nach Schweden zu gehen. Da dieſer einen

Digitized by Google

kaum vierjährigen Prinzen zum Nachfolger hinterließ, ſo ſcheinen Thronanſprüche die Urſache dieſer Reiſe geweſen zu ſeyn. Sie überreichte in Stockholm dem Senate einen ſchriftlichen Vortrag, worin ſie um erneuerte Beſtätigung der zu Upſal im Jahr 1654 ihr bewilligten Rechte, und um die Verſicherung bat, daß ihre Religionsveränderung der Ausübung jenes Vertrags kein Hinderniß in den Weg legen ſolle. Der Senat nahm keinen Anſtand, ihr dieſe Bitten zu bewilligen. Nach Zuſicherung ihrer Renten überreichte ſie eine zweite Denkſchrift, worin ſie erklärte, daß ſie, im Falle der jetzt regierende König ohne Erben erblaſſen ſollte, die ihr alsdann anheim gefallene Krone wieder annehmen würde. Dieſe Schrift wurde von den Reichsſtänden mit würdevollem Ernſte zurückgewieſen. Ja, ſie wurde genöthigt, von Neuem auf den königlichen Scepter zu verzichten, und ihre Entſagung in einer zweiten Akte zu bekräftigen. Unangenehme Begegniſſe mancherlei Art, und die Erfahrung, daß man ſie wie eine bloße Namenskönigin in Stockholm behandle, beſtimmten ſie zur Rückreiſe. Auf geheimen Antrieb des Papſtes zwar unternahm ſie in der Folge eine nochmalige Wanderung nach Schweden; allein die Verordnungen der Reichsſtände zur Sicherheit der Perſon ihres jungen Königs, welche für Chriſtinen höchſt beleidigend ſeyn mußten, machten einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie, ohne Stockholm geſehen zu haben, wieder umlenkte. Der Tod des Papſtes Alexander rief ſie nach Italien zurück. Sein Nachfolger Clemens IX. empfing ſie mit zuvorkommender Freundlichkeit. Sie ſtiftete jetzt die Akademie der Arcadier, und führte darin, unter dem Namen Baſiliſſa, das Präſidium. Zur Vermehrung ihres Münzkabinets kaufte ſie Güterſtücke an, und ließ rings in der Umgegend von Rom nach den Ueberreſten des Alterthums graben. Unter dem Papſte Innocenz XI., welcher ihr den, aus der apoſtol. Rentkammer ſo lange erhaltenen Jahrgehalt von 12.000 Scudi entzog, mußte ſie manche demüthigende Kränkung erfahren. Im April 1689 endete ſie ihr thätiges Leben. In der Sagre Grotte der St. Peterskirche wurde ſie in einem Sarge von Cypreſſenholz, der in einer bleiernen Capſel ruhte, beigeſetzt. Man las auf demſelben die Inſchrift: D. O. M. Christina Alexandra Suecorum Gothorr. Vandalorumque Regina Haeresi abjurata, Terrenoque Regno ob Caeleste abdicato, moritur Romae, anno reparatae salutis M. D. C. 4. XXXIX. Die decima nona Aprilis, orta anno MDCXXVI, die 18. Decembris. Sie ſelbſt hatte in ihrem Teſtamente, worin ſie den Cardinal Azzolini zu ihrem Univerſalerben einſetzte, verordnet, daß ihr Grabmal nur mit den einfachen Worten: D. O. M. Vixit Christina Annos LXIII. geziert werden ſolle. In der Folge ließ ihr der Papſt Innocenz XII. ein Grabmal von ſizilichem Jaspis und Alabaſter, mit ihrem halb erhabenen Bruſtbilde errichten. Ihre Bibliothek kaufte der Papſt Alexander VIII. um den geringen Preis von 8000 Thlrn. Hiervon ließ er ſogleich 900 Handſchriften in die Bibliothek des Vaticans bringen. Das Münzcabinet und die Gemäldeſammlung empfing Don Livio Odescalchi gegen den Preis von 153.000 Rthlrn. Ueber die Sammlung ihrer Antiken vergleiche man: Musaeum odescalcum antiquarum Gemmarum, quae a sereniss. Christina, etc. Romae 1747. II Tom. Fol. und Havercamps Numophylacium Chrisinae etc. — Chriſtine gehörte zu den ſeltenen Erſcheinungen in dem Gebiete der Weiblichkeit, welche wir, ihrer ausgezeichneten Talente, der Tiefe ihres Verſtandes, ihrer Charakterſtärke und ihres muthigen Geiſtes halber nur bewundern, aber nicht lieben können. Durch ihre Erziehung war ſie außer den Gränzen ihres Geſchlechtes herausgetreten, und ganz geeignet, im Krieg und im Frieden ein weit umfaſſendes Reich zu regieren. Nur aus ihrem Ruhmgeize erklärte ſich die Wandelbarkeit ihrer Geſinnungen; aber ein Widerſpruch bleibt es immer,

Digitized by Google

wie ſich ihr aufgeklärter Geiſt zu einer myſtiſchen Schwärmerei und zu abergläubigen Träumereien verirren konnte. Ihre Geſtalt war klein; ihre Geſichtsfarbe braun; ihre Stirne breit; ihre Augen lebhaft und von ſanftem Anblick. Sie hatte eine Habichtsnaſe und einen großen, jedoch lieblichen Mund. Mit den Frauen hatte ſie nichts, als ihr Geſchlecht gemein. Ihre Stimme, ihre Art zu reden, Gang, Betragen, Geſichtszüge, waren durchaus männlich. Sie ſaß meiſtens zu Pferde, und zwar in Amazonenkleidung, mit einer Hutbedeckung.

Chriſtofani (Pietro Paolo), einer der berühmteſten Moſaikmaler Italiens, blühte gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts in Rom. Er errichtete eine eigene Schule, und lieferte ſchöne Meiſterwerke in dieſem Fache der Kunſt, unter denen ſich die heilige Petronella, nach Guercino, vorzüglich auszeichnet. Dieſes Gemälde, welches allein Chriſtofani's Celebrität unvergänglich macht, iſt auch noch dadurch berühmt geworden, daß man bei ſeiner Anſtaunung und Bewunderung auf die Idee fiel, alle Gemälde der Peterskirche nach ſeinem Style zu kopiren.

Chriſtoph, ſ. Hayti.

Chriſtoph (Sanct), der ſich den Beinamen des Heiligen durch ſein glänzendes Märtyrerthum erwarb, ſoll nach Einigen aus dem Lande Canaan, oder wie die Griechen vorgeben, aus Syrien, oder aus Cilicien herſtammen. Nachdem er von dem Biſchofe von Antiochien, dem heiligen Babylas, mittelſt der heiligen Taufe in das Chriſtenthum aufgenommen war, verließ er ſein Vaterland, und predigte in Lycien mit apoſtoliſchem Eifer die Heilslehre Chriſti. Zur Zeit der Chriſtenverfolgungen, namentlich aber unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Decius (253), beſtand er die Qualen der Folter für ſeinen Glauben mit unerſchütterlichem Muthe, und da er ſein Leben für ein höheres Gut am 25. Juli 254 mit ruhiger Ergebung verblutete, erwarb er ſich die Märtyrerkrone. Den Tag ſeines Todes feiert die abendländiſche Kirche auf den 25. Juli, und das Feſt ſeines Andenkens fällt bei der morgenländiſchen Kirche auf den 9. Mai. Da ſein Name Chriſtoph durch Träger Chriſti überſetzt wird, ſo findet man ihn gewöhnlich, das Jeſuskind auf ſeinen Schultern tragend, als einen Mann von coloſſaler Größe abgebildet.

Chriſtoph der Kämpfer, Herzog v. Baiern, geb. am 5. Jan. 1449. Von Jugend auf war er, wie dieſes denn in dem damaligen Zeitgeiſte lag, weniger für Kenntniſſe und Unterricht eingenommen, als er vielmehr in den Beſchäftigungen der Waffen, der Jagd, des Ringens und Laufens leibte und lebte. In der Reſidenz zu München zeigen noch drei Nägel in der Wand die Höhe, zu der er es im Springen brachte, wovon die alte Inſchrift Kunde giebt. Auch liegt daneben ein großer Stein von mehrern Centnern, welchen er mit den Füßen weit ſchleuderte. Da ſein Bruder, der regier. Herzog Albrecht, die Alleinherrſchaft zu behaupten ſuchte, ſo bekam Chriſtoph nur einige Güter und Schlöſſer. Allein von Natur unruhig, aufbrauſend und ungeſtüm, hatte Chriſtoph immer Händel mit ſeinem Bruder. Dieſer ließ ihn einsmals, da er eben im Bade war, gefangen nehmen, denn auf andere Art wagte keiner, ihn zu ergreifen. Er wurde dann in die Altveſte zu München gefangen geſetzt; doch ließ in der Folge der Herzog ihn auf Verwenden der Stände wieder los. Chriſtoph, entrüſtet ob ſolcher Behandlung, rächte ſich dadurch, daß er dem Grafen Niklas von Abensberg, Vertrauten des Herzogs, welcher an ſeiner Gefangennehmung den vorzüglichſten Antheil genommen hatte, auf der Straße nach Freiſing am Wege auflauerte, und ihn erſchlug. Noch ſteht das Denkmal dieſer That auf derſelben Straße. Auf der durch Pracht und Aufwand bekannten Hochzeit des Herzogs Georg von Baiern-Landshut erlegte Chriſtoph in einem Zweikampfe den rieſenartigen

Ritter aus dem Norden, welcher die ganzen da verſammelte deutſche Ritterſchaft höhnte. Chriſtoph machte viele Reiſen und Feldzüge, beſonders im ungariſchen Heere mit, auch im flandriſchen Kriege, wo er ſich durch ſeine Tapferkeit Ruhm erwarb. Später ſchloß er ſich dem Herzoge Georg an, welcher dem König Maximilian gegen Ungarn zu Hülfe eilte. Auch in dieſem Kampfe zeichnete ſich Chriſtoph aus. Er erkletterte zuerſt die Mauern von Stuhl-Weißenburg, und öffnete dem Kaiſer die Thore. Durch die Beſchränkungen der Freiheiten und Rechte des Adels, welche die Alleinherrſchaft des Herzogs veranlaßten, bildete ſich unter dem Adel in Baiern der Löwler-Bund, zu deſſen Haupt man den Herzog Chriſtoph wählte. Dieſer Bund führte mit dem Herzog Krieg, wurde aber bald durch deſſen Waffen und das Anſehen des Kaiſers aufgelöſt. Herzog Chriſtoph, des unruhigen und freudeloſen Lebens im Vaterlande müde, entſchloß ſich, in Begleitung mehrerer Fürſten und Edlen Deutſchlands, nach Paläſtina zu wandern. Auf der Heimkehr befiel ihn eine Schwäche, und er ſtarb zu Rhodos in den Armen des Großmeiſters, am 15. Auguſt 1493. Chriſtoph war der letzte Rittersmann in Baiern, und das Opfer des neuen politiſchen Syſtems.

Chriſtoph, Herzog von Würtemberg, einziger Sprößling des Herzogs Ulrich von Würtemberg und der Prinzeſſin Sabine von Baiern, wurde am 12ten Mai 1515 geboren. In früher Jugend erſcheint er gleichſam wie der Spielball eines launigen Schickſals. Noch Säugling reißt ihn ſeine Mutter von ihrer Bruſt los, flieht aus Würtemberg, und läßt den armen Kleinen mit ſeiner Schweſter zurück; in ſeinem 4ten Jahre wird ſein Vater von dem ſchwäbiſchen Bunde ſeines Landes und ſeiner Leute beraubt, und das Herzogthum, ohne Bedacht auf den unſchuldigen Thronerben, an die Brüder Carl und Ferdinand in Oeſterreich um wenige Silberlinge verkauft, und Chriſtoph nach Innſpruck, und dann nach Wien gebracht, um eine erſprießliche Erziehung allda zu genießen. 1529 wäre er bei der Belagerung Wiens durch Soliman beinahe eine Beute der Muſelmänner geworden, wenn nicht ſein Hofmeiſter Tyfferni den jungen Prinzen gerettet hätte. Kaum dieſer Gefahr entronnen, drohte ihm eine neue; denn Carl V. wollte ihn nach Spanien und mit der Entfernung ſeiner Perſon, ſeine Kronanſprüche in Vergeſſenheit bringen. Er wäre ſicher ein Opfer dieſer caſtiliſchen Politik geworden, wenn ihm nicht ſein Erzieher Mittel an die Hand gegeben, vor der Einſchiffung nach Spanien von der Umgebung des Kaiſers ſich loszureißen, und auf unbeſuchten Wegen, nach mancherlei Gefahren, zu ſeinem Oheim, dem Herzog von Baiern, zu gelangen. Hier ſtellte er ſich als den legitimen Thronfolger von Würtemberg dar, und obgleich Oeſterreich ſein Eigenthumsrecht auf dieſes Herzogthum nicht aufgeben wollte, ſo wurde es durch Philipp den Großmüthigen von Heſſen, durch Franz I. von Frankreich, namentlich aber durch die Schlacht bei Laufen und durch die Uebereinkunft von Caden (1534) genöthigt, den Scepter des Herzogthums ſeinem rechtmäßigen Fürſten wieder zu überantworten. Doch mußte Ulrich eine Akte unterzeichnen, kraft deren ſein Land ein Afterlehen von Oeſterreich blieb. Chriſtoph, welcher von ſeinem Vater aus mancherlei Gründen nicht geliebt wurde, verließ auf deſſen Befehl von Neuem das von ſeinen Ahnen ſo lang beſeſſene theuere Eigenthum, und ſuchte auf fränkiſchem Boden, und zwar unter dem Heere, ein glücklicheres Loos. Nach vielen Fährlichkeiten, die er in dieſem, nicht ſelbſtgewählten Berufe beſtanden, rief ihn ſein Vater, gleichſam nach einer 8jähr. Verbannung, wieder an ſeinen Hof zurück, und vermählte ihn mit der anſpachiſchen Prinzeſſin Anna Maria (1544). Der Prinz zog mit ſeiner Gemahlin nach Mompolgard, und hatte kaum einige ruhige Jahre in dem Schooße ſeiner Familie verlebt, als ſich von Neuem verderbenſchwangere Wolken über ſeinem Haupte

zuſammenzogen. Weil der Herzog Ulrich (1546) auf die Seite des ſchmalkaldiſchen Bundes getreten, und ihm thätige Hülfe gegen Carl V. geleiſtet hatte, wurde er vom Kaiſer Ferdinand der Felonie angeklagt, und ſein Herzogthum als verwirktes Afterlehen der öſterreichiſchen Krone für anheimgefallen erklärt. Der regierende Fürſt wurde in Anklagezuſtand verſetzt, und der ſchon begonnene Prozeß würde ein trauriges Ende für ihn genommen haben, als ihn ſein im Jahr 1550 erfolgter Tod eines ſchimpflichen Urtheils überhob. Gleich nach Erledigung des Throns ergriff Chriſtoph die Zügel des Reichs, und obſchon die feindlichen Maßregeln von Seiten Oeſterreichs gegen die würtembergiſche Krone fortgeſetzt wurden, ſo ſchien doch Carl V. dem jungen Regenten wohlwollend zu ſeyn, und durch den Krieg des Churfürſten Moritz von Sachſen, wie durch den Paſſauer Vertrag, nahm Ferdinand eine nicht unbedeutende Entſchädigungsſumme an, leiſtete auf den herzoglichen Purpur Verzicht, und beließ Chriſtoph das Reich unter denſelbigen Bedingungen, als es ſein Vater durch die Vermittelung Philipps von Heſſen einſt wieder erlangt hatte. Jetzt ſuchte Chriſtoph den ſchon unter der Regierung ſeines Vaters in ſeine Staaten eingeführten, durch das Interimsedikt in ſeinem Fortſchritte aber wirklich unterbrochenen und gehemmten Proteſtantismus kräftig zu befördern; er ſetzte gleichſam aus den älteſten Dienern der Religion ein Conſiſtorium nieder, welches ihren jüngern Amtsbrüdern mit Lehre und That vorangehen, und über die Einheit des Lehrbegriffs wachen mußte. Er verlieh den Geiſtlichen eine Art von Sittengericht in den Kirchenconventen, und ließ die Kirchengüter von dazu beſtellten Perſonen verwalten, und zu nützlichen Zwecken verwenden. Ein Denkmal ſeines Namens ſetzte er ſich in Errichtung der würtembergiſchen Kloſterſchulen, und in der Gründung des theologiſchen Seminars zu Würtemberg. Nicht vielweniger bekümmerte er ſich um die Verbreitung der Reformation; ſelbſt in den entfernteſten Ländern des barbariſchen Slavoniens, und Serviens ſuchte er derſelben den Eingang zu verſchaffen, und ließ Ueberſetzungen in mehreren Sprachen von den chriſtlichen Religionsurkunden in Urach und Tübingen veranſtalten. Indem er der Freiheit ſeiner Unterthanen große Vorrechte einräumte, wußte er ſie wider den Mißbrauch derſelben durch ein Geſetzbuch zu regeln, das man vorzugsweiſe das würtembergiſche Landrecht nennen kann. Wenn auch ſeine Zuſammenkunft mit Catharina von Medicis (ſ. d. Art.) für das Schickſal der Hugenotten in Frankreich von keinen Folgen war, ſo verdankte ihm doch der Religionsfrieden von Augsburg (1555) ſein Daſeyn, welchen er in dem Augenblicke herbeiführte, als man unverrichteter Weiſe die Verſammlung aufheben wollte. Nicht allein das Lutherthum verehrte in ihm einen der weiſeſten Regenten, ſondern auch die Catholiken legten überall eine ehrfurchtsvolle Hochachtung gegen ihn an den Tag. Auf ſeinen Antrieb wurde die Verſammlung von Naumburg (1560) berufen, wo man ſich noch feſter an die Beſchlüſſe der Augsburgiſchen Konfeſſion anſchloß, und er war es, der als Abgeſandter des deutſchen Reichs mit nach Frankreich zog, um über die Herausgabe der Deutſchland zugehörigen lothringiſchen Biſthümer Verträge abzuſchließen. Nach einer 18jährigen Regierung ſtarb er im Dezember 1568; aber ſein Andenken lebt in dem Gedächtniſſe jedes edlen Würtembergers fort, und nicht ſelten hört man ihre Zufriedenheit mit ihrem Regenten durch die Worte bezeichnen: „Er iſt der zweite Chriſtoph!“ Mit ſeinem Sohne Ludwig erloſch ſeine Fürſtenlinie.

Chriſtophorden, eine Geſellſchaft, zu welcher ſich im Jahre 1517 viele aus dem öſterreichiſchen Adel vereinigten, und die vorzüglich die Abſchaffung des Fluchens und Zutrinkens bezweckte. Ihr Ordenszeichen war der heil. Chriſtoph. Wer ſich wider die Ordensgeſetze verging, wurde Anfangs mit einer Geldbuße belegt, im Wiederholungsfall aber aus dem Orden verſtoßen.

Chriſtos. Während die Helenen, das Joch der Türken abſchüttelnd, für ihre Religion, für ihr Vaterland und ihre Freiheit, manchen harten Kampf heldenmüthig beſtanden, und die Mahomedaner, in Böotien, eine Menge Unfälle erleidend, ſich überall, wo ſie die Stärkern an der Zahl waren, den grauſamſten Ausſchweifungen gegen die Griechen überließen; ſo gaben jene von Janina ihren Haß gegen das Chriſtenthum auf eine ſo ſchreckliche Art zu erkennen, daß die Geſchichte uns nicht leicht ein anderes, dieſer Grauſamkeit ähnliches, Beiſpiel darbietet. Nämlich um einen Grund zu haben, die Chriſten zu martern, belauerten ſie die Prieſter, welche im Stillen die Sacramente ausſpendeten. Einer unter denſelben, Namens Chriſtos, wurde in der Ausübung ſeines Amtes in dem Augenblick, wo er zu einem Kranken ging, um ihm das Abendmahl zu reichen, ergriffen, und am 4. Auguſt 1823 vor den Cadi der Stadt geführt. Der Angeklagte ſprach von ſeinem Eifer für den Dienſt Gottes, zu dem er ſich öffentlich bekannte, und deſſen Dienſtes er ſich rühmte. Man warf ihm vor, die Gottheit Jeſu Chriſti geprediget zu haben; er bekannte ſie nochmals vor ſeinen Richtern; man beſchuldigte ihn, die Sendung Mahomeds für falſch erklärt zu haben; und dieſer Klagepunkte überführt, wurde er zum Tode verdammt, und den Türken von Janina zur Hinrichtung überliefert. Dieſe wollten den Tag, an welchem die Chriſten das Feſt der Himmelfahrt Mariä feierten, den 15ten Auguſt, durch die Hinrichtung des Märtyrers bezeichnen; der Name Chriſtos oder Chriſt, den er führte, brachte ſie auf den Gedanken, ihn zu kreuzigen, und ihn alle Schmerzen der Paſſion erdulden zu laſſen. Chriſtos, nachdem er dem Spott und dem Hohngelächter der Volksmenge war ausgeſetzt worden, wurde in einem Narrenkleide zu den Platanen von Calotcheſme geführt, wo man ein Kreuz bereitet hatte. Hier zog man ihm ſeine Kleider aus; Zigeuner befahlen ihm, ſich auf das Kreuz hinzuſtrecken; er gehorchte; indem er den Namen Gottes ausſprach, nagelte man ſeine Hände und Füße an das Holz an. Um die Mittagsſtunde wurde das Kreuz in die Höhe gehoben, und der Märtyrer, dem man keinen Laut der Klage abzwingen konnte, lobte den Ewigen, und rief die unbefleckte Jungfrau an. — Um 3 Uhr Nachmittags begehrte er zu trinken, und ein Türke reichte ihm einen bittern Trank, den er koſtete, ſeine Augen zum himmliſchen Vaterlande, wonach er ſich einzig ſehnte, erhebend. Um 5 Uhr Abends, als die Türken bemerkten, daß Chriſtos ſchwächer wurde, ließen ſie ihn mit Pech und Theer beſtreichen, und erneuerten auf dieſe Art jene Gräuel des Nero, welcher mit den Körpern der Chriſten, die er zu dem Ende mit brennbaren Materien hatte überſtreichen laſſen, die Spiele des Circus und ſeine Gärten beleuchtete. Die Kreuzigung wurde mit dem Verbrennen des Märtyres beſchloſſen, dem ein Albaneſer zuvor die Seite mit einem Säbelhieb durchbohrte. So endete Chriſtos, ein würdiger Bekenner und Blutzeuge ſeines erhabenen Vorbildes, des am Kreuze vollendeten Welterlöſers, und ließ ſeiner Religion und der geſammten Chriſtenheit das erbaulichſte Beiſpiel eines chriſtlichen Heldenmuthes, und in ihm den ſchönſten Triumph der Tugend zurück.

Chriſtus, ſ. Jeſus.

Chriſtus. Eine der berühmteſten Abbildungen von ihm iſt diejenige zu Rom, die Acheiropoieta (nicht von Menſchenhand gemacht) genannt wird, und die man nur mit vielen Bemühungen und hoher Protection im Allerheiligſten zu ſehen bekommt. Sie iſt 7 Palmen hoch, und 3 breit, die ganze Figur, auf Holz gemalt, wovon es noch nicht recht hat ausgemittelt werden können, ob es von einer Ceder, einem Oelbaum oder Palmbaum iſt. Weil aber das Geſicht ganz beſchädigt iſt, entweder durch das Alter, oder durch den Qualm der Menge Kerzen, die vor demſelben gebrannt haben, oder durch die Holz-

Digitized by Google

würmer, ſo hat man es mit großer Kunſt auf Leinwand neu gemalt, und damit das alte überklebt. Dies Gemälde gehört zu denjenigen, die gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts in Umlauf kamen.

Chriſtusköpfe. Die höchſte Aufgabe für die größten Maler und Bildhauer bleibt die würdevolle Darſtellung des Gottmenſchen. An ein wirkliches Portraitiren iſt hier nicht zu denken, denn die Sagen von einem Abdrucke des Angeſichtes des Heilandes in einem Tuch, den der König Abgar von Edeſſa beſeſſen haben ſoll, und von einer ähnlichen Abbildung im Schweißtuche der der heil. Veronica, iſt ungegründet, ſo wie die von einem Gemälde, das der Evangeliſt Lucas verfertiget haben ſoll. — Ein Brief, den man dem Lentulus, Landpfleger in Judäa, dem Vorgänger des Pilatus, zuſchreibt, portraitirt den Heiland mit einigen trefflichen Zügen, doch wird er von den meiſten Gelehrten für unecht gehalten. — Zu den älteſten auf uns gekommenen Chriſtusbildern gehört ein Basrelief von Marmor, auf einem Sarkophag, wahrſcheinlich aus dem 2. Jahrh., in dem Vatican zu Rom. Chriſtus erſcheint auf dieſem noch als Jüngling, ohne Bart, mit römiſchen Geſichtszügen, und ſanftgelockten, herabwallenden Haaren, in einer römiſchen Toga gekleidet, auf einer Sella curulis ſitzend. Noch ein anderer Sarkophag wird dort aufbewahrt aus dem 4. Jahrh.; auf dieſem befindet ſich ein Chriſtusbild mit ovalen, orientaliſchen Zügen, geſcheitelten Haaren, kurzem, ſchlichtem Bart. Dieſes Bild blieb den neugriechiſchen und italieniſchen Malern, bis auf Michael Angelo und Raphael, Modell zu ihren Chriſtusköpfen. Seit dem 16. Jahrh. tragen die Chriſtusbilder oft die Züge des Volkes, zu dem der Künſtler gehört. Jeden talentvollen Künſtler, der ſich an die Schöpfung eines ſolchen Bildes wagt, muß die Chriſtuslehre durchglühen und begeiſtern; er muß verſtehen, den göttlichen Ernſt mit der Milde zu paaren. — Wie den Griechen Phidias ein Vers aus dem Homer, wo Jupiter mit ſeinen Augenwimpern den ganzen Olymp erſchüttert, zu dem berühmten Jupiter, jenem Meiſterwerke der Kunſt, entflammte, ſo muß und unendlich mehr noch der Chriſtusbildner begeiſtert werden, wenn er Chriſti Worte lieſet: „Geh' hin mein Sohn, meine Tochter, ſündige hinfort nicht mehr. — Laßt die Kleinen zu mir kommen. — Zerſtört dieſen Tempel, und ich will ihn in drei Tagen wieder aufbauen.“— Dieſe und ähnliche Züge aus den Evangelien müſſen den Künſtler durchdrungen haben; ſie müſſen Pinſel und Meißel führen, wenn ſolches Werk anders gelingen ſoll. Ueberhaupt ſollte man nicht dulden, daß ein mittelmäßiger Künſtler, oder gar ein Pfuſcher, ein Bild des Erlöſers verfertigen dürfe: dann würde ſich nicht als Chriſtusbild ſo manches Zerrbild vorfinden, geeignet, Ekel vielmehr, als Erbauung anzuregen.

Chriſtusorden. Er wurde im J. 1394 von Dionyſius, dem Könige von Portugal, ſtatt des aufgehobenen Tempelordens geſtiftet. Seit 1550 iſt der König Großmeiſter dieſes Ordens, welcher der reichſte und vornehmſte in Portugal iſt. Das Ordenszeichen beſteht in einem rothen Kreuze, von einer weißen Lilie durchſchnitten.

Chrodo, ein Gott der alten Deutſchen. Er wird auf einem Piedeſtal als ein alter Mann mit entblößtem Haupte und einem Fiſche zu ſeinen Füßen abgebildet. Sein Gewand geht bis auf die Schenkel, und er iſt mit einer Binde umgürtet, deren beide Ende auf die rechte und linke Seite herabhangen. In der rechten Hand hält er einen großen Korb mit Früchten und Blumen, und in der linken ein Rad. Einige halten ihn für eins mit dem römiſchen Saturnus. Nach der gewöhnlichen Sage iſt dies Bild zuerſt zu Harzburg auf dem Harze, welche ehemals Saturburg (das Burg des Saturn) hieß, gefunden worden. Montfaucon liefert in ſeinen Antiquités Tom. I. die Zeichnung davon.

Chromatiſch nennt man diejenige Stufenfolge in der Tonleiter, welche die Octave in zwölf halbe Töne theilt, wobei jeder ganze Ton in einen großen und einen kleinen halben Ton zertheilt wird. Man ſchreibt die chromatiſche Stufenfolge entweder mit Kreuzen, wo die Scala: c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, ais, h, c heißt, oder mit Been, dann heißt ſie: c, des, d, es, e, f, ges, g, as, a, b, h, c. Für das Ohr iſt dies einerlei, aber nicht für die Regeln der Compoſition. Die Griechen hatten auch ein chromatiſches Klanggeſchlecht, es war aber von dem unſern ganz verſchieden. Chromatiſch heißt farbig. Rouſſeau glaubt, dieſe Fortſchreitungen wären mit farbigen Buchſtaben bezeichnet geweſen; wahrſcheinlicher iſt es, daß man ſie farbig, bunt, nannte, in Vergleichung mit den einfachern diatoniſchen.

Chromium, ein 1797 von dem franzöſiſchen Chemiker Vauquelin entdecktes Metall von weißer, ins Graue fallenden Farbe, das ſehr ſpröde und feuerbeſtändig iſt. Es läßt ſich daher nur ſchwer ſchmelzen, und bildet bei dem Erkalten nadelförmige Kryſtallen. In Verbindung mit dem Sauerſtoff (oxygen) bildet es die Chromiumſäure, von einem metalliſchen herben Geſchmack, die in rubinrothen länglichen Kryſtallen erſcheinet, ſich im Waſſer leicht auflöſet, und ſich auch leicht mit den Laugenſalzen verbindet, wo die Auflöſungen eine orangegelbe Farbe erhalten, und auch eben ſolche Kryſtalle liefern: eine Eigenſchaft, welche dieſer Säure ganz allein eigen iſt, denn keine andere Säure färbt die daraus erzeugten Salze.

Chronodiſtichon, Chronogramm, iſt ein römiſches Gedankenſpiel in Verſen, woraus man vermittelſt der die römiſchen Zahlen bezeichnenden Buchſtaben eine gewiſſe Jahrzahl herausbringt. Man bedient ſich derſelben zu allerhand Auf- und Inſchriften, und bei den Angaben merkwürdiger Epochen oder Begebenheiten aus der Geſchichte. Haben ſie einen metriſchen Charakter, ſo nennt man ſie Chronoſticha, und beſtehen ſie aus zwei Verſen, Chronodiſticha. Nehmen wir als Beiſpiel den Vers nach Virgil: (Aen. XI, 355)

O aeterne pater, reparato pIgnore grato
HanC paCeM popVLIs aeterno foeDere IVnge,

ſo erhalten wir nach den römiſchen Zahlbuchſtaben die Zahl 1763. Unter den Juden findet man bei den Maſorethen noch ein ähnliches Spielwerk, indem ſie auf eben dieſelbe Art die Anzahl der Verſe und Buchſtaben der bibliſchen Bücher anzeigen. So iſt z. B. die Zahl der Verſe in den fünf Büchern Moſis 5845. Dieſes zeigen ſie durch die Stelle Jerem. 30, 26. an, in welcher ſie das Wort TCHMH durch Punkte andeuten.

Chronologie, Zeitkunde, iſt die Wiſſenſchaft, die Theile der Zeit zu meſſen und zu unterſcheiden. Die mathematiſche beſtimmt die natürlichen, d. i. durch die Natur ſelbſt bemerklich gemachten, Zeittheile; die hiſtoriſche lehrt die bürgerlichen oder willkührlichen Eintheilungen der Zeit bei verſchiedenen Völkern und die Grundſätze kennen, nach welchen die Begebenheiten in ein richtiges Zeitverhältniß geſetzt werden. Natürliche Zeittheile ſind diejenigen, welche durch die ſcheinbare Bewegung der Sonne und den Umlauf des Mondes durch den Thierkreis beſtimmt werden: Jahre, Jahrzeiten, Tage, Nächte, Monate. Da es aber von menſchlicher Willkühr abhängt, welcher Punkt in den Bewegungen der Sonne oder des Mondes als Anfangspunkt angenommen werden ſoll, und da dieſe Bewegungen nur größere Zeittheile (Jahre, Monate, Tage) bemerklich machen, ſo fand man nöthig, im bürgerlichen Leben zu beſtimmen, wo Anfang und Ende der größern Zeittheile ſeyn, und in wie viele kleinere Theile die größern getheilt werden ſollten. Dies ſind die willkührlichen oder künſtlichen Eintheilungen der Zeit. Die Zeittheile, wie ſie, den Bewegungen der Sonne und des Mondes gemäß, auch in der bürgerlichen Geſellſchaft geſetzlich beſtimmt wurden, ſind von dem

Digitized by Google

kleinſten zum größten aufwärts: Sekunden, Minuten, Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahrzeiten, Jahre. Bei der Meſſung der Zeit aber muß man den Begriff des Tages, als denjenigen, der unabhängig von den übrigen Zeittheilen gefaßt werden kann, zum Grunde legen; da man weder von dem größten, noch von dem kleinſten Zeittheile ſich einen Begriff zu bilden vermag, wenn man nicht die dazwiſchen liegenden kennt. Der natürliche Tag iſt die Zeit, während welcher die Sonne über dem Horizont iſt, die natürliche Nacht aber der Zeittheil, der durch den Aufenthalt der Sonne unter dem Geſichtskreiſe beſtimmt wird. Da jedoch die Länge des natürlichen Tages zu- und abnimmt, ſo kann derſelbe nicht als eine Einheit zur Meſſung der Zeit dienen. Man hat daher den natürlichen Tag und die natürliche Nacht als ein Ganzes zuſammengefaßt, um eine unveränderliche Größe zu erhalten. Dieſes Ganze nennt man einen bürgerlichen Tag, deſſen Anfangspunkte und Eintheilungen aber bei einzelnen Völkern verſchieden ſind. Einige Völker fingen den Tag mit dem Morgen an, wie die Babylonier, andere mit dem Abend, wie die Araber, die alten Deutſchen und noch jetzt die Juden. Die Römer fingen die Stunden des Tages von Mitternacht zu zählen an, und wahrſcheinlich iſt dies durch ſie in Europa allgemeiner Gebrauch geworden. Der angemeſſenſte Anfangspunkt würde der Mittag ſeyn, wo der Stand der Sonne in ihrem höchſten Punkte die Gränze zwiſchen dem geendigten und anfangenden Tage bezeichnet. Der Tag wurde von jeher nach den verſchiedenen Erſcheinungen der Sonne, bei ihrem Aufgange, ihrem höchſten Stande und ihrem Untergange, in verſchiedene kleine Theile eingetheilt, deren, z. B. bei den Römern, nach den verſchiedenen Abſtufungen des Lichts und der Dunkelheit gegen 16 waren. Seit man aber Werkzeuge erfunden hat, den Tag künſtlich einzutheilen (ſ. Uhren), theilt man den Tag in Stunden. Einige Völker, z. B. Juden, Griechen, Römer, theilen den natürlichen Tag und die natürliche Nacht ebenfalls jede in 12 Stunden. Dieſe Tagſtunden waren alſo im Sommer länger, im Winter kürzer, die Nachtſtunden hingegen im Sommer kürzer und im Winter länger. Endlich theilte man aber den bürgerlichen Tag in 24 gleiche Stunden, und dieſe Eintheilung ward in ganz Europa Gebrauch, jedoch zählt man die Stunden von der Mitte der Nacht, als dem Anfangspunkt des bürgerlichen Tages, bis zur zwölften Stunde, die gerade auf den Mittag fällt, und fängt alsdann wieder mit Eins an. Die Italiener waren bis auf unſere Zeiten das einzige Volk, das von einem Sonnenuntergange bis zum andern von 1 bis 24 zählte. Die Stunden werden in 60 gleiche Theile, Minuten, die Minuten in 60 Secunden und dieſe wieder in 60 Tertien — die kleinſten Zeittheile, die jedoch bloß bei den Beobachtungen der Sternkundigen wichtig ſind — eingetheilt. Um dieſe einfachen Zeittheile in größere Räume zuſammen zu faſſen, richtete man ſich nach den periodiſchen Veränderungen der Sonne und des Mondes. Die regelmäßige Folge der Jahrzeiten mußte ſchon früh den Zeitraum, binnen welchem dieſelben ein Mal erſcheinen, das Jahr bemerklich machen. Später aber beſtimmten die Sternkundigen dieſen Zeitraum genauer durch den ſcheinbaren Lauf der Sonne um die Erde, und berechneten die Dauer des Sonnenjahres auf 365 T., 5 St., 48′ (Min.), 45″ (Sec.), 30‴ (Tert.). Im bürgerlichen Leben aber werden nur ganze Tage gerechnet, ſo daß ein Jahr aus 365 Tagen beſteht, bis in einer Reihe von Jahren die nicht gezählten St., Min., Sec. und Tert. einen ganzen Tag ausmachen. Alsdann entſteht ein Schaltjahr von 366 T. Die Jahrzeiten werden aſtronomiſch durch den Eintritt der Sonne in ein gewiſſes Zeichen des Thierkreiſes beſtimmt, durch den Eintritt in den Widder für die nördliche Halbkugel der Anfang des Frühlings, für die ſüdl. Halbkugel aber der Anfang des Herbſtes; durch den Eintritt in die Wage, für die nördliche Halbkugel der Herbſt, für die ſüdliche der Frühling, durch den Eintritt in den

Krebs für die nördliche Halbkugel der Sommer, für die ſüdliche der Winter, durch den Eintritt in den Steinbock der Winter für die nördliche, der Sommer für die ſüdliche Halbkugel. Dieſe vier ſogenannten Jahrpunkte, die auf den 21. März, den 22. Juni, den 23. September und den 22. Dezember fallen, haben bei verſchiedenen Völkern von jeher als Anfangspunkte des Jahres gedient; Einige fingen das Jahr mit dem Frühlinge, Andere mit dem Sommer, oder mit dem Herbſte oder dem Winter an. Die auffallenden Erſcheinungen des Mondes dienten früh als Maaßſtab der Zeit. Der Umlauf deſſelben durch den Thierkreis, während deſſen vier Mal ſeine Lichtgeſtalt ſich verwandelt, und als Neumond, erſtes Viertel, Vollmond und letztes Viertel erſcheint, gaben einen ſynodiſchen Mondmonat, der, aſtronomiſch berechnet, 29 T. 12 St., 44′, 3″, 12‴ hat. Unter einem Sonnenmonat verſteht man die Zeit, welche die Sonne braucht, um durch jedes der 12 Zeichen des Thierkreiſes zu laufen. Da aber dieſe Zeiten nicht von gleicher Größe, alſo die Sonnenmonate an ſich von ungleicher Länge ſind, ſo hat man die ganze Zeit, binnen welcher die Sonne ihren Lauf durch den Thierkreis vollendet, in 12 Theile getheilt, und jedem 30 T., 10 St., 29′, 47″, 30‴ gegeben. Einige Völker haben bei der Beſtimmung der bürgerlichen Monate auf die Sonnenmonate, Einige auf die Mondmonate Rückſicht genommen, aber in beiden Fällen dem einen Monat mehr, dem andern weniger Tage gegeben. So wie man nach Mondmonaten zählt, giebt es auch bei verſchiedenen Völkern Mondjahre, die aus 12 vollendeten Umläufen des Mondes durch den Thierkreis, jeden Umlauf von einem Neumonde zum andern gerechnet, beſtehen. Die Größe eines ſolchen Jahres iſt, aſtronomiſch gerechnet, 354 T., 8 St., 48′, 38″, 12‴, ein Sonnenjahr alſo 10 T., 21 St., 7″, 18‴ länger. Eine willkührliche Zeiteintheilung ſind die Wochen, d. i. eine ſtets wiederkehrende Reihe von Tagen. Man ſchreibt die Erfindung derſelben den Chaldäern zu. Die ſiebentägigen Wochen ſind wohl die älteſte Form dieſer Zeittheilung. Die geſetzlichen Beſtimmungen des Anfangs und der Dauer der Zeittheile nennt man zuſammen die Jahrform. Die Darſtellung einer beſondern Jahrform, oder das Verzeichniß der Tage, Wochen und Monate, die ein beſtimmtes bürgerliches Jahr ausmachen, heißt Calender oder Almanach. Die hiſtoriſche Chronologie lehrt die verſchiedenen Jahrformen, wie dieſelben durch die Geſetzgeber oder Religionsſtifter der Völker beſtimmt worden ſind, kennen, und die Begebenheiten bezeichnen, von welchen an verſchiedene Völker die Folge der Jahre zählten. Die Juden z. B. fingen den Tag mit Sonnenuntergang an, und theilten ihn nach Tageszeiten und natürlichen Ereigniſſen, Morgen, Mittag, Abend, größere oder geringere Hitze u. ſ. w. ab, und hatten keine künſtlichen Stunden. Ihre Wochen waren von 7 T. Sie hatten 12 Mondmonate, abwechſelnd von 29 und 30 T. Ihr Jahr, ein Mondjahr, fing mit dem Frühlinge oder dem Monat Niſan (Aehrenmonat, April) an, wo ſie reife Gerſtenähren opfern mußten. Da aber bei einem ſo unvollkommenen Jahre die Gerſtenernte immer ſpäter eintreffen mußte, ſo wurden, wenn im nächſten Niſan noch keine reife Gerſte zu erwarten war, Schalttage, bis zu 30 Tagen, hinzugefügt, ſo daß es Schaltjahre von 384 Tagen gab. Die Zeitrechnung der neuern Juden wurde gegen Ende des 4ten Jahrh. durch den Rabbi Hillel eingeführt. Monate, Wochen und Tage ſind wie bei den alten Juden. Das Jahr aber fängt mit dem Neumond des Monat Tiſchri nach der Herbſtnachtgleiche an. Seit dem 11ten Jahrh. rechnen ſie nach Jahren der Welt; bis zu Chr. Geb. 3761 Jahren; doch ſchreiben ſie gewöhnlich nur die 3 letzten Zahlen, z. B. ſtatt 5584, 584=1823. Bei den Griechen war das Jahr der Athener ein Mondjahr von 12 Monaten, das mit dem Winterſolſtitium anfing. Die Monate hatten, einer um den andern, 29 oder 30 Tage. Man unterſchied 3 Wintermonate, 3 Frühlingsmonate,

3 Sommermonate und 3 Herbſtmonate. Als man bemerkte, daß das Sonnenjahr etwas über 11 Tage länger iſt, als das Mondjahr, ſo wurde zuerſt jedes zweite Jahr den 12 Monaten ein 13ter von 22 Tagen hinzugefügt. Ein ſolcher zweijähriger Zeitkreis hieß Dieteris. Die Anzahl der Tage deſſelben war der Zahl der Tage von 2 Sonnenjahren gleich. Späterhin aber wurde, um den Unterſchied des Mond- und des Sonnenjahres genauer auszugleichen, im vierten Jahre dem Schaltmonat ein Tag hinzugefügt. Ein ſolcher Zeitkreis hieß Tetraeteris. Endlich wurde ein Kreis von 8 Jahren, die Octraeteris, eingeführt, wo jedem 3ten, 5ten und 8ten Jahre ein Einſchaltungsmonat von 30 Tagen hinzugeſetzt wurde. Die Griechen theilten jeden Monat in drei Zehende oder Dekaden: die des anfangenden, mittleren und abnehmenden Monats. Der bürgerliche Tag fing mit Sonnenuntergang an, und man theilte ihn in 12 gleiche Stunden, zu deren Bemerkung man ſich der Sonnenuhren bediente. Die Römer hatten anfangs ein unregelmäßiges Mondjahr, von 10 Monaten, von ungleicher Länge, welchen Numa noch 2 Monate, den Januar und Februar, hinzufügte. Durch die Unwiſſenheit, oder die abſichtlichen Willkührlichkeit der Prieſter, welche die Calender machten, wurde die Zeitrechnung immer mehr verwirrt, bis Julius Cäſar im J. 708 n. R. Erb., oder 45 J. v. Chr., den verbeſſerten Calender einführte, der ein Sonnenjahr von 365 T. und 6 St. hatte. Alle 4 Jahre ward ein Schalttag hinzugefügt, der ſeine Stelle zwiſchen dem 23. und 24. Februar erhielt. Von den 12 Mon. bekamen ſieben 31, vier 30, der Februar aber in gemeinen Jahren 28, in Schaltjahren 29 Tage. Dieſe Jahrform ward das julianiſche Jahr genannt. Der Monat der Römer zerfiel in drei ungleiche Abſchnitte. Der erſte Tag hieß Calendae, der ſiebente in den Monaten von 31 Tagen, und der fünfte in den übrigen, nonae, der fünfzehnte in den Monaten von 31 Tagen, und der dreizehnte in den übrigen, idus. In jedem Abſchnitte wurden die Tage rückwärts, z. B. der 2te Januar hieß, weil in dieſem Monate die Nonae auf den 5ten fielen, der 4te vor Nonae, der 6te Januar hieß der 8te vor Idus, die auf den 13ten fielen, und der 14te Januar ward der 19te vor Calendae des Februars genannt. Den Vortag der Calendae, nonae und idus bezeichnete kein Zahlwort, ſondern Tags vor, pridie, z. B. pridie calendarum, pridie nonarum, pridie idus. Ehe die Römer künſtliche Stunden kannten, theilten ſie die Tageszeiten nach natürlichen oder geſellſchaftlichen Veränderungen ein, z. B. Mitternacht (media nox), Hahnenſchrei (gallicinium), Grauen des Tages (diluculum), Sonnenuntergang (solis occasus), Lichtanzündung (prima fax), Schlafzeit (concubium) u. ſ. w. Erſt ungefähr 300 J. v. Chr. wurden aus den griechiſchen Colonien in Italien die erſten Sonnenuhren nach Rom gebracht, und über 150 J. ſpäter auf öffentlichen Plätzen Waſſeruhren aufgeſtellt. Die Großen und Reichen hielten eigene Sklaven, welche die abgelaufenen Stunden im Hauſe ausrufen mußten. — Alle altdeutſche Völker theilten das Jahr in zwei Hälften von gleicher Länge, Sommer und Winter. Der Sommer fieng mit dem 25. März an. Das Jahr beſtand aus 12 Monaten, jeder von 30 T. Jeder Monat hatte 5 Wochen, jede von 6 T. Man zählte aber nach Nächten. Daher werden in den alten deutſchen Rechtsbüchern die Friſten nach Nächten beſtimmt, und erſt im 13ten Jahrh. ward die Rechnung nach Tagen eingeführt. — Die Chriſten brauchten anfangs die Zeitrechnung der Völker, unter welchen ſie lebten, mithin die ziemlich allgemein eingeführte julianiſche Jahrform. Ihre Oſtern feierten ſie mit dem Paſſah der Juden, bis ſpäterhin die abendländiſchen Kirchen dieſes Feſt auf den nächſten Sonntag nach dem jüdiſchen Oſtervollmond, oder den nächſten Sonntag nach der Frühlingsnachtgleiche, verlegten. Um den Oſtervollmond leicht zu beſtimmen, ſetzte man voraus, daß nach 19 Jahren die Neu- und Vollmonde wieder auf

dieſelben Tage des julianiſchen Jahres fallen. Man ſetzte den Anfang des erſten dieſer Zeitkreiſe (Mondcykel) in das erſte Jahr vor Chriſti Geburt. Um zu erfahren, das wievielte Jahr ein gegebenes Jahr in dem laufenden Mondcykel iſt, wird zu der Jahrszahl 1 hinzugefügt, und das Ganze mit 19 getheilt; der Reſt giebt die verlangte Zahl, die man ehedem in den Calendern mit Gold bezeichnete, und daher die *goldene Zahl* nannte. Zur leichtern Beſtimmung des Sonntags erfand man in der Mitte des 6ten Jahrh. die Sonnencirkel. Da nämlich ein julianiſches Jahr 52 Wochen und 1 Tag hat, ſo muß es mit dem Tage endigen, womit es angefangen hat, der nämliche Anfangstag aber kehrt wegen der Schalttage erſt in 28 Jahren zurück. Die Wochentage wurden ſchon bei den Römern mit dem erſten Buchſtaben des Alphabets bezeichnet. Der jedesmal auf den Sonntag fallende hieß der *Sonntagsbuchſtabe*. Dieſe werden von G rückwärts bis A gezählt. Im Schaltjahre giebt es einen doppelten Sonntagsbuchſtaben, einen vor dem 24. Februar, einen andern nach demſelben. Der Anfang des Sonnencirkels (Sonntagsbuchſtabencirkels) wird auf das Jahr 9 v. Chr. geſetzt; addirt man daher zu der Jahrszahl 9, und theilt die Summe mit 28, ſo zeigt der Reſt, das wievielte Jahr im laufenden Sonnencirkel ein gegebenes Jahr iſt. Da aber 19 julianiſche Jahre ungefähr 1½ Stunde länger ſind, als 235 Mondmonate, und dieſer Unterſchied in 312 Jahren einen Tag ausmachte, ſo trafen keine Oſtern mehr richtig ein. Dieſe Abweichung vom wahren Sonnenjahre ward ſo groß, daß im 16ten Jahrh. die Frühlingsnachtgleiche ſchon 10 Tage früher eingetreten war, als man nach dem Calender den 21. März ſchrieb. Um das Jahr mit dem Sonnenlaufe übereinſtimmend zu machen, ließ Papſt *Gregor XIII.* aus dem J. 1582 zehn Tage ausfallen, und um zu verhüten, daß die 11′, 14″, 30‴, welche das julianiſche Jahr zu viel gezählt hatte, nicht wieder zu Tagen anwachſen möchten, ſollte drei Mal jedes hundertſte Jahr, welches nach dem julianiſchen Calender ein Schaltjahr ſeyn würde, ein gemeines Jahr, das zum vierten Mal eintretende hundertſte Jahr aber ein Schaltjahr ſeyn. Dieſe neue Jahrform, die *gregorianiſche* genannt, wurde aber bloß in den catholiſchen Ländern angenommen. Erſt im J. 1700, als man nach dem alten Calender 10 Tage mehr, als nach dem neuen zählte, nahmen die deutſchen Proteſtanten den verbeſſerten Calender an, was ſpäter auch in Holland, in der Schweiz, in Dänemark und zuletzt (1752 und 1753) auch in England und Schweden geſchah. Da jedoch die Proteſtanten in der Berechnung des Oſterfeſtes mit dem gregorianiſchen Calender nicht zuſammen trafen, ſo geſchah es, daß im 18ten Jahrh. jenes Feſt und die davon abhangenden beweglichen Feſte zwei Mal (1724 und 1744) auf verſchiedene Tage fielen. Die Proteſtanten beſchloſſen daher 1777, ſich in dieſem Punkte an den gregorianiſchen Calender zu halten. Die Ruſſen ſind jetzt das einzige Volk in Europa, das den julianiſchen Calender beibehalten hat, und nach dem alten Style rechnet, der jetzt 12 Tage hinter dem gregorianiſchen Calender zurück geblieben iſt. Man drückt dieſen Unterſchied in Geſtalt eines Bruches aus; z. B. am $^6/_{18}$. Auguſt. Die *Araber* und alle *muhamedaniſche* Völker haben ein Mondjahr von 354 Tagen, das aus 12 Monaten, abwechſelnd von 30 und 29 Tagen beſteht. Um die 8 St. 48′, welche das wirkliche Mondjahr mehr beträgt, als jene Tage, einzubringen, haben ſie einen Zeitkreis von 30 Jahren erfunden, in welchem 11 Schaltjahre von 355 Tagen ſind. Der Schalttag wird dem letzten Monat angehängt. Der Tag fängt mit Sonnenuntergange an. Man zählt 5 Jahrszeiten, Herbſt, Winter, zwei Sommer und Frühling. Die Wochen beſtehen aus 7 Tagen, die durch Zahlworte, der erſte, zweite u. ſ. w. unterſchieden werden. — Die Chronologie unterſcheidet ferner die Theile der Zeit in ihrer Aufeinanderfolge durch Merkmale, welche vorhergegangene und nachfolgende Zeittheile bezeichnen, d. i. durch Begebenheiten, die in ihnen vorge-

Digitized by Google

hen, und zwar Naturereigniſſe, z. B. Sonnenfinſterniſſe, oder menſchliche Begebenheiten, z. B. die Schlacht bei Actium. Um nun die Ordnung in der Aufeinanderfolge der Jahre, Monate, Tage zu bemerken, muß einer dieſer Zeittheile als der Erſte feſtgeſetzt, und es müſſen von demſelben die gleichförmigen Zeittheile, als Jahre, Monate u. ſ. w., zu zählen angefangen werden. Ein ſolcher feſter Zeitpunkt mit der in demſelben vorgefallenen Begebenheit heißt eine Epoche, und wenn die Zeitreihe aus Jahren beſteht, Aera, Aera; z. B. die Erbauung Roms, Chriſti Geburt, Muhamed's Flucht nach Medina. Die von einer Epoche zur andern verfließenden Zeittheile nennt man eine Periode, z. B. die Zeit zwiſchen den beiden Epochen, der Wahl Rudolfs von Habsburg, und der Errichtung des Landfriedens iſt eine Periode der deutſchen Geſchichte. Der Chronolog muß die, bei verſchiedenen Völkern durch Geſetzgeber oder durch Herkommen eingeführten, ſo wie die bloß von Geſchichtſchreibern bei dem Vortrage der Geſchichte gebrauchten Epochen und Jahrrechnungen kennen, da die Zeiten, in welchen die Begebenheiten ſich zugetragen haben, in den Geſchichtbüchern gewöhnlich nur nach der bei jedem Volke üblichen Zeitrechnung angegeben werden; er muß aber auch die bei andern Völkern gewöhnlichen Jahrrechnungen mit der in Europa üblichen Zeitrechnung vergleichen, und die Zeit jeder Begebenheit nach der letzten berechnen können.

Chronometer, ſ. Zeitmeſſer.

Chryſalide, ſ. Schmetterlinge.

Chryſantheum indicum, auch beifußblätterige Chamille genannt. Dieſe beliebte Pflanze hat China zum Vaterland; ihre ſchönen, braunvioletten Blumen ſtehen in ſchönſter Pracht während der Monate Oktober und November, und machen daher eine ſchöne Partie in unſern Zimmer- und Fenſtergärten aus. Die Pflanze vermehrt ſich ſehr durch Wurzelſproſſen, die im April von derſelben getrennt werden. Eine nahrhafte Erde, mit viel Lehm vermiſcht, bekommt ihr wohl. Beinahe keine Pflanze zehrt aber ſo ſtark, wie dieſe; darum will ſie bei warmen Sommertagen zwei Mal begoſſen ſeyn. Im Winter giebt man ihr bis 8 Grad Wärme, oder man durchwintert ſie im Keller.

Chryſeis, ſ. Achilles.

Chryſipp, ein berühmter ſtoiſcher Philoſoph und Gegner des Carneades (ſ. d. Art.), war zu Soli, einer Stadt in Cilicien, geboren. Er war ein Schüler des Zeno (ſ. d. Art.), und ein Zeitgenoſſe des Cleanthes. Als Gegner der Epicuräer verfaßte er eine Menge Schriften, die ſich auf die Zahl von 705 erſtrecken ſollen. In demjenigen Theile der Logik, welchen man Dialektik nennt, brachte er es zu einer vorzüglichen Gewandtheit. In ſeinen Lehren über das Faktum und die Freiheit des menſchlichen Willens tritt er nicht ſelten mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Auf nicht gar rühmliche Weiſe erwähnen ſeiner Seneca, Epictet und Arrian in ihren Schriften; doch ſoll er unſträflich gelebt haben. 206 vor Chr. ſtarb er in ſeinem 73. Jahre.

Chryſolith, Peridot, ein vorzüglicher Edelſtein, meiſt piſtazien-grün, durchſichtig, glasglänzend. Man vermuthet im türkiſchen Orient ſein Vaterland.

Chryſopras, ein durchſcheinender Edelſtein, der aber ſeine ſchöne apfelgrüne, theils ins Bläuliche, theils ins Gelbe ſpielende Farbe im Feuer verliert. Er findet ſich vorzüglich bei Koſemiz in Schleſien.

Chryſoſtomus, der Heilige (Johannes). Als Nektarius, Patriarch zu Conſtantinopel, geſtorben war, gelüſtete vielen Prieſtern zu Conſtantinopel nach dem erledigten hohen Sitze, mehr wegen des zeitlichen Glanzes, als der apoſtoliſchen Arbeiten. — Dem Patriarchen zu Conſtantinopel nämlich waren die ſechs Biſchöfe Thraciens, elf Biſchöfe der Provinz Aſia, und eben ſo

viele der Provinz Pontus untergeordnet. Nach und nach dehnte ſich ſeine Gewalt noch weiter aus. Er hatte ſchon im 4ten Jahrh. den erſten Rang nach dem Biſchofe zu Rom, deſſen leitendes Anſehen von den Kirchen des Morgenlandes, wie des Abendlandes, anerkannt und verehrt ward. — Als die Zudringlichkeit der Bewerber um dieſen Patriarchenſitz immer zunahm; und Einige nicht errötheten, Geld anzubieten, und dem Volke und den Großen deßwegen auf eine niedere Art zu ſchmeicheln; da regte ſich ein edeles Gefühl unter dem Volke, das nun laut ſeinen Wunſch äußerte, der Kaiſer möge ihm einen würdigen Biſchof geben. Bei dieſer Stimmung übernahm es der Oberkämmerling Eutropius, des Kaiſers erſter Günſtling, durch Empfehlung eines verdienſtvollen Mannes ſich ein Verdienſt um das Volk zu Conſtantinopel zu erwerben, und ſchlug den Prieſter Johannes von Antiochien, für den ſich ſchon die Mehrzahl der Geiſtlichkeit und des Volkes erklärt hatte, dem Kaiſer Arkadius vor, der auch ſogleich dieſen Vorſchlag genehmigte. So gelangte der Prieſter Johannes zum Patriarchenſitze, dem man in der Folge den Beinamen Chryſoſtomus (Goldmund) zulegte, den er auch ſeit 15 Jahrh. in der ganzen Kirche behauptet hat. Mit heiligem Wandel verband er außerordentliche Gaben; der Donner ſeiner Beredſamkeit durchſchallte den ganzen Orient. Dem elenden Eutropius war es ohne Zweifel ſehr gleichgültig, ob ein Heiliger, oder ein Weltmann den Patriarchenſtuhl einnahm; aber er ſah wohl ein, daß ein ſolcher Mann Glanz auf die Kaiſerſtadt werfen würde, und ſchmeichelte ſich auch vielleicht mit der Hoffnung, daß dieſer Mann ſich ihm gefällig erzeigen werde. — Chryſoſtomus war gegen die Mitte des 4. Jahrh. geboren. Sein Vater, mit Namen Secundus, der in Syrien die Truppen des Reichs kommandirte, ließ ihm eine ſeinen Talenten angemeſſene Bildung geben. Er ſtudirte die Beredſamkeit unter Libanus, dem berühmteſten Redner ſeiner Zeit, und alsdann die Philoſophie. Sein religiöſer Sinn veranlaßte ihn aber, Antiochien zu verlaſſen, und in den Einöden Syriens ſich dem beſchaulichen Leben zu weihen. Hier las er mit glühendem Eifer die heiligen Schriften, kehrte aber, weil ſein zartgebauter Körper den ſtrengen Bußübungen unterlag, nach Antiochien zurück, wo ihn der dortige Biſchof zum Prieſter weihete. Von nun an wirkte er ſo ſegenreich durch ſeine ſalbungsvollen Reden und durch ſeinen frommen Lebenswandel, daß das Volk ihm mit ganzer Seele zugethan ward. Sein Ruhm erſcholl damals ſchon in allen Gegenden des Orients. — Die Wahl zum Patriarchen von Conſtantinopel hielt man dem Chryſoſtomus ſorgfältig verborgen, weil ſeit Jahrhunderten die Erfahrung gelehrt hatte, daß eben diejenigen, welche des apoſtoliſchen Amtes am Würdigſten waren, ſich oft aus Demuth ſcheuten, es zu übernehmen; man beſchloß daher, Gewalt und Liſt anzuwenden; man wußte, wie ſehr Chryſoſtomus an den Antiochiern, und wie dieſe an ihm hingen. Es erging ein geheimer Befehl gen Antiochia an Aſterius, Comes des Orients; dieſer lud ihn ein zu einer Fahrt mit ihm auf's Land, unter dem Vorwande, eine Kirche zu beſuchen. Kaum waren ſie in den Wagen geſtiegen, als dieſer ſchnell dahin rollte gen Pagras, das erſte Nachtlager auf der Straße nach Conſtantinopel. Hier ward Chryſoſtomus vom Comes zwei vom Kaiſer abgeſandten Männern übergeben, die ihn zur Kaiſerſtadt brachten, wo er mit ehrerbietiger Freude empfangen wurde. Um die Weihe deſto feierlicher zu machen, hatte Arkadius verſchiedene Biſchöfe, und unter dieſen den Theophilus, Patriarchen zu Alexandrien, berufen: einen Mann, welcher große Gaben, raſtloſe Thätigkeit, und viele Gelehrſamkeit hatte, deſſen Geſinnung und Handlung aber der apoſtoliſchen Richtſchnur gerade entgegen liefen. Er war ſchlau, argliſtig, habſüchtig, ſtolz und hart. Es verdroß ihn, daß ohne ſeinen Rath Chryſoſtomus berufen worden, und dieſer Verdruß ward

Digitized by Google

noch herbey, als er ihn ſah, und aus der Unterredung mit ihm inne ward, daß es kein Mann wäre, der einer andern Richtſchnur, als der apoſtoliſchen, nachzuleben ſich entſchließen würde. Theophilus war vermeſſen genug, ihn wo möglich zu verdrängen. Unter dem Vorwande verläumdender Entſchuldigungen wider ihn, weigerte er ſich, ihm die Weihe zu ertheilen. Er wußte aber nicht, daß gegen ihn ſelbſt gegründete Klagen geführt wurden, welche ſich in den Händen des Oberkämmerlings Eutropius befanden. Dieſer ließ daher den Theophilus zu ſich kommen, und ſuchte ihn zu bewegen, daß er von ſeiner grundloſen Anklage des Chryſoſtomus abſtehen möchte; da aber jener ſich nicht fügen wollte, zeigte der Oberkämmerling ihm die Anklagen, die wider ihn eingegangen, mit dem Drohen, Gebrauch davon zu machen, worauf Theophilus ſogleich nachgab, und den Chryſoſtomus weihete, am 28. Febr. des J. 398. — Kaum hatte Johannes Chryſoſtomus ſein biſchöfliches Amt als Patriarch zu Conſtantinopel angetreten, als er durch Hebung des Aergerniſſes der antiocheniſchen Spaltung, die den Orient beunruhigt hatte, und ein Anlaß zu Mißhelligkeiten zwiſchen den Kirchen des Morgen- und des Abendlandes geweſen war, Stifter eines großen Heils ward. Es gelang ihm nämlich, den Flavian, der ſich geweigert hatte, auf dem zu Capua im J. 391 zuſammenberufenen Concilium zu erſcheinen, und ſich vor dem Patriarchen Theophilus und andern ägyptiſchen Biſchöfen zu ſtellen, mit jenem wieder auszuſöhnen, der ſich auch auf den Rath des Chryſoſtomus für den Flavian bei dem Papſte verwandte. Flavian wurde von dem Papſte und von der geſammten abendländiſchen Kirche, ſo wie auch von den ägyptiſchen Biſchöfen, wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen, und ſo die Spaltung endlich gehoben. — Während der 16jährigen Amtsführung des Patriarchen Nektarius, den ſeine ganze Art und Weiſe, zu ſeyn und zu handeln, weit mehr zum gefälligen Weltmann, als zum Verwalter eines apoſtoliſchen Amtes eignete, war in der großen, üppigen Stadt ein nicht kleiner Theil der Geiſtlichkeit in tiefen Sittenverfall gerathen: das größte Unglück, was eine Stadt, oder ein Land treffen kann. Auf dieſe wandte Chryſoſtomus ſeine erſte Sorge, von welcher er hinfort nie abließ. Er wieß die Fahrläſſigen zu ihrer Pflicht an, und erſetzte die unwürdigen Pfleger des Altars durch gottesfürchtige Männer. Er konnte mit deſto mehr Nachdruck die Erſchlaffung der weltlich geſinnten Geiſtlichen rügen, da er ſelbſt bei ſehr ſchwacher Conſtitution ſeines Körpers, den er ein Spinnenleibchen nannte, und bei ſteter Kränklichkeit eine ſtrenge Lebensweiſe führte, den Bedürfniſſen der Natur nur das Nothwendigſte einräumend, und in raſtloſer Anſtrengung ſich mit allen Kräften des Leibes und der Seele dem Dienſte Gottes und dem Heile ſeiner Brüder hingebend. — Da ſeine Einkünfte als Patriarch ſehr groß waren, und ſeine Bedürfniſſe ſehr klein, ſo verwandte er jene zu Almoſen und wohlthätigen Anſtalten. Er hörte nicht auf, die Chriſten zur chriſtlichen Gaſtfreundſchaft gegen Fremde zu ermuntern. So hatte er auch ſchon früher, als er noch Prieſter in Antiochia war, ſeine Zuhörer ermuntert, jeden Sonntag für die Armen Sammlungen in den Kirchen zu halten. So wie er ſeine Einkünfte auf Werke der Liebe verwandte, machte er ſich auch kein Gewiſſen daraus, wie auch ſchon vor ihm andere Biſchöfe zu thun pflegten, ſein goldenes und ſilbernes Kirchengeräth zu veräußern, um dürftige Chriſten zu laben. Daher pflegte man ſpäter zu ſagen: In den erſten Zeiten hatte die Kirche hölzerne Gefäße, aber goldene Prieſter. — Er unterſuchte ſelbſt, ob es den Kranken an nichts gebräche, beſuchte die Gefangenen, nahm ſich der Fremden an, war der Troſt unglücklicher Sklaven, und verwandte ſich für Unterdrückte bei der Obrigkeit. Mit der zarteſten Sorgfalt nahm er ſich der gottgeweihten Jungfrauen und hülfloſer Wittwen an, die er als köſtliche Kleinode der Kirche Gottes ſchätzte. Da er

Digitized by Google

in ordensgeiſtlicher Genoſſenſchaft 6 Jahre bei Antiochia mit Männern gelebt hatte, deren Wandel er in verſchiedenen ſeiner Reden beſchreibt, und von deren Beiſpiel er entzündet worden, ſo lagen ihm die Ordensgeiſtlichen zu Conſtantinopel ſehr am Herzen; er ſchützte ſie väterlich, ermahnte ſie brüderlich, redete aber auch ſehr ernſt mit denen, welche, ihres Standes uneingedenk, umherliefen, und unter dem Vorwande des Betens und Faſtens, träge zur Arbeit, und beſeelt vom Geiſte der Welt waren. Unter dieſen, ſo wie unter leichtfertigen Wittwen, denen er mit Nachdruck ihr gottvergeſſenes Leben vorgehalten waren Einige, welche nachher, ſo wie die ihres Standes vergeſſenen, Weltprieſter, ſeine erbittertſten Verfolger wurden. Chryſoſtomus eiferte mehr gegen Irrlehren, als gegen Irrgläubige, die er durch die Kraft des Worts und mit Liebe von ihren Abwegen auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen ſtrebte, welches ihm auch bei ſehr vielen gelang. Unter den Gothen, die ſich in großer Zahl zu Conſtantinopel aufhielten, waren bei Weitem die meiſten Arianer, der Catholiken nur wenige. Chryſoſtomus war ihrer Sprache unkundig. Er ſonderte alſo unter ihnen fromme Catholiken aus, und weihete ſie zu Prieſtern, um die Rechtgläubigen in der reinen Lehre zu befeſtigen, die Irrenden aber für dieſelbe zu gewinnen. Er ſelbſt predigte oft in der gothiſchen Kirche, wo ein Gothe ſogleich ſeinen Vortrag in die gothiſche Sprache verdollmetſchte. Johannes ſchien wirklich von Gott zu einem auserkornen Werkzeuge beſtimmt, und mit außerordentlichen Gaben ausgerüſtet zu ſeyn. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob er größer war in Ergründung der Tiefen heiliger Wahrheit, oder im Aufſchwunge des Geiſtes zu den lichten Höhen unſerer himmliſchen Religion. Gleichſam heimiſch in beiden Regionen, wird er weder dunkel in der feinſten Unterſuchung, noch phantaſtiſch im hohen Fluge; er ſcheint nie, ohne zu erwärmen; er glühet nie, ohne zu erleuchten. Göttliche Wahrheit und göttliche Liebe ſind Strahlen Einer Sonne, oder ſind vielmehr vereint in Einem Strahle des Urlichts, in welchem ſich zu ſonnen die Beſtimmung der Geiſter iſt. Chryſoſtomus iſt mannigfaltig, wie es die Mannigfaltigkeit der geiſtigen Bedürfniſſe unſerer Natur, und die Reichhaltigkeit der Religion erfodern. Sein Unterricht, ſowohl in Glaubenslehren, als in Sittenlehren, iſt gründlich und klar. Er hatte tiefe Menſchenkenntniß, und bei jeder Seite die Menſchen zu faſſen, das wußte er, wie Wenige vor und nach ihm. Er bleibt gleich bewunderungswürdig, ſey es, daß er mit den Donnern der Gerichtspoſaune den ſichern Sünder aus dem Todesſchlummer aufſchreckt; ſey es, daß er ſchüchterne Seelen, die ihr Elend fühlen, auf den hinweiſet, der da ſprach: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mit Mühen beladen ſeyd, ich will euch erquicken!“ — Die herben Novatianer zu Conſtantinopel deuteten es ihm zu frevelnder Erſchlaffung der Zucht, wenn er den Sündern zurief: „Seyd ihr in eine zweite Sünde gefallen, ſo thut Buße zum zweiten Mal; und fallet ihr tauſend Mal, ſo thut tauſend Mal Buße!“ Wer aber lieſet, welche Früchte Chryſoſtomus von den Sündern fodert, der wird ihn wohl des Fehlers nicht zeihen, daß er den Weg des Himmelreichs zu breit mache. Er forſchte bei Tag und Nacht in den heiligen Schriften. In ſeinen Erklärungen legte er den natürlichen Sinn der göttlichen Urkunden mit Beſtimmtheit, Klarheit und Stärke dar. Er ließ ſich nicht hinreißen vom Geſchmacke der Zeit, welcher auch große Männer im Morgen- und Abendlande zu oft verleitete, witzigen Allegorien nachzugehen, die nie die Kraft eines Erweiſes mit ſich führen, manche Erbaulichkeiten fern herbeibringen, aber oft vom wahren, ſo erhabenen als einfältigen Sinne des heiligen Buches ableiten, das uns zur Richtſchnur des Glaubens und des Wandels von Gott gegeben ward. Die Sprache des heiligen Chryſoſtomus iſt kraftvoll und edel, man findet bei ihm keinen geſuchten Schmuck; er redet deſto ſchöner, da ſeine Worte der lebendige Ausdruck der Gedanken und der Empfindungen eines

Digitized by Google

Mannes ſind, der, vom Inhalt deſſen, was er vorträgt, durchdrungen, mit Fülle des Geiſtes, vollſtändige Kunde der reichen, kraft- und melodievollen griechiſchen Sprache verband, die ſich den Gedanken und der Empfindung ſo gefällig anſchmiegt. Die Wirkungen ſeiner Reden auf jede Art von Menſchen war erſtaunlich. Iſidor von Peluſium*), ein feiner Kenner, ſagt, Chryſoſtomus habe gleichſam die Dichtung zur Wahrheit gemacht, welche von Orpheus erzählt, daß die wilden Thiere durch die Töne ſeiner Leier beſänftiget, dem thraciſchen Sänger nachgefolgt wären; denn er habe die Leidenſchaften der roheſten Menſchen beſiegt, die Feindſeligen friedlich gemacht, die Ausſchweifenden keuſcher Zucht unterworfen, und es ſey eingetroffen, was der Prophet vom Reiche Chriſti geweiſſagt habe, daß beim Wolfe das Lamm ſicher wohnen werde. — In den Jahren 399, 400 und 401 ward Conſtantinopel von vielen Erdbeben erſchüttert. Unter den elf Reden des heiligen Chryſoſtomus, die der gelehrte Dominikaner Combefis in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zuerſt herausgab, befindet ſich eine über das Erdbeben. Dieſe Rede giebt uns davon, ſo wie von den Umſtänden, die es begleiteten, und von deſſen Wirkungen auf die Menſchen eine Beſchreibung, die des großen Redners würdig iſt. Er zeigt hierin, welche Früchte der Buße ſolche gewaltige Naturſcenen hervorzubringen fähig, und wie ſelbige von Gott zu dieſem Zwecke beſtimmt ſind. Indeſſen wurde der Oberkämmerling Eutropius von dem Gipfel ſeiner Würde durch die Kaiſerin Eudoxia geſtürzt. Entkleidet vom fremden Glanze, ſtand nun der Elende verdunkelt da; längſt ein Gegenſtand des allgemeinen Abſcheues, ſah, und hörte er dieſen im lauten Hohn und in wüthenden Verwünſchungen und Drohungen über ſein ſchuldiges Haupt ausbrechen. In dieſer Noth floh er in die Kirche, die er des Rechtes, den Unglücklichen eine Freiſtätte zu ſeyn, durch ein Geſetz beraubt hatte, welches verordnete, Alle, welche die Zuflucht dahin nehmen würden, mit Gewalt herauszureißen. Daher ſandte denn auch der Kaiſer Soldaten, welche an ihm dieſes Geſetz in Vollzug bringen ſollten. Er ſtand erblaſſend, und wie verſteinert da. Chryſoſtomus, dem er ſich, als er noch in ſeiner Herrlichkeit irdiſcher Größe ſtrahlte, ſo oft auf eine ungerechte Weiſe widerſetzt hatte, vertheidigte ihn mit dem Schwerte des Worts, und die Soldaten gingen zurück. Nun befahl Arkadias, den Patriarchen herbeizuführen; unerſchrocken ſtand dieſer vor dem Kaiſer im Pallaſte, wie er in der Kirche vor der gewaffneten Schaar geſtanden hatte. Der Kaiſer ließ ab von ſeiner Foderung, und wie ſehr ihn des Chryſoſtomus Worte erſchüttert hatten, zeigte ſich ſogleich; denn das Heer ſammelte ſich in Waffen vor dem Pallaſt, und foderte laut vom Kaiſer den Tod des Eutropius. Der Kaiſer erſchien, und ſuchte die wilden Krieger zu beſänftigen. Als aber ihr Ungeſtüm heftiger ward, und ſich in trotzigen Bewegungen, und im Aufſchwingen ihrer Speere zu verſtehen gab; da vergoß Arkadius Thränen, erinnerte ſie an den heiligen Altar, den der Flüchtling umfaßt hielt, und beſänftigt gingen die rohen Krieger auseinander. Wohl mogte Iſidor von Peluſium mit dem fabelhaften Orpheus, der durch den Zauber der Leier wilde Thiere beſänftigte, und dem Bäume ſich horchend zuneigten, den Chryſoſtomus vergleichen, da wir ſehen, daß er in der Kirche den Soldaten Erbarmen einflößte, und im Pallaſte dem Arkadius ſtandhaften Muth! — Aber racheſchnaubend verſammelte ſich Tages darauf das Volk in der Kirche. Da ſtand Chryſoſtomus auf, und hielt eine der herrlichſten Re-

*) Iſidor von Peluſium in Aegypten war erſt Mönch, dann Oberer einer Ordensgenoſſenſchaft in der Nähe dieſer Stadt. Er ward ſeiner Gottſeligkeit wegen hoch verehrt, und bildete ſich nach dem heiligen Chryſoſtomus. Wir haben von ihm eine Sammlung von zwei tauſend und zwölf kurzen, inhaltvollen und ſehr ſchön geſchriebenen Briefen. Er ſtarb gegen das Jahr 449. S. Phot. bibl.

den, ſo je über die menſchlichen Lippen gefloſſen ſind. „Zu allen Zeiten, ſo begann er, aber vorzüglich jetzt iſt es ein Wort zur rechten Stunde geredet, wenn man ſagt: O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles iſt Eitelkeit!“ Mit Feuerzügen ſchilderte er dann den Glanz, mit dem Eutropius umgeben geweſen, deſſen Macht, den lauten Beifall, der ihm ſo oft zugerufen worden, und deſſen ganze Herrlichkeit. „Das Alles iſt dahin! (fuhr er fort) Ein Sturm entblättert den Baum, der von der Wurzel bis zum Wipfel erbebt, und droht ihn zu ſtürzen.“ ..... Dann wirft er wieder einen Blick auf die Huldigung, deren Eutropius noch vor Kurzem genoß, und auf den ganzen Tand ſeiner irdiſchen Größe. „Nacht war das Alles und Traum! (ſagte er) Es tagte, da ſchwand es; Blumen des Lenzes waren es, der Lenz verblühte, ſie welkten; ein Schatten, er ging vorüber; ein Rauch, er zertheilte ſich; Waſſerblaſen, ſie platzten; ein Spinnengewebe, es zerriß!“ So fährt Chryſoſtomus fort, bis er das Volk zu Thränen und Mitleid gerührt hatte. — Den mächtigen Gothen Gainas, Anführer der Truppen, vor dem der Kaiſer und Conſtantinopel zitterten, brachte Chryſoſtomus durch die Kraft ſeiner Rede zum Stillſchweigen, als er für ſeine Glaubensgenoſſen, die Arianer, eine Kirche von den Catholiken foderte. Chryſoſtomus fuhr fort, ſtreng über das Wohl der Kirchen zu wachen, und reiſete, ungeachtet des ſtürmiſchen Meers, im Winter nach Epheſus, wohin ein Concilium berufen war, in dem Chryſoſtomus den Vorſitz führen ſollte. Theophilus, Patriarch von Alexandrien, hatte mehrere Prieſter vertrieben, dieſe kamen nach Conſtantinopel, Schutz ſuchend bei dem Patriarchen. Dieſer machte dem Theophilus ernſte Vorſtellungen, der ſich aber darüber ſo entrüſtete, daß er den Untergang des Patriarchen beſchloß. Es erhoben ſich mehrere Feinde auf Anſtiften des tückiſchen Theophilus gegen Chryſoſtomus, ſelbſt der heilige Epiphanius wurde mit hingeriſſen. Die Kaiſerin Eudoxia, eben ſo eitel, als ſchön, hochfahrend und herriſch, trat gegen ihn auf, weil er ihren Anmaßungen in kirchlichen Angelegenheiten ſich widerſetzt hatte. Chryſoſtomus fuhr indeſſen fort, ungeachtet ihm ſeine Feinde ſo hart zuſetzten, einzig den Pflichten ſeines ſchweren Berufes zu leben. Als er nun in dem Afterconcilium zu Chalcedon unter dem Vorſitze des Theophilus ſeines Amtes entſetzt wurde, und der Kaiſer Arkadius, angereizt durch ſeine herrſchſüchtige Gemahlin, die Entſetzung des Patriarchen beſtätigte, ſo ließ er auch zugleich den Befehl ergehen, den Chryſoſtomus aus der Kirche und aus der Stadt zu führen, und da dieſer ſich auf ein rechtmäßiges zu verſammelndes Concilium berief, ward die Vollziehung jenes Befehls beſchleunigt. Am Abend ward der Patriarch von einem Polizeibedienten ergriffen, begleitet vom ganzen Volke durch die Stadt geführt, eingeſchifft, und bei Nacht über den Bosphorus nach Bythinien gebracht. In der folgenden Nacht erhob ſich zu Conſtantinopel ein fürchterliches Erdbeben, welches auch die kaiſerlichen Gemächer zum Theil zertrümmerte. Von Schrecken ergriffen, flehete die Kaiſerin ihren Gemahl, den Chryſoſtomus zurückzurufen. Leicht erhielt ſie die Gewährung ihrer Bitte, und ſchrieb an den verbannten Patriarchen, ihn zur Wiederkehr einladend. Dieſen hatte man nämlich nach der Ueberfahrt über den Bosphorus in Bythinien ſich ſelbſt überlaſſen, und Niemand wußte, wo man ihn aufſuchen ſollte. Endlich fand man ihn auf einem Landhauſe bei Pronectus. Schnelle Ruder förderten die Nachricht, daß er komme. Das Verlangen der Conſtantinopolitaner, ihren Patriarchen wieder zu ſehen, bedeckte den Bosphorus mit Schiffen. Nach ſeiner Ankunft wurde er wie in einem Triumphzuge nach der Kirche geführt, wo er dem Volke den Segen ertheilen, und eine Rede halten mußte. Doch ſein Sieg war nur von kurzer Dauer. Die Kaiſerin hatte nämlich zwiſchen dem Pallaſte und der Sophienkirche ihre ſilberne Bildſäule

Digitized by Google

auf einem porphyrnen Fußgeſtelle errichten laſſen. Bei dieſer Gelegenheit wurden dort Schauſpiele und Tänze gehalten. Chryſoſtomus beſchwerte ſich hierüber, weil durch das Volksgetöſe der Gottesdienſt geſtört wurde, und die Kaiſerin, hierüber ergrimmt, bewirkte, daß gegen ihn ein Concilium ausgeſchrieben ward. Der Patriarch ſoll zu dieſer Zeit in einer öffentlichen Rede die Kaiſerin in folgenden Worten angegriffen haben. „Herodias wüthet wieder, ſie tanzt, ſie begehrt das Haupt des Johannes.“ Man lud den Theophilus als Richter ein, und Chryſoſtomus wurde von Neuem abgeſetzt. Man wagte es aber nicht, ihn öffentlich aus der Stadt zu vertreiben, weil das Volk ihm zu ſehr ergeben war, ſondern ſuchte ihn zu meucheln. Viele vom Volke verbanden ſich daher zu ſeiner Vertheidigung in abwechſelnder Bewachung ſeines Hauſes. Ungeſtümer drangen nun ſeine Feinde in den Arkadius, durch Strenge die Beſchlüſſe des Conciliums in Kraft zu ſetzen. Der Kaiſer konnte ſich lange zu dieſem Schritte nicht entſchließen, bis er zuletzt dem Chryſoſtomus den Befehl zuſchickte, die Stadt zu räumen. Jetzt begab er ſich zur Kirche, wo er von einigen Biſchöfen und von den Geiſtlichen ſeiner Kirche, die er im Chore fand, mit Thränen Abſchied nahm; darauf ging er in die Taufkapelle, wohin er die heilige Olympias und andere gottſelige Frauen beſchieden hatte, ſagte ihnen, daß er ſich dem Ende ſeiner Laufbahn nahe glaubte, und ermahnte ſie, fort zu wandeln auf der glücklich betretenen Bahn der Tugend. Als die frommen Frauen ſeine Füße weinend umfaßten, hieß er einen Prieſter, ſie abzuführen, um das Volk auf ſeine Abreiſe nicht aufmerkſam zu machen. In dieſer Abſicht hatte er ſein Pferd vor eine andere Thür der Kirche führen laſſen, als durch welche er hineingegangen war, worauf er ſich den Soldaten übergab, die ihn bis zum Hafen begleiteten, wo er ein Fahrzeug beſtieg, welches ihn nach Bythinien hinüberbrachte. Krank kam er von den Beſchwerden der Reiſe und von der Hitze des Sommers zu Nicäa an; hier ruhete er einige Tage aus, und erholte ſich. Seine Feinde hatten ihm nicht einmal die Begleitung eines Dieners verſtattet, aber die ihm zur Wache mit gegebenen prätorianiſchen Soldaten bedienten und pflegten ihn mit zärtlicher, ehrerbietungsvoller Liebe, gegen welche der Groll, den ſo viele Biſchöfe ſo thätig gegen ihn äußerten, im grelleſten Abſtiche erſcheint. Es war die Abſicht geweſen, ihn nach Sebaſte, einer anſehnlichen Stadt in Klein-Armenien, zu verbannen. Aber in Nicäa erfuhr er, daß ihm anjetzt ein anderer Ort zum Aufenthalt, Kukuſum, beſtimmt worden, ein in einer öden Gegend Klein-Armeniens an Ciliciens und Cappadociens Gränzen gelegenes Städtchen, welches den Streifzügen der räuberiſchen Iſaurier ſehr ausgeſetzt war. Bald nachdem er Nicäa verlaſſen hatte, ward er von einem Wechſelfieber befallen, mußte gleichwohl nach dem harten Befehle Tag und Nacht reiſen durch Landſtriche wo oft das Waſſer faul, und das Brot kaum genießbar war. So gelangte er ſehr krank zu Cäſarea in Cappadocien an, wo Pharetrus, ein Auswurf der Menſchheit, auf dem biſchöflichen Stuhle ſaß. Die Geiſtlichkeit, ſo wie das Volk, beſuchten den Chryſoſtomus, nur der Biſchof nahm keine Kunde von ihm, ſondern wiegelte die Mönche wider den Verbannten auf. Dieſe beſtürmten das Haus, welches Chryſoſtomus bewohnte, und droheten es zu verbrennen, wofern er ſich nicht ſogleich auf den Weg machte. Der Statthalter eilte herbei, die Mönchsrotte zu entfernen, doch vergebens. Krank, wie er war, ließ der Patriarch Chryſoſtomus ſich in eine Sänfte legen, und machte ſich auf den Weg in des Fiebers- und des Mittags-Gluth. Laut jammerte das Volk um ihn, und fluchte ſeinem Biſchofe. Einige von der Geiſtlichkeit begleiteten den Verbannten. Eine vornehme Matrone, Seleucia, erhielt von Chryſoſtomus, daß er ſich in ihr nah gelegenes Landhaus bringen ließ. Allein Pharetrus raſtete nicht, und wie Hiänen umbrüllten die Mönche drohend das Landhaus. Seleucia bot nun dem Pa-

Digitized by Google

triarchen ein ihr gehörendes feſtes Schloß an; dieſes ſchlug er aber aus, und machte ſich in dunkler Nacht auf den Weg. Mehrere Male ſtürzte er mit dem Maulthiere auf dem ſteinigen Wege. Unter ſolchen Beſchwerden erreichte er nach einer 10tägigen Reiſe endlich den Ort ſeiner Beſtimmung, wo ihm ſein Freund Dioskorus eine bequeme Wohnung eingerichtet hatte. Auch kamen von benachbarten Gütern Verwalter abweſender Herren, welche jenen ſchriftlich anbefohlen hatten, dem Patriarchen Alles anzubieten, was in ihrem Vermögen ſtände. Der Biſchof des Ortes nahm ihn mit vieler Liebe auf, und er genoß hier eine ungeſtörte Ruhe unter Menſchen, die ihn alle herzlich liebten. Chryſoſtomus hatte in den kalten Wintermonaten 405—406 in Armenien Vieles auszuſtehn; er ward ſehr krank, und erholte ſich erſt im Frühjahre wieder. Auch die Iſaurier verbreiteten Mord und Brand in der Umgebung von Kukuſum. Seine Feinde in Conſtantinopel vergönnten ihm auch hier die Ruhe nicht, und reizten den Kaiſer, ihn nach Pityus, einer öden Stadt am nordweſtlichen Geſtade des Pontus Euxinus, der äußerſten Gränze des römiſchen Reiches, im jetzigen Georgien, zu verbannen. Zwei rauhe Krieger der prätoriſchen Wache erhielten die Vollziehung dieſes grauſamen Beſchluſſes. Weder Regengüſſe, noch der Sonne Gluth, vermochten die eilige Reiſe zu hemmen. Da Chryſoſtomus kahl von Haupt war, ſo litt er unbeſchreiblich viel vom Sonnenbrande. In Städten, welche einige Bequemlichkeiten darboten, vermieden die harten Soldaten zu übernachten. So erreichte man am 13ten September Komana, eine anſehnliche Stadt im Pontus. Durch dieſe ward er geführt nach einer Kirche, zwei Stunden von der Stadt entfernt, um in ihren Nebengebäuden zu übernachten. In dieſer Kirche lag der heilige Baſiliskus begraben, der im Jahr 312 den Martyrertod gelitten hatte. Während der Nacht ſoll ihm dieſer Heilige erſchienen ſeyn, und ihm ſein nahes Ende angekündigt haben. Am Morgen bat daher Chryſoſtomus, der ſeine Auflöſung fühlte, die Wache, den Aufbruch aufzuſchieben; allein dieſe hörte nicht. Als ſie ihn aber anderthalb Stunden weiter gebracht hatten, ward er bei der brennenden Sonnenhitze von ſolchen Hauptſchmerzen befallen, daß er wieder zum vorigen Nachtlager mußte zurückgebracht werden. Hier legte er nun ſeine Reiſekleider ab, vertheilte ſie unter ſeine Umgebung, zog ein ſchönes, ſauberes Gewand an, ſtärkte ſich hierauf durch das heilige Abendmahl, betete mit den gegenwärtigen Perſonen, ſagte dann das Sprüchlein, welches ihm zu jeder Zeit oft aus dem Herzen in den Mund und in die Feder zu fließen pflegte: „Ehre ſey Gott in allen Dingen!“ zeichnete ſich mit dem heiligen Kreuze, ſagte Amen!“ und gab den Geiſt auf. — So ſtarb Johannes Chryſoſtomus am 14ten September des Jahrs 407 im 60ſten Jahre ſeines Lebens. Neun Jahre und ſieben Monate war er Biſchof, brachte aber von dieſer Zeit die letzten drei Jahre und drei Monate in der Verbannung zu. Man begrub ihn in der Kirche neben dem heiligen Märtyrer Baſiliskus. Seine Leiche ward begleitet von einem großen Gefolge von Jungfrauen, Einſiedlern und andern andächtigen Perſonen, welche nicht nur aus der Provinz, ſondern auch aus Armenien, Cilicien, ja aus Syrien herbeigekommen waren. — Obſchon viele Bücher des heiligen Chryſoſtomus ſind verloren gegangen, ſo beſitzen wir dennoch mehr Schriften von ihm, als von irgend einem der griechiſchen Kirchenväter. Die ſchöne Ausgabe in 13 Foliobänden der Chryſoſtomiſtiſchen Schriften beſorgte der verdienſtvolle Benediktiner Montfaucon. Dieſer fügte dem Texte eine lateiniſche Ueberſetzung bei, welche im Ganzen gut, doch nicht ohne Fehler iſt. Dieſer tiefgelehrte und geſchmackvolle Mann mußte, als er ſchon in ſinkenden Jahren war, auf Befehl ſeines Abts dieſe Arbeit übernehmen. Auch im Texte ſcheint er manchmal nicht die beſte Leſeart gewählt zu haben. Die bloß griechiſche Ausgabe des Chryſoſtomus von Ritter Heinrich Saville giebt man für die beſte aus. Ueber den

Digitized by Google

Inhalt der Werke dieſes Kirchenvaters iſt vor Andern nachzuleſen: Tillemont H. E. XI. Aut. St. Chrysostome; Du Pin bibliothèque des auteurs Ecclésiastiques; ſie enthält aber zugleich auch deſſen unechte Schriften. Seine Reden hat Eulogius Schneider ſchön verdeutſcht.

Chur, die alte ſchlechtgebaute Hauptſtadt von Graubündten, am rechten Ufer der Pleſſur, unweit ſeiner Mündung in den Rhein, auf einer Anhöhe in dem hier weiten, an Wein und Obſt fruchtbaren Rheinthale, mit Mauern und Gräben umgeben. Hier iſt der Stapelplatz für deutſche und italieniſche Waaren, ſo wie der Durchgangshandel über die graubündter Alpen von Deutſchland nach Italien, und umgekehrt. In der Nähe von Chur fängt der Rhein an, für kleine Fahrzeuge und Flöße ſchiffbar zu werden. Die Stadt hat 3.000 Einwohner, iſt der Sitz eines Biſchofs, und der Geburtsort der berühmten, zu Rom geſtorbenen, Malerin Angelica Kauffmann.

Churchill (Charles), der engliſche Juvenal genannt, geboren im Jahre 1731, hatte Theologie ſtudirt, und eine kleine Pfarre in Wales erhalten. Sein unruhiger Geiſt, und ſeine Neigung, auf einem großen Fuß zu leben, reizten ihn, neben der Verwaltung ſeines geiſtlichen Amts auch allerlei Handelsgeſchäfte zu treiben. Er verließ ſeine Pfarre, ging nach London, gab Unterricht in der Correktheit und Eleganz der engliſchen Sprache, ſtürzte ſich in Schulden, und ſchloß eine vertraute Freundſchaft mit dem bekannten Demagogen Wilkes, der damals als das Oberhaupt einer Partei wilder Patrioten gefeiert und gefürchtet wurde. Churchill war ungefähr 30 Jahre alt, als er durch ſatyriſche Gedichte berühmt zu werden anfing. Seine Rosciade, in der er zunächſt nur die ausgeartete Schauſpielkunſt und die engliſchen Schauſpieler ſeiner Zeit, nebenher aber auch andere bekannte Perſonen, angriff, machte ihm ſchon viele Feinde. Noch mehr wurde er gehaßt und gefürchtet, als er in kühneren und ſtrengeren Satyren, aber immer in der Sprache des wärmſten Tugendfreundes und Patrioten, ſeine treffende Geißel nach allen Seiten hinſchwang. Aber eben dieſer wahre, oder affektirte Eifer für das Gute, und noch mehr der republikaniſche Patriotismus, den er, wie ſein Freund Wilkes, mit kühnem Gepränge zur Schau trug, gewann ihm auch Lobredner und Bewunderer genug. Seine Satyren gingen von Hand zu Hand. Schwelgend in ſeinem Ruhme, führte der ſtrenge Sittenrichter Churchill, nach wie vor, ein wüſtes und und unordentliches Leben, und machte ſich auch zuweilen lächerlich durch die Aeußerungen ſeiner Eitelkeit. Nachdem er in einer ſeiner Satyren den großen Schauſpieler Garrick mißhandelt hatte, entzweite er ſich auch mit Hogarth, zu deſſen lebhafteſten Bewunderern er ſich vorher geſtellt. Die wilde Rolle, die er in der Literatur und im Leben ſpielte, dauerte kaum 3 Jahre; denn er war noch nicht 33 Jahr alt, als zu Boulogne in Frankreich, wohin er gereiſet war, um ſeinen verbannten Freund Wilkes zu beſuchen, ein Fieber ſein Leben endigte. Sein Freund Wilkes verfertigte die Grabſchrift zu ſeinem Monumente. Bewundern muß man allerdings die faſt unglaubliche und immer kräftige Regſamkeit dieſes unruhigen Geiſtes, der in ſo kurzer Zeit ſo viele Werke voll bitterer und brennender Satyre in ziemlich kultivirten Verſen ſchrieb, und zugleich als politiſcher Parteigänger berühmt wurde. Aber der Juvenal einer Nation zu heißen, verdient kein Satyriker, der, wie Churchill, die illiberalſten und niedrigſten Invektiven unter moraliſche Deklamationen miſcht. Bei allem moraliſchen Eifer ſpricht aus ſeinen ſämmtlichen Werken kein wahrer Adel der Seele. Statt der Würde, durch welche Juvenal, und noch mehr Perſius, ihren herben Tadel der Laſter und Thorheiten geltend machen, finden wir bei Churchill nur eine Kühnheit, die Aufſehen erregen will. Der ſarkaſtiſche Witz dieſes engliſchen Satyrikers iſt faſt im-

Digitized by Google

mer geradezu gegen beſtimmte Perſonen gerichtet, die er lächerlich, oder verächtlich machen wollte. Was ſeine Satyre Allgemeines enthält, iſt größtentheils oberflächlich, oder alltäglich. Dichteriſches Talent, das ſich in dieſer Gattung von Geiſteswerken zeigen kann, iſt Churchill nicht abzuſprechen; aber im Ganzen iſt er mehr Deklamator, als Dichter. Seine Rosciade iſt das heiterſte unter ſeinen Werken, aber nur von ſchwachem Intereſſe für denjenigen, wer die Perſonen nicht genauer kennt, die porträtirt ſeyn ſollen. Die Prophezeihung der Hungersnoth empört den unbefangenen und rechtlichen Leſer durch die inhumane Verſpottung der Armuth Schottlands. Die Epiſtel an Hogarth iſt voll kräftigen Witzes und männlicher Moral, aber doch auch deklamatoriſch. Wo Churchill die Rolle des eifernden Sittenrichters mit der des luſtigen Spötters vertauſcht, zum Beiſpiel in der Satyre: der Geiſt, die gegen den Aberglauben gerichtet iſt, erſcheint er am Meiſten als Dichter.

Churfürſten (von dem altdeutſchen: kören, kuren, wählen hergeleitet, woraus das Wort Kur, Chur, Wahl entſtand) waren diejenigen vornehmſten Fürſten des deutſchen Reichs, denen das ausſchließliche Recht der Kaiſerwahl zuſtand. Es ſcheint faſt gewiß zu ſeyn, daß anfänglich bei der Wahl eines deutſchen Kaiſers alle Fürſten und Stände des Reichs ohne Unterſchied des Ranges mit angehört wurden, und daß es erſt in der Folge mehreren mächtigen Reichs- oder Erzbeamten gelang, ihre übrigen Mitfürſten von dieſer Würde auszuſchließen, und das Recht der Wahl ſich zu einem ausſchließlichen Vorrechte anzueignen. In den Zeiten der Carolinger war der Einfluß der Churfürſten noch nicht beträchtlich, denn die Wahl war immer auf die Zweige der regierenden Familie beſchränkt. Unter Conrad I. wurde ihr Einfluß auf die Beſtimmung der Thronfolge ſchon ſichtlicher, indem den Churfürſten eine ſogenannte Vorwahl (Praetaxatio) eingeräumt war, welche Namens der deutſchen Nation, von den Herzogen der damals vorzüglichſten deutſchen Völkerſchaften, der Franken, Schwaben, Baiern und Sachſen vollzogen wurde. Den Erzbiſchöfen von Cöln, Mainz und Trier lag damals bloß die Salbung und Krönung des erwählten Kaiſers ob; eine eigene entſcheidende Stimme erhielten ſie erſt unter Otto I. dem Großen. Bei der Zerſplitterung der deutſchen Völkerſchaften maßten ſich die Nachkommen der vier alten Herzogthümer allein das Recht an, die Thronfolge irgend eines zu wählenden Regenten zu beſtimmen, und die übrigen Fürſten von der Kaiſerwahl auszuſchließen, und ſo entſtanden in den Jahren 1250 die ſieben Churfürſten: 1) Cöln, 2) Trier, 3) Mainz, 4) Pfalz, 5) Brandenburg, 6) Sachſen und 7) Böhmen. Obgleich einzelne Fürſtenhäuſer ihre Rechte an der Kaiſerwahl geltend machen wollten, ſo wurden doch die Vorrechte der vorbenannten Churfürſten durch beſondere kaiſerliche Privilegien beſtätigt. Namentlich wurden durch Ludwig IV. auf dem Reichstage zu Frankfurt (1339) dem ganzen churfürſtlichen Collegium in der Form Rechtens eine Beſtätigungsakte ertheilt, und durch Carls IV. goldne Bulle der ganzen Einrichtung die Geſtalt eines Reichsgrundgeſetzes gegeben. Um etwaigem Zwieſpalt in Anſehung der weltlichen Churſtimme vorzubeugen, welcher durch die Anzahl der Perſonen, vermöge ihrer Anſprüche auf das Erbrecht, entſtehen konnte, wurde die Anordnung getroffen, daß in den Churhäuſern das Recht der Erſtgeburt eingeführt, und die Churſtimme nur auf dem wirklichen Beſitze des Churlandes haften ſollte. Seit dieſer Zeit erhielten die Churfürſten einen königlichen Rang, und eine größere Macht durch ihre ſogenannte Wille-Briefe (per litteras Electorum consensuales), deren Ertheilung bei wichtigen Reichsangelegenheiten unumgänglich nothwendig war. Mit der Reichsachtser-

Digitized by Google

klärung Friedrichs V. von der Pfalz, wurde durch den weſtphäliſchen Frieden dieſe Anzahl mit noch einem Churfürſten vermehrt, indem die pfälziſche Churwürde an das Haus Baiern überging, und für die Pfalz eine neue errichtet wurde. Es war aber in Anſehung dieſer achten Churwürde beſtimmt, daß, wenn beſagtes Haus ausſterben würde, Pfalz in ſeine vorige Stelle, und alle davon abhängenden Rechte wieder eingeſetzt, und die zur Beilegung der damaligen Streitigkeiten angeordnete neue Chur wieder erlöſchen ſolle. Die politiſchen Ereigniſſe des Jahres 1692 waren dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg, hannöveriſcher Linie, ſo günſtig, daß es Leopold I. aus eigenmächtigem Antriebe, ohne die Einwilligung oder Mißbilligung der deutſchen Reichscollegien zu hören, zu der neunten Churwürde erhob. Um aber die erhobenen Bedenklichkeiten für die Folge zu beſchwichtigen, verordnete er zu gleicher Zeit (25. Mai 1700), daß künftighin keine neue Chur ohne vorhergegangenen Comitialconſens geſammter Churfürſten und Stände mehr Statt finden könne. Als mit dem Tode Maximilian Josephs (1777) Baiern der Churpfalz einverleibt wurde, beſchränkte ſich die Zahl der Churfürſten wieder auf acht, welche man in geiſtliche (Mainz, Trier, Cöln) und in weltliche (Böhmen, Pfalz, Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig-Lüneburg) eintheilte. Nach der herrſchenden Religion in den Churländern waren ſie entweder catholiſche oder evangeliſche. Die geiſtlichen Churfürſten, welche das Amt eines Erzbiſchofs verwalteten, mußten Catholiken ſeyn, Böhmen durch eine pragmatiſche Sanction Carls VI. gleichfalls; die übrigen Churfürſten in Deutſchland konnten einer Kirche zugethan ſeyn, welcher ſie wollten. Mit der Würde eines Churfürſten überhaupt waren allgemeine, und mit der Würde jedes Einzelnen wieder beſondere Vorrechte verknüpft. Das Collegium der Churfürſten hatte das Recht der Kaiſerwahl, der Abfaſſung der Wahlkapitulation, des Churvereins auf dem Reichstage (jus separati Collegii), die Erzämter zu bekleiden, das Privilegium, das man von ihren Entſcheidungen nicht ans Reichsgericht appelliren könnte; ſie hatten königlichen Rang, durften Regenten von mehreren Churfürſtenthümern zugleich ſeyn, und konnten Lehne des deutſchen Reichs ohne kaiſerlichen Conſens an ſich bringen. Die Vorrechte der einzelnen Churfürſten kündigen ſich in Folgendem an: 1) der Churfürſt von Mainz war unter allen, ſowohl geiſtlichen als weltlichen Churfürſten, dem Range nach der Erſte. Er führte das Direktorium der ganzen Reichsverſammlung, präſidirte im Churcollegium, hatte den erſten Vortrag, und mit Trier das Recht, den Kaiſer zu krönen. 2) Trier nahm die zweite Stelle im Churcollegium ein. Es hatte auch, wegen der ſeinem Erzſtifte einverleibten Probſtei Prüm, noch Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrath. 3) Der Churfürſt von Cöln war titulärer Erzkanzler von Italien, und Legat des päpſtlichen Stuhles. 4) Böhmen war das erſte Churfürſtenthum unter den weltlichen, ſtand nicht in der Verbindung mit den Reichskreiſen, war nicht den Reichsvicarien von Oeſterreich unterthan, und erſchien nur auf den Reichstagen von Merſeburg und Nürnberg. 5) Die von dem proſkribirten Churfürſt Friedrich, (ſo heißt es in dem Belehnungs-Briefe 25. Febr. 1623) verwirkte Churfürſt erhält Maximilian mit dem Erztruchſeßenamt, mit dem Vicariate über die Rheingegenden, mit Seſſion, Stimme und Wahl, mit der Schutzherrſchaft über Aachen, Worms und Speyer, und dem Wildfangsrechte. 6) Das Churfürſtenthum Sachſen verwaltete das Erzmarſchallamt, führte zugleich das Direktorium auf dem Reichstage, wenn der Churfürſt von Mainz nicht erſchien, hatte die Oberaufſicht über das Corpus evangelicorum, vicarirte in den Ländern des ſächſiſchen Rechts, und dirigirte die oberſächſiſchen Kreiſe. 7) Der Churfürſt von Brandenburg condirigirte im weſtphäliſchen und im niederſächſiſchen

Kreiſe, war Erzkämmerer, hatte 6 Stimmen im Reichsfürſtenrath, und war Schutzherr des Johanniter=Ordens; und 8) war der Churfürſt von Braunſchweig=Lüneburg, Erzſchatzmeiſter, Mitdirektor des niederſächſiſchen Kreiſes, Biſchof zu Osnabrück, Schutzherr über einige Reichsſtädte, und hatte mehrere Stimmen im Reichscollegium. Durch den Frieden von Lüneville (1801) wurden durch die Länderabtretungen an Frankreich auf die geiſtlichen Churfürſten wenig Rückſicht genommen, und nach einem Reichsdeputationsbeſchluſſe von Regensburg jene drei geiſtlichen Churfürſten nur auf einen, unter dem Titel Reichserzkanzler reduzirt, da hingegen die Zahl der weltlichen durch Baden, Würtemberg und Heſſen=Caſſel vermehrt. Gemäß der mit Frankreich von Seiten Oeſterreichs am 31. Auguſt abgeſchloſſenen Convention wurde der Großherzog von Toskana ebenfalls in das Collegium der Churfürſten am 22. Auguſt 1803 eingeführt. Der Preßburger Frieden am 27ten Dezember 1805 vertauſchte die ſalzburgiſche Churwürde mit Würzburg, und hob Baiern und Würtemberg in den Königsſtand. Durch die rheiniſche Conföderationsakte vom 12. Juli 1806, und durch die Erklärung des franz. Miniſter Bacher zu Regensburg, daß Napoleon die Beſtandtheile des deutſchen Reichs für aufgelöſt erkläre, nahmen nach und nach die Churfürſten den Titel eines Großherzogs und den eines Königs, als Mitglieder des rheiniſchen Bundes an. Nur der Churfürſt von Trier, und der von Heſſen behielten noch ihren Titulär=Charakter bei. Da nun Erſterer ſtarb, und Letzterer nach der Schlacht von Jena ſeiner Länder beraubt wurde, war jener Wahlſtand ganz vernichtet. Obgleich nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris der Churfürſt von Heſſen in ſein Land zurückkehrte, jenen Titel wieder annahm, und in den neuſten Zeiten Wilhelm von Heſſen=Caſſel unter dem Titel eines Churfürſten noch fortregiert, ſo liegt es doch in dem Begriffe der Souveränität, daß die Churfürſtenwürde ihrer Wirkſamkeit nach vernichtet iſt.

Chylus (Milchſaft). Sobald die Nahrungsmittel im Munde durch die Zähne zermalmt, und mit Speichel gemiſcht, im Magen aufgenommen ſind, bereitet dieſer, unter Wärmeerzeugung, durch Beimengung ſeines Saftes und durch ſtetige Zuſammenziehung ſeiner Faſern, daraus einen gleichförmigen Brei, den Speiſebrei. Dieſer nimmt ſodann ſeinen Weg durch die, der Speiſeröhre entgegengeſetzte, Mündung des Magens in den Zwölffingerdarm, wo er mit der Galle und dem Speichel der Bauchſpeicheldrüſe in Verbindung tritt. Durch Zuſatz dieſer Flüſſigkeiten ſondert ſich jetzt aus demſelben das feinere und nahrhaftere, als Chylus ab, der ſogleich von den einſaugenden Gefäßen aufgenommen, und durch die Gekrösdrüſen in den großen Milchbehälter gebracht wird. Dieſer Chylus dient, indem er ſich dem Blute beimiſcht, den Abgang deſſelben zu erſetzen, und dieſe zum Leben unumgänglich nöthige Flüſſigkeit in immer gleicher Menge vorräthig zu erhalten. Die Bereitung des Chylus aus den genommenen Nahrungsmitteln heißt Chylification.

Cibber (Colley), einer der fleißigſten Verfaſſer neuer Luſtſpiele für das engländiſche Theater, die ſich beſtrebten, durch anſtändige und unterhaltende Converſationsſtücke das Publikum zu intereſſiren. Er war von deutſcher Abkunft, aber in der Hauptſtadt Englands im Jahre 1671 geboren. In ſeiner Jugend trat er unters Heer, und half bei der Revolution unter dem Herzog von Devonſhire den Prinzen von Oranien auf den Thron erheben. Erſt in ſeinem 30ten Jahre betrat er die Bühne. Obgleich ſein erſtes Erſcheinen die Wirkung unter dem Publikum nicht hervorbringen wollte, die er erwartet hatte, ſo entmuthigte dies ihn keineswegs, bis er auf dem Theater Drury=Lane in der Rolle der grims (Murrköpfe), als Fondlewife in the old Batchleor von Congreve den Beifall der Zuſchauer in vollſtem Maße

Digitized by Google

einerntete. Sein im Jahr 1695 bekannt gewordenes Luſtſpiel Love's last shift zeugte von ſeinem ſchriftſtelleriſchen Talente, und bewies, als er bei deſſen Aufführung die Caricatur des Modegecken, Sir Novelty, mit glücklichem Erfolge darſtellte, daß er es als Komiker ſchon zu einer gewiſſen Meiſterſchaft gebracht habe. Mit Pope hatte er ſein ganzes Leben hindurch zu kämpfen, und ob er gleich den Helden in deſſen Dunciade ſpielte, ſo nöthigte er ihm doch durch the careless Husband ſeinen Beifall ab. Dieſes Stück iſt ein ſchön ausgeführtes Gemälde der Sitten und Lächerlichkeiten der damaligen Zeit; aber es fehlt ihm an Charakterzeichnung und richtiger Schürzung des Hauptknotens. Mit der Kunſt vertraut, den Stoff zu ſeinen dramatiſchen Erzeugniſſen den Begebenheiten des Tages zu entnehmen, verſuchte er ſich in einer Nachahmung des Tartuffe's von Molière, und ſchrieb ſein Luſtſpiel the non juror. Die darin vorkommenden Anſpielungen auf die Jakobiten zogen ihm viele Feinde zu; und da der witzige Pope ihn immer noch mit der Geißel der Satyre verfolgte, wußte Cibber kein beſſeres Mittel, ſich ſeiner zu entledigen, als daß er über ſeine eigenen Werke ſelbſt ſpottete. Sieben Jahre vor ſeinem Tod gab er ſeine Lebensgeſchichte unter dem Titel: Apologie des Lebens Colley Cibbers ꝛc., eine Schrift voll freimüthiger Bemerkungen, heraus. 1757 verlor er auf einer Fahrt auf dem Canale St. Georg ſein Leben. Er war mit Suſanne Marie Arne, einer vortrefflichen Schauſpielerin, verehelicht, welche ſich durch die Ueberſetzung des Oracle de Saint Foix bekannt machte.

Ciborium, ein Bohnengewächs in Aegypten, aus denen man Trinkgeſchirre verfertigte. — In der catholiſchen Kirche nennt man Ciborium ein geweihtes Gefäß, gewöhnlich aus edelm Metalle, welches die conſecrirten Hoſtien enthält, die den zum Tiſche des Herrn tretenden Communicanten, ſo wie den ihrem Ende entgegenſehenden Kranken, als heilige Wegzehrung verabreicht werden.

Cicero (Marcus Tullius), einer der berühmteſten Redner Roms, ward unter dem Conſulate des Qu. Servius Cäpio und des C. Atilius Serranus 647 v. R. (103 v. Chr.) zu Arpinum geboren. Sein Vater hatte ſich wegen ſeiner Kränklichkeit von den Staatsgeſchäften zurückgezogen, lebte auf ſeinem ſtillen Landſitze den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten, und unterhielt von da aus die Verbindungen, in welchen er mit den geachtetſten Republikanern Roms ſtand. Namentlich nennen wir unter der Zahl ſeiner Freunde den gefeierten Redner Craſſus, welcher ſich der Leitung des Cicero zuerſt annahm, und ihn in den Schooß der Wiſſenſchaften einführte. Schon in frühester Jugend zeigte Cicero eine Lernbegierde ſonder Gränzen, und ein Talent, deſſen Unvergleichlichkeit ihn über alle Mitſchüler ſeines Alters emporhob. Schon in ſeinem ſechzehnten Jahre verfaßte er ein Gedicht in der jambiſchen Versart, welches Plutarch kannte, und als er in demſelben Jahre mit der männlichen Toga (ſ. d. Art.) bekleidet wurde, nahm ihn ſein Vater mit in die Gerichtsverſammlungen, um bei ihm die Neigung zu den Rechtswiſſenſchaften zu erwecken, durch welches Studium er ſich zunächſt den Weg zu den anſehnlichſten Ehrenſtellen bahnen konnte. Die Redekunſt, welche bei den Römern noch keine hohe Stufe von Vollkommenheit erreicht hatte, feſſelte vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit, und die griechiſchen Reden des Demoſthenes, Lyſias und Iſokrates waren es, mit deren Lektüre er ſich befaßte, und deren ſchönſte Stellen er in die lateiniſche Sprache übertrug. Auch die Dichtkunſt ſchloß er aus dem Cyklus ſeiner literariſchen Beſchäftigung nicht aus, was ſeine Ueberſetzung der aſtronomiſchen Poeſien des griechiſchen Dichters Aratus und ſein von C. Marius geſchriebenes, aber leider verloren gegangenes, Gedicht beurkundet. In ſeinem achtzehnten Jahre legte er ſich auf das Studium des Civil-

rechts, worin er dem Augur Qu. Mucius Scaevola treffliche Belehrungen zu verdanken hatte. Bald verließ er aber deſſen Haus, trat unter das Heer, und wohnte dem Feldzuge des Sylla gegen die Marſer bei. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom machte er die Bekanntſchaft mit dem Philoſophen Philo, einem Schüler des Clitomachus, und da ſchon die Lektüre des Phädrus in ihm die Liebe zur Philoſophie entzündet hatte, benutzte er deſſen Umgang, um ſeinen Geiſt auch in dieſem Fache des menſchlichen Wiſſens zu cultiviren; ohne jedoch die Fortſetzung ſeiner einmal angefangenen Rechtsſtudien hierüber zu verſäumen, in deren Fortſetzung der Pontifex Qu. Scaevola, ſo wie in der Rhetorik der berühmte Redner Molo von Rhodos ihn unterrichtete. Kein Tag verging, an welchem er ſich nicht in dem Vortrage, der Aktion und Deklamation griechiſcher Gedichte, und in der dialektiſchen Kunſt der Stoa übte. In ſeinem 26ſten Jahre fing er an, die Früchte ſeiner klaſſiſchen Bildung vor den Gerichtsſchranken zu entwickeln. Seine Beredſamkeit zeigte er zuerſt, indem er den P. Quintius in einer Geldſache gegen den damals berühmten Redner Hortenſius glücklich vertheidigte. Seinen eigentlichen Ruhm gründete er aber durch die Führung eines Criminalprozeſſes. Sex. Roscius Amerinus nämlich war durch die Creaturen des Sylla (ſ. d. Art.) nicht nur ſeiner Güter beraubt, ſondern auch als Vatermörder angeklagt worden. Kein Sachwalter wollte deſſen Vertheidigung, aus Furcht vor den Günſtlingen des grauſamen Tyrannen, annehmen. Da trat Cicero mit dem Feuer ſeiner Jugend, und mit der Fülle ſeiner Beredtheit für ihn auf, entwaffnete die Ankläger, und rettete das Leben eines Unſchuldigen, der ohne dieſe edle Freimüthigkeit ein Opfer der ſchändlichſten Habſucht geworden wäre. Der Merkwürdigkeit halber ſtehe hier die Rede Cicero's p. S. Roscio Amerino in ihrer Anordnung. Nach einer Einleitung und Entwickelung der Klage folgt:

I. Der Beweis, daß Roſcius unſchuldig war:
   1) Aus Gründen ſeines Charakters (C. XIV.);
   2) es war keine Feindſchaft zwiſchen Vater und Sohn;
      a) denn daß der Sohn vom Vater getrennt lebte, beweiſ't nichts (C. XV.);
      b) daß der Vater den Sohn enterben wollte, iſt nicht erwieſen (C. XV.);
      c) der Sohn konnte es nicht einmal fürchten (C. XXI.).
   3) Die That iſt zu abſcheulich (C. XXII.);
   4) S. R. kann die That nicht gethan haben (C XXVII.).

II. Beweis, daß die Kläger die Mörder waren.
   1) Aus dem Charakter des R. (C. XXXI.);
   2) aus deſſen Feindſchaft mit S. R. (C. XXXI.);
   3) aus der Gelegenheit (C. XXIII.);
   4) aus dem, was nach dem Tode des S. R. geſchah;
      a) die ſchnelle Abſendung des Mallius G.
      b) andere Zeugniſſe (C. XXXVII.).

III. Offene Darlegung des Mordes (C. XII.).

Seine geſchwächte Geſundheit, welcher die öffentlichen Reden nicht zuträglich waren, vielleicht auch, um dem Auge des Diktators zu entgehen, beſtimmten ihn, zu reiſen. Seine Neigung zu den Studien trieb ihn nach dem ſchönen Hellas, wo er in Athen ſeinen Aufenthalt wählte. In dem Hauſe des Akademikers Askalonitas verſammelte er hier die gelehrteſten Männer Griechenlands um ſich, und nachdem er die Hörſäle der Philoſophie und die der Redekunſt unter dem Demetrius beſucht, bereiſte er mit ſeinem Freunde Atticus das ganze aſiatiſche Griechenland, ging nach Rhodos, wo er den Unterricht ſeines frühern Lehrers Molo hörte, und kehrte dar-

Digitized by Google

auf nach Rom zurück. In ſeinem 30ſten Jahre bewarb er ſich um ein öffentliches Amt, und erhielt die Quäſtur von Sizilien. Zur Zeit einer großen Hungersnoth in Rom förderte er von da eine Menge Getreide nach der Hauptſtadt, ohne jene Provinz ſelbſt zu entblößen. Er hatte dieſes Amt mit einer ſolchen Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Unſträflichkeit verwaltet, daß er nach ſeiner Rückkehr nach Rom durch Abgeſandte der Sizilianer aufgefodert wurde, in ihrem Namen Klagen gegen die Bedrückungen und verübten Grauſamkeiten des Verres zu führen. Cicero nahm ſich des bedrängten Volkes an, und ſiegte über Hortenſius, den Vertheidiger des Verres, ſo daß es der Angeklagte für rathſam hielt, eine freiwillige Verbannung einem ſchimpflichen Urtheile vorzuziehen. Wir beſitzen noch 7 Stücke von dieſen merkwürdigen Reden, von denen er aber nur zwei wirklich hielt, die übrigen fünf aber nur deßwegen verfaßte, um dem Volke das ganze Gemälde von Verres Gräuelthaten vor Augen zu legen. In ſeinem 37. Jahre wurde Cicero Aedilis curulis, und indem er die Geſchenke der Sizilianer nur dazu verwandte, das Getreide auf einen wohlfeilern Preis herunter zu bringen, machte er ſich durch dieſe Freigebigkeit bei dem Volke ſo beliebt, daß ihm nach einer 2jährigen Bekleidung dieſes Poſtens die Prätur mit einhelliger Stimme ertheilt ward. Sein Ruhm nahm in dieſer Zeit durch ſeine Reden vor Gericht immer mehr zu. Beſonders merkwürdig bleibt ſeine Rede für das Maniliſche Geſetz, indem er dadurch in der Gunſt des mächtigen Pompejus ſtieg, und es durch deſſen Erhebung dahin brachte, daß das Volk des Tribunen C. Manilius Vorſchlag annahm, und Pompejus den Feldherrnſtab gegen den König Mithridates anvertraute. Nach Niederlegung ſeiner Prätur konnte er das Amt eines Proprätors in einer römiſchen Provinz verwalten; er zog es aber vor, die nächſtfolgenden Comitien abzuwarten, um ſein Anſehen unter dem Volke bei der Conſulswürde geltend zu machen. Die Zeit der Wahl erſchien, und dem verdienten Redner mußte der verſchmitzte Catilina nachſtehen; Cicero wurde, nicht auf dem Wege der gewöhnlichen Täfelchen, ſondern durch die ungetheilte Stimme des Volkes Conſul, mit welcher Ehrenſtufe die eigentlich glänzende Periode ſeines Lebens beginnt. In den erſten Tagen ſeiner neuen Würde vereitelte er die Pläne des Servilius Rullus wegen der Ackergeſetze; beſchwichtigte einen Volsauflauf gegen den L. Roſcius Otho, welcher auf Abſonderung der Sitze der Patricier von den Plebejern im Schauſpiele angetragen hatte; und indem er die Volkspartei mit der Gewandtheit ſeiner Zunge zu verfechten ſchien, zeigte er ſich nicht minder als einen Anhänger der Mächtigen, da er Sylla's Geſetz erneuerte, welches die Kinder der Proſcribirten nicht zu öffentlichen Aemtern zuließ. Sein Conſulat wurde aber dadurch hauptſächlich denkwürdig, daß er die berüchtigte Verſchwörung Catilina's (ſ. d. Art.) vereitelte. Dieſer ſuchte nämlich von Neuem, und zwar auf unerlaubten Wegen, in den nächſtkommenden Comitien das Conſulat zu erlangen, allein Cicero vernichtete zum zweiten Male ſeine Hoffnungen, und da er von dieſem Wollüſtlinge Gefahr für den Staat befürchtete, veranlaßte er jene berühmte Statute des Senats, welche in einer bedenklichen Lage des Staats die Conſuln mit diktatoriſcher Gewalt ausrüſtete. Catilina dachte indeß auf Rache, berief ſeine Mitverſchwornen, theilte ihnen ſeinen Entſchluß mit, in das Lager des Manlius zu gehen, ſich an die Spitze eines Heeres zu ſtellen, und Rom durch Mord und Brand zu verwüſten. Zwei römiſche Ritter beauftragte er, den Cicero bei einem Morgenbeſuche zu ermorden, damit er in ſeinen Unternehmungen durch deſſen Scharfſichtigkeit nicht unterbrochen werde. Nachdem die Verſchwornen die Verſammlung aufgehoben, wird Cicero durch eine Frau von zweideutigem Rufe, Fulvia, von den Anſchlägen ſeiner Ermordung in Kenntniß geſetzt; er läßt ſeine Wa-

Digitized by Google

chen verſtärken, den Morgenbeſuch abweiſen, und beruft in größter Eile eine Senatsverſammlung, in welcher ſogar das Haupt der Verſchwörung zu erſcheinen die Frechheit hatte. Cicero läßt hier das Feuer ſeiner Beredſamkeit gegen Catilina hervorbrechen, den er durch den Strom ſeiner Anſchuldigungen aus dem Senate vertreibt. Tags darauf verſammelt Cicero das Volk auf dem Forum, legt ihnen die Umtriebe des ſtaatsverbrecheriſchen Complotts vor Augen, und freut ſich, daß Catilina die Stadt verlaſſen habe. Zu verwundern iſt es, daß er mitten unter dieſen drohenden Ereigniſſen den erwählten Conſul Murena in einer muſterhaften, mit jovialem Witze durchwirkten Rede gegen die Angriffe Cato's vertheidigte. Die feindliche Rotte entging indeß ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Es gelang ihm, in Erfahrung zu bringen, daß Lentulus, ein Theilnehmer der Verſchwörung, die Geſandten der Allobroger mit in ihr Intereſſe zu verwickeln ſuche, und ihnen dieſerhalb Briefe an ihre Regierung mitgegeben habe. Durch Liſt brachte er dieſe Briefe in ſeine Hände, und legte ſie dem Senate vor. Das beabſichtigte Verbrechen war außer Zweifel, und nach einem einſtweiligen Senatsbeſchluſſe über den Lentulus, Cethegus, Statilius, Gabinius und Cäparius Verhaft erkannt. — Noch deſſelbigen Abends berichtet Cicero dem Volke pro rostris wie die Verſchwörung glücklich entdeckt ſey. In Rom wachten Geſetze über das Leben des Bürgers, aber über die Hinrichtung eines Verbrechers, in ſofern er ein Freier war, ſchwieg die Rechtsverfaſſung. Ueber die Beſtrafung dieſer Aufwiegler entſtand daher natürlich Streit. Cäſar deutete die Geſetze zu Gunſten der Verſchwornen, allein Cato's unwandelbarer Spruch, durch Cicero's gewandte Beredſamkeit unterſtützt, erhielt Genehmigung; die Eingekerkerten wurden zum Tode verurtheilt, und die Strafe an ihnen ſchnell und in aller Stille vollzogen. Mit Gefahr ſeines Lebens hatte Cicero die Republik gerettet, aber dafür ward er auch der Vater des Vaterlandes genannt, und unter Jubelgruß und Frohlocken des Volks, wie in einem Triumphzuge, von dem Forum nach Hauſe begleitet. Auf unſern Conſul machten dieſe Freudenbezeugungen einen ſolchen Eindruck, daß er ſich nicht erwehren konnte, die Ereigniſſe jener Tage bei jeder Gelegenheit als ſeine nonas Decembres (5. Dez.) zu berühren. Ein ſo talentvoller und hochgefeierter Retter des Vaterlandes mußte die Augen des Neides auf ſich ziehen. Mit der Amtsantretung der neuen Volkstribunen wurde er ſchon auf eine feindliche Weiſe angefochten, und Q. Metellus Nepos verhinderte ihn ſogar, ſeine Würde mittelſt einer feierlichen Rede niederzulegen. Aber Cicero konnte doch den gewichtvollen Eid mehr, als jeder Andere, mit Wahrheit ausſprechen: „Ich ſchwöre, die Republik erhalten zu haben." Schon im folgenden Jahre erhob ſich die Stimme der Feindſchaft gegen Cicero lauter, als früher geſchehen konnte. Ein über das andere Mal bezüchtigte ihn Metellus des Verbrechens, den Lentulus und Cethegus, ohne von einem Volksbeſchluſſe hierzu befugt zu ſeyn, ermordet zu haben. Sogar eine Rede erſchien an das Volk, welche Cicero durch ſeine Oratio Metellina beantwortete. Alle dieſe feindlichen Bewegungen würden dem Vater der Republik wenig geſchadet haben, hätte nicht ein anderer Vorfall ihn belehrt, daß das wetterwendiſche Volk ſeine frühern Verdienſte gänzlich aus dem Gedächtniſſe verloren. — P. Clodius, ein unzüchtiger Jüngling, hatte unedele Abſichten auf Julius Cäſar's Gemahlin Pompeja. Um dieſe zu verwirklichen, ſchlich er ſich am Ceresfeſte, dem das männliche Geſchlecht nicht beiwohnen durfte, verkleidet in Cäſar's Haus. Clodius wurde ob dieſes Frevels angeklagt, und da er jede Beſchuldigung in Abrede ſtellte, trat Cicero als Zeuge gegen ihn auf. Hierdurch gereizt, faßte Clodius den Entſchluß, ſich zu rächen. Dies konnte er nicht anders, als wenn er Volkstribun war. Nach langen

Digitized by Google

Umwegen gelangte er endlich zu dieſer Würde, und ſetzte das Geſetz der XII Tafeln durch, das jeden in die Acht erklärte, wenn er einen römiſchen Bürger hatte hinrichten laſſen, bevor er durch ein förmliches Urtheil von dem Volke zum Tode war verdammt worden. Unſer Redner ſtreifte ſeine Toga aus, legte Trauerkleider an, und flehte, wie ein Beklagter, den Schutz des Volkes an. Faſt alle Patrizier thaten daſſelbe, bis ſie von den Conſuln Piſo und Gabinius mit der Waffenhülfe des Clodius gezwungen wurden, in ihrer gewöhnlichen Tracht zu erſcheinen. Weil ſich Cäſar und Pompejus äußerſt kaltſinnig bei dieſen Gewaltmaßregeln benahmen, ging Cicero, aus Schwäche oder aus Patriotismus, ins Exil. Er wandte ſich nach Sizilien, von da wanderte er nach Brunduſium und Griechenland, wo er in Teſſalonich von Plancus aufgenommen wurde. Clodius verwüſtete mittlerweile mit Feuer und Schwerdt die Häuſer und Landgüter Cicero's, und ließ an deren Stelle einen Tempel der Freiheit (licentiae), oder, wie Cicero es deutete, der ungehinderten Bosheit aufführen. Die Conſuln Piſo und Gabinius theilten ſich in ſeine Meubel, und in die koſtbaren Verzierungen ſeiner Landhäuſer, und erlaubten ſich ſogar gewaltſame Bedrückungen gegen des Verbannten Gattin und Kinder. Während Cicero ſeine Flucht bereute, und die, auf deren Zureden er die Hauptſtadt verlaſſen, der Treuloſigkeit beſchuldigte, kam der Senat zur Beſinnung, und Cicero's Freunde wagten es, öffentlich ſeine Partei zu vertreten. Der ganze Senat erklärte, keinen Beſchluß mehr zu faſſen, bevor die Achterklärung Cicero's nicht zurückgenommen ſey; und Cicero wurde auf die Verwendung des Pompejus und auf den Vorſchlag des Conſuls Lentulus wieder zurückberufen. Nach einem 15monatl. Exil empfing ihn das Freudengeſchrei des Volkes an den Thoren Roms, und ſein Einzug glich einem feſtlichen Triumphe. Sein zerſtörtes Haus und ſein verwüſtetes Tusculanum wurden auf Koſten des Staats wieder hergeſtellt; er ſelbſt aber ſchlug ſich zur Partei des Pompejus, woher es zu erklären iſt, daß er ſeinen ehemaligen Feind A. Gabinius vor Gericht vertheidigte. In ſeinem 54. Jahre trat er in das Collegium der Augurn: eine Ehre, die nur Männern von hohem Anſehen zu Theil wurde. Milo tödtete Cicero's gefährlichſten Feind, den Clodius, und als er hierüber belangt wurde, übernahm unſer Redner deſſen Vertheidigung. Das Geſchrei aber, das die Anhänger des Clodius erregten, ſetzte ihn in Verwirrung, und Milo mußte ins Exil wandern. Obgleich jene vortreffliche Rede für den Milo auf uns gekommen iſt, ſo wurde ſie doch erſt verfaßt, als der Angeklagte ſchon in der Verbannung lebte. In der Folge wurde Cicero vom Senate zum Statthalter von Cilicien ernannt, ſchlug die Parther im Felde, und empfing von ſeinem Heere den Ehrentitel Imperator. Bei ſeiner Rückkehr nach Rom fand er den Cäſar und Pompejus entzweit, und ahnete für ſein Vaterland eine unglückliche Cataſtrophe. Um dieſer zu begegnen, leitete er mehrere Vergleichsverſuche zwiſchen beiden Feldherren ein, welche aber fehlſchlugen. Cicero befand ſich in Italien, als Cäſar mit ſeinem Heere auf Rom losſchritt, und ob er gleich vorausſah, daß ſich der Sieg zur Gegenpartei neigen würde, und ſein Eidam Dolabella ein Vertrauter Cäſars war, ſo erklärte er ſich doch für Pompejus. Nach der pharſaliſchen Schlacht flüchtete er ſich nach Italien, wo er in dem Studium der Wiſſenſchaften Erſatz für die Unfälle ſeines Lebens ſuchte. Seine Lobrede auf Cato von Utica beweiſt, wie weit er damals von elender Kriecherei noch entfernt war. Als aber Cäſar Cicero's Freund, den Marcellus, begnadigte, verfaßte Cicero jene berühmte Rede (pro Marcello) und erniedrigte ſich, den ſiegreichen Diktator mit der ausgeſuchteſten Schmeichelei zu begrüßen. Kurz nachher ſprach er für Q. Ligarius, und nöthigte durch die Gewalt ſeiner Rede den erzürnten Cäſar, dem Feinde zu verzeihen, dem er das Todesurtheil zuer-

Digitized by Google

kennen wollte. In ſeinem 62. Jahre verſtieß er ſeine treue Gattin Terentia, und verheirathete ſich, um ſeinen zerrütteten Haushalt zu verbeſſern, mit der ſchönen und reichen Publilia, deren Güter er bisher verwaltet hatte. Cicero fing allmählig wieder an, Muth zu faſſen, und jenes Anſehen wieder zu erlangen, um das ihn die Undankbarkeit des römiſchen Volks gebracht hatte, als die Betrübniß über den Tod ſeiner einzig geliebten Tochter Tullia ihm den Nerv, groß und männlich zu handeln, auf lange Zeit lähmte. Sein Buch von dem Troſte zeigt uns die Größe ſeines Schmerzes und die Tiefe ſeines Grams über dieſen unwiderbringlichen Verluſt. Nur in den Wiſſenſchaften glaubte er Zerſtreuung zu finden, und in dieſe Zeiten ſeines 62. Lebensjahres fallen ſeine fünf Bücher Tuſculaniſcher Quäſtionen, ſein Buch Hortenſius, ſeine 5 Bücher de finibus bonorum et malorum, ſein Werk de legibus und die Rede auf den Tod der Porcia, Cato's Schweſter. Die Ermordung des Julius Cäſar ſtörte ihn in ſeinen philoſophiſchen Forſchungen, und der von dem Blute des gefallenen Diktators noch rauchende Dolch, welchen Brutus in die Höhe hob, und dabei Cicero zu der erlangten Freiheit Glück wünſchte, war eine Auffoderung für ihn, aufs neue an den öffentlichen Unruhen Antheil zu nehmen. Doch verhinderte ihn dieſes National-Schauſpiel, worin er eine untergeordnete Stelle einnahm, nicht, ſeinen Namen in jenen vortrefflichen Abhandlungen zu verewigen, welche wir unter den Titeln: de natura Deorum, de Senectute, de fato, de gloria, kennen, wovon aber die beiden letztern im 14ten Jahrhundert verloren gegangen ſind. Mittlerweile hatten M. Antonius und ſein Mitgenoſſe P. Dolabella zu mancherlei ſtörenden Auftritten in Rom Veranlaſſung gegeben; Brutus und Caſſius waren aus Furcht vor dem aufgebrachten Pöbel aus Rom geflohen, und ſtanden an der Spitze eines koloſſalen Heeres ſtreitfertig. In dieſer Lage des Staates war Cicero unſchlüſſig, was er beginnen, und wohin er ſich wenden ſolle. Anfangs bereitete er ſich zu einer Reiſe nach Griechenland, lenkte aber auf dem Wege wieder um, und begab ſich in der Abſicht wieder nach Rom, um etwa eine Beſänftigung der Gemüther zu Stande zu bringen. Kaum in ſeiner Hauptſtadt angelangt, zerfiel er durch ſeine erſte, ſogenannte Philippiſche Rede, worin er die Machthaber beſchwur, die Gränzen ihres Anſehns nicht bis zur Unterdrückung der Freiheit auszudehnen, mit dem Antonius. Auf die Gegenrede, womit Antonius nach einem 17tägigen Studium dieſe freimüthige Sprache erwiederte, ſchrieb Cicero in der Form einer Rede ſeine 2te Philippica, die ſeinen Patriotismus auf die herrlichſte Weiſe beurkundet. Als nach der Schlacht bei Mutina Octavius, Antonius und Lepidus ihre Vereinigung durch die blutige Beſtimmung des Schickſals von Tauſenden feierten, und die Triumvirn eine Proſcriptionsliſte ausfertigten, worin man der heiligſten Rechte der Natur ſpottete, ſo opferte Octavius, da ja Lepidus ſeinen Bruder Paulus der Rache ſeiner Gehülfen Preis gab, auch den Cicero den blutgierigen Wünſchen des Antonius auf. Cicero war aber, um der Bosheit ſeiner Verfolger zu entgehen, von ſeinem tusculaniſchen Landgute nach der Seeküſte geflohen, um ſich einzuſchiffen, und vor der Gewalt ſeiner Feinde ſich in Sicherheit zu ſetzen. Er fand auch hier ein Schiff zu ſeiner Aufnahme bereit; aber die Winde waren ihm ungünſtig, und er ſah ſich genöthigt, wieder zu landen, und die Nacht auf der Küſte zuzubringen. Von da wurde er durch die ungeſtümen Bitten ſeiner Sklaven gezwungen, ſich abermals einzuſchiffen; landete aber wieder, und begab ſich eine Meile von der Küſte auf eines ſeiner Landgüter. Des Lebens müde, erklärte er in dem Lande ſterben zu wollen, das er ſo oft gerettet. Hier ſchlief er einige Zeit ganz ruhig, bis ſeine Leute,

Digitized by Google

aufgeſchreckt von einem Haufen abgeſandter Mörder, ihn noch einmal zwangen, in eine Sänfte zu ſteigen, und auf dem Schiffe ſeine Rettung zu ſuchen. Bald wurde er aber von den abgeſandten Creaturen des Antonius in einem Gehölze, das an der Küſte lag, erreicht. Ihr Anführer war ein gewiſſer Popilius Lenas, ein Tribun der Armee, deſſen Leben Cicero vormals vertheidigt und gerettet hatte. Sobald ſeine Leute die Soldaten gewahr wurden, ſchickten ſie ſich an, das Leben ihres Gebieters mit Gefahr ihres eigenen zu vertheidigen; aber Cicero befahl ihnen, ihn niederzuſetzen, und keinen Widerſtand zu leiſten. Die Mörder hieben ihm darauf Kopf und Hände ab, und kehrten damit nach Rom zurück. Antonius empfing mit großer Freude das grauſame Geſchenk, belohnte die Mörder mit einer großen Summe Geldes, und pflanzte den Kopf des Cicero auf das Roſtrum, wo der große Redner dem Antonius ſo oft den Spiegel ſeiner niederträchtigen Tyrannei vorgehalten hatte. Den Untergang der römiſchen Freiheit vorher verkündigend, verlor er in einem Alter von 64 Jahren ſein Leben. Cicero war ein ausgezeichnet großer Mann und ein ſeltenes Genie. Seine zahlreichen Schriften beurkunden ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit, und ſein Leben zeugt von ſeiner Liebe zum Recht, zur Tugend und zum Vaterlande. So ſehr er ein moraliſch edler Mann war, ſo blieb er nicht befreit von Schwächen, wohin nicht nur ſeine Unbeſtändigkeit in ſeinen Aeußerungen, und ſein Wankelmuth, ſondern auch eine unbegränzte Ruhmſucht und Eitelkeit, ſeine Schmeichelei gegen Pompejus und Cäſar, und ſeine Furchtſamkeit und Muthloſigkeit zur Zeit des Mißgeſchicks, zu rechnen ſind. Als Redner war Cicero für Rom, was Demoſthenes zu ſeiner Zeit für Athen war. Einen größern Redner hatten vor und nach ihm die Römer nicht. War er gleich kein origineller Redner, weil er ſich nach griechiſchen Muſtern gebildet hatte, ſo war er doch in der röm. Redekunſt Original. In der Beweisart (argumentatio), in der Manier (elocutio) und in der überzeugenden Kraft der Darſtellung (Pathetik), wurde er von Demoſthenes übertroffen. Die Beredſamkeit des Cicero war mehr eine gekünſtelte; er liebte den ſinnlichen Schein und die Verſchönerungsmittel oder den Glanz im Styl, und ſuchte, um das röm. Volk mit Schonung zu behandeln, und ſich deſto eher die Zuneigung deſſelben zu erwerben, mehr nur die Ohren durch eine reichliche Fülle und Ueppigkeit des Vortrages, durch eine zierliche Verſinnlichung des Geiſtigen und Vergeiſtigung des Sinnlichen, und durch einen harmoniſchen Periodenklang, ſeine Zuhörer zu entzücken. Seine Beredſamkeit hat ein ſinnliches Gepräge, und ſeine aſiatiſche Epitheſenſucht und ſein zu weichliches Stylgeklingel iſt unverkennbar. Dagegen beſtehen ſeine Vorzüge vor dem Demoſthenes darin: a) daß ſeine Darſtellungen mannigfaltiger, und ſeine Abwechſelung der Gedanken und Gründe größer, b) daß ſein Ausdruck zierlicher und ſchöner, und c) daß ſein Vortrag durchgehends lebhafter und energiſcher iſt. — Schon der größte Theil der alten Kunſtrichter hat den Werth ſeiner Reden anerkannt. Derſelben ſind LIX. übrig. Vor allen ſind die 10 orationes Verrinae, pro lege Manilia, die 4 Catilinariſchen Reden, Or. pro L. Murena, pro L. Archia poëta (eine Lobrede auf die Wiſſenſchaften, welche ſtudirende Jünglinge vor Allem leſen müſſen), pro Milone (von Seiten des Fleißes und der feinen Wortwahl ſchätzbar), pro Marcello (kunſtreich, aber voll Schmeichelei), pro Q. Ligario und hauptſächlich ſeine Philippicae 1—14 in M. Antonium die intereſſanteſten, ſchönſten und wichtigſten. Zur Schullektüre ſind außer der Rede pro Archia poëta ſeine Catilinariſchen und einige der Philippiſchen am Meiſten geeignet. Unter ſeinen theoretiſchen Schriften kann man ſeine zwei Bücher de inventione rhetorica eine eigentliche Rhetorik nennen; in ſeinen Dialogen de oratore entwirft er das Muſter eines vollkommenen Redners;

ſein Brutus, oder de claris oratoribus, iſt eine geſchmackvolle Geſchichte der Beredſamkeit bei den Griechen und Römern, eine Charakteriſirung der berühmteſten Redner, und eine Kritik über dieſelben; der Orator, sive de optimo genere dicendi, ad M. Brutum, ein Werk ſeines ſpätern Alters, zeichnet das Ideal des größten Redners, was derſelbe zu leiſten habe, und wie er es leiſten müſſe; ſeine Topica, über Beweismittel und Scheingründe; de partitione oratoria dialogus, ein Compendium der Rhetorik, und de optimo genere oratorum, eine Einleitung zu der verloren gegangenen Ueberſetzung des Demoſthenes und Aeſchines gegen und für den Cteſiphon, verdienen nur kurz angezeigt zu werden. Cicero allein war es unter den Wenigen, welche dem Studium der Philoſophie oblagen, der dieſelbe zuerſt wiſſenſchaftlich vortrug. Selbſterfinder war er in dieſer Wiſſenſchaft nicht, denn er nahm den Stoff zu ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen und die Beiſpiele aus den Schriften der griechiſchen Weiſen, deren verſchiedene Syſteme er in mehrern Schriften treu darzuſtellen ſuchte. Das, was ihm jedoch in der Philoſophie zum Verdienſte gereicht, beſteht darin, daß er dieſelbe verſtändlich zu machen, in eine Weisheit des Lebens zu verwandeln, und auf die beſondere Lage der Römer anzuwenden bemüht war; daß er ſie mit richtigen Beobachtungen und Erfahrungen bereicherte, und ſich zu ſeinem philoſophiſchen Vortrage die nöthige Kunſtſprache ſelbſt ſchuf. Er ſelbſt war in der theoretiſchen Philoſophie der älteren eklektiſchen Akademie, in dem praktiſchen Theile aber dem Stoizismus zugethan. Seine philoſophiſchen Schriften ſind meiſtentheils dialogsweiſe und während ſeiner Zurückziehung von den öffentlichen Geſchäften abgefaßt. Unter denſelben ſind die moraliſchen die intereſſanteſten. Nach den Jahren, in welchen er ſie überhaupt ausgearbeitet, ſind dieſe Schriften folgende: 1) De legibus libri III. (das 4te und 5te Buch iſt verloren gegangen.) Er zeigt, daß die Rechte und Geſetze der Römer nicht bloß menſchlicher Abkunft wären, und nicht bloß auf dem Machtgebote der Gewaltigen beruhten, ſondern göttlicher Natur ſeyen. 2) De finibus bonorum et malorum, libri V., über das höchſte Gut und das höchſte Uebel. (Hierin werden die Meinungen der Epikuräer, Stoiker und Peripatetiker vom höchſten Gut angeführt, und die der beiden erſten Sekten widerlegt. 3) Academica, über die akademiſche Philoſophie; 4) Quaestiones etc. Disputationes Tusculanae, libri V. vermiſchte Abhandlungen über die praktiſche Philoſophie, daß der Tod und der Schmerz kein Uebel, und wie dieſer zu tragen ſey ꝛc.; 5) de natura Deorum, libri III., nach Cäſars Ermordung aufgeſetzt, ſtellt die Meinungen der Epicuräer, Stoiker und Akademiker über das höchſte Weſen und die Vorſehung dar, und widerlegt die Behauptungen der beiden erſten; 6) de Divinatione, libri II., gleichſam eine Fortſetzung der vorigen Schrift, würdigt die Gründe für und wider die Wirklichkeit und Göttlichkeit der Divination. 7) de fato, eine Abhandlung über das Schickſal, und über die Dinge die geſchehen können. 8) und 9) Cato major sive de senectute und Laelius s. de amicitia; jene widerlegt die Klagen über das Alter, preiſet ſeine Vortheile, und zeigt, wie eine fortwährende Tugendübung die Beſchwerlichkeiten deſſelben erleichtert; dieſe zeigt, wie eine tugendhafte Freundſchaft geſtiftet und unterhalten werden könne. 10) de officiis, libri III., über das Pflichtmäßige und Anſtändige; eine Sitten- und Klugheitslehre für Bürger eines Freiſtaates und für Menſchen, wie ſie gewöhnlich ſind, nicht — wie ſeyn ſollten. 11) VI. Paradoxa, Abweichungen von der Volksmeinung, iſt eine mit philoſ. Witz angeſtellte Prüfung von 6, aus der Stoa entlehnten paradoxen Sätzen; 12) Somnium Scipionis, ein bloßes Fragment aus einem Werke de re publica vom Macrobius erhalten und erklärt. In der Epiſtolegraphie war Cicero Meiſter. Seine Briefe ſind ſämmtlich weniger kunſtreich, als

einfach, deutlich und lehrreich für diejenigen, an welche er ſie gerichtet hat. Für uns ſind ſie aber auch wegen der darin enthaltenen hiſtoriſchen Nachrichten und überhaupt ſehr leſenswerth. Für die Schullektüre ſind ſie ganz geeignet. Wir beſitzen noch 1) Ad Familiares oder ad Diversos libri XVI. Dieſe nicht chronologiſch geordnete Sammlung von dem verſchiedenartigſten Inhalte umfaßt auch die Gegenbriefe der berühmteſten Zeitgenoſſen. 2) Ad Tit. Pomponium Atticum, libri XVI. ſind wegen ihres reichhaltigen, viele Anekdoten und Nachrichten aus der römiſchen Geſchichte darbietenden Inhalts ſchätzbar und wichtig. 3) Ad Quintum fratrem libri III. Sie enthalten Rathgebungen zur Verwaltung einer römiſchen Provinz, und man kann aus denſelben den römiſchen Geſchäftsgang kennen lernen. 4) Ad M. Brutum libri I. Dieſe ſcheinen von einem ſpätern Rhetor oder Sophiſten herzurühren. Vorzüglich gute Ausgaben von den ſämmtlichen Werken Cicero's ſind die v. J. A. Erneſti (Halle 1776—77 gr. 8.) v. C. D. Beck (Leipzig 1795 — 1810), und von Chr. Gottfr. Schütz (Leipzig).

Cicerone heißt in Italien, beſonders in Rom, derjenige, der den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer zeigt und erklärt. Obgleich es unter dieſen ſogenannten Ciceronen viele leere Schwätzer giebt, ſo haben doch tiefgelehrte Männer und Forſcher des Alterthums, wie Fernow, Hirt, Reifenſtein, u. m. A. es nicht unter ihrer Würde gehalten, durch dieſe Beſchäftigung den Fremden nützlich zu werden.

Cicisbeat. Cicisbeo. Das Cicisbeat der Italiener iſt aus zwei Elementen zuſammengebildet: aus der Galanterie des Ritterthums und der neuern Geſelligkeit. Als jene die Damen nicht mehr vor Raub und Mord zu ſchützen und ihren Habedank in Turnieren zu gewinnen Gelegenheit fand, bot der Ritter ſeiner Gebieterin den entharniſchten Arm, und führte ſie durch die Straßen, hob ſie in den Wagen, trug ihr den Fächer nach, ſtand in Feſten und Schauſpielen hinter ihrem Stuhle, und flüſterte mit ihr; davon erhielt er den Namen Cicisbeo. In Genua ſoll das Cicisbeat zuerſt in der Folge eine Art von allgemeiner Gewohnheit erlangt haben; die blühende Handelsſtadt bedurfte deſſelben mehr, als andere. Der Drang der Geſchäfte trennte den Ehemann ſo oft und ſo lange von ſeiner Frau, daß dieſe während ſeiner Abweſenheit eines ſtellvertretenden Begleiters und Geſellſchafters kaum entbehren konnte, wenn ſie nicht tyranniſch eingeſperrt werden ſollte. Die von Fremdlingen aller Lande wimmelnden Straßen mögen auch wohl einen männlichen Schutz für jeden Ausgang beſonders nöthig gemacht haben. So wurde denn durch beiderſeitige Uebereinſtimmung ein Hausfreund gewählt, der nun ein für allemal den Schutz und die Wacht der anvertrauten Ehefrau übernehmen mußte. Was die Nothwendigkeit erzeugt hatte, das wurde bald von der Mode genährt und ausgeſchmückt, und verbreitete ſich über das ganze Italien. Denn das neue Verhältniß ſchien allen Parteien bequem und anmuthig, und auch ſelbſt die Eiferſucht mußte ſich darein fügen, weil auch keine Ausnahme ohne Lächerlichkeit durchzuſetzen war. Die Ueberbleibſel des Cicisbeats trifft man jetzt noch vorzüglich in Genua, Venedig, einigen andern lombardiſchen Städten und in Florenz an; im erſten Jahre nach ihrer Verheirathung oder bis zu ihrer erſten Niederkunft heißt die Ehefrau Novizia, und darf in der Begleitung ihres Gatten auf Konverſationen, Bällen und Schauſpielen erſcheinen. Nach dieſer Periode wird ein Cicisbeo oder Cavaliere ſervente gewählt, der dieſe öffentlichen Dienſtleiſtungen an des Eheherrn Stelle übernimmt. In der Wahl herrſcht, nach den Umſtänden, bald der Geſchmack der Frau, bald die Eiferſucht des Mannes, bald gemeinſchaftliche, uneigennützige Uebereinkunft, nicht ſelten iſt auch ſchon im Ehekontrakte eine vorläufige Wahl getroffen worden. Der Cavalier erſcheint

alle Morgen bei der Toilette ſeiner Dame, und ſucht ihr beim Putzen behülflich zu ſeyn, und ſie zu unterhalten. Dann fragt er nach ihren Befehlen für die Anordnungen der Vergnügen des Tages, die er vorbereitet und auch ökonomiſch beſorgt, entweder aus eigener, oder aus ihrer Kaſſe, je nachdem die Verhältniſſe es erfodern. Er führt ſie zu jedem Beſuche, und wo ſie ſelbſt Beſuche empfängt, macht er die Honneurs. An ſeinem Arme luſtwandelt ſie im Corſo, an ſeiner Seite ſitzt ſie in der Caroſſe, in der Converſation und dem Schauſpiele ſteht er hinter ihrem Stuhle. Die Tugenden eines Cicisbeo ſind, außer der gewandten Geſelligkeit und Höflichkeit, blinder Gehorſam für die Befehle ſeiner Dame, ausſchließliche Beſchäftigung mit ihr, und die ſtrengſte Gleichgültigkeit gegen alle andere Frauen. Man mag ſich alſo den Dienſt eines Cicisbeo an und für ſich keineswegs als angenehm und poetiſch vorſtellen. Vielmehr klagen die Cavaliere, mehr als Ehemänner, über Sklaverei und Launenmarter.

Cid. Jedes Volk hat einſt ſein Heldenzeitalter gehabt. Für Spanien iſt es der Kampf der Befreiung von der arabiſchen Herrſchaft geweſen, der mehrere Jahrhunderte hindurch auf der pyrenäiſchen Halbinſel geführt wurde. Der herrlichſte und kräftigſte Heldenſproß in dieſer Zeit iſt Don Rodrigo, genannt der Cid. — Seit der Schlacht bei Xeres-de-la-Frontera (712) wurde nach und nach die pyrenäiſche Halbinſel eine Beute der kriegeriſchen Araber, denn nur ein kleiner Theil der Weſtgothen, der damaligen Bewohner derſelben, fand durch die Flucht in den Gebirgen Aſturiens und Galliziens Rettung. Während nun eine Provinz nach der andern in die Hände der Araber fiel, die Beſiegten in Unterwürfigkeit geriethen, ihre Religion, die chriſtliche, unterdrückt, und ihre Heiligthümer entweiht wurden, da glimmte noch ein ſchwacher Lebensfunke der alten Selbſtſtändigkeit in den unzugänglichen Gebirgen Aſturiens fort. Hier ſammelten ſich die vornehmſten Gothen, die dem Schwerte und der Gefangenſchaft glücklich entronnen waren, und Alle, welche die Freiheit der Knechtſchaft verzogen; und nachdem ein kluger und tapferer Herzog von Cantabrien, Pelagius oder Don Pelayo, ſich an ihre Spitze geſtellt hatte, ſo fingen ſie ſchon wenige Jahre darauf (718) den Kampf zur Befreiung des Vaterlandes mit ihren Unterdrückern an. Auf dieſe Weiſe entſtand in Aſturiens Gebirgen aus den Trümmern des alten ein neu-weſtgothiſches Reich. Nach dem Tode des Pelagius im Jahre 737 (der noch jetzt als der Stifter der neuen ſpaniſchen Monarchie verehrt wird, ſo wie Aſturien, als das Rettungsland, noch heutiges Tages Auszeichnungen genießt), wurde langſam aber ſicher in den folgenden Jahrhunderten der Kampf zur Befreiung Spaniens mit glücklichem Erfolge fortgeſetzt. In dieſem langen Kampfe erwachte unter den Spaniern ein echter Rittergeiſt und Nationalſtolz, der ſie zu großen und herrlichen Thaten begeiſterte, ſo daß dem Feinde eine Provinz nach der andern wieder entriſſen wurde, und neun Königreiche, wie Aſturien, Leon, Gallizien, Caſtilien, Aragonien und Navarra, entſtanden. Dieſer Kampf gegen die Araber, und die Errichtung genannter Königreiche wurde durch innere Uneinigkeiten der Feinde begünſtigt. Aber auch die Macht der Spanier war oft durch Streitigkeiten getheilt, und die von ihnen geſtifteten Reiche bald getrennt, bald wieder vereinigt. Endlich gelang es Fernando dem Großen (1033—1065), Caſtilien, Leon, Gallizien und einige Provinzen von Navarra zu Einem Reiche zu vereinigen. Mit den Kräften dieſer verbundenen Reiche machte er die arabiſchen Fürſten von Toledo und Sevilla zinsbar, nöthigte Saragoſſa, ſeine Oberhoheit anzuerkennen, eroberte Portugal bis an den Mondego, und faſt ganz Eſtremadura. Unter der Regierung dieſes Königs wurde der Mann geboren, der nur unter dem Namen „der Cid" (Herr) in der Geſchichte berühmt iſt, denn der Ruhm ſeiner Thaten hat ſeinen Geſchlechtsnamen in Dunkelheit verdrängt, und ihm einen eigenen Namen gegeben, den

keine Helden mit ihm theilen. Sein Vater war Don Diego Laynez, der aus einem berühmten, altcaſtiliſchen Geſchlecht abſtammte, und ſeine Mutter Donna Thereſa war die Tochter eines reichen Grafen von Aſturien. Vivar, zwei Stunden von Burgos, gilt als der Ort, wo er geboren, und das Jahr 1026 wird gewöhnlich als das ſeiner Geburt angenommen; denn ſeine ganze Lebensgeſchichte hat viele dunkele Stellen, und iſt mit Sagen angefüllt. Allein aus dieſer Dunkelheit, womit größtentheils die Geſchichte ſeines Vaterlandes in jener Zeit bedeckt iſt, tritt er, wie ein glänzendes Sternbild am nächtlichen Himmel hervor, und erfüllt durch den Glanz ſeines Ruhms mit Bewunderung und Erſtaunen die Welt. Aber gerade der Glanz, der den Helden umgab, blendete ſeine Zeitgenoſſen, und geblendet, erhielt ihre Begeiſterung, wie bei Homer und Oſſian, einen deſto kühneren Flug auf dem großen Felde ſeiner Thaten, ſo wie immer mehr Stoff durch das lange Leben ſeines Ruhms. Hierdurch iſt es zu erklären, daß die Geſchichte ſeiner Thaten und ſeiner Schickſale mit ſo vielen Sagen ausgeſchmückt iſt, die allein ſchon die Größe des Helden beweiſen. Allein Wahrheit und Dichtung ſind in einer Lebensgeſchichte des Cid nicht mehr ſo leicht von einander zu unterſcheiden, wenn gleich Johannes von Müller verſucht hat. nach Quellen die Lebensgeſchichte des Cid von den Sagen zu trennen. Dieſem großen Geſchichtsſchreiber erſcheint nämlich zu groß in echten Geſchichten, ſo lauten ſeine eigenen Worte, Ximena, die zärtliche, männliche Frau; zu freudig wiehert ihm, in Sagen und Liedern, Babieca, das ſtreitluſtige Roß, wenn gleich er nicht leugnet, daß dem Geſchichtsforſcher, aus den Urkunden ſelbſt, ſo frühe Spuren ganz ausgezeichneten Ruhms des Cid entgegen leuchten. Ein ſolches Unternehmen, wie das des Johannes von Müller, iſt für den Geſchichtsforſcher zwar ſehr verdienſtlich, und es gebührt ihm dafür ein großer Dank von allen Freunden der Geſchichte. Warum will man aber mit zu großer Aengſtlichkeit von einem Helden, wie Cid, der ſeinen geſchichtlichen Namen mehr den Romanzen, als den Chroniken verdankt, den poetiſchen Schleier herunterreißen, worin ihn die Sänger ſeines Vaterlandes eingehüllt haben, wie die Aegypter die Gegenſtände ihrer Verehrung in Leinwand und Harz, um ihr Andenken auf die folgenden Jahrhunderte zu bringen? Die ſpaniſchen Romanzen, welche des Cid Thaten beſingen, ſind durch Herder meiſterhaft in die deutſche Sprache überſetzt, und befinden ſich in dem 3ten Theile ſeiner ſämmtlichen Werke, worin auch Johannes von Müller's Unterſuchungen über den Cid enthalten ſind. Was nun von Cids Thaten und Schickſalen aus Romanzen und Chroniken wiederhallt, iſt, kurz zuſammengeſtellt, Folgendes: Unter Fernando des Großen Herrſchaft (1033—65) blühte ſeine Jugend und Manneskraft. Viel erzählt die Sage von ſeinem Muthe, von ſeiner offenen Geradheit, von ſeiner zarten Kindesliebe, und wie er voll Gefühl immer für des Vaterlandes Ehre und Wohl ſprach und handelte. Seine erſte jugendliche Heldenthat war, daß er, Don Rodrigo, genannt der Cid, ſeinen alten Vater Don Diego, rächte an dem hochangeſehenen Grafen Gormaz, der denſelben im Zweikampf beſiegt, und den Beſiegten noch geſchmähet und verhöhnt hatte.

Traurend tief ſaß Don Diego,
Wohl war keiner je ſo traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an ſeines Hauſes Schmach —

ſo hebt die erſte Romanze an, und die zweite fährt fort:

Angehört den Schimpf des Hauſes,
Geht gedankenvoll Rodrigo,
Denkt an ſeine jungen Jahre,
Denkt an ſeines Feindes Macht.

Bald darauf, nachdem der Cid dem Vater verſprochen hat, den Schimpf, auszulöſchen, ſtößt er auf den ſtolzen Feind ſeines Hauſes — und Don Gormaz fällt, ohne daß der Vater Don Diego des Sohnes ſchnelle That ahnet. Die 4te Romanze fährt fort:

Thränen rannen, ſtille Thränen
Rannen auf des Greiſes Wangen,
Der, an ſeiner Tafel ſitzend,
Alles um ſich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauſes,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren,
Und an ſeines Feindes Macht.

In dieſem Zuſtande den Vater treffend, tritt Rodrigo ein, ohne daß der Vater es bemerkt, denn

Noch verſenkt in tiefer Sorge
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme
Und die Händ' auf ſeiner Bruſt,

Lang' anſieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd.......

Als Don Diego nun fragt: „Iſt gerettet unſre Ehre?“ — und der Sohn antwortet: „Edler Vater, er iſt todt.“ — So ſchließt die 4te Romanze:

Weinend kniecte Rodrigo,
Küſſend ſeines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angeſicht.

Die Tochter des Grafen Gormaz, den der Cid im ritterlichen Kampfe erſchlagen hatte, war Ximene, die den tapfern Jüngling Don Rodrigo liebt, ungeachtet er ihr den Vater erſchlagen, und ſie früher den König um deſſen Tod gebeten hatte. Damals hatte ihr der König Fernando ſchon geantwortet:

„Euch erhalt' ich den Rodrigo;
Wie um ſeinen Tod Ihr jetzo,
Werdet bald Ihr um ſein Leben
Und um ſeine Wohlfahrt flehn.“

So geſchah es. — Als Cid um ſie wirbt, antwortet ſie ihm zwar:

„Du Stifter meiner Thränen,
Der meinem Stamm ſein edles Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt“ —;

allein er erwiedert:

„Die Ehre that's; nicht ich. Die Liebe will's verſöhnen.
So ſchenk', o ſchenke mir Dein Herz;
Ich will es heilen,
Unendlich iſt der Liebe Macht.“

„Rodrigo, gute Nacht.“

Wenige Worte! die aber dem Cid gewiß genügten. — Bald wurden Ximene und Don Rodrigo vermählt. — Während der Regierung Fernando's des Großen nahm Cid an allen Kriegszügen ſeines Königs Theil, und blieb ihm immer mit treuer Ergebenheit zugethan. Cid war es eigentlich, der ſeinem Oberherrn den Beinamen des Großen erwarb, denn wo er focht, folgte ſeinen Waffen der Sieg, und die Romanze rühmt beſonders eine Heldenthat des Cid, durch die er fünf arabiſche Fürſten ſchlug und gefangen nahm. Als endlich Fernando ſtarb (1065), ſo wurde ſeinem letz-

ten Willen zufolge ſein ausgedehntes Reich unter ſeine drei Söhne getheilt. Sancho der Starke, der älteſte Sohn Fernando's, erhielt, außer den navarriſchen Provinzen ſammt der Hoheit über die arabiſchen Fürſten, Caſtilien, und wurde hiermit Cid's Oberherr. Sancho, nicht ohne Gefühl für Größe, ehrte den Helden, mit dem er ſchon in früheren Jahren zu Waffenthaten war vereinigt geweſen, ernannte ihn als Campeador (d. h. Kampfheld ohne Gleichen) zum Oberbefehlshaber ſeines ganzen Heeres, und bediente ſich ſeiner in allen Kriegen, die er aus Vergrößerungsſucht gegen Brüder und Schweſtern führte. Cid fühlte, wie die Sage meldet, das Ungerechte dieſer Kriege, aber als treuer Unterthan folgte er ſeinem König, und als unbeſiegbarer Held verſtand er deſſen Unternehmungen alle mit Glück auszuführen. In dieſen Kriegen wurde Fernando's jüngſtem Bruder, Garcia, dem in der Theilung Gallizien und die eroberten Provinzen Portugals zugefallen waren, Gallizien entriſſen; der zweite Bruder, Alfonſo VI., König von Leon und Aſturien, wurde nach zwei blutigen Schlachten gefangen genommen; die eine Schweſter, Elvire, mußte Toro verlaſſen, aber die andere, Urraka, behauptete ſich zu Zamora, und während Sancho dieſe feſte Stadt durch Hunger zu beſiegen hoffte, wurde er vor derſelben meuchelmörderiſch erſtochen (1072). Auch Garcia war durch eine unweiſe Regierung ſelbſt gefallen, und auf dieſe Weiſe hatte Alfonſo das Glück, ſeine Brüder zu überleben, und das ganze väterliche Reich an ſich zu bringen, denn noch bei Sancho's Leben war Alfonſo aus ſeiner Gefangenſchaft nach Toledo glücklich entkommen. Ehe Alfonſo jetzt den Thron ſeines Vaters beſtieg, mußte er zu Burgos feierlichſt ſchwören, an der Ermordung Sancho's auf keinerlei Weiſe Antheil gehabt zu haben. Cid, heißt es, nahm ihm dieſen Eidſchwur ab, und ließ ihn denſelben dreimal wiederholen, ſo daß Alfonſo ſich darüber beleidigt fühlte. Allein der König ehrte den Helden zu ſehr, als daß er ihn deßhalb haſſen ſollte; denn er wünſchte ihn ja dadurch nur in den Augen des Volks von jedem Vorwurf zu befreien. Um den Cid ganz für ſich zu gewinnen, erzählt die Geſchichte, habe Alfonſo ihm ſeine eigene Nichte Donna Ximena, eine vortreffliche Frau, zur Gemahlin gegeben (1074). Dieſe Erzählung eröffnet dem Geſchichtsforſcher wieder ein großes Feld der Unterſuchungen, und Johannes von Müller glaubt, daß des ſtolzen Gormaz großdenkende Tochter des Cid erſte Ximena geweſen ſey. Glänzende Siege erfocht jetzt Cid für ſeinen neuen König, und immer größer wurde ſein Ruhm. Aber der Höflinge Ränke treffen am Meiſten den verdienſtvollen Mann, woher denn oft der Könige Gunſt wandelbar iſt. Auch Cid mußte dies erfahren; er wurde verläumdet, und Alfonſo, vielleicht eiferſüchtig auf den Ruhm und die Größe des Cid, gab Befehl zu ſeiner Verbannung. Seinen Oberherrn ehrend, wenn auch jetzt Undank ſein Lohn war, und auf Gott und ſich ſelbſt vertrauend, folgte der Campeador ohne Murren dem Verbannungsbefehle. Mit ſeinen Freunden und Mannen, 300 an der Zahl, zog er nach Saragoſſa, und lebte daſelbſt neun Jahre ohne Furcht und ohne Tadel. Bald gewann ſich Cid die Achtung des Emirs von Saragoſſa, und befreite einſt die Stadt in einem ungerechten Angriffe von der drohendſten Gefahr, ſo daß die Einwohner der Stadt dem Sieger mehrere Stunden weit frohlockend entgegenzogen, und Alfonſo ſelbſt dem hochgefeierten Helden die verdiente Bewunderung nicht verſagen konnte. Nach dieſer Begebenheit hatten ſich die ſpaniſchen Araber, um Schutz gegen die zunehmende Uebermacht der Caſtilianer zu finden, an ihre Glaubensgenoſſen, die Mauren in Afrika, gewendet. Dieſe kamen, und Alfonſo wurde am Ufer der Guadiana, unweit Badajoz (1087) geſchlagen. Schwer verwundet konnte Alfonſo kaum mit fünf hundert Reitern, dem Reſte ſeines großen Heeres, entfliehen. Dieſes Unglück machte ihm Cid's Werth und Beiſtand recht fühlbar, und jetzt rief er den

Verwieſenen und geringſchätzig Behandelten wieder zu ſich. Dieſer, eben ſo großmüthig und verſöhnlich, als ſtreng und tapfer, kehrte ſogleich zurück. Indeſſen waren die Mauren, ohne ihren Sieg zu benutzen, nach Afrika zurückgekehrt, und Cid und Alfonſo rächten nun die erlittene Niederlage nach verſchiedenen Seiten hin. Doch das gute Vernehmen zwiſchen Beiden war von kurzer Dauer, denn Alfonſo forderte von dem Cid Unternehmungen, die mehr an Tollkühnheit gränzten, als einen bedachtſamen Muth erfoderten, und die Schaar ſeiner Neider benutzte ſeine freimüthigen Aeußerungen hierüber wieder zu ſeinem Nachtheil, indem ſie dem Könige einflüſterten, daß er mehr für eigenen Ruhm und Vortheil fechte, als ſeiner Unterthanspflichten gegen den König eingedenk ſey. Alfonſo, geblendet von ſolchen Eingebungen und eigener Leidenſchaftlichkeit, befahl daher, daß ihm Alles, was er von der Krone habe, Weib, Koſtbarkeiten und Geld, entriſſen werden ſollte. Vergebens betheuerte Cid ſeine Schuldloſigkeit; er konnte nur ſo viel erlangen, daß Donna Ximena frei gegeben wurde, und ſich mit ihren Töchtern nach San Pedro de Cordonna begeben durfte. Das Unglück iſt der Probierſtein der menſchlichen Kraft, und Cid wurde im Unglück noch größer. Er begab ſich hierauf in die Gegend von Teruel in Aragonien, bemächtigte ſich daſelbſt eines Felſens, der noch heut zu Tage Penna del Cid, oder Cid's Felſen heißt, und um ſo unabhängiger er ſich jetzt fühlte, um ſo glücklicher ſtritt er nun für ſich ſelbſt, und glänzend waren ſeine vielſeitigen Siege, die er von hieraus erfocht. Aber mitten auf der Bahn ſeines Ruhms traf ihn Neid und Mißtrauen härter als je. Auf Befehl des Königs verließen ihn ſeine Mannen, und bald fehlte es ihm am Nöthigſten, um ſich und die Seinigen zu unterhalten. Er aber verlor in Bedrängniſſen nie den Muth, nie die Hoffnung auf beſſere Zeiten. Auf künftiges Glück trauend, borgte er von den Juden tauſend Goldſtücke, und verpfändete dagegen verſchloſſene Kiſten, angeblich ſeinen Schatz, aber eigentlich nichts, als Sand enthaltend. Bald ſammelte ſich aber wieder um den Cid eine Schaar von Helden, und nach vielen Mühſeligkeiten und Gefahren gelang es ihm endlich, das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen. Im April 1094 eroberte er das reiche und mächtige Valencia, nachdem er zuvor die Mauren, die der Stadt zu Hülfe gekommen waren, geſchlagen hatte. Groß war die Beute, die in ſeine Hände fiel; allein nur ein Fünftheil behielt er für ſich; das Uebrige vertheilte er unter ſeine Genoſſen; den Juden bezahlte er die ihm geliehene Summe zurück, und dem Könige Alfonſo ſendete er hundert der herrlichſten Pferde als ein Ehrengeſchenk. Jetzt ſehnte er ſich nach ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern. Sie kamen, umgeben von tapfern Rittern, auf geſchmückten Pferden, und Cid ritt ihnen aus Valencia entgegen auf ſeinem Streitroß Babieca. Freudenthränen rollten, als er ſie ſah, in ſeinen langen und breiten Bart. Lang ruhte indeſſen Cid nicht auf den errungenen Lorbeeren, ſondern im Verein mit dem damaligen König von Aragonien, Don Pedro, brachte er den Afrikanern bald wieder eine große Niederlage bei. Von der großen Beute ſandte er aber auch diesmal einen Theil ſeinem Oberherrn, dem Könige Alfonſo. Von Bewunderung hingeriſſen, beſuchte dieſer jetzt den Cid, und wendete ſein Herz nie wieder von ihm ab. Bald nach dieſer Ausſöhnung, meldet die Romanze, wurde Cids Vaterherz tief verwundet. Zwei Brüder von edler Abkunft, Grafen von Carrion, warben um ſeine Töchter, und der König Alfonſo unterſtützte durch ſeine Fürſprache die Bewerber. Cid willigte ein, und die Brüder zogen mit ihren Frauen, Donna Elvira und Donna Sol, in die Heimath. In einer wilden Gegend nahmen dieſe feigen und boshaften Männer ihnen das reiche Heirathsgut, und nachdem ſie die Frauen noch mißhandelt hatten, eilten ſie mit den geraubten Koſtbarkeiten davon. Doch die Frevelthat wurde entdeckt, und König Alfonſo ließ zu Toledo Gericht über ſie halten. Sie muß-

ten das Heirathsgut zurückgeben, und einen Zweikampf beſtehen, der ihnen nichts, als ein ehrloſes Leben übrig ließ. Cids letzte Waffenthat war die Eroberung Sagunts (1095) oder des jetzigen Murviedro's, denn nachdem ſein Leben beinahe ein ganzes Jahrhundert gefüllt hatte, ſo ſtarb der Cid, ein Muſterbild der ſpaniſchen Ritterſchaft (wie nach ihm Bayard unter den Franzoſen, und Götz von Berlichingen unter den Deutſchen), in demſelben Jahre und in demſelben Monat, als anderen europäiſchen Helden die Eroberung Jeruſalems gelang, im Juli 1099 zu Valencia. Er gehört auf dieſe Weiſe dem eigentlichen europäiſchen Heldenjahrhundert an, denn wenige Jahrhunderte ſind ſo reich an großen Männern geweſen, als das elfte. Solche Männer, deren Namen durch ausgezeichnete Thaten mit dem ſpaniſchen Heros in Einem Jahrhundert glänzen, ſind die gewaltigen Normänner Canut der Große († 1036), Wilhelm der Eroberer († 1087), und von demſelben Volke abſtammend Wladimir der Große († 1015); ferner Gottfried von Bouillon († 1100), der größte Held unter den Kreuzfürſten; und der mächtigſte unter den Päpſten, Gregor VII. († 1085). Viele andere könnten ſich noch dieſen kräftigen Männern anſchließen, denn Deutſchland allein hat in dieſem Jahrhundert ſo viele Helden aufzuweiſen, daß, unter der Menge, der Einzelne nicht ſo hervorragt, ſo daß Deutſchland in dieſem Jahrhundert ein Wald von Helden zu ſeyn ſcheint. — Nachdem Don Rodrigo, von ſeinen Feinden, die ihn bewunderten, der Cid d. h. der Herr genannt, geſtorben war, ſo wurde Valencia, die Stadt, welche er gewonnen und ſieben Jahre behauptet hatte, von den Mauren abermals angegriffen. Die Romanze erzählt, daß ſein Leichnam, einbalſamirt und angethan mit der den Feinden wohlbekannten Rüſtung, auf ſein treues Kampfroß Babieca geſetzt, und ſein Schwert Tizona ihm in die Rechte ſey gegeben worden. Dieſer Anblick ſchreckte die Feinde; ſie flohen. Jetzt zog Donna Ximena mit dem Leichnam ihres Gemahls, und begleitet von ihren Töchtern und vielen Rittern, nach San Pedro von Cordonna (Cardena) in Caſtilien. Hier ruht der Cid in ſeiner Grabſtätte, noch jetzt von allen denen bewundert, welche menſchliche Größe ehren. In ſeiner Nähe ruht Ximena, ſeine Gemahlin, und unter Bäumen vor dem Kloſter liegt auch Babieca, das treue, kampfluſtige Roß. — Von der Grabſtätte des Helden wenden wir uns noch einmal zu den Romanzen, die ihn verherrlichen. Lieblich, wie ihr ganzer Inhalt, tönt beſonders ihr Ausgang. Da erblicken wir den Helden, wie er, matt von Kämpfen und Siegen, auf ſeinem Lager ruht, San Pedro ihm erſcheint, und ihm des Himmels Seligkeit verheißt; wie dann der Held von ſeinen Freunden Abſchied nimmt, und ſie ermahnt, keine Thräne um ihn zu weinen, ſondern wenn er ausgeathmet, Trommeten, Cymbeln und Feldgeſchrei ertönen zu laſſen; wie er ferner nach ſeinem treuen Roß Babieca verlangt, dieſes herbeikommt, und ihn traurig und ſtumm anſieht; wie er endlich ſprachlos ſeiner Ximena die Hand drückt —

Und nun rauſchen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenſter
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich ſchweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entſchläft.

Cider. Alles Obſt, woraus man Wein machen will, muß zwar vollkommen reif ſeyn, aber auch eine gewiſſe Herbigkeit behalten, denn ſonſt wird er weder ſtark noch dauerhaft genug. Deßhalb ſchickt ſich das ſüße und das Frühobſt nicht dazu, ſo wie überhaupt nicht alle Arten von Früchten, vorzüglich wenn ſie viel wäſſerigen Saft haben. So kann man aus Kirſchen, Quitten, Johannisbeeren, Himbeeren u. dergl. keinen Wein anders bereiten, als daß man den ausgepreßten Saft entweder mit Weinmoſt, oder mit dem Wein ſelbſt

auf's Neue gähren läßt. Die erſtere Bereitungsart iſt die beſte, denn bei der letztern gährt der Saft nicht mit, und bleibt in ſeinem rohen Zuſtande. Man pflegt ein ſolches Getränk Kirſchwein, Johannisbeerwein u. ſ. w. zu nennen; allein Obſtwein oder Cider iſt es eigentlich nicht, weil es nicht aus eigener, geiſtiger Gährung ſeines Saftes entſteht. Der wahre Obſtwein wird hauptſächlich nur aus Aepfeln und Birnen bereitet, deren Saft einer geiſtigen Gährung am Fähigſten iſt. Die Aepfel haben vor den Birnen wegen ihres herbern Geſchmackes einen Vorzug, und das ungepfropfte Obſt vor dem gepfropften. Muskatellerbirnen und Borſtorferäpfel geben zwar einen herrlichen Wein, aber er hält ſich nicht lange, und dergleichen Früchte ſind auch zu koſtbar dazu. Holzäpfel und Holzbirnen haben keine zum Cider tauglichen Säfte. Man nimmt alſo am Liebſten Herbſt- und Winteräpfel von ungepfropften Stämmen, ſammelt die nach und nach abgefallenen, und legt ſie auf einen Haufen, beſonders unter freiem Himmel; die abgenommenen werden gleichfalls beſonders aufgeſchüttet. Sehr gut iſt es, wenn man nur Aepfel von einerlei Art wählt, ſo bleiben ſie, der Sonne ausgeſetzt, bis zur völligen Reife liegen, und zwar die harten vier bis ſechs Wochen; die wilden hingegen, welche bei dem Abnehmen ſchon ziemlich reif waren, nur etwa vierzehn Tage. Je mürber ſie werden, deſto beſſer iſt es; ja es ſchadet auch nicht, wenn mehrere darunter ſich der Fäulniß nähern. Sie können Tag und Nacht in trockner und naſſer Witterung unbedeckt liegen. Wollte man ſie im Hauſe aufſchütten, ſo würden ſie ſich erhitzen und gähren. Wenn ſie nun den rechten Grad der Reife haben, ſo werden ſie auf einer eignen Maſchine zerrieben. Dieſe Maſchine kann aus einem langen viereckigen Brett beſtehen, das in der Mitte ein einen Fuß breites und eben ſo langes Loch hat. Auf dieſe Oeffnung wird ein Reibeiſen befeſtigt, und die beiden Seiten des Brettes verſieht man mit Leiſten, zwiſchen welchen ſich ein viereckiges, bodenloſes Käſtchen hin- und herſchiebet. Bei dem Gebrauch legt man das Brett mit der Oeffnung auf ein hölzernes Gefäß, füllt das Käſtchen mit Obſt an, deckt es vermittelſt eines Deckels, und ſchiebt es über das Reibeiſen hin und her, da dann das Muß in das untergeſtellte Gefäß fällt. Man muß ſo viel zu reiben ſuchen, daß man es noch an demſelben Tage preſſen kann; denn wenn es über Nacht ſteht, geräth es leicht in Gährung. Zum Preſſen bedient man ſich einer gewöhnlichen Schraube oder Weinpreſſe. In England, wo dies Geſchäft im Großen getrieben wird, hat man eine beſondere vortheilhafte Ciderpreſſe erfunden. Auf den Boden der Kelter legt man zuerſt eine Lage Apfelmuß, etwa einen Daumen dick, dann wieder Stroh, und ſofort wechſelweiſe, bis die Kelter voll iſt. Das Stroh muß aber ganz rein ſeyn, und keinen übeln Geruch haben. Nun preßt man ſo ſtark und ſo oft, bis das Muß trocken iſt. Der Saft läuft aus der Preſſe in ein Gefäß, welches in der Erde ſteht, und aus demſelben füllt man ihn durch ein feines Haarſieb in eine große Bütte. Will man recht guten und dauerhaften Cider haben, ſo ſiebet man den zuletzt gepreßten Saft in ein anderes Gefäß, und läßt ihn beſonders gähren. Die Gährung erfolgt, je nachdem das Obſt mehr oder weniger mild war, früher oder ſpäter, gemeiniglich aber in Einem Tage. Wenn ſich weiße Blaſen auf der Oberfläche zu zeigen anfangen, ſo zapfet man gleich ab; verſäumt man dieſen Zeitpunkt, ſo fallen die Hefen zu Boden, und man bekommt nie reinen Cider. Iſt der Cider abgezapft, ſo faſſet man ihn in kleinere, zuvor wohl ausgebrannte Fäſſer; und wenn man am Spundloch wiederum weiße Blaſen bemerkt, ſo ziehet man ihn von Neuem ab. Der Wein von mildem Obſt verträgt das öftere Abzapfen nicht, höchſtens zweimal; aber der von herbem wird dadurch verbeſſert. Zuletzt bringt man den Cider, nachdem er in den kleinen Fäſſern ausgegohren hat, in große Gefäße, die ganz voll ſeyn, auch einen Monat lang täglich nachgefüllt werden müſſen. So lange er noch aufſtößt, bedeckt

man das Spundloch mit einem leichten, breiten Stein; wenn er aber ruhig wird, ſpundet man es feſt zu. Reinigkeit der Fäſſer iſt ein weſentliches Stück zur Bereitung eines guten Ciders; daher man ſie vor dem Gebrauch wohl ausſpülen und ausbrennen muß. In der letztern Abſicht läßt man acht Theile Schwefel, einen Theil gebrannten Alaun, und zwei Theile Hefenbranntwein zuſammen in einem Topf über Kohlenfeuer ſchmelzen, tunkt alsdann Stückchen neue Leinwand hinein, und beſtreuet dieſe mit zerſtoßenen Muskatblumen und anderm Gewürz. Ehe man nun den Cider auffüllt, legt man das Faß ſo, daß das Spundloch unterwärts kommt, zündet ein ſolches Leinwandläppchen an, und verbrennt es in dem Spundloche. Eine ſchlechte Auswahl der Aepfel und nachläſſige Behandlung liefert meiſtens wäſſrigen und ſauern Cider. Um dieſe Fehler zu verhüten, ſoll man zur Zeit des Froſtes keltern, und den Moſt ein- bis zweimal einfrieren laſſen. Zeigen ſich die Fehler bei einem ſchon bereiteten Cider, ſo verbeſſert man das Wäſſrige und Schale, wenn man ihn auf einen friſchen und ſtärkern Satz zieht, und Roſinen, Zucker und Gewürz hinzuthut. Die Säure wird durch gekochten Weizen verbeſſert, den man, nachdem er kalt geworden, mittelſt eines Beutels in's Faß hängt. Dieſes Getränk wird beſonders in England gut verfertigt, wo es der gemeine Trank des ganzes Landes iſt. Aber auch in Frankreich, in der Schweiz und in einigen Gegenden Deutſchlands macht man ihn häufig, und er giebt zum Theil einen nicht unbeträchtlichen Nahrungszweig ab. Der gute Cider übertrifft an Stärke und Wohlgeſchmack mittelmäßige Weine vom Traubenſaft weit. Einige laſſen den ausgepreßten Saft des Obſtes nicht zur Gährung kommen, ſondern trinken ihn als Moſt ungegohren. Er ſchmeckt dann ſehr ſüßlich, aber nicht weinartig, und verurſacht leicht Bauchflüſſe und andere Beſchwerden. Von dem Cider bereitet man durch die Deſtillation Branntweine, und durch die ſaure Gährung Eſſig.

Cigarro. Dieſes Wort bedeutet im Spaniſchen ein zum Rauchen beſtimmtes, röhrenförmig gewundenes Stück Papier, oder auch ein Tabaksblatt, in welchem ſich eine Fülle von Tabak befindet. Um die Fabrikation der Cigarren zu veranſtalten, wird ein breites Tabaksblatt (das Deckblatt) gehörig präparirt, ſodann die Einlage darauf gebracht, und nun der Cigarro zuſammen gerollt, welches auf eine ſehr verſchiedene Weiſe veranſtaltet wird. Ein Arbeiter verfertigt in einem Tage (12 Stunden) wohl 1—2000 Stück. Man unterſcheidet in Spanien (wo die Cigarren von Amerika aus zuerſt in Gebrauch kamen) ſechs verſchiedene Arten Cigarren, darunter die Havannah-Cigarren die feinſten ſind. Man verfertigt ſie von den köſtlichen goldgelben Blättern, die nur in einem mäßigen Bezirk der Inſel Taba wachſen, und die während des Rauchens den angenehmſten Geruch verbreiten Eine feine Sorte dieſer Art ſind die ſogenannten Königin-Cigarren; ſie werden aus ganz dünnen und den feinſten Blättern gebildet, und vorzüglich von den Damen geraucht. Von Spanien aus verbreitete ſich der Gebrauch und die Fabrikation der Cigarren auch über andere Länder; in Deutſchland wurde ihre Fabrikation ſeit dem letzten Viertel des verfloſſenen Jahrh. bekannter. Schottmann, der dieſe Fabrikation in Spanien erlernt hatte, brachte ſie nach Hamburg. Die Poſen- oder Strohcigarren ſind eine Erfindung der Hamburger Fabrikanten. Das obere Ende derſelben iſt mit einem ins Blatt angebrachten Mundſtücke, von einer dazu geſchnittenen dünnen Federpoſe verſehen, an deren Stelle auch ein Röhrchen von Stroh oder von Schilf angewendet wird.

Cignani (Carlo), ein ital. Landſchaftsmaler, geboren zu Bologna 1628, geſtorben zu Forli 1719. Er war des Albani Schüler, und benutzte die großen Meiſter, iſt aber nicht ſklaviſcher Nachahmer. Seine Zeichnung iſt richtig, doch mehr zartfließend in den Umriſſen, als kräftig. Die Führung des Pinſels iſt frei, doch das Colorit weniger lebendig, aber wirkſam durch

richtige Beleuchtung. Die Gewänder ſind geſchmackvoll gelegt. Er ſtand bei Papſt Clemens XI. in großem Anſehen, der ihn zum Prnicipe dell' Academia di Bologna machte. Zu Forli, Rom und Bologna findet man ſeine meiſten Gemälde. Im königl. Pallaſt zu Paris iſt auch ein vortreffliches Nolime tangere von ihm. Seine ſchönſten Freſcoarbeiten finden ſich zu St. Michael in Boſco, in Ovalen von Engeln getragen, ſo wie in dem Saale des Pallaſtes, wo er den König Franz I. von Frankreich, die Kröpfe heilend, darſtellt. In ſeiner Himmelfahrt zu Forli hat er den ſchönen Michael von Guido, der in der Kuppel zu Ravenna dargeſtellt iſt, ſo wie mehrere andere Ideen dieſes Meiſters nachgeahmt. Aus ſeiner Schule ſind die berühmten Creſpi, Franchesini, Quaini, der Graf Felix Cignani, ſein Sohn, ſo wie ſein Neffe, der Graf Paul Cignani hervorgegangen. Von Felix Cignani findet ſich ein vorzüglich ſchönes Stück, die Himmelfahrt Chriſti, in der ehemaligen Düſſeldorfer Gallerie.

Cilicium heißt eine Art grobes, aus Haaren bereitetes Tuch, welches die Eremiten und Pilger, auch wohl Büßende, auf dem bloßen Leibe zu tragen pflegten; dann nennt man auch den Gürtel, den die Mönche in frühern Zeiten zu Büßungen brauchten, Cilicium.

Cilicien, eine Landſchaft in Kleinaſien, ſtreckte ſich längs der Küſte des nordöſtlichen Theiles des mittelländiſchen Meeres, und hatte weſtlich Pamphylien, nördlich den Taurus, öſtlich Commagene in Syrien, ſüdlich den iſſiſchen Meerbuſen und das ciliciſche Meer zur Gränze. Es enthielt einen Flächenraum von wenigſtens 600 □Meilen. Es war getheilt in das eigentliche Cilicien, oder wie Strabo es nennt, das ebene, und dann das rauhe (Cilicia aspera). Jenes war der öſtliche Theil des Landes, hatte herrliche, große Ebenen, eine Fülle von aller Art Fruchtbäumen, treffliche Weinberge, und fruchtbare Weizen-, Gerſten- und Hirsfelder; dieſes aber, weſtlich gelegen, war minder geſegnet, und wegen der vielen wilden und hohen Berge rauh und unfreundlich; doch lieferten dieſe einen unerſchöpflichen Vorrath von Cedern und Tannen zum Schiffbau. Die Einwohner dieſes weſtlichen Theiles, rauhe, keiner Herrſchaft je ganz unterworfene Bergvölker, lebten von Seeräubereien, und machten ſich ſo furchtbar, daß ſelbſt die Römer faſt alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um ihnen Einhalt zu thun. Nach dem Siege des Pompejus über dieſelben ward Cilicien eine römiſche Provinz. Sonſt iſt uns wenig bekannt von der Geſchichte Ciliciens. Die Bewohner Ciliciens ſollen unter eigenen, jedoch fremden Herrſchaften unterworfenen, Königen, die den Titel Syenneſis führten, gelebt haben, und zuerſt den Aſſyriern, darauf den Medern und Perſern, dann Alexander dem Großen und ſeinen Nachfolgern unterworfen geweſen ſeyn.

Cimabue, ein ital. Maler, geboren zu Florenz 1240, geſtorben 1300, iſt einer von denen, mit dem ſich die erſte Morgenröthe der Kunſt überhaupt in Italien verbreitete. Er lernte von griechiſchen Malern, und war der Erſte, der der Malerei und Baukunſt in ſeinem Vaterlande Ehre machte. Bei König Carl I. von Neapel ſtand er in großem Anſehen. Die florentiniſche Schule, als die älteſte, erhielt zuerſt durch ihn, der ſich bemühete, die Steifheit des griechiſchen und byzantiniſchen Styls zu verdrängen, ihr Anſehen. Auch übte er mit glücklichem Erfolge die Glas- und Freſcomalerei, ſo wie die Architektur. ſ. Giotto.

Cimaroſa (Dominico), ein berühmter Tonſetzer Italiens, wurde 1754 zu Neapel geboren. Da er ſchon frühe ſchwierige Melodien mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit auffaßte, und ſie ohne Noten, bloß nach dem Gehöre, richtig wiedergab, beſchloß ſein Vater, ihn zu einem Prieſter der Tonkunſt heranzubilden. Nicht ohne Erfolg ertheilte ihm Sachini den erſten Unterricht in der Muſik. Aus dieſer Elementarſchule trat er in das Con-

ſervatorium von Loretto, und wurde ein Schüler des unvergleichlichen Durante. Ausgerüſtet mit ſeltenen Naturgaben, die vorzüglich aus einer feurigen Phantaſie hervorbrachen, krönte ſeine emſigen Studien das glücklichſte Reſultat. Er wurde an mehrere auswärtige Höfe berufen, um die Compoſition von mehrern Opern, heroiſchen und komiſchen Charakters, zu übernehmen. In der Setzung komiſcher Opern erreichte er den höchſten Grad von Vollkommenheit, und ſeine Ideenfülle in ſeinen tonkünſtleriſchen Werken gab zu dem Sprichworte Veranlaſſung: Jedermann entlehnt Stoff aus Cimaroſa's Meiſterwerken, aber er copirt Niemand. In Anſehung der Erfindung ſind ſeine Compoſitionen nach der Sprache der Italiener di prima intenzione. Die einſchmeichelnde Anmuth und die bezaubernde Reinheit ſeiner Geſangſtücke erhöhte er durch den Reichthum des Accompagnements. Die Zahl ſeiner geſetzten Opern iſt unermeßlich. Er ſtarb 1801 zu Venedig, im fünfzigſten Jahre ſeines Alters. Von Ruhmſucht weit entfernt, beſaß er als Menſch vortreffliche Eigenſchaften. Gretry beantwortete die Frage Napoleons über den Unterſchied zwiſchen Cimaroſa und Mozart in den Worten: Cimarosa met la statue sur le théâtre et le piédestal dans l'orchestre, au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piédestal sur le théatre. Seine beliebteſte Oper iſt: il Matrimonio segreto. Unter ſeinen Opere serie, wovon ſich noch jetzt viele auf den deutſchen Bühnen erhalten haben, nennen wir: Gli Orazii e Curiazii, und Penelope; unter ſeinen Opere buffe: l'Italiana und Londra; le Trame deluse; l'Amor costante; il Pittor parigino; i nemici generosi; il Credulo; Gianina et Bernardone; il Matrimonio perraggino, etc.

Cimbrer, ein deutſches Volk, welches Mannert für eins mit den Cimmeriern hält, wohnten urſprünglich in der heutigen Krimm und europäiſchen Tatarei, und machten ſich gleich nach dem trojaniſchen Kriege ſchon den Griechen durch ihre Einfälle in Kleinaſien bekannt. Als um dieſe Zeit die Scythen durch die Maſſageten auf der Nordoſtſeite des caspiſchen Meeres zurückgedrängt, und dadurch weſtlich gegen die Cimmerier geworfen wurden, entſtand unter dieſen die Frage, ob man ſich der eindringenden Fluth jener fremden Völkerſchaften feindlich widerſetzen, oder ob man ihnen das langbeſeſſene Eigenthum friedlich abtreten, und ſich anderswo eine Stätte des Wohnſitzes aufſuchen ſolle. Die Beantwortung jenes Zweifels fiel auf verſchiedentliche Art aus, und da die königliche Partei durchaus jenen fremden Barbaren nicht weichen wollte, kam es unter den Parteien des Volkes ſelbſt zur Fehde. Der Anhang des Königs wurde geſchlagen — Herodot ſah noch die Grabmäler der Gefallenen am Fluſſe Tyrus (Dnieſter), — und floh um die Nord- und Oſtſeite des Pontus herum, bei welcher Gelegenheit die Griechen die erſte Kunde von ihnen erhielten; die Sieger aber wichen dem Andrange jener Völker, und zogen ſich weſtwärts bis hinter die Weichſel zurück. Von ihrer Spur blieb den Griechen in der Folge nichts mehr, als die Sage, daß ſie ihren Zug nach Nordweſten genommen; und daher iſt es zu erklären, warum die Griechen, wenn ſie bei ihrer Schifffahrt in den nordweſtlichen Ocean kamen, die wilden Bewohner jener Erdzone für Cimmerier hielten. So gedenkt ſchon Homer einer Sage (Od. I 13.), nach welcher dieſe Cimmerier mit den wilden Höhlenbewohnern an dem See Avernus einerlei Abſtammung ſeyn, und von der grauenvollen Finſterniß ihrer Wälder, und von der Feier ihres nächtlichen Gottesdienſtes den Namen Cimmerii tenebri erhalten haben ſollten; und Pythras belegte den ganzen Menſchenſchlag, mit welchem die däniſche Halbinſel bevölkert war, mit dem Namen Cimmerier. Alle dieſe Träumereien beweiſen nur, wie weit die Alten in der Erd- und Völkerkunde noch zurück waren, und welche Vorſicht bei der hiſtoriſchen Behandlung ihrer Angaben nöthig iſt. Die eigentliche, d. h. uns durch die

Geſchichte bekannt gewordene Cimmerier, breiteten ſich nie tief in Nordoſten aus, ſondern ſchlugen in dem heutigen Brandenburgiſchen, Weſtpreußen und Polen ihre Wohnſitze auf. Von hier aus erhoben ſie ſich zuerſt mit den ihnen verbündeten Teutonen in ihrer furchtbaren Größe, und ſtürzten ſich mit ihren coloſſalen Maſſen über einen Theil Italiens hin. Die Römer, welche um dieſe Zeit (640 J. R.) ſchon die Krain, Iſtrien, und verſchiedene andere Theile der öſtlichen Alpen inne hatten, befürchteten von dieſer Seite wohl am allerwenigſten einen bedeutenden Krieg, als auf einmal an ihren Gränzen ein ungeheurer Haufen Barbaren erſtand, der den röm. Conſul Papirius Carbo bei Noreja in Steiermark unwiderſtehlich zurückwarf, ſeinen Lauf weſtlich an der Nordſeite der Alpen hinnahm, und in Verbindung mit dem helvetiſchen Volke der Tiguriner das Gebiet der Allobrogen in Gallien überſchwemmte; von Seiten der Römer warf ſich den Tigurinern der Conſul L. Caſſius, und den Cimbern M. Aurelius Scaurus mit einem Heere in den Weg; aber Beide wurden aufs Haupt geſchlagen. Ohne aus ihren errungenen Vortheilen Früchte zu ziehen, und als Sieger in Italien einzubrechen, begnügten ſie ſich, Gallien mit ihren Horden zu überziehen, und ſich in drei Haufen, Cimbern, Teutonen und Ambronen, zu theilen. Die Römer ſchickten ein ferneres Heer unter dem Conſul C. Manlius und dem Proconſul Q. Servilius Cäpio gegen die Barbaren ab, aber auch dieſes erlitt am Rhodanus eine ſchreckliche Niederlage, und die Römer verloren in dieſer Feldſchlacht, nach der Verſicherung des Aetius, an 80.000 Mann. Rom ſah in ſeiner Herzensangſt die Zeiten unter Brennus wiederkehren, und hatte in einem talentvollen Krieger, Marius, nur noch eine Hoffnung. Die uncultivirten Horden durchzogen mittlerweile das weſtliche Europa, verwüſteten Gallien mit Feuer und Schwerdt, und würden noch größere Verwüſtungen in den angränzenden Ländern angerichtet haben, wären ſie nicht auf die Iberier und Belgier geſtoßen, denen ſie nach dem Verluſte mehrerer Schlachten weichen mußten. Als Sieger über mehrere römiſche Heere, glaubten ſie in Italien weniger Schwierigkeiten zu finden; ſie beſchloſſen daher, dorthin zu eilen, und theilten ihre Haufen in die Teutonen und Ambronen, welche von der Weſtſeite her, und in die Cimbern und Tiguriner, die von Oſten her einfallen ſollten. Seit drei Jahren erwartete ſie ſchon Marius mit einer ſchlagfertigen Armée an der nordweſtlichen Gränze Italiens. Als er endlich ihrer anſichtig wurde, vermied er anfangs mit Beſonnenheit jede entſcheidende Schlacht, ſuchte ſeine Krieger an den neuen furchtbaren Anblick jener Barbaren zu gewöhnen, und ihre Kräfte durch kleine Streifzüge zu ſchwächen. Bei ihrem Uebergange über die Alpen griff er ſie endlich an, und es erfolgte ein Treffen, welches zwei Tage dauerte. In dieſer Schlacht erfochten die Römer einen vollſtändigen Sieg, und Teutobochus, der König der Teutonen, wurde, nach einem Verluſt von 150.000 Mann, zum Gefangenen gemacht (650 J. R.). Ungeachtet dieſer Niederlage der Teutonen hatten die Cimbern noch keinen Verluſt erlitten, und waren, nachdem ſie den röm. Conſul Catulus in die Flucht geſchlagen, ſchon wirklich über die Alpen gegangen. Marius flog auch ihnen entgegen, und brachte ihnen eine Niederlage bei (653 J. R.), in Folge deren 140.000 Barbaren auf dem Wahlplatze blieben, und 60.000 in die Hände der Römer fielen. Ihre Weiber fochten während des Treffens wüthend auf Wagen, ihren Männern zur Seite, und bei dem nachtheiligen Ausgange der Schlacht tödteten ſie ihre Kinder, und mit unverzweifelter Unerſchrockenheit ſich einander ſelbſt; denn ſie zogen den Tod einer ſchimpflichen Gefangenſchaft vor. Seit dieſer Zeit treten die Cimbern vom Schauplatze der Geſchichte ab; ihr Name ging wahrſcheinlich unter Arioviſt verloren, indem ſie ſich mit andern deutſchen Völkerſchaften vermiſchten. Derjenige Theil von ihnen, welcher bei der Wagen=

Digitized by Google

burg und dem Gepäcke in Belgien zurückgeblieben war, empfing den Namen Advatici. Erſt ſpäterhin brachten die Römer in Erfahrung, daß ſie Deutſche waren, und berichtigten ihre Anſicht, nach welcher ſie dieſelben für Celten hielten, und ihre Wohnſitze in der jütiſchen Halbinſel (Chersonesus cimbrica) ſuchten. Dem bloßen Anblick nach hatten die Cimbern ein celtiſches Anſehen; auch der Name ihres Anführers Bojorix, wie ihre Säbel und Rüſtungen, ſprach dafür. Dies läßt ſich aber leicht aus der Thatſache erklären, daß die Cimbern ihre Wohnſitze an der Weichſel und dem carpathiſchen Gebirge hatten, bis ſie bei ihrem Zuge nach Italien mit den Bojern und andern celtiſchen Nationen an der Donau Freundſchaft abſchloſſen, und ſich mit den Celten vermiſchten. — Der Name Cimber bedeutet einen tapfern Krieger. Sie waren von einer robuſten Körpergröße, hatten wildblaue Augen, und zeichneten ſich durch ihr rohes, kriegeriſches Weſen aus, wovon nicht einmal das weibliche Geſchlecht eine Ausnahme machte. Ihre Lebensart war rauh. Sie ſchliefen unter freiem Himmel, badeten ſich in kaltem Waſſer, und verzehrten das Fleiſch roh. Ihre Reiterei war in einem vortrefflichen Zuſtande. Ihre Küraſſe waren von Eiſen, die Helme hatten ungewöhnliche Geſtalten, und die Schilde waren weiß. In der Ferne fochten ſie mit Wurfſpießen, in der Nähe mit großen celtiſchen Säbeln. Ihre Schlachtordnung bildeten ſie durch ein Viereck, und um die Trennung der Glieder zu verhindern, wurden ſie an der Fronte mit Ketten an einander gefeſſelt, welche durch die Säbelkuppeln gingen. Im Kriege bedienten ſie ſich abgerichteter Hunde. Ihre Feldmuſik machten ſie mit einer Art von Trommeln, einem über die Karren ausgeſpannten Felle, das beim Schlagen einen furchtbaren Laut von ſich gab. Sie ſtanden unter Königen und Fürſten, und jeder einzelne Gau wurde von einem Herzoge beherrſcht. Ihre Sitten waren grauſam; die Kriegsgefangenen wurden geopfert. Ihr Blut ließ man in einen Keſſel laufen, und deutete hieraus das Glück oder Unglück der Zukunft.

Cimon, ein berühmter Feldherr Athens, Sohn des Miltiades (ſ. d. Art.) und der Hegeſipyle, nahm in ſeiner Jugend dieſelbige Stelle in dem Gefängniſſe ein, wo ſein Vater, der Sieger von Marathon, auf eine ſchimpfliche Weiſe geſtorben war. Erſt durch Vermittelung eines reichen Atheners, welcher ſeine Schweſter Elpinice heirathete, wurde es ihm möglich, die Geldbuße zu entrichten, um derentwillen ſein Vater, und jetzt er, zur Gefängnißſtrafe verdammt war. Bei ſeiner vernachläſſigten Erziehung zeigte er eine große Abneigung gegen jede wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, und ließ bei ſeinen Ausſchweifungen den Mann nicht vermuthen, den man in der Folge an ſeinen Thaten auf eine rühmliche Weiſe kennen lernte. Bei dem Einfalle der Perſer in Attica zeigte er ſich als einen würdigen Schüler des Miltiades; denn als Themiſtokles vorſchlug, nach dem delphiſchen Orakelſpruche: innerhalb der hölzernen Mauern würden die Griechen ihre Rettung finden, den Krieg zur See zu führen, erſchien der muthige Jüngling, begleitet von den Genoſſen ſeines Alters auf der Burg, legte den Zaum ſeines Pferdes im Tempel nieder, ergriff ſtatt deſſen Schild und Speer, und eilte zur Flotte. Als Alcibiades dieſen feurigen Heldenſinn bemerkte, machte er ihn zu ſeinem Vertrauten, um mit ihm ein Gleichgewicht gegen des Themiſtokles ehrgeizige Plane zu bilden. Das Vertrauen ſeiner Vaterſtadt, welche ihm den Oberbefehl über die vereinigte Flotte gegen die Perſer übertrug, rechtfertigte er auf eine ehrenvolle Weiſe dadurch, daß er den Feind an den Ufern des Fluſſes Strymon ſchlug, das Land eroberte, und Amphipolis gründete. Die Inſel Scyros, deren Bewohner ſich von Seeräubereien nährten, brachte er unter die Oberherrſchaft Athens, ſtiftete daſelbſt eine Colonie, und brachte von da die Gebeine des Theſeus nach Athen zurück. Nun ging er mit einer Flotte

Digitized by Google

von 300 Segeln nach Cypern, wo die perſiſche Flotte an der Mündung des Eurymedon vor Anker lag. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr ſchlug er den Feind aufs Haupt, eroberte 100 Schiffe, beſiegte noch an demſelbigen Tage die perſiſche Landarmee, und machte eine ſo unermeßliche Beute, daß Athen dadurch in den Stand geſetzt wurde, die ſüdliche Mauer der Acropolis zu erbauen, und zu den langen Mauern nach dem Hafen den Grund zu legen. Xerxes hatte er durch dieſe Großthaten ſo in Schrecken geſetzt, daß ſich der hochmüthige Orientale zu einem ſchimpflichen Frieden erniedrigen mußte. Wie früher die Liebe ſeiner Krieger, erwarb er ſich jetzt bei ſeiner Rückkehr nach Athen die Achtung ſeiner Mitbürger. Seine Gärten, von denen er die Verzäunungen ablegen ließ, ſo wie ſeine Tafel, ſtanden Jedem offen. Wenn er ausging, begleitete ihn eine Anzahl junger, wohlgekleideter und reichlich mit Gold verſehener Leute. Begegnete ihm ein Bürger in zerriſſener Kleidung, ſo ließ er einen von ſeinen Begleitern mit ihm den Anzug wechſeln, und erlaubte dies der Stand der Perſon nicht, ſo nahm er einem der Bedienten eine Summe Geldes ab, und brachte ſie heimlich dem Bedrängten in die Taſche. Auf ſeine Koſten verſchönerte er die Stadt mit herrlichen Spaziergängen, ſchmückte den Marktplatz mit Palmbäumen, und zierte die Akademie mit reizenden Gärten. Dieſe Freigebigkeit müſſen wir um ſo mehr bewundern, weil er damit keine ſtaatsgefährliche Zwecke zu erreichen ſuchte. Auf den Schlachtfeldern von Cherſoneſus, wo er die Perſer beſiegte, brach er ſich neue Lorbeern, und bei der Empörung der Thaſier (466 v. Chr.) eroberte er ihre Stadt, beraubte ſie ihrer Goldminen, und legte den Grund zu Amphipolis. Im dritten meſſeniſchen Kriege führte er die Hülfstruppen Athens Sparta zu, das aber dieſe Unterſtützung auf eine ſtolze Art abwies. So groß ſein Verdienſt um das Vaterland war, ſo entging er doch dem faſt allgemeinen Schickſale aller berühmten Feldherren dieſes Staates nicht. Perikles klagte ihn öffentlich an, Geſchenke des Königs von Macedonien angenommen, und dieſerhalb ſeine Eroberungen in Thracien pflichtwidriger Weiſe aufgegeben zu haben. So gut er ſich vertheidigte, und das Volk auf ſeine, das Gegentheil bezeugende, Thaten verwies, ſo wurde er dennoch durch den Oſtracismus verbannt. Er begab ſich nach Böotien, wurde aber bald wieder zurückberufen, und beurkundete durch ſeine Dienſte, wie ſehr er der zugefügten Beleidigungen vergeſſen habe. Athen hatte ſich nämlich in die Streitigkeiten Perſiens mit den Aegyptern gemiſcht, und ließ nun den Cimon mit einer Flotte gegen die Perſer auslaufen, der ihnen die Inſel Cypern entriß, ihre Flotte und bald darauf ihren Feldherrn Megabyzus in Cilicien ſchlug, wodurch ein neuer Friede (3535) mit den Perſern zu Stande kam. Während der angeknüpften Unterhandlungen ſtarb er, ob an einer Krankheit oder Wunde, iſt unbeſtimmt. In ihm verlor Athen einen ausgezeichneten Feldherrn und Patrioten.

Cincinnatus (Lucius Quintus), einer der edelſten Republikaner Roms, wurde 460 v. Chr. (294 v. R.) zum Conſul erwählt. In der Einſamkeit, auf einem kleinen Landgute lebend, fanden ihn die Abgeſandten des Senats, welche ihm dieſe Nachricht überbrachten, hinter dem Pfluge, in der ſchlichten Kleidung eines arbeitenden Landmanns. Er ſchien durch ihre ehrerbietigen Begrüßungen wenig gerührt; und als ſie ihm den Willen des Senats verkündeten, ließ er Bekümmerniß blicken, welche ſein Bedauern ausdrückte, daß man ſeiner Hülfe bedürfe. Die Annehmlichkeiten des ſtillen Landlebens dem Glanze eines beſchwerlichen Amtes vorziehend, ſagte er bei ſeinem Weggange zu ſeiner Gattin: „Ich fürchte, meine Attilia, daß unſer kleines Feld auf dieſes Jahr unbeſtellt bleiben wird.“ Er bekleidete dieſe Würde mit ſo vieler Geſchick-

lichkeit, Mäßigung, Menſchenliebe und Gerechtigkeit, daß das Volk ſein Verlangen nach neuen Geſetzen zu vergeſſen ſchien, und der Senat ihn noch länger zum Conſul zu behalten wünſchte. Nachdem er aber die Ruhe, die er ſo ſehr liebte, dem Volke wiedergegeben hatte, entſagte er ſeiner Ehrenſtelle, und begab ſich wieder auf ſein Landgut. Er hatte aber kaum ſein Amt niedergelegt, als ein neues Bedürfniß des Staats ſich nach ſeiner Hülfe ſehnte. Die Aequier und Volsker hatten den gegen ſie abgeſchickten römiſchen Conſul Minutius in einem engen Thale zwiſchen zwei Bergen eingeſchloſſen, und ihm nur die Wahl gelaſſen, durch den Hunger oder durchs Schwert umzukommen. Nicht gering war die Beſtürzung, als einige Ritter die Nachricht von dieſem unglücklichen Ereigniß nach Rom brachten. In der allgemeinen Verwirrung richtete Jedermann ſein Auge auf Cincinnátus, und man beſchloß, ihn zum Diktator zu ernennen. Der uneigennützige Cincinnatus, dem Rom ſein ganzes Schickſal anvertraute, wurde, wie vorher, von den Abgeordneten des Senats auf den Fluren ſeines kleinen Feldes angetroffen, welches er mit frohem Fleiße bebaute. Er erſtaunte Anfangs über die Zeichen einer unumſchränkten Macht, womit ihn die Abgeordneten bekleideten; noch mehr aber über die Ankunft der vornehmſten Senatoren, die ihm bei ſeiner Annäherung aus der Stadt entgegen kamen. Sobald er ſeine Diktatur in Rom angetreten, berief er alle Waffenfähige aufs Marsfeld, gebot ihnen, ſich zu rüſten, und mit einem Mundvorrathe auf fünf Tage zu verſehen. An der Spitze dieſes Heeres marſchirte er in größter Eile die Nacht durch, und hatte ſchon vor Tagesanbruch den Feind im Geſichte. Wie er ſich ihm näherte, befahl er ſeinen Kriegern, ein lautes Geſchrei zu erheben, um des eingeſchloſſenen römiſchen Conſuls Heer von nahender Hülfe zu unterrichten. Es kam zu einem hitzigen Treffen, und die Aequier geriethen meiſt Alle in die Gefangenſchaft. Obgleich er ihnen das Leben ſchenkte, ſo mußten ſie, zum Zeichen der Sklaverei, unter einem Joche hergehen, welches aus zwei gerade aufgerichteten Spießen, über welche ein anderer quer über gelegt war, in Geſtalt eines Galgens, beſtand; ihre Ober- und Unteranführer mußten ſeinen Triumphzug ausſchmücken. Die Plünderung des feindlichen Lagers überließ er ſeinen Soldaten, ohne das Geringſte für ſich ſelbſt zu behalten. Nachdem er alſo eine römiſche Armee vom unvermeidlichen Untergang gerettet, einen mächtigen Feind überwunden, legte er ſeine Diktatur wiederum nieder. Der Senat wollte ihn reichlich beſchenken, aber er ſchlug die Anerbietungen aus, und begab ſich wieder vergnügt auf ſein Landgut, in die Hütte der Mäßigkeit und Zufriedenheit. In ſeinem 80ſten Jahre bekleidete er noch ein Mal die Diktatur, als Sp. Málius ſeine herriſchen Plane zum Verderben der Republik verwirklichen wollte. Durch ſeine Klugheit und Beharrlichkeit wurde die Verſchwörung vernichtet, und Málius am Leben beſtraft. In Paris findet man in der Gallerie du Sénat conservateur eine von M. Chaubet verfertigte, überaus ſchöne Statue von Cincinnatus, welche ihn in dem Augenblicke abbildet, wo er von ſeinen Feldern zur Diktatur und zum Oberbefehl über das Heer berufen wird.

Cieco (Franz). Er lebte zu Ferrara, als epiſcher Dichter berühmt; ſeine Werke ſind ſpäterhin ſtellenweiſe von dem unſterblichen Taſſo nach geahmt worden. Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man übrigens ſehr wenig. Daß er bei dem Cardinal Hippolytus ſehr gut angeſchrieben, und wahrſcheinlich zu Ferrara geboren war, läßt ſich aus der Zueignungsſchrift ſeines epiſchen Gedichts Mambriano ſchließen, welches ſein ihn überlebender Verwandter Eliſeo Conoſciuti im Jahr 1509 herausgab. Es beſteht aus 45 Geſängen, in welchen die Begebenheiten eines aſiatiſchen Königs, deſſen Name dem Werke vorſteht, beſungen werden. Man kann nicht zweifeln, daß es zu jener Zeit für eines der erſten Meiſterſtücke der italieniſchen Literatur gegolten habe, und wenn es ſpäterhin weniger

geſchätzt wurd, ſo erklärt dies Zeno daraus, daß es nicht, wie der Orlando innamorato von Bojardo, das Glück hatte, einen Fortſetzer zu finden, der ſeinen Styl zugleich verbeſſerte.

Cinctus gabinus iſt nach Winkelmann, in ſeinen Anmerk. z. G. d. K. d. Alterth., ein Wurf der römiſchen Toga, den man ihr bei heiligen Verrichtungen, beſonders bei Entrichtung der Opfer, zu geben pflegte. Er beſtand darin, daß die Toga bis aufs Haupt herangezogen, und, die rechte Achſel frei laſſend, über die linke herabfiel, und unter der Bruſt quer herüber gezogen ward, wo der linke Zipfel mit dem zur rechten Hand gewunden, in dieſen hineingeſteckt wurde, ſo daß die Toga gleichwohl bis auf die Füße herabhing. Man ſieht dieſen Cinctus an der Figur des Mark Aurel auf einem Basrelief von deſſen Bogen zu Rom, wo er im Opfern begriffen iſt. Wenn die römiſchen Cäſarn mit einem Theile ihrer Toga aufs Haupt herangezogen vorgeſtellt ſind, ſo deutet dieſes hin auf das Hoheprieſteramt derſelben. Unter den Göttern iſt es gewöhnlich Saturn, den man mit bedecktem Haupte bis über den Scheitel abgebildet antrifft, und nur ein paar Ausnahmen von dieſer Bemerkung finden ſich an Götterfiguren vor; — die erſte findet man bei einem Jupiter, der Jäger genannt, auf einem Altare der Villa Borgheſe, wo er, auf einem Centaur reitend, das Haupt auf gedachte Art bedeckt hat. Ein ſolcher Jupiter heißt bei Arnobius Ricinïatus, weil der Theil der Kleidung, ſo das Haupt bedeckte, Ricinium hieß, und ſo ſtellt auch Martian Capella den Jupiter vor. — Die andere Ausnahme findet ſich bei einem Pluto unter den Gemälden des Naſoniſchen Grabmals. Virgils Commentator Servius ſtimmt Aeneide 7. 612. ſo ziemlich mit dieſer Erklärung Winkelmanns überein. — Die Urſache, warum dieſer Cinctus der Gabiniſche genannt wurde, liegt, nach Servius, darin, weil einſt die Bewohner Gabiums, einer Stadt in Campanien, als ſie, in Entrichtung der Opfer beſchäftigt, und vom Feinde unerwartet angegriffen, keine Zeit hatten, ihre Togen abzulegen, ſelbige, um im Kampfe nicht gehindert zu ſeyn, auf oben beſchriebene Art zurückgeworfen, und beide Zipfel um den Leib ſich gewunden hatten. Nach einer Stelle des Livius ſollte man ſchließen, daß ein, während dem die Gallier das Capitol belagerten, von Fabius Dorſo auf dem Quirinal in dieſer Tracht vorgenommenes und vom Feinde ſelbſt reſpectirtes Opfer den Römern dieſe Tracht zuerſt ehrwürdig gemacht habe. Ueblich war ſie den römiſchen Prieſtern bei den heiligen Umgängen, vorzüglich aber bei der Einweihung und der Opferverrichtung des Pontifex maximus; ferner den Feldherren, wann ſie, die beiden Decier nachahmend, in der Hitze des Treffens dem Vaterlande ſich weiheten, ſo wie wenn ſie den unnützen Theil der Beute verbrannten; dem Conſul, wann er die Pforten des Janus-Tempels eröffnete; ebenſo jenen Angeſtellten, welche die Beſtimmung hatten, den Scheiterhaufen vornehmer Leichen anzuzünden.

Cinna (Lucius Cornelius), ein Anhänger des Marius und heftiger Widerſacher des Sylla, ſtammte aus einer patriciſchen Familie. Er war ruhmſüchtig, hatte aber nicht die Geduld, die Zeit der Befriedigung ſeines Ehrgeizes ruhig abzuwarten; raſch, heftig und hartnäckig, aber zugleich kühn und tapfer; er war zufrieden, der Anführer des Volks zu werden, da er der Anführer des Senats nicht werden konnte. Um ſich Sylla's Abſichten zu widerſetzen, bewarb er ſich um das Conſulat, welche Würde ihm durch die Volksgunſt zu Theil ward. Kaum zu dieſem Ehrenpoſten gelangt, brach ſeine Feindſchaft gegen Sylla aus, indem er ihn der ſchlechten Staatsverwaltung anklagte. Sylla ſtellte ſich aber nicht, ſondern ging als Proconſul nach Aſien, und überließ Rom der Willkühr des Cinna. Nun gab er ein Dekret, in Folge deſſen die Bundesgenoſſen Theil an dem römiſchen

Bürgerrecht erhielten, deſſen Sylla ſie kurz vorher beraubt hatte. Er bildete eine Partei, welche ſeinen Geſetzvorſchlag unterſtützte, die neuen Tribus der Bundesgenoſſen aufzuheben, und ihnen durch Vermiſchung mit den ſchon vorher errichteten gleiche Vorzüge mit den Uebrigen zu ertheilen; dieſe Erklärung ſchien nichts weniger, als eine Kriegserklärung zu ſeyn, und es kam darüber mit ſeiner und der Partei der Patricier, an deren Spitze Octavius ſtand, auf dem Forum zu einer blutigen Fehde, worin Cinna geſchlagen, und aus der Stadt verjagt wurde. Cinna zog nach ſeiner Entfernung aus Rom von einer Bundesſtadt zur andern, eiferte gegen die Tyrannei der Patricier und ihre Ungerechtigkeit gegen die Bundesgenoſſen; lockte ſie durch neue Hoffnungen, gleiche Vorrechte mit den Römern zu genießen, auf ſeine Seite, und brachte ſie zu einem allgemeinen Aufſtand. Der Senat, der von dieſen feindlichen Unternehmungen mittlerweile Nachricht erhalten, verſetzte ihn in Anklageſtand, foderte ihn zur Verantwortung vor Gericht, und da er nicht erſchien, wurde er ſeines Bürgerrechts beraubt, ſeines Conſulats entſetzt, und der Prieſter des Jupiters, Lucius Merula, ſtatt ſeiner erwählt. Alle dieſe Beſchimpfungen dienten nur zur Vermehrung ſeiner Erbitterung. Er erſchien vor Capua, wo ein Theil röm. Truppen ſtand, und brachte ſie durch ſeine Thränen und Betheuerungen dahin, daß er von ihnen zum Conſul erwählt, und gegen die Verordnung des Senats mit den Zeichen ſeiner Würde bekleidet wurde. Indem ſich ſo die Größe ſeines Anhangs vermehrte, lief die Nachricht ein, daß Marius auf dem Wege ſey, ſich mit ihm zu vereinigen. Nach der Ankunft des Marius ſetzte ſich Cinna mit ſeinem Heere in Bewegung, marſchirte in die Hauptſtadt, und ließ das Volk zuſammen berufen, um das Verbannungsdekret des Marius, welcher vor den Thoren hielt, zurück zu nehmen. Kaum hatten drei Tribus ihre Stimmen gegeben, als Marius (ſ. d. Art.) ebenfalls mit ſeinem Heerhaufen in die Stadt eintrat, und ein ſchreckliches Blutbad anrichtete. Nachdem ſo die Leidenſchaften der Rache befriedigt, und Rom mit dem Blute ſeiner erſchlagenen Bürger überſchwemmt war, ließ ſich Cinna mit Marius zum Conſul ernennen. Bald erſchien aber Sylla; und da man von ſeinen Abſichten durch einen Drohbrief an den Senat ſchon unterrichtet war, zog ihm Cinna mit einem Heere entgegen, wurde aber noch, ehe man mit ihm zuſammen traf, bei einer Empörung ſeiner Soldaten ermordet. — Cinna (Cornelius), ein Enkel des Pompejus von ſeiner Tochter Pompeja, war das Haupt der Verſchwörung gegen den Kaiſer Auguſtus. Als ihre Plane entdeckt wurden, ließ Auguſtus, auf den Rath der Livia, Cinna vor ſich kommen, warf ihm auf eine rührende Art ſeine Undankbarkeit vor, verzieh ihm, bekleidete ihn noch mit dem Conſulate, und beſchenkte ihn ſo mit Großmuth, daß Cinna der treueſte Anhänger Auguſts bis zu ſeinem Tode blieb. Dieſe hiſtoriſche Thatſache begeiſterte den Peter Corneille zu ſeiner berühmten Tragödie: Cinna.

Cino von Piſtoja wurde 1270 zu Piſtoja, einem Städtchen in der toskaniſchen Provinz Florenz geb. Er hieß mit ſeinem Familiennamen Sinibaldi, nannte ſich nach damaliger Sitte nach ſeinem Geburtsorte, da Piſtoja. Er ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft auf der damals weltberühmten Univerſität Bologna. Nach Beendigung ſeiner Studien kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo er, bis zum Ausbruche der blutigen Kämpfe unter den beiden Parteien, der Schwarzen und Weißen (der neuen Guelfen und Gibellinen) 1307 ein öffentliches Amt mit Ruhm bekleidete, jetzt aber die Flucht ergriff. Er begab ſich zu einem Freunde auf der Gränze der Lombardei, der, wie er ſelbſt, auf der Seite der Weißen ſtand, wo ihn deſſen Tochter Selvaggia zur Dichtkunſt ſoll begeiſtert haben. Cino durchſtreifte hierauf die

Lombardei und Frankreich, und nach ſeiner Rückkehr in Italien gab er 1314 zu Bologna ſeinen Commentar über d n Codex heraus. Dieſes Werk, welches er innerhalb zwei Jahre vollendete, erregte, wegen ſeines Umfangs und der Schwierigkeiten der abgehandelten Materien, allgemeine Bewunderung. Die juriſtiſche Fakultät erhob ihn dafür zum Doktor der Rechtsgelehrſamkeit. Er verlebte mehrere Jahre zu Perugia, wo der in der Folge ſo berühmt gewordene Bartolo ſein Schüler ward. Ob er, wie Einige behaupten, zu Bologna, Siena, und ſelbſt zu Paris gelehrt habe, bleibt dahingeſtellt; gewiß iſt es aber, daß er 1334 auf der Univerſität Florenz als Profeſſor über das Civilrecht Vorleſungen gehalten hat. Fälſchlich giebt man Petrarca und Boccaccio für ſeine Schüler aus. Ums Jahr 1336 kehrte Cino nach Piſtoja zurück, wo er noch in demſelben Jahre ſtarb. Sein Commentar übertraf Alles, was in der Art bisher erſchienen war, und mußte mehrmal wieder gedruckt werden. Als Dichter verſchaffte er dem toskaniſchen Dialekte eine entſcheidende Authorität. Es mußte nur ein toskaniſcher Dichter von höher ſtrebendem und ſelbſtſtändigerm Geiſte kommen, und ſich des immer noch einförmig im Styl der Provenzalen verarbeiteten Stoffs nach neuen Ideen bemächtigen, und die Bahn war für eine Reihe glücklicher Nachfolger gebrochen. Cino's Gedichte wurden zu Rom 1558 gedruckt, und ſehr begierig geleſen. Die vollſtändigſte Ausgabe davon wurde von Ciampi beſorgt, und mit Cino's Lebensbeſchreibung verſehen, Florenz 1812. 2te Auflage.

Cinque Ports ſind die 7 (unter Wilhelm dem Eroberer waren deren nur fünf) engliſchen Häfen: Dover, Sandwich, Rumney, Haſtings, Hythe, Winchelſea und Rye, die Frankreich gegenüber liegen, und vor allen andern gegen Einfälle zu ſichern ſind. Sie haben viele Freiheiten und einen beſondern Aufſeher, den Lord Warder of the cinque Ports, der jährlich 3000 Pfund Sterling Gehalt, nebſt der Admiralitätsgerichtsbarkeit hat, und von der engliſchen Admiralität eximirt iſt.

Circaſſien, Tſcherkeſſien, eine Landſchaft in Aſien, längs dem Nordcaucaſus vom ſchwarzen bis zum caspiſchen Meere. Die Einwohner, Adigé genannt, bei den Türken und Tataren Tſcherkaſſen, d. i. Wegabſchneider, Straßenräuber, bekannten ſich ſonſt zur griechiſchen Religion, die aber jetzt bis auf die Lehre von der Einheit Gottes, die Sonntagsfeier und die großen Faſten meiſtens vergeſſen iſt; die Vornehmen ſind Muhamedaner, aber ohne Moſcheen und Mollas; auch beweiſen ſie ihren Glauben größtentheils nur durch die Enthaltung von Branntwein und Schweinefleiſch. Die Einwohner ſind ſehr ſchön, die Männer von hohem Wuchs und regelmäßiger Bildung, die Frauen von zarter Geſtalt, weißer Haut, dunkelm Haar, regelmäßigem Geſicht, ſchlankem Wuchs, vollem Buſen; die circaſſiſchen Sklavinnen ſind daher im ganzen Orient berühmt. Der circaſſiſche Fürſt oder Edelmann, d. i. jeder, der nicht dient, und ein Pferd beſitzt, iſt ſtets mit Dolch und Piſtolen bewaffnet, und geht ſelten aus dem Hauſe ohne Säbel und Köcher; Helm und Panzer bedecken Kopf und Bruſt. Der Unterthan iſt des Fürſten Eigenthum, doch darf er ihn nicht verkaufen, und Abgaben von ihm fodern; er verpflichtet ihn nur zu perſönlichen Dienſten. Heilig iſt ihnen das Gaſtrecht, Kunadi genannt, und die Blutrache an dem Mörder eines ermordeten Verwandten, und kein Geld kann ſie verſöhnen. Häufig gehen ſie auf Raub aus; ſonſt ſind Vieh-, beſonders Pferdezucht, Jagd, Krieg und Sklavenhandel ihre Hauptbeſchäftigungen. Sie haben keineStädte, ſondern nur Dörfer und Flecken. Die kabardiniſchen Tſcherkeſſen zählen 1.500 Usden (Adeliche) und über 10.000 Bauern. Die Tſcherkeſſen enthalten mehrere kleine, zum Theil durch eidgenoſſenſchaftliche Verbinduug vereinigte, oft auch einander bekriegende Herrſchaften, unter ſehr verſchiedenartiger Regierung von Erbfürſten, die übrigen beſtehen aus

Digitized by Google

den Freigelaſſenen der Fürſten und Usden, die dadurch ſelbſt Usden geworden ſind, aber in Hinſicht des Kriegsdienſtes ihren ehemaligen Herren unterthänig bleiben; aus den Freigelaſſenen dieſer neuen Edelleute und Leibeigenen, die wieder in Ackerbauer und Dienſtboten der höhern Klaſſen zerfallen. — Ein Theil von Circaſſien, Kabarda genannt, iſt ſehr fruchtbar, obgleich der Winter rauh, und die Wärme von nicht langer Dauer iſt. Der Bergbau wird von den Circaſſiern gänzlich vernächläſſigt. Den meiſten Fleiß verwenden ſie auf die Viehzucht; ihre Pferde zeichnen ſich aus durch Schönheit, Kraft und Schnelligkeit. — Die Ehen werden unter ihnen nach Reichthum und Geburt geſchloſſen. Nach der Geburt eines fürſtlichen Kindes wird daſſelbe aus dem älterlichen Hauſe entfernt, und einem Edelmanne zur Erziehung übergeben. Der Knabe wird unterrichtet im Jagen, Rauben und Kriegen, das Mädchen im Sticken, Nähen und Strohflechten. Nach dem Verfall des chazariſchen Reichs waren die Circaſſier den Arabern und Tataren unterworfen, und wurden gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Vaſallen der Ruſſen, denen ſie auch jetzt wieder unterworfen ſind, nachdem ſie einige Zeit den Chanen der Krim zinsbar geweſen ſind.

Circe, die Tochter des Titan (Sol) und der Perſe, und Schweſter des kolchiſchen Königs Aiätes. Sie floh aus Kolchis auf die Inſel Aeaea, und lebte dort in einem Thale in einem marmornen, von Löwen und Wölfen bewachten, Pallaſte, welche ihr Zaubertrank gezähmt hatte. Vier Flußnymphen waren ihre Dienerinnen, und bei Weben und Geſang floh ihr ſchnell die Zeit dahin. Odyſſeus landete auf ſeiner Irrfahrt an ihrer Inſel, und ein großer Theil ſeiner Gefährten, die zur Ausforſchung der Gegend von ihm ausgeſchickt, und zu dieſer mächtigen Zauberin gekommen waren, wurden von ihr in Schweine verwandelt; nur Einer entrann, um die traurige Botſchaft zum Odyſſeus zu bringen. Dieſem gelang es nur durch die Hülfe des Merkur, von ſich ſelbſt ſowohl das Schickſal ſeiner Gefährten abzuwenden, als auch deren Entzauberung zu bewirken. Odyſſeus lebte darauf ein ganzes Jahr in Liebe mit ihr, nachdem ſie den Eid geſchworen hatte, ihm kein Leid zuzufügen. Als Odyſſeus auf ſeine Abreiſe drang, gab ſie ihm den Rath, in die Unterwelt hinabzuſteigen, um von dem blinden Seher Tireſias den Rückweg in ſeine Heimath kennen zu lernen. Nach ſeiner Rückkehr aus dem Orkus kam er noch ein Mal zu ihr zurück, und ſie entließ ihn darauf mit weiſen Rathſchlägen und verſah ihn reichlich mit allen Bedürfniſſen.

Circenſiſche Spiele wurden bei den Römern diejenigen National-Beluſtigungen genannt, welche ſie auf dem Circus Maximus, oder auch auf dem Campus Martius zu halten pflegten. Schon in den Zeiten des Romulus kannte man dieſe Spiele unter dem Namen Consualia, die zur Feier des Meeresgottes Neptunus angeſtellt wurden. Die Koſten zu den jährlichen Spielen des Circus wurden aus dem öffentlichen Schatze beſtritten, und ihre Summe erreichte zu den Zeiten des puniſchen Kriegs ſchon die Höhe von mehr als 100.000 Fl. Unter den Imperatoren ſchritt die Verſchwendung bei dieſen Beluſtigungen über die Gränzen der Denkbarkeit. „Brod und circenſiſche Spiele!" war das Looſungswort des römiſchen Volkes, und hiermit waren die Bedürfniſſe, welche ihm zur andern Natur geworden, angegeben. Die vorzüglichſten unter dieſen Spielen waren die Ludi Romani oder magni. Das Begehen dieſes Feſtes geſchah, nach der Erzählung des Dionys von Halicarnaß, auf folgende Art. Man nahm die Statuen des Jupiters, der Juno und der Minerva aus ihren Tempeln, und führte ſie in einem eigends dazu beſtimmten bedeckten Wagen in den Tempel des Jupiter Capitolinus. Die Feierlichkeiten, welche hierbei beobachtet wurden, glichen einer Art von Proceſſion. Von da ging der Zug

Digitized by Google

über das Forum und Velabrum in den Circus. An der Spitze dieſes feſtlichen Zuges wurde das Bild der Fortuna alata (der geflügelten Glücksgöttin) getragen, welche einen Palmenzweig und eine Krone in ihren Händen hielt. Ihr folgte Jupiter mit den Attributen des Blitzes, Juno mit ihrem Favoriten, dem Pfau, Minerva mit Helm und Lanze, nach ihnen Neptun, Ceres, Apoll, Diana, und alsdann die Bilder der Imperatoren, welche der Römer Wahn vergöttert hatte, auf herrlichen Wagen, mit den ſchönſten Vierfüßlern, Hirſchen, Rehen, Panthern ꝛc. beſpannt. Den Nachzug zierten Knaben, deren beiderſeitige Aeltern noch lebten; ſie leiteten die Pferde an verbrämten Zügeln, welche auf der Rennbahn ihre Schnelligkeit erproben ſollten. Ihnen folgten 15 bis 16jährige Jünglinge aus dem Geſchlechte der Patrizier, und der Götterzug wurde durch die Magiſtratsperſonen der Stadt, den Senat und die Ritter, theils zu Pferde, theils zu Fuß, geſchloſſen. Nun erſchienen die 2- und 4ſpännigen Rennwagen, Fechter, Ringer, Läufer ꝛc., welche, bis auf eine Bekleidung um die Hüften, nackt waren. Dann kamen die Tänzer, Männer, Jünglinge und Kinder. Alle trugen violette Kleider, einen meſſingenen Gürtel, und waren mit Degen und Spieß bewaffnet. Das Haupt der Männer zierte ein Helm. Vorauf ging ein Mann, welcher die Bewegungen des Tanzes zeigte, und ihm folgten Einige, die auf der Tuba, auf Flöten, auf einer Art Becken, oder der ſiebenſaitigen Zither ſpielten. Gleich hinter ihnen kam ein ſilenen- oder ſatyrnähnlich gekleideter Trupp, welcher durch allerlei Sprünge und Kurzweil beluſtigte, und es ſchloß ſich dann eine Schaar Muſikanten an. Jetzt erſchien das religiöſe Schaugepränge. Zuerſt feſſelten das Auge ſchöne Knaben (camilli), welche als Diener der Prieſter ein offenes Weihrauchskäſtchen in der Linken und den Opferkranz in der Rechten trugen. Ihnen folgten die Opferdiener mit verſchiedenen Opfergeräthſchaften in den Händen, die Haruſpices mit ihren ſpitzigen Meſſern, womit ſie aus den Eingeweiden der Opferthiere die Zukunft weiſſagten, und nach dieſen die Opferſchlächter, die bekränzten Opferthiere zum Altare führend. Hinter ihnen ſchritten die Prieſterkollegien, der Pontifex Maximus mit umhülltem Haupte, und der Opferſchaale in der Hand; dann die Flamines mit ihren zugeſpitzten Mützen, einen Stab und Oelzweig in der Hand haltend; alsdann die Auguren mit verhülltem Haupte, und dem Lituus, die Quindecemviri mit den heiligen ſibylliniſchen Büchern, die veſtaliſchen Jungfrauen mit verhülltem Haupte und Kinn, in der Hand den Oelzweig und die Opferſchaale haltend; und zuletzt die geringeren Prieſterorden. Den Beſchluß machte ein Zug von Götzenbildern in griechiſcher Form, die aber nicht gefahren, ſondern getragen wurden. Bisweilen ſah man auch auf prächtigen Wagen die von feindlichen Völkern erbeuteten Schätze und Fahnen zur Schau führen. War der Zug im Circus angekommen, ſo ging er einige Mal um die Spina deſſelben herum, worauf die Conſuln und Prieſter den Gottheiten, welchen die Altäre auf der Spina gewidmet waren, das feierliche Opfer darbrachten. Die Zuſchauer nahmen ihre Plätze ein, die Muſikchöre begaben ſich auf die über den Zuſchauern angebrachten Sitze, ließen ihre Inſtrumente ertönen, und jetzt nahmen die Spiele ihren Anfang. Dieſe beſtanden 1) im Wettrennen zu Pferd und zu Wagen. Erſteres war nur ein Vorſpiel zum Wettrennen mit Wagen. Bevor dieſes ſeinen Anfang nahm, wurde durchs Loos entſchieden, in welcher Abtheilung jeder Wagen im Anfang ſtehen ſolle; denn die mittleren hatten Vortheil, und die äußeren mußten einen großen Kreis beſchreiben. Damit nun alle zu gleicher Zeit abfuhren, war ein Seil geſpannt, welches auf ein gegebenes Zeichen herunter gelaſſen wurde. Das ganze Wettrennen beſtand in 24 Miſſus, und jeder Miſſus aus 7 Umläufen (Spatiis) um die Metas. Jeder Miſſus betrug 1½ deuſche Meile, und dieſen Weg konnten die Wettfahrer in einer

Digitized by Google

Stunde vollenden. Wer den ſiebenmaligen Umlauf um die Spina, oder einen Miſſus, zuerſt endigte, der ſprang auf die Meta, und erhielt als Sieger einen Palmzweig und eine Krone, oder auch eine beträchtliche Summe Geldes. Die Wagen waren klein, leicht gebaut, und hatten ſehr niedrige Räder, ſo daß man ſchnell herunter ſpringen konnte, wenn man fürchtete, umgeworfen zu werden. Die Pferde hierzu kamen aus fremden Ländern, und welche mehrmalen geſiegt hatten, wurden auf Koſten des Staats unterhalten. Gewöhnlich ſpannte man 2 und 4 Pferde vor einen Rennwagen (quadrigae). 2) **Gymnaſtiſche Uebungen.** 3) **Trojiſche Spiele,** Uebungen zu Pferde, welche die Söhne römiſcher Ritter anſtellten, um ſich dadurch Sicherheit und Gewandtheit zu Pferde, und Fertigkeiten in allerlei kriegeriſchen Uebungen zu erwerben. Aeneas brachte dieſe zuerſt in Sizilien auf; von da kamen ſie zu den Lateinern, und von dieſen zu den Römern. Die jungen Leute theilten ſich in mehrere Haufen, jeden von 12 Perſonen. Sie führten Waffen von Horn, einen kleinen Wurfſpieß, Bogen und Pfeile. Jeder Haufe hatte einen Anführer, der princeps Iuventutis hieß. Unter ſeinem Befehle zogen ſie in den Circus, ſprengten auf einander los, machten allerlei Schwenkungen und Waffenübungen, und zogen dann wieder ab. Unſtreitig hat unſer Carouſſel Aehnlichkeit mit dieſen Uebungen. 4) **Thiergefechte,** in welchen man entweder Thiere mit Thieren oder mit Menſchen fechten ließ. Oft zwang man Verbrecher dazu, oder nahm ſolche an, die ſich freiwillig dargeboten, und um Ehre oder Lohns willen fechten wollten. Zu dieſen grauſamen Volksbeluſtigungen ſchaffte man eine unglaubliche Menge Thiere von allen Gattungen und aus allen Erdtheilen herbei und verwandte unglaubliche Koſten darauf. In ſeinem 2ten Conſulate gab **Pompejus** 500 Löwen auf einmal mit 18 Elephanten zu einem Thiergefechte her, welche in 5 Tagen getödtet wurden. 5) **Nachahmungen von Seegefechten** (Naumachien); Cäſar gab die erſten. Man ſetzte dabei den Circus unter Waſſer.

Circumferentor, ein mathematiſches Inſtrument, welches vorzüglich bei Landesvermeſſungen gebraucht wird, um Winkel mit Hülfe der Bouſſole zu meſſen, doch kann man ſich deſſen nur dann bedienen, wenn keine außerordentliche Richtigkeit erfodert wird.

Circumpotatio, auch **Silicernia** von den Römern, und **Perideipnon** und **Necrodeipnon** von den Griechen genannt, war ein bei den Athenern und Römern üblicher **Leichenſchmaus** oder **Troſtwein,** wobei man die traurigen Vorſtellungen menſchlicher Nichtigkeit bei den Begräbniſſen guter Freunde durch Bacchus Freudenbecher zu verſcheuchen ſuchte. Die Römer hielten immer ſehr feſt auf dieſe Leichenmahlzeiten, und gaben nicht nur den Verwandten des Verblichenen, ſondern mitunter auch dem Volke durch eine Fleiſchſpende (visceratio) dergleichen, und in dieſer Abſicht pflegten Sterbende oft gewiſſe Gelder auszuſetzen. Dergleichen Trauerſchmäuſe begingen die Griechen am 7ten Tage nach dem Begräbniſſe. Schön beſchreibt uns **Homer** das Trauermahl bei **Hektors** Begräbniß, ſo wie jenes, welches **Achill** beim Tode ſeines Freundes **Patroclos** veranſtaltete. Die Brocken, ſo bei dieſen Mählern vom Tiſche fielen, ſo wie alle ſonſtigen Reſte des Mahls waren den **Manen** des Verblichenen geweihet, und wurden auf deſſen Grab gebracht. Es zeugte alſo entweder von großem Geize oder von dringender Armuth, wenn Jemand ſeine Speiſen von den Gräbern herholte. In ſpätern Zeiten wurden bei dieſen Trauerſchmäuſen außer dem Fleiſche, auch verſchiedene Hülſenfrüchte, eben ſo Lattich, Peterſilie, Eier u. ſ. w. vorgeſetzt. Bei ſolcher Gelegenheit wurden denn auch Lieder zu des Verſtorbenen Lobe geſungen, wenn auch übrigens dieſer zum eigentlichen Lobe keinen Stoff lieferte; genug der Wein und das Ver-

gnügen löſeten bei der Tafel die Zungen zum Ruhme deſſen, dem man dieſe frohe Zuſammenkunft verdankte. Wollten daher die Griechen einen echten Taugenichts ſchildern, ſo ſagten ſie, man könne dieſen auch nicht einmal bei ſeinem Troſtwein loben.

Circumvallationslinien (Rückwehr), Laufgräben und Bruſtwehren, welche eine Belagerungsarmee nicht nach der Feſtung, ſondern nach dem freien Felde zu aufwirft, um ſich zu vertheidigen, wenn ein Heer zum Entſatz der Feſtung ſich nähern ſollte. In dieſem Falle werden die nach der Feſtung zu aufgeworfenen Parallelen oder Laufgräben, um die Belagerer vor den Ausfällen aus der Feſtung zu ſichern, Contravallationslinien genannt.

Circus hieß bei den Römern diejenige Art von Gebäuden, wo zu Ehren irgend einer Gottheit allerlei öffentliche Nationalſchauſpiele, Wettrennen, Jagden, athletiſche Kämpfe, Luſtgefechte u. dergl. gegeben wurden. Die äußere Geſtalt des Circus ſah einem Dachziegel ähnlich, ſo daß drei Seiten rechtwinklicht an einander geſetzt waren, und die vierte einen Halbcirkel bildete. Ihre Form war länglich, und die der beiden langen Seiten, welche den Halbcirkel mit einander verbanden, parallelförmig. Sie waren ohne Dach, in der geraden kurzen Seite befand ſich der Eingang; und inwendig an jeder Seite deſſelben ſechs Hallen (Carceres), wo Pferde und Wagen hielten. Vor den Carceres war eine weiße Linie gezogen, bei welcher die Pferde das Rennen anfingen. An den beiden langen und krummen Seiten erhoben ſich die Sitze für die Zuſchauer, welche ſich ſtufenweiſe über einander erhöhten. Die Sitze der Schauluſtigen ſelbſt ſtützten ſich auf feſte Gewölbe, welche auf ſtarken Pfeilern ruhten. Unter dieſen befand ſich, ein 10 Fuß breiter und eben ſo tiefer Waſſergraben, von dem Arme des böotiſchen Meeres Euripus genannt. Er bildete gleichſam eine Scheidewand zwiſchen den wilden Thieren und Zuſchauern. Auf der Seite der Flügel hatte der Euripus ein Geländer. In der Mitte des freien Platzes, welcher mit weißem Sand beſtreut war, und wo die Schauſpiele gegeben wurden, befand ſich die Spina, eine 6 Fuß hohe und 12 Fuß breite Mauer, die den Circus in zwei gleiche Theile abſonderte. An beiden Enden der Spina waren zwei ſtarke Fußgeſtelle befindlich, welche mit Pyramiden ausgeſchmückt waren, auf deren Spitze 7 ſteinerne Eier lagen. Dieſe kegelförmigen Pyramiden waren das Ziel bei dem Wettlaufe, und ſtanden im Circus Maximus von der Spina abgeſondert, wiewohl in grader Linie mit ihr. So oft die Zahl der Umläufe, deren 7 waren, bemerkt werden ſollte, wurde eine jener ovalrunden Kugeln (ova) herunter genommen. Von außen war der Circus mit Krambuden und öffentlichen Plätzen umgeben. Unter den vielen Gebäuden, welche Rom der Art hatte, war der Circus Maximus das vorzüglichſte. Er lag in dem elften Quartiere von Rom, in dem murciſchen Thale, zwiſchen dem palatin. und aventin. Hügel, und wurde deßhalb der Maximus genannt, weil er an Größe, Pracht und Raum alle andern übertraf. Die Zahl der Zuſchauer, welche er faſſen konnte, belief ſich nach der geringſten Angabe auf 150.000, nach der größten, auf 380.000. Dem Tarquinius Priscus verdankt er ſeinen Urſprung, welcher die im Kriege gegen die Lateiner gemachte Beute zur Verherrlichung der öffentlichen Schauſpiele und zur Gründung dieſer berühmten Rennbahn verwandte. In der Folge wurde ſeine vorhin beſtimmte Größe erweitert; durch Julius Cäſar aber erhielt er jene merkwürdige Vollkommenheit. Claudius ertheilte ihm ein großartiges und prachtvolles Anſehen; unter Nero brannte er ab; und unter Antonius Pius ſtürzte er ein. Obſchon er wieder aufgeführt wurde, ſo haben ſich doch nur noch einige Spuren von ihm in der Gegend von Valla di Cerchi erhalten. Außer dieſem Circus Maximus gab

es noch viele andere, die dem Maximus aber an Pracht und Größe bei Weitem nachſtanden.

Cirkel. Was dieſer Begriff in mathematiſcher Hinſicht bedeutet ſ. Kreis, Als mechaniſches Werkzeug, welches aus Meſſing, Eiſen oder Stahl verfertigt wird, nennt man a) den Haarcirkel, welcher einen Gegenſtand bis auf die Feinheit eines Haares bemeſſen; b) den Reduktionscirkel, der eine ſolche Einrichtung hat, daß er einen Cirkel in gewiſſe Theile eintheilen kann; c) den Proportionalcirkel, welcher zwei Lineale von gleicher Größe vorſtellt, die ſich wie ein Cirkel im Kopfe öffnen laſſen; den Stangencirkel, Reißcirkel, Federcirkel, Seecartencirkel, dreibeiniger Cirkel, Hohlcirkel u. a. m. — In der Logik hat das Wort eine ganz eigene Bedeutung in der Lehre von den Definitionen und Beweiſen erhalten. In den Erklärungen wird ein Cirkel begangen, wenn man das Erklärte wieder in das Erklärende einmiſcht, mithin es von ſich ſelbſt als Merkmal prädizirt. Z. B. Schönheit iſt die ſchöne (Cirkel) Beſchaffenheit eines Dinges; Geſetz iſt eine geſetzliche Vorſchrift. In dieſem Falle iſt der Cirkel unmittelbar. Wenn aber das Erklärte erſt in der Nebenerklärung zum Vorſchein kommt, ſo iſt mittelbar oder entfernt. Z. B. Geſetz iſt die Willenserklärung eines Obern, und ein Oberer iſt derjenige, welcher Geſetze giebt. Auch kann der mittelbare Cirkel hinausgeſchoben ſeyn; z. B. wenn die vorige Definition hieße: ein Oberer iſt derjenige, welcher Andere beherrſcht, und andere beherrſchen heißt, ihnen Geſetze geben. Der Cirkel in den Erklärungen kann aber, er mag unmittelbar oder mittelbar ſeyn, ſowohl offenbar, als verſteckt ſeyn, je nachdem man das Erklärte mit denſelben oder andern gleichgeltenden Worten wiederholt. In den vorigen Beiſpielen war er offenbar. Verſteckt würde er in folgenden Erklärungen ſeyn: Recht iſt die Befugniß, etwas zu thun oder zu laſſen, — Dankbarkeit iſt die Tugend der Erkenntlichkeit. Verſteckte Cirkel in den Definitionen, beſonders wenn die zugleich mittelbar oder entfernt ſind, kommen ſehr häufig vor, indem man ſich ſehr leicht durch die Verſchiedenheit des Ausdrucks täuſchen läßt, ſo daß man ſich einbildet, die Begriffe erklärt zu haben, während man nur die Ausdrücke gewechſelt hat. Die Alten nannten den Cirkel in den Erklärungen Diallele, weil man dann Erklärtes u. Erklärendes gegenſeitig durch einander erklärt. In den Beweiſen wird ein Cirkel begangen, wenn man das zu Erweiſende ganz oder zum Theil zum Beweisgrunde ſelbſt nimmt. Zu einem Cirkelbeweiſe gehören eigentlich zwei Beweiſe, welche ſich ſo zu einander verhalten, daß der Vorderſatz des Einen durch ſeinen eigenen Schlußſatz im Andern erwieſen wird. Oft pflegt man dieſen handgreiflichen Fehler durch Zwiſchenſätze oder Veränderung des Ausdrucks zu verſtecken. So haben Manche das Daſeyn Gottes aus der Offenbarung, die Offenbarung aber aus den Eigenſchaften Gottes, ſeiner Allmacht, Güte, Weisheit, Wahrhaftigkeit u. ſ. w. beweiſen wollen. Nun aber ſetzen dieſe Eigenſchaften, wenn Gott dadurch wirken ſoll, deſſen Daſeyn als nothwendige Bedingung voraus. Im erſten Beweiſe war alſo das Daſeyn Gottes principiatum, und die Offenbarung principium, im zweiten fand das umgekehrte Verhältniß Statt. Eben ſo beweiſet Plato die Unſterblichkeit der Seele unter andern dafür angeführten Gründen im Phaedon auch aus deren Einfachheit (10 B. der Republik), die Einfachheit der Seele aber wieder aus deren Unſterblichkeit, und begeht ſo einen Cirktl im Beweiſen.

Cis bezeichnet in der Muſik die zweite Stufe der Tonleiter, wenn es aber durch ein Doppeltkreuz (Parallelzeichen) erhöht wird, ſo heißt es Cisdur, (die harte Tonart), um einen halben Ton herabgeſetzt, nennt man es Cis-

mol, (die weiche Tonart), welche ſich beſonders eignet, um ſanfte Klagen und Gefühle des Herzens auszudrücken. (S. Ton, Tonart.)

Ciſalpiniſche Republik, ſ. lombardiſch-venetianiſches Königreich.

Ciſrhenaniſche Republik. Im Jahre 1797 traten mehrere am Rhein gelegene Städte, namentlich Aachen, Bonn und Cöln, in eine Verbindung, erklärten ſich unter dem Schutze der franz. Republik für unabhängig, und proklamirten ſich im September dieſes Jahres als eine ciſrhenaniſche Republik. Da indeſſen in dem Friedensabſchluſſe von Campo-Formio 1797 im Oktober die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich beſtimmt wurde, mithin die ciſrhenaniſche Republik ohnedies mit Frankreich vereint wurde, ſo iſt dieſelbe kaum dem Namen nach bekannt geworden, und ſie hat gleich zu Anfang das Loos untergehen müſſen, das ſo manche in jenen Jahren geſchaffene Republik bald nachher erfahren hat.

Ciſtenroſe (die krauſe), eine ſehr zierliche Strauchart, und durchaus für einen Zimmergarten geeignet. Sie iſt in Portugal und Spanien zu Haus, liebt eine ſchwere Erde mit gutem Lehm vermiſcht, und im Sommer viel Waſſer. Sie läßt ſich bei 1 bis 5 Grad Wärme durchwintern, und prangt mit ihrer purpurfarbigen Blume im Junius und Julius. — Die ſalbeiblättrige Ciſtenroſe hat ihre Heimath in Krain, Italien, Sicilien, Frankreich und in der Schweiz; im Mai, Juni und Juli zeigt ſich ihr weißer Blumenflor, durchwintert ſich, wie die vorige, liebt eine Thonerde und viel Waſſer. — Hiervon giebt es eine ſehr ſchöne Spielart mit roſenfarbigen Blumen.

Ciſterne (Hälter), ein Waſſerbehälter oder eine Grube, wo möglich ausgemauert, worin man Regen- oder anderes Waſſer ſammelt. Die Ciſternen ſind im Orient und in Spanien üblich, auch auf Bergfeſtungen. In Paläſtina giebt es deren ſeit den älteſten Zeiten, ſowohl zum Privat- als auch zum öffentlichen Gebrauche. Da es gewöhnlich nur im Frühjahr und im Herbſte regnet, ſo muß man auf dem Lande, wie in der Stadt, das Waſſer in Behältern aufſparen. Man hat Ciſternen gefunden, von 150 Schritt Länge und 54 Schritt Breite. In Ramah befindet ſich eine von 32 Schritt Länge und 28 Schritt Breite. Die koſtbarſte von allen befindet ſich in Conſtantinopel, deren Gewölbdecke auf 212 Säulen ruht, wovon jede eine Elle im Durchmeſſer hat. Im Alten Teſtament werden die Ciſternen oft auch Brunnen genannt.

Ciſterzienſer, ſ. geiſtliche Orden.

Citadelle, eine neben einer Stadt, oder größern Feſtung, angelegte kleinere Feſtung von 4 — 5 Bollwerken, um dieſelbe zu beſchützen, oder auch um die, unter den Einwohnern etwa entſtehenden, Empörungen zu unterdrücken.

Cithara, ein muſikaliſches Inſtrument der Griechen und Römer, deſſen Erfindung dem Apollo zugeſchrieben wird. Obgleich die Cithara von der Lyra ſich unterſcheidet, ſo werden doch beide Inſtrumente von den Dichtern mit einander verwechſelt, wie dieſes von Ovid in ſeinen Faſtis in der Erzählung von Arion geſchieht. Iſidor beſchreibt uns die Cithara auf folgende Weiſe: „Die Cithara ſoll, ihrer erſten Geſtalt nach, die Figur der menſchlichen Bruſt gehabt haben — denn die Bruſt heißt im doriſchen Dialekte Kithara. — In der Folge hat man mehrere Arten erfunden, und ſo ſind die Pſalteria, Lyra, Barbito, Phönicea, Pectides, Chelis u. a. m. entſtanden. Die barbariſche Cithara anderer nicht griechiſchen Völker ſieht ungefähr wie ein griechiſches Delta aus. Alle Citharen haben unten einen hohlen Boden von Holz." Ueber die Zahl der Saiten auf der Cithara iſt man nicht einig indem Einige 24, Andere nur 9, und Andere noch weniger an-

nehmen. Die Saiten werden mit der linken Hand gegriffen, und mit der rechten durch das Plectrum gerührt. In der Bibel überſetzt man gewöhnlich das hebräiſche Wort Kinnor durch Cithara. Die ſiebenzig Dolmetſcher überſetzten es aber bald durch Kinnyra (ein Hebräismus), bald durch Kithara. Ein ſolches Inſtrument hatte David, worauf er vor dem König Saul ſpielte. Wenn man dieſen König aber mit einer Harfe malt, ſo wie dieſe jetzt geſtaltet iſt, ſo iſt dieſes ein Irrthum, der des Künſtlers Unkunde in dem Alterthum verräth. Ob aber die Saiten über einen hohlen Kaſten, wie bei den Clavicordien und Hackabretern, oder zwiſchen einen Rahmen geſpannt geweſen, iſt ungewiß. Das Kinnor der Hebräer war gewöhnlich aus Ebenholz, und reich mit edeln Metallen geſchmückt, wie Joſephus in den jüdiſchen Alterthümern von Salomo erzählt.

Citiren, vorrufen, anführen, heißt in der Schulſprache zur Unterſtützung oder Bekräftigung einer Behauptung, Stellen aus Schriftſtellern, beſonders aus den Autoren der Alten, anführen. Es fehlt nicht an pedantiſchen Gelehrten, welche mit Legionen von Citaten hervorrücken, um ihre Beleſenheit, oder wohl gar ihre Gelehrſamkeit dadurch zu beurkunden. Gewöhnlich aber findet man die Stellen, welche ihr Scharfſinn und Fleiß aufgeſpürt haben will, ſchon längſt von Andern angeführt. — Im gerichtlichen Verfahren verſteht man unter Citiren, das Vorladen von der Obrigkeit vors Gericht, daher die Benennung Citation, Ladung. Jeder Geladene muß bei der erſten Citation ſelbſt erſcheinen, in den folgenden Terminen kann er ſeine Perſon durch einen Andern vertreten laſſen. Wer ohne hinlänglich gegründete Urſachen die feſtgeſtellte Zeit zu erſcheinen verabſäumt, wird nach den Geſetzen beſtraft. Unrichtig wird Citiren von jenen gebraucht, welche unter Bedeckung vor das Gericht geführt werden, weil es ihnen nicht mehr frei ſteht, nicht zu erſcheinen, da man ſie phyſiſch dazu zwingt.

Citronen. Dieſe erhalten wir aus den ſüdlichen Ländern, wohin der Baum in frühern Zeiten aus ſeinem Vaterlande Medien verpflanzt wurde. Sicilien allein verſendet deren jährlich an 30.000 Kiſten, jede zu 440 Stück berechnet. Nebſt dem Safte wird von den Citronen auch die Schale gebraucht; hieraus wird, wenn ſie friſch iſt, das koſtbare Citronenöl, wovon das ſogenannte Bergamotöl das beſte und theuerſte iſt, gewonnen, und iſt in den auf der Oberfläche derſelben befindlichen Bläschen enthalten.

Citronenſäure. Dieſe Säure wurde durch den unvergeßlichen Scheele entdeckt. Sie findet ſich in verſchiedenen Pflanzenſäften, z. B. in den Citronen, Tamarinden, unreifen Weinbeeren, Moosbeeren, Preiſſelbeeren, Hahnbutten ꝛc. In größter Menge erhält man ſie aus dem Citronſaft, wenn derſelbe in zinnernen oder gläſernen Gefäßen erhitzt, und mit fein geriebener Kreide gemengt wird, ſo lange noch ein Aufſchäumen Statt findet. Die im Citronſafte enthaltene Citronſäure verbindet ſich dabei mit der Kalkerde zu citronſaurem Kalke, welcher ſich niederſchlägt. Man bringt ihn auf Filtrirpapier, und ſüßt ihn ſo lange aus, als das durchgehende Waſſer noch eine Farbe beſitzt, worauf man ihn trocknet. Die Citronſäure wird daraus durch Schwefelſäure abgeſchieden, eben ſo wie die Weinſteinſäure aus dem weinſteinſauren Kalk. Die erhaltene Säure wird mit Vorſicht zur Cryſtalliſation gebracht. Ein Ueberſchuß von citronſaurem Kalke hindert das Cryſtalliſiren der Säure. Die Schwefelſäure läßt ſich durch ſalzſauren Baryt darin entdecken, nicht aber durch Bleieſſig, weil das citronſaure Blei in Salpeterſäure ſchwerlöslich iſt, und daher vom ſchwefelſauren nicht geſchieden werden kann. Man rechnet, daß 2 ½ Kannen guter Citronſaft 8 bis 8 ½ Unze cryſtalliſirte Citronſäure liefern können. Die gelbe Farbe der Citronſäure kann durch Digeriren mit ein wenig Salpeterſäure,

ohne Veränderung der Säure, zerſtört werden. In England, wo die Citronſäure für den Bedarf der Kattundruckereien im Großen bereitet wird, nimmt man auf 10 Pfund mit Citronſaft geſättigter Kreide 9 Pfund Schwefelſäure, von 1,845 eigenthümlichem Gewichte, welche mit 56 Pf. Waſſer verdünnt wird; der citronſaure Kalk wird mit der Säure ohne Beihülfe äuſſerer Wärme macerirt. Nach der Zerlegung wird die ſaure Flüſſigkeit abfiltrirt, und der Gips mit kaltem Waſſer ausgewaſchen. Das durchfiltrirte ſaure Liquidum wird über freiem Feuer in einem Bleikeſſel bis zu 1,13 eigenthümlichem Gewichte eingekocht, dann in leine und flache Keſſel ausgegoſſen, und im Waſſerbade bis zur Conſiſtenz eines dünnen Syrups abgedampft. Dabei muß man genau auf den Augenblick Acht haben, wo ſich ein Salzhäutchen auf der Oberfläche zu zeigen anfängt, und den Keſſel ſogleich aus dem Waſſer nehmen, und zum Abkühlen hinſtellen. Nach viermal 24 Stunden iſt die Cryſtalliſation vor ſich gegangen. Verſäumt man, den Keſſel beim Entſtehen des Salzhäutchens ſogleich herauszunehmen, ſo iſt leicht der Fall, daß die Säure in weniger als ½ Stunde Zeit zu einer kohlſchwarzen Maſſe zuſammenbäckt. Die erhaltenen Cryſtalle ſind gelb, und müſſen 3 bis 4 Mal umcryſtalliſirt werden, um farbenlos zu werden. Die Mutterlauge, aus welcher ſie ſich anſetzen, iſt ſchwarz. Um die Citronſäure zu benutzen, die noch in ihr vorhanden iſt, wird ſie mit Waſſer verdünnt, und wie der Citronſaft mit Kreide behandelt. — Fourcroy that den Vorſchlag, den citronſauren Kalk im Vaterlande der Citronen zu verfertigen, und ihn von da in andere Länder zu verſenden. Ein Engländer verſuchte dieſen Vorſchlag in Sizilien auszuführen, und bereitete im J. 1809 u. 1810 ohngefähr 500.000 Pf. citronſauren Kalk. Inzwiſchen machte die Untauglichkeit der Einwohner zur Arbeit den Gewinn davon unbedeutend. Die Jahreszeit erſchwerte das Trocknen des citronſauren Kalks, und da er nicht ganz trocken geworden war, erhitzte er ſich nach dem Einpacken. Die Fabrikanten mußten die Kreide und die Fäſſer, die in Sizilien nicht gemacht werden konnten, von England kommen laſſen, und wahrſcheinlich hat die ganze Einrichtung keinen Beſtand gehabt. Die Citronenſäure cryſtalliſirt ſehr regelmäßig in rhomboidiſch-prismatiſchen Geſtalten, deren Flächen Winkel von 60° und 120° einſchließen. Sie ſind in der Luft unveränderlich, und haben einen ſcharfen, faſt beißend ſauern Geſchmack. Beim Erhitzen ſchmelzen ſie in ihrem Cryſtallwaſſer, und fangen bei einer noch höheren Temperatur an, zerlegt zu werden, wobei ſie gelb oder braun werden, und ein ſyrupdickes, ganzes ſaures Liquidum bilden, was nicht mehr zum Cryſtalliſiren gebracht werden kann. Die cryſtalliſirte Citronſäure kann demnach ihres ganzen Waſſergehalts ohne Zerſetzung nicht beraubt werden, und iſt daher in waſſerfreiem Zuſtande unbekannt. Sie enthält 18 proCt. Waſſer, wovon die Hälfte bei niedrigen Hitzgraden, d. h. etwa bei + 28° bis 35°, in trockener Luft ausgetrieben werden kann, wobei die Säure zu einem Mehle zerfällt. — Die Citronſäure weicht in ihrem Waſſergehalte von der Analogie mit andern Säuren ab, bei welchen das Waſſer eben ſoviel Sauerſtoff enthält, als irgend eine Baſis, durch welche die Säure neutraliſirt wird. Bei der Citronſäure tritt nämlich der Fall ein, daß die mit ihr ſich verbindenden übrigen Oxyde nur ¼ ſoviel Sauerſtoff, als dieſe Säure enthalten, wogegen das Waſſer in der cryſtalliſirten Säure ⅓ und in der fatiscirten nur ⅙ ſoviel Sauerſtoff, als die Säure enthält. Bei der Deſtillation geht die Citronſäure zum Theil unverändert über, das Meiſte aber wird in Waſſer, brenzliches Oel, Eſſig, Kohlenſäure und Kohlenwaſſerſtoffgas verwandelt. In der Retorte bleibt Kohle zurück. Durch Schwefelſäure wird ſie in Eſſig, durch Salpeterſäure aber, wenn dieſe in großer Menge zugeſetzt wird, beim Kochen ganz langſam in Kleeſäure umgewandelt; in geringerer Menge greift

Digitized by Google

die Salpeterſäure ſie nicht an. 100 Theile Citronſäure erfodern 75 Th. kaltes, und 50 Theile kochendes Waſſer zur völligen Auflöſung. Mit vielem Waſſer verdünnt, hat dieſe Auflöſung einen angenehm ſauren Geſchmack, kann aber nicht lange aufbewahrt werden, ſondern fängt bald an, ſich zu zerſetzen. Die Citronſäure wird, in Ermangelung friſcher Citronen, zur Bereitung von Limonade gebracht. 2 bis 4 Theile Citronſäure, mit etwas Zucker und Citronöl verſetzt, geben 900 Theilen Waſſer einen angenehmen, erfriſchenden Geſchmack. Die Citronſäure beſteht aus 41,40 Kohlenſtoff, 3,64 Theilen Waſſerſtoff und 54,96 Th. Sauerſtoff. Ihre Sättigungs-Capacität iſt 13,58. Die Verwandtſchafts-Ordnung derſelben iſt folgende: Kalk- Baryt- Strontian- Talkerde, Kali, Natron, Ammoniak, Thon und Zirkonerde.

Ciudad Rodrigo, in Leon auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Agueda, eine anſehnliche ſpaniſche Gränzfeſtung gegen Portugal, auf der Hauptſtraße, welche aus Spanien in das nördliche Portugal führt. Die Stadt hat eine doppelte Umfaſſung: die innere iſt eine 32 Fuß hohe alte und ſchlechte Mauer ohne Flanken, mit ſchlechten Bruſtwehren, dünnen Wällen und engen Bollwerken; die äußere iſt ein neuer Unterwall (Fausse-braie) von geringem Durchſchnitt, deckt wegen des geſenkten Abhanges die innern Werke wenig, und wird eben deshalb auch von dem Glacis unvollkommen gedeckt. An der Süd- und Oſt-Seite ſind halbe Monde, aber nirgends bedeckte Wege und Gegenminen. 1800 Fuß von dem Landthore liegt die Vorſtadt, mit einem ſchlechten Erdwall umgeben, und außer derſelben einige befeſtigte Kloſtergebäude. An der Südweſtſeite fließt die Agueda in einem breiten ſandigen Bette. Der Grund um die Feſtung iſt hart und ſteinig. — Sie wurde im Jahre 1810 von 5000 Spaniern unter Herraſti mit 125 Geſchützen heldenmüthig vertheidigt, und ergab ſich nach dreimonatlicher Belagerung und dreiwöchentlicher Beſchießung den Franzoſen unter Maſſena den 10. Juli. Sie wurde erſtürmt von den Britten und Portugieſen unter Wellington den 7. April 1812. Die Stadt iſt ſeitdem wieder hergeſtellt, hat 1800 Häuſer und 11.000 Einwohner.

Civilbaukunſt. Dieſe begreift Alles in ſich, was zur Anlage bewohnbarer und aufbewahrender Räume für die Bedürfniſſe und Zwecke des bürgerlichen Geſammtlebens gehört. Sie zerfällt in die ſchöne Baukunſt, in die ſtädtiſche und in die Landbaukunſt. — Das erſte, was ein Bauherr mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit in Betracht ziehen muß, iſt der ihm zu ſeinem Bau vergönnte Raum. Er laſſe ſich daher eine genaue Zeichnung vom geſammten Lokal nach verjüngtem Maaßſtabe anfertigen, damit er ſelbſt die Nachtheile, ſo wie die Vortheile, ſeines Raums in Rückſicht auf ſeinen Bedarf, als auch auf ſeine Wünſche prüfen, und dieſem nach die ihm wünſchenswertheſte Stellung und Eintheilung des Gebäudes machen könne. Alsdann hat er ſeinen Bedarf an Kellerräumen wohl zu überlegen, und zugleich die Anordnung des Erdgeſchoſſes und der übrigen Stöcke feſtzuſetzen, weil darnach die Bogenſtellungen und Grundmauern der Keller angelegt werden müſſen. Die möglichſt zweckmäßige Eintheilung des Flächenraums nach den Foderungen oder Bedürfniſſen des Bewohners oder der einzelnen Zwecke nimmt die Sorgfalt des Bauherrn zunächſt in Anſpruch; alsdann wird eine entſprechende Höhe für jedes Geſchoß in gehörigem Verhältniſſe und ſchicklicher Abſtufung beſtimmt. Jetzt ſind Wohnungen der übrigen Stöcke zu entwerfen, wobei nebſt dem Bedarf auch ſolide Baukonſtruktion, Bequemlichkeit, Anmuth und Gefälligkeit der Gemächer, ſo wie erfoderliche Vereinigung oder Abſonderung der Gemächer muß berückſichtigt werden. Der Bauanſchlag iſt ein neuer Gegenſtand aufmerkſamer Prüfung. Er muß eine ſpezielle Nachweiſung und Berech-

nung ſämmtlicher Koſten enthalten. Um ſich über alle einzelne Gegenſtände der Civilbaukunſt für den erſten Bedarf zu unterrichten, kann mit Fug empfohlen werden: Encyclopädie der bürgerlichen Baukunſt, ein Handbuch für Staatswirthe, Baumeiſter und Landwirthe, von Stieglitz, 5 Bd. Leipzig 1792—1798; ferner Gylly's Handbuch der Landbaukunſt, vorzüglich in Rückſicht auf die Conſtruktion der Wohn- und Wirthſchaftsgebäude. 2 Bd. 3te Auflage. Braunſchweig 1805.

Civilliſte. Mit dieſem Ausdrucke bezeichnete man in England die Einkünfte, welche man dem Könige bei der Thronbeſteigung zur Unterhaltung ſeines Hauſes und Hofſtaats, der hohen Beamten und Collegien, der Geſandten, und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligte. Für den letztverſtorbenen König Georg III. ſetzte das Parlament zuerſt 800.000 Pf. Sterl. aus. Im Jahre 1777 wurde die Civilliſte um 100.000 Pf., und ſpäter noch mehr erhöht. In Frankreich wurden zuerſt in der Revolution für den Hof und die königliche Familie beſtimmte Einkünfte feſtgeſetzt, welche ſich von der engliſchen Civilliſte dadurch unterſchieden, daß alle eigentliche Staatsausgaben davon geſchieden ſind. Für den König und die Hofhaltung ſind nach dem Geſetz vom 8. Nov. 1814 jährlich 25 Mill. Livres ausgeſetzt, und für die Prinzen und Prinzeſſinnen des königl. Hauſes 8 Millionen. — In Preußen iſt die Civilliſte ganz außer Anſatz gelaſſen, und die Ausgaben des königlichen Hauſes werden ganz aus den Domänen beſtritten. — In Baiern iſt für das königl. Haus jährlich 2.745.000 Fl. beſtimmt. In Baden und Würtemberg beträgt die Civilliſte, in der in Frankreich angenommenen engern Bedeutung, für beide Staaten faſt 1.200.000 Fl. Oeſterreich hat eigentlich keine Civilliſte.

Civilrecht (Jus civile) iſt der Inbegriff der poſitiven Vorſchriften eines Staats, nach welchen der Bürger ſeine Freiheit in den geſelligen Lebensverhältniſſen regeln ſoll. Die alten Rechtslehrer theilten das Recht 1) in das Staatsrecht oder öffentliche Recht (Jus publicum, droit public), welches alle die Rechtswahrheiten umfaßt, die ſich auf die Verfaſſung und Regierung des Staates beziehen, und 2) in das Privatrecht (Jus privatum, droit civil), die Rechtswahrheiten, die ſich auf die Unterthanen unter ſich beziehen. Das Letztere theilten ſie wieder, a) in das Naturrecht (Jus naturale, quod natura omnia animalia docuit), welches bei allen lebenden Weſen im Naturzuſtande galt; b) ins Völkerrecht (Jus gentium, quod naturalis ratio apud omnes populos, qui legibus et moribus reguntur, peraeque constituit), d. i. den Inbegriff derjenigen Geſetze und Rechtswahrheiten, welche ihren Grund in der vernünftigen Natur des Menſchen hatten, und ſich eben deßhalb bei allen geſitteten Völkern fanden; und c) ins Civilrecht (Jus civile, quod quisque populus ipse sibi jus constituit), dasjenige Recht, was jeder Staat ſich eigenthümlich conſtituirt hat, das weder den erſten beiden ganz folgt, noch auch ganz von ihnen abweicht. Beim Jus naturale kam alſo der Menſch als Thier, beim Jus gentium als vernünftiges Weſen, beim Jus civile als Mitglied eines beſondern Staats in Betrachtung. Der Begriff Civilrecht wird gleichbedeutend mit dem römiſchen Civilrechte gebraucht. Dieſes Recht zertheilen die Römer wieder in zwei Hauptarten: a) in ausdrückliche, geſchriebene Geſetzgebung (Jus scriptum), und b) in Gewohnheitsrecht (Jus non scriptum). Zu der ausdrücklichen Geſetzgebung gehörten: 1) die Populiscita, oder die anfangs vorzugsweiſe ſogenannten leges, d. h. ſolche Geſetze, welche das röm. Volk auf den Vorſchlag eines, mit der Senatorwürde bekleideten, Magiſtratus in den comitiis centuriatis dekretirte; 2) die Plebiscita, d. h. ſolche Geſetze, welche die Plebejer allein, mit Ausſchluß der Patrizier, auf den Vorſchlag eines ihrer Tribunen in

den Comitiis tributis dekretirten. Sie waren deßhalb anfänglich auch nur für die Plebejer verbindlich, bis zuerſt die Conſuln Horatius und Valerius im J. R. 305 ein Geſetz durchſetzten, welches nachher 416 auf den Antrag des Conſuls Publilius, und endlich 465 auf den Antrag des Diktators Hortenſius erneuert und beſtätigt wurde. 3) Die Senatusconsulta, Beſchlüſſe des Senats, ohne Zuziehung des Volks. Das Gewohnheitsrecht bildete ſich auf ſehr verſchiedene Weiſe aus. Einzelne Arten deſſelben waren: 1) die mores majorum, das Herkommen, oder dasjenige Recht, welches ſich durch die Sitte, durch gleichförmige Beobachtung bildete, und ſonſt keinen beſondern Namen hatte; 2) die res judicatae, oder dasjenige Gewohnheitsrecht, welches ſich durch die gleichförmige richterliche Entſcheidung ähnlicher Fälle (Präjudicien) bildete, und welches wir heut zu Tage die Praxis, den Gerichtsgebrauch, die Franzoſen hingegen la jurisprudence nennen. Den wichtigſten Einfluß auf die Ausbildung des Gewohnheitsrechts hatten indeß 3) die edicta magistratuum, namentlich der Prätoren und Aedilen, und 4) die responsa prudentum. Streitigkeiten zwiſchen den Patriziern und Plebejern gaben Veranlaſſung zu dem berühmten Geſetze der zwölf Tafeln. Sie waren weniger ein bürgerliches Geſetzbuch, als ein großes Staatsgrundgeſetz, worin hauptſächlich die Verfaſſung des Staats und der Plebejer zu einander beſtimmt wurden. Bei dieſer Gelegenheit wurde denn freilich auch ein großer Theil der alten Privatrechtsgewohnheiten darin niedergeſchrieben, und förmlich als Geſetz ausgeſprochen. Sie gelangten zu hohem Anſehen, und blieben in allen folgenden Zeiten bis auf Juſtinian die Grundlage des Staats- und Privatrechts der Römer. Dieſe zwölf Tafeln wurden anfangs auf Holz und Elfenbein gegraben, und vor den Roſtris zu Jedermanns Nachachtung ausgeſtellt. Als ſie nachher bei der Verwüſtung Roms durch die Gallier (im J. R. 369) zu Grunde gingen, wurden ſie nach und nach wieder geſammelt, und um ſie vor ähnlichem Verluſte zu wahren, ließ man ſie nicht nur in Erz graben, ſondern auch in den Schulen auswendig lernen. Wir haben von ihnen nur noch Fragmente, um deren Wiederherſtellung ſich Gajus und Jac. Gothofredus verdient gemacht haben. Unter Octavian erlitt das Civilrecht mehrere Veränderungen, und man hat daher ſeit dieſer Periode als Quellen der röm. Reichsverfaſſung zu betrachten 1) die Volksbeſchlüſſe; 2) die Senatusconſulte, welche theils mündlich (ad orationem principem), theils ſchriftlich (p. epistolam) in Vorſchlag gebracht wurden; 3) constitutiones principum, Verordnungen der Kaiſer aus eigener Machtvollkommenheit; 4) die Edicta praetorum, die Edikte, welche die Prätoren und Aedilen, ſo wie die Proconſuln und Proprätoren in den Provinzen beim Antritte ihres Amtes publicirten; 5) die responsa prudentum, die Meinungen der Rechtsgelehrten. Da das prätoriſche Edikt von jeher eine Hauptquelle des Privatrechts ausmachte, ſo wurde es auch bald ein Gegenſtand literariſcher Thätigkeit und des Unterrichts. Hierzu war aber vor allen Dingen erfoderlich, daß man in die verſchiedenartigen Sätze eine gewiſſe Ordnung herein brachte, und das Ganze zur Erleichterung der Ueberſicht in gewiſſe Abſchnitte eintheilte. Den erſten Verſuch dieſer Art machte Ofilius, ein Freund von Cäſar, während vor ihm ſein Lehrer Servius Sulpicius nur einen kurzen Inbegriff des prätor. Rechts geſchrieben hatte. So verdienſtlich auch die Arbeit des Ofilius war, ſo konnte man ſie doch nur als eine Privatarbeit betrachten, und man ſehnte ſich lange nach einer, unter öffentlicher Autorität zu veranſtaltenden, Reviſion, bis Valerius Julianus unter Adrian zur Prätur gelangte, der eine ſolche Arbeit unter offiziellem Anſehen unternahm; Adrian ließ darauf dieſe Compoſition durch ein beſonderes Senatusconſult beſtätigen (n. Chr.

Digitized by Google

131), und das Verbot ergehen, daß kein Prätor mehr Zuſätze und Abänderungen ſolle machen dürfen. Julian ſelbſt ſchrieb einen Commentar darüber, und nach ihm mehrere Andere, von denen beſonders Ulpian erwähnt zu werden verdient. Vor und in den Zeiten Conſtantin's wurden die Veränderungen im Rechte meiſt durch Conſtitutionen der Kaiſer und durch Gewohnheit bewirkt. Dieſe Conſtitutionen theilte man A) in constitutiones generales, d. h. allgemeine Verordnungen, wonach jeder Unterthan ſich richten ſolle; oder B) in constitutiones personales, welche nur für gewiſſe Perſonen etwas feſtſetzten. Dahin gehörten a) die mandata, d. h. Befehle und Inſtruktionen der Kaiſer für die Staatsbeamten; b) die decreta, d. h. Entſcheidungen in Prozeßſachen, die im Wege der Provokation oder Appellation an den geheimen Cabinetsrath der Kaiſer (consistorium s. auditorium s. consilium principis) gelangt waren; c) die rescripta, d. h. Antworten und Reſolutionen der Kaiſer auf Anfragen über zweifelhafte Fälle, die ſie, ſo gut ſie es verſtanden, nach dem beſtehenden Rechte ertheilten. Bei der großen Anzahl der Conſtitutionen und ihrer vereinzelten, zufälligen Entſtehung war es nicht leicht, ſie vollſtändig kennen zu lernen oder zu beſitzen. Sammlungen waren alſo hier ein dringendes Bedürfniß, und dieſem ſuchten zuerſt zwei Rechtsgelehrte, Gregorius und Hermogenes, welche ohngefähr um die Mitte des vierten Jahrhunderts lebten, dadurch abzuhelfen, daß ſie zwei Sammlungen (Codices) kaiſerlicher Inſtruktionen veranſtalteten, welche jedoch mehrentheils bloß Reſkripte und nur wenige Edikte enthielten. Der Codex Gregorianus enthielt nämlich die Conſtitutionen der Kaiſer von Adrian bis auf Conſtantin, der Codex Hermogenianus, eine Nachleſe zu dem erſtern, enthielt Conſtitutionen von Diocletian und Maximian. Wir haben indeß von Beiden nur wenig Fragmente, welche Schulting (jurispr. Antejustin.) herausgegeben hat. Von größerer Bedeutung, als die eben genannten beiden Codices, war der Codex Theodosianus. Kaiſer Theodoſius der Jüngere ließ nämlich durch 8 Rechtsgelehrte, an deren Spitze Antiochus, Exconſul und Expräfektus Prätorio, ſtand, eine Sammlung von Edikten der Kaiſer, in welche jedoch auch manches Reſkript aufgenommen wurde, verfertigen, und im Jahre 438 für das orientaliſche Kaiſerthum als Geſetzbuch publiciren. Sein Schwiegerſohn Valentinian III. beſtätigte daſſelbe ſodann auch für den Occident. Dieſer Cod. Theod. enthält die Conſtitutionen der Kaiſer ſeit Conſtantin, welche, wenn ſie in verſchiedene Materien einſchlagen, unter verſchiedene Rubriken (Titel) vertheilt, und daher ſehr oft zerſtückelt worden ſind. Er beſteht aus 16 Büchern, deren jedes wieder in Titel zerfällt. Wir beſitzen davon vollſtändig das 7 bis 16te Buch, und den letzten Theil des 6ten. Das erſte bis fünfte Buch und der Anfang des ſechsten ſind noch nicht vollſtändig aufgefunden. Eine ſehr gute mit einem vortrefflichen Commentare verſehene Ausgabe davon verdanken wir dem Jacob Gothofredus. Sie wurde nach ſeinem Tode von Anton Marville zu Lyon 1665 in 6 Folio Bänden herausgegeben, ſpäterhin von Neuem bearbeitet, und von Joh. Daniel Ritter (Leipzig 1736 — 45. VI. Fol.) ans Licht gefördert. Nach der Vollendung des Cod. Theodos. erließen die Kaiſer Theodoſius II. und Valentinian III., ſo wie ihre Nachfolger, von Zeit zu Zeit noch mehrere neue Verordnungen, welche deßwegen Novellen (novellae sc. constitutiones) genannt werden. Man hat ſie in den neuern Zeiten geſammelt, und in die Ausgaben des Cod. Theodos. (unter der Aufſchrift: Novellae constitutiones Imperatorum, Justiniano anteriorum Theodosii, Valentiniani etc.) aufgenommen. Mittlerweile hatten ſich im Occident nach dem Untergange des röm. Reichs mehrere neue germaniſche Königreiche gebildet. Man führte daher in den neuen

Reichen auch bald das Bedürfniß, neue Sammlungen des vorhandenen römiſchen Rechts (Lex Romana) zu veranſtalten. Die wichtigſten dieſer Sammlungen ſind: A) das Edikt des oſtgothiſchen Königs Theodorichs, welches derſelbe im Jahre 500 zu Rom bekannt machte. Die Grundlage dieſes Edikts iſt römiſches Recht, da es aber nach Theodorichs Plane nicht bloß die Römer, ſondern auch die Gothen verbinden ſollte, ſo wurde nicht nur viel gothiſches Recht eingemiſcht, ſondern auch die röm. Rechtsquellen ſelbſt zu einem Ganzen verarbeitet. B) Das Breviarium bei den Weſtgothen. Der weſtgothiſche König Alarich II. ließ nämlich durch eine Auswahl von Rechtsgelehrten, unter der Leitung ſeines comes palatii Gojarich, aus dem Codex Gregorianus, Hermogenianus und Theodoſianus, ſo wie aus den ſpätern Novellen, und den Schriften des Paulus, Papinianus und Gajus einen Auszug verfertigen, und im Jahre 506 zu Aire in Gascogne publiciren. C) Auch bei den Burgundern wurde zwiſchen den Jahren 517 — 534 für die römiſchen Unterthanen im burgundiſchen Reiche eine Lex Romana verfertigt, welche unter dem Titel Papiani liber responsorum oder Papiani responsum bekannt iſt. Im Oriente geſchah ſeit Theodoſius Zeiten für die Erleichterung der Rechtspflege und des Rechtsſtudiums nichts, bis im Jahre 527 Juſtinian zur Regierung kam. Seine erſte Unternehmung beſtand darin, daß er eine neue Sammlung der kaiſerlichen Conſtitutionen ſeit Adrian veranſtaltete. Er ernannte zu dem Ende im Jahre 528 eine Commiſſion von zehn Rechtsgelehrten, an deren Spitze der exquaestor sacri palatii Johannes ſtand, und zu welcher auch ſchon der nachher ſo berühmt gewordene Tribonian gehörte. In 14 Monaten hatte die Commiſſion die ihr aufgetragene Arbeit vollendet. Der neue Codex wurde von Juſtinian durch eine eigene Conſtitution beſtätigt, und dabei zugleich der Gebrauch der ältern Reſkripten- und Edikten-Sammlungen verboten. Dieſer erſte Codex Juſtinianus, welcher jetzt Codex vetus genannt wird, iſt verloren gegangen. Wie man mit den Conſtitutionen fertig war, beauftragte Juſtinian (530) den Tribonian, mit Zuziehung von 16 andern Rechtsgelehrten die Schriften der angeſehenſten ältern Juriſten zu excerpiren, und die Excerpte ebenfalls materienweiſe unter gewiſſe Titel zuſammenzuſtellen. Er gab ihnen zu dieſer an ſich ungeheuern Arbeit zehn Jahre Zeit, allein ſchon in drei Jahren waren ſie damit fertig. Binnen dieſer Zeit hatten ſie die Schriften von nicht weniger als 39 Rechtsgelehrten excerpirt, und ihre Compilation erhielt den Titel: Digesta sive Pandectae juris enucleati ex omni vetere jure collecti. Bei dem Excerpiren verfuhr man indeß nicht weniger, als gewiſſenhaft. Ungeachtet man Sätze ganz aus dem Zuſammenhange heraus riß, veränderte man auch Worte, machte beliebige Zuſätze, und legte nicht ſelten einem Juriſten etwas in den Mund, was dieſer niemals geſagt hatte. Dergleichen Verfälſchungen nennt man emblemata Triboniani. Die ganze, aus 50 Büchern beſtehende Compilation wurde am 16. Dezember 533 publicirt, jedoch ſollte ihr geſetzliches Anſehen erſt vom 30. deſſelben Monats ſeinen Anfang nehmen. Bei der Beſtätigung derſelben verbot Juſtinian zugleich den fernern Gebrauch der Schriften der ältern Rechtsgelehrten, und damit die Rechtswiſſenſchaft nicht wieder ſo weitſchichtig, ſchwankend und ungewiß würde, wie ſonſt, ſo ſollten durchaus keine Commentare über die neue Compilation, ſondern höchſtens nur buchſtäbliche griech. Ueberſetzungen und Angaben von Parallelſtellen mit ſummariſchem Inhalte geſchrieben werden. Juſtinian ſelbſt theilte die 50 Bücher der Pandekten in ſieben Theile ein, welche den ſieben Theilen des Edikts correſpondirten. Bei der Pandekten-Compilation ſtieß man ſehr häufig auf Controverſen, und es blieb nichts anders übrig, als daß Juſtinian die wichtigſten jener Controverſen durch

beſondere Conſtitutionen entſchied. Solcher Deciſionen erfolgten, während die Pandekten compilirt wurden, fünfzig, und dieſe ſind nachher in den neuen Codex aufgenommen worden. Weil keine wiſſenſchaftliche Ordnung in den Pandekten beobachtet war, ſo befahl Juſtinian dem Tribonian, mit Beihülfe des Theophilus und des Dorotheus ein kurzgefaßtes Rechtsſyſtem unter dem Namen Inſtitutionen auszuarbeiten. Bei der Ausarbeitung dieſes Syſtems benutzten die Triumvire beſonders die Inſtitutionen des Gajus und die neuen Conſtitutionen Juſtinians. Sie vollendeten daſſelbe im Jahre 533, in welchem es am 21. Novbr. bekannt gemacht wurde, und am 30. Dezbr. mit den Pandekten zugleich die geſetzliche Beſtätigung erhielt. Eine vorzüglich gute lateiniſche Ueberſetzung davon lieferte uns Wilh. Otto Reiz (Haag 1751). Nachdem die Pandekten und Inſtitutionen fertig waren, bemerkte Juſtinian bald bedeutende Mängel an dem (529) bekannt gemachten Codex constitutionum. Er gab daher dem Tribonian (534) den Befehl, mit Beihülfe vieler anderen Rechtsgelehrten jenen Codex zu revidiren, die neuen Conſtitutionen nachzutragen, und ihn ſo den Digeſten und Inſtitutionen beſſer anzupaſſen. Dieſe Reviſion kam in demſelben Jahre, worin ſie angeordnet wurde, zu Stande, und die neue Ausgabe (repetita praelectio) des Codex wurde mit Aufhebung des ältern Codex am 16. November 534 von Juſtinian beſtätigt. Dieſer Codex repetitae praelectionis enthält bloß kaiſerliche Conſtitutionen, welche, chronologiſch gerechnet, mit einem unbedeutenden Reſkripte von Adrian anfangen, und bis auf Conſtantin bloß Reſkripte, von Conſtantin aber bis auf Juſtinian Edikte, oder ſonſt wahre Geſetze ſind. Er beſteht, wie der ältere, aus 12 Büchern, welche in Titel zerfallen, unter welchen die einzelnen zu jeder Materie gehörigen Conſtitutionen in chronologiſcher Ordnung, aber oft nur ſtückweiſe zuſammengeſtellt ſind. Viele Conſtitutionen, welche urſprünglich im Codex repetitae prælectionis ſtanden, ſind auch durch die Länge der Zeit und die Nachläſſigkeit der Abſchreiber verloren gegangen, und zum Theil erſt in den neuern Zeiten von Charondas, Cujacius und Contius wieder reſtituirt, daher man ſie auch leges s. constitutiones restitutae nennt. Mit den Digeſten, Inſtitutionen und dem Codex repetitae praelectionis waren die Rechtsſammlungen nun zwar geſchloſſen; allein während der langen Zeit, daß Juſtinian regierte, erließ er nach und nach (535 — 539) noch eine Menge einzelner Verordnungen, wodurch oft ganze Lehren abgeändert wurden. Dieſe neuen Conſtitutionen ſind größtentheils griech., zum Theil aber auch latein. abgefaßt, und unter dem Namen novellae constitutiones bekannt. Sie haben ſich größtentheils einzeln erhalten, und wir beſitzen ſie in einer von den Gloſſatoren herrührenden, aus 9 Collationen beſtehenden Sammlung. Bald nach Juſtinian's Tode verfertigte Julian, Anteceſſor zu Conſtantinopel (570), einen latein., nicht ſehr gedrängten Auszug aus 125 Novellen, welcher unter dem Titel: Epitome novellarum bekannt iſt, und nachher im Occident großes Anſehen erlangte. Allein ebenfalls nicht lange nach Juſtinians Tode wurde eine vollſtändige latein. Ueberſetzung der Novellen verfertigt, deren Verfaſſer unbekannt iſt. Sie wurde ſpäterhin von den Gloſſatoren vorzugsweiſe interpretatio authentica genannt, zum Unterſchied von der Epitome Juliani. Sie heißt jetzt die versio vulgata, von der uns Gregorius Holoander (1531) und Johann Friedrich Homberg zu Vach (1717) gute Ueberſetzungen geliefert haben. Da die lat. Sprache, in welcher Juſtinians Rechtsſammlungen abgefaßt und publicirt waren, bei den Byzantinern nicht Landesſprache war, ſo wurden ſie bald ins Griech. überſetzt, aber ſelten treu und buchſtäblich. Hierzu erſchienen wieder eine Menge Commentare, welche den Gebrauch der Juſtinianiſchen Compilationen ſo ungewiß machten, daß nach 300 Jahren eine aberma-

lige Redaktion des geltenden Rechts zum dringenden Bedürfniſſe wurde. Den erſten Grund hierzu legte der Kaiſer Baſilius Macedo. Dieſer ließ zuerſt im Jahre 876 einen kurzen Inbegriff des röm. und neugriech. Rechts verfertigen, welcher aus vierzig Titeln beſtand, und als Lehrbuch gebraucht werden ſollte. Baſilius Macedo ſtarb indeß (886) noch vor der Vollendung dieſer Arbeit. Sein Sohn Leo Philoſophus ließ das Werk vollenden, publicirte es, und nannte es Basilica. Das Ganze beſtand aus 60 Büchern, worin Alles materienweiſe nach Titeln geordnet war. Nicht ſchon zwanzig Jahre nachher (910 oder 911), wie man gewöhnlich annimmt, ſondern wahrſcheinlich erſt nach 945 veranſtaltete der Kaiſer Conſtantinus Porphyrogeneta eine neue verbeſſerte Ausgabe der Baſiliken (Basilica repetitae praelectionis). Dieſes griech. Rechtsbuch iſt für die Erklärung der Juſtinianiſchen Rechtsbücher von großem und mannigfaltigem Nutzen; allein wir beſitzen davon nur 36 Bücher vollſtändig, 7 andere unvollſtändig, und von den übrigen 17 hat Fabrot bloß Auszüge geliefert. Die beſte und vollſtändigſte Ausgabe iſt die, welche C. H. Fabrot zu Paris 1647 in 7 Fol. Bdn. mit einer latein. Ueberſetzung und mit Scholien beſorgt hat. Juſtinians Rechtsbücher waren anfänglich nur für den Orient beſtimmt. Nachdem aber Juſtinian im Jahre 535 die Oſtgothen, welche damals Italien beherrſchten, beſiegt, und Italien ſelbſt wieder unter ſeine Botmäßigkeit gebracht hatte, führte er auch hier ſeine Rechtsſammlungen ſowohl in den Gerichten, als auch in den Rechtsſchulen ein. Von dieſer Zeit an erhielt ſich aller politiſchen Veränderungen ungeachtet, welche Italien in der Folge erlitt, der Gebrauch des röm. Rechtes, ſelbſt auch unter der Herrſchaft der Longobarden und Franken, doch ſo, daß über dem großen Anſehen des Codex und der Novellen die Pandekten faſt gänzlich in Vergeſſenheit geriethen, bis endlich, bei dem Verfalle aller Künſte und Wiſſenſchaften und bei der im Mittelalter überhandnehmenden Barbarei, eine gänzliche Vernachläſſigung des Studiums, und damit auch der Anwendung des röm. Rechts eintrat. Bei dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften im 12. Jahrhundert erwachte auch der Eifer für das röm. Recht wieder allgemein, und beſonders ward dieſes auf den Rechtsſchulen Italiens zu Bologna und Piſa mit großer Vorliebe bearbeitet. Pepo war der Erſte, der um dieſe Zeit die Rechte lehrte. Ihm folgte der berühmte Irnerius oder Wernher. Er erläuterte den Text der Juſtinianiſchen Compilationen durch kurze Sach- und Sprachanmerkungen, welche man Gloſſen nannte. Dieſe Gloſſen wurden ſodann den Handſchriften beigefügt, und zwar anfänglich in den Text ſelbſt bei den Worten eingerückt, auf welche ſie ſich bezogen (glossae interlineares), nachher aber am Rande, theils neben, theils unter dem Texte beigeſchrieben. In dieſer Erläuterungsmethode folgten dem Irnerius ſeine Schüler und Nachfolger im Lehramte, und erhielten davon den Namen der Gloſſatoren. Die berühmteſten derſelben ſind: Bulgarus und Martinus Goſia, Hugo de Porta Ravennate, Jacobus, Placentinus und Pillius, Johann Baſſianus und Albericus de Porta Ravennate, Azo Baſſianus, Jacobus Balduinus u. A. Die Gloſſatoren ſuchten ſich auch um den Codex repetitae praelectionis dadurch verdient zu machen, daß ſie bei denjenigen Conſtitutionen, welche durch die Novellen eine Abänderung oder Modification erlitten hatten, Auszüge aus der neuern Verordnung mit Anführung dieſer ſelbſt einſchalteten. Dieſe Auszüge wurden nachher Authenticae genannt, und ſind nicht mit den, von den Gloſſatoren gleichfalls Authenticae genannten, Novellen zu verwechſeln. Die im Codex vorkommenden Authentiken ſind jedoch von zwiefacher Art, die meiſten (210 an der Zahl) ſind ſolche Auszüge aus den Novellen, wovon eben die Rede geweſen iſt. Dieſe haben nur in ſofern geſetzliches Anſehen, als ſie

mit ihrer Quelle übereinſtimmen. Andere hingegen (13 an der Zahl) ſind Auszüge aus den Verordnungen der Kaiſer Friedrich I. und II., womit dieſe das röm. Recht bereichert haben, und welche auf ihren Befehl von den Rechtslehrern zu Bologna auszugsweiſe in den Coder eingeſchaltet wurden. Sie heißen daher Authenticae Fridericianae, und ſind ſelbſtſtändige Verordnungen, welche ſogar als die neueſten den Vorzug vor allen übrigen Conſtitutionen haben. Auch die Inſtitutionen erhielten, wie der Coder, durch die Gloſſatoren Auszüge aus den derogirenden Novellen in Geſtalt von Authentiken, welche ſich zwar in allen gloſſirten Handſchriften der Inſtitutionen, aber bei Weitem nicht in allen Ausgaben derſelben befinden. Seitdem das röm. Recht durch die Gloſſatoren in Italien wieder in Aufnahme gebracht war, verbreitete es ſeine Herrſchaft in alle Länder. Von den Rechtsſchulen Italiens drang die Pandektenweisheit zuerſt in die franzöſiſchen Gerichte. Zu Montpellier lehrte der Gloſſator Placentinus. Ludwig der Heilige ließ eine franz. Ueberſetzung verfertigen, und Philipp der Schöne befahl, auf allen Schulen des Reichs über das Juſtinianiſche Recht zu leſen. Trotz des Verbotes des Papſtes Honorius III., welcher Gefahr für's canoniſche Recht fürchtete, bildete ſich ſeit jener Zeit die achtbare Schule der franzöſiſchen Rechtsgelehrten. Auch in Holland kam das Studium des röm. Rechts durch die Aufmerkſamkeit, welche man ihm in Deutſchland ſchenkte, in Aufnahme. Erſt in dem Zeitraume vom 5ten bis zum 8ten Jahrhundert entſtand in Deutſchland das ſaliſche und ripuariſche, das allemanniſche, baierſche, frieſiſche, ſächſiſche, und thüringiſche Rechtsbuch. Unter Carl d. G. wurden ſie einer, mit Zuſätzen vermehrten Reviſion unterworfen, und unter der Herrſchaft der Franken eröffnete ſich eine neue Rechtsquelle in den Capitularien. Mit dem Verfalle der Herrſchaft der Carolinger verſchwand auch das Anſehen ihrer Geſetze, und die alten germaniſchen Rechtsbücher mußten bei veränderten Sitten und Umſtänden bald ganz in Vergeſſenheit gerathen. Der wilde Rittergeiſt, das Lehnsweſen, und die Verwirrung zu den Zeiten der Kreuzzüge, ließen Deutſchland an eine Verbeſſerung der Rechtspflege kaum denken, und wenn auch die ſogenannten Schöffenrechte entſtanden, ſo blieb die Rechtswiſſenſchaft immer noch ein frommer Wunſch. Mit dem Ruhme der Univerſität zu Bologna erwachte auch in Deutſchland eine ehrenvolle Nacheiferung; es wurden Univerſitäten nach den italieniſchen Vorbildern geſchaffen, und das röm. Civilrecht ſchlich ſich ſeit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts in Deutſchland ein, und wurde im Laufe der Zeit als Gewohnheitsrecht herrſchend. Eine ausdrückliche Reception deſſelben iſt nie erfolgt, und nur ſo viel iſt wahr, daß im Jahre 1495 bei Errichtung des Reichs-Cammergerichts feſtgeſetzt wurde, daß die Mitglieder deſſelben nach des Reichs gemeinen Rechten, worunter man das röm. und canoniſche Recht verſtand, richten ſollten. Das Römiſch-Juſtinianiſche Recht gilt indeß bei uns nur ſo, wie es in Gebrauch gekommen, oder, wie es recipirt worden iſt. Daher entwickeln ſich für den heutigen Gebrauch des röm. Rechtes aus dieſem allgemeinen Grundſatze folgende Regeln: 1) das röm. Recht gilt bei uns nur in subsidium, d. h. als Hülfsrecht, in Ermangelung deutſcher Rechte und Gewohnheiten; 2) nur diejenigen Theile und Stellen der Juſtinianiſchen Rechtsſammlungen haben bei uns verbindliche Kraft, welche mit der Gloſſe verſehen ſind. (Quidquid glossa non agnoscit, nec agnoscit curia). 3) Nur diejenigen gloſſirten Stellen in Juſtinians Compilation haben verbindende Kraft, welche wirklich eine Rechtsnorm enthalten; 4) diejenigen Vorſchriften des röm. Rechts, welche ſich auf römiſche,

in Deutſchland ganz unbekannte, Sitten und Verfaſſung beziehen, leiden bei uns gar keine Anwendung, wenn ſie auch gloſſirt ſind; 5) das röm. Recht leidet umgekehrt keine Anwendung auf ſolche Gegenſtände und Geſchäfte, welche den Römern gar nicht bekannt geweſen, ſondern rein deutſchen oder doch ſpätern Urſprungs ſind; 6) iſt das röm. Recht nach den bisher angeführten Einſchränkungen als gemeines Recht im Ganzen (in complexu) nicht Theil- oder Stellenweiſe recipirt. Die einzelnen Theile, aus denen die Juſtin. Rechtsſammlung beſteht, wurden anfänglich immer einzeln abgeſchrieben, und ſpäterhin auch einzeln gedruckt. Alle zuſammengenommen nannte man indeß ſchon frühe das corpus juris civilis. Von den Inſtitutionen giebt es zwar, wie von jedem andern Theile des corpus juris civilis, ſehr viele einzelne Manuſkripte, allein keins iſt beſonders merkwürdig. Das älteſte ſoll ein Pariſer aus dem 10ten Jahrhundert ſeyn. Von den gedruckten Ausgaben ſind die vorzüglichern: 1) die editio Haloandrina von Gregor Haloander zu Nürnberg 1529. 8. 2) die editio Cujaciana von Jac. Cujacius zu Paris 1585; 3) die neue kritiſche Ausgabe von F. A. Biener zu Berlin 1812. Unter den Manuſkripten der Pandekten iſt das piſaniſche und florentiniſche das älteſte. Der Erſte, welcher eine Vergleichung dieſes Manuſkripts anſtellte, war Polizian. Bolognini und Auguſtin ſetzten dieſelbe fort, und Lelio und Franz Torelli machten das Manuſkript zuerſt durch den Druck zu Florenz 1553 in Fol. bekannt. Vom Codex und den Novellen iſt die Ausgabe von Gregor Haloander (Nürnberg 1530 Fol.) zu bemerken. Die Ausgaben des ganzen Corpus juris zerfallen 1) in die gloſſirten und 2) in die nicht gloſſirten. In die Reihe der Erſtern gehört diejenige der beſten Ausgaben, welche studio et opera Joannis Fehii zu Lyon 1627 in 6 Foliobänden erſchien; unter den Letztern führen wir die von Simon van Leeuwen, Amſterdam 1663 in Fol., als eine der beſten und ſchönſten Ausgaben an. Die vorzüglichſten Schriftſteller, welche das geſammte röm. Civilrecht bearbeiteten, ſind, nebſt den oben angeführten, aus den neueſten Zeiten unter den Deutſchen, folgende: Heineccius, Puffendorf, Glück, Hellfeld, Thibaut, Savigny, Leyſer, Wernher, Haubold, Ritter u. m. A.

Clairfait (Graf), einer der ausgezeichnetſten öſterreichiſchen Feldherren aus der neuern Zeitgeſchichte, war 1733 im Schloſſe Bruille, bei Binch im Hennegau geboren. Frühe trat er unter's Heer, und erkämpfte ſich im ſiebenjährigen Kriege, bei Prag, Liſſa, Hochkirchen und Liegnitz, den Lorbeer des Nachruhms. Seiner perſönlichen Tapferkeit gelang es, die Türken bei Callefat aufs Haupt zu ſchlagen, und der Erſte zu ſeyn, welcher mit dem 1757 geſtifteten Marien Thereſien-Orden geziert wurde. Würdig der von Seiten des Hofs auf ihn gehäuften Gnadenbezeugungen, beſtand er bei der Rebellion in den Niederlanden (1787) die Probe der Verführung, und blieb mitten unter den Lockungen zum Uebergange den Fahnen Joſephs II. treu. In den Jahren 1788 und 1789 fühlte es die Pforte an ihren Niederlagen, daß Clairfait gegen den halben Mond focht; für ſeine ruhmvollen Dienſte wurde der Artillerie-General mit dem großen Bande des Thereſien-Ordens belohnt. 1792 ſtand er an der Spitze von 10.000 Mann, nahm Croix-aux-Boix, entſetzte im darauf folgenden Jahre Maſtricht, und ſchlug die Schlachten bei Neerwinden, Guierdien, Hanſon und Famars. 1795 ward er Feldmarſchall über die öſterreichiſche Armee am Rhein. Hier legte er den Feldherrnſtab in die Hände des Erzherzogs Carl, und ſtarb als Hofkriegsrath 1798 in Wien. Clairfait war, wie ein tapferer Feldherr, ſo auch ein gleich guter Menſch und Bürger. Im Verhältniß zu den Nothlei-

Digitized by Google

denden wußte ſeine linke Hand niemals, was die rechte that. Einfach in Sitten, wie in Kleidung, ſah man ihn nur am Tage der Schlacht in prachtvollem Anzuge mit allen ſeinen Inſignien geſchmückt; denn ſein Sprichwort war: „Der Tag der Schlacht ſey der Gallatag eines braven Kriegers!"

Clairon (Hippolyte=Claire Leyis de la Tude), eine berühmte Schauſpielerin, war 1722 unweit Condé geboren. Den weiblichen Beſchäftigungen, wozu ſie von ihren unbegüterten Aeltern angehalten wurde, konnte ſie wenig Geſchmack abgewinnen, weit mehr gefiel ſie ſich in der Lektüre der Romanenliteratur. Eine Darſtellung des Grafen Eſſex, und der verliebten Thorheit entzündeten in ihr den Wunſch, Schauſpielerin zu werden. Die Droh= und Schmähreden ihrer hierüber entzürnten Mutter konnten ſie von der Ausführung ihres Entſchluſſes nicht abhalten. Noch nicht zwölf Jahre alt verließ ſie ihre Heimath, und betrat die italieniſche Bühne zu Paris. Da ihre erſten Darſtellungen mit nicht großem Beifalle aufgenommen wurden, ſchloß ſie ſich an eine herumziehende Bande an, trat als Ballettänzerin und Sängerin in mehreren Städten Frankreichs auf, und kehrte nach dieſen Kreuz= und Querzügen wieder nach Paris, zur italieniſchen Oper zurück. In den untergeordneten Rollen, in welchen ſie als Kammerzofe ꝛc. ſpielte, blieb ihre kleine Figur lange Zeit unbemerkt, bis ſie am 19. September 1743 in der Phädra auftrat, und in der Folge ein Talent im tragiſchen Fache hervorſtrahlen ließ, das die ſtaunende Bewunderung ihres Zeitalters auf ſich zog. Sie allein glänzte als die erſte Meiſterin in den tragiſchen Darſtellungen der Corneille, Racine und Voltaire, und wenn die Schauſpielerin Dumesnil ihr in einigen Leiſtungen noch die Spitze bot, und als eine würdige Nebenbuhlerin der Auszeichnung des Publikums genoß, ſo wurde Clairon's Name durch die zierlichſten Verſe Voltaire's, worin ihr die reichſten Spenden des Lobes fielen, dem Ruhme der Dumesnil übergeordnet. Und wenn Carl Vanloo durch ihre Darſtellungen in der Rolle der Medea, von ihrem Heroismus ſo entzückt wurde, das er ein Gemälde derjenigen Augenblicke entwarf, wo ſie ſich nach der Ermordung ihrer Kinder auf dem Triumphwagen in der Glorie ihrer Größe zeigt, ſo mußte ſie allein als ruhmbekrönte Göttin das Feld der franzöſiſchen Dramaturgie beherrſchen. — Um ſie zu charakteriſiren entwarf Dorat folgendes ſchöne Gemälde von ihr:

Ses pas sont mesurès, ses yeux remplis d'audace,
Et tous ses mouvements deployés avec grâce.
Accents, gestes silence, elle a tout combiné.
— — — — — — — — — — — — — —
Quel auguste maintien! quelle noble fierté!
Tout jusqu' à l'art chez elle a de la vérité.

Dieſe hier berührte ſtolze Haltung mußte bei der Eiferſucht auf ihren theatraliſchen Lorbeer ihr viele Feinde erwecken, welche um ſo mehr Stoff für ihre läſternde Zunge erhielten, da es bekannt war, daß ſie dieſe Rolle des Vornehmthuns bei gewiſſen Perſonen männlichen Geſchlechtes mit der der herablaſſendſten Vertraulichkeit vertauſchte. Ihre Entfernung vom Theater wurde durch folgendes Ereigniß veranlaßt. Clairon weigerte ſich, mit einem verrufenen Schauſpieler, Dubois, aufzutreten. Der Anhang dieſes Nichtswürdigen ſchrie, hierüber erboſ't, in dem Schauſpielhauſe ununterbrochen: Frétillon à l'hôpital! Clairon au Fort l'Evêque! Auf dieſes ungeſtüme Geſchrei ward ſie Tags darauf (im April 1765) in's Gefängniß abgeführt, und erſchien nie mehr vor einem Publikum, daß ſie ſeit zwei und zwanzig Jahren ſo oft durch ihre Darſtellungen ergötzt, und von dem ſie nun einen ſchimpflichen Lohn empfangen hatte. Ohne ihrer vertrauten Verbindung mit dem Markgrafen von An-

ſpach zu gedenken, erwähnen wir, daß dieſe berühmte Actrice am 18. Jan. 1803 zu Paris ſtarb. Für die Bildung jedes angehenden Schauſpielers bleibt die Bildungsgeſchichte der Clairon, welche ſie in ihren Denkſchriften (Mémoires d'Hippolyte Clairon et réflexion sur la déclamation théâtrale, Paris 1799. 8. nouv. ed. 1822) mit andern trefflichen Bemerkungen über die Aktion und Deklamation niederlegte, eine ſehr belehrende Lektüre.

Clajus, Klaj (Johann) der Aeltere, einer der verdienteſten Schulmänner ſeiner Zeit, welcher der deutſchen Sprache wieder zu ihren Rechten und Anſehen verhalf, wurde 1533 zu Herzberg, einer Stadt im ſächſiſchen Churkreiſe, geboren. Da er in früher Jugend eine große Neigung zu den Wiſſenſchaften zeigte, ſeine Aeltern ihm aber kein Vermögen zur Ausbildung ſeines Talentes hinterlaſſen hatten, ſo wurde ihm auf den Antrag des Magiſtrats ſeiner Vaterſtadt, von der Gnade ſeines Churfürſten (1550) in der Fürſtenſchule zu Primma ein Stipendium zu Theil, das ihn in den Stand ſetzte, ſeinem regen Eifer zu den Wiſſenſchaften obzuliegen. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte daſelbſt bezog er die Univerſität Leipzig, wo er ebenfalls von der Milde ſeines Fürſten unterſtützt wurde. Doch vor ſeinem Abgange von der Schule verfaßte er ein Gedicht in lateiniſcher Sprache, Joſeph und Suſanne, welches die Gefühle ſeiner Dankbarkeit gegen den Rath ſeiner Vaterſtadt enthielt, und den Beweis lieferte, daß er durch Vervollkommnung ſeines Talents die ihm gewordenen Gnadenbezeugungen zu würdigen wußte. Nach ſeiner Zurückkunft von der Hochſchule wurde ihm eine Schullehrerſtelle in ſeiner Vaterſtadt anvertraut. Von da ging er nach Goldberg in Schleſien, wo er den Ruf eines ordentlichen Lehrers der Dichtkunſt und der griechiſchen Sprache annahm. In dieſe Zeit fallen ſeine geiſtlichen Gedichte, unter denen ſich eine Ueberſetzung der Werke und Tage des Heſiod auszeichnete; drei Bücher über die lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Sprachlehre, und ſeine 6 Bücher griechiſche Gedichte. 1569 wurde er Rektor in Frankenſtein, entſagte aber bald dieſer Stelle, und begab ſich auf die Univerſität zu Wittenberg. Nachdem er in der Folge ſeines Lebens das Rektorat in Nordhauſen bekleidet, ſtarb er den 11. April 1592 in dem zwei und ſechszigſten Jahre ſeines Alters. Seine Grammatica Germanicae linguae (Lipsiae 1578. 8.), Frucht eines zwanzigjährigen Studiums, iſt die erſte gründlich ausgearbeitete, und beſte wiſſenſchaftliche Sprachlehre damaliger Zeit. Die ſcientifiſchen Regeln ſind mit Beiſpielen aus Luthers Bibelüberſetzung belebt, und die deutſche Sprache erſcheint darin in einer Schönheit, welche man damals am Wenigſten von ihr vermuthete.

Clajus, Klaj (Johann) der Jüngere, ein fruchtbarer lyriſcher und dramatiſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, wurde 1616 zu Meißen geboren, ſtudirte in Wittenberg Theologie, und erwarb ſich daſelbſt die Dichterpalme. In ſeinen erſten Muſenerzeugniſſen beſang er die Höllen- und Himmelfahrt Chriſti, und die reizenden Situationen des Schäferlebens. Die fortdauernden Kriegsunruhen in Sachſen zwangen ihn, nach Nürnberg zu wandern, und ſich ſeinen Unterhalt durch Unterricht der Jugend zu erwerben. Um dieſe Zeit ſchrieb er ſeinen Herodes, den Kindesmörder, nach Art eines Trauerſpiels, und kam mit Philipp Harsdörfer in Verbindung, wo Beide den bekannten Pegneſiſchen Blumenorden gründeten. 1647 wurde er Lehrer an der St. Sebald-Schule zu Nürnberg, und ſtarb 1656 als Prediger in Kitzingen, einer Stadt in Franken am Main. Seine poetiſchen Produkte tragen das Gepräge der damaligen Zeit, und ſeine Schriften trifft der Tadel, dem faſt alle Mitglieder des Blumenordens unterworfen waren. Seine Schreib-

art iſt pretiös, und voller witzigen Spielereien, wovon hier nur ein Beiſpiel ſtehe:

Es blinken, es flinken, es winken
Die Sternen,
Lernen von fernen
Flimmern und hallen
Schimmern und ſchallen u. ſ. w.

In ſeinen Tragödien ſieht man, daß es ihm nicht an Talent gebricht. In ſeinen Schauſpielen wechſeln die jambiſchen, trochäiſchen und daktyliſchen Verſe mit einander ab, je nachdem es der Inhalt oder die Lage der redenden Perſon erfodert.

Clarendon (Edward Hyde, Graf von) wurde 1608 zu Dinton in Wiltſhire geboren. Schon in ſeinem 17ten Jahre hatte er ſeine Studien auf der Univerſität Oxford mit dem glücklichſten Erfolge beendet. Unter der Leitung ſeines Oheims, Nicolas Hyde, bildete er ſich zu einem trefflichen Juriſten und großen Staatsmann. Er zeigte zuerſt in dem ſogenannten langen Parlamente unter Carl I. in öffentlichen Reden ſeine glänzenden Talente, und erwarb ſich das innigſte Zutrauen aller Mitglieder. Unerſchütterlich, ſtandhaft hing er ſeinem König an, als die fürchterliche Empörung gegen dieſen losbrach. Auf der Inſel Jerſey, wohin er beim Ausbruche der Rebellion ſich mit dem Prinzen geflüchtet hatte, verweilte er zwei Jahre, und begann hier ſein berühmtes Werk, die Geſchichte der Rebellion. Als Carls I. Haupt durch des Henkers Beil gefallen war, begleitete Clarendon den Kronprinzen Carl, der, überall verfolgt, heimathlos als Flüchtling umherſchweifte, und Keiner trug durch Reden und Schriften mehr zur Erhebung Carls II. auf den engliſchen Thron bei, als eben er, worin er ſtets ſeinen Eifer für die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes, ſo wie ſeine Anhänglichkeit an das königliche Haus beurkundete. Carl II. ernannte ihn aus Dankbarkeit zum Großkanzler von England, und bewies ihm in allen Angelegenheiten das größte Zutrauen. In der Folge wurde Clarendons Schweſter mit dem Herzoge von York, dem Bruder des Königs, vermählt. (Anna und Maria, die Frucht dieſer Ehe, beſtiegen nachmals den engliſchen Thron.) So ſtieg das Anſehen Clarendons immer höher, bis Carl II., das traurige Ende ſeines Vaters vergeſſend, ſich der Wolluſt in die Arme warf, mit Wüſtlingen vertraut lebte, und Clarendons Neidern und Verläumdern ſein Ohr lieh. Jetzt war der Sturz des Großkanzlers beſchloſſen. Clarendon wurde des Hochverraths angeklagt, und konnte ſich nur durch eine ſchnelle Flucht den Verfolgungen entziehen. Seine Rechtfertigung, die er aus Calais an das Oberhaus ſchickte, wurde durch des Henkers Hand verbrannt, und durch eine Parlamentsbill, welche der König beſtätigte, ward er auf immer aus ſeinem Vaterlande verbannt. Sechs Jahre brachte Clarendon in dieſer Verbannung zu, wo er ſich in verſchiedenen Städten Frankreichs abwechſelnd aufhielt, bis er 1674 zu Rouen ſtarb. Sein ernſter und ſtolzer Charakter hatte ihm nicht die Liebe des Volkes erwerben können; ſein Wandel war übrigens rechtſchaffen, und ſein Leben unbeſcholten. Unter ſeinen Schriften iſt die Geſchichte der Rebellion, welche ſich durch Genauigkeit und Unparteilichkeit auszeichnet, die trefflichſte.

Clarinette, ein Blasinſtrument, welches von Johann Chriſtoph Denner zu Nürnberg ums Jahr 1690 erfunden wurde. Die Clarinette iſt faſt eben ſo eingerichtet, wie die Hoboe; ſie unterſcheidet ſich bloß durch ihren ſanfteren Ton von dieſem, und durch den mehr ſchneidenden von der Flaute. Kein Inſtrument koſtet den Tonſetzern mehr Mühe, wie dieſes. Ueber das dreigeſtrichene C oder D darf man die Töne nicht hinaufſetzen. Die daran angebrachten Klappen dienen dazu, die halben Töne herauszubringen, und ihr Umfang macht in der Mitte die beſte Wirkung.

Clarke (Samuel) ward 1675 zu Norwich geboren, und ſtudirte zu Cambridge Philoſophie und Theologie. Der Biſchof von Norwich, ein großer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften, ernannte ihn zu ſeinem Caplan. Zwölf Jahre verlebte Clarke in dem Hauſe dieſes Biſchofs. Im Jahre 1704 erhielt er den Auftrag, die von Robert Boyle geſtifteten Predigten zu halten. Seine acht Predigten, über das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes, die er bei dieſer Veranlaſſung ſchrieb, werden für den ſchönſten und ſtärkſten Beweis gehalten, ſo je für das Daſeyn Gottes geſchrieben wurde. Die Sprache iſt kraftvoll, klar und überzeugend, bisweilen hoch erhaben, ſo daß ſie zu dem Ewigen fortreißt. Im folgenden Jahre 1705 verfaßte er acht Predigten über die natürliche und geoffenbarte Religion. Hierauf wählte ihn die Königin Anna zu ihrem Hofcaplan, und als ſolcher ward er Pfarrer von St. Johannes. — In dem Werke über die Lehren von der Dreieinigkeit, welches er 1712 herausgab, leugnet er das Daſeyn dieſer Lehre in der erſten Kirche. Das Collegium der Biſchöfe, welches dieſe ſeine, nur zu dreiſt und zu oft ohne Grund ausgeſprochenen Behauptungen prüfte, fand ſeine Lehre irrig, und foderte ihn zur Rechenſchaft auf, weil es aber alle weitern Streitigkeiten zu vermeiden wünſchte, ſo begnügte es ſich mit dem Verſprechen Clarkens, nie wieder über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, noch zu predigen. Ueber Naturphiloſophie und Religion gerieth er mit Leibnitz in einen Streit, der zu gelehrten Diſcuſſionen Anlaß gab, und worin der große Deutſche von dem Engländer faſt überwunden ward. Clarke ſtarb 1729. Er gehört zu den größten Philoſophen und Theologen der Engländer ſeiner Zeit. Nebenbei beſchäftigte er ſich auch mit der Philologie, und auch hierin beſaß er tiefe Kenntniſſe; zum Beweiſe dienen mehrere Claſſiker, die er beſorgte, z. B. ſeine ſehr geſchätzte Ausgabe des Julius Cäſar. Die 12 erſten Geſänge der Ilias gab er mit Anmerkungen und einer neuen lateiniſchen Ueberſetzung, für den Unterricht des Herzogs Cumberland, heraus; den zweiten Band der Ilias, ſo wie die Odyſſee, gab ſein Sohn heraus. Seine ſämmtlichen Werke, worunter ſich vorzüglich die acht Predigten über das Daſeyn Gottes auszeichnen, erſchienen in 4 Folio-Bänden, London 1738.

Clarke (H. J. G.), franzöſiſcher Marſchall und Pair des Reichs, wurde den 17. Oktob. 1765 zu Landrecies geboren. 1781 kam er in die Kriegsſchule nach Paris, wo er die Kriegswiſſenſchaften mit glänzendem Erfolge ſtudirte. In den Zeiten des Revolutionskrieges verrichtete er manche Großthat, und ſchwang ſich zum General bei der Rheinarmee empor. Wegen einiger Dienſtnachläſſigkeiten wurde er von dem Convente ſeiner Stelle entſetzt. Durch ſeinen Einfluß gelang es ihm, nicht lange nachher Vorſteher des hiſtoriſch-topographiſch-militäriſchen Cabinets zu werden. Als diplomatiſchen Agenten bediente ſich ſeiner das Direktorium mehrmalen. Er ſchloß den Allianzvertrag mit Sardinien ab, und war Napoleons Mandator bei dem Frieden von Campo Formido. 1804 machte Buonaparte ihn zum Staatsrathe, und ernannte ihn nach Beendigung des öſterreichiſchen Feldzuges zum Gouverneur von Wien. Seiner Staatsklugheit würde es gelungen ſeyn, die Friedenspräliminarien mit England zu unterzeichnen, wenn nicht der Tod des Fox die Unterhandlungen abgebrochen hätte. Nachdem er 1806 das Gouvernement von Erfurt, Berlin ꝛc. ꝛc. geführt hatte, nahm er nach Berthier die Stelle eines Kriegsminiſters ein. Napoleon machte ihn in der Folge zum Herzog von Feltre. Nach dem Sturze der Kaiſermacht trat er auf die Seite Ludwigs XVIII., wurde Pair von Frankreich, und erhielt den Marſchallsſtab. Im Cabinet zeigte er ſich als Feind aller freiſinnigen Ideen, und machte ſich ſo verhaßt, daß der König der öffentlichen Stimme Gehör gab, und ihn ins Kriegsminiſterium verſetzte,

wo er eine Reorganiſation des franzöſiſchen Militärs bewirkte. Er ſtarb am 28. Oktob. 1818.

Claſſe, Claſſification. Der Naturforſcher theilt bei der Entwerfung ſeiner Syſteme ſowohl die Thiere, als die Pflanzen und Mineralien, in Claſſen, nach den Haupteigenſchaften, worin ſie unter ſich übereinkommen. Dieſe Claſſeneintheilung zerfällt dann wieder in die Unterabtheilung, Ordnungen, dieſe in Geſchlechter, Gattungen und Arten. In den Schulen nennt man die Abtheilung der Schüler nach ihren Fähigkeiten und Fortſchritten Claſſen.

Claſſiſch, Claſſiker. Die Benennung claſſiſch hat in der Eintheilung des römiſchen Volkes in 6 Claſſen, welche Servius, der ſechste König von Rom nach dem Verhältniſſe des Vermögens und nach den darauf beruhenden Dienſten und Abgaben eines Jeden ihren Grund. Denn die zu der erſten und derjenigen Claſſe gehörenden Bürger, die den anſehnlichſten und reichſten Theil des Volkes bildete, indem ſie entweder an Ländereien oder an Baarſchaft wenigſtens 100.000 Aſſes (10.000 Drachmen = 1.928 Rthlr.) beſaßen, und welche bei Wahlen und Ernennungen zu Ehrenſtellen 98 Stimmen hatten, hießen vorzugsweiſe cives classici (Claſſenbürger). — In der Folge wurden diejenigen Schriftſteller, deren Werke nach Inhalt, Ausführung und Darſtellung muſterhaft waren, und deßwegen den vorzüglichſten Grad von Vollendung erreicht hatten, als die erſten und vorzüglichſten claſſiſch genannt. Das Claſſiſche, welches man ihnen beilegt, zeigt ſich nämlich in ihrer muſterhaften Bildung, in der Feinheit des Geſchmacks und deſſen Anwendung auf das Gefühl des Schönen und Wahren, und in der ſcharfſinnigen, witzvollen, gediegenen und richtigen Darſtellung. Was die Form der Sprache betrifft, ſo verdienen diejenigen Schriftſteller claſſiſch genannt zu werden, welche ſich nicht bloß den Regeln der Grammatik gemäß, oder dem Styl nach, völlig fehlerlos ausgedrückt haben, ſondern die nach den Redensarten, Wortfügungen und Abweichungen von der gewöhnlichen und mehr gemeinern Ausdrucksart, Muſter zur Nachahmung in einer ſchönen Sprachform geworden ſind. In dieſem Sinne nannte man anfangs nur die berühmteſten Schriftſteller Griechenlands und Roms Claſſiker, und ſie verdienten dies auch in der That, da die neuern ſich größtentheils nach, oder durch jene gebildet haben, deren Häupter ſchon die Alterthümlichkeit mit einem gewiſſen Glanz umgiebt. Doch nicht alle alte griechiſche und römiſche Schriftſteller dürfen ſo heißen, noch können ſie allein auf dieſen Ehrentitel Anſpruch machen, denn es giebt, in ſoferne ſich die Geiſtescultur irgend eines Volkes aus dem Stande der Unmündigkeit zu einer intellektualen und äſthetiſchen Selbſtſtändigkeit erhoben hat, unter den orientaliſchen ſowohl, als den neuern occidentaliſchen Schriftſtellern, eben ſo gut Claſſiker, und nicht bloß unter den Schriftſtellern (Dichtern und Proſaikern), ſondern auch unter den alten und neuern Künſtlern aller Art. Die Claſſicität irgend eines Werkes oder Kunſtproduktes wird durch die Einſtimmigkeit vieler, aber doch gebildeter Menſchen oder Völker in der Beurtheilung eines Gegenſtandes beſtimmt, von dem ſie ausſagen, daß er den urſprünglichen Bedingungen ihres äſthetiſchen Wohlgefallens gemäß ſey. Wird nun dieſe möglichſt größte Einſtimmigkeit gebildeter Menſchen und Völker in der äſthetiſchen Beurtheilung eines Gegenſtandes als ein allgemeines (empiriſches) Criterium der Claſſicität betrachtet, ſo ſpringt es in die Augen, daß die Allgemeinheit dieſes Urtheils nur komparativ iſt, weil ſie auf Induktion beruht, dieſe aber in Anſehung des Empiriſchn (Sinnlich-Wahrnehmbaren) niemals vollſtändig ſeyn kann. Auch hat es immer, ſelbſt unter den ſogenannten Sachkennern und Critikern, Leute gegeben, die das, was alle Andere ſchön oder erhaben fanden, als mittelmäßig und unbedeutend, oder gar als erbärmlich tadelten. Wer erinnert ſich hierbei nicht

jenes holländiſchen Dichters *Bilderdyk*, der unſers *Schillers* Gedichte einen Kothhaufen (Drekhoop) nannte, — und wer möchte wohl zweifeln, daß deſſen eigene Gedichte ein Perlen- oder Juwelenhaufe ſeyen? — Ferner iſt auch jenes Merkmal nicht untrüglich, weil der Geſchmack ſelbſt veränderlich und trüglich iſt, und daher ein falſcher oder unechter Geſchmack lange Zeit herrſchend ſeyn kann. Trotz dieſer und vieler andern Bedenklichkeiten, die ſich gegen die Beſtimmung des claſſiſchen Werthes irgend eines Produktes erheben laſſen, bleibt immer der Spruch, den Beifall Vieler oder gar Aller erhalten zu haben, in Ermanglung irgend eines andern Probierſteins, das Criterium, und das faſt allgemeine Urtheil, das irgend einem Erzeugniſſe den Stempel der Claſſicizität aufdrückt, macht es zum Muſter, Beiſpiel, Regel oder Richtſchnur der nachfolgenden Zeitalter. Geſetze aufſtellen, und hiernach die Produkte irgend eines Claſſikers bemeſſen zu wollen, würde den Merkmalen des Genius widerſprechen, welche, nach einem unendlichen Ziele ſtrebend, die Schranken des Herkömmlichen durchbricht, die gewöhnlichen Bahnen verläßt, und ſie mit kühner Hand ausführt. Wir machen einen Verſuch, die alten und neuern claſſiſchen Schriftſteller nach der Gattung, in welcher ſie *Muſter* geworden ſind, zu claſſifiziren. I. *Proſaiker*, a) in der *hiſtoriſchen* Gattung, und zwar in Biographien, unter den Alten: Xenophon, Plutarch, Diogenes Laertius, Nepos, Tacitus, Sueton; unter den Neuern: Flechier, Fontenelle, Maizeaux, L. Racine, Burigny, de Sades und Voltaire; Warburton, Middleton, Mallet, Jortin, Johnſon, Murphy, Roſcoe und Hayley; Jeruſalem, Schröckh, Nicolai, Herder, Sturz, Hirzel, Klein, Garve, Meißner, Niemeyer, Heeren u. m. A.; in der Geſchichte, unter den Alten: Herodot, Thukydides, Xenophon, Polybius, Dionyſius von Halikarnaß, Diodor aus Sizilien, Dio Caſſius und Herodian; Cäſar, Salluſt, Livius, Vellejus Paterculus, Tacitus und Curtius; unter den Neuern: de Thou und Sleidanus (in lat. Sprache); unter den Spaniern: Mariana und Antonio de Solis; unter den Italienern: Guiccardini, Adriani, Bentivoglio, Davila, Machiavelli, Angelo di Coſtanzo, Nani und Denina; unter den Franzoſen, Comines, Rollin, Crevier, Boſſuet, Vertot, Gaillard, Millot, Voltaire, der Abt Raynal, und Barthelemy; unter den Engländern: Burnet, Hume, Robertſon, Goldſmith, Ferguſon, Gibbon, Gillies und Mitford; unter den Deutſchen: Möſer, Schröckh, Schlözer, Schmidt, Hegewiſch, von Müller, Spittler, Eichhorn, Henke, Heeren, Plank, Sartorius, Luden, von Woltmann, Poſſelt, v. Schiller, v. Archenholz; b) in der *redneriſchen* Gattung, unter den Griechen: Demoſthenes, Aeſchines, Lyſias und Iſokrates; unter den Römern: Cicero, der jüngere Plinius, Quintilian; unter den Franzoſen: Patrù, Dagueſſeau, Mirabeau, Fontenelle, Thomas, Bourdaloue, Maſſillon, Boſſuet, Flechier und Saurin; unter den Engländern: Pitt, Burke, Fox, Sheridan, Erskine (in der polit. Beredſamkeit), Tillotſon, Sherlock, Secker, Jortin, Sterne, White und Blair (geiſtl. Beredſamkeit); unter den Deutſchen: Mosheim, Jeruſalem, Cramer, Giſeke, Schlegel, Alberti, Spalding, Reſewitz, Teller, Zollikofer, beide Henke, Reinhard, Marezoll, Löffler, Dräſeke ꝛc.; c) im *Briefſtyl*, unter den Griechen: Plato, Iſokrates, Demoſthenes, Libanius und Phalaris; unter den Römern: Cicero, Plinius der Jüngere, und Seneca; unter den Italienern: Annibale Caro, Bernardo Taſſo, Gozzi der Aeltere, Meſtaſio und Algarotti; unter den Franzoſen: die Marquiſe von Sevigné, Ninon de l'Enclos, Babet, Racine, Voltaire, Montesquieu und Rouſſeau; unter den Engländern: Swift, Pope, Gray, Hughes; unter den Deutſchen: Gellert, Rabener, Lange, Gleim, Jacobi, Abbt, Winkelmann, die beiden von Hagendorn, Bodmer, Leſſing, Zollikofer, Garve, Geßner, J. v. Müller, Heinſe und

Digitized by Google

Wieland; d) im Dialoge, unter den Alten: Plato, Aeſchines, Cebes, Lucian und Cicero; unter den Neuern: Gelli, Fenelon, Fontenelle, St. Mard, Vernet, Hemſterhuis, Shafteſbury, Berkeley, Harris, Lord Lyttelton, Hurd, Leſſing, Mendelsſohn, Wieland, Engel und Herder; e) in der didaktiſchen Schreibart; unter den Griechen: Plato, Xenophon, Plutarch, Ariſtoteles, Longin und Mark Aurel; unter den Römern: Cicero, Quintilian und Seneca; unter den Italienern: Machiavelli, Gravina, Algarotti und Bettinelli; unter den Franzoſen: Montaigne, Fenelon, St. Evremond, Fontenelle, Monteſquieu, Remond de St. Mard, Helvetius, Rouſſeau, Voltaire, Diderot, d'Alembert und Marmontel; unter den Engländern: Steele, Addiſſon, Locke, Lord Bolingbroke, Shafteſbury, Temple, Hume, Hutcheſon, Lord Kaimes, Harris, Ferguſon, Payley, Smith, Dr. Johnſon; unter den Deutſchen: Gellert, Rabener, Cramer, Leſſing, Wieland, Mendelsſohn, Abbt, Sturz, Sulzer, Zimmermann, Jeruſalem, Iſelin, Möſer, Eberhard, Campe, Jacobi, Lichtenberg, Plattner, Engel, Garve, Meiners, Tetens, Kant, Herder, Schiller u. A. II. Dichter, a) poetiſche Erzählung oder Fabel, Griechen: Aeſopus, Aphthonius und Babrias; Römer: Phädrus; Italiener: Baldi, Pareſi, Verdizotti, Roberti, Pignotti, Paſſeroni und Bertola; Franzoſen: La Fontaine, La Motte, Rucher, le Noble, Dorat, Aubert, Imbert, Didot, Florian und Duc de Nivernois; Engländer: Gay und Moores; Deutſche: Boner, Burkard, Waldis, von Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Gleim, Leſſing, Schlegel, Michaelis, Willamov, Zachariä, v. Nicolai und Pfeffel; Portugieſen: Pedro Ribeyro, F. Rodr. Lobo; b) Hirtengedicht, Griechen: Theokrit, Bion und Moſchus; Römer: Virgil; Italiener: Taſſo, Guarini, Metaſtaſio; Franzoſen: Segrais, Deshoulieres, Fontenelle, Greſſet, Leonard und Berquin; Engländer: Spenſer, Ambroſe Philips, Gay, Pope, Collins und Shenſtone; Deutſche: Geßner, Voß, Göthe, Kleiſt, Schmidt, Blum und Bronner; Portugieſen: Bern. Ribeyro, Saa de Miranda, Ferreira, Camoens, Fr. Rod. Lobo; c) Epigramm, Griechen: Meleager, Philippus, Agathias, Conſtantinus Kaphalas und Maximus Planudes; Römer: Martial und Catull, Italiener: Luigi Alamanni, Giovanni della Caſa, Loredano, Caſani, Guarini, Zappi und Bertola; Franzoſen: Marot, Saint-Gelais, Gomband, Maynard, J. B. Rouſſeau, Seneca, Panard, Piron u. A.; Engländer: Braller, Buttler, Dryden, Swift, Pope; Deutſche: Opitz, v. Hagedorn, Ewald, Käſtner, Leſſing, v. Kleiſt, Göckingk, Kretſchmann, Voß, Hensler, Kuh und v. Göthe; Portugieſen: A. Ferreira, Caminha. d) Satyre; Griechen: Euripides (Cyklope); Römer: Lucil, Horaz, Juvenal und Perſius; Italiener: Arioſt, L. Alamanni, Salvator Roſa, Menzini, Dotti, Gozzi der Ältere und Parri; Franzoſen: Regnier und Boileau Deſpréaux; Engländer: Donne, Rocheſtein, Pope, Swift, Young, Churchill und Dr. Johnſon; Deutſche: Rachel, von Canitz, Liskow, von Haller, v. Hagedorn, Rabener, Michaelis, Sturz, Stollberg der Jüng., Falk, Lichtenberg und J. P. F. Richter; Portugieſen: Andrada, Correa Garcao. e) Lehrgedicht; Griechen (Gnomologen): Pythagoras, Solon, Theognis und Phocylides; Römer: Publius Syrus und Lucrez; Franzoſen: Louis Racine, Voltaire, Dulard und Delille; Engländer: Pope, Waller, Prior, Young, Akenſide, Ogilrie, Hayley, Pye, Rogers, Cowper, Campbell ꝛc; Deutſche: Opitz, Zernitz, v. Haller, v. Hagedorn, Sukro, Gellert, Gieſeke, v. Creuz, Käſtner, v. Cronegk, Wieland, Gleim, Withof, Uz, Duſch, Manſo, Tiedge und der jüngere Spalding; Portugieſen: Saa de Miranda. f) Elegie; Griechen: Tyrtäus, Mimnermus, Philetas und Callimachus; Römer: Tibull, Properz und Ovid; Italiener:

Arioſt, Alamanni und Menzini; Franzoſen: Deshoulieres und la Suze; Engländer: Hammond, Shenſtone, Gray, Maſon, Beattie und Jerningham; Deutſche: Klopſtock, v. Gemmingen, Weiße, Schmidt, v. Nicolai, Hölty, Gotter, Voß, Matthiſon, v. Göthe, Tiedge, v. Brinkmann u. A. W. Schlegel; Portugieſen: Saa de Miranda, A. Ferreira, Caminha, Camoens, D. Bernardes. g) Lyriſche Poeſie; 1) Ode; Griechen: Orpheus, Homer, Callimachus und Cleanthes; Römer: Horaz; Italiener: Petrara, Teſti, Gnidi, Redi, Chiabrera und Frugoni; Franzoſen: Malherbe, J. B. Rouſſeau und Racine der Jüng.; Engländer: Waller, Dryden, Pope, Weſt und Gray; Deutſche: Cramer, Schlegel, Utz, v. Cronegk, Weiße, Gleim, Ramler, Klopſtock, Denis, Stollberg, Voß und Schiller. 2) Lied; Griechen: Anakreon und Sappho; Römer: Horaz und Catull; Italiener: Teſti, Chiabrera, Zappi, Filicaja, Rolli, Metaſtaſio und Frugoni; Spanier: Garcilaſſo de la Vega, Eſtevan Manuel de Villegas, Luis de Leon und Vicente de Espinel; Franzoſen: Chaulieu, la Fare, Lainez u. A.; Engländer: Waller, Prior, Landsdown, Shenſtone, Mrs. Barbauld, Aikin ꝛc.; Deutſche: v. Hagedorn, Utz, Gleim, Leſſing, Zachariä, v. Cronegk, Weiße, Jacobi, Götz, Miller, Hölty, Claudius, Bürger, Voß, Matthiſon, Herder, v. Göthe, v. Schiller, v. Salis, Sophie Mereau, Baggeſen, Körner, Bürger, Aug. Wilh. und Fried. Schlegel, Chriſt. und Friedr. Leop. Grafen zu Stollberg, Apel, Kind ꝛc. h) Heldengedicht; Griechen: Homer; Römer: Virgil, Silius, Lucan und Valerius Flaccus; Italiener: Dante Alighieri, Taſſo; Spanier: Don Alonzo de Ercilla; Franzoſen: Voltaire und Fenelon; Engländer: Oſſian, Milton, Glover; Holländer: Haren Friſo; Deutſche: Klopſtock, Bodmer, Geßner, Wieland, Göthe und Fr. Müller; Portugieſen: Camoens, Cortereal, Rodriguez Lobo. i) Roman; unter den Alten: Heliodor, Achilles Tatius ꝛc.; Spanier: Cervantes, Guevedo, Hurtado de Mendoza; Portugieſen: B. Ribeiro, F. de Moraes, C. Pires de Rebello; Italiener: Bocaccio, Bandello, Giovanni, Cinthio, Sanſorino, Straparola, Sachetti und Caſti; Franzoſen: Prevot d'Exilles, Marivaux, le Sage, Crebillon, Rouſſeau, Voltaire, Marmontel, d'Arnaud, v. Treſſan, Florian, Cottin, Grafigny, Riccoboni, la Fayette, v. Genlis, v. Stael und Krüdener; Engländer: Richardſon, Fielding, Sterne, Goldſmith, Mackenzie, Cumberland, Chodwin, Lewis; Moore, Holcroft, und die Frauen: d'Arblay, Robinſon, Radcliffe und Smith; Deutſche: Wieland, Muſäus, v. Göthe, v. Schiller, v. Klinger, Nicolai, Meißner, Wezel, Schummel, Müller, Hippel, Schulz, Jacobi, Heinſe, v. Thümmel, Jean Paul, Lafontaine, Tieck u. m. A. B. Dramatiſche Dichtungsarten; a) die Heroide, Römer: Ovid und Properz; Italiener: Bruin und Lorenzo Craſſo; Franzoſen: Colardeau, Dorat, Blin de Saint More, de la Harpe, Barthe u. A.; Engländer: Pope, Lord Herrey und Jerningham; Deutſche: Wieland und Duſch; b) Cantate; Italiener: Apoſtolo Zeno, Rolli, Zappi und Metaſtaſio; Franzoſen: Rouſſeau und Bachelier; Engländer: Congreve, Dryden, Pope; Deutſche: Ramler, Wieland, v. Gerſtenberg, Schiebeler, Meißner und Bürger. c) Luſtſpiel; Griechen: Ariſtophanes; Römer: Plautus und Terenz; Italiener: Arioſt, Aretino, Grazzini, Cechi, della Porta; Faginoli, Goldoni, Gozzi, Capazelli, Willi und de Gamera; Spanier: Lope de Vega und Calderon; Portugieſen: Saa de Miranda, Ant. Ferreira; Franzoſen: Molière, Montfleury, de Grand, Fagan, Maraux, Saint-Foix, Regnard, Destouches, la Chauſſée, Voltaire, Fontenelle, le Sage, Boiſſy, Dúfresnoy, Dancourt, Diderot, Colin d'Harleville, Picard u. A.; Engländer: Shakſpeare, Ben-Jonſon, Maſſinger, Beaumont und Fletcher, Garrick, Sheridan, Cowley, Richardſon ꝛc.; Deutſche: Schlegel,

Gellert, Krüger, Weiße, Leſſing, Engel, Göthe, Brandes, Wezel, Klinger, Schröder, Jünger, Iffland, Huber, Gotter u. A. d) Trauerſpiel; Griechen: Aeſchylos, Sophokles und Euripides; Römer: Seneca; Italiener: Triſſino, Ruccelai, Giraldi Cinthio, Dolce, Manfredi, Maffei, Bettinelli, Willi, Fiorio u. Alfieri; Spanier: Lope de Vega Carpio, Don Auguſtin de Moutiano y Luyando; Portugieſen: Ant. Ferreira, Donna Catharina de Souſa; Franzoſen: Pierre und Thomas Corneille, Racine, Voltaire, Crebillon, Marmontel, la Mierre, la Harpe, Chateaubrün, Saurin, de Belloy, Mercier und Chenier; Engländer: Shakſpeare, Ben-Jonſon, Maſſinger, Beaumont und Fletſcher, Dryden, Otway, Rave, Addiſon, Thomſon, Young, Lillo, Moore, Brooke, Mallet, Murphy, Cumberland und Sheridan; Deutſche: Schlegel, v. Cronegk, Leſſing, v. Gerſtenberg, Leiſewitz, Klinger, Babo, Stolberg, Göthe, Schiller, Körner, Werner, Müllner, Grillparzer u. A. e) Oper; Franzoſen: Favart, Vadé, Anſeaume, Poinſinet, Sedaine, Marmontel u. A.; Engländer: Gay, Fielding, Coffey, Lillo ꝛc.; Deutſche: Weiße, Michaelis, Gotter, Engel, Meißner, v. Göthe, Kind ꝛc. Ueber die claſſiſche Literatur der Griechen giebt uns Joh. Abb. Fabricii koſtſpielige Bibliotheca graeca (I.-XII. Bd. Hamb. 1790—1810) die vollſtändigſte Belehrung; Fr. Schoells Histoire abrégé de la Litérature grecque etc. (II. Bd. Paris 1813) iſt für die Literaturgeſchichte der Griechen ebenfalls ſehr ſchätzbar. Ueber die Claſſiker der Griechen und Römer haben geſchrieben: Wilh. David Fuhrmann (Handbuch der claſſ. Literatur der Griechen und Römer), Eſchenburg, Schaaf, Degen u. m. A. Ueber die franz. Claſſiker vergleiche man La Harpes Lycée; Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, und Idelers und Noltes Handbuch der franz. Literatur; über die engliſche Johnſon und Warton; über die italieniſche Ginguiné, Siſmondi, Fontanini, Signorelli ꝛc.; über die ſpaniſ. Velasquez Geſchichte der ſpan. Dichtkunſt; über die portug. Literatur D. Barbosa Machado Bibliotheca Lusitana (Lisboa 1731); über die deutſche Erſch Handbuch (Leipzig 1812) u. A.

Claude Lorrain, ſ. Gelée.

Claudianus (Claudius), ein römiſcher Dichter, mit deſſen Tode ſich die epiſche Poeſie der Römer ſchloß, war zu Alexandrien in Aegypten geboren. Sein Geburtsjahr iſt unbekannt. Wahrſcheinlich fällt ſein Zeitalter unter die Regierungen der Kaiſer Theodoſius, Arcadius und Honorius, oder zu Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrhunderts. Von früher Zeit an übte er ſich in der griech. und lat. Dichtkunſt, beſonders befaßte er ſich mit der Satyre. Im J. 394 n. Chriſti war er Tribunus, und nahm als ſolcher am Kriege, namentlich an jenem Treffen Theil, worin Theodoſius den Eugenius beſiegte. Durch Tapferkeit und Gelehrſamkeit machte er ſich bei dieſem Fürſten beliebt. 395 ertheilte ihm Honorius in Rom wegen ſeines zierlichen Ausdrucks im Schreiben den Poſten eines öffentlichen Notarius. Auch Stilico war ſein vielvermögender Gönner. Von dieſer Zeit an bis zum J. Chr. 404 faßte er viele Gedichte ab, in Folge derer ihm Honorius auf Vorſtellung des Senats eine Statue von Erz auf dem Forum Trajanum ſetzen ließ. Das Jahr ſeines Todes läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Er war ein Heide. Mit griechiſcher Bildung verband er eine genaue Kenntniß der römiſchen Claſſiker. Was den Gehalt ſeiner poetiſchen Schriften betrifft, ſo würde Claudianus, falls er in dem Auguſtiſchen, und nicht in einem ſo verderbten Zeitalter gelebt hätte, ſich durch hohe Dichterkraft ausgezeichnet haben; denn er malt mit einem oft erhabenen und ſchönen Ausdruck ſehr feurig und lebhaft, iſt kühn in Erfindungen, reich an poetiſchen Verſchönerungen, zeigt Mannigfaltigkeit in ſeinen Gedanken und poetiſchen Wendungen, und hat eine meiſt reine Diktion und Verſifikation. Allein er iſt zu reich an rhetoriſchen Aus-

Digitized by Google

wüchſen, zeigt eine zu ungezügelte Phantaſie und Ungleichheit, indem er von der Höhe (die bis zum Schwülſtigen geht), ſobald er von ſeiner Anſtrengung ermüdet iſt, wieder in's Niedrige und Kraftloſe herabſinkt. Er iſt zu einförmig in ſeinen Erweiterungen und Wendungen des Lobes, bringt am unrechten Orte Gelehrſamkeit an; ſeine Verzierungen haben kein Leben, und ſein Witz iſt ſpielend. Seine zurückgelaſſenen Gedichte laſſen ſich in kleine Heldengedichte, Gelegenheitsgedichte, und in Gedichte von vermiſchtem Inhalte eintheilen. Zu der erſten Gattung gehören ſein Buch: de bello gildonico, de bello getico; Raptus Proserpinae libri III. und ſeine Gigantomachia, oder der Kampf der Götter mit den Giganten, die den Himmel ſtürmen wollten. Die Gelegenheitsgedichte ſind theils durch die Ernennung angeſehener Männer zu hohen Staatswüden, theils durch die Vermählungsfeierlichkeiten vornehmer Standesperſonen veranlaßt, und ſind ſowohl panegyriſch, als hiſtoriſch: 1) de Olybrii et Probini fratrum consulatus panegyricus; 2) in consulatum Mallii Theodorii; 3) in consulatum Flavii Stiliconis libri III.; 4) Panegyris Serenae reginae (der Gemahlin des Stilico) dicta; 5) Paladii et Celerinae epithalamium, ein Hochzeitsgedicht auf ein vornehmes, aber in der Geſchichte weiter nicht bekanntes Paar); 6) in consulatum tertium, quartum et sextum Honorii Augusti et Mariæ carmen heroicum; und 7) in Rufinum libri II. Seine vermiſchten Gedichte umfaſſen a) ſieben poetiſche Epiſteln an den Hadrian, an die Erena, an Olybrius ꝛc.; b) ſieben Idyllen; und c) XXII Epigramme. Schätzbare Ausgaben von ihm haben J. M. Geßner (Leipzig bei Fritſch, 1795, Bände I. II. gr. 8.), und Peter Burmann der Jüngere beſorgt. Von den meiſten Gedichten hat Joſ. Friedr. Ratſchky, mit dem lat. Text (Wien, Schaumburg und Comp. 1801. gr. 8.), deutſche Ueberſetzungen geliefert.

Claudius (Matthias), genannt Asmus, oder der Wandsbecker Bote, wurde 1743 im Holſteiniſchen geboren, ſtarb 1815 zu Hamburg. Tiefes Gefühl im Tone des kunſtloſeſten Volksgeſanges ſpricht aus ſeinen Liedern. Claudius iſt einer der originelſten Schriftſteller unter den witzigen Köpfen ſeines Zeitalters. In ſeinen religiöſen Grundſätzen neigte er ſich zum Myſticismus hin. Dreiſt überhüpfte er die gewöhnlichen Regeln der guten Schreibart. Philoſophiſche Abſtraktionen waren nicht ſeine Sache; und eine zuſammengepreßte, durch ein Uebermaaß von verſteckten und gelehrten Anſpielungen verdunkelte Satyre lag weit entfernt von ſeiner natürlichen Sinnesart. Das tiefſte Gefühl der Würde der menſchlichen Natur nahm in den Schriften dieſes anomaliſchen Geiſtes die Form des burlesken Scherzes und der Einfalt eines gemeinen Bürgers- und Bauersmannes an. Der feinſten Satyre gab er den Ton einer Poſſe. Seiner heitern Laune ſich hingebend, ſpaßte er zur Abwechslung auch mit Kleinigkeiten. Aber in welch einem hohen Grade er ernſthaft ſeyn konnte, zeigen die letzten Bde. ſeiner ſämmtl. Werke des Wandsbecker Boten. Die volksmäßigen Abkürzungen der Wörter in ſeiner Proſa, wie in ſeinen Verſen verdienen den Tadel nicht, der ihnen geworden iſt, denn ſie gehören zur Natur eines ſolchen Styls, in welchem Alles volksmäßig ſeyn ſollte. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans, oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten." Dieſe Sammlung beſteht aus 8 Bänden, von denen die erſten mit Kupferſtichen und Vignetten von Chodowiecki geziert ſind.

Claudius (Tiberius Claudius Cäſar), von Auguſtus an der vierte römiſche Kaiſer, war der Sohn des Claudius Druſus Nero und der jüngern Antonia, der Schweſtertochter des Auguſt. Die ſchlechten und grauſamen Regierungen der beiden vorigen Kaiſer bewogen die Verſammlung der Senatoren, ihr Glück wieder in der alten republikaniſchen Verfaſſung zu

ſuchen. Aber während der Senat berathſchlagte, ſuchten die mächtigen Prätorianer ſich wieder einen Kaiſer, und wählten in der Geſchwindigkeit den alten Oheim des Caligula, Claudius (41), den ſie noch erſt unter dem Bette hervorziehen mußten, worunter er ſich aus Furcht verkrochen hatte, als die Verſchwornen in den Pallaſt drangen, um den Caligula zu morden. Vor Freude außer ſich, ſich Imperator grüßen zu hören, verſprach der alte Mann jedem Prätorianer etwa 600 Thaler, und ſo trugen ſie ihn im Triumphe auf das Forum. So weit war es in der damaligen Zeit gekommen, daß das Schickſal faſt der ganzen Welt in den Händen von einer kleinen Anzahl frevelnder und gemeiner Soldaten lag. Jedoch der neue Kaiſer zeigte ſich anfangs des Thrones nicht ganz unwürdig, und gab die vielverſprechendſten Hoffnungen einer glücklichen Fortdauer. Er hub die grauſamen Verfügungen des Caligula auf, war mäßig und gerecht, und machte ſich beim Volke durch mehrere gute Einrichtungen ſo beliebt, daß es bei einem Gerüchte von ſeiner Ermordung wüthend durch die Straßen lief, und die ſchrecklichſten Flüche gegen die Thäter ausſtieß. Er verſchönerte Rom durch viele prachtvolle Gebäude, und ſorgte für die innern Vortheile des Staates durch manche treffliche Anlagen. Auch wurde unter ſeiner Regierung auswärts glücklich gefochten, und Brittannien zu einer röm. Provinz gemacht. Jedoch dieſer gute Anfang dauerte nicht lange. Claudius war ein ſchwacher Mann, deſſen Geiſt unter einer langen Vormundſchaft alle Selbſtſtändigkeit verloren hatte. Kommt ſo ein Schwächling auf den Thron, ſo iſt er das Spiel ſeiner Günſtlinge und Weiber, und wehe ihm und ſeinem Volke, wenn er in ſchlechte Hände geräth. Das war aber ganz der Fall bei Claudius. Seine Rathgeber und Weiber ſind wegen ihrer Verruchtheit und Laſterhaftigkeit zum Sprichworte geworden. Der Name ſeiner erſten Gemahlin, der Meſſalina, dient noch jetzt zur Bezeichnung der höchſten weiblichen Frechheit und Ausartung. Sie brachte durch ihre Ränke viele der vornehmſten Familien von Rom in's Verderben. Unter ihr ſtanden die Freigelaſſenen des Kaiſers, Narziſſus, der Staatsſekretär, und Pallas, der Schatzmeiſter. Dieſe beherrſchten den Claudius ganz, und verwirrten ſeinen ohnedies ſo ſchwachen Kopf, daß er gänzlich in Unthätigkeit verſank, ſich einem ſchwelgeriſchen Leben überließ, und alle Macht der Regierung in die Hände dieſer verworfenen Menſchen übergab, die nun willkührlich ſchalteten und walteten mit dem Leben und dem Vermögen der römiſchen Bürger. Nach dem Tode der Meſſalina nahm Claudius in zweiter Ehe die Agrippina zu ſeiner Gemahlin; eine für den römiſchen Staat nicht weniger höchſt nachtheilige Kaiſerin Claudius ſtarb durch ihre Hand (im 64. J. ſeines Lebens, in ſeinem 15. der Regierung, und 54. J. n. Chr.), durch ein Gericht vergifteter Pilze, die ſie dem ſchwachen Alten hatte vorſetzen laſſen, als ſie den Plan bei ihm nicht durchzuſetzen vermochte, den Domitius Nero zu adoptiren, und ihn mit ſeiner Tochter Oktavia zu verheirathen. Um allen Verdacht von ſich abzuwälzen, ordnete ihm Agrippina ein prachtvolles Leichenbegängniß an, und ließ den vergöttern, der in ſeinem Leben kaum den Namen eines Menſchen verdiente.

Clauſeln. So nennt man diejenigen Nebentheile eines rechtlichen Aufſatzes, durch welche entweder einer ſchädlichen Wirkung vorgebeugt, oder dem Geſchäft eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden ſoll. Sie werden in allgemeine und beſondere getheilt. Jene finden bei allen, oder doch den meiſten Geſchäften Anwendung, dieſe nur bei dem einen oder dem andern. Zu jenen gehört, z. B. die Begebung der Ausflüchte des Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredeter als niedergeſchriebener Dinge, der Verletzung über oder unter der Hälfte, der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand u. ſ. w., welche gewöhnlich dem Schluß aller Verträge angehängt wird. Zu den beſondern werden gerechnet: bei Teſtamenten die clausula codicillaris; bei Dar-

lehns-, Kaufs-, Mieths- und andern Geſchäften die clausula cassatoria, durch welche bedungen wird, daß beim Eintritt einer gewiſſen Bedingung das ganze Geſchäft für aufgelöſt gehalten werden ſolle. Wenn z. B. ein Schuldner verſpricht, ſeine Schuld in gewiſſen Terminen abzuzahlen, und zwar sub clausula cassatoria, ſo berechtigt er, im Fall er einen Termin nicht inne hielte, den Gläubiger, ſofort das Ganze von ihm zu verlangen. Eine andere noch iſt die clausula cambialis, durch welche ſich derjenige, dem irgend eine Leiſtung obliegt, bei deren Unterbleibung, dem Wechſelrecht gemäß, der perſönlichen Verhaftung unterwirft. — Clauſel (muſikaliſch). Ehemals benannte man die Art, wie ſich die vier Hauptſtimmen bei einem vollkommnen Tonſchluſſe zur Ruhe neigten, mit den techniſchen Ausdrücken: Discant-, Alt-, Tenor- in Baßclauſel, was man jetzt gewöhnlich unter dem Ausdrucke Cadenz begreift.

Claves (Schlüſſel), Taſten (von berühren), der bewegliche Theil eines Clavierinſtrumentes, durch deſſen Niederdruck der Ton hervorgebracht wird. Claves nannte man ſie, weil in der Orgel durch den Niederdruck derſelben in der Windlade die durch das Ventil verſchloſſene Cancelle eröffnet wird. Sämmtliche Claves nennt man Claviatur oder Taſtatur.

Clavier, ein Saiteninſtrument, von länglich viereckiger Form, unter allen Claviaturinſtrumenten am Meiſten geeignet zu den feinſten Nuancen des Vortrags; es wurde ſeit geraumer Zeit durch den glänzendern Ton des Pianoforte verdrängt. Von dieſem und dem Flügel unterſcheidet es ſich im Innern dadurch, daß die Saiten länger ſind, als der Reſonanzboden, und daß ſie durch den Anſchlag kleiner Stücke Blech, welche in den Claves befeſtigt ſind, zum Klange gebracht werden. Zu einem ſanften Tone tragen die ſchmalen Tuchſtreifen viel bei, womit die Saiten zwiſchen den Stiften, an die ſie angehängt ſind, und zwiſchen dem Orte, wo ſie von den Tangenden berührt werden, durchflochten ſind. Gemeinlich hält man den Guido von Arezzo, der in der erſten Hälfte des 11ten Jahrhunderts blühte, für den Erfinder des Claviers. Bachs, Türks und Müllers Anweiſungen zum Clavierſpielen möchten wohl am Empfehlenswerthen ſeyn.

Clavis (Muſik), ſ. Schlüſſel.

Clavigo y Flaxardo (Don Joſ.), berühmt durch ſein ſchriftſtelleriſches Talent und ſeinen Zweikampf mit Beaumarchais (ſ. d. Art.), lebte zu Madrid, und erwarb ſich durch ſeine literariſchen Produkte und durch die Herausgabe ſeines Journals el Pensador den Ruf eines gewandten Autors. Er knüpfte ein Liebesverſtändniß mit der Schweſter des Beaumarchais an, gab es aber bald wieder auf, und wurde hierüber von dem erzürnten Bruder zur Rechenſchaft gezogen, in Folge deren ſich ein Duell entſpann, in welchem er zwar verwundet, aber nicht getödtet wurde. Es iſt demnach hiſtoriſch unrichtig, wenn ihn Göthe, in dem nach ihm benannten Trauerſpiele, im Zweikampfe umkommen läßt. Uebrigens war Clavigo von ſanftem und einſchmeichelndem Charakter, von guten Sitten und erleuchtetem Verſtande, ob ihn gleich Göthe als wetterwendiſch und unſelbſtſtändig zeichnet. Seit jenem abgebrochenen Liebesverſtändniß ſank er ſehr in der öffentlichen Achtung. Er war Aufſeher über das naturhiſtoriſche Cabinet, und Präſes der Schaubühne de los Sitios. 1806 ſtarb er. Durch die Ueberſezzung von Buffon's Naturgeſchichte in's Spaniſche (Madrid, 1785, 12 Bde. 8.) machte er ſich um die Literatur ſeines Vaterlandes ſehr verdient; mit der Herausgabe des Mercurio historico y politico de Madrid beſchäftigte er ſich die meiſte Zeit ſeines Lebens.

Cleanthes aus Lycien in Kleinaſien, lebte 264 v. Chr., ward aus einem Athleten ein Jünger des Zeno, und Stifter der ſtoiſchen Schule, welcher

er nach dem Tode ſeines Meiſters vorſtand. Er lebte in der größten Armuth, und ſchlug ein Jahrgehalt aus, welches ihm der Areopag zu Athen anbot. Durch Handarbeit erwarb er ſich den Unterhalt. Er ſagte von den peripatetiſchen Philoſophen, ſie wären den Werkzeugen des Tonſpieles ähnlich, die von vielen gehört werden, ſich ſelbſt aber nicht verſtehen: ein Wort, welches verſchiedene Weltweiſen verſchiedener Zeitalter zu treffen ſcheint. Er lehrte die Unſterblichkeit der Seele, und ſtarb, achtzig Jahre alt, an freiwilligem Hungertode. Von ſeinen Schriften iſt nichts auf unſere Zeiten gekommen; denn daß der Hymnus auf Zeus, als den höchſten Gott, welchen Stobäus uns unter ſeinen Bruchſtücken alter Philoſophen aufbewahrt hat, ein Produkt unſers Cleanthes ſey, wird mit Recht bezweifelt. Selbſt der hohe Aufflug der Gedanken, und die geſchmückte Sprache verräth einen begeiſterten Dichter, nicht aber den ernſten ſtoiſchen Philoſophen. Wahrſcheinlich rührt dieſer Hymnus von einem ſpätern Dichter (vielleicht gar aus dem chriſtlichen Zeitalter) her, der mit dem Philoſophen Cleanthes einerlei Namen hatte, und den der fromme Stobäus mit dieſem irrig verwechſelte.

Clemence=Iſaure, die toulouſiſche Sappho genannt, eine erfreuliche Erſcheinung auf dem Felde der Dichtkunſt, blühte im 13ten Jahrhundert. In ihrem fünften Jahre wurde das talentvolle Mädchen Waiſe; denn der Krieg hatte ſie ihres Vaters beraubt, und ein Gelübde ließ ihre Mutter den Kloſterſchleier anlegen. In der Nähe von Toulouſe verlebte Iſaure die glücklichen Tage ihrer Jugend auf ihrem einſamen Stammſchloſſe. Rein wie die Unſchuld, liebte ſie auch nur deren entſprechende Bilder, die Blumen, an denen ſie mit inniger Seelenfreude hing, und die ſie mit ihren Händen wartete und pflegte. Als ſie eines Tages in dieſer Abſicht zu einer Felſengrotte ſchritt, um in ihre Gießkanne Waſſer aufzunehmen, hörte ſie Harfentöne von eine wunderlieblichen Stimme begleitet. Sie ſtand ſtille, horchte auf, und wie Töne einer beſſern Welt, rauſchten ihr die Töne: Raoul und Iſaure entgegen. An einer Felſengrotte des Gartens umarmte ſich Epheu mit einem Rebengeländer, und hier vermuthete ſie jenen unbekannten Sänger. Mit unwiderſtehlicher Gewalt wurde ſie zu dieſer dunklen Stelle hingezogen, ſie lüftete den Schleier der ſchattenreichen Ranken, und erblickte eine männliche Geſtalt in jugendlicher Schönheit. Ueberraſcht von dieſer Erſcheinung, ſchlägt ſie den Blick nieder, verliert ſich eine Zeitlang in ſprachloſer Verwirrung, und enteilt dann mit geflügelten Schritten dem Garten, ihre Gießkanne zurücklaſſend. Voll edler Selbſtbeſchämung entſchließt ſie ſich jetzt den Blumengarten zu meiden, und — ohne daß ſie es wollte, begrüßt ſie der kommende Tag an derſelben Fontaine, die ihre Schüchternheit meiden wollte. Die Natur feiert eine ernſte Stille, und Iſaure glaubt allein zu ſeyn, als ihr Auge in einer Jasminlaube, jenen Jüngling mit geſenktem Haupte auf eine Harfe geſtützt, erblickt. Kaum bemerkt der liebenswürdige Knappe das Idol ſeiner Begeiſterung, als er auch ſchon in die Saiten greift, und in ſchmelzenden Tönen ein Minnelied ſingt, deſſen Inhalt Iſauren die Gluth der Liebe auf die beſchämten Wangen trieb. Iſaure verweilt, und mit einer Art Schwermuth ziehen die letzten Strophen des Troubadours an ihrem Gehöre vorüber. Da naht ſich der Sänger, ſeinen Ehrendank zu empfangen, indem er den Schluß ſeiner Romanze wiederholt:

Vous avez inspiré mes vers,
Qu'une fleur soit ma récompense.

Iſaure pflückt ſchüchtern ein Blümchen ab, und überreicht es dem Knappen; er empfängt es, und liſpelt: Iſaure! Leiſe, wie die Töne einer Aeolsharfe flüſterte ſie: Raoul! und entſchwand wie auf Windsbraut=Flügeln durch die langen Gänge des Gartens. Tief im Herzen bewahrte die ſchöne Toulouſanerin dieſe reizende Scene, und mit einem Scheine von Gleichgültigkeit forſchte

ſie bei ihrer Amme Josrande, wer die Einſaſſen des gegenüberliegenden altergrauen Schloſſes ſeyen. Dieſe entwarf ihr ein mährchenhaftes Gemälde von den alten Portalen und Säulengängen, wo Geiſter hauſten, und ſich nicht leicht ein menſchlicher Tritt hinwage, bemerkte aber zugleich, daß der Ort an der Fontaine von dem Schloßkaplane eingeſegnet, und mithin frei von dieſen Schreckbildern ſey. Das Letztere war hinreichend, ihr jenes Laubgewölbe, wo die Sehnſucht ihres Herzens hingerichtet war, noch angenehmer zu machen. Mit der Früh = Röthe des Tages brachte ſie ihrem Troubadour den Morgengruß; wenn ſie in der Mittagsſonne ihre Nelken in Schatten ſtellte, ſtand ihr Raoul zur Seite, und empfing eine Blume aus ihren Händen; und wenn die Strahlen der Sonne ſich in die Fluth tauchten, ſaßen ſie in einer Jasminlaube, und begleiteten den Schlag der Nachtigallen mit Liedern der ſüßeſten Minne. Ihre Sprache war die der Blumen, und die unmittelbaren Dollmetſcher ihrer Gefühle: das Blümchen der Beſcheidenheit, das Veilchen, das Bild der Reinheit, die Lilie, das Tauſendſchönchen, die wilde Roſe und die Ringelblume. Bald wurde aber der Blüthenkranz ihrer Harmonie zerriſſen; denn Raoul mußte mit ſeinem Vater, dem Grafen Raymond von Toulouſe, hinaus in die Schlacht. Ein Vergißmeinnicht von ſeiner Iſaure war ſein Talismann, und mit ihm ſtürzte er ſich in der Schlacht bei Guinegaſte unter den Feind, wo er ſein Leben verblutete. Iſaure ſank an dem Altare des Herrn nieder, griff zu dem Schleier, und ward eine Braut Chriſti; denn in dieſem Stande der Reinheit glaubte ſie ihre irdiſche Liebe mit der himmliſchen zu vermählen, und ſo ihrem heldenſchönen Geliebten ein Thränenopfer des aufrichtigſten Schmerzes zollen zu können. Nur die Geiſt- und Herzensfunken der Dichtkunſt, welche ihr Innerſtes durchglühten, banden ſie an ein Leben feſt, das für ſie nach dieſem unwiederbringlichen Verluſte keinen Reiz mehr zu haben ſchien. Dieſen zu genügen, erneuerte ſie das Feſt, welches im 12ten Jahrhundert durch die ſieben Troubadour war geſtiftet worden, unter der Benennung der Jeux floraux, Blumenſpiele (ſ. d. Art.). Die fünf verſchiedenen Blumen, denen ihre Minne Sinn und Bedeutung verliehen, ſetzte ſie, in Gold und Silber nachgebildet, zu Dichterpreiſen aus. Dieſer Stiftung hing ſie mit ganzer Seele an, und mit einer Frühlingsode, die ſie zur Feier dieſes Feſtes dichtete, erwarb ſie ſich den Namen der Sappho von Toulouſe.

Clemens I., mit dem Beinamen der Römer. Irenäus, der gegen das Ende des erſten Jahrhunderts, etwa 97 nach Chriſti, geboren wurde, und den heiligen Polykarpus, einen Jünger des Evangeliſten Johannes, geſehen und gehört hatte, ſpricht in ſeiner Schrift: Adversus haereses III. 3, wo er die Nachfolger des Apoſtels Petrus aufführt, folgender Geſtalt: „Nachdem nun die ſeligen Apoſtel Petrus und Paulus die Kirche (zu Rom) gegründet und erbaut hatten, haben ſie dem Linus das Biſchofsamt übergeben. Seiner erwähnt Paulus in einem Briefe an den Timotheus. (2 Timoth. IV. 21.) Ihm folgte Anekletus. Nach dieſem erhielt Clemens das biſchöfliche Amt, der Dritte nach den Apoſteln, der die ſeligen Apoſtel geſehen, Umgang mit ihnen gehabt, dem noch die Predigt der Apoſtel in den Ohren tönte, der die Ueberlieferung vor Augen hatte.“ Uebrigens wiſſen wir von dem Leben des heiligen Clemens wenig. Paulus giebt ihm (Phil. IV. 3) das Zeugniß, daß „ſein Name aufgezeichnet ſey im Buche des Lebens.“ Er hatte ſchon vier Jahre der Kirche zu Rom als Oberhaupt vorgeſtanden, als Domitian im vorletzten Jahre ſeines Kaiſerthums die Chriſten zu verfolgen begann. Während der Zeit, als der heilige Clemens auf Petrus Stuhle ſaß, war eine Spaltung in der Gemeinde zu Corinth entſtanden, welche zwar nicht die Einheit des Glaubens, aber die Eintracht der Liebe, die Ordnung und die Zucht angefochten hatte, indem ehrgeizige Mitglieder dieſer Kirche tadelloſe,

von den Apoſteln und von apoſtoliſchen Männern mit Zuſtimmung der Gemeinde eingeſetzte Hirten verdrängt, und deren Platz eingenommen hatten. Der heilige Irenäus erwähnt dieſes Ereigniſſes mit wenigen Worten, ſo wie auch Euſebius, der uns auf die Erzählung des Hegeſippus verweiſet, deſſen Schriften bis auf einige ſchätzbare Bruchſtücke verloren gegangen. Doch reden Beide von dem Briefe, den Clemens im Namen der Gemeinde zu Rom an die Gemeinde zu Corinth ſchrieb, von dem man ſeit langer Zeit nur einzelne Bruchſtücke kannte, welche verſchiedene Kirchenväter erhalten hatten, bis der gelehrte Junius im Jahre 1633 ſo glücklich war, eine alte Handſchrift deſſelben, die aus Aegypten nach England gebracht worden, zu finden, deren Echtheit von catholiſchen und proteſtantiſchen Gelehrten allgemein anerkannt wird, da man in ihr alle, von den Alten angeführten Bruchſtücke in vollem Zuſammenhange findet, und das Ganze ein unverkennbares Siegel des apoſtoliſchen Alterthums an ſich trägt. Wahrſcheinlich wurde dieſer Brief im J. Chr. 97 nach der domitianiſchen Verfolgung geſchrieben, indem ſich Clemens bei den Corinthern entſchuldigt, daß er wegen der Leiden und Drangſale ſeiner Gemeinde an der frühern Beantwortung des Schreibens der Corinther an ihn verhindert worden. Der Brief beginnt, gleich den apoſtoliſchen Sendſchreiben, mit einem herzlichen und feierlichen Gruß. „Die Kirche Gottes, welche als Fremdling zu Rom wohnt, der als Fremdling zu Corinth wohnenden Kirche Gottes, den berufenen Geheiligſten nach dem Willen Gottes durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum!“ Zuerſt lobt er ihre Eintracht und hohe chriſtliche Tugend, die unter ihnen vor der Spaltung geherrſcht; ſo wie die Gaſtfreiheit, womit ſie jeden Fremden aufgenommen hätten. Er bedauert darauf, daß ſie durch Eiferſucht und Neid dieſem Zuſtande entſunken wären, und zeigt aus Beiſpielen des alten und neuen Bundes, wie verderblich dieſe Leidenſchaften wirken. Dann hält der heilige Papſt ihnen Beiſpiele der Buße vor aus den Schriften des alten und neuen Bundes. Schön iſt die Stelle, wo er den Corinthern zeigt, wie die ganze Natur dadurch beſtehe, daß ſie in der Ordnung bleibt, die der Schöpfer feſtſetzte. „Die Himmel, ſagte er, nach ſeiner (des Schöpfers) Einrichtung ſich bewegend, ſind ihm gehorſam. Tag und Nacht wandeln ſie auf der, von ihm ihnen angewieſenen Bahn, ohne je einander zu ſtören. Die Sonne und der Mond, und die Reigen der Geſtirne kreiſen nach ſeinem Befehl in Eintracht, ohne ihre Schranken zu überſchreiten, im beſtimmten Lauf. Die ſchwangere Erde bringt hervor, nach ſeinem Willen, zu beſtimmten Zeiten vielfache Nahrung den Menſchen, den wilden Thieren, allen Lebendigen ohne Anſtand und ohne Abweichung von der von ihm beliebten Einrichtung. Die unerforſchlichen Tiefen, und die geheimnißvolle Waltung in der Unterwelt hangen ab von ſeinen Fügungen. Der Schwall der Fluthen, der im unermeßlichen Bette des Meers von ihm verſammelt ward, durchbricht nicht die Dämme, ſo er ihm ſetzte, gehorſam ſeinem Worte, das er ſprach: bis hieher ſollſt du kommen, hier ſoll ſich ſenken deiner Wogen Stolz! Der von Menſchen nicht zu durchſchiffende Ocean, und die Welten hinter ihm werden geordnet nach dem Geheiße des Herrn. Die Jahrszeiten, der Lenz, der Sommer, der Herbſt und der Winter, weichen friedſam einer dem andern. Ungehindert pflegen die Winde ihres Amtes. Unverſiegende Quellen, geſchaffen für unſern Genuß und zu unſerer Geſundheit, reichen immer zur Erhaltung des menſchlichen Lebens ihre Brüſte dar. Die kleinſten Thiere halten ihre Verſammlungen in Eintracht und Friede. Alle dieſe Dinge hieß der große Werkmeiſter und Herr des Ganzen im Frieden beſtehen, und in Eintracht, Allen wohlthuend, vor allen aber uns, die wir unſere Zuflucht nehmen zu ſeinen Erbarmungen durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, dem da ſey Ehre und Hoheit in die Ewigkeiten der Ewigkeiten! Amen!“ (Clement. I. Epist. ad Corinth 1, 2.) — Es würde uns zu weit

führen, und auch wohl ſchwer ſeyn, die ſchönſten Stellen aus dieſem Briefe, der ein ſchönes harmoniſches Ganze ausmacht, auszuheben. In welchem hohen Anſehen Clemens bei den Corinthern ſtand, ſehen wir aus dem Bruchſtücke eines Briefes, den ſiebenzig oder achtzig Jahre nachher der heilige Dionyſius, Biſchof zu Corinth, an den heil. Papſt Soter ſchrieb (Dionys. Corinth. apud Euseb. Eccl. Hist. IV. 23), worin er bezeugt, daß der Clementiniſche Brief noch zu der Zeit öffentlich in den Verſammlungen der Corinthier vorgeleſen wurde. — Die andern Schriften, welche man gewöhnlich dem heil. Clemens zuſchreibt, werden als echt bezweifelt, oder doch für verfälſcht gehalten. Dahin gehört ein zweiter Brief an die Corinther, wovon wir noch ein anſehnliches Bruchſtück beſitzen, deſſen Echtheit ſchon Euſebius und Hieronymus, wie auch der gelehrte Photius bezweifelten. Denn dieſe hatten noch den ganzen Brief, und bezeugen, daß die Väter der erſten Zeiten ihn nicht angeführt haben. In dem, was uns davon übrig geblieben, waltet ein guter Geiſt der Frömmigkeit; doch enthält er auch Manches, was deſſen clementiniſche Echtheit ſehr bezweifeln läßt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand Wetſtein, ein gelehrter Proteſtant, in einer ſyriſchen Handſchrift des neuen Teſtaments zwei Briefe des heil. Clemens, die er zum Lobe der jungfräulichen Enthaltſamkeit geſchrieben, und die ohne Zweifel dieſelben ſind, deren Hieronymus in ſeinem Buche gegen Jovianus erwähnt. Indem Wetſtein anerkennt, daß der heil. Clemens über dieſen Gegenſtand anders gedacht habe, als Luther, fügt er mit redlicher Unbefangenheit hinzu: „Man hat nicht erwieſen, daß dieſer Papſt Unrecht gehabt, ſo zu denken. Wenn Jemand demjenigen, das er rechtmäßig gebrauchen könnte, freiwillig entſagt, um ſich vollkommner und mit mehr Freiheit der Kirche zu widmen, ſo ſeh ich nicht ein, daß er nicht dafür eine deſto höhere Belohnung im andern Leben ſollte zu erwarten haben.“ (S. Butler vie des Saints. 23. Nov.) Fünf andere Briefe, welche dieſem heil. Papſte zugeſchrieben worden, und den Schwall der falſchen Decretalen vermehrt haben, wurden ſchon lange für unecht allgemein anerkannt. Noch andere Schriften ungleichen Werthes ſind dem heil. Clemens beigelegt worden, welche ohne Zweifel aus ſpätern Zeiten ſind. Die eine heißt Wiedererkennungen (Recognitiones). Sie enthält zehn Bücher. Der berühmte Rufin, der in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts, und bis 410 blühete, gab ſich die Mühe, das Buch ins Latein zu überſetzen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob dieſe Schrift ſich mehr durch langweilige und ſeichte Erörterung, als durch phantaſtiſchen Schwulſt auszeichne. Photius lobt die Schreibart der Recognitionen in der Urſchrift, und des Verfaſſers Gelehrſamkeit; hält aber das Ganze für ein unnützes Werk. Unbegreiflich iſt es, daß Origines, dieſer große Geiſt, dieſe Schrift für ein Werk des heil. Clemens anſehen konnte. Von anderer Beſchaffenheit ſind die, gleichfalls dem apoſtoliſchen Manne zugeſchriebenen, apoſtoliſchen Satzungen (Constitutiones sanctorum Apostolorum). Dieſe enthalten ſehr viel Schätzbares, und Manches ihrer Ueberſchrift: apoſtoliſche Satzungen, nicht Unwürdiges. Man glaubt, daß ſie von einem Unbekannten im dritten Jahrhundert zuſammen getragen, hie und da aber verfälſcht worden. Die Canons, welche man den ſogenannten apoſtoliſchen Satzungen angehängt hat, tragen ein unverkennbares Gepräge des heil. Alterthums an ſich; und daß ſie wirklich von hohem Alterthum ſind, erhellet daraus, daß das erſte allgemeine Concilium zu Nicäa (325) ſie als alte Geſetze, als Canons der Väter, als kirchliche Canons anführt. Durch dieſes Alterthum erhalten ſie, als Zeugniſſe von der Lehre, einen ſehr hohen Werth. Indeſſen hat dieſe, obſchon ſehr ſchätzbare Sammlung kein canoniſches Anſehn. Alſo urtheilt davon ein Licht ſeiner Zeit, der gelehrte Hincmar, Erzbiſchof von Rheims im neunten Jahrhundert: „Die ſogenannten Canons der Apoſtel, ſagte er, welche von einigen

Chriſten geſammelt worden, ſind aus der Zeit, da die Biſchöfe ſich nicht verſammeln, und das Concilium nicht in Freiheit halten konnten. Sie enthalten Vieles, was man annehmen kann, verordnen aber auch Manches, was man nicht beobachten muß." (S. Du Pin.) Wenn man die Erzählungen, welche in den Recognitionen vorkommen, beſeitigt, ſo weiß man nichts Beſtimmtes, weder über das Vaterland, noch über das Geſchlecht des heil. Clemens zu ſagen. Am Wahrſcheinlichſten iſt wohl, daß er ein Hellene iſt, daher der jüdiſchen Gebräuche ſehr erfahren, und der Philoſophie der Griechen nicht unkundig war. Er ſtarb 100 J. nach Chr. eines natürlichen Todes, nicht, wie Einige wollen, des Märtyrertodes. Euſebius ſagt: „er ſchied aus dem Leben." Weil Clemens unter Domitian, als Biſchof zu Rom, ſchwere Verfolgungen und Mißhandlungen erduldete, nennt ihn der Canon der Meſſe einen Märtyrer. Denn die Kirche pflegte in den erſten Zeiten auch diejenigen Märtyrer zu nennen, welche um des Namens Jeſu willen Schmach und Bande erduldet hatten.

Clemens XIV., unter den Familiennamen Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli bekannt, wurde zu St. Arcangelo bei Rimini 1705 geboren. Sein Vater war Arzt. Der Verluſt eines bedeutenden Prozeſſes hatte ihn ſeines Vermögens beraubt; der Kummer hierüber tödtete ihn; und die Dürftigkeit, in der ſich ſein verwaiſter Sohn erblickte, wurde für ihn ein trefflicher Wink, ſich nur Schätze des Geiſtes und Herzens einzuſammeln, welche dem verderblichen Zahne der Zeit und dem Wurfe eines finſtern Geſchicks Trotz bieten. Das ſichtliche Talent, das aus ihm hervorbrach, und der anhaltende Fleiß, mit welchem er ſeine Naturgaben zu vervollkommnen ſtrebte, bemerkte der Graf Bornaldi. Er nahm ſich des emporſtrebenden Jünglings an, und reichte ihm bei ſeiner wiſſenſchaftlichen Befliſſenheit die hülfreiche Hand der Unterſtützung. Mit ſeinem 18. Lebensjahre trat er in den Orden der Minoriten, weil die Emporbringung der Wiſſenſchaften und Künſte der Hauptzweck dieſer geiſtlichen Verbrüderung war. Hier gab er ſich ganz ſeinem Berufe hin, und unter ſeinem Studium nennt man die Philoſophie und Alterthumswiſſenſchaften, welche das unverrückte Ziel ſeines wißbegierigen Geiſtes waren. Ganz Menſch, in der würdevollſten Bedeutung dieſes Wortes, gewann er die Zuneigung Aller, die ihn umgaben, als Lehrer, durch den ſanften und liebreichen Zuſpruch, das Vertrauen ſeiner Zöglinge, und als Gelehrter berechtigte er zu großartigen Erwartungen. Die Wahrheit des Geſagten bezeugte uns am Beſten Benedikt XIV. in den Worten, welche er einſt zum Generale dieſes Ordens ſprach: „Nehmt dieſen Bruder wohl ihn Acht, ich empfehle ihn Euch angelegentlichſt." Eben dieſer Papſt zog ihn an ſeinen Hof, beſtellte ihn zum Conſultor bei der Propaganda, und bediente ſich in verwickelten Angelegenheiten des Kirchenſtaates ſeines Rathes, gleich eines Orakelſpruches; denn ſagte er: „Ganganelli verbindet feſte Urtheilskraft mit großer Gelehrſamkeit, dabei iſt er tauſend Mal beſcheidener, als ein Unwiſſender, und ſo heiter, als wenn er nie im Kloſter gelebt hätte." In der Folge erhob ihn dieſer Papſt zum Inquiſitor, welches Amt er mit Edelſinn und außerordentlicher Schonung verwaltete. Benedikt ſtarb, und ſein Nachfolger, Clemens XIII., ſchmückte das Haupt des verdienſtvollen Ganganelli's mit dem Cardinalshute. Um dieſe Zeit hatte er einen ſchwierigen Poſten zu beſtehen. Das neue Oberhaupt der Kirche gerieth mit dem genueſiſchen Freiſtaate in unangenehme Verwickelungen wegen Corſika, und kaum war der Friede hergeſtellt, als die Behandlung der Jeſuiten in Portugal, und die gänzliche Entfernung dieſes Reiches von Rom, in eine völlige Kirchenſpaltung auszuarten drohte. Gleiche und faſt noch größere Urſachen zur Betrübniß des heil. Vaters kamen ihm aus Frankreich und den übrigen von Sprößlingen des bourboniſchen Stammes beherrſchten Ländern; ja ſelbſt in Ländern des Gehorſames (terris obedientiae), wie Deutſchland, regte ſich ein kühner Neuerungsgeiſt, der ohne

Anfrage und Erlaubniß Einrichtungen traf, die dem Anſehen und der Macht des päpſtlichen Stuhls um ſo gefährlicher wurden, da die ſonſt mit Erfolg gebrauchten Mittel gegen dergleichen Wagniſſe jetzt wenig zu fruchten ſchienen. Daß aber auch die furchtbarſte Waffe der Kirche ſtumpf und unſchädlich ſey, mußte er mit Kummer an dem traurigen Erfolge des Monitoriums gegen den Herzog von Parma erfahren. Dieſe Maßregel gegen einen ungehorſamen Sohn der Kirche, ſo unzeitig ſie ſchien, war nach der Denkungsart des heil. Stuhls folgerichtig, aber ſie verfeindete ihn mit allen weltlichen Regierungen, ſo daß es die eben ſo weiſe, als fromme Maria Thereſia für nöthig hielt, ſich ſolchen Schritten der päpſtl. Curie mit Ernſt zu widerſetzen. Die andern cathol. Mächte vereinigten ſich, vom Papſte einen öffentlichen Widerruf dieſes Breve, und, da es nur auf Eingebung der Jeſuiten erfolgt ſeyn konnte, zugleich die endliche unweigerliche und unverzügliche Aufhebung dieſer, aus den meiſten Ländern ohnehin ſchon verbannten, Geſellſchaft zu fodern. In dieſer Verlegenheit des Papſtes, da Avignon und Venaiſſin wirklich ſchon von den Franzoſen, und Benevento von den Neapolitanern beſetzt war, rieth Ganganelli in den Congregationen, ſich den Höfen gefälliger zu zeigen. „Will man den römiſchen Stuhl nicht von ſeiner Höhe herabſtürzen ſehen, rief er, ſo muß man ſich mit den Fürſten ausſöhnen; denn ihre Arme reichen über ihre Gränzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen.“ Ein ſolcher Rath welcher dem päpſtlichen Stuhle mißfiel, erwarb ihm bei der weltlichen Macht angeſehene Gönner, als mit dem Tode Clemens XIII. (3. Febr. 1769) der päpſtliche Stuhl erledigt wurde. Dieſer unvermuthete Todesfall gewährte den Höfen, welche die förmliche Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu ſo lange vergebens betrieben hatten, die freudigſte Ueberraſchung. Alle ihre Sorgen waren nun dahin gerichtet, der Kirche ein ſolches Oberhaupt zu geben, welches ſich ihren Wünſchen gefälliger bezeigen würde, als der ſtarre Sinn des vorigen Papſtes. Die Jeſuiten hingegen, und ihre offenbaren und geheimen Freunde hatten wieder keine größere Angelegenheit, als eine ſolche Wahl nach Kräften zu verhindern. Hieraus entſtand ein Kampf der Parteien, welcher die ungewöhnlich lange Dauer des damaligen Conclave verurſachte. Der Wetteifer, mit dem man ſich gegenſeitig zu übertreffen ſtrebte, verhinderte jede Einigung. Endlich erhielt die Partei der Höfe die Oberhand, und die Wahl eines Kirchen-Oberhauptes fiel auf Ganganelli, unter dem Namen Clemens XIV. Der Ruf eines aufgeklärten und ſehr gebildeten Geiſtes, ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit, der Unbeſcholtenheit ſeiner Sitten, und ſeiner ſanften und billigen Denkungsart, hatte ihm allgemeine Achtung erworben. In der Sache der Jeſuiten hatte er ſich zwar bisher mit kluger Parteiloſigkeit betragen, doch nie auch nur die mindeſte Vorliebe für ſie blicken laſſen. Er hatte manche übereilte Schritte der vorigen Regierung zu Gunſten der Jeſuiten laut gemißbilligt, und freimüthig geäußert, es ſey Zeit, nachzugeben, um nicht Alles in Gefahr zu ſetzen. Er ſchien folglich der Mann zu ſeyn, den die Zeitumſtände erfoderten, der die weltlichen Regierungen beruhigen, und den Frieden der Kirche durch Beſeitigung des einzigen, einmal anſtößig gewordenen Hinderniſſes deſſelben, der Geſellſchaft Jeſu, wieder herſtellen würde. Kaum hatte er daher die Regierung angetreten, als ſogleich von allen Seiten Anfoderungen an ihn ergingen, den allgemeinen Wunſch in Erfüllung zu bringen. Aber die Aufhebung eines Ordens von ſolcher Bedeutung, als die Geſellſchaft Jeſu, war für einen jeden Papſt, ſelbſt wenn er die gerechteſten Urſachen gehabt hätte, ihr perſönlicher Feind zu ſeyn, ein ſo bedenkliches Unternehmen, daß man ſich nicht wundern darf, wenn auch Clemens XIV. ſich nicht ſogleich dazu entſchließen konnte. Er ſuchte Zeit zu gewinnen, indem er auf das Andringen der Höfe erklärte, er könne ein ſo löbliches Inſtitut, welches von 19 ſeiner Vorfahren gebilligt und beſtätigt ſey, nicht geradezu vernichten, man möge

Digitized by Google

ihm die Zeit gönnen, Alles ſelbſt und genau zu unterſuchen; denn um einen ſo berühmten Orden aufzuheben, müßte er Urſachen haben, die ihn vor Gott und der ſpäteſten Nachwelt rechtfertigen könnten. Unterdeſſen richtete er alle Beſtrebungen ſeiner Staatsklugheit dahin, ſich die verſcherzte Gunſt der weltlichen Regierungen auch ohne das verlangte Opfer wieder zu verſchaffen. Er hob das Monitorium gegen Parma auf, ſchrieb eigenhändig die gefälligſten und zugleich geiſtreichſten Briefe an die Regenten, ließ geſchehen, was nicht zu ändern war, und ſchwieg, wo er nicht reden konnte, ohne die Fürſten zu beleidigen, oder ſich etwas von ſeinem Anſehen zu vergeben. Allein, wie wohl das Verhältniß des päpſtlichen Stuhls zu einigen Staaten, namentlich zu Portugal, hierdurch etwas milder ward, ſo blieb doch der eigentliche Zweck ſeiner Bemühungen unerreicht. Alle Nachgiebigkeit und Höflichkeit, worin Clemens XIV. weiter ging, als irgend einer ſeiner Vorfahren, wurde mit Lauigkeit und Kälte aufgenommen, der einmal beſtimmte Preis der Verſöhnung war und blieb die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu; dieſe hatte unterdeſſen zwiſchen Furcht und Hoffnung geſchwebt. Ein Zeichen päpſtlicher Gunſt, die Beſtätigung ihrer Ablaß-Privilegien für die Miſſionen, hatte ſie freilich erhalten, aber dieſes ſchien auch das letzte zu ſeyn. Daneben beunruhigte ſie die gar zu große Nachgiebigkeit, Gefälligkeit und Willfährigkeit des Papſtes gegen die weltlichen Regenten, die ihnen allerdings gefährlich war, und die ſie daher auch nicht unterließen, als eine unwürdige Schwäche und einen verdammlichen Verrath gegen die geheiligten Rechte des röm. Stuhls in den anzüglichſten Schriften darzuſtellen. Einen noch wichtigern Anlaß zu Befürchtungen mußten die Jeſuiten endlich darin finden, daß der Papſt aus den Archiven der Propaganda ſich die wichtigſten Verhandlungen und Schriften für und wider die Geſellſchaft hatte vorlegen laſſen, deren Unterſuchung ihn perſönlich eine lange Zeit beſchäftigte; und daß er nun, ohne mit Jemand Rath zu halten, über den Entſchluß, den dieſe Unterſuchung bei ihm bewirkt, das tiefſte Stillſchweigen beobachtete, ſo daß alles Nachſpüren vergebens war, ſeine wahren Geſinnungen zu entdecken. Drei Jahre war es dem Papſte gelungen, die cathol. Regierungen auf dieſe Art unter allerlei Vorwänden hinzuhalten; aber jetzt wurde ihr Begehren ſo ernſtlich und dringend, daß etwas Entſcheidendes geſchehen mußte. Dem ungeachtet iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß der Papſt auch ſelbſt jetzt noch mehr eine bedeutende Umſchaffung und Verbeſſerung des Ordens, als eine völlige Aufhebung deſſelben im Sinne hatte, daß aber die Leidenſchaftlichkeit der Jeſuiten ſelbſt, und ihres Oberhauptes durch die bekannte Antwort: sint, ut sunt, aut non sint, die gute Abſicht des Papſtes vereitelte. Es erfolgten demnach bald offenbare Zeichen päpſtlicher Ungunſt. Ihr berühmtes Seminarium in Rom, worin in 200 Jahren einige Päpſte, mehrere Cardinäle, viele Biſchöfe, und eine große Menge Kirchenſchriftſteller, als Säulen und Lichter der Kirche waren gebildet worden, wurde, weil es durch die ſchlechte Wirthſchaft ſeiner Vorſteher in große Schulden gerathen war, aufgehoben. Das Seminar. zu Fraskati hatte ein gleiches Schickſal. Die Jeſuiten machten ihrem Unmuthe durch Schmähſchriften gegen den Papſt und Regenten Luft, verbeſſerten aber dadurch nicht ihre Lage, ſondern beſchleunigten vielmehr die im Stillen vorbereitete Entſcheidung. Der Cardinal Malvazzi erhielt (im Febr. 1773) die Vollmacht, alle Häuſer und Collegien der Geſellſchaft Jeſu in ſeinem erzbiſchöflichen Sprengel zu unterſuchen, und nach Gutbefinden aufzuheben, welches auch in mehreren ſelbſt den angeſehenſten Städten des Kirchenſtaats als Bologna, Ferrara ꝛc. ꝛc., trotz aller Widerſprüche und Widerſetzlichkeiten der Jeſuiten, geſchah. Jetzt konnten dieſe ihr Schickſal vorausſehen, und nun wurde das Aeußerſte verſucht, um perſönlich auf den Papſt, da Ermahnungen und Schmähungen nichts fruchteten, durch Drohungen zu wirken. Aber Alles vergebens; das Vernichtungs-Breve war

bereits vom Papſte ausgefertigt, unter Beobachtung des ſtrengſten Geheimniſſes den cathol. Höfen, wie auch einigen vertrauten Theologen und Cardinälen zum Gutachten vorgelegt, gebilligt und vom Papſte unterzeichnet worden (21. Juli 1773). Endlich am 9. Aug. 1773 verſammelte ſich auf beſondern päpſtl. Befehl ein enger Ausſchuß von Cardinälen, der den 15ten ſeine Sitzungen endigte, worauf am 16. Auguſt das bekannte Breve: Dominus ac redemtor und in demſelben die förmliche Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu bekannt gemacht wurde. An demſelben Tage verfügten ſich Abgeordnete des Papſtes, von Wachen begleitet, in die Häuſer der Jeſuiten, machten ihnen durch Vorleſung des Breve die Aufhebung ihrer Geſellſchaft bekannt, und ließen ihnen die Wahl, ob ſie in einem gemeinſchaftlichen Hauſe unter Aufſicht eines Weltgeiſtlichen zuſammen leben, oder ſich der Verfügung der Biſchöfe, ſie dem Bedürfniß gemäß als Weltgeiſtliche anzuſtellen, überlaſſen wollten. Bekannt iſt es, daß Clemens XIV. bei Unterzeichung des Aufhebungsbreve geäußert haben ſoll, „man zwinge ihn, ſein Todesurtheil zu unterzeichnen.“ Gewöhnlich hält man dieſe Aeußerung mit ſeinem das Jahr darauf (22. Septbr. 1774) erfolgten Tode zuſammen, und gründet zum Theil mit hierauf den Verdacht der Vergiftung, der ſich nach ſeinem Abſterben bald allgemein verbreitete, der aber durchaus als unbegründet ſchwindet. In dem Clementiniſchen Muſeum, einer der ſchönſten Zierden des Vatikans, ſetzte er ſich, wie in andern rühmlichen Stiftungen, ein bleibendes Denkmal ſeines Namens.

Clemens Auguſt, Churfürſt von Cöln, war am 17ten Auguſt 1700 zu Brüſſel geboren, wo ſein Vater Maximiliam Emanuel, Herzog und Churfürſt von Baiern, damals Generalgouverneur der Niederlande, reſidirte. Zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich und Baiern herrſchte, beſonders beim Anfange des Krieges um die ſpaniſche Thronfolge, eine gegenſeitige Abneigung. Maximiliam Emanuel trennte ſich 1702 vom Reiche, welches die Partei des Kaiſers ergriff, ſchloß ſich an Frankreich, handelte feindſelig gegen das deutſche Reich, und nahm Ulm, Regensburg, Augsburg, Paſſau u. ſ. w. mit Gewalt der Waffen ein. Allein in der Schlacht bei Schellenberg 1704 verließ ihn das Glück, er mußte nach Frankreich fliehen, und die Churfürſtin mußte im J. 1705 Baiern räumen. Ihre 5 Kinder, und unter ihnen Clemens Auguſt, die ſie der Güte des Kaiſers Joſeph I. empfohlen hatte, wurden nach Klagenfurt gebracht, und kamen erſt nach dem Frieden von Raſtadt, wodurch Maximilian Emanuel wieder in den Beſitz ſeiner Länder geſetzt wurde, in ihr Vaterlang nach München zurück. Jetzt nahm Joſeph Clemens, Oheim unſeres Clemens Auguſt, dieſen zum Coadjutor von Regensburg an, und ſchickte ihn in ſeinem 16. Jahre nach Rom, um dort ſeine Studien zu vollenden. Indeß war 1718 der Biſchof zu Paderborn geſtorben. Das Domcapitel wählte 1719 den 14 März den Prinzen Moritz von Baiern, der ebenfalls zu Rom mit ſeinem Bruder ſtudirte. Doch dieſer war ſchon am 10 März im 21. Jahre ſeines Alters zu Rom geſtorben. Auf dieſe Nachricht wählte das Domcapitel, auf Empfehlung des Papſtes, Clemens Auguſt, den Bruder des Verſtorbenen, am 21. May deſſelben Jahres. Am 23. April 1720 hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Paderborn. Er führte einen ſehr glänzenden Hofſtaat, verſchönerte das fürſtliche Reſidenzſchloß Neuhaus, wo er ſich gern und oft aufhielt, obgleich er nachher mehrere Biſthümer bekam. Denn ſchon am 26. März 1719 wurde er zum Biſchofe von Münſter, 1723 den 12. Nov. zum Erzbiſchof und Churfürſt von Cöln, 1724 den 8. Febr. zum Biſchof von Hildesheim, 1728 den 4. Nov. zum Biſchof von Osnabrück und 1732 den 17. Febr. zum Großmeiſter des deutſchen Ordens zu Mergentheim erwählt. Clemens Auguſt war alſo einer der mächtigſten geiſtlichen Fürſten ſeiner Zeit. — Die Prieſterweihe empfing er am 9. April 1724, und am 9. Nov. 1727 wurde er zu Viterbo

vom Papſte Benedikt XIII. zum Erzbiſchofe geweihet. — Bei dem Gepränge des Hofſtaates blieb Clemens Auguſt herablaſſend und freundlich auch gegen die Geringſten ſeiner Unterthanen, unterredete ſich gern mit ihnen über ihre Angelegenheiten, ſuchte ſie ſelbſt in ihren Wohnungen auf, und fand viel Vergnügen an den ungekünſtelten, ſchlichten Sitten und der graden Aufrichtigkeit der Landleute. Noch jetzt erzählt man ſich hierüber manche artige Anektode. Beſonders rühmt man ſeinen frommen religiöſen Sinn, den er bei allen Unterthanen bei jeder Gelegenheit zu nähren und zu beleben ſuchte, wie er denn auch die Pfarrer ſtrenge anhielt, Catecheſen an Sonn= und Feſttagen zu halten. Indeſſen der Churfürſt ſo wohlthätig für alle ſeine Untergebenen wirkte, brach der öſtereichiſche Succeſſionskrieg aus. Clemens Auguſt hatte zwar die Freude die Krone des Königsreichs Böhmen auf dem Haupte ſeines Bruders Carl Albrecht zu ſehen, ja ihm ſelbſt am 12. Feb. 1742 zu Frankfurt die römiſche Kaiſerkrone aufzuſetzen; doch dieſe Freude war von kurzer Dauer; denn die Kaiſerkrone ward ſeinem Bruder ſo verderblich, daß er bald ein Fürſt ohne Land wurde. Der Churfürſt mußte ſelbſt dem Bunde mit ſeinem Bruder entſagen. — Mit dem Jahr 1756 begann in Sachſen der ſiebenjährige Krieg, welcher über alle ſeine Länder vielfaches Verderben brachte. Hier bewährte ſich an unſerm Churfürſten die wahre Regentengröße, die in den Drangſalen am Herrlichſten hervorſtrahlt. Er ward, mit einem Worte geſagt, ein wahrer Vater aller ſeiner Unterthanen; aber mitten in dieſen verhängniß=vollen Zeiten wurde Clemens Auguſt ſeinen Unterthanen durch den Tod entriſſen. Auf ſeiner Reiſe nach Baiern erkrankte er plötzlich zu Ehrenbreitſtein, und ſtarb daſelbſt am 6. Febr. 1761, überall von ſeinen Unterthanen aufrichtig beweint. Das Andenken an ſeine wohlthätige Regierung wird in allen Landen, wo er herrſchte, nicht leicht ausſterben. Sein Charakter war ſanft, edel und gütig. Seine Nähe war immer beglückend; wo er ſich auch befand, nie ließ er jemanden traurig von ſich gehen. Die herrlichen Gebäude, womit die Gegend von Brühl bis nach Bonn überladen war, und die größentheils noch beſtehen, ſind ſprechende Beweiſe von dem gebildeten Geſchmacke und dem hohen Kunſtſinn dieſes Churfürſten.

Clemens (Titus Flavius) der Heilige, einer der größten Lichter ſeiner Zeit, blühte am Ende des 2ten und im Anfange des 3ten Jahrhunderts. Man nennt ihn gewöhnlich Clemens von Alexandrien, weil er in dieſer Stadt den größten Theil ſeines thätigen Lebens zubrachte. Unter der Regierung des Kaiſers Severus ſtand er der Hochſchule (Catechetenſchule) zu Alexandrien vor. Ums Jahr 202 ließ der Kaiſer eine fürchterliche Chriſtenverfolgung ergehen, und reiſete ſelbſt nach Alexandrien in Aegypten, um auch dort die Chriſten aufſuchen zu laſſen. Der heilige Clemens wich dieſem wüthenden Sturme, und verließ ſeinen Lehrſtuhl, und wahrſcheinlich auch Aegypten. Denn zu Ende der Regierung des Severus hielt er ſich in Cappadocien auf. Wie lange er nach dem Tode des Severus noch gelebt, iſt unbeſtimmt. Er war in Griechenland, in Italien, im Morgenlande und in Paläſtina geweſen, und hatte große Meiſter gehört, fand aber ſeinen Durſt nach Wiſſenſchaft nirgends ſo befriedigt, als in Alexandrien beim heil. Pantänus. Wann und wo er Chriſt geworden, iſt ebenfalls unbekannt. Er war Prieſter, als er nach dem Tode des Pantänus den alexandriniſchen Lehrſtuhl beſtieg. Von ſeinen Schriften ſind viele verloren gegangen. Wir beſitzen nur noch ſeine Ermahnungen an die Heiden, den Pädagogen (Lehrmeiſter, Erzieher), die Teppiche, und ein Büchlein unter der Ueberſchrift: Welcher Reiche wird ſelig werden? Aus dieſen Schriften lernt man ſo ganz den liebenswürdigen Kirchenvater kennen. In der Ermahnung an die Heiden zeigt er den Unterſchied zwiſchen der heidniſchen und chriſtlichen Religion, und ſtellt ihnen das Leben Jeſu als das voll=

kommenſte Ideal der Tugend dar. Er zeigt ihnen, wie die weiſeſten der Philoſophen des griechiſchen Alterthums, Pythagoras, Platon, Xenophon und Cleanth, die Einheit Gottes anerkannt haben. Der Pädagog enthält in drei Büchern einen Abriß der ganzen chriſtlichen Sittenlehre. Die Teppiche, ſein größtes Werk, enthält die mannigfaltigſten und trefflichſten Wahrheiten. Clemens ſagt von dieſem Werke ſelbſt, die Teppiche wären nicht Gärten gleich, in welchen man die Pflanzen zum Ergötzen der Augen geordnet hätte, ſondern einem von einem dichten Walde beſchatteten Berge, auf welchem Cypreſſen, Plantanen, Lorbeern, Epheu, Apfelbäume, fruchttragende und unfruchtbare Stämme untereinandergemiſcht ſtänden, auf daß der Unkundige vorbeigehen, der Kundige aber davon ausſuchen, und in ſeinen blühenden Gärten, oder in einem anmuthigen Hain ſie verpflegen möchte; auch erklärt er uns ſelbſt den Sinn des Titels, durch den angezeigt wird, daß der Verfaſſer ſich an keine beſtimmte Ordnung bände, ſondern von einem Gegenſtande zum andern übergehe. Er wollte denjenigen, die deſſen werth und fähig wären, die ſchon von ihnen anerkannte und geliebte Wahrheit wieder ins Gedächtniß führen, ſich aber denen nicht verſtändlich machen, welche, wie er meint, als noch ungeweihte, ihrer nicht empfänglich wären, ſie folglich nicht rein auffaſſen, ſie mißbrauchen würden. Clemens zeigt in dieſem Werke, wie nützlich die menſchlichen Philoſophien ſeyn, wäre es auch nur, um ſie, da ſie von der Wahrheit abweichen, mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Er ſagt, die Philoſophie habe die Griechen, wie das Geſetz die Iſraeliten, auf das Chriſtenthum vorbereitet. Er zeigt, daß die Weisheit der Hebräer älter, als alle Philoſophien ſey, welches er auch aus der Zeitrechnung der h. Schriften beweiſet, die in der That den einzigen Leitfaden darreicht, mit dem man ſicher durch die Labyrinthe der Chronologien wandern könne. Dann ſpricht er von den drei chriſtlichen Angeltugenden, dem Glauben, der Hoffnung und Liebe, und führt folgende merkwürdige Worte des Platon dabei an: „Ungläubig iſt, wer die Unwahrheit mit Willen liebt.“ (Plat. de Legib. V.) Das Büchlein mit der Ueberſchrift: „Welcher Reiche kann ſelig werden?“ war für viele Jahrhunderte verloren gegangen, bis es im Anfange des 17ten Jahrhunderts in der päpſtlichen Bibliothek des Vatikans wieder gefunden ward. Es enthält eine ſchöne Abhandlung des reichen Jünglings beim Matthäus. Das letzte, was wir vom heiligen Clemens von Alexandrien wiſſen, iſt, daß, nachdem er dieſe Stadt, um der Verfolgung auszuweichen, verlaſſen hatte, er ſich einige Zeit zu Flavias in Cappadocien, dem biſchöflichen Sitze ſeines Jüngers und Freundes Alexander (nachmaligen Biſchofs zu Jeruſalem), aufgehalten, und daß er, als dieſer des Glaubens wegen in Banden lag, deſſen Gemeinde gekräftigt und erweitert habe, wie Alexander in einem Briefe an den heiligen Asklepias überbrachte, als dieſer im erſten Regierungsjahre des Caracalla (212) dem heiligen Serapion auf den apoſtoliſchen Stuhl zu Antiochien gefolgt war. Wahrſcheinlich ſtarb der h. Clemens wenige Jahre nachher, vielleicht ums Jahr 216. Dieſer Kirchenvater gehört unſtreitig zu den Gelehrteſten ſeines Zeitalters, die mit der Theologie eine gründliche Kenntniß der Philoſophie verbanden.

Clemens Wenzeslaus, Churfürſt von Trier, als ſolcher der erſte im Range nach dem Mainzer, und zugleich Erzkanzler des Reichs, ſo wie Biſchof zu Augsburg, beſchloß, nachdem das Churfürſtenthum von den Franzoſen beſetzt und durch den Lüneviller Frieden, ſo wie durch den Reichsdeputationsſchluß das linke Rheinufer an Frankreich war abgetreten worden, die lange Reihe der trieriſchen Churfürſten. Er war der vorzüglichſten Einer, deſſen Andenken noch jetzt an dem Herzen ſeiner ehemaligen Unterthanen, die er ſtets liebvoll beherrſchte, mit dankbaren Gefühlen ruht. Er ſtammte aus dem königlich-ſächſiſchen Hauſe, und wurde am 28ſten Septbr. 1739 zu Dresden geboren.

Digitized by Google

Sich erſt dem Militärſtand widmend, machte er mit ſeinem Bruder Albert als k. k. öſtreich. General den 7jährigen Krieg im J. 1760 mit, ging jedoch gleich darauf im J. 1761 ſchon zum geiſtlichen Stand über. 1763 wurde er Biſchof zu Freiſingen und Regensburg. 1764 Coadjutor zu Augsburg, 1768 Erzbiſchof und Churfürſt zu Trier, und zugleich, gegen Verzicht auf Freyſingen, Biſchof zu Augsburg. Kaum hatte er dieſe Stelle betreten, ſo ließ er ſich es auch angelegen ſeyn, ſein Land ſo glücklich als möglich zu machen, vorzüglich viel that er jedoch für die Stadt Coblenz, woſelbſt er auch in den Jahren 1786 bis 1796 faſt ſtets reſidirte, des Sommers gewöhnlich auf dem Luſtſchloſſe zu Schönbornsluſt oder zu Karrlich, vom welchem Letztern jetzt keine Spur mehr übrig iſt. Das durch Aufhebung des Jeſuitenordens, ihm zugefallene Jeſuiter-Collegium zu Coblenz verwandelte er in ein landesherrliches Schul-Collegium, und gab dieſem, ſo wie dem Seminarium zu Trier, ſämmtliche Güter und Gefälle des Ordens; errichtete 1770 in dem von ſeinem Vorfahr Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg 1729 angelegtem Waiſen- und Prieſterhaus mit großen Koſten ein öffentliches Spinn- und Arbeitshaus, welches mit dem erſten ſo lange daſelbſt beſtand, bis er ſeine Landesdikaſterien dahin verlegte, und die daſelbſt wohnenden Kapläne der Liebfrauen-Pfarrei ins Hofgerichtsgebäude, ſo wie die Waiſen nach Ehrenbreitſtein verſetzte. Um dürftigen Perſonen neben den gewöhnlichen Geld- und Brotaustheilungen eine Gelegenheit zum Selbſterwerb zu geben 1776 erließ er eine große aus vielen Artikeln beſtehende Bettlerordnung, nach welcher alles Betteln auf der Straße ſtrenge unterſagt wurde. Hierzu fügte er noch ſpäterhin die Errichtung eines eigenen Bürgerſpitals in dem von ihm aufgehobenen ſogenannten Waiſenkloſter; auch legte er noch im Jahr 1776 mit Bewilligung der Landſtände den Grundſtein zu einem neuen Reſidenzſchloſſe am Rhein an, legte die, bei den beiden Pfarrkirchen ſich befindenden, Kirchhöfe vor die Stadt, und gab zugleich eine neue Trauerordnung heraus, wodurch er dem Familien ruinirenden Koſtenaufwand bei Trauerfällen heilſamen Einhalt that. 1779 ließ er durch den Ingenieur-Hauptmann Kirn, was ſchon 1751 durch den Stadtmagiſtrat war beabſichtiget worden, die Quelle des eine Stunde von der Stadt entlegenen Metternicher Berges über die Moſelbrücke nach der Stadt und bis zum neuen Schloß leiten. 1782 befand er ſich zu Augsburg zum feierlichen Empfange Papſt Pius VI. 1783 hob er das im Jahr 1769 eingeführte Lotto auf, und errichtete ein Brandverſicherungsinſtitut, auch ließ er mit einem Koſtenaufwand von 350.000 Thalern die Wege im ganzen Lande verbeſſern, ſo wie außer dem neuen Schloß theils durch ihn, theils ihm nachfolgend, durch Privatleute Coblenz mehrere neue Prachtgebäude erhielt. (S. den Art. Coblenz) Das Wittwen- und Waiſeninſtitut wurde auch beſſer begründet, er ſtiftete ein neues vortreffliches Seminarium in Trier, nahm die Mönchsorden unter ſeine unmittelbare Aufſicht und befahl ihre Studien in dem Seminarium zu vollenden; ſo wie er bei den Frauenklöſtern jedes Ordensgelübde vor dem zurückgelegten 30ſten Jahre verbot, und für die Abteien einförmige Ordinate machte. 1785 errichtete er ein neues Jägercorps, welches ſich ſpäterhin bei Einſchließung der Veſte Ehrenbreitſtein recht brav bewies. In demſelben Jahre ordnete er auch einen churfürſtlichen Juſtitz-Senat zu Thal-Ehrenbreitſtein an. 1786 hielt er ſeinen feierlichen Einzug in die neue Reſidenz, welche mit aller Pracht war ausgeſchmückt worden. 1787 wurde er wirklicher Fürſt-Probſt zu Ellwangen. 1790 wohnte er der Wahl und Krönung Kaiſers Leopold II., und 1792 der des Kaiſers Franz II. zu Frankfurt a/M. bei. 1791 räumte er den geflüchteten franzöſiſchen Prinzen das Luſtſchloß Schönbornsluſt ein, gab allen Emigranten Aufenthalt in ſeinem Lande, wodurch den Unterthanen viel Geld zugebracht wurde. 1792 mußte er nach dem Rückzug der preuß. Armee, und der Eroberung von Mainz durch

die Franzoſen, zum Erſtenmal ſeine Reſidenz verlaſſen, und ging nach Dresden, kehrte jedoch am 30ſten Oktb. des folgenden Jahres zur größten Freude ſeiner Unterthanen wieder zurück. 1794 errichtete er zur Landesvertheidigung ein regulaires Militz-Corps von 6000 Mann, und ließ, um das Land nicht zu ſehr zu drücken, das überflüſſige Kirchen- und Abteiensilber zur Münze hergeben. In demſelben Jahre ſah er ſich aber genöthigt, da die Franzoſen Trier im Auguſt und dann am 23ſten Oktbr. auch Coblenz beſetzten, ſeinem geliebten Lande für immer den Rücken zu kehren. Er zog ſich nach Augsburg zurück, woſelbſt ihm nach erfolgter Säculariſation der Abteien und Klöſter durch einen Reichsdeputationsrezeß ein jährliches Einkommen von 300.000 Gulden geſichert wurde. Er ſtarb daſelbſt am 12ten Juli 1812 im 73ſten Jahre ſeines Alters, nachdem er in ſeinem Teſtamente in echt fürſtlichem Sinne für ſeine Dienerſchaft geſorgt hatte. Die Kirche verlor an ihm einen würdigen Biſchof, einen ſtarken Verfechter der erzbiſchöflichen Gerechtſame, und ſeine Diöceſe einen wahrhaft väterlich geſinnten Hirten.

Clement (Jacques), der Mörder Heinrichs III. von Frankreich, war im Dorfe Sorbon, in der Diöceſe des Erzbisthums Rheims, geboren. Religiöſer Fanatismus brachte ihn auf den Entſchluß, den König zu ermorden. Zu dieſem Zwecke reiſte er 1589 von Paris nach St. Cloud, dem damaligen Aufenthaltsorte des Königs, ab, ließ ſich als Ueberbringer wichtiger Nachrichten melden, und ward Tags darauf vorgelaſſen. Während der König das ihm überreichte Schreiben las, durchbohrte ihn Clement mit ſeinem Meſſer. Auf der That ertappt, wurde er von den Dienern des Königs getödtet, ſein Leichnam aber auf einer Schleife des Nachrichters zum Richtplatze geſchleppt, von vier Pferden zerriſſen, und dann verbrannt. Daß das Volk, über eine ſo verbrecheriſche That entzückt, den Mörder beinahe vergötterte, iſt ein Zeichen, wie ſehr die damalige Parteiwuth die Gemüther irre geleitet hatte.

Clement (Jean-Marie-Bernard), ein tiefdenkender Critiker Frankreichs, 1742 zu Dijon geboren, vollendete hier ſeine Studien, wurde Profeſſor an dem Collegium ſeiner Vaterſtadt, legte aber dieſe Stelle bald nieder, und ging 1768 nach Paris. Hier nahm er als Mitarbeiter an mehreren belletriſtiſchen Zeitſchriften Theil, und vertraut mit dem Geiſte des Alterthums, ſuchte er den verſchrobenen Geſchmack ſeines Zeitalters zu vernichten, und den des ehrwürdigen Hellas und Roms auf Frankreichs Boden zu verpflanzen. In dieſer Abſicht griff er zur Geißel der Satyre, und lieferte jene ſcharfe Critik des virgiliſchen Landbaues von Delille, und der Jahreszeiten von St. Lambert. Durch dieſe, nicht ohne Scharfſinn geſchriebene Beurtheilung fühlte ſich der letztere Verfaſſer ſo beleidigt, daß er den Clement als Pasquillanten belangte, und dieſer mit einer Gefängnißſtrafe von mehreren Tagen belegt wurde. Durch ſeine Ueberſetzungen und dichteriſchen Produkte, welche den Geiſt des Alterthums athmen, erwarb er ſich den Ruf eines berühmten Humaniſten. Unter ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir ſeinen Essai sur la manière de traduire les poëtes en vers als die Vorzüglichſte. Er ſtarb 1812.

Clementinen. So heißen die heilſamen Kirchengeſetze zur Verbeſſerung der Sittenzucht des weltlichen Klerus ſowohl, als der Klöſter beiderlei Geſchlechts, welche Papſt Clemens V. auf den 1311 bis 1312 zu Vienne gehaltenen Kirchenverſammlungen erließ, und die immer noch eine Quelle des canoniſchen Geſetzes ſind.

Clavicylinder, ein von Chladni 1798 erfundenes Claviatur-Inſtrument in Form eines Schreibpults, das einen Umfang vom G bis zum dreigeſtrichenen e hat; ſo lange die Taſten gedrückt werden, dauert der Klang, der mit andern Inſtrumenten nichts gemein hat. Der Clavicylinder führt

ſeinen Namen von einem gläſernen, an dem einen Ende mit einem Schwungrade, und am andern mit einer Kurbel verſehenen, Cylinder, die vermittelſt eines Fußtritts ihre kreisförmige Bewegung erhält.

Cleopatra, eine durch Schönheit, Geiſt, Herrſchſucht und Verſchwendung ausgezeichnete Königin von Aegypten. Sie war eine Tochter des Ptolemäus Auletes, und nach der Sitte des Landes Gemahlin und zugleich Mitregentin ihres älteſten Bruders Ptolemäus Dyoniſius. Nach dem Tode ihres Vaters (3899 J. d. W.) wurden beide unter die Vormundſchaft des Achilles und Photinus, des Verſchnittenen, geſtellt. Zwiſtigkeiten mancherlei Art unter den Geſchwiſtern, bewogen den Photin, Cleopatra von der Mitregentſchaft auszuſchließen. Sie floh mit ihrer Schweſter Arſinoe nach Syrien, und wollte ſich an die Spitze einer Armee ſetzen, um ihre Thronrechte geltend zu machen, als der Diktator Julius Cäſar, welcher den Pompejus ſo eben in Italien geſchlagen hatte, mit ſeinen Legionen Alexandrien nahte. Dionyſius ſandte Roms Feldherrn Geſandte entgegen, um ihn für ſeine Sache zu gewinnen; Cleopatra aber begab ſich ſelbſt ins Lager Cäſars. Die Fürſtin ſtand in der üppigſten Blüthe, und der große Römer war ein ſinnlicher Menſch. Kein Wunder, wenn ſich der kühne Feldherr in die Reize der ägyptiſchen Fürſtin verliebte, deren Thränen ihr noch mehr Intereſſe verliehen. Cäſar verwandte in Alexandrien ſein ganzes Anſehen zu Gunſten der Cleopatra. Er beabſichtigte, ſie zur ſouveränen Regentin des Landes zu erheben; allein ihr ehrgeiziger Bruder erregte in der Hauptſtadt einen furchtbaren Aufſtand, welcher nicht verhindern konnte, daß Cleopatra durch des Diktators Hülfe die Mitregentſchaft empfing. Nun aber erhob die Partei des Dionyſius von Neuem das Haupt; es gelang ihr, ſich großen Anhang zu erwerben, und es begann der berühmte Alexandriniſche Krieg, in Folge deſſen Ptolemäus Dionyſius in einem Seegefechte mit den Römern ertrank, und Cäſar, unter der Mithülfe des Mithridates von Pergamus, Herr von ganz Aegypten wurde. Die reizende Cleopatra empfing die Krone der Alleinherrſchaft, und nur des Scheines halber wurde ihr elfjähriger Bruder zum Mitregenten ernannt. Nicht undankbar zeigte ſich die üppige Fürſtin für die politiſchen und diplomatiſchen Dienſte, welche Cäſar ihr geleiſtet, und ein Sohn, Cäſarion, wurde des vertrauten Umgangs nächſte Folge. Die kriegsluſtige Stimme ſeiner tapfern Veteranen riſſen indeſſen den Diktator noch zur rechten Zeit aus Verhältniſſen los, die ſich ſo ſchlecht mit dem Charakter eines Helden vertrugen, um nach Rom zu eilen, wo wichtige Ereigniſſe ſeiner harrten. Nach einiger Zeit ſtattete Cleopatra dem mächtigen Cäſar einen Beſuch zu Rom ab, wo dieſer am Ende noch die Unklugheit beging, Cleopatras Bildſäule im Tempel der Venus aufſtellen zu laſſen, wodurch er den nicht nur allgemeinen Haß des Volkes der fremden Fürſtin zuzog, ſondern auch ſeiner eigenen Sache ungemein viel ſchadete. Bei dieſer ungelegenen Stimmung der Gemüther hielt es unſre Heldin fürs Gerathenſte, unverzüglich nach ihren Staaten zurückzukehren. Ihr Bruder hatte kaum das Alter erreicht, in welchem er mit ſeiner Schweſter die Regentſchaft theilen ſollte, als ihn der Tod überraſchte. Daß dieſer Prinz, wie einige Schriftſteller behaupten, durch Gift von der Hand ſeiner ehrgeizigen Schweſter getödtet worden, ſcheint mehr ein Gerücht, welches der Anhang des Ptolemäus Dionyſius ausſtreute, als eine hiſtoriſch begründete Thatſache zu ſeyn. Mit dem Ausbruche des römiſchen Bürgerkrieges erklärte ſich Cleopatra für die Sache der Triumvirn. In dem Fortgange des Bürgerkrieges aber erregte ſie deren Unzufriedenheit, und zwar gerade in jener Periode, wo Antonius, welcher den Auftrag erhalten hatte, ſie zur Rechenſchaft zu ziehen, ſich in Cilicien befand. Es war lobenswerthe Staatsklugheit von Cleopatra, ſich in Perſon zum Vertreter

des mächtigſten aller Staaten in der Welt zu verfügen, um mit demſelben ein loſer gewordenes Freundſchaftsband wieder zu befeſtigen, an deſſen Erhaltung ihr ungemein viel gelegen ſeyn mußte, und ſo ſegelte ſie denn nach der Schlacht bei Philippi den Cydnus hinab nach Tarſus zu Antonius. Die 25jährige Fürſtin erſchien auf einem prächtigen Fahrzeuge. Purpurne Segel flatterten im Winde, ſilberne Ruder tönten im Einklange mit Flöten und Cymbeln, und ſie ſelbſt lag unter einem mit Gold durchwirkten Thronhimmel, mit den Attributen der Venus Aphrodite geſchmückt, auf einem reich verzierten Ruhebette. Liebliche Mädchen und wunderſchöne Knaben ſtanden wie Najaden und Amorn um ſie her, und die koſtbarſten Spezereien dufteten aus goldenen Pfannen; die verſchwenderiſche Pracht ihres Aufzugs ſetzte bei ihrer Landung die umſtehende Menge ſo in Staunen, daß ſie in vollem Entzücken ausriefen: „Sehet, Venus kehrt bei Bacchus ein!" Antonius vermogte ihrem Liebreize nicht zu widerſtehen; er ſank in ihre Feſſeln, und ſchätzte ſich glücklich, der Sklave ihres Willens zu ſeyn. Luſtgelage und Schmaus, Feſt und Tanz kredenzten den Becher der Wolluſt, mit welchem Beide ſich berauſchten. Bei dem verſchwenderiſchen Gaſtmahle, welches Antonius ihrer Ankunft zu Ehren in Tarſus gab, nahm Cleopatra eine äußerſt koſtbare, auf mehrere Millionen Gulden geſchätzte Perle aus dem Ohre, ließ dieſelbe durch Eſſig auflöſen, und verſchluckte ſofort das ſeltene Kleinod in einem Becher Wein auf des Triumvirs Wohl. In der Folge begleitete Cleopatra den Antonius nach Tyrus, und kehrte hierauf nach Alexandrien zurück, wohin ihr der verblendete Römer folgte, um in ihren Armen Pflicht, Ehre, Vaterland und ſich ſelbſt auf immer zu vergeſſen. An ſeiner Seite zog ſie mit ihm gegen die Parther, und ward von ihm nach und nach mit bedeutenden Ländern beſchenkt. Sie erhielt von ihm Cyrene, Cypern, Cöleſyrien, Ituräa, Phönicien, Cilicien und Creta, ſo wie einzelne Theile von Judäa und Arabien; auch Armenien eroberte Antonius für ſie, und Cäſarion wurde mit jenen drei Söhnen, welche der Triumvir mit ihr gezeugt, zu Königen erhoben. Seine frühere rechtmäßige Gattin, die vortreffliche Octavia, hatte Antonius längſt verſtoßen, und dadurch dem Zorn und Rachegefühl ſeines frühern Feindes und Nebenbuhlers, des mächtigen Octavius Auguſtus, neue Nahrung gegeben. Dieſer Auguſtus unterließ nicht, den Antonius dem Volke zu Rom mit den ſchwärzeſten Farben zu ſchildern, wie denn der Triumvir im Orient zum Entwurf der ſchwerſten Anklagen gegen ſeine eigene Perſon den reichlichſten Stoff lieferte. Er hatte ohne die mindeſte Befugniß beinahe das halbe römiſche Reich verſchenkt, und ſein zu Gunſten der mit Cleopatra erzielten Kinder errichtetes Teſtament, empörte alle Gemüther zu Rom. Während aber furchtbar dräuende Gewitterwolken über dem Haupte des Antonius ſich ſammelten, verlebte er, anſtatt ſich zu einer nachdrücklichen Gegenwehr zu rüſten, mit der üppigen Aegypterin unter beſtändigen Prachtfeſten und ausgeſuchten Schwelgereien ein volles Jahr; daher man ſich auch nicht wundern darf, wenn Plutarch ſchreibt: „der Leichtſinn und die Naſerei des Antonius ließen ſich nicht anders erklären, als daß derſelbe durch beigebrachte Liebestränke ſey verrückt gemacht worden." Auguſtus wußte es endlich dahin zu bringen, daß in Rom der Entſchluß gefaßt wurde, Antonius ſollte aller ſeiner Würden entſetzt, und Cleopatra, als einer Feindin des römiſchen Volkes, der Krieg angekündigt werden. Ein furchtbarer Kampf drohte zu beginnen. Auguſtus gebot in Italien, Frankreich, Spanien, in den wendiſchen Ländern, Ungarn, Afrika und auf Sardinien und Sicilien. Dagegen blieb auch des Antonius Macht nicht unbedeutend; denn auf den Beiſtand von Aſien, Armenien, Syrien, Griechenland, Macedonien, Aegypten, Candien und

Cypern durfte er rechnen, und der bevorſtehende Kampf nahm alſo nicht weniger als drei Welttheile in Anſpruch. Antonius wollte ſein kriegeriſches Glück vorerſt nur auf der See verſuchen; er ging daher mit einer, für jene Zeiten ſeltenen, Flotte der feindlichen entgegen; Cleopatra ſelbſt ſchiffte mit 60 Fahrzeugen als Alliirte ihm zur Seite. Beim Vorgebirge von Actium ſtießen die beiden Flotten auf einander, und ein heftiges Seetreffen begann auf der Stelle. Kurze Zeit nur blieb die Schlacht unentſchieden, denn plötzlich ergriff Cleopatra mit allen ihren Schiffen die Flucht, und der ſonſt tapfere Antonius folgte, wie vom Wahnſinn befallen, dem fliehenden Weibe; der Reſt der Flotte ſetzte dem ſiegenden Auguſtus zwar noch einigen Widerſtand entgegen, aber bald mußte er gänzlich unterliegen. Nachdem Cleopatra und Antonius Alexandrien erreicht hatten, kehrte des Letztern Beſonnenheit und Muth wieder. Er wollte ſchnell dem Auguſtus aufs Neue entgegengehen, allein des leichtſinnigen Römers Glück hatte geendet; ſeine Truppen verließen ihn in Schaaren, und nachdem auch die Araber, die ihm auf dem rothen Meere noch übrig gebliebene Flotte, auf welcher er zu entfliehen hoffte, verbrannt hatten, ſo verfiel er in einen Zuſtand dumpfer Verzweiflung. Indeß rückte Auguſtus gegen Alexandrien vor; man ſchickte ihm Geſandte entgegen, allein der Rache glühende Bruder der herrlichen Octavia dürſtete nach des unglücklichen Antonius Blut, und wies alle Unterhandlungen von ſich ab. Der Cleopatra Entſchluß in dieſer kritiſchen Lage war ſchnell gefaßt; ſie wollte ſich mit ihren ungeheuern Schätzen zu Alexandrien ſelbſt verbrennen. Auguſtus hatte von dem heroiſchen Plane des Weibes gehört, und ließ ihr durch einen heimlichen Botſchafter melden: „Wenn ſie Leben und Krone retten, und ſtatt eines Antonius einen Auguſtus als bittenden Liebhaber zu ihren Füßen ſehen wolle, ſo würde ſie leicht ihr Benehmen zu regeln wiſſen.“ Cleopatra wankte. Antonius, Verrätherei ahnend, eilte in wilder Wuth und Verzweiflung in die Gemächer der Geliebten, um ſie zu ermorden, allein es gelang der Fürſtin, ſich vor dem Raſenden zu verbergen. Unterdeſſen hatte Auguſtus Alexandrien eingeſchloſſen; in Antonius erwachte noch ein Mal der Muth des einſt ſo tapfern Kriegers; er warf ſich mit den ihm treu gebliebenen Schaaren dem Feinde entgegen, und war glücklich genug, Vortheile über deſſen Reiterei zu erlangen; allein bei einem zweiten Ausfalle wurde ſein Fußvolk zerſtreut, und die Reiterei ging zu Auguſtus über. Antonius eilte jetzt nach dem Hafen, um ſeine Perſon durch die Flucht zu retten; allein ſchon hatte ſich Cleopatras Flotte mit der römiſchen vereinigt. Schrecklich war des unglücklichen Antonius Lage; er eilte in den Pallaſt der ägyptiſchen Königin; allein eine neue, die ſchrecklichſte Trauerbotſchaft ſchallte ihm hier entgegen: Cleopatra, hieß es, habe ſich in ihrer Familiengruft bei dem Tempel der Iſis entleibt. Schwer traf dieſer letzte Schlag den Antonius; er fluchte den Göttern, und ſtürzte ſich in ſein eigenes Schwert. Kaum rann ſein Herzblut, ſo erfuhr er, daß die Königin lebe; denn abſichtlich hatte Cleopatra die Kunde ihres Todes dem Betrogenen hinterbringen laſſen. Antonius, ſeinem letzten Athemzuge nahe, lächelte noch einmal, als er dieſe Nachricht erhielt; er verlangte zu der Königin getragen zu werden, und ihm wurde der armſelige Troſt, das matte Haupt in des üppigen Weibes Schooß legen, und alſo enden zu dürfen. Auguſtus zog mit ſeinem ſiegreichen Heere in Alexandrien ein, aber Cleopatra ſah bald genug ein, wie trügeriſch und eitel ihre Hoffnungen geweſen waren. Dem ſtolzen Feldherrn war mehr daran gelegen, ſich der Schätze und des Lebens der unglücklichen Fürſtin, als ihrer Liebe, zu verſichern; mit den Erſtern wollte er die Koſten des Feldzuges decken, leben aber ſollte ſie, um mit ihrer Perſon den Triumph glänzender zu machen,

welchen der ſtolze Sieger in Rom zu halten gedachte. Die ſchöne Aegypterin wollte ſich den Dolch in den Buſen ſtoßen, allein ſie wurde in ihrem Unternehmen durch einen vertrauten Offizier des Auguſtus verhindert, welcher ihr nun in der Perſon des Epaphroditus einen eigenen Wächter beſtellte, und, um die Fürſtin zu tröſten, ihr allerlei Verſprechungen machen ließ, deren Nichtigkeit die kluge Cleopatra ſehr wohl durchſchaute. Die Aegypterin vermochte aber ihren einfältigen Hüter, dem Auguſtus ein Schreiben zu überbringen, in welchem ſie ihre Kinder ſeiner Großmuth empfahl; und kaum hatte ſich Epaphroditus aus ihrem Gemache entfernt, da ließ Cleopatra ſich von einem ihrer treuen Diener einen mit Früchten und Blumen angefüllten Korb bringen, in welchem eine von jenen Schlangen verborgen war, welche die Griechen Aspis nannten, und deren Biß ſogleich tödtet. Beherzt ergriff die unglückliche Fürſtin die Schlange, legte ſie an ihren Buſen, und nach Verlauf einiger Minuten ſank Cleopatra entſeelt zu Boden. Nur ein Alter von 39 Jahren hatte unſere Heldin erreicht, 22 Jahre aber hatte ſie über Aegypten geherrſcht. Cleopatras Aſche wurde neben jener des Antonius beigeſetzt. — Die Geſchichtſchreiber zeichnen dieſe Fürſtin als ein ränkevolles und boshaftes Weib, allein ſie theilte nur die Fehler ihres Geſchlechtes, nämlich Schwachheit und Ueppigkeit; übrigens war ſie reizend, witzig und ſchmeichleriſch, allein die Anmuth ihres Umgang übertraf weit ihre körperliche Schönheit.

Cleve. Dieſe Hauptſtadt des ehemaligen Herzogthums dieſes Namens lehnt ſich an einen Hügel, in einer halbmondförmigen Wieſenfläche, die ſich bei Xanten öffnet, und bei Nimwegen ſchließt. Dieſe Ebene wird von dem Reichswald umkränzt, dem heiligen Hain des Tacitus, wo Claudius Civilis die Bataver gegen Rom empörte. Zu der alten Schwanenburg ſoll Julius Cäſar den Grundſtein gelegt haben. Adolph, erſter Herzog von Cleve, erbaute im Jahre 1439 die Kuppel des Thurms. — Die Stadt hängt mit dem eine Stunde entfernten Rhein durch einen Canal zuſammen. Sie zählt ungefähr 1000 Häuſer und über 5000 Einwohner. Die Umgebungen ſind anmuthig. — Rings herum ziehen ſich Schattengänge, Gärten und Gehölze. Der Prinzenhof (oder die Stadthalterei) iſt von Johann Moritz von Naſſau-Siegen vortrefflich angelegt, und gewährt eine ſchöne Ausſicht. Jenſeits des Canals liegt der Königsgarten, ebenfalls eine herrliche Anlage dieſes Prinzen. Im ſogenannten Thiergarten iſt eine Mineralquelle. Eine halbe Stunde von Cleve, zu Berg und Thal, in der Nachbarſchaft des Hauſes Freudenberg, wählte ſich Prinz Moritz ſelbſt ſeine Ruheſtätte. Er ruht in einem eiſernen Sarkophag, umgeben von den bei Cleve ausgegrabenen römiſchen Inſchriften, Urnen, Krügen, Lampen und andern Ueberreſten des Römerthums.

Client. In Rom wählte ſich jeder Plebejer oder gemeine Bürger einen Patricier zum Schutz und Beiſtand in allen ſeinen Angelegenheiten, und war dafür auch dieſem wieder zu gegenſeitigen Dienſtleiſtungen verbunden. Den Schutzbefohlnen nannte man Client, den Beſchützer Patron, und dieſes Verhältniß ſelbſt Clientel (Schutzverwandtſchaft). Der Patron mußte nicht nur alle Rechtshändel ſeines Clienten übernehmen, ſondern ihm auch in allen übrigen Geſchäften mit Rath und That beiſtehen. Dagegen war es die Pflicht der Clienten, ihrem Patron bei Amtswahlen ihre Stimme zu geben; wenn er kein Vermögen hatte, ſeine Tochter auszuſtatten, ihn aus feindlicher Gefangenſchaft los zu kaufen, oder Geldſtrafen ſtatt ſeiner zu erlegen. Die gegenſeitige Verbindlichkeit der Patronen und Clienten war ſo groß, daß ſie bei Todesſtrafe weder als Kläger noch Zeugen gegen einander vor Gericht auftraten, und ſich einander auf keine Art beleidigen oder entgegenhandeln durften. Jetzt bezeichnen dieſe Worte nur noch einen Advokat, und den, der ſich deſſelben

in einer Rechtsſache bedient. Auch nennt man Patron überhaupt jeden Gönner, und namentlich den, der das Recht hat, jemand zu einem erledigten Pfarr- oder Schulamte vorzuſchlagen und einzuſetzen. Das Recht ſelbſt heißt Patronatrecht oder Patronat.

Clifford (Thomas), aus einer alten und angeſehenen Familie gleiches Namens, machte ſich unter der Regierung Carls II. von England bekannt, indem er Mitglied jenes berüchtigten Miniſteriums war, aus deren Namen die Engländer das Wort Cabale (ſ. d. Art.) herausbrachten. Der König behandelte ihn anfangs mit Auszeichnung, machte ihn 1672 zu ſeinem Großſchatzmeiſter, und erhob ihn zum Baron von Schudley. Ein eifriger Anhänger der catholiſchen Kirche, ſuchte er deren Ausbreitung in Großbrittannien auf alle mögliche Weiſe zu befördern, worüber er in viele Mißhelligkeiten mit der Nation und deren anders geſinnten Repräſentanten zerfiel. Er war derjenige, welcher mit Arlington auf den Untergang der holländiſchen Republik dachte, und die Maßregeln traf, auf welche Art dieſer Entwurf von Seiten Carls VI. auf's Geeignetſte könnte unterſtützt werden. In der Folge fiel er in Ungnade, und verlor ſeine Stimme im Oberhaus. — Clifford (Georg), ein ehrenfeſter Ritter unter Eliſabeth, war 1558 in Brougham-Caſtle in Weſtmoorland geboren. Ganz im heroiſchen Geiſte des ehrwürdigen Mittelalters trat er als Champion (ſ. d. Art.) ſeiner Gebieterin bei den Turnierfeſten auf, und ſtreckte manchen Ritter in den Sand. Weil er ſo manche Lanze zu Ehren der Königin auf eine ruhmvolle Weiſe gebrochen, beſchenkte ihn dieſe mit einem Handſchuh, den ſie bei mehreren Feſten getragen hatte, und dieſer Handſchuh war ſein Talismann, welchen er ſtatt eines Helmbuſches trug. Auf eigene Koſten rüſtete er mehrere Schiffe aus, an deren Spitze er mit den Spaniern in Weſtindien manches Abenteuer beſtand, wie er denn auch Admiral auf der Flotte gegen die Armada war. Das Schickſal der unglücklichen Maria Stuart half er als Pair durch ſeine Stimme entſcheiden, ſo wie man die Gefangennehmung des Grafen Eſſex auch ſeinem Einfluſſe zuſchreibt. Er ſtarb 1605. — Clifford (Georg), ein Rechtsgelehrter zu Amſterdam, wurde hauptſächlich durch Linné berühmt. Seine Liebe zu natur-hiſtoriſchen Gegenſtänden bewog ihn, ſein zwiſchen Amſterdam und Harlem gelegenes Gut Hartecamp zu einem der prachtvollſten Gärten umzuſchaffen, welcher mit den ausgeſuchteſten Pflanzen aus allen Welttheilen prangte. Seine große Menagerie ausgeſuchter Quadrupeden und Geflügel übertraf alle andere Inſtituten der Art ſeiner Zeit. Sein natur-hiſtoriſches Muſeum, welches durch Herbarienſammlungen und eine große Zahl trefflicher Werke hierüber noch intereſſanter gemacht wurde, trug nicht wenig zur Bildung Linné's bei, welcher lange Zeit als Hausarzt und Oberaufſeher der Gärten im Hauſe Cliffords lebte. Das prachtvolle Werk Linné's über die Pflanzen des Clifford'ſchen Gartens, unter dem Titel: Hortus Cliffortianus iſt bekannt, und um den Namen ſeines trefflichen Beſchützers zu verewigen, nannte Linné die dort befindliche Art Piſang Musa Cliffortiana, und eine Pflanzengattung Cliffortia.

Clima iſt die einem jeden Lande eigene Beſchaffenheit der Witterung in Hinſicht auf Wärme und Kälte, Trockenheit und Näſſe, Fruchtbarkeit und Wechſel der Jahreszeiten. Die Haupturſachen derſelben ſind: 1) die geographiſche Breite. Der höchſte Grad der Hitze wird unter der Linie, der geringſte (oder die höchſte Kälte) unter den Polen angetroffen. Die dazwiſchen liegenden Oerter haben verſchiedene Grade der Temperatur nach ihrer Lage und örtlichen Beſchaffenheit. Unter dem Aequator wirkt die Hitze fürchterlich in den Sandwüſten Afrikas, beſonders auf der Weſtküſte, auch in Arabien und Indien; ſehr gemäßigt iſt ſie im gebirgigen Südamerika. Die höchſte

Hitze Afrikas hat man auf 70° über 0 nach Reaumur beſtimmt. 2) Die verſchiedene Höhe, welche die Sonne Mittags am Himmel erreicht, und die Dauer der Zeit, während der ſie über dem Horizont bleibt. In der Abwechſelung des Standes und Verweilens der Sonne liegt der Grund der Verſchiedenheit der Jahreszeiten. 3) Die Erhebung eines Landes über der Meeresfläche. 4) Die Beſchaffenheit der Erdoberfläche. Die Wärme nimmt mit dem Anbau des Bodens zu; ſo hat Deutſchland ſeit 1000 Jahren ein wärmeres Clima durch Ausrottung der Wälder, Austrocknung von Seen, Sümpfen und Moräſten erhalten. 5) Die mineraliſche Beſchaffenheit der Oberfläche des Landes. Der Sand nimmt eine viel brennendere Hitze an, als Letten; Wieſen ſind im Sommer nicht ſo heiß, als kahler Boden. 6) Die Winde. Wehen in einem Lande viel Nord- und Oſtwinde, ſo iſt es bei gleicher geographiſcher Breite kälter, als ein anderes, in dem die mildern Süd- und Weſtwinde häufig ſtreichen. — Die Abwechſelung in der Witterung iſt innerhalb der Wendekreiſe am Geringſten. Die Hitze, die unerträglich ſeyn würde, während die Sonne im Scheitelpunkte ſteht, wird durch die dann eintretende Regenzeit gemildert; rückt die Sonne nach der entgegengeſetzten Hälfte der heißen Zone, ſo entſteht die angenehmſte Witterung; Lima und Quito haben das ſchönſte Clima auf der Erde. Größer iſt die Veränderung in der gemäßigten Zone; und je näher dem Polarkreiſe, deſto beträchtlicher wird der Unterſchied zwiſchen Kälte und Wärme. Die höhern Breiten, beſonders um 59 und 60°, haben im Juli eine Wärme von 75—80° Fahrenheit, wie ſie kaum die Länder um 10° näher an dem Aequator haben. In Grönland ſchmilzt im Sommer das Pech an den Schiffen. In Torneå fallen die Sonnenſtrahlen um die Zeit des längſten Tages eben ſo ſchief, wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen; dennoch iſt die Wärme der in der heißen Zone gleich, weil die Sonne faſt immer über dem Horizonte iſt. Unter den Polen ſcheint immer heftige Kälte zu herrſchen; ſelbſt im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpunkt volle 6 Monate nicht untergeht, thaut das ewige Eis nicht weg; die den Pol umgebenden ungeheuern Eismaſſen, die bis 1815 einen Flächenraum von 10.000 deutſchen □Meilen einnahmen, empfinden von den ſchrägen, ſchwachen Sonnenſtrahlen keine merkliche Wirkung, und ſcheinen erſt ſeit 1815 etwas verkleinert worden zu ſeyn.

Climakteriſch nennt der Phyſiolog diejenigen Jahre des Lebensalters, in denen der Körper in allen ſeinen Kräften anfängt abzunehmen, und ſich dem Greiſenalter allmählig zu nähern. Deßhalb wird die Periode des weiblichen Alters climakteriſch genannt, wo ſich ſeine Menſtruationen verlieren. —

Clinik, ſ. Arzneikunde.

Clinton, (Georg), Vicepräſident der nordamerikaniſchen Freiheitsſtaaten, war 1739 in Neu-England geboren. Der Krieg gegen Canada, welchen er als Lieutenant unter ſeinem Vater, dem Oberſten Clinton, mitmachte, war für ſein militäriſches Talent eine vortreffliche Bildungsſchule. Nach Beendigung dieſes Seezuges trat er als Advokat vor die Gerichtsſchranken, wurde aber bald (1773) Stellvertreter ſeiner Provinz in der Colonialverſammlung, wo er eine heftige Oppoſition gegen die Bedrückungen des Mutterſtaates bildete, dann (1775) Mitglied des Congreſſes, welche Würde er aber mit der Rolle eines General-Brigadiers in dem Freiheitskriege ſeiner Nation vertauſchte. 1777 dirigirte er das Gouvernement von New-York, wo er während der Zeit ſeiner Verwaltung den Wohlſtand und den Handel dieſer Provinz in den größten Flor brachte. 1811 zum Präſidenten der Generalſtaaten gewählt, erwarb er ſich durch die Aufhebung der Generalbank, wodurch er die neuen Freiſtaaten dem Einfluſſe Englands vollends entzog, ein

großes Verdienſt um dieſelben. 1812 endete er ſein thätiges, und um ſein Vaterland hochverdientes Leben zu Waſhinton.

Clio, eine Tochter des Zeus und der Mnemoſyne, und eine von den neun Muſen, ihren Schweſtern, mit welchen ſie unfern des Gipfels des Olymps in einem Pallaſte neben dem des Himeros und der Grazien wohnt. Sie iſt die Muſe der Geſchichte und des Ruhmes, und wird gewöhnlich mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, einer Trompete in der Rechten und einer Bücherrolle in der Linken abgebildet.

Clitorisblume. Sie iſt in Oſtindien auf den Molucken einheimiſch, und eine niedliche Zierpflanze für unſere Zimmergärten; im Juli und Auguſt prangt ſie mit ihren ſchönen, blauen, weiß getüpten Blumen. Bei 14 Grad Wärme läßt ſie ſich durchwintern, und liebt eine lockere Erde, und mäßige Feuchtigkeit. Die Wurzel iſt ausdauernd, die Stengel ſind krautartig, und die Blätter fünffach gehindert.

Clive (Robert), eigentlich Plaſſey, Gründer des brittiſchen Reiches am Ganges, Sohn eines Rechtsgelehrten, wurde am 29. September 1725 auf dem kleinen Gute Styche, in der Grafſchaft Shropſhire, geboren. Muthig war er als Knabe, und das Feuer ſeiner Augen ſchien nach großen Thaten zu zielen; lernbegierig und talentvoll, übertraf er ſeine Mitſchüler an Kenntniſſen, und berechtigte auch in dieſer Hinſicht zu großen Erwartungen. In mehreren Handelsſchulen gebildet, trat er 1743 als Schreiber in die Expeditionskanzlei der engl. oſtindiſch. Compagnie, verließ England, und langte 1744 in dem 19ten Jahre ſeines Alters zu Madras auf der Küſte von Koromandel an. Sein lebhafter Geiſt wollte ſich hier in die gewöhnlichen Altagsformen des Lebens nicht fügen, und nachdem er ſich durch die Unbiegſamkeit ſeines Charakters in mehrere Unannehmlichkeiten verwickelt, trat er bald in eine andere Laufbahn über, die ſeinen Talenten eine glänzendere Ausſicht darbot. Zwiſchen England und Frankreich war über die Erbfolge des Hauſes Oeſterreich Krieg ausgebrochen. Die auf der Küſte von Koromandel ſtationirten Franzoſen, welche nur auf die Feſtung Pondichery und einige Handelslager beſchränkt waren, hatten unter dem kühnen Dupleix, und durch Befreundung mit dem Landesfürſten, die Gränzen ihres Gebiets erweitert, 1746 mit der Flotte des Admirals La Bourdonnais Madras genommen, und die Engländer zu Gefangenen gemacht. Clive war ſo glücklich, in der Tracht eines Eingebornen zu entkommen, und ſich nach St. David, einer im ſüdlichen Carnatik liegenden Inſel, zu retten. Hier trat er 1747 ins Heer, und zeigte ſeine kriegeriſche Bravour bei der fruchtloſen Unternehmung auf Pondichery, nach welcher bald darauf der Aachener Friede (ſ. d. Art.) erfolgte. Die Engländer fingen jetzt an, ſich in die Unruhen der, auf mancherlei Art entzweiten, indiſchen Stämme zu miſchen. Das von Carnatik abhängige Fürſtenthum Tanjore bot ihnen im J. 1749 die ſchicklichſte Gelegenheit zur Ausübung ihrer längſt gehegten Grundſätze dar. Das rechtmäßige Oberhaupt dieſes Fürſtenthums war von ſeinen Anverwandten des Thrones beraubt worden, und flehte die Engländer unter großen Verſprechungen um Beiſtand zur Wiedereroberung der entriſſenen Ländereien an. Dieſe ſchickten ſich zur Hülfe an, und bei der Belagerung der tanjoriſchen Feſtung Devicotta war es der Fähndrich Clive, welcher, durch mehrere Stürme, an der Spitze einer Schaar Freiwilliger, die Uebergabe dieſes feſten Platzes herbeiführte. Nach der Beſitznahme der Feſtung ſah ſich der Raja zur Abſchließung eines Friedens genöthigt, mittelſt deſſen der entfernte Fürſt eine anſehnliche Entſchädigung, und die Engländer anſtatt Mühevergeltung einen beträchtlichen Strich Landes empfingen. Clive wurde für ſeine Dienſte mit der Stelle eines Kriegszahlmeiſters belohnt, welche ein ſchönes Einkommen abwarf. Neue Fehden,

welche 1750 in Carnatik ausbrachen, weil Düpleix einen Abenteuerer gegen den Nabob unterſtützte, beſtimmten die Engländer, ſich für die Sache des rechtmäßigen Regenten zu erklären; und da dieſer ſeine Hauptſtadt hatte verlaſſen, und ſich in die Feſtung Tritchinapoli hatte werfen müſſen, ſo ſchlug Clive mit 200 Europäern und 300 Seapois alle Angriffe der Franzoſen ab, und zwang ſie nach einer ſiebenwöchentlichen Belagerung zum Abzuge. Durch mehrere glückliche Gefechte gegen einen weit mächtigern Feind gelang es ihm, das bedrängte Tritchinapoli zu entſetzen, und den Nabob, nach erfolgter Niederlage ſeines Gegners, in ſeine vorigen Rechte wieder einzuſetzen. Zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit machte er 1753 eine Reiſe nach ſeinem Vaterlande, wo er mit der ſeinem Verdienſte gebührenden Auszeichnung aufgenommen, und zum Commandanten von St. David ernannt wurde. 1755 ging er in dieſer Eigenſchaft abermals nach Indien. Die Präſidentſchaft Bombay trug ihm die Züchtigung des berüchtigten Corſaren Canagin Angria auf, welcher ſich in die Feſtung Gheria geworfen, und von da aus noch immer die Meereswege unſicher machte. Clive griff dieſes Raubneſt von der Landſeite an, während es von ſeiner Flotte von der Seeſeite beſchoſſen wurde; er nahm es, und legte es in Aſche. 1756 traf er an dem eigentlichen Orte ſeiner Beſtimmung, St. David, ein, und ſah 1757 in Bengalen größern Unternehmungen entgegen. In Calcutta hatten die Engländer mehrere Niederlaſſungen. Der damalige Nabob Suraja Dowla, äußerſt mürriſch und geizig, ſah nur mit geheimem Verdruſſe den zunehmenden Reichthum der brittiſchen Colonien, und lauerte auf eine Gelegenheit, ſeine Habſucht an engl. Eigenthum zu ſättigen. Als nun die Engländer einen reichen Indier gegen ſeine Gewaltthätigkeiten in Schutz nahmen, und die Schanzen um Calcutta in einen brauchbaren Zuſtand ſetzen ließen, welches Dowla für einen Eingriff in ſeine Souveränitätsrechte erklärte, ſo überfiel er 1757 die engliſchen Factoreien, plünderte und verbrannte ſie. Von der Präſidentſchaft zu Madras wurde Clive der Auftrag, an der Spitze eines Heeres von 1900 Mann, und in der Begleitung einer Flotte, dieſen grauſamen Frevel zu beſtrafen. Er erſchien in Bengalen, trat den 15. Dez. 1757 an's Land, und im Jan. 1758 war Calcutta wieder in den Händen der Engländer. Auf dieſe Nachricht ſetzte ſich Nabob mit 50.000 Kriegern und einem großen Artillerie-Corps Clive entgegen, und brachte durch ſeine gewandte Stellung unſern Kriegsoberſten in eine bedenkliche Lage. In der Furcht, abgeſchnitten und eine Beute der Mehrzahl zu werden, knüpfte Clive Friedensunterhandlungen an, welche aber ohne Reſultat blieben. Nur ein nächtlicher Sturm aufs Hauptquartier, welcher ihm das Geſchütz in die Hände ſpielen mußte, konnte ihn retten. Obgleich dieſer wohl eingeleitete Angriff durch die Vorwachen vereitelt wurde, ſo hatte er doch die Folgen, daß die Friedensunterhandlungen von Neuem angeknüpft wurden, und Suraja Dowla ſich zum Schadenerſatze und zur Einräumung aller vorigen Freiheiten verſtand. Mittlerweile hatte man die Nachricht von dem Kriegsausbruche zwiſchen Frankreich und England erhalten, und Clive war dieſe Botſchaft willkommen, um einen Vorwand zu haben, den Franzoſen ihre Beſitzungen zu entreißen. Auf die Anfrage bei Nabob, ob er die franz. Feſtung Chandernagor angreifen dürfe, willigte dieſer unter dem Scheine von Billigung ein, unterſtützte jedoch die Franzoſen mit Geld, befahl ſeinen Heerführern, mit ihren Truppen die Feſtung zu decken, und ließ dem Oberſten Clive alle Feindſeligkeiten unterſagen. Deſſenungeachtet gelang ihm die Eroberung von Chandernagor. Nabobs Befehle waren übertreten; dies ließ vermuthen, daß der erzürnte Fürſt auf Rache denken, und mit einem größern Heere, als vorhin, über die Britten hereinbrechen würde. Die Engländer ſuchten ſich dagegen zu ſchützen, in-

dem ſie ſich mit den Großen des Reichs verbanden, einen ſeiner vornehmſten Heerführer, Mir Jaffier, in ihr Intereſſe zogen, und ihn zum Nachfolger beſtimmten. Suraja Dowla ſtand mit ſeinem Heere bei Plaſſey in der Nähe ſeiner Hauptſtadt; hier ſollte ihn Clive angreifen, und Mir Jaffier während des Gefechts mit ſeiner Mannſchaft zu ihm übergehen. Auf ſeinem Zuge nach Plaſſey erhielt er die Nachricht, daß Nabob alle Schritte Mir Jaffier's genau beobachten laſſe, und daß es ſehr gewagt ſey, mit 3100 Mann ein Heer von 50.000 anzugreifen. Trotz dem, daß ein zuſammengetretener Kriegsrath für den Rückzug ſtimmte, drang Clive bis Plaſſey vor, ließ in der Nacht das feindliche Lager beſchießen, und zwang durch eine anhaltende Canonade Nabob, ſeine Stellung zu verlaſſen. Mir Jaffier vereinigte ſich hierauf mit den Engländern, eroberte mit ihnen das Lager, und nahm die Reſidenz ein. Clive verfolgte die Flüchtlinge, und Nabob kam auf der Flucht um. Dieſes in der Folge für die Engländer ſo wichtige Gefecht wurde am 26ſten Jan. 1757 geliefert. 1758 erhielt er, durch die Vermittelung des durch ihn zur Würde eines Nabobs erhobenen Mir Jaffiers, vom Kaiſer von Delhi den Titel eines indiſchen Omra oder Edlen, mit dem Beinamen Sabed, Sieg, glücklicher Krieger, und ein Lehen, das ihm eine jährliche Rente von 30.000 Pfund Sterlinge abwarf. Nach hergeſtellter Ruhe in Bengalen reiſ'te er 1760 nach England ab, wo er von dem Könige mit der Würde eines Lords und dem Titel eines Barons von Plaſſey beehrt wurde. Neue Unruhen in Indien erheiſchten ſeine Gegenwart von Neuem, und ſo wurde er 1764 abermals als Gouverneur an den Ganges geſandt. Der Krieg, in welchem damals Calcutta mit dem Kaiſer von Delhi verwickelt war, wurde bei der Ankunft Clive's außerhalb der Gränzen geführt, und Schach Allum hatte ſich unter die Aegide der Engländer geflüchtet, welcher unter dem Beiſtande der Britten die nördlichen Länder Hindoſtans erobern wollte. Clive beſeitigte alle Streitigkeiten, ſetzte den entthronten Nabob Auhd in ſeine vorigen Rechte wieder ein, und benutzte die Gegenwart jenes Schach, ſich die Herrſchaft über Bengalen, Bahar, Oriſſa und die nördlichen Circers zuſichern zu laſſen, in Folge deſſen die oſtindiſche Compagnie zu einer kaum glaublichen Größe anwuchs. Nach Beendigung dieſer Sendung, und nach Abſtellung mehrerer, die Landeseinſaſſen empörenden, Mißbräuche kehrte er 1767 wieder nach London zurück. Während ſeines Aufenthalts in Bengalen hatte er ſich das Verdienſt erworben, die anfangs ärmliche Claſſe von Kaufleuten über ihre Unterdrücker erhoben, ihre zerſtörten Faktoreien auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, und ſie zu Beherrſchern eines Reichs gemacht zu haben, deren Territorial-Einkünfte die Summe von 3 Mill. Pf. Sterling erſtiegen, und deren Beſitzungen von 15 Millionen Menſchen bevölkert waren. Sein König erhob ihn daher 1769 zum Ritter des Hoſenbandordens, und trotz ſeines namenloſen Verdienſtes um die engliſche Nation war dieſe dennoch undankbar genug, in einer Anklageakte gegen ihn aufzutreten, und ihn des unrechtmäßigen Erwerbs ſeines Vermögens und mancher Bedrückungen als Gouverneur über Calcutta zu beſchuldigen. Allein mit großer Freimüthigkeit vertheidigte ſich Clive vor dem Parlamente, und die Repräſentanten der brittiſchen Nation ſprachen ihn aller Beſchuldigungen los. Zur Beſchwichtigung der Unruhen ſollte ihm beim Ausbruche der nordamerikaniſchen Empörung der Oberbefehl übertragen werden, aber aus Rückſicht auf ſeine abnehmende Geſundheit wies er dieſen ehrenvollen Antrag von ſich ab. Noch nicht ganz 50 Jahre alt, endete er ſein Leben, in einem Anfalle von Schwermuth, am 22. Nov. 1774 durch Selbſtmord.

Clodius (Chriſtian Auguſt), wurde 1738 zu Annaberg geboren, wo ſein Vater Rektor der lateiniſchen Schule war. In ſeinem zehnten Jahre machten

Virgil und Homer die Lieblingslektüre unſers Knaben aus; 1756 betrat er die Hochſchule zu Leipzig, und wählte außer andern das Fach der Theologie zum Gegenſtande ſeiner Befliſſenheit. Zwei Jahre hatte er in den Hörſälen der Wiſſenſchaften verweilt, als ihn eine Krankheit zur Rückkehr ins väterliche Haus nöthigte. Um dieſe Zeit trat er in Verbindung mit dem Dichter Kleiſt, welcher als preußiſcher Major daſelbſt im Winterquartiere ſtand. Kleiſt bemerkte die Wißbegierde, das Talent und die feurige Einbildungskraft unſers Jünglings, ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft, machte ihn zu ſeinem Gefährten, und entzündete in ihm die Flamme der Dichtkunſt. Wieder in Leipzig angelangt, wurde Gellert ſein Freund, der ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften hinlenkte. 1759 hielt er als Magiſter öffentliche Vorleſungen, und in ſeinem 22. Jahre beſtieg er den Lehrſtuhl als außerordentlicher Profeſſor. 1764 empfing er die Würde eines ordentlichen Profeſſors in der Philoſophie, und eröffnete ſeine Laufbahn als Schriftſteller mit ſeinen Verſuchen über die Literatur und Moral. Als Dichter verſuchte er ſich in ſeinem Medon oder die Rache des Weiſen, im Patriot, ein Vorſpiel, und in a. m., die er damals für das Kochiſche Theater in Leipzig verfaßte. 1771 wurde er Collegiat des großen Fürſtencollegiums, und verheirathete ſich noch in demſelben Jahre mit Julie Stölzel. Als Pädagoge machte er ſich um die Univerſität Leipzig dadurch verdient, daß er in ſeinem Hauſe eine Penſionsanſtalt gründete, welche eine große Anzahl Zöglinge umfaßte. 1778 wurde er Docent der Logik, und 1782 Profeſſor der Poeſie. Seine im Jahr 1780 in vier Bänden herausgegebenen vermiſchten Schriften wollte er durch ſeine 1784 angefangene Monatsſchrift Odeum fortſetzen, als er an deren Vollendung durch den Tod am 30. November 1784 verhindert wurde. Weder als Dichter noch als Proſaiſt können wir ihn in die Zahl der Claſſiker aufnehmen, obwohl er als angenehmer und nützlicher Schriftſteller eine vergnügliche Lektüre gewährt. Seine Werke zeugen von einem biedern Herzen, einem lebhaften Gefühle, aber von einer ſchwulſtigen Einbildungskraft. Die Gabe, verborgene Schönheiten der Claſſiker des Alterthums zu bemerken, und geſchickt zu benutzen, ertheilt ihm den Rang eines gelehrten Humaniſten.

Clootz (Joh. Baptiſt du Val-de-Grace, Baron de), ſeit der Revolution unter dem Namen Anacharſis Clootz bekannt, war den 24. Jun. 1755 zu Cleve geboren. Schon in ſeiner früheſten Jugend zeigte er eine excentriſche Phantaſie und einen Hang zum Ungewöhnlichen; das Uebergewicht ſeiner Sinnlichkeit über die Vernunft machte ſeine moraliſche Perſon ganz zum Spielballe der frivolſten Willkühr. Im Beſitze eines großen Vermögens, reiſte er nach England, wo er mit Burke, dem damaligen Hauptwortführer der Oppoſitionspartei, in Verbindung trat. Nach Frankreich durch die Grundſätze der Revolution, welche ſeiner brennenden Einbildungskraft und ſeiner ausſchweifenden Liebe zur Freiheit ſchmeichelten, zurückberufen, änderte er ſeinen urſprünglichen Zunamen, und nahm den des alten Philoſophen Anacharſis an. Auch legte er den Baronentitel ab, und nannte ſich den Sprecher des Menſchengeſchlechts. Dieſe letztere Benennung rechtfertigte er dadurch, daß er am 17. Juni 1790 vor der Nationalverſammlung an der Spitze einer zahlreichen Maskerade erſchien, welche ſich l'Ambassade du genre humain nannte, und dieſen Convent auffoderte, die revolutionären Grundſätze in alle Welttheile zu verpflanzen. Aus ſeinen eigenen Mitteln bot er 12.000 Liv. dar, den Königen den Krieg anzukündigen; machte ſich anheiſchig, eine preußiſche Legion unter dem Namen der vandaliſchen zu errichten; foderte, daß man einen Preis auf das Haupt des Königs von Preußen ſetzen ſollte, und konnte Ankarſtröm, den Mörder des Königs von Schweden, mit Lobeserhebungen nicht genug rühmen. Seine Rede, worin er

dem Volke für das franzöſiſche Bürgerrecht dankte, ſchloß er mit folgender Phraſe: „Carl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben; die Köpfe der Philoſophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt euch nichts übrig, als Preiſe auf die Köpfe der Tyrannen zu ſetzen.“ Zum Mitgliede des Convents ernannt, erklärte ſich dieſes politiſche Ungeheuer für einen Feind von Jeſu, und ſchrieb eine Broſchüre, unter dem Titel: Univerſal-Republik, worin er die verderblichſten Grundſätze predigte. Für den Tod des unglücklichen Ludwig XVI ſtimmte dieſer Fanatiker „im Namen des Menſchengeſchlechts.“ Durch ſeine Verbindung mit England wurde er endlich Robespierren verdächtig, eingekerkert, und am 24. März 1794 hingerichtet. Ohne ſeinen Ideen zu entſagen, ging er mit Feſtigkeit dem Tode entgegen. Während er mit Herbert dem Blutgerüſte entgegenſchritt, und ihn dieſer ermahnte, ſein Herz den Wohlthaten der Religion aufzuſchließen, predigte er dieſem die Grundſätze des Materialismus, und verlangte, daß ſein Kopf zuletzt unter dem Henkerbeile falle, um während der Hinrichtung ſeiner Mitgenoſſen „noch gewiſſe Grundſätze feſtzuſtellen.“ Man hat noch mehrere Schriften von ihm, unter welchen ſeine Kritik des Chriſtenthums (Preuves du Mahométisme) die merkwürdigſte iſt.

Clotho, ſ. Parzen.

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore), eine begeiſterte Sängerin des 15ten Jahrh., wurde 1405 auf dem reizenden Schloſſe Vallon an der Ardeche, in der Provinz Languedoc geboren. Ein vorherrſchender Sinn für die Schönheiten der Natur und eine fruchtbare Phantaſie zeichnete dieſes Mädchen ſchon in frühſter Jugend aus. Mit der Lektüre der italiſchen Claſſiker vertraut, überſetzte ſie ſchon in ihrem elften Jahre ein Gedicht Petrarca's, das die Verwunderung aller ihrer Freunde auf ſich zog. Gefällig, zuvorkommend, artig und anziehend in Geſellſchaften, wußte ſie ſich durch den Anſtand ihrer Benehmungsweiſe den Zutritt zu den Cirkeln der beliebteſten Dichterinnen ihrer Zeit, einer Tullia von Royan, Roſe von Beaupuy, Luiſe von Effial ꝛc. zu eröffnen, in deren lehrreicher Umgebung das Talent unſrer angehenden Sängerin eine vortreffliche Bildung erhielt. An Jean du Sault empfing ſie einen wiſſenſchaftlich gebildeten Lehrer, der ſie mit den Regeln der Dichtkunſt bekannt machte, und ſie in poetiſchen Verſuchen übte. Zärtliche Neigung vermählte ſie mit dem liebenswürdigen Ritter Berenger de Surville (1421), der ſich aber bald wieder aus ihren Armen loswinden, und dem Rufe des Dauphins Carl VII. nach Puy-en-Velay folgen mußte. Aufgeregt durch dieſe Trennung von dem Kleinode ihres Herzens, legte ſie ihre Gefühle in jene vortreffliche Heroide nieder, die noch jetzt die Krone ihrer dichteriſchen Produkte genannt zu werden verdient. Sieben Jahre war ſie durch die zärtlichſten Bande an ihren Gemahl geknüpft, als dieſelben durch den Tod ihres Gatten, welcher vor Orleans glorreich ſein Leben verlor, aufgelöſt wurden. Dieſer unverhoffte Trauerfall erſchütterte ihre ganze Seele, und hemmte ihren dichteriſchen Aufflug in merklichem Grade. Von nun an überſah und verbeſſerte ſie bloß ihre älteren Gedichte, und widmete den größten Theil ihrer Tage der Bildung angehender Dichterinnen. Namentlich zeichnete ſich unter dieſen Sophie de Lyonna und Julie de Vivarez aus. Als dieſe aber, durch unglückliche Liebesereigniſſe verwundet, den Schleier ergriffen, würde auch ſie ihr Leben hinter düſtren Kloſtermauern vertrauert haben, wenn ſie nicht durch ihr gefeiertes Gedicht auf Philipp den Guten die Aufmerkſamkeit Margarethen's, der Gemahlin des Dauphins Ludwig, auf ſich gezogen hätte, von welcher ſie mit einer Krone von künſtlichem Lorbeer mit ſilbernen Blättern und von zwölf goldnen Blumen umkränzt beſchenkt wurde. Durch dieſe ehrenvolle Anerkennung

ihres Verdienſtes und durch die Einladung, an Hof zu kommen, welche ſie aber nicht annahm, wurde bei ihr die Liebe zum thatenfrohen Leben wieder erweckt. Das Gedicht auf den Triumph Carls VIII. war ihr Schwanengeſang; denn 1496 ſtarb ſie. Ihre Gedichte, welche an Zartſinn, Innigkeit, Eleganz und Gemüthlichkeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichten, wurden durch einen ihrer Anverwandten 1782 der Vergeſſenheit entriſſen. Seine 1791 erfolgte Auswanderung nöthigte ihn die Urſchrift von Clotildens poetiſchen Erzeugniſſen zurückzulaſſen, und ſie wurde nebſt mehreren andern wichtigen Familiendokumenten ein Raub der Flamme. Ob uns gleich mehrere Abſchriften davon durch Vanderbourg bekannt geworden ſind, ſo iſt doch zu bedauern, daß uns die Integrität dieſer Gedichte nicht erhalten wurde.

Cloud, St., ein Flecken und königliches Luſtſchloß, 2 Stunden von Paris auf einer Anhöhe an der Seine gelegen, mit 1300 Einwohnern. Seine Lage iſt reizend, und verdient nebſt dem Parke, die beide von Buonaparte ungemein verſchönert worden ſind, die Aufmerkſamkeit der Fremden. Durch mehr als eine Epoche iſt dieſer Ort in der Geſchichte Frankreichs älterer und neuerer Zeit berühmt. Hier ward Heinrich III. durch den Schwärmer Clement 1589 ermordet. Hier verſammelten ſich die Revolutionsmänner vom 18ten Brumaire, welche die Conſular-Regierung einführten, nachdem ſie das Direktorium mit ihren Bajonetten geſprengt hatten. Hier wurde 1814 am 7ten April das große Hauptquartier der Alliirten aufgeſchlagen, und ein Jahr ſpäter hatte der tapfere Blücher hier das ſeinige. Hier wurde endlich 1815 am 3ten Julius jene Militär-Convention abgeſchloſſen, welche Paris zum zweiten Mal den Alliirten übergab.

Clubb, eine geſchloſſene Geſellſchaft, die ſich zu gewiſſen Tagen an einem beſtimmten Orte, zuweilen auch zu einem beſtimmten Zwecke verſammelt. England gab den Clubbs ihr erſtes Daſeyn, doch war der Zweck derſelben gewöhnlich edel oder wenigſtens vorwurfsfrei. In der Folge bildete die franzöſiſche Revolution auch ihre Clubbs, und in ihnen wurde der Umſturz bisheriger Verfaſſungen gewöhnlich die Lieblingsidee: der Zweck der Clubbs war alſo hier das Gegentheil von jenen der engländiſchen; kein Wunder, wenn nun in Deutſchland, wo ſich dergleichen auch zu bilden begannen, im Jahr 1793 die Clubbs durch ein Reichsgeſetz aufs Strengſte verboten wurden. Als ein Brandmark aller Zeiten nennt die Geſchichte die Jacobiner-Clubbs in Frankreich. (S. Jacobiner.)

Cluniacenſer. Unter manchen Verbeſſerungen, welche der Verfall der Kloſterzucht ſeit dem achten Jahrhundert veranlaßte, war auch die Stiftung der Cluniacenſer, eines neuen Zweigs der Benediktiner, der aus dem im Jahre 910 gegründeten Kloſter Clugny in Burgund hervorging. An die Stelle der bisherigen ſchwankenden Satzungen gaben die Cluniacenſer feſtere Beſtimmungen über mehrere weſentliche Punkte des Benediktusordens, die in ganz Europa Beifall und Nahrung fanden. Unter Richelieu's Begünſtigung vereinigten ſich die Ueberreſte der Cluniacenſer im 17ten Jahrhundert mit den Benediktiner-Congregationen von St. Vannes und St. Maurus, ſ. d. A. Benediktus.

Cluſium, jetzt Chiuſi genannt, ein kleiner Ort in der toskaniſchen Provinz Siena, weſtlich vom See Perugia, in einer ſehr ungeſunden Gegend, am Fluſſe Chiano, mit 200 Einwohnern, und einem unter den Erzbiſchof von Siena gehörigen Biſthum. Hier ward das Heer der Gallier von den Römern unter Claudius Marcellus im J. Roms 244 geſchlagen, als bereits 2 Jahre vorher Oberitalien eine römiſche Provinz geworden war.

Cluytie (die ſchöne). Sie wächſt am Vorgebirge der guten Hoffnung. Mit Recht hat ſie ein Plätzchen in unſern europäiſchen Zimmergärten gefun-

den. Wir beſitzen nichts, als Weibchen von dieſer Gattung, die ſich aber durch die Wurzeln leicht vermehren laſſen. Die Blüthezeit dieſes ſchönen gelblich weiß blühenden Strauches iſt ſehr unbeſtimmt, und findet zu allen Jahreszeiten Statt. Ihre Durchwinterung geſchieht bei 2 bis 8 Grad Wärme.

Clytämneſtra, des Tyndareus, Königs zu Sparta, und der Leda Tochter, Schweſter der Helena, des Caſtor und Pollux, der Timandra und der Philonoe, war an den Tantalus, den Sohn des Thyeſtes, verlobt. Agamemnon tödtete aber ihren Geliebten, und verehlichte ſich mit ihr. Sie gebar ihrem Gemahl die Iphigenia, Elektra und den Oreſtes. Als Agamemnon vor Troja zog, vertraute er ſie dem Schutze eines Barden, welcher über ihre Tugend wachen, und ihr ein angenehmer Geſellſchafter ſeyn ſollte. Allein Aegiſthus fand ſich bei ihr ein, und ſo edel und gut ſie war, erlag ſie ſeinen Schmeicheleien. Jetzt gab ſie ihren Aufſeher den wilden Thieren auf einer öden Inſel Preis, und folgte dem neuen Geliebten in ſeine Heimath. Agamemnon kehrte mittlerweile von Troja zurück, und da er eine andere Gemahlin, Caſſandra, mit ſich führte, wurde er von Aegiſthus und Clytämneſtra bei einem Gaſtgebote getödtet. Schreckliche Gewiſſensbiſſe folterten ſie ob dieſem Morde, und nicht ſelten erſchien ihr im Traume ein Drache mit blutigem Kopfe, und verwandelte ſich in den Agamemnon. Nach einem Orakelſpruche übernahm Oreſtes die Blutrache, und erſtach den Aegiſthus und die Clytämneſtra. — Des Sophokles Tragödie, Clytämneſtra, iſt verloren gegangen.

Cnidus, ſ. Gnidus.

Coadjutor. Nach den Grundſätzen des canoniſchen Rechts kann nur einem Erzbiſchofe, Biſchofe oder Prälaten, der Alters oder anderer wichtigen Urſachen wegen ſeinem Amte nicht mehr vorſtehen kann, ein Gehülfe zugeordnet worden, welcher den Titel Coadjutor führt. Ein ſolcher kann alsdann, vermöge dieſer Würde zugleich der beſtimmte Nachfolger des Prälaten ſeyn, wenn er mit Zuſtimmung des Capitels unter dieſer Bedingung zum Coadjutor gewählt iſt. Schon in der Hälfte des 13ten Jahrhunderts nahm Narciſſus, Biſchof von Jeruſalem, ein Greis von 100 Jahren, den Alexander, der als Biſchof in Cappadocien angeſtellt, aber eben zu dieſer Zeit zu Jeruſalem war, als ſeinen Coadjutor an. Der gelehrte Ruinard (in Act. S. Alexandri) glaubt mit Recht, daß dieſes erſte Beiſpiel das Muſter von den folgenden geworden ſey. Anfangs war man zu ängſtlich, einen Coadjutor anzunehmen, bis der große Auguſtin ſelbſt einen Coadjutor annahm. Verſchiedene Verordnungen, welche in der Zeitfolge von den Päpſten und den Kirchenverſammlungen in Betreff eines zu wählenden Coadjutors feſtgeſetzt worden (Conc. Trid. Sess. 21. cap. 6. de reform.), haben nicht verhüten können, daß oft noch rüſtige und junge Biſchöfe Coadjutoren ſich wählten, und war dieſes nicht der Fall, ſo hatten viele, ſogar ſchon beim Antritte ihres Biſthums, einen Weihbiſchof, dem ſie ihre geiſtlichen Pflichten ganz aufbürdeten, indem ſie ſelbſt nur den zeitlichen Genuß als regierende Fürſten zogen. (S. Weihbiſchof.)

Coalition, die Verbindung, welche das Gleichartige intenſiver Größen zuſammenſetzt. Frankreich gab dem Worte, wie ſo vielen andern, in der Revolution eine eigene Bedeutung, unterſchied es von Allianz, und nannte Coalition ein Bündniß zur Bekämpfung eines beſtimmten Feindes, Allianz hingegen jede enge Verbindung, welche zum Schutze gegen künftige feindſelige Ereigniſſe, mögliche Eingriffe ꝛc. abgeſchloſſen wurde. Der erſtgenannte Bund bezieht ſich daher mehr auf einen wirklichen, der letztere mehr auf einen möglichen, aus mancherlei Rückſichten denkbaren Feind. Die erſte, ſogenannte große Coalition wurde durch die Schreckniſſe der fran=

zöſiſchen Revolution herbeigeführt. Oeſterreich und Preußen verbanden ſich (7. Febr. 1792) zur Aufrechthaltung des deutſchen Reichsſyſtems und zur Bekämpfung des revolutionären Princips gegen Frankreich. In Folge mehrerer unglücklichen Ereigniſſe unterzeichnete der Miniſter der fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth, Fürſt von Hardenberg, mit Barthelemy die unheilbare Spaltung des deutſchen Reichs in zwei einander feindſelige Hälften, die nördliche und ſüdliche, den Separatfrieden zwiſchen der neufränkiſchen Republik und dem Berliner Hofe (5ten April 1795) zu Baſel. Durch dieſe Neutraliſirung des Nordens und die, dem kriegführenden Oeſterreich ſo nachtheilige, Demarcationslinie wurde der Grund zum Sturze des deutſchen Reichs gelegt. 2) die Triple-Allianz zwiſchen den Höfen von Petersburg, Oeſterreich und Großbrittannien am 28. Septbr. 1795, welche am 17. Oktober 1797 zu Campo Formido, bei Udine durch den Definitivfrieden zwiſchen dem Kaiſer Franz und der franzöſiſchen Republik wieder aufgelöſt wurde. Die am 1. Dezbr. 1797 zu Raſtadt zwiſchen Buonaparte, dem Grafen Cobenzl und Baillet-Latour abgeſchloſſene Militärconvention wurde von Oeſterreich wieder vernichtet. Es bildete ſich 4) die Coalition (23. Dezbr. 1798) zwiſchen Rußland, dem ottomanniſchen Reiche und den Britten. Die Grundlage des Friedens zu Lüneville (9. Febr. 1801) mit Oeſterreich; zu Florenz mit dem Königreiche beider Sicilien (28. März 1801); zu Paris mit dem Beherrſcher aller Reuſſen (8. Oktober 1801); mit der Türkei (9. Oktober) und die Friedenstraktate von Amiens mit England (25. März 1802) wurden durch das Intereſſe der Selbſtſucht zerſtört. 5) Es erfolgte am 18. April 1803 von Seiten Großbrittanniens das Kriegsmanifeſt, und zwiſchen England, Rußland, Preußen und Oeſterreich eine Allianz gegen Frankreich. Der Presburger Frieden (26. Dezbr. 1805) trennte aber Oeſterreich, und die Convention von Paris Rußland von dieſer Coalition. 6) Die große, anfangs aus Rußland und Großbrittannien, dann aus Preußen, Oeſterreich ꝛc. beſtehende europäiſche Coalition gegen das franzöſiſche Kaiſerreich, welche den Pariſer Frieden am 31. Mai 1814, ein neues Bündniß durch die Cent jours und den großen Friedensbund zwiſchen Rußland, Oeſterreich, Großbrittannien, Preußen, und durch den Aachner Congreß (1818) auch zwiſchen Frankreich zur Folge hatte.

Cobäe (die klimmende), ein rankiger, krautartiger Strauch mit ſchönen blauen glockenförmigen Blumen von vorzüglicher Größe, die vom Auguſt bis in den Spätherbſt eine Prachtflor in unſern Zimmergärten bilden. Merico iſt ſein Vaterland. Man durchwintert ihn bei 5—10 Grad. Er bedarf übrigens einer etwas feſten Erde, und im Sommer vieler Feuchtigkeit.

Cobenzl (Ludwig Graf von), geboren am 21. Novemb. 1753 zu Brüſſel, ein Sohn des Grafen Johann von Cobenzl, öſterr. bevollmächtigten Miniſters in den Niederlanden, trat in dem neuerworbenen Gallizien und Lodomirien unter ſeinem väterlichen Freunde, dem Staats- und nachherigen Polizeiminiſter, Grafen von Pergen, nebſt ſeinem Vetter, Grafen Philipp Cobenzl, zuerſt in Dienſte. Durch des Fürſten von Kaunitz beſonderes Wohlwollen ausgezeichnet, folgte er dem berühmten Marquis d' Yre als k. k. Geſandter, bald nach der Revolution, der Gefangennehmung der Königin Caroline Mathilde, und der Hinrichtung des unglücklichen Struenſee, nach Copenhagen. 1775 bekleidete er den Geſandtſchaftspoſten bei Friedrich dem Großen, in welcher Eigenſchaft er in Berlin bis zum Ausbruch des baieriſchen Erbfolgekrieges blieb. 1779 ging Cobenzl als Botſchafter an den Petersburger Hof, wurde mit Auszeichnung empfangen, und zu den engen Cirkeln Catharinens gezogen. Alle Verſuche Preußens, den engen Bund zwiſchen Oeſterreich und Rußland zu vernichten, wußte er zu

vereiteln, und behauptete in den wichtigen Angelegenheiten unter Joſeph und Leopold II. einen viel umfaſſenden Wirkungskreis. Beinahe 16 Jahre verweilte er an Catharinens Hofe, und wußte ſich nicht nur als ein gewandter Diplematiker und feiner Hofmann in Vollziehung ſeiner Geſchäftsaufträge die Achtung der Kaiſerin, ſondern auch durch ſeine dichteriſchen Talente die beſondere Zuneigung derſelben zu erwerben. Waren die ernſten Stunden ſeiner Geſchäfte vorüber, ſo verfertigte er theatraliſche Produkte für das kaiſerliche Hoftheater, deren Aufführung die Fürſtin aller Reuſſen jederzeit beiwohnte. In der Folge Liebling der Kaiſerin, hatte er einen ſchweren Standpunkt, ihrem Thronfolger Paul gegenüber zu beſtehen; dennoch behauptete er ſich nicht nur in ſeinem großen Einfluſſe, ſondern wurde ſogar das thätigſte Werkzeug der zweiten Coalition gegen Frankreich, in deren Folge ruſſiſche Heere unter Suwarow und Koſakow nach der Schweiz und Italien überzogen. Am 17. Oktob. 1797 unterzeichnete er den Frieden von Campo Formido, und verwaltete kurze Zeit das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Er ſchloß zu Raſtadt mit Buonaparte die den Frieden von Campo Formido und deſſen geheime Artikel ergänzende Militärconvention ab, und hatte zu Selz, mit dem Exdirektor François de Neufſchateau, mehrere Conferenzen über den Volksauflauf zu Wien, welcher den Geſandten Bernadotte zur Flucht aus dieſer Hauptſtadt genöthigt hatte. Bald darauf eilte Cobenzl wieder nach Petersburg, dem Schauplatze ſeiner frühern Verdienſte (1798), ſchloß am 9. Feb. 1801 den Frieden von Lüneville mit Joſeph Buonaparte ab, ging mit dem Monate September deſſelben Jahres wieder nach Wien, und wurde nach ſeiner Rückkehr zum Staatskanzler und dirigirenden Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am 24. Dezember 1805 foderte und erhielt er ſeine Entlaſſung, und ſtarb zu Wien am 23. Febr. 1809. Mit ſeinem Vetter, dem Johann Philipp Grafen von Cobenzl (geb. 1741, geſt. 1810), welcher unter Joſeph II. und Leopold II. Hof- und Staatsvicekanzler war, und als öſterreichiſcher Geſandter beim Frieden von Lüneville, und als außerordentlicher Mandator in Paris auftrat, erloſch die Linie der Familie Cobenzl.

Cobi, Gobi. Dieſe Hochebene im mittlern Aſien iſt eine ſehr erhabene Scheitelfläche des Gebirges, welches man vom Fluſſe Tola, ja ſchon von der ſelengiskiſchen Gränze her, hinaufreiſet, und von der man nur erſt gegen die chineſiſche Mauer hin wieder hinabſteigt. Mißt man hiernach ihre Erſtrekkung von Nordweſt nach Südoſt, ſo beträgt dies über 150 deutſche Meilen. Sie iſt gleichwohl mit höheren Gebirgen begränzt, vorzüglich an der Nordſeite. Drei Stellen hat hier die Natur, wie zu Verbindungsſtraßen von China und Rußland, ſelbſt offen gelaſſen, mit Bergen eingefaßt, und mit hinreichender Fruchtbarkeit zum Fortkommen des Menſchen verſehen. Die eine gegen den 24ſten Breitengrad W. N. W. von Peking. Die zweite gegen den 38ſten Br. Gr. unweit der Gränzen von Tibet; die dritte gegen den 35ſten Br. Gr. in Weſten der Provinz Chtenſi. Der Boden dieſer hohen Region beſteht aus grobem Sande und kleinen Kieſeln (dem Anſchein nach verwittertem Granit), worunter ſich mehrere Arten edler und farbiger Steine finden. Hin und wieder finden ſich bei guter Jahreszeit grasreiche Stellen, wo die Mongolen Weide für ihr Vieh ſuchen. Der größte Theil iſt völlig kahl, ohne Baum oder Geſträuch. Hin und wieder erheben ſich die Wüſten zu einer anſehnlichen Höhe. Verbiſt giebt das höchſte Gebirge dieſer Tatarei, welche er auf Befehl des Kaiſers Kanghi maß, auf 3000 Schritt über der Meeresfläche an. Wahrſcheinlich iſt dies von den Gebirgsketten zu verſtehen, denn zu der obern großen, flachen Erhabenheit reiſet man unmerklich hinan; und man findet dort zuweilen Quellen, die ſich jedoch ſogleich wieder in die Erde verlieren; weder nord- noch ſüdwärts zieht ſich von dieſer Fläche fließen-

des Waſſer hinab. In der ganzen Steppe ſind an dem Wege der Caravanen von Rußland nach China in gehörigen Diſtanzen mit Steinen ausgeſetzte Brunnen, in welchen das Waſſer kaum anderthalb Faden unter der Oberfläche ſteht. Salz- oder Bitterſeen, die von fern ein rothes Anſehen zu haben ſcheinen, giebt es auf dieſer Steppe hin und wieder, einige wohl auf eine Werſt groß. Vielleicht iſt hierher dasjenige zu rechnen, was Verbieſt von dem hieſigen Salpeter ſagt. Dieſes Salz, welches er außer der hohen Lage für die Haupturſache der Kälte der Cobi anſieht, ſoll ſich hier, etwa 4 Fuß unter der Erde in großen Tafeln oder Schiefern finden. Flugſand ſieht man nirgend. Die Ziege Dſeren (Kropfgazelle), und das wilde Pferd, Dſhiggetai, ziehen in dieſer Wüſte heerdenweiſe umher; ſein Fleiſch gilt für die größte Leckerei. Die einzige Feuerung iſt hier trockner Miſt. Von der Cobi kommt man an ein abſchüſſiges, aus der Steppe kaum merkliches Gebirge, durch welches man wohl 15 Werſte abwärts gegen die große chineſiſche Mauer reiſet. Auf dieſem ungeheuern öden Erdbuckel und deſſen höheren Einfaſſungen zeigen ſich dann merkwürdige Phänomene, ſowohl für das Thierreich, als zugleich für die Geſchichte des Menſchen ſelbſt. Hier iſt der merkwürdige, einzige Fleck unſerer Erde, woſelbſt faſt alle unſere Hausthiere noch im wilden Zuſtande zuſammen treffen. Hier lernte ſchon vor 200 Jahren der Miſſionär Gerbillon, bei ſeinen Reiſen in der großen Tatarei, den wilden Mauleſel, ein ſchönes kraftvolles Thier kennen, und Meſſerſchmidt gab uns darüber (1720) genauere Nachricht. Das Kameel (das zweibuckelichte) iſt dann gleichfalls auf dieſem Tafelgebirge Aſiens einheimiſch. Schon die ältern chineſiſchen Aerzte bezeugen, es gäbe wilde Kameele in den mitternächtlichen Gränzen von China, die dem gelben Fluſſe, dem Hoang-ho, abwärts lägen; alſo in der hohen Tatarei; auch ſetzt der Kaiſer Kien-long gleichfalls das Kameel ſeines Vaterlandes unter die Thiere der Wälder. Neuere bucharische Reiſende beſtätigen das Daſeyn wilder Kameele im hohen Aſien. Dieſe Länder hegen aber auch wilde Ochſen; wenigſtens finden ſich mehr, als eine Art derſelben in den hohen Umgebungen der Cobi, in den Gebirgen Tibets und den, als Kette zu Indoſtan hinlaufenden Bergen des Muſtags. Der großhörnige Arno und der Yak oder der Büffel mit dem Pferdeſchweife geben hievon redende Beweiſe. Ja ſelbſt das für die Eiszone ſo unſchätzbare Rennthier iſt einem Seitenzweige des großen, unſern Erdbuckel in Norden einfaſſenden Gebirges, nicht fremd. In dem Lande der öſtlichen Mantſcheou-Tataren, unweit des Fluſſes Tſchiriki, der ſich in den großen Amur (Saghalien Oula) von Nordoſten her ergießt, alſo im chineſiſchen Daurien (etwa zwiſchen 52-54 Br.) finden ſich die Orchons-Tataren, und dieſe bedienen ſich des Rennthiers, wie die Tunguſen, zur Schlittenfahrt. An wilden jagdbaren Thieren hat das hohe Aſien daneben großen Ueberfluß. Das Elenthier, Hantahan, dient dort zur Jagd der tatariſchen Fürſten, und unſern Hirſch, nebſt andern ihm verwandten Thierarten, nennt der Kaiſer Kien-long in der Beſchreibung ſeines Vaterlandes, wie auch das Moſchusthier; ferner zweierlei Bären und Wölfe, den Fuchs, den Leoparden und den Tieger. Andere Nachrichten nennen gleichfalls den Luchs. Von kleinern Thieren führt er an den Springhaſen, die Gerboa, den geöhrten Igel, den Suslic, das Murmelthier, mehrere zum Theil Erdratten, hierunter der Erdbär, den Zobel und den Polatuche, das fliegende Eichhorn und das geſtreifte, welches in Daurien ganze Magazine von Pinien-Zapfen ſammlet, auch verſchiedene Wieſelarten, Kourene, ſtets mit den Mäuſen im Kriege. Unter den vielen vorzüglichen Vögeln dieſes Landes zeichnet ſich beſonders der ſeltene, prächtige Argus oder Luen aus. Er iſt, wie der kleinere Routoueou, der Faſan der nördlichen Sandwüſte, vom ſchönſten Geſchmack. Beide dienen zum Tribut an den Kaiſer und zur Jagd. Den großen Bartgeier, bei den Mongolen Jollo, fand Sievers in Dauriens Gebirgen. Kien-

long nennt viele Tamin oder Falkenarten, worunter der Berkut und mehrere, zur Jagd abgerichtet werden. Hierunter iſt der Sohunkon beſonders berühmt, der, wenn gleich nur von Körper klein, dennoch den größten Vögeln mit beſtem Erfolg den Krieg macht.

Coblenz, Confluentia, auch Koblenz, eine Stadt am Rhein, gegenwärtig Hauptort des Regierungsbezirks gleiches Namens, Sitz des Ober-Präſidiums und des General-Kommandos. Vormals war ſie die Reſidenz des Churfürſten von Trier, und unter franzöſiſcher Regierung der Hauptort des Rhein- und Moſel-Departements. Ihre Lage am Zuſammenfluß des Rheins und der Moſel iſt eine der bequemſten für den Handel, und die Gegend eine der ſchönſten am ganzen Rheinſtrome. Schon die Treviter hatten ſich hier wahrſcheinlich angeſiedelt, Druſus bauete hier ein Kaſtell (Castellum Confluentinum), nachher kam es unter König Chlodowich an die Franken, und im J. 921 unter Kaiſer Heinrich I. an Deutſchland. 1018 ſchenkte es Kaiſer Heinrich II. dem Erzbiſchofe Poppo von Trier. — 1249 bis 1259 ließ Erzbiſchof Arnold II. die ſonſt offene Stadt mit Mauern umgeben, und bauete auch, trotz dem lebhafteſten Widerſtande der Bürger, eine Burg an die Moſel. Erzbiſchof Balduin aus dem Hauſe Luxemburg ließ in der Stadt mehrere Gebäude aufführen, vergrößerte ſie anſehnlich, und erbauete 1340 bis 44 die ſteinerne Brücke über die Moſel (ſ. Art. Balduin). 1611 ließ Erzbiſchof Lothar die Stadt ſtärker befeſtigen, 1638 wurde es von den Schweden faſt zum dritten Theil eingeäſchert, bei welchem Bombardement auch das jenſeits der Moſel gelegene Lützel oder Klein-Coblenz gänzlich verſchwand. 1794 kam die Stadt an Frankreich. 1814 fand hier der Rheinübergang der Alliirten Statt, und 1815 kam ſie unter preußiſche Herrſchaft. Mit jedem Jahr nimmt Coblenz an Schönheit und Größe, ſo wie an Bevölkerung zu; jetzt zählt es 1060 bis 1070 Häuſer und 12.600 Einwohner, ohne Militär und Fremde. Der Handel beſteht vorzüglich in Wein, der, ſeitdem wenig franzöſiſche und Rheinweine wegen des ſtarken Eingangszolles mehr eingehen, anſehnlich zugenommen, und beſonders ſtarken Abſatz nach den alten preußiſchen Provinzen gefunden hat. Die Lebhaftigkeit der Stadt iſt größer, als in irgend einem frühern Verhältniſſe (wenn man die zur Zeit der franzöſiſchen Revolution eingetretene Emigrantenzeit ausnimmt), durch die Beamten der Regierung, des Land- und Handelsgerichts, des Juſtizſenats der rechten Rheinſeite, des Conſiſtoriums, des Collegii-Medici für die ſämmtlichen Rheinprovinzen, ſo wie durch eine ziemlich bedeutende Garniſon, die jetzt jedoch faſt ganz auf den äußern Forts einkaſernirt iſt. Im Ganzen iſt Coblenz ſehr gut gebaut, hat gerade breite Hauptſtraßen mit ſchönen meiſtentheils 3 bis 4 ſtöckigen Häuſern, die faſt ſämmtlich einen ſehr freundlichen Anſtrich haben, und einige eben ſo freundliche Plätze. Die Hauptgebäude ſind: 1) das vom Churfürſten Clemens Wenzeslaus erbaute neue Schloß (ſ. Art. Clemens Wenzeslaus), welches unter franzöſiſcher Zeit zum Hoſpital, ſpäterhin zum Magazin diente, und jetzt neuerdings zum Juſtizgebäude umgeſchaffen wurde, und in dem jetzt ein herrlicher Aſſiſenſaal erbauet wird; in der einen Seite des Schloſſes befindet ſich noch die ſehr gut erhaltene Schloßkapelle, wo die Gemälde von Zick ſehenswerth ſind; vor demſelben iſt der große Exerzier- und Paradeplatz, auf beiden Seiten mit Reihen von Linden eingefaßt, auch wird jetzt die in gerader Linie nach dem neuen Löhrthor zugehende Straße neu angelegt und chauſſirt. 2) Das Schauſpielhaus, erbaut 1788, mit der Inſchrift: Musis, moribus et publicae laetitiae, dem gegenüber auf dem Clemensplatz der Bauhof liegt, und wo ſich der pyramidenförmige Brunnen mit der Inſchrift: Clemens Wenzeslaus Elector Vicinis suis 1791 befindet, an demſelben Platz liegt auch die Poſthalterei oder der Trierſchehof und das Poſthaus. 3) Das Kommandanten-Gebäude,

ehemals ruſſiſch Elziſche Haus oben am Mainzerthor. 4) Das Gebäude des General=Kommandos, ehemals der fürſtlich Layeſche Hof am Kaſterhof. 5) Das Regierungs=Gebäude, vorhin das Dikaſterial=Gebäude, vom Churfürſten Franz Ludwig 1723 erbauet. 6) Das ehemalige Schöffen= jetzt Kaufhaus, in deſſen obern Stock die daſige Freimaurer=Loge: Friedrich Wilhelm zur Vaterlandsliebe, ihr Lokal hat, und neben demſelben der ehemals Börresheimer=Hof, jetzt dem Grafen Renneſſe von Breitbach zugehörig, am Florinsmarkt. Vor der Säkulariſation zählte Coblenz zwei Collegiatſtifte, zwei Pfarrkirchen, die Jeſuitenkirche nebſt dem Collegium, in welchem ſich jetzt das Gymnaſium befindet, das bisher dort auch beſtandene Schullehrer=Seminarium iſt nach Brühl bei Cöln verlegt worden, vier Mönchs= und drei Nonnen=Klöſter, nebſt dem am Einfluß der Moſel und dem Rhein gelegenen deutſchen Ordenshaus, welches jetzt zum Magazin dient. Die bedeutenſten unter den Kirchen ſind: 1) die St. Kaſtor=Kirche, erbaut 863 vom Erzbiſchof Hatto, mit mehreren trefflichen Gemälden von Zick, und merkwürdigen Grabmälern; 2) die Kirche zu unſerer lieben Frauen, (die Zeit ihrer Erbauung kommt ſchon 1132 in Urkunden vor) ebenfalls mit guten Zickſchen Gemälden verſehen; 3) die St. Florinskirche, die älteſte nach der St. Kaſtorkirche. (Man ſchreibt ihre Erbauung einer gewiſſen Mechtild zu, und ſchon 956 iſt von ihr die Rede.) Im J. 1820 hat ſie der König zur evangel. Gemeinde= und Garniſonkirche beſtimmt, und ganz neu und in ſchönem gothiſchen Style ausbauen laſſen, ſo daß wohl am ganzen Rhein ſich kein ähnlicher Tempel finden möchte; 4) die ſchon oben erwähnte Jeſuitenkirche, das ehemalige Dominikanerkloſter mit einer herrlichen Ausſicht, an der Moſel gelegen, diente bisher zur Kaſerne, und wird jetzt zum Militär=Hoſpital eingerichtet, da inzwiſchen das bisherige Bürger=Hoſpital, das ehemalige Franziskanerkloſter in der Kaſtorgaſſe, zum Waiſenhaus eingerichtet wird. Das 1659 bis 1673 unter Churfürſt Caſpar von der Layen erbaute Karmeliterkloſter iſt ſchon unter franzöſiſcher Zeit zum Gefangenhaus umgeändert worden, und dient noch dazu. Die öffentlichen Plätze ſind, außer dem ſchon genannten Florinsmarkte, der Platz vor dem Schloſſe, der Clemens=Platz (noch der kleine Paradenplatz mit in der Stadt, der Platz an der St. Kaſtorkirche, merkwürdig durch den auf demſelben vom letzten franz. Präfekten, Julius Doazan, erbaueten Brunnen, mit der Inſchrift: MDCCCXII. mémorable par la Campagne contre les Russes sous la Praefecture de Jules Doazan, welcher Inſchrift der ruſſiſche Kommandant, Graf St. Prieſt, folgende lakoniſche Worte unterſetzen ließ: Vu et approvè par nous Commandant Russe de la ville de Coblenz le 1. Janvier 1814), dann die Plaine, an welcher die Hauptwache und das Rathhaus ſtehen, und der Jeſuitenplatz. Außer einigen Tabaksfabriken und Färbereien, hat Coblenz nur noch die ſchon oben erwähnte Blechlakierfabrik, ſie beſchäftigt jetzt noch viele Arbeiter, und errang einſt unter franzöſiſcher Regierung den Preis; auch kann ſie ſich jetzt wohl noch mit der Stobwaſſerſchen meſſen. Oeffentliche Sammlungen giebt es hier nicht, dagegen ſind die Privatſammlungen des Hrn. Grafen Renneſſe, des Hrn. Dietz, das Münzkabinet des Hrn. Kalkulator Bohl, u. A. nicht unbedeutend. Das, was Coblenz jetzt jedoch am Wichtigſten macht, ſind die neuangelegten Feſtungswerke, theils um die Stadt ſelbſt, theils auf den ſie umgebenden Anhöhen. Die ehemaligen Werke von Coblenz wurden theils ſchon in frühern Jahren, jedoch beſonders zuletzt bei Anlegung der Neuſtadt, geſchleift. Die dicht um die Stadt neu angelegten Werke beſtehen aus einem Hauptwall mit mehrern Baſtionen, zwei Haupt= und drei Nebenthoren, und ſind bis auf einen kleinen Theil ganz fertig; das Glacis wird einſt den ſchönſten engliſchen Garten um

Digitized by Google

Coblenz darbieten. Unter den äußeren, auf dem linken Rheinufer gegelegenen Werken iſt das Hauptwerk die ehemalige Karthauſe, ungefähr eine halbe Stunde von Coblenz vor dem Löhrthor gelegen. Das Fort erhebt ſich oberhalb dem ehemaligen Karthäuſerkloſter, auf dem ſogenannten Beatusberg gelegen, der jetzt auch in ein ſtarkes Fort verwandelt wird; der Grundſtein dazu wurde 1817 am 21. Mai gelegt; es ſollte eine Zeitlang auch Fort Hunnenkopf genannt werden, weil die Hunnen einſt hier gelagert haben ſollen; als aber im Jahre 1818 Alexander, der Kaiſer von Rußland, ſich hier befand, erhielt es ihm zu Ehren den Namen Veſte Alexander. An dem Hauptthore befinden ſich zwei coloſſale zu Sayn aus Eiſen gegoſſene Greife, und über denſelben die aus meſſingenen Buchſtaben beſtehende Inſchrift: Veſte Kaiſer Alexander der II. Gebauet unter König Friedrich Wilhelm III. im J. 1818; unten in dem nach Moſelweis zugelegenen Felde iſt ein Mortalanbertſcher Thurm erbaut worden, der zugleich zu einem Pulverthurm und zu einem Fort dient. Jenſeits der Moſelbrücke, die jetzt ebenfalls ein feſtes, mit Schießſcharten und Zugbrücke verſehenes Thor erhält, befindet ſich die Veſte Kaiſer Franz ebenfalls ſeit 1818 ſo benannt; der Grundſtein wurde den 14. April 1817 gelegt. Hier befand ſich ehemals das Denkmal des Generals Marceau, der als 26jähriger General am 21. Sept. 1795 bei Höchſtenbach fiel, und deſſen Aſche hier beigeſetzt wurde; weßhalb auch der Berg eigentlich, Petersberg genannt, Fort Marceau hieß; bei Anlegung der Feſtungswerke wurde es weiter unten, jedoch in veränderter Geſtalt, aufgeführt; die Inſchriften davon ſind dem Verlöſchen nahe; im Innern des Forts, welches mit einem ſchönen, tief in den Felſen eingehauenen Brunnen verſehen iſt, bezeichnen noch 4 große Feldſteine den Platz, wo General Hoche begraben liegt, der am 12. Sept. 1798 zu Wetzlar ſtarb; ſein eigentliches Denkmal ſteht beim Weißenthurm. — Die Hauptveſte für Coblenz iſt die gegenüberliegende Veſte Ehrenbreitſtein, die ſchon früher der Schlüſſel Deutſchlands genannt wurde. Sie liegt hoch über dem in einem angenehmen Thal liegenden Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein; dieſes zählt circa 200 Häuſer, 2343 Einwohner, ſtatt der früher hier geweſenen fliegenden Brücke wird es jetzt mit Coblenz durch eine im Jahre 1819 erbaute, 540 Schritt lange, 30 Fuß breite, und auf 13 Jochen, jedes von 3 Nachen, ruhenden Schiffbrücke verbunden. Merkwürdigkeiten ſind wenig hier vorhanden, das größte und ſchönſte Gebäude iſt das ehemalige Dikaſterialgebäude, welches jetzt in ein Magazin umgeändert worden; ein neuerbaueter Hafen, an der die ſchöne Charlottenſtraße angelegt ward, hat den Ort ſehr verſchönert, ſo wie der daſelbſt befindliche Sauerbrunnen, der ſowohl im Thal, als in Coblenz, ſehr ſtark getrunken wird, ein neues geſchmackvolles Gebäude erhalten hat. Vom Thal aus führt auf die Veſte Ehrenbreitſtein ein neuangelegter Weg, allmählig ſteigend und ſicher, ſelbſt für Wagen. Als Erbauer dieſer Veſte wird Erzbiſchof Herrmann Hillerius genannt, der hier in den Jahren 1153 bis 1160 ein Kaſtell oben auf dem Berge anlegte, und es Herrmannſtein nannte; der Namen Ehrenbreitſtein wird nun von dieſem Herrmannſtein hergeleitet. Johann II., Markgraf von Baden, ließ 1481 das Schloß noch mehr befeſtigen, und verſah die Feſtung mit einem im Rhein ſchöpfenden Brunnen, der 280 S. tief iſt, und in Zeit von 3 Jahren mühſam in den Felſen durchgebrochen wurde; bei der von den Franzoſen am 9. April 1800 vorgenommenen Sprengung wurde er mit verſchüttet, und iſt noch nicht wieder ausgearbeitet worden. Von dem Vogel-Greif, einer außerordentlich langen Feldſchlange (17 Fuß, 3 Zoll), die wahrſcheinlich unter Ludwig XIV. gegoſſen wurde, zwiſchen 2 bis 300 Centner wog, und mit 80 Pf. Pulver eine 160 bis 190

Pf. ſchwere Kugel ſchoß, weiß man nichts mehr; die Franzoſen nahmen ſie mit ſich fort, nachdem ſie am 27. Januar 1799 Meiſter der Feſtung wurden. 1815 kam die Veſte mit Coblenz, nachdem ſie zuletzt zum Herzogthum Naſſau gehört hatte, an Preußen, und ſogleich wurde der Anfang zum Aufbau derſelben gemacht. Jetzt ſieht ſie zwar in ganz anderer Geſtalt, aber doch eben ſo feſt, wo nicht noch feſter, ihrer Vollendung binnen Kurzem entgegen. Auch auf den gegenüber gelegenen Bergen, der Bonacker genannt, ſind zu größerer Stärke, und zur Vermeidung der Möglichkeit eines zu nahen feindlichen Heranrückens mehrere Fort angelegt werden. Alle dieſe Werke auf beiden Seiten des Rheins, ſind meiſterhaft und ſchön gebaut, und liefern ein Ganzes, das ſowohl durch ſeine Feſtigkeit, als durch das Geſchmackvolle der Ausführung, der ganzen Gegend umher ein imposantes Anſehen giebt. Merkwürdig iſt noch beſonders die Kunſtfahrt bei Ehrenbreitſtein, die vom Rheine an bis auf die Höhe die größten Laſten fährt; in der Mitte der aus Eiſen gegoſſenen Rinnen befindet ſich eine ſteinerne Treppe von 572 Stufen, ſo wie beim Bonacker die aus dem Arzheimer Mühlenthal hinaufführende Waſſerleitung nicht unbeachtet gelaſſen werden darf.

Coburg, ein Fürſtenthum in Deutſchland, iſt vom Schwarzburgiſchen, Meiningenſchen, Hildburghauſenſchen und Bairiſchen umgeben. Die Oberfläche iſt bergig, wird von einem Theil des Thüringer Waldes bedeckt, hat aber auch ebene Striche, und überhaupt einen fruchtbaren Boden, der von den Flüſſen Itzſch, Rodach, Steinach, Werra ꝛc. bewäſſert wird. Die Produkte ſind: Holz (mit Pech, Potaſche, Kienruß), Obſt, Hopfen, Flachs, Arzneikräuter, Rindvieh, Schaafe, Kupfer, Eiſen, Vitriol, Kobalt, Steinkohlen, Alabaſter, Gyps, Marmor, Kalk, Porzelanthon, Walkererde ꝛc. Die Einwohner treiben beſonders Lein-, Woll- und Baumwollweberei und Spinnerei. — Das Land gehörte ehemals den Grafen von Henneberg, kam durch die Vermählung Friedrichs des Strengen, Landgrafen zu Thüringen und Markgrafen zu Meißen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an Sachſen, und fiel in der Theilung der erneſtiniſchen und albertiniſchen Linie der erſtern zu. Nach dem Tode des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich theilten ſich ſeine Söhne in die geſammten Länder; Johann Friedrich II., der Stifter der altgothaiſchen Linie, erhielt Gotha, Coburg und Eiſenach, und nach dem Tode ſeiner kinderloſen Söhne Johann Caſimir (der Coburg erhalten hatte) und Johann Ernſt kamen die Länder größtentheils an die altenburgiſche Linie, nach deren Erlöſchen die Erbſchaft an Ernſt den Frommen von Gotha kam, deſſen zweiter Sohn, Albrecht, das Fürſtenthum Coburg, ſo wie der ſiebente, Johann Ernſt einige Aemter des Fürſtenthums Altenburg, die ſaalfeldiſche Landesportion bekam. Aber nach dem Abſterben des Herzogs Albrecht 1699, Chriſtians zu Eiſenberg 1707, und Heinrichs zu Römhild 1710 entſtand wegen der erledigten Landesportionen unter den Brüdern und Vettern der gothaiſchen Linie ein langer Erbfolgeſtreit, der endlich von dem Reichshofrath in Wien 1714 durch ein Definitivurtheil entſchieden, ſo wie die völlige Ausgleichung an eine Kommiſſion verwieſen wurde. Im Jahr 1735 ward von Churſachſen und Brandenburg-Onolzbach, als kaiſerlichen Kommiſſarien, der ſaalfeldiſchen Linie das Amt Coburg, und der meiningenſchen die Aemter Sonneberg, Schalkau und Neuhaus zuerkannt. Dieſer Antheil enthält auf 5 □Meilen 14.000 Einwohner; das Uebrige beſitzt Hildburghauſen; Gotha erhielt nur einige Güter ohne Landeshoheit. Sachſen-Saalfeld oder Coburg beſitzt an dem Fürſtenthum Coburg die Stadt Coburg und die Aemter Coburg, Neuſtadt, Rodach und Themar, 7⅙ □Meilen groß, mit 35.102 Einwohnern, bis auf wenige Juden, Deutſchen und Lutheranern, in 4 Städten, 2 Marktflecken, 168 Dörfern und 5999 Einwohnern. — Der vorher genannte

Herzog Johann Ernſt iſt der Stifter der ſaalfeldiſchen Linie, und der jetzigen Herzoge von Coburg-Saalfeld. Er hinterließ die Söhne Chriſtian Ernſt und Franz Joſias, die gemeinſchaftlich regierten. Jener ſtarb 1745 kinderlos, und dieſer 1764, nach dem er das Recht der Erſtgeburt in ſeinem Hauſe eingeführt hatte. Ihm folgten Ernſt Friedrich († 1805) und Franz, der 1805 einen Receß mit Gotha ſchloß, vermöge deſſen die vormalige Verbindung der ſaalfeldiſchen Landesportion mit dem Fürſtenthum Altenburg aufgehoben, der gothaiſche Antheil an Themar an Coburg-Saalfeld, und dagegen der coburgiſche Antheil an Römhild an Gotha abgetreten wurde, ſo daß ſich Coburg-Saalfeld jetzt in ungetheiltem Beſitz der ſaalfeldiſchen Landesportion und des Amtes Themar ($2\frac{1}{3}$ □Meilen und 5271 Einwohnern) befindet. Nach ſeinem Tode am 9. Dez. 1806 folgte ihm ſein Sohn Ernſt. Obgleich das Haus Coburg ſchon am 15. Dez. 1806 zu Poſen dem Rheinbunde beitrat, ſo ließ Napoleon doch das Land in Beſitz nehmen, weil der neue Herzog ſich im Auslande und in ruſſiſchen Dienſten befand. Erſt nach dem Tilſiter Frieden wurde der Herzog als Souverän wieder eingeſetzt, der für ſeinen thätigen Antheil an Deutſchlands Befreiungskriege am 9. Sept 1816 die Herrſchaft Baumholder zwiſchen der preußiſchen Provinz Niederrhein und dem baieriſchen Rheinkreiſe mit $8\frac{1}{4}$ □Meilen und 22.070 Einwohnern erhielt. Der Herzog beſitzt aber auch einen Antheil am Fürſtenthum Altenburg mit $8\frac{1}{2}$ □Meilen, auf denen 1813 in 4 Städten, 100 Dörfern und Weilern, 3743 Häuſer 22.074 Einwohner lebten, ſo daß die geſammten Beſitzungen 26 □Meilen und 79.336 Einwohner in 8 Städten, 4 Flecken, 2 Schlöſſern, 266 Dörfern und Weilern, 122 einzelnen Höfen und 9742 Häuſern (ohne die Herrſchaft Baumholder) begreifen. Die Einwohner bekennen ſich, wie der Hof, zur lutheriſchen Kirche; die Herrſchaft Baumholder hat meiſtens catholiſche Einwohner. Der Herzog iſt der fünfte unter den ſächſiſchen Herzogen, und hat mit ihnen die 12te Stelle auf dem Bundestage, und im Plenum ſeine eigene Stimme. Er ſteht im nexu gothano, und hat auch 1817 ſein Aufſichtsrecht auf die Univerſität Jena dem gothaiſchen Hofe, doch widerruflich, übertragen. Titel und Wappen ſind mit den übrigen Linien gemeinſchaftlich; nur hat der Herzog die von der Herrſchaft Baumholder darin aufgehoben. Die Landſtände ſind nach dem Patent vom 4. Juni 1808 theils geborne (Rittergutsbeſitzer, über deren Vorrechte beſondere Geſetze entſcheiden ſollen), theils gewählte (aus den Gliedern der Magiſtrate und Stadträthe, dem Bürger- und Bauernſtande), ſind aber noch nicht in Wirkſamkeit getreten. Das höchſte Collegium iſt das Landesminiſterium, unter dem die Landesregierung ſteht, das eines Theils ein Landeshoheit-, Finanz- und Polizeicollegium, andern Theils ein Juſtiz- und Pupillencollegium und Lehnhof iſt, und ſich daher in 2 Senate theilt. Außerdem beſtehen ein Conſiſtorium, eine Oberforſtamtsadminiſtration, eine Kriegscommiſſion und ein Obermarſchallamt. Die Untergerichte und untern Verwaltungsbehörden werden von Aemtern, Magiſtraten und Patrimonialgerichten gebildet. Die Einkünfte betrugen 1806 425.413 Gl. $44\frac{1}{4}$ Kr.; die Ausgaben 363.113 Gl. $23\frac{1}{8}$ Kr.; der Ueberſchuß der Einnahme war alſo 52.300 Gl. $21\frac{1}{8}$ Kr.; doch hatte das Land 1.103.152 Gulden Schulden. Das Militär betrug ſonſt 133 Mann Garde und 400 Mann Landmiliz; 1815 ſtellte das Land 800 Mann, und der Landſturm betrug 1814 8000 Mann. Die Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogs iſt Coburg, in einem angenehmen Thale an der Itzſch, ummauert, und mit den langen Vorſtädten in 9 Viertel getheilt, 752 Häuſer und 7746 Einwohner. Merkwürdig ſind das herzogliche Schloß, die Ehrenburg (mit dem Garten), der Markt mit der Regierung und dem Rathhauſe, das Zeughaus, 5 Kirchen, 1 Waiſenhaus, 3 Hoſpitäler, ein akademiſches Gymnaſium, das Herzog Johann Caſimir ſtiftete, und 1605 feierlich einweihte; daher

Casimirianum genannt; nach dem kaiſerlichen Privilegium von 1677 iſt es mit allen Rechten und Freiheiten einer Univerſität verſehen; es hat 2 öffentliche Bibliotheken, ein Naturalienkabinet, eine Sternwarte und ein damit vereinigtes Pädagogium, 4 Bürgerſchulen, Schulmeiſterſeminar, die baggiſche Privaterziehungsanſtalt; Woll=, Leinwand=, Knopf=, Schnallen=, Gold= und Silber=, Barchent=, Porzelan=, Chocolade=, Kattun=, Salmiakfabriken, Steinſchleiferei, Stück= und Glockengießerei, auch werden gute Zinnwaaren, Lebkuchen, Cirkel ꝛc. Bei der Stadt auf einem hohen Berge liegt die Feſtung Coburg mit ſtarken Mauern, 5 Baſtionen und einem wohleingerichteten Zuchthauſe, und in der Nähe ein Blaufarbenwerk.

Coburg (Friedrich Joſias, Herzog von Sachſen=), ein ausgezeichneter öſterreichiſcher Feldherr, und Senior der erneſtiniſchen Linie, trat frühe ins Heer, und zeigte bei jeder Gelegenheit ſeine kriegeriſche Bravour auf eine rühmliche Art. Choczim fiel 1788 unter ſeinen Schlägen, durch ihn erlitten unter dem ruſſ. General Suwarov die Türken bei Fokſchan 1789 eine bedeutende Niederlage, und der Großvezier der Pforte mußte die Tapferkeit Coburgs mit der Hauptſtadt Bukareſt bezahlen. In dem Jahre 1793 führte er den Feldherrnſtab gegen die franzöſiſche Armee, ſchlug ſie bei Aldenhoven und Neerwinden aufs Haupt, und befreite die Niederlande von den Republikanern. Die Feſtungen Valenciennes, Condé, Cambray und Landrecy nahm er mit den Waffen in der Hand, und verheerte das Gebiet Frankreichs bis Guiſe. Nach der Niederlage bei Maubeuge durch die Franzoſen, und nach mehreren unglücklichen kriegeriſchen Ereigniſſen begab er ſich ſeiner Feldherrnwürde, und ſtarb im Jahr 1815 in ſeiner Vaterſtadt. In ihm verlor Oeſterreich einen der tapferſten und treuſten Heerführer.

Coca. Dieſe den Indiern, ſo wie uns der Tabak, ſo nothwendig gewordene Pflanze gehört zu der Gattung der Rothhölzer. Sie heißt Erythroxylon Coca; und wächſt mit vielen Zweigen zu einer anſehnlichen Staude von etwa 4 Fuß. Sie ſchlingt ſich gleich den Lianen an andere Pflanzen. Die Zweige ſtehen wechſelsweiſe; die ovalen Blätter ſind 1 ½ Zoll lang und 1 Zoll breit, ungezähnt, glatt und weich, ſie ſitzen auf kurzen Stielen. Die Blumen ſind nur klein, aber zahlreich, ſie treiben aus den kleinen, höckerigen Auswüchſen hervor, die ſich längs den Zweigen finden. Die darauf folgende Frucht oder Beere iſt anfangs roth, nachmals wird ſie ſchwarz; ſie wächſt traubenweiſe. Man trocknet ſie, und bedient ſich ihrer, wie der Cacao=Bohnen in Mexico, ſtatt kleiner Münze. Allein das Wichtigſte der Pflanze ſind die Blätter, ſie ſind für Peru ein wahrer Schatz. Sie werden getrocknet, und in kleine Paſtillen geformt, um gleich dem Betel in Oſt=Indien gekauet zu werden. Zu dieſem Endzwecke verſetzt man ſie gleichfalls mit Kalk von Auſterſchalen, oder auch mit der Aſche der Quina. Letztere iſt eine Pflanze aus dem Geſchlechte des Gänſerich, deren friſche Blätter wie Spinat gegeſſen werden, und woraus man gleichfalls ein angenehmes Bier brauet. Der Verbrauch der Coca iſt erſtaunlich groß. Alle indiſchen Arbeitsleute, ſowohl in den Minen, als auf dem Felde, kauen ſie fortdauernd; ſie fühlen ſich dadurch ſehr geſtärkt. Sehr viele Spanier haben daher durch ihren Anbau ein großes Vermögen erworben; die Einkünfte des Biſchofs und der Domherren der Cathedral=Kirche von Cusco gründen ſich faſt gänzlich darauf. Man rechnet den ganzen Gewinn aus dieſem Kraute jährlich auf 800.000 Piaſter. Bisher kam die meiſte und beſte Coca aus der Intendantſchaft Cusco und den ſüdlichern Provinzen von Peru; indeſſen gedeihet ſie auch höher gegen Norden vollkommen.

Cocagna. So heißt das Volksfeſt, welches die Regierung in Neapel jährlich veranſtaltet, bei welchem dem Volke allerhand Eßwaaren auf einem Gerüſte, und Wein in Fontainen und aus Fäſſern Preis gegeben werden.

Daher nennt man ein Land, worin die Einwohner in erweichelndem Ueberfluß und behaglicher Ruhe dahin leben, das Land von Cocagna. — Mats de Cocagne ſind mit Seife beſtrichene Maſten, welche zur Beluſtigung des Volkes von Einigen, die ſich dazu geſchickt fühlen, erklettert werden, um den oben auf der Spitze des Maſtes befeſtigten Preis zu erhalten. Dieſe gymnaſtiſchen Uebungen finden auch in Deutſchland Statt, wo man glatt geſchabte Stangen aufrichtet, und Kletterer durch Preiſe herbeilockt. Oft giebt die Obrigkeit dem Volke ſolche, oft pflegt der Wirth dergleichen Spiele zu veranſtalten, um das Volk in ſeinen Wirkungskreis zu ziehen; beſonders iſt dieſes im Hannöveriſchen an den Feſten des Scheibenſchießens der Fall.

Cocceji (Heinrich von), ein berühmter Rechtsgelehrter, wurde 1644 zu Bremen geboren, legte auf dem Gymnaſium in ſeiner Vaterſtadt den Grund zu ſeinen Studien, betrat 1667 die Hochſchule zu Leyden, um ſich den Rechtswiſſenſchaften zu widmen, reiſte 1670 nach London, und empfing zu Oxford die höchſten Würden in der Jurisprudenz. Die Vorleſungen des berühmten Bayle, welche er auf jener Hochſchule gehört hatte, gewannen ihm eine ſolche Neigung zum Studium der Weltweisheit ab, daß er in der Folge ein Syſtem der Philoſophie verfaßte, das aber leider verloren ging. 1671 reiſte er nach Frankreich, kehrte aber noch in demſelben Jahre wieder nach Deutſchland zurück, und hielt ſich eine geraume Zeit in Speier auf, um bei dem Reichsgerichte in die juriſtiſche Praxis eingeführt zu werden. Bei dem Beilager, welches der Churprinz von Baiern mit einer däniſchen Prinzeſſin feierte, reiſte er nach Heidelberg, um den Solennitäten beizuwohnen, und hielt allda eine Disputation, welche ſich des Beifalls des Churfürſten Carl Ludwig dergeſtalt erfreute, daß er ihm die ordentliche Profeſſur des Natur- und Völkerrechts ertheilte. Nach der Invaſion der Franzoſen flüchtete er in das Würtembergiſche, und nahm 1688 die ihm angetragene Profeſſur zu Utrecht an, folgte aber ſchon in dem darauf folgenden Jahre einem Rufe des Churfürſten von Brandenburg, und beſtieg in Frankfurt an der Oder den Lehrſtuhl des Rechts. 1762 ging er in Auftrag ſeines Landesfürſten wegen der oraniſchen Succeſſions-Angelegenheiten nach dem Haag, und beendete dieſe Sendung ſo zur Zufriedenheit ſeines Hofes, daß ihn der König bei ſeiner Rückkehr zu ſeinem Geheimen Rath ernannte. In Berückſichtigung ſeiner wichtigen Dienſte, wurde er, nebſt ſeiner Familie vom Kaiſer 1712 in den Reichs-Freiherrnſtand erhoben. Er ſtarb den 18. Auguſt 1719. Die meiſten europäiſchen Höfe bedienten ſich in wichtigen Staatsangelegenheiten ſeines Ausſpruches, und ſein Lehrbuch des deutſchen Staatsrechts (Juris publici prudentia), war der Leitfaden, nach welchem in faſt allen akademiſchen Hörſälen geleſen wurde. Sein eiſerner Fleiß hatte ihn auf die Stufe erhoben, auf welcher ihn die Rechtsgeſchichte nur mit Achtung erblickt und ernennt. Einfachheit in ſeinen Sitten, ein biederer Sinn und eine ſtrenge Rechtlichkeit waren die Grundzüge ſeiner Lebensweiſe. Seine Disputationen und Programme beſitzen wir in der Sammlung: Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden; ſeine Consilia und Deductiones beſtehen aus 2, und ſein Grotius illustratus aus 3 Foliobänd. — Sein zweitälteſter Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, erwarb ſich einen nicht minder berühmten Namen. Er wurde 1679 zu Heidelberg geboren; 1702 zu Frankfurt an der Oder Profeſſor der Rechtswiſſenſchaften; 1704 als Regierungsrath nach Halberſtadt berufen, und 6 J. ſpäter Direktor dieſes Collegiums. Nachdem er 1711 als Viſitator des Reichskammergerichts nach Wetzlar gegangen war, empfing er zu Berlin die Stelle eines geheimen Juſtiz- und Oberappellationsgerichtsrathes. 1714 ging er als preuß. Geſandter nach Wien, ward darauf Präſident des Kammergerichts, 1727 dirigirender Staats- und Kriegsminiſter,

Digitized by Google

1730 Chef aller geiſtlichen Angelegenheiten und Curator aller königlichen Hochſchulen, und 1746 Großkanzler. Er ſtarb 1755. Seine Verdienſte um die preußiſche Staatsverfaſſung und Rechtspflege iſt bekannt, und ſein Ruf als ein, mit ausgebreiteten und tiefen Kenntniſſen ausgerüſteter Rechtsgelehrter gegründet. Sein Codex Fridericianus würde allein ſchon hinreichen, ſeinen Namen der Vergeſſenheit zu entreißen, und ſein Jus controversum (1791 von Emminghaus vermehrt und verbeſſ. herausgegeb.) iſt eine reichhaltige Quelle von Belehrungen für jeden Juriſten. — Mit dem Tode Carl Ludwigs, Freiherrn von Cocceji, Oberpräſidenten der Landes-Regierung zu Groß-Glogau in Niederſchleſien, erloſch 1808 dieſe berühmte Familie.

Cochenille. Sie gehört zu dem Geſchlechte der Schildläuſe, wovon nur erſt Ellis die Zeichnung der ganzen Art, nämlich des Männchens ſowohl, als des länger bekannten Weibchens, gegeben hat. Sie war den Mexicanern ſchon lange vor Ankunft der Europäer bekannt. Mehrere Ortſchaften mußten jährlich den alten Regenten von Mexico 20 Säcke voll Cochenille zum Tribut entrichten. Es iſt aber merkwürdig, daß wir Europäer ſo lange in Zweifel über die Natur der Cochenille geblieben ſind. Denn obgleich die frühern Nachrichten des Acoſta (1530) u. A. den animaliſchen Urſprung davon bereits richtig angaben, ſo bezweifelte man im Anfange des 18. Jahrh. doch noch hie und da das animaliſche Weſen derſelben. Dieſer Mißverſtand war dennoch zu entſchuldigen; denn die trockene Cochenille, ſo wie ſie zu uns kommt, hat, da die Füße des Thieres völlig zuſammengeſchrumpft ſind, wirklich einige Aehnlikeit mit einer getrockneten Corinthe oder breitem runzlichten Korne, und der ihr in Spanien beigelegte Name Grana läßt ſich leicht für gleichgeltend mit Grano, wiewohl unrichtig, annehmen. Selbſt bei der gedörrten verkäuflichen Cochenille kann man ſich indeß ſelbſt überzeugen, daß ſie ein Inſekt iſt; denn wenn dieſe in Eſſig geweicht wird, zeigen ſich die Reſte der 6 Füße. Das, worauf es in Rückſicht des Nutzens dieſes Inſekts ankommt, iſt die Fortpflanzung. Das faſt unbewegliche Weibchen erwartet das lebhafte, fliegende Männchen, wird von ihm befruchtet, bleibt alsdann noch feſter an der Pflanze haften, um daraus die Nahrung vermittelſt des Saugeſtachels zu ziehen, ſchwillt nach der Befruchtung durch die große Maſſe der Eier außerordentlich an, und ſtirbt, ſobald die Jungen ausgeſchloſſen ſind, an demſelben Orte. Das Männchen überlebt kaum die Begattung. Dieſe Schildlaus lebt auf mehreren Arten des Caktus, oder Nopals; ferner auf einer beſonders, noch nicht hinreichend beſchriebenen Nopalart. Das Hauptland für die Cochenille iſt Mexico, d. i. Neu-Spanien. Denn wenn ſie auch gleichfalls in Südamerika, beſonders in Loja und einigen andern Ortſchaften und Provinzen von Peru, gezogen wird, ſo kommt dieſes in Rückſicht der Quantität nicht der mexicaniſchen gleich, wo man, beſonders in Mixteca, dem Hochlande von Guaxara, die größten Pflanzungen von der Opuntia, oder beſtimmte Nopalereien mit Sorgfalt bauet. Eine Plantage von Nopalen hält höchſtens zwei Morgen Landes. Die Pflanzung ſelbſt geſchieht, nach dem Zeugniſſe des Ulloa, indem man reihenweiſe ein oder zwei Nopalblätter eine halbe Vara (etwa über 1 Fuß) tief, und zwei Varas weit von einander in die Erde legt, und ſie damit bedeckt. Dieſes Blatt treibt bald darauf ein neues aus der Erde hervor, welches der Stamm der künftigen Opuntia iſt, mehrere Blätter in verſchiedenen Richtungen hervortreibt, und ſo eine neue Pflanze von drei Varas Höhe bildet. Im Frühlinge zeigen die Nopalen ihre ganze Schönheit; ſie blühen. Die Blume iſt klein, bringt eine Feige, Tuna genannt, als Frucht. Sie iſt ſehr ſchmackhaft und geſund, hat aber die beſondere Eigenſchaft, den Harn ſo roth wie Blut zu färben, und dadurch den Unkundigen zu erſchrecken. Man ſieht alſo, daß das hohe Pigment, wodurch uns

die Cochenille ſo ſchätzbar wird, in den Säften des Nopals liegt. Auf die Blätter dieſer Nopalen tragen nun die Wärter dieſer Nopalereien im Mai und Junius die trächtigen Weibchen. Sie bereiten dazu eigene kleine Neſter, Paſtels, auch Sacatillo genannt, von feinem Heu oder Mooſe, ſetzen etwa 15 Inſekten in jedes Neſt, und geben jedem Blatte drei oder vier Neſter. Bald darauf brechen die Jungen hervor, bevölkern die Nopalen, und erzeugen eine unſägliche Nachkommenſchaft. Unter die Merkwürdigkeiten der Erziehung der Cochenille gehört ihr künſtliches Wandern, welches in der Gegend der Stadt Oaxaca faſt wie das Wandern der Merinoſchaafe in Spanien, oder auch in Apulien Statt findet. Da es nämlich in den Thälern von Oaxaca vom Mai bis zum Oktbr., auf den benachbarten Gebirgen hingegen nur vom Dec. bis zum April regnet, ſo trägt man die Cochenillenmütter, in Körben von Lianen, ſchichtweiſe mit Palmblättern bedeckt, auf das nahe Gebirge von Iſtepeje, da dann die Cochenillmütter während ihrer Wanderung die Jungen ausbringen. Hier bleiben ſie bis zu Ende des Regens, alſo des Oktobers, worauf ſie alsdann von hier wieder in die Nopalereien der untern Gegend zurückgetragen werden. Die Natur hat es glücklicherweiſe für uns ſo eingerichtet, daß das Verhältniß der Weibchen gegen die Männchen wie 1 zu 300 iſt; letztere können auch beim Einſammeln nicht in Betracht kommen, da ihr kleiner beflügelter Körper gleichſam von ſelbſt ſogleich nach der Begattung vergeht. Die Weibchen hingegen, welche ihre Geſtalt nie, wie die Männchen, verändern, häuten ſich vor dem Eierlegen, und ſelbſt dieſe Häute werden zum Färbeſtoff eingeſammelt. Man fegt ſie ſanft mit eigenen Wedeln von Kaninchenhaaren von den Opuntien ab. Das Einſammeln der Cochenille geſchieht drei Mal im Jahre; man könnte Hrn. Thierry zufolge 6 Leſungen halten, wenn die Regen es nicht verhinderten. Die erſte Leſung geſchieht im December, die letzte im Mai. Ein Theil wird zur künftigen Zucht zurückgelaſſen. Die Cochenille wird hierbei von den Nopalen, vermittelſt eigener, von Reh-, Kaninchen- oder andern feinen Haaren gemachten langſtöckigen Pinſeln, behutſam in irdene Gefäße abgefegt. Es giebt ſodann dreierlei Methoden, ſie zu tödten, und weiter zuzubereiten. 1) Man taucht ſie in Körben in kochendes Waſſer, und trocknet ſie nachmals. Dieſe Cochenille iſt braunroth, und hat größtentheils den weißlichen Puder verloren, womit ſie zuvor bedeckt iſt. Andere tödten und dörren ſie ſofort in eigenen Oefen, Temaſcales genannt. Hierdurch erhält ſie ein gräuliches, roth und weiß marmorirtes Anſehen, heißt daher Jaſpeade. Dieſe wird am Höchſten geachtet; ſie kommt unter dem Namen Cochenille meſteque (von der Landſchaft Mixteca) im Handel vor. Die dritte Art, ſie zu tödten, geſchieht auf eiſernen Pfannen, die zum Maizbrotbacken dienen, Comales genannt. Dies giebt eine zu dunkle Cochenille; ſie heißt daher Negra. Iſt die Cochenille gut, und von lebenden Müttern, ſo verliert man nur 2 Drittel am Gewicht durch das Dörren. Im entgegengeſetzten Falle geben 4 Pfund nur 1 Pfund brauchbare Cochenille. Zwar giebt es noch eine Cochenille, welche man die wilde nennt, dieſe ſoll ſich von der echten nur dadurch unterſcheiden, daß ſie mit einem weißen, wollartigen Weſen überzogen iſt, während die echte nur wie weißlich bepudert erſcheint. Dieſe ſchlechtere findet ſich auch auf St. Domingo und in andern Gegenden Weſtindiens. Indeß iſt die Ausbeute davon zu geringe und zu ſchlecht, um im Handel wichtig zu werden. Die Cochenille hat mehrere Feinde. Beſonders richtet die Larve, oder die Raupe einer Art des Sonnenkäfers große Verheerung darunter an; auch ſollen noch andere Larven ihnen nachſtellen; ja die dortigen Feldmäuſe und Eidechſen verzehren gern die echte, gute Cochenille; von feindlichen Inſekten zählt Humbold noch mehrere Arten. Die ganze Ausbeute der Cochenillenzucht iſt äußerſt wichtig. Im Jahre 1736 wurden 700.000 Pfund nach Europa gebracht; Raynal ſetzt

zwar nur im Durchſchnitt 460.000 Pfund, dagegen andere gültige Schriftſteller gar 880.000 Pfund annehmen. Letztere Angabe ſcheint deßhalb nicht übertrieben, weil der ſteigende Luxus ſeit 1736, wo bereits über 700.000 Pfund wirklich eingeführt wurden, leicht dieſen Handelsartikel um 100.000 Pfund mag vermehrt haben. Zu den zuvor angezeigten Gründen für die weſentliche Verſchiedenheit der ſchlechten (wilden) und feinen Cochenille führt Humbold zugleich an, daß die Nopalen, worauf beide leben, ebenfalls ſo ſehr verſchieden ſeyn, daß ſogar die eine Art der Cochenille auf eine andere, als die ihr gewöhnliche, auf die von der zweiten Art bewohnte, geſetzt, darauf umkommt. Vormals galt bei uns das Pfund gegen 8 Thlr., jetzt über 10, ja 13. Dies kaum bemerkbare Inſekt bringt mithin jährlich das große Kapital von mehr als 10 Millionen Thaler hervor. Ein ſo erſtaunlicher Gewinn, der dabei ſo leicht zu bewerkſtelligen iſt, daß ein einziger Menſch, ein Indier, den man hierzu beſonders abgerichtet, eine Nopalerei faſt allein beſorgen kann, machte längſt mehrere Handelsſtaaten, die Colonien in Weſtindien beſitzen, darauf eiferſüchtig. Die Cochenille zur Färberei benutzen zu lernen, dies konnte ſelbſt den rohern Indiern nicht ſchwer werden. Sobald man nämlich nur ein volles Weibchen zerdrückt, ſo färben ſich die Finger ſehr lebhaft roth. Wir Europäer hatten bei der Benutzung der Cochenille in den früheren Zeiten uns nur des Alauns als eines Zuſatzes oder Beizmittels bedient, um dadurch höchſtens karmeſin-, nelken- oder amarantfarb zu färben. Ganz etwas anders war es aber unſern prächtigen Scharlach und die übrigen herrlichen Nüancen des ſchönſten Roths und Purpurs daraus hervorgehen zu laſſen. Bei dem berühmten Holländer, Cornelius Drebbel, eben dem, welchem man die Erfindung der Thermometer zu Anfange des 17. Jahrhunderts zuſchreibt, ſtand Cochenillen-Extract, durch kochendes Waſſer präparirt, vor ſeinem Fenſter, um die Thermometer damit zu füllen. Zufällig war durch Zerbrechung eines Glaſes, welches Königswaſſer enthielt, etwas davon in jene violetrothe Tinktur der Cochenille gefloſſen, und dieſe war dadurch in die trefflichſte hochrothe Farbe verwandelt worden. So weit der Zufall, nun der Forſchungsgeiſt des Menſchen. Drebbel unterſuchte und experimentirte nun über dieſes Phänomen, und erkannte endlich, daß das Zinn, womit das Fenſterblei gelöthet war, von der ſcharfen Säure des Königswaſſers aufgelöſet, dieſe herrliche Farbenveränderung hervorgebracht habe. Dieſes merkwürdige Phänomen theilte er ſeinem Schwiegerſohne, dem Schönfärber Kuffelaer in Leyden, mit, und dieſer brachte nun die Erfindung zu der großen Vollkommenheit. Er bereitete dadurch das prächtige Scharlachroth, und durch mehrere und verſchiedene Arten des Zuſatzes, ſowohl das ſchönſte Roſa, als auch Purpur und die übrigen reichſten Nüancen, wodurch nicht nur der Kermes', ſondern auch der Purpur der Alten tief herabgeſetzt, ja letzterer faſt gänzlich verdrängt wurde. — In der Ukraine entdeckte man 1823 eine Pflanze (Poligonum minus), auf welcher ſich Würmer befinden, welche die ſchönſte Carmoiſinfarbe geben. Die Koſaken-Frauen gebrauchen dieſelben zur Schminke und zum Färben. Das Pfund koſtet nur 1 Rubel Kupfer, und giebt eben ſo viel Farbe, als ein halbes Pfund Cochenille. Anfangs hieß das Scharlachroth nach dem Namen des Erfinders, Kuffelaers Couleur. Dieſe Benennung iſt aber, nachdem es durch den Pariſer Färber Gobelin noch verbeſſert, und dadurch bei der von dieſem genannten Gobelinfabrik eingeführt worden, verloren gegangen.

Cochinchina und Tunkin. Von Quangſi, der ſüdlichſten Provinz des chineſiſchen Reichs, zieht ſich in Weſten eine große Gebirgskette gegen die Herrſchaft der Birmanen (ſ. d. Art.) hin. Sie ſchließt ſich dort an den mächtigen Gebirgswall an, der ſchon aus dem hohen Norden der Provinz hervorgeht, und die ungeheure Strecke von 25°—10° Br. in der Richtung von Nord-

Digitized by Google

weſt nach Süden hinabſteigt. Indem er in ſeinen untern Theilen den Küſten näher tritt, läßt er nur einen ſchmalen Streifen Landes zwiſchen ſich und dem Meere, da er hingegen im Norden ein breiteres Becken oder Thal fächermäßig umfaßt. Dieſe Bildung iſt bereits ſeit langer Zeit ſelbſt den dortigen Einwohnern aufgefallen. Sie vergleichen hiernach Tunkin, nämlich jenes breite, nördliche Thal, mit einem ausgebreiteten Gewande; Cochinchina, oder jenes ſchmalere ſüdlichere Küſtenland zwiſchen dem Gebirge und dem Meere, mit einer einfachen Binde. Der natürlichen Erdkunde zufolge, muß ebenfalls Tſiampa, das unterſte, ſüdlichſte Ende des durch die Kettengebirge hier abgeſchnittenen Landſtrichs hinzu gerechnet werden. Auch folgen die Einwohner dieſer Eintheilung. Sie faſſen nämlich die ſüdlichſten Theile zuſammen, und benennen ſie überhaupt Annan, ja, ſie fügen dieſen ſogar Cambodja jedoch gegen die Natur der Gränzen, hinzu, da dieſes Reich jenſeits des Kettengebirges gelegen iſt. Tunkins breites Thal, dem chineſiſchen Namen nach, der öſtliche Hof, umſchließt in Oſten der nach ihm genannte weite Buſen, gebildet durch die herabhangende Erdzunge von Luitſcheu, der Provinz Quangſi, nebſt der kaum von ihr getrennten großen Inſel Hainan, eine Bay, die mehrere kleinere Inſeln enthält, z. B. die der Seeräuber (Pyrates) und die Inſel Nachtigall. In Weſten, in einem Abſtande von mehr als 5 Längengraden, zeigt ſich das ſo eben angezeigte ſteile, wilde und unfruchtbare Gebirge, welches zu Tibet ſelbſt hinaufläuft, und Tunkin vom Reiche Laos trennt. Dieſes rauhe Gebirge muß von beträchtlicher Höhe ſeyn, da der Miſſionär Bonelli ſchon im Monat Oktober (1638) darin vor Kälte umkam. Eben dieſer weite Abſtand der großen Bergkette vom Meere mußte hier eine weit reichere Bewäſſerung erzeugen, als weiterhin nach Süden in Cochinchina, wo die Nähe der Berge faſt nirgend den Quellen Zeit läßt, in einander zu fließen, und hiedurch bedeutende Ströme zu bilden. Wenn die Gränzen in Norden etwa mit $22\frac{1}{2}^0$ Br. anheben, ſo darf man ſie mit dem Abt Rochon in Süden bis zu 17^0 hin annehmen; hier nähme nämlich, ſeitdem die beiden Reiche getrennt ſind, Cochinchina ſeinen Anfang. Die ältern Karten zeigen hier ſogar noch eine große Mauer, als Schutz gegen die Cochinchineſen; vielleicht eine Nachahmung jener großen chineſiſchen Schutzmauer gegen die Tataren. Von 20^0 Br. ſchmälert ſich bereits das Land beträchtlich; die drei letzten nördlichen Grade wären gleichſam der Stiel des Fächers. Die Bewäſſerung von Tunkin iſt beträchtlich. Das große Gebirge an der Gränze der chineſiſchen Provinz Yunnan und Laos ſendet außer mehreren kleineren Flüſſen die beiden anſehnlichen Ströme Holi-Kiang und Leſi-Kiang herab. Die beiden Flüſſe vereinigen ſich in Tunkin, und bilden ſodann ein ſehr anſehnliches Waſſer, das die Einwohner Songkoy, d. i. den großen Strom, nennen. Vereint fließt er ſtets nach Nordoſten fort, und ergießt ſich, wie der Nil und Ganges, mit vielen, nämlich 8 bis 9 Mündungen in den Golf von Tunkin, hier die Bai von Aynan genannt. An ihm iſt die Hauptſtadt des Reichs, Keſcho oder Cacho, gelegen, und da er bis dorthin auf 40 Seemeilen vom Meere anſehnliche Fahrzeuge trägt, ſo iſt er für dieſen volkreichen Ort ein trefflicher Zufuhr- und Handelscanal. So iſt dann dieſes weite Thal der hier durchzugehenden Provinzen, Tunkin, ein trefflich zum Handel und zur Cultur gelegenes Land, das eben wegen dieſer reichen Bewäſſerung, die den Einwohnern vermittelſt vieler Canäle unendlich nutzbar wird, das ſüdlichere Cochinchina bedeutend übertrifft. Cochinchina konnte, wegen der Nähe ſeiner Scheidegebirge nirgend durch große Ströme bewäſſert werden. Dagegen iſt ihm, als einem ſchmalen Streifen Landes, das Meer ſelbſt überall nahe, und in ſofern könnte ihm Handel und Abſatz ſeiner natürlichen Reichthümer faſt nirgend fehlen, beſonders da es dennoch durch mehrere, wenn gleich kleinere Ströme von den Gränzgebirgen aus durchſchnitten wird. Auch mangelt es

ihm hierzu nicht an guten Häfen. Zwar ſollte das Clima dieſer Länder ihrer Lage nach beinahe brennend ſeyn, auch haben ſie, wie die meiſten, die heiße und naſſe Jahreszeit, allein jenes große, hohe Kettengebirge, nebſt den kühlenden Seewinden, mindern die Gewalt der Sonne. Dagegen wüthet auch hier jener furchtbare Typhon, hier der Elephant genannt. — Das Clima der hieſigen heißen Zone, die bedeutenden und ſchön bewäſſerten Thäler, im Hintergrunde ein mächtiges Kettengebirge — wer erwartet nicht mit Recht bei ſo trefflicher Abwechſelung die herrlichſten Produkte unſerer Halbkugel, den üppigſten Pflanzenwuchs, die Gewürze Oſtindiens, die ſchönſten Früchte und Holzarten, und die reichſte Fauna, verbunden mit den ſeltenſten Schätzen der Unterwelt? Die Letzteren ſind hier aber eben ſo wichtig, als mannigfaltig. An edlen Metallen ſind uns vorzüglich die Gebirge von Cochinchina ſeit Jahrhunderten als reich bekannt. Wichtige Goldgruben trifft man beſonders in der ſüdlichen Provinz Chang oder Cham, und ſelbſt die Flüſſe führen eine bedeutende Menge Goldſand mit ſich. Die Einwohner wiſſen aber nicht ihre Schätze gehörig zu benutzen. Sie graben nie tiefer, als etwa 6 bis 7 Fuß, verſtehen alſo den Bergbau durchaus nicht, und dennoch kommen ihnen Stücke reinen Goldes von zwei Unzen vor. Noch zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts iſt eine reiche Goldmine unweit Hue entdeckt worden. Das Gold wird in kleine Maſſen geformt, und wie andere Waaren verkauft. Auch Silber liefern jene Gebirge, und es wird in 4 Zoll langen Stangen zu Markte gebracht. Die Engländer ſahen Degengefäße ſowohl von Gold, als von Silber, und mehrere Gürtelhaken von maſſivem Golde. Die Chineſen handeln hier Gold und Silber ein. Kupfer iſt ebenfalls ein hieſiges Produkt, und Kirſop bezeugt, daß die Gebirge Eiſen im Ueberfluß liefern. Ungleich wichtiger iſt aber dem Lande bis jetzt das Pflanzenreich. Die Waldungen ſtrotzen von den ſchönſten und wohlriechendſten Holzarten, z. B. Adlerholz, Roſenholz, Sandal, und das wegen ſeines trefflichen Geruchs dem Golde gleichgeſchätzte Calambo. Ferner finden ſich hier alle Früchte Indiens, ſo wie deſſen Gewürzarten; hiervon iſt die Arekanuß ein wichtiger Handelsartikel für die Chineſen. Auch iſt hier ein wahrer Reichthum von Firniß-Talg- und Fettbäumen, wegen der Früchte und des Oels berühmt. Endlich wächſt hier der Baum, der das in Indien ſtark benutzte Harz, Dammer genannt, zum Kalfatern der Schiffe liefert. Ein Hauptprodukt der hieſigen Pflanzen iſt aber der Zucker, welcher als der beſte und wohlfeilſte in ganz Indien anerkannt iſt; die Chineſen handeln eine ungeheure Menge ein, und gewinnen damit in Canton und in Japan gegen 400 Prozent. Reiß, Baumwolle und Maulbeerbäume werden im Ueberfluß gezogen, allein man webt nur grobe ſeidene Zeuge. Baron führt ein merkwürdiges Gewächs aus Tunkin auf, nämlich eine Art wohlriechender Capern. Selbſt 14 Tage, nachdem ſie gebrochen ſind, übertreffen ſie noch durch ihren Wohlgeruch jede andere Blume. Nicht minder reich an ſeltenen und nützlichen Thieren zeigen ſich hier die Wälder und die Gewäſſer. In den Waldungen hauſet, nebſt mehreren geringeren Raubthieren, der Königstiger, und von großen fruchtfreſſenden Quadrupeden mehrere Gazellenarten, ferner das Nashorn, und endlich der Elephant. Die hieſigen Elephanten ſind die größten der Erde. Dieſe klugen Thiere werden hier noch beſonders zum Kriege abgerichtet. Man führt ſie gegen ausgeſtopfte Figuren von Soldaten, die in Reihe und Glieder geſtellt ſind, und reitzt ſie, dieſe mit ihren Rüſſeln in die Luft zu ſchleudern. Auch genießt man hier Elephantenfleiſch. Das Kettengebirge von Cochinchina ernährt gleichfalls das Moſchusthier; Moſchus iſt hier daher kein unbedeutendes Handelsprodukt. Alle Hausthiere gedeihen; doch ſcheint das Wollenvieh gänzlich zu mangeln. Der Büffel dient für die naſſen Reißländer paßlicher zum Pfluge, als der Ochſe.

Das Pferd iſt hier munter, jedoch nicht groß. Unter den Vögeln kommt hier ebenfalls der ſeltene Arpusfaſan der Tatarei vor; man ſah bei den Vornehmen Federn davon als Schmuck. Ein merkwürdiger Vogel iſt der ſogenannte Schlangenvogel. Er iſt wegen ſeines langen und ſcharfen Schnabels ſo gefährlich, daß, wenn man ihn lebendig zum Verkauf bringt, ihm zuvor die Augenlieder zuſammengenäht werden. Er pickt auf alles Glänzende mit Heftigkeit los, und ſchon mehrmal brachte er daher den ihn näher betrachtenden Käufer um ſein Auge. Vielartig und häufig ſind hier, wie alles Federvieh, auch die Enten und Waſſervögel überhaupt, z. B. der Pelikan. Cochinchina iſt ebenfalls reich an den berühmten Schwalben, wovon die gallertartigen Neſter, als Leckereien der Großen des Orients, keinen unwichtigen Handelsartikel ausmachen. Inſekten ſind hier ſicher in einer unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit vorhanden. — Auch hier iſt der Urbewohner von ſeinem väterlichen Sitze verdrängt. Die heutigen Cochinchineſen und Tunkineſen, unleugbar ſehr nahe Verwandte der Chineſen, haben jene roheren Menſchen verjagt, und in das Gebirge getrieben. Sie werden Mais oder auch Kemais genannt, ſind von Farbe dunkel, wie die Caffern, in ihren Sitten aber wild, und völlig unkultivirt. Da Cochinchina bald nach der chriſtlichen Zeitrechnung unter chineſiſche Botmäßigkeit gerieth, ſo iſt es wohl nicht zu verwundern, daß die heutigen Cochinchineſen den Chineſen ſo ähnlich ſehen. Indeß hat ſie das heißere Clima ſchon tiefer gefärbt; nur die Weiber der höheren Claſſe ſind weißer, und dabei nach Rochons Zeugniß ſchön. Die Einwohner der ſüdlichen Provinzen aber weichen weiter von den Chineſen ab. Von Charakter zeichnen ſie ſich vortheilhaft von den Chineſen aus. Barrow beſchreibt ſie als ſehr luſtig und plaudernd, wie die Franzoſen, offen, zuvorkommend, gutartig und gaſtfrei. Der in ſich gekehrte Chineſe würde nie eine Sache von einiger Bedeutung durch Weiber behandeln laſſen; gerade umgekehrt der Cochinchineſe. Die Frauen ſind hier frei, ſprechen und handeln mit Jedermann. Begreiflich fällt auch hier, ſo wie in Japan, die wahnſinnige Verkrüppelung der Füße bei dem andern Geſchlechte gänzlich hinweg. Indeß ſind ſie es auch hier, welche den Reißbau treiben; ſie ſtehen deßhalb oft vom Morgen bis zum Abend im Schlamm. Daneben beſorgen ſie aber das Detail des Handels, ferner die Töpfer-, die Weberarbeiten und die Färbereien, legen auch ſelbſt Hand an beim Häuſerbau; kurz, ſie zeigen die größte und mannigfaltigſte Thätigkeit. Die dem Frauenzimmer hier zugeſtandene Freiheit iſt aber leider in wirkliche Ausgelaſſenheit ausgeartet. Schamloſigkeit und Ausſchweifung ſind bei ihm zu Hauſe. Bei dem großen Hange der Cochinchineſen zum Froh- und Leichtſinn zeigen ſich freilich ſtets Spuren der Aehnlichkeit ihres Stammes. In ihren Sitten, beſonders in ihren Feierlichkeiten blickt der Chineſe auffallend durch. Sie beobachten bei ihren Verheirathungen, ihren Religions- und Beerdigungsübungen eben die umſtändlichen Ceremonien der Chineſen, und die Trachten der Großen haben ſehr viel Aehnlichkeit mit denen ihres Vorbildes. Die weiten Gewänder, die Fächer, die Bedeckungen des Kopfs, die ceremoniöſe ſitzende Stellung, Alles erinnert an China. Die Wohnungen des geringern Cochinchineſen beſtehen nur aus Lehmwänden mit einem ſchlechten Dache; ſelten iſt Letzteres von Ziegeln. In den Häuſern der Reichern ſind die Fußböden mit vielfarbigen Matten bedeckt. Die Hauptſtadt des Königs, von den Eingebornen u. Chineſen Whey oder Hue genannt, iſt gut gebaut, und der nicht unbeträchtliche Fluß, an welchem ſie gelegen iſt, giebt Anlaß zu vielen ſie durchſchneidenden Canälen, und eine bedeutende Bequemlichkeit, ſie vermittelſt vieler Fahrzeuge mit allen Bedürfniſſen zu verſehen. Faſt jedes Haus hat daher ſein eigenes Boot, und überall findet man Miethsböte. Auch treibt ſie einen bedeutenden Handel nach der chineſiſchen Küſte. Die Wohnungen ſelbſt liegen zwar zerſtreuet, aber ſehr anmuthig. In der Gegend des Pallaſtes ſind indeß die Straßen regelmäßig geführt. Der

Pallaſt des Königs ſelbſt bildet ein vollkommenes Viereck von etwa 500 Schritten; er iſt mit Mauern umgeben, und außerhalb derſelben durch Kanonen geſchützt, die aber nur auf ſchlechten Klötzen, ſtatt Lavetten, liegen. An der Flußſeite befinden ſich drei prächtige Thore, und vor denſelben ſteht am Ufer des Fluſſes ein kleiner Pallaſt auf Pfählen errichtet. Er enthält mehrere nette Zimmer, und iſt in einiger Entfernung mit Palliſaden umgeben, innerhalb welcher der Raum hinreichend iſt, daß der König und ſeine Weiber in einigen Böten ſich mit dem Fiſchfange ergötzen können. Außer dem Pallaſte des Königs ſind von Gebäuden nur noch einige Pagoden von Bedeutung. — Tunkins vormalige Königsſtadt, Kacho oder Keſcho an dem bereits erwähnten, ſehr anſehnlichen Fluß, über 15 deutſche Meilen vom Meere gelegen, war im 17. Jahrh. als Reſidenz eine ſehr große und reiche Stadt. Der Handel trieb hier aus den umliegenden Aldeas oder Dorfſchaften eine außerordentliche Menſchenzahl zuſammen. Indeß waren die Häuſer, ſelbſt die der Großen, wenn gleich noch ſo anſehnlich an Umfang, dennoch nur von Holz. Damals ſah man aber noch Ruinen von großen ſteinernen Gebäuden. Beſonders waren die eines alten Pallaſtes merkwürdig. Sie hielten nicht bloß 6 Meilen im Umfange, ſondern die Höfe waren ſogar mit Marmor gepflaſtert. Auch hier war alſo Aſiens antike Größe nur Schutt und Staub. — Die Regierung dieſer Geſammtländer iſt der ihrer Nachbaren ähnlich. Unter hohen und geringern Tyrannen ſeufzt auch hier die Menſchheit, und auch hier hat nur höchſt ſelten ein Strahl der Vernunft durch den dichten Schatten des Despotismus dringen können. Zwar nennt man gewöhnlich die Regierung von Cochinchina und Tunkin eine Monarchie; verſteht man aber hierunter die nach Grundgeſetzen, nach einer anerkannten Conſtitution beſtimmte, und mit Recht beſchränkte Herrſchaft eines Einzigen, dann iſt hiervon in beiden Reichen bis zu ihrem letzten Beherrſcher kaum eine Spur zu finden. In Cochinchina waren noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts alle Reichsgeſchäfte unter vier Miniſter des Königs getheilt. Zwei derſelben nannte man ſeine rechte Hand, Tha; die beiden andern aber die linke, Haan. Das Land zerfiel in elf Provinzen, jede unter einem Statthalter. Tunkin beſtand im 17ten Jahrh. als ein eigenes Reich, in welchem zwar ein König dem Namen nach herrſchte, allein der wahre Oberherr war der Obergeneral der Armee, der Chova. Der König hatte zwar einen Hofſtaat, eigene Mandarinen, und geringere Beamte; ſie ſtanden aber insgeſammt den Mandarinen des Chova nach. Es war hier, wie im älteſten monarchiſchen Frankreich, ein Major Domus, von dem nicht bloß die Kriegs- und Seemacht, ſondern die geſammte Regierung abhing. Cochinchina ward in dieſen Zeiten ebenfalls despotiſch, jedoch von ſeinem eigenen Könige beherrſcht, und die Regierung unter Mandarinen, Verſchnittenen u. d. ſah der des großen chineſiſchen Reichs ziemlich ähnlich. Nur ſeit 1774 trat eine völlige Umwandlung der Dinge ein, wodurch die beiden Reiche nach einer der längſten und blutigſten Revolutionen mit einander vereinigt wurden. Da nur aus den Reſultaten dieſes Ereigniſſes die heutige Wichtigkeit von Cochinchina hervorgeht, ſo iſt es zweckmäßig, hier die Hauptzüge davon beizubringen. Auch gewährt es zugleich kein geringes Intereſſe, mitten unter den Despoten Aſiens einmal einen wahren Monarchen kennen zu lernen. So wie bei mehreren Revolutionen, boten auch hier neue harte Auflagen dazu die Hand. Das von dem König von Cochinchina erhöhete Kopfgeld erregte unter dem Volke lautes Murren. Drei Brüder, ſchlaue, kühne und ſehr vermögende Menſchen, benutzten dies. Der älteſte, der Haupträdelsführer, Yin-yai, hatte ſich als großer Handelsmann nach China und Japan erſtaunliche Reichthümer erworben; der zweite, Long-niang, war als General in königlichen Dienſten, von ſeltenen Kriegstalenten und großer Kühnheit; und der dritte war ein Prieſter. Dieſe drei geſchliffenen

Menſchen bearbeiteten gemeinſchaftlich das Volk. Der Handelsmann gab große Feſte und Feuerwerke, und theilte reichlich Almoſen aus; der General ſchmeichelte der Armee, und der Prieſter brachte die Geiſtlichkeit durch ähnliche Mittel dahin, und dieſe erklärte, es ſey der Wille des Tien (oder Gottes des Himmels), dieſe drei würdigen Männer, die ſich des Volks annähmen, ſollten künftig ſeine Regenten ſeyn. Mit der gewohnten Barbarei der Aſiaten fiel nun Alles über den unglücklichen Monarchen und ſeine Familie her. Sowohl er ſelbſt, als Alles, was den Uſurpatoren von ſeinen Verwandten nur in die Hände gerieth, ward ermordet; und da ſich die Stadt Saiſong nachdrücklich widerſetzte, erſtürmte und ſchleifte man ſie; 20.000 Menſchen wurden dabei niedergehauen. Die drei Brüder hatten nun dieſe Länder ſchnell unter ſich getheilt; hierbei erhielt Long-niang, der Feldherr, den nördlichen, an Tunkin gränzenden Theil. Der dritte Bruder ward Oberprieſter des ganzen Reichs. Tunkin war zwar damals ſelbſt mächtig, und ſtand zugleich unter dem Schutze des Kaiſers von China; indeß entblödete ſich der Uſurpator nicht, bald mit dem Könige von Tunkin Händel zu ſuchen, überzog ihn mit Krieg, und zwang ihn nach mehreren glücklichen Gefechten, ſeine Zuflucht nach Peking zu nehmen. Sofort befahl der damalige chineſiſche Kaiſer Kien-long dem Vicekönig von Canton, mit einer Armee von 100.000 Mann gegen Long-niang aufzubrechen. Dieſer fürchtete freilich jene große chineſiſche Armee; allein da er ein weit geübterer Feldherr war, als jener Vicekönig, ſo wußte er einzelne Corps der Chineſen abzuſchneiden, und ſie ſo aufzureiben, daß dieſer mit dem Reſt ſeiner großen Armee bald wieder nach Canton hin zurückgeworfen ward. Nach ſo glücklichem Fortgange ſeiner Waffen nahm der Rebelle unter dem Namen Quan-tung öffentlich den Titel eines Monarchen von Cochinchina und Tunkin an, und ſprach als ſolcher in dem drohendſten Tone ſelbſt gegen China. Der letzte unglückliche König von Cochinchina, Caun-ſhung, hatte dem franz. Miſſionär Adran den freien Gottesdienſt zugeſtanden; er war ihm beſonders zugethan, und hatte ihm den Unterricht des Kronprinzen anvertraut. Adran floh beim Ausbruche der Revolution mit den übrigen Chriſten, rettete aber zugleich die Königin, den Kronprinzen und ihre übrige Familie. Es lagen damals mehrere europäiſche Schiffe in der Bai von Saiſong; hierunter auch ein franzöſiſches. Adran wußte dieſe zu einem Angriff auf die Flotte der Uſurpatoren zu bereden; indeß wurden ſie durch die Menge der Feinde, aller Tapferkeit ungeachtet, überwältigt, und die königliche Familie ſuchte nun, begleitet von Adran, Schutz bei dem Könige von Siam. Der König fand ſich gerade damals in einem Kriege mit den Birmanen verwickelt. Der Kronprinz, der junge muthvolle Caun-ſhung, durch Adran ebenfalls in europäiſcher Taktik unterrichtet, bot ihm ſofort, nebſt den ihm treugebliebenen Cochinchineſen, ſeine Dienſte an, ſtellte ſich an die Spitze der Armee, ſchlug die Birmanen gänzlich, zog triumphirend in die Hauptſtadt von Siam ein, und ward mit Ehre und koſtbaren Geſchenken von dem Könige von Siam überhäuft. Dieſe unglückliche Stimmung dauerte indeß nicht lange; denn zurückgewieſene Liebe dieſes Monarchen von Seiten der Mutter des Kronprinzen, Eiferſucht der Großen von Siam, ja, des Königs ſelbſt über die Vorzüge des unglücklichen Prinzen, gaben zu Verſuchen Anlaß, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Er entdeckte es noch früh genug, wagte es, mit den Seinigen, nur 1500 an der Zahl, verzweiflungsvoll ſich durchzuſchlagen, bemächtigte ſich einiger Fahrzeuge, und entkam glücklich auf die im dortigen Meerbuſen gelegene kleine Inſel Palo-Way. Adran hatte ſich ſchon zuvor heimlich in die ſüdlichen Theile von Cochinchina begeben, um dort die Stimmung des Volks kennen zu lernen. Da er ſie dem Kronprinzen günſtig fand, ſo ſuchte er dieſen in Palo-Way auf, fand ihn aber nebſt den Seinigen in ſo dürftiger Lage, daß ſie ſich von ausgegrabenen Wurzeln zu ernähren gezwungen ſahen.

In dieſer Lage unternahm es der würdige, muthvolle Geiſtliche, für dieſe unglückliche Königsfamilie in Europa Schutz zu ſuchen. Mit Caun-ſhungs älteſtem Prinzen ging er nach Pondichery, ſchiffte ſich mit ihm nach Frankreich ein, und langte 1787 in Paris an. Der Prinz fand die beſte Aufnahme von dem edlen Ludwig XVI., und ließ durch Vergennes und Montmorin einen Allianztraktat zwiſchen ſich und dem König von Cochinchina feſtſetzen, der, wenn er völlig in Erfüllung gegangen wäre, nicht nur der unglücklichen Familie wieder zum Throne verholfen, ſondern höchſt wahrſcheinlich die politiſche Lage von ganz Oſtindien verändert, und ſelbſt die dortige Uebermacht der Britten gebrochen hätte. Adran ward von Ludwig XVI. zum Biſchof und zugleich zum Ambaſſadeur für Cochinchina ernannt. Er war bevollmächtigt, die dorthin zu führende franzöſiſche See- und Landmacht unter den Befehlen vorzüglicher Heerführer zu dirigiren. Er eilte nebſt dem Kronprinzen nach Pondichery zurück, und fand bereits auf Isle de France ein Linienſchiff, 7 Fregatten und mehrere Transportſchiffe, ſo wie ebenfalls 4 bis 5000 Mann Landtruppen zu ſeiner Diſpoſition. Adran ging nebſt ſeinem königlichen Gefährten nach Pondichery, mit der Verabredung, daß die Ausrüſtungen auf den erſten von ihm gegebenen Wink dorhin ebenfalls abgehen ſollten. Conway, damals (1789) General-Gouverneur in Pondichery, lebte in der genaueſten Verbindung mit einer berühmten Sch nheit, Madame de Vienne, Frau des Adjutanten des Gouverneurs. Der Biſchof machte bei ſeiner Ankunft daſelbſt jeder Familie von einem Range die Antrittsviſite; allein er vermochte es nicht nur nicht über ſich, der Frau von Vienne wegen der ihm höchſt anſtößigen Verbindung mit dem Gouverneur ſeine Aufwartung zu machen; er bezeugte ſogar öffentlich und bitter über dieſes Verhältniß ſeinen Unwillen. Dieſe ſtolze Frau rächte ſich auf eine für ihr Vaterland höchſt nachtheilige Art. Völlig Herr des Gouverneurs, beſtimmte ſie ihren Liebhaber dahin, daß er eine ſchnellſegelnde Jacht nach Isle de France ſandte und befahl, die ganze Ausrüſtung bis auf weitere Ordre von Paris zurück zu halten. Bald darauf brach die Revolution in Frankreich aus, und ſo ward dieſer England ſehr gefährliche Plan plötzlich vernichtet. Der Biſchof verfolgte, dieſer empörenden Verrätherei gegen das eigene Vaterland ungeachtet, dennoch ſein edles Vorhaben. Er ſchiffte ſich nebſt dem Kronprinzen und mehreren franzöſiſchen Offizieren von Pondichery zur Mündung des Fluſſes, der nach Saiſong führt, ein. Hier erfuhr er bald, daß zwar der unglückliche Monarch noch ſeit zwei Jahren auf der unfruchtbaren Inſel Palo-Way kümmerlich fortgelebt habe, daß er aber, da die beiden Uſurpatoren durch dauernde Fehden gegen einander an Kräften äußerſt erſchöpft worden, es endlich nicht nur gewagt habe, ſich ſeinen treugebliebenen Unterthanen zu zeigen, ſondern durch ihre ſtets wachſende Zahl kühn gemacht, gegen die beiden Uſurpatoren einen Angriff zu unternehmen. Durch dieſe Nachricht ermuntert, eilte nun Adran nebſt dem Kronprinzen zum Könige nach Saiſong. Wer beſchreibt die Freude, als ſie im Jahr 1790 dort nach ſo unglaublichen Unglücksfällen einander umarmt hielten! Das Jahr darauf ſtarb der Rebell Quan-tung. Da er nur einen zwölfjährigen Sohn als Thronfolger von Tunkin hinterließ, ſo ging jetzt der rechtmäßige König ſofort dem zweiten Bruder, Yin-yac, als bisherigem Beſitzer der ſüdlichen Provinzen, entgegen. Er überfiel ſeine Flotte ſo unerwartet, während jener eine große Jagd gab, daß ſie gänzlich vernichtet ward. Yin-yac überlebte dieſen Unfall nur 5 Monate. Sein Sohn nahm zwar Beſitz von dem Königreiche, allein Caun-ſhung überwältigte ihn, und brachte in Kurzem das ganze ſüdliche Reich wiederum an ſich. Nur Tunkin und der nördliche Theil von Cochinchina blieb damals unter dem Sohn des Uſurpators. Im Jahre 1800 machte aber der König eine furchtbare Zurüſtung gegen ihn, und es leidet faſt keinen Zweifel, daß dieſer ſeltene Fürſt bald darauf von Neuem

Herr des ganzen Reichs geworden ſey. Von dieſem Fürſten, dem König Caun-ſhung, der ſein Land nach ſo traurigen Schickſalen wieder eroberte, entwirft uns Barrow ein ſchönes Bild. Er vergleicht ihn mit Peter dem Großen, ja, er ſetzt ihn faſt über dieſen. In der That bewies er ſich als einen eben ſo klugen Regent, als tapferen Feldherrn. In den wenigen Zwiſchenzeiten, in welchen ihm gerechte Kriege gegen die Uſurpatoren einige Ruhe verſtatteten (von 1796 bis 1798), ſtellte er den durch die Rebellen vernichteten Ackerbau wieder her, beſonders die Pfeffer- und Arekapflanzungen; er führte Heerſtraßen von einem großen Orte zum andern, die zu beiden Seiten von nützlichen Alleen beſchattet wurden, ſetzte Preiſe auf die Cultur der Seidenwürmer, ließ große Landesſtrecken für den Anbau des Zuckerrohrs ausbrechen, eröffnete Eiſenminen, legte Theer- und Pechſchwelereien, Salpeterfabriken und Schmelzöfen an, ließ mehrere tauſend Gewehre verfertigen, diſciplinirte ſeine Armee, und theilte ſie nach europäiſcher Art in Regimenter, errichtete eine Militärſchule beſonders für die Taktik und die Artillerie (Adran hatte hierzu ein Syſtem der Taktik ins Chineſiſche überſetzt), entwarf ein neues Geſetzbuch, ſchaffte mehrere Arten der Tortur ab, und milderte überhaupt die dort üblichen grauſamen Strafen, legte öffentliche Schulen an, und beſtrafte diejenigen, welche ihre Kinder nicht dahin ſandten, entwarf einen Handelscodex, erbauete Brükken, ließ Bojen (Seezeichen) an den gefährlichſten Theilen der Küſten auslegen, erbauete gegen 300 Kanonenböte und Galeeren, und eine Fregatte nach europäiſchem Modell. Endlich ſandte er ſogar Miſſionen zu den wilden Gebirgsbewohnern des Königreichs Laos (zu den Miautzees), um auch bei ihnen einige Cultur einzuführen. Selbſt in dem minder civiliſirten Aſien, welch ein greller Contraſt zwiſchen einem Uſurpator und dem wahren Monarchen! Jener opfert ſeiner ſchändlichen Herrſcherwuth Cultur, Eigenthum, Grundſätze, ja Land und Volk, kurz Alles, was der Menſchheit heilig iſt, auf; mit herkuliſcher Anſtrengung ſuchte dagegen Caun-ſhung Alles herzuſtellen, was jener vernichtet. Denn wie mühſam er nach der wahren Herrſchergröße ſtrebte, zeigte ſeine einfache Lebensweiſe, die bewundernswürdigſte Mäßigkeit; Reiß und Fiſche waren ſeine Hauptnahrung, und aller geiſtigen Getränke enthielt er ſich aufs Strengſte, dabei vertheilte er ſeine Zeit mit größter Oekonomie. Sogar in dieſem heißen Clima arbeitete er bereits mit Tagesanbruch, war überall zugegen, im Staatsrathe, wie auf dem Schiffswerfte; ja er entzog ſich, ſo viel die Natur es erlaubte, ſelbſt dem Schlafe. Wie Peter der Große arbeitete er perſönlich am Schiffswerft. Er zerlegte mit eigenen Händen ein deßhalb erkauftes portugieſiſches Fahrzeug, um genau mit dem Schiffbau der Europäer bekannt zu werden. Daneben ſtudierte er eifrigſt die vom Biſchof Adran für ihn ins Chineſiſche überſetzten Artikel der Encyclopädie, welche ſich auf die Künſte und Kriegswiſſenſchaften bezogen. Bewundernswürdig, dem echten Menſchenfreunde herzerhebend, und hoffnungsvoll zeigt ſich hier zugleich der hohe Werth unerſchütterlicher Beharrlichkeit in ehrenvollen Entwürfen. Wer durfte es ſonſt je ahnen, daß Caun-ſhung, ein dürftiger, von ſeinem väterlichen Erbe weit hinweggetriebener Flüchtling, nach einer faſt zwanzigjährigen blutigen Revolution, jene mächtigen, geſchliffenen und frechen Uſurpatoren dennoch unter die Füße treten, und dem unglücklichen verwaiſeten Volke ſeinen wahren Oberherrn und Landesvater wiedergeben würde? Freilich verdankte er dem edlen, muth- und talentvollen Adran gänzlich ſeine Bildung, und folgte ſeinen Weiſungen. Aber wie ſelten findet man einen Monarchen, der einem edlen, talentvollen Manne Gehör giebt! Wie einzig bleibt das Beiſpiel eines Sullys? Und wie lebhaft, wie dauernd war nicht der Dank des Königs gegen dieſen ſeinen Lehrer. Bei den vielfältigen Verleumdungen, öffentlichen und heimlichen Angriffen von Adrans Feinden, den dortigen Mandarinen, ſchützte er ihn, und blieb unabläſſig ſein Freund. Als der Biſchof aber im Jahre 1800

dort verſtarb, ſo bewies er dieſem ſeinem großen Meiſter (denn mit dieſem, ſonſt nur dem Confutſee zugeſtandenen Ehrentitel belegte er ihn) die größten Ehrenbezeugungen. Er ließ ſich durch die Vorſtellungen und Bitten der franzöſiſchen Miſſionäre nicht zurückhalten, den Körper, nachdem er bereits den chriſtlichen Gebräuchen gemäß beerdigt war, von Neuem mit dem größtmöglichſten Pomp der Cochinchineſen zur Erde zu beſtatten. St. Croix berichtet uns in ſeiner Reiſebeſchreibung über Cochinchina und Tunkin, daß dieſer treffliche Monarch zu Ende des Jahrs 1807 ruhig über dieſe väterlichen Länder herrſchte; und die Zahl ſeiner Unterthanen ſich auf 18 Millionen belief. Jetzt fühlte er ſich hinreichend mächtig, das Joch der erniedrigenden Belehnung vom Kaiſer von China abzuwerfen; er nahm daher den Kaiſertitel mit dem Namen Gia-Long an, gab gute Geſetze, und führte eine ſtrenge und wachſame Polizei ein, welche ſich ſogar auf die Dörfer erſtreckte, und wodurch jedes Eigenthum auf das Beſtimmteſte geſichert ward. Finden die kaiſerlichen Polizeioffizianten, daß ein Mandarin eine Ungerechtigkeit begangen hat, ſo verliert er ohne Weiteres den Kopf. Die Engländer u. Franzoſen erfreuen ſich vorzüglich ſeiner Gunſt, doch ſind die Letztern tief in ſeiner Achtung gefallen ſeit dem Augenblicke, da er die ſchändliche Hinrichtung Ludwigs XVI. vernahm. Der Handel war damals in Cochinchina äußerſt beſchränkt, und wurde durch die letzte Revolution faſt ganz zerſtört. Auch die Bemühungen der Franzoſen und Britten, hier Handelsetabliſſements zu errichten, wollten bisheran noch nicht recht gedeihen; doch laſſen ſich nun die günſtigſten Reſultate erwarten, weil ſeit Kurzem die Regierung ihre, dem Ausland ſtets bisher verſchloſſenen, bedeutendſten Häfen jetzt gegen ſehr mäßige Zollabgaben dem europäiſchen Handel eröffnet hat. Die Franzoſen haben auch bereits dieſe Gelegenheit benutzt, und beſonders viele Waffen jenen Gegenden zugeführt; und da Cochinchina mit China und andern oſtaſiatiſchen Ländern in Handelsverbindungen ſteht, ſo werden auch die Europäer, welche nicht direkt nach China Handel treiben, chineſiſche Produkte und Waaren nunmehr aus Cochinchina beziehen können.— Was die Religion überhaupt betrifft, ſo läßt ſich dieſe, wie bei den Chineſen auf drei zurückführen: auf die des Lama, des Fo oder Buddha, und die des Confutſee. Die letzte iſt die Religion des Hofes, oder eigentlich der beſſer Unterrichteten. Das Volk lebt, wo das Licht des Chriſtenthums noch nicht hingedrungen, in finſterm Aberglauben. Die Sekte der Zauberer, welche früherhin vielen Unfug trieb, und das Volk bethörte, hat der Kaiſer auf das Strengſte verboten. Seine Familie iſt indeſſen dem Götzendienſte zugethan. Sieht man aber den Kaiſer als einen Freigeiſt an, ſo iſt er dagegen äußerſt tolerant; er duldet und ſchätzt die chriſtliche Religion. In dieſen letztern Jahren fanden ſich 307.000 Catholiken in Tunkin, in Cochinchina aber über 600.000. Es gab dort 6 Miſſionäre, hierunter 4 Biſchöfe, 2 Vikarien und 2 Gehülfen, Prieſter waren 104; allein St. Croix fürchtet, daß, da es an hinreichenden Mitteln für Seminarien fehlte, die Anzahl der Geiſtlichen ſich vermindern werde. Obgleich Cochinchina und Tunkin unter Einem Herrn ſtehen, ſo bleibt dennoch ſtets eine Verſchiedenheit in einigen Punkten der Regierung. Es giebt hier Geſetze des Luxus für jede Claſſe, ſowohl in Hinſicht der Kleidung, als der Wohnung. Tunkin liefert, außer den angeführten Metallen, ein ſchwarzes Kupfer, welches ſelbſt höher als Gold geſchätzt wird. Die Spiele und Vergnügungen dieſer Völker haben mit denen von China zwar Aehnlichkeit, indeß ſcheint doch der Geſchmack an Taſchenſpielern und Gauklern hier nicht ſo zur Volksunterhaltung zu gehören, als dort. Dagegen fanden die Engländer ein Theater, worauf man ihnen zu Ehren eine Art von Oper gab. Unter den Feſten war ihnen vorzüglich das Neujahrsfeſt wichtig. Sodann ſah man Schauſpiele mit Muſik. An allen Ecken der Straßen und in den Häuſern wurden Gaſtmähler gegeben. Die Cochinchineſen beſitzen

eine ſonderbare Fertigkeit, den Federball mit dem Fuß zu ſchlagen. Die Engländer bewunderten es, mit welcher Geſchicklichkeit ſie durch einen Schlag mit der Fußſohle den Federball in der Luft zu erhalten wußten. In vielen andern Gebräuchen und Sitten dieſer beiden Völker ſieht man ebenfalls den chineſiſchen Urſprung. So wie in China, herrſcht auch hier Vielweiberei, jedoch behält auch hier die erſte Frau den Vorzug. Auch ſind die Heirathsceremonien, wie dort, mit Prozeſſionen und Feierlichkeiten überhäuft. Auch die Begräbniſſe und Trauerceremonien ſind gleich denen der Chineſen feierlich und langewährend. In Tunkin ward der Aſtrolog zuvor über den Tag der Beerdigung befragt; oftmals wurden die Leichen der Großen Jahre lang bis zu der wirklichen Beerdigung in ſehr koſtbaren Särgen aufbewahrt. Selbſt bei den Aermeren dauerte dies, obgleich unter dieſem warmen Clima, 14 Tage. Während dieſer Zeit brachte man täglich dem Todten einige Mal ein Opfer. Die Anverwandten warfen ſich vor der Leiche nieder, kurz, man ſah auch hier, wie in China, die hohe Verehrung der Vorfahren. Der Leiche wurden dann Stückchen Gold oder Perlen in den Mund gegeben, auch ſetzte man Reiß in den Sarg: Alles, um auf der weiten Reiſe nicht zu darben. Bei den großen Prozeſſionen des Leichenzuges erſchienen dann die Söhne des Verſtorbenen in grauen, groben Kleidern mit Stäben in der Hand, um ſich, wenn Traurigkeit ſie übermannte, darauf zu lehnen; die Töchter wurden eben deßhalb ſogar von eigenen Perſonen geführt. Der größte Beweis der kindlichen Liebe beſteht aber darin, daß der Sohn ſich auf die Erde legt, und den Zug mit der Leiche über ſich hintreten läßt, und, nachdem er ſich wieder aufgerichtet hat, ſich anſtrengt, den Sarg zurückzuſchieben, um den Vater wieder zu dem Sitze der Lebendigen zurückkehren zu laſſen.

Cochin (Charles Nicolas), ein berühmter franzöſiſcher Kupferſtecher des 17ten Jahrhunderts, wurde 1670 zu Paris geboren. In früher Jugend beſchäftigte er ſich mit dem Pinſel, und erhielt durch dieſe Kunſt eine große Fertigkeit im Graviren. Man findet in allen ſeinen Arbeiten einen kühnen Geiſt und eine vollendete Harmonie, welche beweiſen, daß er ſein Fach mit Auszeichnung behandelte. Seine vorzüglichſten Stücke ſind: Rebecca; saint Basile; l'Origine du feu d'apres Fr. le Moine; Jacob et Laban d'apres Restout; la Noce de village d'apres Vatteau etc. etc. Er ſtarb 1754. Sein Sohn, Charles Nicolas Cochin, geboren zu Paris 1715, geſtorben 1790, erreichte eine höhere Stufe von Vollkommenheit in der Kupferſtecherkunſt, als ſein Vater. Dem Johann Reſtout verdankte er ſeine Bildung. Nach ſeiner Wiederkehr von einer langen Reiſe nach Italien wurde er königlicher Hofzeichner, Kupferſtecher und Ritter des St. Michaels-Ordens. Zum Mitgliede der Malerakademie erhoben ihn ſeine Schriften über die Kunſt, in welcher er arbeitete. Unter ſeinen künſtleriſchen Werken nennt man die Proſpekte von 16 franz. Seehäfen, das Grabmal des d'Harcourt und das des Dauphin mit Achtung. Seine Medaillenbildniſſe enthalten die Darſtellung der berühmteſten franz. Gelehrten; und ſeine Titelkupfer, Anfang- und Schlußvignetten ſind wegen ihres eleganten Anſehens ſehr geſchätzt. Auch als Gelehrter behauptete er einen nicht unbedeutenden Rang. Wir nennen ſeine Lettres sur les peintures d'Herculanum und ſeine Voyage d'Italie. (Lauſanne 1773.)

Cocon nennt man das länglichrunde Gehäuſe, welches verſchiedene Raupen um ſich ſpinnen, und worin ſie ſich verpuppen. Es beſteht aus dem zarteſten Geſpinnſte, das ſie aus ihrem eigenen Safte bereiten, und das an der Luft erhärtet. Nur von wenigen Raupengattungen iſt dies Gewebe brauchbar. Der Cocon der Seidenraupe iſt unter allen der nützlichſte, und deſſen Fäden ſich abhaſpeln laſſen. — Coconshäute nennt man den letz-

ten Ueberreſt aus den Cocons, der nicht als Seide abzuhaſpeln iſt, ſondern zu Floretſeide, Watte u. dgl. bearbeitet wird.

Cocosbaum oder Cocospalme. Die berühmten Cocosnüſſe rühren von einem Palmbaume her, deſſen Stamm 60 bis 80 Fuß hoch wird. Wie alle Palmen trägt er nur oben am Gipfel eine Krone von mehreren 10 Fuß langen, und 2 bis drittbalb Fuß breiten Blättern. Die Blüthen kommen dicht unter der Krone am Stamme in Sträußen hervor, und ſtecken vor dem Aufblühen in einer Scheide. Die weiblichen hinterlaſſen die Cocosnuß, welche gemeiniglich 7, ja bisweilen 9 Zoll lang, 6 Zoll dick, und dreikantig iſt. Unter der ſchmutziggelben, glatten Oberfläche der Nuß liegt etwa 3 Zoll dick ein brauner Baſt, und unter demſelben die eigentliche Nußſchale von hartem, braunem Holze. Unreif erhält dieſe Schale einen milchigen Saft, welcher ein vortreffliches Getränk giebt; gegen die Reifung bildet ſich dieſer Saft zu einem Kern aus, der wie Mandeln ſchmeckt. Es iſt zum Erſtaunen, welche Bedürfniſſe die Cocospalme in heißen Ländern befriedigt. Der Milchſaft von einer Nuß ſättigt 2 durſtige Menſchen; der Kern wird theils roh gegeſſen, theils zerquetſcht zu einer eßbaren Milch bereitet, oder man preßt Cocosöl daraus. Aus Einſchnitten in den Blüthenſcheiden erhält man einen Saft, aus welchem Wein, Branntwein, Eſſig und Zucker bereitet wird; das Mark aus dem Gipfel des Stammes und die jungen Blätter werden als ein vortreffliches Gemüſe verzehrt. Der Stamm liefert Bau-, Brenn- und Nutzholz. Aus den Blättern flicht man Körbe, Schirme, Matten, Hüte, braucht ſie zu Dachdecken u. ſ. w. Der Baſt giebt Stricke, die Nußſchalen werden zu Drechslerſachen, z. B. zu Löffeln, Stockknöpfen, Doſen u. ſ. w. verarbeitet. Nur die heißen Länder von Aſien, Afrika, Amerika und Südindien erzeugen die Cocospalme. Sie liebt feuchten Boden.

Cocytus iſt nach Virgil der zweite der Höllenflüſſe, der ſich in den Acheron ergießt, und mit welchem ſich der Styx vereinigt. Zugleich heißt Charons Anfahrt Cocytus, und wegen des Fluſſes Vereinigung mit dem neun Mal umkreiſenden Styx auch ſtygiſches Gewäſſer. Nach einigen Mythographen ſoll er zur Ueberfahrt ins Todtenreich beſtimmt ſeyn, und wird dieſerhalb zuweilen auch der Acheruſiſche Pfuhl genannt. Die Fabellehre ſtellt ihn als den Sohn des Styx, und als Vater des Pflegthon und der Mentha dar. Sein Name Cocytus (ein griechiſches Wort) heißt Weinen, Wehklagen.

Code civil français, ſonſt Code Napoleon, bürgerliches Geſetzbuch der Franzoſen, iſt eine koſtbare Frucht, welche mitten unter den verheerenden Stürmen einer verderbenſchwangern Revolution zu ihrer Reife gedieh. Von den Rechtsſchulen Italiens aus drang die aus den Pandekten geſchöpfte Weisheit zuerſt in die franzöſiſchen Gerichte. Zu Montpellier lehrte der bekannte Gloſſator Placentinus. Ludwig der Heilige ließ eine franzöſiſche Ueberſetzung der röm. Rechtsbücher verfertigen, und Philipp der Schöne dekretirte, daß auf allen Schulen des Reichs (universités) über das Juſtinianiſche Recht geleſen werden ſollte. Obgleich der Vortrag deſſelben durch Papſt Honorius III. (1220) verboten wurde, ſo blieb dieſes Verbot, ungeachtet es nachher durch die Ordonnance de Blois (1579) wiederholt wurde, ohne Wirkung. In Rückſicht der praktiſchen Gültigkeit ſtand das Civilrecht (ſ. d. Art.) in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs in viel größerem Anſehen, als in den nördlichen, wo die einheimiſchen Gewohnheitsrechte als Norm galten. Dieſer Unterſchied trat noch ſchärfer hervor, ſeitdem das Juſtinianiſche Recht in Frankreich ſich verbreitete. Daher die ſo merkwürdige Eintheilung Frankreichs in die pays du droit civil und in die pays du droit coutumier. Zu jenen gehörten beſonders die ſüdlichen Pro-

vinzen, und hierin galt der Cod. Justinian als das Hauptrecht, zu welchem ſich die einheimiſchen coutumes als Zuſatz und Modifikation verhielten. Zu den pays du droit coutumier gehörten die nördlichen Provinzen, und hier galten die coutumes als Hauptrecht. Dieſe Eintheilung erhielt ſich bis zu den Zeiten der Revolution, und hatte auf die Abfaſſung des Code Napoleon einen bedeutenden Einfluß. Anfangs waren dieſe Gewohnheitsrechte nicht ſchriftlich aufgezeichnet, erſt gegen das Ende des 11. Jahrh. kam man auf den Gedanken, ſie zu Papier zu bringen, und mit dem römiſchen Rechte zu vergleichen. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß die Rechtspflege in den pays du droit coutumier ſehr ſchwankend werden mußte, und daß man das Bedürfniß einer, unter öffentlicher Autorität zu veranſtaltenden, Sammlung und ſchriftlicher Aufzeichnung der Gewohnheitsrechte fühlte. Schon Carl VII. (1422—1461) ſoll den großen Plan gefaßt haben, eine ſolche Sammlung der einzelnen Gewohnheitsrechte zu veranſtalten, allein ſein Tod unterbrach ihn in dieſer Unternehmung. Unter Carl VIII. kam das erſte, unter öffentlicher Autorität redigirte, Gewohnheitsrecht der Grafſchaft Ponthien zu Stande. Seine Nachfolger Ludwig XII., Franz I., Heinrich II. und Carl IX. fuhren fort, die übrigen Gewohnheitsrechte aufzeichnen zu laſſen; aber ſchon Heinrich III. ſah ſich genöthigt, die bis dahin redigirten Gewohnheitsrechte einer förmlichen Reviſion zu unterwerfen. Mehrere Parlaments-Präſidenten wurden mit dieſem Geſchäfte beauftragt. Jedes auf dieſe Art redigirte Gewohnheitsrecht wurde alsdann durch den König ſanktionirt, dem Parlamente zur Eintragung in die Regiſter überwieſen, und ſo von den Richtern als Geſetz gehandhabt. Durch dieſe Aufzeichnung der Gewohnheitsrechte entſtand der Unterſchied zwiſchen coutumes und usages, und man befaßte unter den Erſtern jedes ſchriftlich aufgenommene, von dem Könige ſanktionirte, und von dem Parlamente einregiſtrirte Gewohnheitsrecht; unter den Letztern das Gewohnheitsrecht, welches in einer Provinz oder Stadt noch neben den coutumes galt, und nicht ſchriftlich aufgezeichnet, noch ſanktionirt war. Die coutumes machten alſo einen Beſtandtheil des jus scriptum, und die usages einen Theil des jus non scriptum aus. Die Könige von Frankreich ſorgten indeß nicht bloß für die Aufzeichnung der Gewohnheitsrechte, ſondern erließen daneben, nach dem Beiſpiele der établissements des heil. Ludwig, einzelne Verordnungen und Geſetze, welche das königliche Anſehen befeſtigten und erweiterten, und die ſeit Carl VII. den Namen der Ordonnances des Rois erhielten. Da dieſe nach Abſicht der Könige für das ganze Reich verbindlich ſeyn ſollten, ſo erlitten ſie anfangs großen Widerſpruch und Anfechtungen von den Reichsbaronen; die Könige übergaben ſie aber mit dem Befehle der Einregiſtrirung dem Parlamente, worauf ſie von dieſen als Reichsſtatuten befolgt und gehandhabt wurden. Die Ordonnances des Rois wurden anfangs nur in einzelnen Patenten publicirt, und nur mit Heinrich III. fing man an, ihnen einen höhern Grad von offizieller Ausbreitung zu geben. Dieſer Monarch kam auch auf den Gedanken, eine neue Reviſion der coutumes zu veranſtalten, und ertheilte auch ſchon wirklich mehreren Parlaments-Präſidenten den Auftrag, die vorhandenen und noch geltenden Ordonnances zu ſammeln, und in einem codex constitutionum ſyſtematiſch zu ordnen, als dieſe ſeine Bemühungen durch ſeinen unglücklichen Tod nicht vollendet wurden. Bei der großen Verſchiedenheit der Quellen des in Frankreich geltenden Rechts ging das Beſtreben der Könige ſeit Heinrich III. dahin, in die vielumfaſſenden Verordnungen mehr Einheit zu bringen. Heinrich IV. hatte indeß zu viel mit innern Unruhen zu kämpfen, und ſtarb zu bald, als daß er Zeit gehabt hätte, an eine Verbeſſerung des Rechts und der Rechtspflege zu denken. Unter Ludwig XIII. kam eine Arbeit der Art zu Stande, welche von dem Großſiegel-

bewahrer Michaut de Mavillac den Namen code de Mavillac erhielt, und 1629 als Geſetz publicirt wurde. So vielumfaſſend dieſe Verordnung auch war, ſo gerieth ſie doch bald in Vergeſſenheit. Ludwig XIV. war beſonders darauf bedacht, das Formelle der Rechtspflege zu verbeſſern. Seinem würdigen Kanzler Seguier verdankte Frankreich eine neue bürgerliche Proceßordnung (ordonnance, code civile), die 1667 publicirt wurde; im Jahr 1667 erſchien eine neue Criminal- (code criminel), und faſt zu gleicher Zeit eine Wald- und Fiſcherei-Ordnung. 1673 trat eine Handlungs-, 1681 eine Marine-, 1685 eine Colonial- und Sklaven-Ordnung an's Licht, und endlich 1695 ein Edikt über die geiſtliche Gerichtsbarkeit. Während die Ordonnances Ludwigs XIV. mehr auf das Formelle der Rechtspflege hinausliefen, richtete Ludwig XV. ſein Augenmerk beſonders auf die Rechtsmaterien. Seine Ordonnances betrafen die Schenkungen unter Lebenden (1731); die Teſtamente und Schenkungen auf den Todesfall (1735); die Subſtitution (1747); Verfälſchung der Urkunden (1737), welche als Ergänzung der Criminalordnung von 1670 zu betrachten iſt; und die Anordnung einer eigenen Kanzlei zur Beſtätigung der Kaufbriefe und Hypotheken. Die auf Befehl des unglücklichen Königs Ludwigs XVI. im Jahr 1788 verſammelten Notabeln, welche die zerrütteten Finanzen in Ordnung bringen ſollten, verwandelten ſich bald in eine Nationalverſammlung, welche im Auguſt 1789 ihre Arbeit damit begann, daß ſie das Feudalſyſtem und die Leibeigenſchaft vernichtete, und alle ſich darauf beziehende Rechte und Abgaben theils ohne Entſchädigung aufhob, theils für loskäufig erklärte; ebenſo wurden alle Steuerfreiheit und die Laſten der Zehnten annullirt, und hiermit die Verkauflichkeit der Aemter verboten. Es erſchien die bekannte Erklärung der Rechte des Menſchen und des Bürgers von Sieyes, welche von dem nachher ſo ſehr mißverſtandenen Prinzip der Freiheit und Gleichheit des Menſchen ausging, und darauf erſchien die neue Conſtitution, welche vom Könige am 13. Sept. 1791 ſanktionirt wurde. Dieſer gemäß ſtand die geſetzgebende Gewalt der Nationalverſammlung zu, welche aus einer Kammer beſtand. Ueber den Theil des bürgerlichen Rechts, welcher mit den, ſeit der Revolution aufgekommenen, Grundſätzen von der Trennung der Kirche vom Staate, von der Einheit des Staats, Aufhebung des Adels, wie des Feudalweſens, und von der Gleichheit der Rechte, und Freiheit der Perſonen im Widerſpruche ſtand, erfolgten eine Menge einzelner Geſetze, unter denen folgende bemerkt werden, weil ſie mit dem nachherigen Code Napoleon in genauer Beziehung ſtehen. 1) die Geſetze vom 4. und 11. Auguſt 1789, vom 15. März und 19. Juni betreffen die Abſchaffung des Erbadels; 2) die Statuten vom 21. Dez. 1789 und 26. Febr. 1790, die Eintheilung Frankreichs in Departements, und das Adminiſtrativ-Syſtem; 3) die Beſchlüſſe vom 12. Juli 1790, die bürgerliche Verfaſſung des Clerus angehend; 4) das Geſetz vom 16. Auguſt 1790, die Organiſation der Gerichte betreffend. Hiernach ſollte für jeden Canton ein Friedensgericht, für jeden Diſtrikt ein Tribunal erſter Inſtanz beſtehen; 5) das Geſetz v. 27. Nov. 1790, die Errichtung eines Caſſationshofs betreffend; 6) das Geſetz vom 16. Sept. 1791, die Sicherheitspolizei, Criminaljuſtiz und die Einführung der Geſchwornen betreffend; 7) am 25. Sept. 1791 wurde das erſte neue Strafgeſetzbuch vollendet, und am 6. Okt. deſſ. J. publicirt; 8) Organiſation des Notariats vom 29. Septemb. 1791; 9) die Feldordnung vom 28. Sept. 1791. Am 30. Sept. deſſ. Jahres erklärte die conſtituirende Nationalverſammlung ihre Sitzung für beendigt, und an ihre Stelle trat jetzt eine andere, durch die Conſtitution berufene Nationalverſammlung unter dem Namen Assemblée nationale législative, welche aus 745 gewählten Repräſentanten beſtand. Aber dieſe Nationalverſammlung betrug ſich nicht mit der Ruhe und Mäßigung, wie die erſtere, indem die blinden Ver-

theidiger der alten Ordnung und die fanatiſchen Anhänger der Volksherrſchaft ſich einander an Liſt und Ränken zu übertreffen, und die Einigung zu verhindern ſuchten. Der gutmüthige Ludwig war zu ſchwach und kraftlos, um allen Parteien die Spitze zu bieten, und alle im Gleichgewichte zu erhalten. Ueber das conſtitutionsmäßige „Veto“ des Königs entſtanden heftige Streitigkeiten; man ſuspendirte das Staatsoberhaupt, warf es in's Gefängniß, und ſetzte feſt, daß die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung auch ohne königliche Sanktion geſetzliche Kraft haben ſollten. So war alſo die volle geſetzgebende und vollziehende Gewalt in den Händen der Nationalverſammlung vereinigt. Die Revolution fing an während dieſer Zeit eine immer furchtbarere Geſtalt anzunehmen. Der Kampf der Faktionen, geleitet durch herrſchſüchtige Demagogen, wurde immer erbitterter, die Conſtitution immer mehr verletzt, und in dem Wenigen, was die Nationalverſammlung für die Geſetzgebung that, zeigten ſich ſchon die Spuren jenes Taumels, welcher die Idee von Freiheit und Gleichheit immer ärger mißbrauchte, und endlich die unglückliche Periode des Terrorismus herbeiführte, wo ſich die beiden Extremen der Anarchie und Despotie einander begegneten. Die vorzüglichſten, für das bürgerliche Geſetzbuch der Franzoſen wichtigen, Geſetze ſind folgende: a) die Dekrete vom 18. Juni und 25. Aug. 1792, wodurch alle guts- und lehnsherrlichen Gefälle, welche die erſte Verſammlung noch hatte beſtehen laſſen, ohne alle Entſchädigung aufgehoben wurden; b) das Dekret vom 10. Aug. 1792, wodurch der König ſuspendirt, und die Nation aufgefodert wurde, einen Nationalconvent zu erwählen. Tags darauf die Statuten in Beziehung auf Wahlfähigkeit jedes Bürgers, auch wenn er kein Eigenthum beſaß; c) das Dekret vom 14. Auguſt 1792, die Vertheilung der Gemeindegüter und die Beſitzungen der Emigranten betreff.; d) das Dekret vom 20. September 1792, die Einrichtung der actives de l'état civile betreffend. Durch dieſes Geſetz wurde zugleich das 21ſte Jahr als Termin der Volljährigkeit feſtgeſetzt, die Form der Ehe und des Eheaufgebots, ſowie die Zuläſſigkeit der Eheſcheidung als ein Akt der perſönlichen Freiheit beſtimmt, und der Nationalconvent ſchloß ſeine Sitzung damit, daß er Frankreich für eine Republik erklärte. Es wurde als Grundlage dieſer Reform der Entwurf zu einer neuen Conſtitution von einer dazu ernannten Commiſſion ausgearbeitet, deren Mitglieder die hellſten Köpfe damaliger Zeit waren; allein die überſpannteſte Demokratie hatte ſo ſehr überhand genommen, daß jede Conſtitution zu ſpät kam. Der Convent blieb im Beſitze der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt. Die wüthendſten Faktionen führte am 21. Jan. 1793 die Hinrichtung des Königs herbei, die bisherige Conſtitution wurde am 31. Mai 1793 durch Robespierre geſtürzt, und am 24. Juni deſſ. Jahres eine neue Conſtitution, ganz im Geiſte Berry's, dekretirt, wodurch eine vollkommene Volksherrſchaft eingeführt wurde. Die bürgerlichen Geſetze aus dieſer Schreckensperiode tragen ganz das Gepräge des Zeitgeiſtes, und faſt alle beziehen ſich auf die überſpannteſten Ideen von Freiheit und Gleichheit. Bemerkt zu werden verdient die Abſchaffung alles Zuchtweſens, die Verordnung, daß Niemand Schulden halber verhaftet werden ſolle; ſo wie das Geſetz vom 24. Juni 1793, das den außerehelichen Kindern gleiche Rechte mit den ehelichen einräumt, die Beſchlüſſe über die Einführung des republikaniſchen Calenders ꝛc. Das einzige Gut, ſo ſich aus dieſer Periode erhalten hat, iſt die Aufſtellung eines allgemeinen und einfachen Syſtems der Münzen, Maaße u. Gewichte. Ungeachtet ſchon die conſtituirende Verſammlung das Bedürfniß eines neuen allgemeinen Civilgeſetzbuches erkannt, und die Verfertigung deſſelben beſchloſſen hatte, ſo blieb doch dieſe Angelegenheit bei der zweiten Nationalverſammlung unerledigt, und das Bedürfniß wurde immer fühlbarer. Erſt der Nationalconvent dachte mit-

ten unter den politiſchen Stürmen und Reibungen wieder an die Abfaſſung eines allgemeinen bürgerlichen Geſetzbuches, und beauftragte die Commiſſion für die Geſetzgebung, einen Entwurf dazu anzufertigen. Obgleich ein ſolcher wirklich verfaßt und vorgelegt wurde, ſo fand man ihn zu unphiloſophiſch, vermißte darin die Ideen von Freiheit und Gleichheit, und beſchloß, eine bloß aus Philoſophen beſtehende Commiſſion zur Abfaſſung eines neuen Civilgeſetzbuches niederzuſetzen. Zum Glück blieb es beim bloßen Beſchluſſe. Als im Juli 1794 Robespierre die Zügel der Regierung ergriff, proklamirte er am 23. Sept. 1795 eine neue Conſtitution. Zufolge dieſer wurde die geſetzgebende Gewalt wenigen Räthen anvertraut; der Rath der Fünfhunderte ſollte die Geſetze entwerfen, und der Rath der Alten, welcher aus 250 Mitgliedern beſtand, ſollte dieſelben entweder verwerfen oder genehmigen. An der Spitze Beider ſtand mit vollziehender Gewalt ein Directoire exécutive. Am 25. Oktob. 1795 erklärte der Nationalconvent ſeine Sitzung für beendet. Alle dieſe Conſtitutionen waren nicht von langer Dauer; das Princip der Eintracht und Bürgertugend fehlte, und ſo war das ganze republikaniſche Gebäude ohne feſten Beſtand. Das Direktorium lebte mit den beiden Kammern in beſtändiger Fehde, und es geſchahen ſo viele Mißgriffe in allen Zweigen der Staatsverwaltung, welche eine neue Kataſtrophe zu verkündigen ſchienen. Schon dachten die Jacobiner mit ihrem Terrorismus das Haupt zu erheben, als plötzlich der in Aegypten geglaubte Obergeneral Buonaparte Paris betrat, und durch die merkwürdige Revolution v. 9. Nov. 1799 der ſchlaffen Direktorialregierung ein Ende machte. — Buonaparte wurde Conſul. Jetzt wurden drei Commiſſionen für die Civil- und Criminalgeſetzgebung, für das Innere und für die Finanzen niedergeſetzt, um über die einſchlagenden Geſetzentwürfe vorläufig mit dem Staatsrathe zu berathſchlagen, bevor ſie dem geſetzgebenden Corps öffentlich vorgelegt wurden. Bald nachher ertheilte der erſte Conſul den vier ausgezeichneten Rechtsgelehrten damaliger Zeit, Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu und Maleville, den Auftrag, mit Benutzung der ſchon vorhandenen Projekte, den Plan zu einem neuen Civilcodex auszuarbeiten. Die vier Commiſſarien verabredeten hierauf die Titel, vertheilten die Materien unter ſich, und was jeder ausgearbeitet hatte, wurde gemeinſchaftlich bei Tronchet, dem Präſidenten der Commiſſion, geprüft. In vier Monaten waren ihre Arbeiten vollendet, erſchienen im Druck, und wurden diejenige Geſetzſammlung, aus welcher in der Folge der ſogenannte Code civile oder Code Napoléon hervorgegangen iſt. Die Commiſſion übergab dieſelben mit einem von Portalis verfaßten Discours préliminaire, in welchem ſie über den Geiſt, worin ſie gearbeitet, und die Methode, die ſie befolgt hatten, Rechenſchaft ablegten. Dieſes Projekt wurde darauf an das Caſſations- und die Appellations-Gerichte des Reichs geſandt, damit dieſe ihre etwaigen Bemerkungen dazu machten. Nachdem die Begutachtung der Gerichtshöfe eingegangen war, wurde das Projekt, mit Berückſichtigung derſelben im Staatsrathe theilweiſe diskutirt. Cambaceres führte darin den Vorſitz, die Mitglieder der Commiſſion waren zugegen, und auf die mehrfachen Bemerkungen wurde nach Mehrheit der Stimmen Rückſicht genommen. Biré führte über dieſe Discuſſionen in Pleno ein genaues Protokoll, welches im Drucke erſchien, und für den Rechtsgelehrten reichhaltige Belehrungen enthält. Alle dieſe genehmigten Geſetze wurden nun geordnet, unter Titel und Artikel gebracht, und mit dem Namen: Code civil des Français belegt. Inzwiſchen änderte ſich die Regierungsform Frankreichs abermals, Napoleon wurde Kaiſer, und da in dem Civilgeſetzbuche mehrere Benennungen aus den Zeiten der Republik enthalten waren, ſo wurde eine neue Promulgation deſſelben beſchloſſen. Dieſe er-

folgte am 3. Septbr. 1807. Der Zweck derſelben war keine Reviſion des Code, ſondern nur die Abſicht, die äußern Formen deſſelben mit der neuen Conſtitution in Uebereinſtimmung zu bringen. Die kleinen Veränderungen und Modifikationen, die das Geſetzbuch bei dieſer Gelegenheit erlitt, waren folgende: 1) erhielt es den Namen Code Napoleon; 2) wurde der Gregorianiſche Calender ſtatt des republikaniſchen für den Code wieder hergeſtellt. Der Code ſelbſt beſteht aus 3 Büchern. Das erſte handelt von den Perſonen, das zweite von dem Vermögen und den Einſchränkungen des Eigenthumsrechts, das dritte von den Erwerbsarten des Eigenthums. Die Zahl ſeiner Artikel beläuft ſich auf 2281. Nach dem Sturze des Franzoſenkaiſers und der Rückkehr Ludwigs XVIII. auf den Thron ſeiner Väter erhielt Frankreich zwar eine neue Conſtitution (Charte), aber der Code Napoleon wurde als Civilgeſetzbuch beibehalten; nur erhielt er jetzt wieder den Namen Code civil Français. In den bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten richtete man ſich vor der Revolution nach der Ordonnance von 1667. Während der Revolution wurden mehrere Verſuche gemacht, dem Bedürfniſſe einer bürgerlichen Prozeßordnung abzuhelfen; namentlich wurde dem Rathe der 500 durch Guillemont ein Entwurf vorgelegt, der aber weiter keine Folgen hatte, bis Napoleon beſchloß, dem code civile auch noch ein Geſetzbuch über den bürgerlichen Prozeß beizugeben. Er ernannte dazu eine Commiſſion von 6 Rechtsgelehrten, und dieſe verfertigten einen Entwurf zu einer neuen bürgerlichen Prozeßordnung, der den Gerichtshöfen zur Begutachtung geſchickt wurde. Aus dieſem Projekte und den darüber eingelaufenen Bemerkungen iſt der Code de procédure civile entſtanden, der mit dem 1. Januar 1807 Geſetzkraft erhielt. Er umfaßt zwei Theile, der erſtere fünf und der zweite drei Bücher. Die Zahl ſeiner Artikel beläuft ſich auf 1042. Die allzu großen Förmlichkeiten geben ihm das Zeugniß ſeiner Unvollkommenheit. Der Code de commerce, die Grundlage ſeiner Handelsgeſetzgebung, verdankt Frankreich dem berühmten Miniſter Colbert (ſ. d. Art.) unter Ludwig XIV.; denn von ihm rühren die Ordonnances du commerce von 1673 und die Ordonn. d. l. marin. von 1681 her. So muſterhaft die in dieſen beiden Ordnungen enthaltenen Vorſchriften aber auch ſind, ſo hatten doch die Zeitverhältniſſe die Nothwendigkeit eines neuen Handelsgeſetzbuchs herbeigeführt, und dieſes kam unter Napoleon wirklich zu Stande. 1801 wurde eine Commiſſion von 7 Rechtsgelehrten und Geſchäftsmännern zur Ausarbeitung eines ſolchen niedergeſetzt. Im folgenden Jahre überreichte dieſe ihr Projekt, das auf Befehl Napoleons an die Handelskammern, und an die Handels- und Appellationsgerichte zur Mittheilung ihrer Bemerkungen verſandt wurde. Darauf nahm die Diskuſſion auf gewöhnliche Weiſe ihren Anfang, und durch ein Geſetz vom 15. Septbr. 1807 erhielten die Handelsverordnungen unter dem Titel: Code de commerce, vom 1. Jan. 1808 geſetzliche Kraft. Dieſe drei bisher genannten Codes machen zuſammen ein Ganzes oder einen Cyclus von Geſetzbüchern für das Privatrecht aus. Sie ſtehen in der genaueſten Verbindung mit einander, und man kann in den Geiſt der einen nicht eindringen, ohne den Geiſt der andern richtig aufgefaßt zu haben. Für das Criminalrecht war ſchon während der Revolution viel geſchehen; zuerſt von der conſtituirenden Nationalverſammlung durch ein Statut vom 19. Juli 1791, welches die Polizeigerichtsbarkeit organiſirte; am 16. Septbr. deſſelben Jahres erſchien darauf der Code criminel, welcher das Verfahren in peinlichen Sachen ordnete, und die Geſchwornen einführte. Als ein zweiter Theil dieſes Code criminel erſchien am 25. Septbr. d. J. das Geſetzbuch über die peinlichen Verbrechen und deren Beſtrafung (jetzt Code pénal genannt). Das gerichtliche Verfahren in peinlichen Fällen erlitt in der Folge eine Abänderung durch den Code des délits

et des peines (25. Oktober 1795), welcher, ſeines allgemeinen Titels ungeachtet, ſich doch nur auf die Criminalprocedur bezog. So ſtand die Sache, als Napoleon eine neue Redaktion der Criminalgeſetzgebung anordnete. Zuerſt erſchien eine neue Criminalprozeßordnung, mit dem Titel: Code d'instruction criminel; ſie wurde am 27. d. M. vom Kaiſer promulgirt, ſollte jedoch erſt mit dem 1. Jan. 1811 in Ausübung kommen. Dieſer neuen Criminalprozeßordnung liegt hauptſächlich der Code des délits et des peines zu Grunde, ſo daß manche Artikel deſſelben wörtlich in ihn übergegangen ſind. Das Projekt eines neuen Strafgeſetzbuchs, das die Lehre von den Verbrechen, Polizeivergehen und deren Beſtrafung enthält, erſchien ſchon 1806, es kam auch wirklich zur Diskuſſion, aus unbekannten Urſachen unterblieb aber die Promulgirung bis zum Februar 1810, wo ſie wirklich erfolgte; doch ſollte dieſes neue Strafgeſetzbuch, das jetzt Code pénal hieß, ebenfalls mit dem 1. Januar 1811 geſetzliche Kraft erhalten. In Frankreich führt der Code d'instruct. crimin. und der cod. pen. zuſammen auch wohl den Namen code criminel oder cod. crimin. Napoléon. Nachdem Ludwig XVIII. den Thron von Frankreich wieder beſtieg, und durch eine charte constitutionelle Frankreich eine neue Reform gab, verordnete eine Ordonnanz vom 17. Juli 1816 eine Reviſion der vorbenannten 5. Codes, deren Zweck aber nur dahin gehen ſollte, die äußern Formen derſelben und die darin enthaltenen Benennungen mit der Charte in Uebereinſtimmung zu bringen. Nach dieſer Reviſion wurden neue offizielle Ausgaben aller 5 Codes veranſtaltet, und durch eine Ordonnanz vom 30. Aug. 1816 befohlen, daß nur dieſe bei gerichtlichen und außergerichtlichen Geſchäften ſollten angeführt werden. Dieſe fünf genannten Geſetzbücher machen zwar die Hauptgrundlage und Quelle des neuen franzöſiſchen Civil- und Criminalrechts aus; allein zu allen ſind nach deren Publikation noch viele einzelne, theils ergänzende, theils erklärende Geſetze hinzugekommen, welche auf dem gewöhnlichen Wege durch das Bulletin des loix publicirt wurden. Gute Ausgaben: Les cinq Codes annotés par Sirey 1818 A. 4. et 8. und Manuel du droit Français etc. par Pailliet. (Handausgabe) Paris 1821. Als Ueberſetzer der Codes haben ſich verdient gemacht: Daniels, Willmann, DüMont, Erhard, u. A.

Codex, eigentlich der Stamm eines Baumes, daher 1) ein Klotz, woran die Alten ihre Sklaven ſchmiedeten, 2) ein Buch, weil die Alten ehedem auf hölzerne Tafeln ſchrieben, die mit Wachs überzogen waren. In der Folge bezeichnete man damit eine Geſetzſammlung, und fügte ihnen zur genaueren Beſtimmung noch den Namen des Geſetzgebers bei. Ueber den Codex der Römer ſ. Civilrecht.

Codicilli waren bei den Römern mit Wachs überzogene Täfelchen, Schreibtafeln. Bei den Römern war es gebräuchlich, Freunden ſolche Täfelchen als ein Billet zu überſchicken; man ſetzte ſie den weitläufigern Literis und Epistolis entgegen. Im römiſchen Civilrechte bedeutet Codicill jede letztwillige Dispoſition, in welcher kein direkter Erbe eingeſetzt iſt. Solches kann aber nur derjenige errichten, welcher a) die Fähigkeiten zum Teſtiren hat; b) kann darin keine Inſtitution, keine Enterbung und keine Subſtitution vorgenommen oder aufgehoben werden; c) kann man mehrere Codicilli errichten, welche nebeneinander gelten. Steht indeß eine Dispoſition des ſpätern mit einer Dispoſition des früheren im Widerſpruch, ſo iſt die Letztere für aufgehoben zu achten. Ein Codicill kann ſowohl ſchriftlich als mündlich errichtet werden. In Anſehung der dabei zu beobachtenden Form muß man unterſcheiden: 1) wenn der Erblaſſer dem Erben ſelbſt mündlich aufgiebt, nach ſeinem Tode ein Vermächtniß auszuzahlen, ſo iſt gültig, und die Dispoſition beſteht als Codicill, ohne alle wei-

tere Form, und ohne alles Verſprechen des Andern, daß er die Auflage habe erfüllen wollen. (Fideicommissum praesenti injunctum.) 2) Wenn Jemand ſein Codicill unter öffentlicher Auctorität errichtet, ſo ſind ebenfalls keine weitern Formalitäten erfoderlich. 3) Iſt Jemand in der Lage, in welcher er ein privilegirtes Teſtament errichten kann, ſo kommen ihm die Teſtamentsprivilegien auch beim Codicille zu Statten. 4) In allen übrigen Fällen, und unter allen andern Umſtänden müſſen bei einem Privatcodicille fünf Zeugen zugezogen werden, welche die Fähigkeit der Teſtamentszeugen beſitzen müſſen. Sie müſſen rogirt werden, und wenn das Codicill ſchriftlich errichtet wird, daſſelbe unterſchreiben, das Unterſiegeln iſt nicht nothwendig, und eben ſo wenig die Unterſchrift des Codicillanten, ſelbſt wenn dieſer das Codicill nicht ſelbſt geſchrieben haben ſollte. Dagegen iſt Einheit der Handlung auch bei Errichtung des Codicills zu beobachten. — Codicillar-Clauſel iſt die ausdrückliche Erklärung irgend eines Teſtators, daß, falls ſein Teſtament als ſolches zu Recht nicht ſollte beſtehen können, er daſſelbe als Codicill aufrecht erhalten wiſſen wolle.

Codrus war der Sohn des Melanthus, und der letzte König der Athenienſer, welcher um's Jahr 1110 vor Chr. lebte. Während ſeiner Regierung wurde Attika von den Lacedämoniern überfallen, und da dieſe das Orakel zu Delphi wegen des Ausgangs des Krieges um Rath fragten, ſo wurde ihnen der Spruch, daß ſie nur Sieger ſeyn würden, wenn ſie ſich hüteten, den König der Athener zu tödten. Als Codrus von dieſem Orakelſpruche Kenntniß erhielt, erwachte in ihm der hochherzige Entſchluß, der Rettung ſeines Vaterlandes ſich ſelbſt zum Opfer darzubringen. Er verkleidete ſich in die Tracht eines Bauers, nahte ſich dem feindlichen Lager, und reizte durch Neckereien und Schimpfreden die Krieger ſo ſehr, daß er erſchlagen wurde. Auf die Nachricht von der Ermordung ihres Königs ſandte Athen einen Herold zum Feinde, und erbat ſich den Leichnam ſeines Fürſten. Beſtürzt hierüber, ergriffen dieſe die Flucht. Die Athenienſer ehrten aber das Andenken an ihren gefallenen Codrus dadurch, daß ſie die königliche Regierung aufhoben, indem ſie nach einem ſolchen Helden keinen Regenten mehr des königlichen Purpurs würdig hielten.

Codrus Urceus (auch Anton Urceus, mit dem Zunamen Codrus), hoch berühmt zu ſeiner Zeit in Italien als Gelehrter und als Kritiker, wurde zu Rubiera 1446 geboren. Seinen Namen Codrus verdankt er einem Zufall, der ihm zu Forli begegnete. Hier traf er einſt mit dem Gutsherrn Pino degli Urdellaſſi zuſammen, der ſich ſeiner Gewogenheit empfahl. „Guter Gott", erwiederte hierauf der Dichter, „da ſieht es ja wunderlich in der Welt aus, wenn Jupiter ſich dem Codrus empfehlen muß." Während ſeines Aufenthalts zu Forli, wo ihm der ſchon genannte Edelmann die Erziehung ſeines Sohnes Sinibald anvertraute, begegnete ihm ein Unfall, über welchen er beinahe den Verſtand verloren hätte. Er war aus ſeiner Studierſtube gegangen, ohne die Lampe auszulöſchen; ſeine Papiere geriethen in Brand, und ſo gingen mehrere Aufſätze verloren, auf welche er hohen Werth ſetzte, beſonders ein Gedicht unter dem Titel: Paſtor. Im erſten Augenblicke des Unwillens ſtieß er fürchterliche Flüche aus, lief aus der Stadt, und brachte den ganzen Tag, ohne etwas zu genießen, im Walde zu. Gegen Abend zwang ihn der Hunger, zurückzukehren; er fand aber die Thore ſchon geſchloſſen, und blieb die Nacht über auf einem Miſthaufen ſitzen. Am folgenden Morgen, als die Thore geöffnet wurden, zog er bei einem Handwerksmanne ins Haus, und überließ ſich hier 6 Monate lang ſeinem Kummer. Nachdem er ungefähr 13 Jahre in Forli verlebt hatte, erhielt er einen Ruf nach Bologna, als Profeſſor der Sprachlehre und Beredſamkeit, und dieſe Stelle bekleidete er mit vielem Ruhme bis ans Ende ſeines Lebens. Als Be-

weis des großen Rufes ſeiner Gelehrſamkeit darf nur der Umſtand angeführt werden, daß Politian ſeine griechiſchen Sinngedichte und übrigen Schriften ihm zur Beurtheilung und Verbeſſerung vorlegte. Noch deutlicher aber lernt man ihn aus ſeinen eigenen Werken als einen Mann von Kopf und ausgebreiteter Beleſenheit kennen. Er hat mancherlei geſchrieben, nämlich: Sermones, oder Verſuche, Briefe an Politian, Aldus Manutius und andere gelehrte Freunde; Gedichte auf allerlei Gegenſtände, unter welchen die Lobgedichte auf die Familie Bentivoglio die vorzüglichſten ſind. Er ſtarb 1500. Nach ſeinem Tode wurden ſeine Schriften von Philipp Beroald dem Jüngern, ſeinem vertrauten Freunde, geſammelt, und mit einer Vorrede, worin er dem Dichter große Lobſprüche ertheilt, zu Bologna 1502 in Druck gegeben. Spätere Kritiker haben darüber nicht ſo nachſichtig geurtheilt. Giraldi geſteht zwar ſeinen Schriften Richtigkeit und Reinheit des Ausdrucks zu, ſpricht ihnen aber poetiſches Verdienſt ab; und Tiraboſchi will weder ſeine Proſa noch Poeſie für muſterhaft anerkennen. Daß Codrus Gedichte nicht unter die beſten gehören, die jenes Zeitalter aufzuweiſen hat, erhellt ſchon aus dem Gedicht an Galeazzo Bentivoglio, worin dieſem dafür gedankt wird, daß er das Bild des Codrus unter den Bildniſſen großer Männer, die er ſammelte, aufgeſtellt habe. Ein ſolcher Gegenſtand foderte ihn allerdings auf, alle ſeine Geiſteskräfte aufzubieten; allein was er ſagt, um ſeinen Gönner deßhalb zu rechtfertigen, das könnte vielleicht eher die Wirkung haben, die Richtigkeit ſeines Urtheils über Codrus zweifelhaft zu machen. Die Werke des Codrus ſind ſelten. Doch giebt es außer der erſten bononiſchen noch 3 andere Ausgaben. Venet. 1506. Fol. Paris. 1515. 4. Basil. 1540. 4.

Coefficienten heißen diejenigen Zahlen in der Algebra, welche vor die Buchſtaben geſetzt werden, um anzuzeigen, wie oft der Buchſtabe zu ſich ſelbſt addirt worden iſt. So bedeutet 4x eben ſo viel, als a+a+a+a. Der beſtimmte Coefficient wird gleichfalls durch einen Buchſtaben ausgedrückt.

Coehorn (Menno, Baron von), Generallieutenant und ein berühmter holländiſcher Ingenieur, ein Sohn des bekannten Menno Simons. Er war 1641 in der Gegend von Leuwarden in Friesland geboren. An ſeinem Vater, welcher die praktiſche Schule des Lebens durchlaufen hatte, fand er einen vortrefflichen Lehrer in den Kriegswiſſenſchaften. In ſeinem elften Jahre hatte ſich ſein Geiſt in den Hülfswiſſenſchaften der Strategie einen großen Vorrath von Kenntniſſen eingeſammelt, und in ſeinem fünfzehnten zeigte er eine Ueberlegenheit des Geiſtes in dem Felde ſeiner wiſſenſchaftlichen Befliſſenheit, welche zu großen Erwartungen berechtigte, als er in ſeinem 16ten Jahre als Capitän ins Heer trat, und ſein Talent, ſowie ſeine Tapferkeit bei der Belagerung von Maſtricht (1673), und in den heißen Schlachten von Sonef, Caſſel, St. Denis und Fleurus auf eine bewundernswürdige Art entwickelte. Sein Genie hob ihn ſchnell von einer Ehrenſtufe zur andern. Als Obriſt ſollte er das Commando über ein eigenes Regiment erhalten, und als er dieſe auf Verſprechungen gegründete Hoffnung nicht erfüllt ſah, fand er ſich ſo beleidigt, daß er dem holländiſchen Dienſte entſagen, und in die franzöſiſche Armee übertreten wollte. Seine in dieſer Hinſicht mit Louvois eingeleiteten Unterhandlungen wurden aber ruchtbar, und um nicht den Verluſt eines ſo trefflichen Seeoffiziers bedauern zu müſſen, ließ der Prinz von Oranien ſeine Familie gefänglich einſetzen, bis Coehorn wieder zurückkehrte, und die Gnadenbezeugungen eines Fürſten annahm, deſſen Hochachtung er ſich durch glorreiche Thaten erworben hatte. Mit ausdauernder Tapferkeit und umſichtsvoller Beſonnenheit leitete er 1692 die Vertheidigung des Forts Wilhelm, deſſen kunſtvolle Außenwerke ſeinem Schöpfergeiſte ihr Daſeyn verdankten. Vauban leitete den Angriff, und

zwei Nebenbuhler des Ruhms kämpften um die Siegespalme, die ſich einander an Feldherrntalenten in Nichts nachſtanden. Nur nach langem, wiewohl nach kühnem, und mit echtem Ritterſinn geführtem Kampfe, mußte Coehorn das Fort am 26. Juni deſſelben Jahres übergeben; denn zu ſchwach war ſein Häuflein zu fernerem Widerſtande, und er ſelbſt konnte nicht einmal, ſchwerer Verwundung halber, ſeine entmuthigte Schaar mehr anführen. Bei St. Donat kämpfte er (1702) ebenfalls mit Löwenmuth, wo die franzöſiſche Flotte beinahe gänzlich in Grund gebohrt wurde. — Seine in Leuwarden herausgekommene Theorie der Befeſtigungskunſt (niewe vestingbouw) fällt in dieſe Zeiten. In den folgenden Jahren bewährte er ſeinen Ruhm durch Einnahme verſchiedener feſten Plätze, und ſtiftete ſich vornehmlich, nach der Beſetzung der ſpaniſchen Niederlande von Seiten der Franzoſen, in Befeſtigung von Berg-op-Zoom, der damaligen Vormauer Hollands, ein ehrenvolles Denkmal ſeines Namens. Nachdem er Bonn (14. Mai 1703) innerhalb drei Tagen zur Uebergabe gezwungen, ging er nach Flandern zurück, leitete allda mehrere glückliche Expeditionen, und begab ſich auf die Bitten Marlboroughs in den Haag, als der Tod am 17. März 1704 ſeinen Wirkungskreis endete. Coehorn's Charakter beſtand aus vielen vortrefflichen Eigenſchaften. Seine Belagerungskunſt war einzig in ihrer Art, und er wirkte immer, wie Napoleon nach ihm, durch die Maſſe des Geſchützes, ſo wie durch die coloſſale Menſchenmaſſe. Seine oben genannte Schrift iſt eine reichhaltige Quelle trefflicher Lehren für die Bildung eines angehenden Ingenieurs.

Cöleſtiner, ſ. geiſtliche Orden

Cölibat, eheloſer Stand. Religion und Staatsverfaſſung hatten auf die Haltung und Nichthaltung des Cölibats bei den Völkern des Alterthums einen großen Einfluß. Bei den Griechen und Römern wurden die Eheloſen verachtet, auch wohl beſtraft. In Sparta waren ſtrenge Geſetze gegen diejenigen, welche entweder mit ihrer Verheirathung zauderten, oder ſich gar nicht verehelichen wollten. So ſtand einſt, wie uns Plutarch erzählt, ein gewiſſer Jüngling vor dem großen Feldherrn Derkyllidas in öffentlicher Verſammlung nicht auf, wie es Sitte war, ſondern ſagte: „Ich erweiſe Dir dieſe Ehre nicht, weil Du keinen erzeugt haſt, der einſt vor mir wieder aufſtehen könnte.“ — Bei den Athenienſern konnten nur Geehelichte, welche Kinder und liegende Güter beſaßen, Staatsämter verwalten; denn dies Alles hielt man für eine Bürgſchaft und Verſicherung ihrer Anhänglichkeit und Treue an ihr Vaterland. — In Rom munterten die Cenſoren, welche über die Sitten ſtreng zu wachen hatten, zum Heirathen auf. Zwar redete in jenen frugalen Zeiten die Natur noch ſelbſt ſtark genug zum Vortheile der Ehen. Als ſich aber mit der Zeit Luxus und Ueppigkeit einſchlichen, und ſo manche Römerin durch ihren Kleideraufwand und Prachtliebe das anſehnliche Vermögen ihres Mannes durchbrachte, da ward mancher minder begüterte Bürger ſchüchtern, in den Eheſtand zu treten. Der Cenſor Metellus Numidicus machte daher dem Volke Vorwürfe, und ermahnte es, durch eheliche Bande mehr ſich zu vereinigen „Wäre es möglich,“ ſagte er, „keine Frau zu haben, ſo würden wir uns an ein ſolches Uebel nicht ketten; jedoch, da es die Natur ſchon ſo geordnet, daß man zwar bei den Weibern nicht glücklich ſeyn, doch aber ohne ſie der Staat nicht beſtehen kann, ſo müſſen wir mehr auf deſſen Erhaltung, als auf wandelbares perſönliches Vergnügen ſehen.“ — In der Folge erließen Cäſar und Auguſt über dieſen Punkt nähere Verordnungen, und ſetzten ſogar Belohnungen für die Heirathenden aus. Merkwürdig iſt die Rede des Auguſtus, die er mit dem Ernſte und Nachdrucke eines Cenſors vor dem Volke hielt, und die uns Dio Caſſius aufbewahrt hat. Hierin ſagt er, daß die eigentliche Stärke und das wahre Wohl eines Staates in deſ-

ſen Bevölkerung beruhe. Daher wirft er den Römern vor, es ſey nicht Enthaltſamkeit ihrerſeits, ſondern ungebundener Sinnengenuß, ſich mit Hetären herum zu treiben. Solche nennt er böſe Bürger, welche die Grundpfeiler des Staates untergraben. „Wenn ihr euch," ſagt er ferner, „auf unſere hochgeehrten Veſtalinnen berufen wollt, ſo müßt ihr auch mit der Strafe belegt werden, die jene bei der Uebertretung ihrer Pflichten trifft. Wenden wir uns aber von dem erwähnten Cölibate der Alten zu dem chriſtlichen, das aus Liebe zu Gott und zur Erreichung der höhern, geiſtigen Beſtimmung von der Kirche angeordnet iſt, ſo ſehen wir, daß daſſelbe etwas Heiliges und Ueberirrdiſches an ſich trage. Durch dieſen höhern Zweck bewogen, lebten alle Apoſtel, in ſo fern wir von ihrem Privatleben unterrichtet ſind, nachdem ſie die höhere Weihe ihrer Sendung, allen Völkern das Evangelium zu predigen, empfangen hatten, in der ſtrengſten Enthaltſamkeit. Der Ap. Paulus lobt in vielen Stellen ſeiner Briefe die Enthaltſamkeit, weil ſie uns fähiger macht, mit reinerem und ungetheilterem Herzen Gott zu dienen (1 Cor. VII. 32. 33. 38 — 40). Doch blieb das Cölibat zu der Apoſtel Zeiten immer nur ein evangeliſcher Rath zur Erreichung chriſtlicher Vollkommenheit ohne ſtrenge Verbindlichkeit. In dem Sinne der Apoſtel fuhr nachher die Kirche fort, zum Wohl ihrer Mitglieder, nach Zeit und Umſtänden heilſame Verordnungen und Geſetze zu beſtimmen, und in eben dieſem Sinne pflegen ſich auch die Kirchenväter Origines, Chryſoſtomus, Auguſtinus und Hieronymus rückſichtlich des Cölibats der Geiſtlichen auszuſprechen. Zwar waren auf der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa die Meinungen über dieſen Punkt getheilt, und es ward auch weiter darüber nichts feſtgeſtellt; allein die Privatſynoden des 4ten Jahrhunderts drangen alle einſtimmig auf Haltung des Cölibats. In dieſer Hinſicht beſchloß das Concilium von Carthago (390) in der 11ten Sitzung: „Es gefällt uns, daß, was die Apoſtel lehrten und das Alterthum beobachtet hat, auch wir bewahren ſollen; — damit alle Diener des Altars, Biſchöfe, Prieſter und Diakonen, ſich der Enthaltſamkeit befleißigen und von Weibern enthalten ſollen." — Der Kaiſer Juſtinian erließ ein Geſetz, kraft deſſen die Kinder der Geiſtlichen für unehelich erklärt wurden. — Als zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche Spaltungen eintraten, und erſtere 682 deßhalb eine Synode zu Conſtantinopel hielt, welche nach dem Pallaſte, worin ſie gehalten, die trullaniſche genannt wurde, ſo kam hierauf auch das Cölibat zur Sprache. Man erlaubte den Weltprieſtern (dem 13. Canon gemäß) die Ehe; und obgleich hierdurch die Scheidewand zwiſchen beiden Kirchen nothwendig noch mehr befeſtigt werden mußte, ſo glaubte die römiſche Kirche auf ihrer alten apoſtoliſchen Ueberlieferung beharren, und das Cölibat unter ihrer Geiſtlichkeit aufrecht erhalten zu müſſen; da hingegen die griechiſche Kirche bis auf den heutigen Tag ſich hierin nach dem trullaniſchen Concilium richtet. (S. d. Art. Griechiſche Kirche.) Die Kirche nämlich hat, kraft der Gewalt, die ihr von dem göttl. Stifter verliehen ward, das Recht, Prieſter zu ordnen, ſo wie die Bedingungen, unter welchen ſie Jemandem die Weihe ertheilen will, feſtzuſetzen; es leuchtet daher ein, daß durch das Gebot des Cölibats, als Bedingung der Prieſterweihe, Niemandes Rechte gekränkt werden. Neue und triftige Gründe traten in der Folge hinzu, von dieſem Grundſatze nicht abzugehen, beſonders als ſich das Beneficialſyſtem allmählich ausbildete, wo die Kirchenzucht immer mehr in Verfall gerieth. Die Particulärſynoden zu Narbonne (791), zu Mainz (888), zu Augsburg, Canterbury ꝛc. ſprachen das Anathema über die Geiſtlichen aus, welche das Cölibat übertreten würden. Auch die Päpſte ſuchten mit ihrem ganzen Anſehen dieſe ungebundene Lebensart wieder zum Geſetze zurück zu führen. Doch vergebens. Es bedurfte daher eines Papſtes, der Willenskraft mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit zu ſolchem Zwecke verband. Gregor VII. befahl auf der römiſchen Synode 1074

allen Geiſtlichen, unter Strafe der Excommunication, das Cölibat. Es war freilich der größte Widerſtand einer entarteten Kleriſei zu erwarten; aber der ſelbſtſtändige Papſt blieb ſtandhaft, und ſetzte, bei aller Empörung der Gemüther, ſein Vorhaben durch. Zuletzt hat das allgemeine Concilium zu Trient (Sess. XXIV can. 9) das Cölibat geſetzlich beſtätigt. — Verweilen wir mit Unbefangenheit bei dem Cölibate und der kirchlichen Tendenz in Anordnung deſſelben, ſo leuchtet es wohl ein, daß nur hohe Zwecke und apoſtoliſche Gründe daſſelbe veranlaßt und deſſen Fortdauer über 18 Jahrhunderte geſichert haben. War doch auch ſchon im alten Bunde (3. Moſ. XXI. 6.) den Prieſtern, die doch nur Thieropfer Jehova darbrachten, wenigſtens während ihrer Dienſtzeit im Tempel, ſtrenge Enthaltſamkeit geboten, um wie viel mehr durfte im neuen Bunde die Kirche dieſes Gebot in größerer Ausdehnung geltend machen, da ihre Prieſter das reinſte und heiligſte Opfer, den ewigen Sohn, dem ewigen Vater darbringen! Sehen wir zuletzt noch auf die eigentliche Beſtimmung der Prieſter, die da iſt, ganz dem geiſtigen Wohl der Menſchheit zu leben, und auf die Ausbreitung des Reiches Gottes immer mehr hin zu arbeiten: dann ſpringt die Wichtigkeit des Cölibats noch mehr in die Augen. Denn die Ehe muß nothwendig den Menſchen an die Familie, an die Welt ketten, und ſo ihn hindern, einzig jener hohen Beſtimmung zu leben. — Wer ſich übrigens noch über die eigentliche Beſchaffenheit des Cölibats und die Anſichten darüber zu belehren wünſcht, leſe, was J. M. Sailer im 2. B. ſeiner Moral S. 124, und im 3. B. S. 70 ſagt.

Cöln, ſ. Köln.

Cölln (Friedrich Georg Willibald von), königl. preuß. Kriegs-, Domänen- und Steuerrath, wurde am 1ten April 1766 zu Oeslinghauſen, einem Dorfe im Fürſtenthum Lippe-Detmold, geboren, woſelbſt ſein Vater Prediger war. Er genoß eine ſehr gute Erziehung, und hatte das Glück, an dem Hofe des damaligen Grafen von der Lippe-Detmold einen Theil ſeiner Jugend als Geſpiele des Erbgrafen zuzubringen, und mit ihm gleichen Unterricht zu genießen. 1783 bildete er ſich auf der hohen Schule zu Lemgo aus, und ging von dort 1785 nach Marburg, woſelbſt er Jura und Cameralia ſtudirte. 1787 beſuchte er Jena, und kehrte 1788 nach vollendeten Studien nach Lippe-Detmold zurück, woſelbſt er kurze Zeit advocirte, ſich jedoch bald mit der Regierung wegen Vertheidigung eines armen Individuums, das ſich der Execution der Perſonalſteuer widerſetzt hatte, überwarf, und nach Preußiſch-Minden ging. Hier wurde er nach einem halben Jahre 1790 als Amtskalkulator bei der Regierung (jetzt Oberlandesgericht) und als Referendarius bei der Kriegs- und Domänenkammer (jetzt Regierung) beſchäftiget. Bei dem Feldzug der Preußen 1791 — 93 ging er im Frühjahr 1793 als Marſch-Commiſſarius mit einem Hülfscorps unter General Knobelsdorf nach Weſel, nachdem er im Jahr vorher ſeinen Examen in Berlin abgelegt, und Aſſeſſor geworden war. Nach ſeiner Zurückkunft von Weſel wurde er noch in demſelben Jahr als Rath zu der Kriegs- und Domänenkammer in Poſen verſetzt. Hier wurde ihm die Verwaltung zweier Aemter, Oborniec und Pollajewo, übertragen, die er auch bis zum Jahre 1799 behielt, und dafür ſich mit der höchſten Zufriedenheit des Miniſters, Grafen v. Hoym, 150 Thlr. Gratifikation und eine erhöhte Stelle erwarb, indem er in gedachtem Jahre als Kriegs-, Domänen- und Steuerrath nach Glogau verſetzt wurde. Er wählte ſich zum Wohnort das faſt im Mittelpunkt ſeines Departements gelegene freundliche Städtchen Sagan. Hier trat er zuerſt 1803 als Schriftſteller auf, und ſchrieb: Reflexionen über den preußiſchen Staat, die vom Buchhändler Günther in Glogau in Verlag genommen wurden. 1804 bei der furchtbar verheerenden Ueberſchwemmung des Bobers bei Sagan, rettete er mit eigener Lebensgefahr mehrere Menſchen, und that ſpäterhin Alles, was

ſein Amt nur möglich machte, den Verunglückten wieder aufzuhelfen, wodurch er ſich auch die ungeheucheltſte Liebe aller Einwohner ſeines Departements verſchaffte, die ihn auch ungern ſcheiden ſahen, als er 1805 zu der Oberrechnungskammer nach Berlin verſetzt wurde. Hier vereinigte er ſich mit mehreren Geſchäftsmännern und Gelehrten, und gab ein Journal in monatlichen Heften, den Preuß. Staatsanzeiger, heraus, deſſen erſtes Heft mit dem Monat Januar 1806 erſchien. In dieſem Journal rügte er freimüthig die Gebrechen des Staats und vorzüglich die der Militärverfaſſung; in demſelben Jahre erſchien auch noch von ihm: Schleſien wie es iſt, von einem Oeſterreicher, ein Werk von drei Bänden, das faſt nach allgemein damals ausgeſprochenem Urtheile wohl das Gediegenſte war, was über Schleſien iſt geſchrieben worden. Die Franzoſen rückten in Berlin ein, und alle Beamten wurden aufgefodert, den franzöſiſchen Behörden den Huldigungseid zu leiſten. Dieſer Anfoderung widerſetzte ſich Cölln; er wurde daher bei Nachts aus dem Bette geriſſen, und nur mit einem Schlafrock bekleidet, in die Stadtvogtei geſchleppt, woſelbſt er mehrere Tage in ſicherer Erwartung des Todes gefangen ſaß, bis es endlich einigen angeſehenen Männern gelang, ſeine Freilaſſung zu bewirken. Er zog ſich hierauf nach Schleſien zurück mit tiefem Schmerz über das Unglück des Staats, und die Urſachen deſſelben richtig erwägend, glaubte er auch dem Volke die Binde von den Augen wegnehmen zu müſſen, und ſtellte ihm die Schlechten im Lande in ihrer wahren Geſtalt dar. So entſtanden die vertrauten Briefe und die Feuerbrände, in denen er mit ungeſchminkter Wahrheit die Lage der Sachen ſchilderte, wie ſie waren; von dem richtigen Grundſatz ausgehend, daß ein Wundarzt, bei Wunden, die ſchon wildes Fleiſch angeſetzt haben, nicht ſanft darüber hinſtreichen, ſondern tüchtig ins geſunde Fleiſch hineinſchneiden muß, um dies Schadhafte fortzubringen. Daß er, der den Eid ſtandhaft verweigert hatte, dem Feind in dieſen Schriften den Finanzzuſtand des Staats aufdeckte, war jedoch der Fall nicht, das, was darüber gedruckt wurde, was ſchon längſt von der Bankdirektion ſelbſt in die Hände der Franzoſen geliefert worden. In dieſer Zeit, wo er auch nach Wien reiſte, ſchrieb er die Parallele, Wien und Berlin; und 1807, nachdem er alle Schlachtfelder ſelbſt beſucht hatte, den erſten Band der Geſchichte des Feldzuges von 1806 mit mehreren Planen. Doch nicht allein durch dieſe Schriften ſuchte er auf den Geiſt des Volks zu wirken; er ſchrieb auch mehrere, reine, echte Vaterlandsliebe athmende, Aufrufe an Schleſiens Bewohner, und war der Hauptſtifter eines freiwilligen Jägercorps, das ſich bei Breslau, Glogau und im Rieſengebirge organiſirte, doch wegen des eintretenden Friedens nicht gebraucht wurde.. Mit dem Frieden trat er wieder auf ſeinen alten Poſten als Steuerrath. Die vielen Feinde, die er ſich durch ſeine Freimüthigkeit zugezogen, brachten es dahin, daß er im Februar 1808 zu Grünberg in Schleſien arretirt, nach Glatz gebracht, und allda ein fiskaliſcher Prozeß über ihn verhängt wurde. Auf dem Wege dorthin mußte er beſonders oft von Seiten des Militärs manche Mißhandlungen erdulden; dennoch duldete er ſtandhaft, ohne die ſich oft ihm darbietende Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Seine Geſundheit litt während des Prozeſſes, und er erhielt die nachgeſuchte Erlaubniß, mit militäriſcher Begleitung nach Landeck ins Bad zu gehen. Kaum hier angekommen, mußte er auch von allen Seiten die größten Beleidigungen ertragen; derſelben überdrüſſig, benutzte er einen glücklichen Augenblick zur Flucht, er ging durch Böhmen und Sachſen direkt nach Berlin, wo er eine Zeitlang unter fremdem Namen verborgen lebte, bis der verſtorbene Staatskanzler Fürſt v. Hardenberg den König dazu vermochte, den Prozeß niederzuſchlagen, und ihm ſeinen Gehalt als Penſion zu belaſſen. Im Jahre 1811 wurde

er bei der Sekulariſations-Commiſſion in Schleſien beſchäftiget, und nach Schweidnitz geſchickt, woſelbſt man ihm die Verwaltung mehrerer Kloſtergüter übertrug. Hier ſchrieb er, als in demſelben Jahre ſich die Deputirten Schleſiens in Berlin verſammelten, ein kleines Werk über dieſen Gegenſtand, worin er ihnen ihre Pflichten kräftig ans Herz legte. Der Aufruf des Königs im Jahre 1813 ergriff auch ihn, und obgleich ſchon 47 Jahre alt, faßte er den Entſchluß, ſelbſt mitzuziehen, was jedoch von der Regierung nicht genehmigt wurde. Nun ſuchte er auf jede andere Art auch im Geheimen zum Gedeihen des Ganzen zu wirken, ohne jedoch jemals, außer dem Freimaurerorden, aus dem er ſchon früh ausgetreten war, irgend einer Verbindung anzugehören, was ihm auch im höchſten Grade gelang. 1815 berief ihn der Fürſt-Staatskanzler nach Berlin, und beſchäftigte ihn in einem beſonders errichteten literariſchen Büreau, ſo wie er auch vorzüglich für die einzuführenden Verordnungen thätig war. Hier gab er 1816 eine Zeitſchrift in zwanglosen Heften: Freimüthige Blätter für Deutſche heraus, und 1819: Hiſtoriſches Archiv der Preuß. Provinzial-Verfaſſungen. Dies war ſein letztes Werk, außer welchem er jedoch noch Mitarbeiter von mehreren Zeitungen und Zeitſchriften war; in der Mitte deſſelben raffte ihn der Tod hin. Er ſtarb zu Berlin am 13. Mai 1820 an einer gänzlichen Verſteinerung der innern Theile. Ueber die Schriften Cöllns, welche meiſt den großen Ereigniſſen der Zeit ihren Urſprnug verdanken, beſitzen wir die verſchiedenſten Urtheile. Es iſt nicht zu läugnen, daß er, durch ſeinen Enthuſiasmus oftmals verleitet, hier und da irrige Anſichten ausſtreute, welche wir ihm aber um ſo mehr zu Gute halten müſſen, da ſeine Abſicht edel, und ſeine literariſchen Bemühungen die eines feurigen Patrioten waren. Immer thätig, und die Lage und das Intereſſe des Staats, dem er diente, unverwandt im Auge behaltend, haßte er eben ſo ſehr alles heimtückiſche und verkappte Weſen, als er ſtets mit der Fackel der ſeltenſten Freimüthigkeit und Offenheit auf dem Felde der politiſchen Ereigniſſe einherſchritt, und ſeine individuellen Anſichten dem Volke und deſſen Oberhäuptern in den Zeiten der Bedrängniß mit einer edlen Selbſtverläugnung zur Prüfung vorlegte. Ueber ſeinen Charakter haben ſich nach der Verſchiedenheit der Parteien, denen er angehörte, oder mit denen er ſich in Wort und Schrift verfeindet hatte, eben ſo verſchiedenartige Stimmen erhoben, die, inſofern man das, durchs Intereſſe geleitete, Urtheil von dem eines vorurtheilsfreien Geiſtes ſichtet, doch darin übereinkommen, daß Cölln ein Mann von ſeltener Seelengröße ſeiner Zeit war.

Cölniſche Mark iſt ein Silbergewicht von 16 Loth oder 8 Unzen, nach welchem man gewöhnlich den Gehalt des Silbers berechnet. Die feine cölniſche Mark beträgt gegenwärtig 13 Thlr. 8 Gr. ſächſiſch, oder 14 Thlr. preußiſch.

Cönobit, ſ. Anachoret.

Coeur (Jacques), geboren zu Bourges, Sohn eines reichen Kaufmanns, wurde an dem Hofe Carl's VII. Zahlmeiſter, und war als Finanzminiſter durch ſeinen unermeßlichen Reichthum vom größten Nutzen. Ohne die Subſidien dieſes Dieners hätte ſein Monarch niemals jene wichtige Eroberung der Normandie (1448) vollenden können. Sein Handel erſtreckte ſich faſt über alle Welttheile; die Zahl ſeiner Schiffe und Galeeren verbreitete ſich über alle Gewäſſer, und ſeine zahlloſen Faktoreien machten ihn zum erſten Particulier von Europa. Carl ſandte ihn 1448 nach Lauſanne, um gewiſſe Geſchäfte mit dem Papſte Felix V. ins Reine zu bringen. Seine Feinde benutzten die Abweſenheit, um ihn zu ſtürzen. Der König vergaß ſeiner geleiſteten Dienſte; Coeur wurde in's Gefängniß geworfen, das Parlament machte ihm den Prozeß, und verdammte ihn zu einer anſehnlichen

Geldſtrafe. Auf die Anſchuldigung, daß er Agnes Sorel vergiftet habe, ertheilte der König (1452) Chabannes, dem erklärteſten Feinde Coeur's, die Competenz, ihn im Gange Rechtens zu verfolgen und zu verurtheilen. Ohne ihm nur einen Rechtsbeiſtand zu bewilligen, wurde er am 19. Mai 1453 zum Tode verdammt, und die Confiskation ſeines ganzen Vermögens beſchloſſen. Während er im Franziskanerkloſter zu Beaucaire ſchmachtete, theilten die Richter ſeine Habe, und brachten ſeine prachtvollen Beſitzungen um wenige Silberlinge an ſich. Im Elende wäre er ſicherlich umgekommen, wenn ihn nicht einer ſeiner Commis, welcher mit ſeiner Nichte verehelicht war, gerettet, und ſeine Flucht nach Rom befördert hätte. Der Papſt Calixtus III., der einen Zug gegen die Türken unternahm, übertrug ihm den Oberbefehl über einen Theil ſeiner Flotte; unterwegs wurde er aber krank, und ſtarb auf der Inſel Chio 1461.

Cognac, Coignac, Stadt und Hauptort eines Bezirks im franz. Dep. Charente, an der Charente, mit 503 H. und 2827 Einw., einem Handelsgericht, Faiencefabrik, Papiermühlen, Gerbereien. In der fruchtbaren Gegend wachſen gute rothe und weiße Weine; aus letztern werden hier und in der Nachbarſchaft von 10 und mehr Stunden treffliche Franzbranntweine bereitet, die daher im Auslande gewöhnlich Cognac heißen. Auf dem hieſigen Schloſſe wurde 1515 König Franz I. geboren.

Cognaten nennt man alle unter ſich auf irgend eine Art verwandte Perſonen im weiteren Sinn des Worts. Wenn nun die Verwandtſchaft zwiſchen zwei Perſonen durch lauter Perſonen männlichen Geſchlechts und durch lauter eheliche Zeugungen begründet iſt, ſo heißen ſie Agnaten; iſt hingegen die Verwandtſchaft zwiſchen ihnen durch eine Frauensperſon, gleichviel ob in oder außer der Ehe, begründet, ſo heißen ſie Cognaten im engern Sinne, und in dieſer Bedeutung ſetzt man ſie den Agnaten entgegen.

Cohäſion, Cohärenz (Zuſammenhang). Wenn die Theile eines Körpers durch diejenige wechſelſeitige Anziehung der Materie, die lediglich auf die Bedingung der Berührung eingeſchränkt iſt, miteinander vereinigt ſind, ſo nennen wir dies die Cohäſion. Sie gehört alſo nicht zur Möglichkeit der Materie überhaupt, weil auch Körper möglich ſind, die nicht miteinander zuſammenhängen, und kann daher nicht als a priori mit dem Begriff der Materie verbunden betrachtet werden. So hängen die Theile eines Metalldraths dadurch feſt zuſammen, daß ſie ſich einander wechſelſeitig anziehen; allein dieſe Anziehung liegt nicht in dem Weſen dieſer Theile als Materie, ſondern in der Berührung und Beſchaffenheit der ſich berührenden Oberflächen. Die Theile flüſſiger Materien hängen ebenfalls ſo zuſammen, wie man daraus ſehen kann, daß ſie ſich nicht ohne Aufwendung einiger Kraft trennen laſſen; doch iſt dieſer Zuſammenhang weit geringer, als bei den feſten Körpern; eine kleine Menge von Theilchen eines flüſſigen Körpers iſt ſchon durch ihr eigenes Gewicht vermögend, ſich in Geſtalt eines Tropfens von dem Ganzen loszureißen. Dieſe Eigenſchaft alſo, daß die Theile mancher Körper miteinander zuſammenhängen, iſt nicht metaphyſiſch, ſondern phyſiſch. In ſofern alſo die Anziehung bloß in der Berührung wirkſam gedacht wird, heißt ſie Zuſammenhang. Durch ſehr gute Verſuche thut man zwar dar, daß dieſelbe Kraft, welche in der Berührung Zuſammenhang heißt, auch in ſehr kleiner Entfernung wirkſam befunden werde; die Anziehung heißt aber doch nur Zuſammenhang, in ſofern man ſie bloß in der Berührung denkt, der gemeinen Erfahrung gemäß, bei welcher ſie in kleinen Entfernungen kaum wahrgenommen wird. Zuſammenhang wird gemeinhin für eine ganz allgemeine Eigenſchaft der Materie angenommen, nicht als ob man zu ihr ſchon durch den Begriff einer Materie geleitet würde, ſon-

dern weil die Erfahrung ſie allerwärts darthut. Allein dieſe Anziehung iſt dennoch nur Flächenkraft; denn ſie richtet ſich ſelbſt als ſolche nicht einmal allerwärts nach der Dichtigkeit, und zur völligen Stärke des Zuſammenhanges iſt ein vorhergehender Zuſtand der Flüſſigkeit der Materien und der nachmaligen Erſtarrung erfoderlich; auch verſtattet die allergenaueſte Berührung gebrochener feſter Materien in eben denſelben Flächen, mit denen ſie vorher ſo feſt zuſammenhingen, bei Weitem den Grad der Anziehung nicht mehr, den ſie von ihrer Erſtarrung nach dem Fluſſe her hatten.

Cohorte, ſ. Legion.

Coimbra, die Hauptſtadt der portugieſiſchen Provinz Beira, iſt mit Oelbäumen und Weinbergen umgeben, und liegt auf der Nordſeite des Fluſſes Mondego, theils in der Ebene, theils an Hügeln. Uebrigens iſt ſie offen, eng und winklig gebaut, und ſchlecht gepflaſtert; ſie zählt 15.000 Einwohner, iſt der Sitz eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchofe von Braga ſteht, und der einzigen Univerſität von ganz Portugal. Die Univerſität ward 1290 geſtiftet, und 1773 ſehr verbeſſert; ſie beſteht aus ſechs Facultäten, und hat 42 ordentliche und 35 außerordentliche Profeſſoren. 1804 zählte ſie 1431 Studenten. Zu ihr gehören eine große Bibliothek, ein chineſiſches Laboratotium, ein botaniſcher Garten, eine Sternwarte, und eine treffliche Sammlung von phyſikaliſchen und chirurgiſchen Inſtrumenten. — Berühmt iſt ihre auf zwanzig Bogen ruhende Waſſerleitung. Die Stadt führt den Titel eines Herzogthums, wovon ſich die portugieſiſchen Provinzen zuweilen genannt haben, und litt bei dem Erdbeben den 1ten Nov. 1755 großen Schaden.

Colardeau (Charles Pierre) wurde 1732 zu Janville geboren. Von früher Jugend an war die Dichtkunſt ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Seine Heroiden, welche in ganz Frankreich geleſen und bewundert wurden, zeigten ſeine Anlagen zur Dichtkunſt. Vor ihm hatte ſchon Fontenelle nicht ohne Ruhm in der franzöſiſchen Poeſie die Bahn dieſer Dichtungsart betreten; doch Colardeau bildete ſich nicht nach dieſem. Er war bei ſeiner Beſchäftigung mit der engl. Literatur bekannter mit Pope's Epiſtel Heloiſe's an Abelard geworden. Auch andere engl. Dichter, wie Rowe, deſſen Trauerſpiel: die Braut in Trauer, er für das franzöſiſche Theater bearbeitet hat, wirkten auf ſeinen Geſchmack. Die kräftige und gefühlvolle Poeſie der Engländer bekam mehr Reiz für ihn, als die flüchtige Poeſie, die in ſeinem Vaterlande die herrſchende war. Durch glückliche Nachahmung der Epiſtel Heloiſe's an Abelard von Pope gelang es ihm, die Heroide im franz. Publikum ſo beliebt zu machen, wie ſie es noch nie geweſen war. Colardeau hat das Verdienſt, dieſer Dichtungsart, die ſo leicht zum falſchen Pathos verführt, eine nicht gewöhnliche Bildung gegeben zu haben, durch die ſie auch plötzlich die Modepoeſie ward. Es entſtand ein Wetteifer unter den ſchönen Geiſtern Frankreichs, einander durch neue Heroiden zu übertreffen. Dolart übertraf beinah Colardeau, beſonders in ſeiner Antwort Abelards an Heloiſe. Colardeau verſuchte ſich auch in der Tragödie, doch dieſe Verſuche fanden wenig Beifall. Sein Verdienſt um die Heroide indeſſen erkannte auch die Akademie, welche ihn 1776 als ihr Mitglied aufzunehmen beſchloß; doch der Tod entriß ihn dieſer Ehre in der Blüthe ſeines Lebens im Jahr 1776. Sein einnehmendes Benehmen, ſein ſanfter und gutmüthiger Charakter, erwarben ihm viele Freunde und Verehrer. Seine ſämmtlichen poetiſchen Arbeiten wurden nach ſeinem Tode geſammelt und herausgegeben.

Colberg, eine Stadt und Feſtung in dem pommerſchen Regierungsbezirke Cöslin, an der Perſante, die ſich 1/4 Meile von hier in die Oſtſee ergießt, und an dem Ausfluß einen Hafen bildet, der eigentlich aus 2 Däm-

men beſteht, die vom Ufer des Fluſſes in die See fortgeſetzt ſind. Durch die vortreffliche aber koſtbar zu unterhaltende Waſſerbaukunſt hat man den Mangel der gegrabenen Brunnen, die hier nur ſalziges Waſſer liefern, erſetzt, und das Waſſer, welches mittelſt eines Rades 40 Fuß hoch ſteigt, leiten beſondere Röhren durch die ganze Stadt. Das hieſige Salzwerk iſt ſehr bedeutend, und es war das einzige, welches dem preußiſchen Staate nach dem Tilſiter Frieden noch übrig blieb. — Die Feſtungsgraben können unter Waſſer geſetzt werden. Oſtwärts ſchließt ſich an die Feſtungswerke ein großes, ſtark befeſtigtes Lager. Die Gegend um Colberg iſt eine Niederung mit Bächen und kleinen Seen. Sie hat 5.300 Einw. — Die Vertheidigungen dieſer Stadt ſind in der preußiſchen Kriegsgeſchichte merkwürdig. Im ſiebenjährigen Kriege ward Colberg von den Ruſſen in den Jahren 1758, 1760, 1761 belagert, und am 16. Dez. dieſes Jahres, nur dann erſt, als ihr tapferer Commandant Heyden dem Hunger erlag, mittelſt Capitulation erobert. Eben ſo ſtandhaft und tapfer, aber glücklicher, ward ſie 1807 gegen die Franzoſen vertheidigt. Schill und Gneiſenau legten hier den erſten Grund zu ihrem Ruhme, und die Einwohner, von ihrem 70jährigen Mitbürger Nettelbeck angeführt, der auch die früheren Belagerungen erlebt hatte, theilten alle Anſtrengungen und Gefahren der Beſatzung. Colberg ward nicht übergeben, obgleich die meiſten Außenwerke vom Feinde, als der General Lucadou, ein alter Schwachkopf, hier befehligte, ſchon erobert waren. Die Stadt war ſeit dem 28. April faſt ſtets beſchoſſen worden, beſonders heftig war die Kanonade am 23. Mai, 1. und 2. Juli geweſen; 185 Häuſer, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. Den Schreckensſcenen machte der 2te Julius endlich durch die Bekanntmachung des Friedens ein Ende. — Die Beſatzung beſtand aus 6.000 Mann, die Belagerer waren 18.000 Mann ſtark. Die Franzoſen ſchickten 6.775 Kugeln in die Stadt. Der König von Preußen vereinigte die Beſatzung unter ein Regiment, das für immer den Namen der Feſtung führen ſoll, und erließ den Bürgern von Colberg ihren Antheil an den Kriegsabgaben.

Colbert (Jean Baptiſte), Marquis von Seignelay, Generalkontroleur der Finanzen unter Ludwig XIV., war im Auguſt 1619 zu Rheims geboren. Um ſeinen Kindern eine vollſtändigere Erziehung zu geben, nahm ſein Vater ſpäterhin ſeinen Wohnſitz zu Paris. Der junge Colbert zeigte die glücklichſten Anlagen, und als er heranreifte, eine ausgezeichnete Vorliebe für Handel, Fabrik und Finanzweſen. Nach verſchiedenen, für ſeine Bildung wichtigen Reiſen, trat er 1648 bei dem Staatsſekretär Le Tellier in Dienſte, und dieſer ſtellte ihn dem Cardinal Mazarin, Premierminiſter, vor, der ſogleich das eminente Talent, welches noch überdies bei Colbert mit Beſcheidenheit gepaart war, in demſelben erkannte. Mazarin, der ſehr wohl das Ungewitter, welches über ihm ſchwebte, und bereits das Königreich zu erſchüttern anfing, bemerkte, und zu zerſtreuen wünſchte, indem man ihm hauptſächlich die Bedrückungen der Generalpächter zur Laſt legte, zog den jungen Colbert an ſich, und täuſchte ſich nicht, als er ihm ſein ganzes Vertrauen ſchenkte, und allen den großen und mit Umſicht und Weisheit entworfenen Planen Colberts den Stempel ſeines Anſehens aufdrückte. Er empfahl ihn dem König, welcher ihn zum Staatsrathe ernannte. Kurz nach dieſer Ernennung vermählte er ſich mit Maria Charran, Tochter des Oberamtmanns von Blois. Um dieſe Zeit ſah ſich der Cardinal genöthigt, nach Cöln zu flüchten, und Colbert machte die Bekanntſchaft des Königs, indem er insgeheim die Correſpondenz Mazarins beſorgte. Der König, ein junger talentvoller Prinz, fand den höchſten Genuß in den Belehrungen Colberts in Rückſicht des Finanzweſens, und ſchenkte ihm auf immer ſeine Gunſt. Nach dem Sturze Fouquets, den Telliers Neid und Colberts

emporſteigender Ehrgeiz herbeigeführt, erhielt er die Stelle eines Generalkontroleurs. In dieſer Würde hatte er das unter Ludwig XIII. zerrüttete Gebäude der Finanzen wieder in einen haltbaren Stand zu ſetzen, die nachtheiligen Folgen von Richelieu's überſpannten Unternehmungen auszumerzen, und das Chaos, welches Mazarin aus dem Finanzſyſtem gemacht hatte, wieder zu einer geregelten Ordnung zurückzuführen. Sein großes und vielumfaſſendes Genie entwickelte ſich an den Schwierigkeiten, welche er zu bekämpfen hatte, und an den Mitteln zu ihrer Beſeitigung. Wo er hinblickte, ſah er das Volk unter den ungeheuren Steuerlaſten beinahe erliegen, und doch war der Schatz leer; die Auflagen überboten ſich einander an Höhe, und durch die untreuen Hände habſüchtiger und verſchwenderiſcher Beamten erhielt der König kaum den dritten Theil ſeiner Staatseinkünfte. Da beurkundete Colbert die nämliche Rechtſchaffenheit, denſelben unermüdlichen Eifer, wie Sully, übertraf ihn aber noch an Kenntniß der Uebel, welche den Staat heimſuchten, und deren Grundurſachen. Er errichtete ein Finanzkolleg und eine Juſtizkammer, um ſich eine genauere Einſicht in das Weſen des Staatshaushalts zu verſchaffen, ließ die Schulden liquidiren, dekretirte die Herabſetzung der Renten, und um dieſer Maßregel den Schein grauſamer Willkühr zu benehmen, verminderte er die Steuern, und erließ den Unterthanen einen bedeutenden Rückſtand. Mit rückſichtsloſer Freimüthigkeit bot er dem Unweſen jeder Art die Spitze, zog eine ungeheure Menge überflüſſiger Stellen ein, wachte mit Adlersblick über die Treue derjenigen, die in Dienſten blieben, überſah die abgelegten Rechnungen mit Strenge, richtete ſein beſonderes Augenmerk auf die unüberſehbare Menge der ſo ſehr verderblichen Generalpächter, und wies ſie mit Ernſt und Nachdruck in ihre Gränzen zurück. Nach kurzer Zeit hatten die königlichen Kaſſen einen Zuwachs von 7 Millionen aufzuweiſen, und Frankreichs Unterthanen fingen an, durch ſeine raſtloſe Sorgfalt Erleichterung in den Abgaben zu ſpüren. Die verbeſſerte, und für den Staat einträglichere Einrichtung der Münze, die Wiederherſtellung der franzöſiſchen Marine, den blühenden Handel im In- und Auslande, beſonders nach Oſt- und Weſtindien, verdankt Frankreich allein Colberts allumfaſſendem Schöpfergeiſte. Sodann errichtete er Manufakturen und Fabriken in allen Zweigen der Kunſt, und verhinderte dadurch die ungeheure Ausfuhr des Geldes in fremde Länder. Die vorzüglichſte ſeiner Fabriken, die der berühmten Tapeten, blüht noch jetzt in nie erlöſchendem Ruhme. Nachdem Colbert ſich auf dieſe Weiſe feſtgeſetzt hatte, wagte er ſich an die ſchädlichen Inſekten der Rentner, und eilte, trotz ihres Schimpfens und Schmähens, ihren Einfluß zu ſchmälern. Colbert, voll von großen Ideen, beredete den König, die Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu errichten, und faßte einen Gedanken des großen Sully auf, von dem aber der Ruhm der Ausführung der Regierung Ludwigs XIV. aufbehalten war, nämlich das Graben des großen Canals von Toulouſe bis Narbonne, um zwei Meere mit einander zu verbinden. Auch das Schloß zu Verſailles, das von Ludwig XIII. nur zu einem Jagdhauſe bereits gegründet war, verdankt ſeine Ausdehnung, ſeine Pracht und außerordentliche Schönheit Colberts Genie. Er konnte nicht dulden, daß unter ſeines Königs Regierung ein Werk irgend einer Art vollendet wurde, daß nicht auch dem Glanze ſeiner Monarchie entſpräche. Zum Beweiſe ſeiner hohen Zufriedenheit ernannte ihn im Jahre 1668 der König zum Staatsſekretär, und 1669 zum Seeminiſter. Indeſſen erließ Colbert 1673 eine Verordnung, worin man ſein Genie verkennt; er führte nämlich für Kaufleute und Künſtler die Zunftgerechtigkeit ein. — Die unaufhörliche Arbeit, deren ſich Colbert, theils aus Neigung, theils aus Nothwendigkeit widmete, ſchwächte endlich ſeine Geſundheit. Ein Stein, der ſich in der Stirne ange-

ſetzt hatte, verurſachte ihm unendliche Schmerzen. Ludwig XIV. bewies ihm in ſeiner Krankheit ſeine hohe Achtung durch einen Beſuch. Er ſtarb 1683 im 64. Jahre ſeines Alters. Ganz Frankreich war von Schmerz bei der Nachricht ſeines Todes durchdrungen, und die Nachwelt geſteht, daß Ludwig XIV. den größten Theil der Wunder, die unter ſeiner Regierung geſchehen ſind, ihm zu danken hat. Sein Körper wurde nach der Pfarrkirche St. Euſtache gebracht, wo ihm ſeine Kinder ein prächtiges Mauſoleum errichten ließen. Seine Büſte von weißem Marmor wird für ein Meiſterſtück Girardons gehalten. Er hinterließ ſechs Söhne, alle in den höchſten Ehrenſtellen, und drei Töchter, welche an Herzoge vermählt waren. Sully hatte die Bahn gebrochen, und Colbert erweiterte ſie.

Colchis, ein ſchon im heroiſchen Zeitalter der Mythe berühmtes Land in Aſien, das ſich vom Fluſſe Phaſis bis Corax erſtreckte, und öſtlich an Iberien gränzte. Es zeichnete ſich durch ſeine reizende Schönheit und ergiebige Fruchtbarkeit aus. Alle darin gewonnene Früchte, der Honig allein ausgenommen, hatten einen trefflichen Geſchmack. Zu ſeinen vornehmſten Produkten gehörte Lein, Wachs, Hanf und Pech. Der Schiffbau wurde hier ſtark betrieben. Den Griechen wurde dieſes Land zuerſt durch den Argonauten-Zug bekannt; und wenn man unter dem goldenen Vließe Gold verſteht, ſo iſt dies ein Beweis, daß hier dieſes koſtbare Metall gefunden wurde. Strabo und Caſaubon erzählen, daß die Einſaſſen Lämmerfelle in die Flüſſe gelegt, und damit den Goldſand aufgefangen hätten. Die Colchier waren, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine ägyptiſche Colonie, was ihre Bildung, Farbe, Sprache und Sitten beweiſen. In der Folge vermiſchten ſie ſich wahrſcheinlich bald mit ihren Nachbarn, und nahmen deren Sitten an. Sie lebten ſehr mäßig, meiſtens von Buchzweigen, und handelten mit Leinwand, Wachs und Pech.

Colibri iſt der merkwürdigſte Vogel Neu-Spaniens in mehr, als Einer Hinſicht. Das ganze Geſchlecht iſt zwar auf Amerika beſchränkt, aber Neu-Spanien iſt einer der Hauptſitze davon. Jetzt ſteigt die Summe der Arten dieſer ſchönſten aller Vögel bereits auf 70, wovon Neu-Spanien in ſeinem ganzen Umfange vielleicht ein Drittel enthalten mag, da diejenigen, welche ſich auf den Antillen finden, gleichfalls hier faſt alle zu Hauſe ſind. Durch dies Geſchlecht der Colibris hat die Natur wahrlich die animaliſche Welt der weſtlichen Hemiſphäre auf das Trefflichſte ausgezeichnet. Denn welch ein herrliches Geſchöpf iſt nicht dieſer Vogel! Ein Meiſterſtück im Kleinen von Allem, was man ſich Holdes und Schönes bei einem befiederten Weſen denken mag. Die feinſte Geſtalt iſt mit Federn bedeckt, die alle Farben des Regenbogens, durch Gold- und Silberglaſur erhöhet, von ſich ſtrahlen; das ſchwarze Auge iſt feurig; der Schnabel nur wie eine feine gekrümmte Nadel, nicht zu grober Nahrung gebildet, dringt in den Kelch der Blumen, und die Zunge ſaugt daraus, wie bei den Bienen, den Honig. Sein Geſang iſt ein ſanftes, liebliches, aber doch deutliches Sumſen. Mit der Leichtigkeit des Zephyrs ſegelt er fort, und ſchwebt wie ein Dämmerungsvogel über ſeine Lieblingsblumen. Und wie ſchön, ganz dem lieblichen Thierchen angemeſſen, iſt nicht ſein Bau! Das Neſt, ein Sphäroid von angenehmer Form und bewunderungswürdiger Nettigkeit, iſt auf das Zarteſte mit Seide und Baumwolle austapeziert, und hängt mit vieler Vorſicht zwiſchen den elaſtiſchen dünnſten Zweigen der Orangen- und Pumpelmoosbäume, um es gegen große Schlangen zu ſchützen. Hier brüten Männchen und Weibchen wechſelsweiſe mit innigſter Aelternliebe die Eier, oft kaum größer als eine Erbſe, und die Jungen, welche anfangs nur die Größe einer Fliege haben. Völlig ausgewachſen wiegt der kleinſte Colibri etwa 20, nach Einigen gar nur 6 Gran. Das Weibchen ſitzt häufiger und

länger, während das muntere Hähnchen wachſam den vergoldeten Federbuſch (eines der Unterſcheidungszeichen von dem Weibchen) erhebt, und jeder Gefahr Trotz bietet. Nahet ſich der ſtarke Dickſchnabel (gros bec, vielleicht ein Neuntödter, Lanius L., oder kleiner Sperber), um die Jungen zu erbeuten, dann verwandelt die Vaterliebe das kleine ſchwache Thierchen in den unerſchrockenſten Kämpfer. Mit Wuth fliegt er dem ſtarken Feinde entgegen, und dieſer, der bereits ſeinen Gegner kennt, flieht mit ängſtlichem Geſchrei; aber der Colibri verfolgt ihn, klammert ſich, ſobald er ihn erreicht, mit ſeinen kleinen Krallen unter die Flügel des Dickſchnabels feſt, und bohrt ihm mit ſeinem pfriemenartigen ſcharfen Schnabel gefährliche Wunden. — Ein wonnevoller reizender Anblick iſt eine gezähmte Familie dieſer ſchönſten Vögelchen. — Die Colibris ſollen ſich durch eine andere Sonderbarkeit vor allen Vögeln der wärmeren Regionen auszeichnen. Selbſt in Neu-Spanien halten ſie einen Winterſchlaf, ſo wie man dies bei uns von den Schwalben behauptet. Von dieſem ſchönſten Geſchlechte der Vögel zogen die alten Mexicaner einen Artikel des Luxus und der Kunſt. Denn wenn gleich ihre wirklichen Malereien nur grob und ſchlecht waren, ſo malten ſie dagegen ſehr künſtlich mit den Federn der Vögel; oder richtiger: ſie gaben eine Darſtellung von Blumen, Thieren und Landſchaften durch eine Art von Moſaik von Federn, welche ſie auf das Künſtlichſte hierzu zuſammenſetzten oder neben einander ſteckten.

Coligni (Gaspard, Graf von), Admiral von Frankreich, einer der vorzüglichſten Kriegsoffiziere ſeiner Zeit, wurde den 17. Febr. 1516 geboren. Auf dem Waffenfelde verlebte er die Tage ſeiner Jugend, und zeigte ſchon frühe herrliche Proben ſeiner Tapferkeit und ſeiner überlegenen Klugheit. Unter Franz I. nahm er an dem Entſatze von Landrecy (1542), und zwei Jahre darauf an der Schlacht bei Ceriſoles lebhaften Antheil. Heinrich II. übertrug ihm den Feldherrnſtab über die franz. Infanterie, machte ihn zum Ritter ſeines Ordens, und ernannte ihn zu ſeinem Mandatar (1550), den Frieden mit England abzuſchließen. In der Folge begleitete er ſeinen Monarchen auf ſeinem Kriegszuge nach Deutſchland, und bekleidete nach dem Tode des Admirals Annebault (1552) die Admiralitätsſtelle von Frankreich. Ein Jahr darauf zeigte er ſeine Bravour in Flandern als Oberfeldherr des dortigen Heeres, war Haupturſache des bei Renti (1554) erfochtenen Sieges, und ward Bevollmächtigter bei den Friedenstraktaten, welche 1556 mit dem Kaiſer abgeſchloſſen wurden, die er aber in Gemäßheit einer königl. Ordonnanz wieder aufheben mußte. Der Anſchlag, welcher auf Douay gemacht worden, war verrathen, und obgleich die Wachen aufgeweckt wurden, ſo eroberte er nichts deſto weniger Lens, beſtreifte die Gränzen, und führte große Beute mit ſich zurück. Bei der Belagerung von St. Quentin bewies er eine ſeltene Feldherrngröße. Er warf ſich in dieſe Stadt, hielt ſich durch eine tapfere Gegenwehr gegen die ſpaniſche Belagerung, fiel aber nach Eroberung derſelben in die Hände ſeiner Feinde. Nach ſeiner Freilaſſung trat er zur Partei der Hugenotten, und reichte in der Staatsverſammlung zu Fontainebleau eine beſondere Bittſchrift zu Gunſten der Religionsfreiheit ſeiner Glaubensgenoſſen ein. Hierdurch entflammte er die Guiſen zu einem unauslöſchlichen Haſſe gegen ſich, welcher vermehrt wurde, als er ſich förmlich an die Spitze der Hugenotten ſtellte. 1562 entſpann ſich zwiſchen beiden Religionsparteien das Treffen bei Dreux. Coligni's Heldenmuth konnte den Rückzug nicht verhindern; er hatte aber ſelbſt ſo mannhaft gefochten, daß der Feind wenig Vortheil über ihn erhielt. Hierauf bemächtigte er ſich 1563 mit Hülfe der Engländer faſt der ganzen Normandie, und als um dieſe Zeit der Herzog Guiſe bei der Belagerung von Orleans gemeuchelt wurde, ſah er ſich in die Anklage verwickelt, als habe er an der Ermordung dieſes Fürſten Antheil genommen. Er reinigte ſich aber von dieſem Verdachte durch einen Eid. Als die Kriegs-

fackel im Jahre 1567 von Neuem weit umher Alles in Flammen ſetzte, lieferte er bei St. Denys (1567) gegen den Connetable Montmorency eine heiße Schlacht, deren nachtheilige Wendung durch das unglückliche Treffen bei Jarnac (1569) noch verderbenbringender für die Calviniſten wurde; er hob daher die Belagerung von Poitiers auf, und erhielt noch in demſelben Jahre eine blutigere Niederlage bei Moncontour. Alle dieſe Unglücksfälle beugten ſeinen Muth nicht nieder; er raffte ſeine übrig gebliebenen Truppen zuſammen, und nahm von Neuem eine drohende Stellung, als der 1570 abgeſchloſſene Friede den Unruhen ein Ziel zu ſetzen ſchien. Um dieſe Zeit hielt ſich Coligni in Chatillon auf, bis er unter großen Schmeicheleien an den Hof des Königs nach Blois (1571) gerufen, und mit Gnadenbezeugungen überhäuft wurde. Carl IX. beſtätigte ihn in allen ſeinen frühern Ehrenämtern, leiſtete ihm für den an ſeinem Vermögen erlittenen Schaden Erſatz, und verbarg unter der zutraulichſten Miene von Herablaſſung einen Plan, der ſchrecklich war. Man warnte Coligni, ſich auf dem Glatteiſe des Hofes in Acht zu nehmen; aber dieſer Mahnungen ungeachtet ließ er ſich dennoch 1572 unter dem Vorwande des navarriſchen Beilagers nach Paris locken. Als er eines Tages aus dem Louvre nach Hauſe ging, wurde er durch einen Büchſenſchuß aus einem Fenſter verwundet. Das Werkzeug dieſes verfehlten Meuchelmords war ein gewiſſer Maurevert, welcher von dem Herzoge von Guiſe und mit Vorwiſſen des Königs zu dieſem Bubenſtücke gedungen war. Auf die Beſchwerden des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé verſprach der König die Beſtrafung jener niedrigen Creatur, und bezeigte Coligni über dieſes Ereigniß den tiefſten Schmerz in den Worten: „mein Vater, ihr habt die Wunde, ich aber fühle den Schmerz,“ zu einer Zeit, da der Plan zu einem empörenden Blutbade ſchon entworfen war. Mit dem 24 Aug. 1572 wurde das Zeichen zu den blutigen Auftritten der Bartholomäusnacht gegeben. An der Spitze einer aufgewiegelten Volksmenge ſtürmte der Herzog von Guiſe das Haus Coligni's. Ein Mörder, Behme oder Beſme, ſtürzte in ſeine Stube, und fand den Admiral mit gefaßter Seelenruhe in einem Lehnſtuhle ſitzen, der, als er ſeine Abſicht errieth, in die Worte ausbrach: „Junger Menſch, mein graues Haupt ſollte dir Ehrfurcht einflößen, aber thue, wie du willſt, du kannſt mein Leben nur um wenige Tage abkürzen.“ Ohne ſich durch dieſen Ton ſeltener Seelengröße entwaffnen zu laſſen, drang der Mörder auf ihn ein, durchbohrte ihn mit zahlloſen Dolchſtichen, und warf ihn zum Fenſter hinaus, wo er ſein Leben in den Worten aushauchte: „Nicht durch die Hände eines Troßbuben, ſondern durch die eines Edelmanns verdiente ich den Tod.“ Drei Tage blieb der Leichnam den Beſchimpfungen des Pöbels ausgeſetzt, und ward endlich bei den Füßen an den Galgen von Montfaucon geknüpft, bis ihn ſein Vetter Montmorency herabnehmen, und in der Kapelle des Schloſſes von Chantilly begraben ließ (vergl. den Art. Pariſer Bluthochzeit). In der Folgezeit wurde ihm ein prächtiges Mauſoleum errichtet, welches die Inſchrift Voltaire's zierte:

Le héros malheureux, sans armes, sans défense,
Voyant qu'il faut périr, et périr sans vengeance,
Voulut mourir du moins comme il avoit vécu,
Avec toute sa gloire et toute sa vertu etc.
Et l'on porta sa tête aux pieds de Médicis:
Conquête digne d'elle et digne de son fils.

Coliſeum, Coloſſeum, iſt der heutige Name des von Kaiſer Titus Flavius Veſpaſian zu Rom erbauten Amphitheaters, das von ſeinem Erbauer das flaviſche genannt wurde. Veſpaſian ſoll es in Einem Jahre durch 1200 gefangene Juden haben zu Stande bringen, und bei ſeiner Einweihung zum Vergnügen des Volkes 5000, nach Andern 9000, wilde Thiere darin haben kämpfen laſſen. Seine Geſtalt iſt eifor-

mig; ſein größter Durchmeſſer beträgt von Innen 581, und der kleinſte 481, der äußere Umfang aber 1616 Fuß. Es iſt von Travertinerſteinen aufgeführt. Einige Schriftſteller laſſen 80.000, andere nur 34.000 Zuſchauer in dieſem Coliſeum Platz finden. Indeſſen ſetzen ſie es noch über die Pyramiden der Aegypter und die andern Wunder der alten Welt. Durch die Dauer der Zeit und die Wuth der Gothen hat dieſes Denkmal römiſcher Größe fürchterlich gelitten. In der Folge ließ der Papſt Paul II. davon Steine zum Bauen, der Cardinal Kiario Steine zum Pallaſte der Cancellaria, und Paul III. zum Pallaſte Farneſi, leider wegnehmen. So zertrümmert auch jetzt das Coliſeum ausſieht, ſo ſehr erſtaunt man gleichwohl über deſſen Größe und Majeſtät, wenn man es von der Nordſeite betrachtet, wo es faſt unbeſchädigt geblieben iſt. Selbſt die Ruinen erregen ein hohes Intereſſe durch die maleriſchen Proſpekte, welche ſie liefern. In den neueſten Zeiten hat man in dieſem Amphitheater eine kleine, der Madonna della Pieta geweihte Kirche gebaut. Benedikt XIV. ließ in der Ründung des Platzes 14 Capellen oder Altäre errichten, wo man in der Charwoche die ſogenannten Stationen beſucht. Die Erde des Coliſeums wird wegen des häufigen dort vergoſſenen Blutes der Märtyrer von den Römern für heilig gehalten.

Collaterales, oder **Collateralverwandte**, ſind Seitenverwandte, die ihre Abkunft von Bruder oder Schweſter herſchreiben; daher **Collaterallinie** die Seitenlinie.

Collator heißt jeder Gutsherr oder Kirchenpatron, in ſofern er das Recht hat, geiſtliche Aemter oder Pfründen zu vergeben. Dieſes Recht ſelbſt heißt die **Collatur** oder das **Patronat-Recht**.

Collé (Charles), ein franzöſiſcher Theaterdichter, Sohn eines königlichen Prokurators bei dem Gerichtshofe des Chatelet, ward 1709 zu Paris geboren. In ſeinem 14ten Jahre verlor er ſeinen Vater, und kam mit den anakreontiſchen Dichtern Gallet und Pannard in Verbindung, die in ihm die Neigung zu Poeſien, der zärtlichen und tändelnden Gattung weckten. Die Bühne feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit, und nicht ohne Beifall wurden ſeine dichteriſchen Produkte aufgeführt. Mit einer Parodie von La Chauſſée, betitelt: Alphonse l'impuissant, (1740) eröffnete er ſeine literariſche Laufbahn. Hierdurch erwarb er ſich die Gunſt des Herzogs von Orleans, auf deſſen Veranlaſſung er mehrere Theaterſtücke verfaßte, unter denen der Erwähnung werth ſind: Le Rossignol, la Veuve, le Galant Escroc, Nicaise, Joconde, Isabelle précepteur, le Jaloux corrigé etc. Seine Partie de la Chasse de Henri IV. zog durch die Wahrheit und Treue der Charakterzeichnung dieſes guten Königs die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Als dieſes Stück zu Verdun aufgeführt wurde, brach das ganze Theater in den Ruf: „Es lebe Heinrich IV.", aus. Noch jetzt wird es mit Beifall gegeben. Die Ideen zu dieſem Produkte gab ihm das Luſtſpiel des Dodsley: Le Roi et le Meunier de Mansfield. Seine Comödie Dupuis et Desronais, in dem Geiſte des Terenz gearbeitet, hat ſich wegen ſeiner komiſchen Kraft, ſeiner gut gehaltenen Charaktere, und ſeines leicht fließenden Dialogs, noch bis jetzt auf der Bühne erhalten. In ſeinen vielen Stücken der Art rühmt man den Witz, die Wahrheit und die freimüthige Darſtellung der Sitten ſeiner Zeit. Seine Gedichte und Lieder waren der Glanz ſeines Zeitalters; und er war vielleicht der erſte Dichter, dem man in Rückſicht ſeines poetiſchen Verdienſtes von Seiten des Hofes eine jährliche Penſion auszahlen ließ. 1805 erſchien aus ſeinem literariſchen Nachlaſſe ein Journal historique, welches Bemerkungen über die dramatiſchen Werke und die literariſchen Ereigniſſe ſeit den Jahren 1748 bis 1772 enthält. Er ſtarb am 3. Nov. 1783 in einem Alter von 75 Jahren.

Collectivglas iſt ein convexes, einem größern Brennglaſe zugeordnetes, Glas, vermittelſt deſſen die bereits gebrochenen Lichtſtrahlen, noch mehr gebrochen, in einem engern Brennpunkte ſich vereinigen.

Collegialrechte (Evangeliſche). Als Geſellſchaft hat die Kirche das allgemeine Recht, den Zweck ihrer Verbindung, die gemeinſchaftliche Religionsübung, möglichſt zu fördern. Die einzelnen hieraus entſpringenden, und durch den Geſellſchaftsvertrag ſelbſt zu beſtimmenden Rechte nennt man Collegial- oder Geſellſchaftsrechte der Kirche (jura collegialia, socialia ecclesiae), und zwar im Gegenſatze zu jenen Rechten, welche die kirchliche Geſellſchaft als moraliſche Perſon zur Beförderung ihres Zwecks aus einem beſondern Rechtsgrund **erwerben** muß (jura adquisita ecclesiastica), bezeichnet man ſie mit dem Namen der **urſprünglichen** Geſellſchaftsrechte der Kirche. Der Inbegriff der urſprünglichen und erworbenen Rechte, welche der kirchlichen Geſellſchaft zur Beförderung der gemeinſchaftlichen Religionsübung zuſtehen, macht die **Kirchengewalt** (Potestatem ecclesiasticam). Die einzelnen Collegialrechte, welche in der Kirchengewalt liegen, laſſen ſich auf folgende Hauptclaſſen zurückführen: I. Rechte zur nähern Beſtimmung gemeinſchaftlicher Religionsübung, als des Hauptzwecks ſelbſt, ſofern dieſe nicht durch die Grundprinzipien der Religion ſchon feſtgeſetzt iſt. II. Rechte zur Hinwegräumung der Hinderniſſe, welche ſich der gemeinſchaftlichen Religionsübung in den Weg legen. III. Rechte zur Ergreifung aller Mittel, welche zur Beförderung der gemeinſchaftlichen Religionsübung dienen können. Die Erfahrung zeigt uns hier den gewöhnlichen Gebrauch dieſer beſtimmten Mittel: 1) Abfaſſung der **Kirchenordnungen** und Geſetze, worauf die **Kirchenpolizei**, **Kirchenverfaſſung**, als der Inbegriff der wirklichen Beſtimmungen zur Beförderung der gemeinſchaftlichen Religionsübung, beruht, welche die Anordnungen zur Erhaltung der innern Ordnung, die **Kirchenzucht**, unter ſich begreift. 2) Erwerb beſtimmter Rechte und Güter. 3) Anſtellung gewiſſer Geſellſchaftsbeamte.

Collegianten, ſ. **Rheinsburger**.

Collegiatkirche, **Stiftskirche**, wird eine ſolche Kirche genannt, bei der eine Geſellſchaft von Chorherren angeſtellt iſt, die keinen Biſchof aus ihrer Mitte wählen können. Sie heißt auch zum Unterſchied von der Cathedralkirche Unterſtiftskirche. Beide ſind nur den Graden nach verſchieden, im Uebrigen iſt ihre Einrichtung dieſelbe.

Collegien, Colleges, nennt man die in England gewöhnlichen Kirchen- und Schulſtiftungen, oder gewiſſe, mit beſtimmten Pfründen verſehene, Geſellſchaften, deren Mitglieder mit ihren Lehrern oder Vorſtehern in eigends hierzu errichteten Gebäuden zuſammenwohnen. Gewöhnlich ſind dieſe Gebäude wie ein coloſſales Viereck aufgeführt, ſind umgeben mit freien Plätzen, ſchönen Gärten und liegenden Gründen. In das 13te oder 14te Jahrhundert fällt ihre Entſtehung, wo man anfing, aus den alten Klöſtern dergleichen Collegien umzubilden. Ihre alterthümliche Bauart macht ſie als würdige Denkmäler der Ehrfurcht gebietenden Vorzeit ſchätzbar; die wiſſenſchaftlichen Dokumente und Kunſtſammlungen, die ſie in ihrem Innern aufbewahren, eröffnen ihnen einen vortheilhaften Einfluß auf die Bildung des Zeitgeiſtes; und die treffliche Glasmalerei, die ſie aus den zerſtörenden, politiſchen Stürmen des Mittelalters gerettet haben, blüht noch jetzt in nie verlöſchendem Ruhme in Großbrittannien. Ein jedes Colleg hat einen Vorſteher, Rektor oder Dechanten an ſeiner Spitze, und bildet mit den Mitvorſtehern, den Lehrern und Zöglingen ein von den übrigen Collegien und den Hochſchulen ſelbſt unabhängige und ſelbſtſtändige Korporation. Daneben giebt es förmlich immatrikulirte Mitglieder dieſer Collegien, welche an allen Vorrechten und Vortheilen dieſes Inſtitutes den vollſten Antheil nehmen, und außerordentliche Theilneh-

mer oder Stipendiaten, die den ordentliche Mitgliedern, Fellows genannt, beſtimmte Dienſte leiſten müſſen, und dafür auf einige Jahre Unterricht, Koſt und Logis umſonſt haben. Die Stiftungen haben Geſetze, zu deren Befolgung ſich jedes Glied bei ſeinem Eintreten verpflichten muß; über die Aufrechthaltung der Statuten ſelbſt wacht ein erwählter Vorſteher. In caſuiſtiſchen Fällen kommt einem Viſitor, der aus den Biſchöfen oder Lords von dem Stifter gewählt iſt, die Entſcheidung zu. Die nichtgraduirten Mitglieder ſind einer äußerſt ſtrengen Disziplin unterworfen, und werden wie Unmündige behandelt. Gleich den Schulknaben werden ſie von dem Vorſteher in die Kirche geführt, dürfen ihre Behauſung nie ohne ausdrückliche Erlaubniß ihrer Lehrer verlaſſen, und nie außer dem Erziehungshauſe ſchlafen. Will irgend ein Mitglied einen Grad erhalten, ſo wird er von dem Master der Univerſität empfohlen, welche auf dieſe Vorſtellung das Graduitätcertificat ausſtellt. Die Fellows behalten ihre Einkünfte, die ſich auf 30 bis 150 Pfund Sterling belaufen, ſo lange, bis ſie ſich verehlichen, oder liegende Gründe erben, die ihr Einkommen an Werth überſteigt. Aus ihnen werden die Pfarreien beſetzt. In Oxford, welches 19 Collegien und 6 Hallen zählt, exiſtiren keine Stiftungen, mithin auch keine Fellows, weil jeder hier für ſeine eigene Rechnung lebt. Die von Heinrich VI. 1441 geſtiftete Schule zu Eton hat ein College für einen Probſt, 7 Fellows, und 70 Knaben, die man Collegers, Alumnen, nennt. Die Fellows allhier können ſich verehlichen, und eine Pfarrei bekleiden, ohne ihr Fellowſhip zu verlieren; an Rang ſtehen ſie den Domherrn gleich. Der Unterricht, welcher hier ertheilt wird, umfaßt hauptſächlich die claſſiſche Literatur des Alterthums. Die Wiſſenſchaften ſcheinen weniger das Augenmerk der Lehrmethode zu ſeyn, als darauf geſehen wird, daß ſich der Geiſt auf eine ſelbſtſtändige Art entwickele. Man kann die Colleges mehr eine gelehrte Republik, als eine eigentliche Erziehungsanſtalt nennen, welche durch die Grundſätze der Staatsverfaſſung bedingt wird, und mit ihr in genauem Zuſammenhange ſteht.

Collegium Corneliorum beſtand aus mehr als zehntauſend junger und ſtarker Sklaven, denen Cornelius Sulla die Freiheit und das römiſche Bürgerrecht geſchenkt hatte. Ihrem Patrone und Wohlthäter zu Ehren nannten ſie ſich Cornelios, und bildeten eine beſondere Innung unter den Plebejern.

Collegium de Propaganda nennt man jene Anſtalt zu Rom, welche vom Papſte Urban VIII. geſtiftet wurde, und deren Zweck iſt, für die Ausbreitung und Erhaltung des Chriſtenthums in allen Weltgegenden Sorge zu tragen. Der hochherzige Spanier, Joh. Bap. Vives, Urbans Hausprälat, war der Erſte, der im Jahr 1627 die Idee zu dieſer für das ganze Menſchengeſchlecht ſo heilbringenden Stiftung faßte, und dem Papſte ſeine beträchtlichen Güter nebſt ſeinem Pallaſte zu dieſem Zwecke anbot. Urban nahm dieſes edelmüthige Geſchenk an, und errichtete in dieſem Pallaſte das apoſtoliſche Seminarium, unter Anrufung der h. h. Apoſteln Petrus und Paulus, und befahl, man ſollte Geiſtliche von allen Nationen darin aufnehmen; auch ließ er dieſes Seminarium noch durch andere prachtvolle Gebäude vergrößern. — Dieſe fromme Stiftung wurde bald mit reichen Einkünften vermehrt. Der Cardinal Barberin, Urbans VIII. Bruder, ſtiftete 1637 noch zwölf Stellen für junge morgenländiſche Seminariſten aus Aſien und Afrika, und das Jahr darauf noch dreizehn Stellen für ſieben Aethiopier, oder Abyſſiner, und für ſechs Indier, oder in dieſer Ermangelung für ſo viele Armenier. Im Jahr 1641 ward dieſes Seminarium mit der Congregation der Cardinäle vereinigt, welche Gregor XV. 1632 in eben dieſer Abſicht zur Fortpflanzung des Glaubens geſtiftet hatte. Mehrere Cardinäle und andere Vornehme haben in der Folge dieſe Stiftung kräftig un-

terſtützt. Den Aufwand, den dieſes Seminarium zum Unterhalt der apoſtoliſchen Miſſionen machte, ſoll ſich jährlich auf 50.000 römiſche Thlr. belaufen. Alle bedeutende Sprachen des Erdbodens werden hier von den Profeſſoren gelehrt. Die ſchöne Bibliothek und Druckerei, welche mit Typen aus allen fremden Sprachen verſehen iſt, machen dieſe Anſtalt zu der Einzigſten in der Welt. Es erregt unſer Staunen, wenn man ſieht, in wie viele Sprachen in wenigen Wochen große Bücher überſetzt und gedruckt erſcheinen. Dieſe einzige Anſtalt, und deren giebt es noch ſo manche andere in Rom, läßt den Wißbegierigen leicht begreifen, wozu die Schätze, welche früher nach Rom gingen, ſo häufig verwendet wurden, und gewähren ihm die Ueberzeugung, daß irdiſche Schätze nicht edler verwendet werden können.

Collegium Lotorum war eine Innung im alten Rom, deren in einer römiſchen Inſchrift: Dianae aug. Colleg. lotor Sacr., erwähnt wird. Höchſt wahrſcheinlich lag es dieſer Waſcherzunft ob, die Bildſäule der berühmten *Diana Aricina* zu bedienen, und ſie bei den üblichen Luſtrationen zu baden. Dergleichen Abwaſchungen waren auch rückſichtlich der Bildſäulen von *Pallas* und *Cybele* gewöhnlich.

Collin (Heinrich Joſeph von), im J. 1772 zu Wien geboren, war der Sohn eines berühmten Arztes, und Neffe eines Profeſſors gleiches Namens. Raſtloſer Eifer, ſeltene Talente, pünktliche Genauigkeit in ſeinen Berufsgeſchäften zeichneten ihn von der früheſten Jugend bis an ſeinen Tod rühmlich aus. Nach Beendigung ſeiner Studien trat er in das Geſchäftsleben, wo in der Folge ſeine Verdienſte und große Vaterlandsliebe ihn von einer Ehrenſtufe zur andern emporhoben, ſo daß er im Jahre 1809 zum Hofrath bei der geheimen Credit-Hofkommiſſion ernannt, und mit dem Leopolds-Orden von ſeinem Monarchen beehrt ward. Sein ſchwacher, und öftern Krankheiten unterworfener Körper hielt ihn nicht ab, unermüdet ſeine Berufspflichten zu verfolgen. Pflicht war ſein höchſter Gedanke; ihr wich Alles, ſelbſt ſeine Lieblingsneigung zur Dichtkunſt opferte er ihr. Nur nach vollbrachten Geſchäften bis tief in die Nacht, oft bis an den Morgen, fand er ſeine Erholung in den Armen der Muſen. Dieſe zu große Anſtrengung entriß ihn 1811 im 39ſten Jahre ſeines Lebens dem Staate und der Literatur. Seine Büſte in der Carlskirche in der Vorſtadt Wieden ehrt das Andenken dieſes wahrhaft edeln Wieners. — *Collin's* Trauerſpiele gehören zu den Vorzüglichſten, die gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts Beifall gefunden und verdient haben. Aber die hohe Würde der Geſinnung, wodurch ſie ſich auszeichnen, ſchwächt, wie in *Klopſtocks* Bardieten, ungeachtet des kräftigen und ſehr gebildeten Styls, das tragiſche Pathos dadurch, daß die Gemälde des Edelmuths und der heroiſchen Aufopferungen den Leidenſchaften zu wenig Platz laſſen, und die menſchliche Natur in ihnen zu einfach erſcheint. *Collin's* Tragödien zeichnen ſich durch Einfachheit in dem Plane aus, welches ſeine vertraute Bekanntſchaft mit der griechiſchen Literatur beweiſet. Uebrigens ſah er bei ſeinen Arbeiten mehr auf dichteriſches Verdienſt, als auf rauſchenden Beifall des Publikums. Seine Tragödien ſind folgende: *Regulus*, *Coriolan*, *Polyxena*, *Balbao*, *Bianca della Porta*, *Mäon* und *die Horatier und Curiatier*, ſein Schwanengeſang. Schon die Fragmente eines Heldengedichts, *Rudolph von Habsburg*, die das Gepräge der Vollkommenheit an ſich tragen, zeigen, was wir in dieſer hohen Gattung der Dichtkunſt von Collin zu erwarten berechtigt geweſen wären, hätte er ſich ganz den Muſen weihen können, oder hätten die Parzen nicht ſo früh ſeinen Lebensfaden abgeſchnitten. Seine ſämmtlichen Gedichte, ſo wie ſeine proſaiſchen Werke, ſammt ſeiner Biographie, hat ſein Bruder geſammelt und herausgegeben.

Collin d'Harleville (Jean Francois), Mitglied der königlichen Akademie, wurde zu Maintenon, unweit Chartres 1755 geboren. In früher Jugend zeigte er eine feurige Phantaſie, und verfertigte bei feſtlichen Gelegenheiten mehrere Sonette, deren Inhalt gemüthlicher war, als die Form durch ihre techniſche Richtigkeit anſprechen konnte. In reiferem Alter verwies ihm ſein Vater dieſe unnützen Spielereien, wie er es nannte, und hieß ihn, ſeinen Geiſt auf ernſtere Gegenſtände hinlenken. Nur ganz geheim durfte er daher forthin zuweilen einige Stunden im Schooße der Muſen zubringen. Gegen ſeinen Willen mußte er Jurisprudenz ſtudiren, vollendete auch ſeinen akademiſchen Curſus, und folgte dann wieder ſeiner frühern Neigung, in den Kreis der Dichtungen tretend Er verſuchte ſich in der dramatiſchen Poeſie; ſeine Produkte fanden großen Beifall, und die Wahl ſeines Berufes war nun für ihn entſchieden. Unter ſeinen Theaterſtücken verdienen als die vorzüglichſten Erwähnung: l'Inconstant; l'Optimiste; les Châteaux en Espagne; le vieux Célibataire; Monsieur de Crac dans son petit castel; les Artistes. In ſeinen Theaterſtücken vermißt man die Leichtigkeit in der Darſtellung, und in ſeinen komiſchen Charakteren das Phyſionomiſche. Sein erſtes Produkt, l'Inconstant, trägt noch zuviel das Gepräge der Schule an ſich, von welchen Feſſeln er ſich aber bald in dem vieux Célibataire loszuwinden wußte. Hierin befolgt er die Grundſätze der dramatiſchen Kunſt, ſchürzt den Knoten der Verwickelung richtig, und zeichnet ſeine Charaktere mit Kraft, Wahrheit und Lebendigkeit. Außer ſeinen Luſtſpielen hinterließ er noch ein allegoriſches Gedicht in zwei Geſängen Melpomène et Thalie (1799), und mehrere kleine Stücke in Verſen, die er theils dem Inſtitute als Mitglied vorlas, theils in ephemeren Blättern abdrucken ließ. Alle dieſe poetiſchen Erzeugniſſe tragen einen Anſtrich von einer milden und ſentimentalen Philoſophie an ſich, die jedoch nicht ſelten ins Pretiöſe ausartet, faſt immer aber einen elegiſchen Charakter annimmt. Seine Verſe ſind oft ſchwach, und es fehlt ihnen der Schwung, welcher den Dichter charakteriſirt. Er ſtarb 1806 zu Paris. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen in 4 Octav-Bänden.

Collin (Schlacht am 18. Juni 1757). Friedrich der Große wollte in dem Feldzuge von 1757 den Oeſterreichern Böhmen wegnehmen, ſo wie er in dem vorjährigen Sachſen erobert, und durch die Schlacht bei Lowoſitz (1. Oktober 1756) ſich in den Beſitz dieſer eroberten Provinz erhalten hatte. Er eröffnete den Feldzug gegen die Oeſterreicher ſchon im April, um nach einer glücklichen Schlacht, die ihm Böhmen unterwerfen würde, ſeinen übrigen Feinden noch zu rechter Zeit entgegen gehen zu können. Die Geſammtzahl der Feinde gegen den Einzigen kann man in dem Feldzuge von 1757 gegen 500.000 Mann berechnen, und dieſen konnte er, mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte, höchſtens nur in Verbindung mit ſeinen Bundesgenoſſen 200.000 Mann entgegenſtellen. Mit etwa 100.000 Mann (die übrigen ſtanden den Franzoſen, Ruſſen und Schweden entgegen) rückte Friedrich den 20. April von vier ganz entgegengeſetzten Orten in Böhmen ein. Der Prinz Moritz von Deſſau ſtand auf dem rechten Flügel der preußiſchen Armee, die in Böhmen einbrechen ſollte, und rückte von Zwickau und Chemnitz über Commotau vor. An das Corps des Prinzen Moritz ſtieß das des Königs, der von Dresden aus auf der großen Pragerſtraße vorging. Dieſe beiden Corps waren ungefähr 50.000 Mann ſtark. Auf dem rechten Elbufer kam von Görlitz und Zittau her das Corps des Herzogs von Bevern, und richtete ſeinen Marſch gegen Reichenberg. Das linke Flügel-Corps endlich befehligte Schwerin, der von Schweidnitz und Glatz kam. Auch dieſe beiden zuletzt genannten Corps waren ungefähr 50.000 Mann ſtark. Nach den Befehlen des Königs ſollten dieſe vier Corps die in Böh-

men zerſtreut ſtehenden Oeſterreicher zu überfallen, und abzuſchneiden ſuchen, den 4. Mai bei Prag ſich vereinigen, um den 6ten den Feind anzugreifen und zu ſchlagen. Der Herzog von Bevern hatte auf ſeinem Marſche gegen Prag das bedeutendſte Gefecht den 21. April bei Reichenberg, wo er den Grafen von Königseck mit einem Verluſt von 1800 Mann aus ſeinen Verſchanzungen herausſchlug, und zum Rückzuge nöthigte. Am 26. April vereinigte ſich Bevern mit Schwerin bei Jung=Bunzlau, und am 4. Mai gingen dieſe beiden vereinigten Corps bei Brandeis über die Elbe, und ſtanden in der Nähe von Prag. Nachdem ſich auch das Corps des Prinzen Moritz mit dem königlichen an der Bila vereinigt hatte, ſo ging der König am 26. April über die Eger, und ſtand am 4. Mai in der Nähe von Prag. Am 5. Mai ging der König unterhalb Prag über die Moldau, ließ aber den General v. Keith mit 30.000 Mann jenſeits zur Einſchließung von Prag ſtehen, und vereinigte ſich den 6ten früh mit Schwerin und Bevern. Durch dieſe Vereinigung war er jetzt 70.000 ſtark, und er beſchloß, die hier bei Prag vereinigte feindliche Armee, welche aus 76.000 Mann beſtand, und ſich in einer vortheilhaften Stellung befand, noch an demſelben Tage anzugreifen. Um 8 Uhr Abends war der Feind mit einem Verluſt von etwa 20.000 Mann Todten, Verwundeten und Gefangenen geſchlagen, und hatte 60 Kanonen verloren. Der feindliche Anführer, der Prinz Carl von Lothringen, hatte ſich mit etwa 40.000 in die Stadt Prag geworfen, der Reſt war zur Armee des General Daun geflohen, welcher zur Schlacht nicht eingetroffen war, und nur vier Meilen von Prag entfernt ſtand. Der König ſchloß nach der gewonnenen Schlacht ſogleich Prag ein, und ſchickte den Herzog v. Bevern mit 20.000 gegen Daun, der den 8. Mai bis Böhmiſch=Brod vorgerückt war. Nachdem Daun die aus der Schlacht geflohenen Oeſterreicher, ungefähr 16.000 Mann, an ſich gezogen hatte, ſo ging er über Collin und Czaslau nach Habern zurück, um Zeit zu haben, die Flüchtlinge wieder zu ordnen. Der Herzog von Bevern war ihm bis Kuttenberg gefolgt, Dauns Heer, nachdem er alle Streitkräfte geſammelt hatte, belief ſich jetzt auf 60.000 Mann, und mit dieſem Heere erhielt er von ſeiner Kaiſerin, Maria Thereſia, den Befehl, ohne alle Verantwortung bei einem ihm zuſtoßenden Unglück, gegen Prag vorzurücken, um den Prinzen Carl von Lothringen mit ſeiner Armee zu befreien. Bevern konnte ſich mit ſeinen 20.000 Mann gegen die 60.000 Oeſterreicher unter Daun nicht halten, und mußte ſich daher bis Kaurzim zurück ziehen. Daun folgte der preußiſchen Armee, und nahm eine vortheilhafte Stellung auf den Anhöhen bei Collin. Während dieſer Zeit hatte Friedrich mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Kräften Prag angegriffen; allein die Einnahme dieſes wichtigen Platzes verzögerte ſich immer mehr und mehr, obgleich die Hungersnoth ſchon auf's Höchſte geſtiegen war. Prag durfte daher durch Daun nicht entſetzt werden, ſonſt wären alle Vortheile der Schlacht wieder verloren gegangen, und Friedrichs Zweck, die Eroberung Böhmens, nicht vollſtändig erreicht. Friedrich eilte daher mit 12.000 Mann dem Herzog von Bevern zu Hülfe, indem er den Reſt ſeiner Armee in Böhmen zur Belagerung von Prag und zur Deckung ſeiner Magazine zurück ließ, und vereinigte ſich den 15ten Juni bei Kaurzim mit Bevern. Seine Abſicht war, Daun ſogleich anzugreifen und zu ſchlagen, um die Eroberung Prags zu beſchleunigen; denn aus Weſtphalen und Preußen waren über den Anmarſch der Franzoſen und Ruſſen die beruhigendſten Nachrichten eingelaufen. Friedrichs Heer beſtand durch die Vereinigung mit Bevern aus nicht mehr, als 32.000 Mann, und hiermit wollte er die 60.000 Mann ſtarke Armee der Oeſterreicher unter Daun ſchlagen, die in einer auf unzugänglichen Anhöhen ſich befindlichen feſten Stellung ſtand, welche durch eine zahlreiche Artillerie gedeckt war.

Doch was der preußiſchen Armee an Zahl abging, um ſie der öſterreichiſchen hier unter Daun gleich zu ſtellen, daß ſollte das Andenken an ſieben große Siege, das Hochgefühl der Unbeſiegbarkeit und ihres Anführers Feldherrntalent erſetzen. Nach des Königs Meinung waren die wichtigſten Erfolge von einem Angriff auf den rechten Flügel der feindlichen Stellung zu erwarten, deßhalb wählte er den, ſeit Epaminondas Sieg bei Leuktra, berühmten ſchrägen Angriff, um mit ſeinen, im Verhältniß der öſterreichiſchen Armee, geringen Streitkräften ſich erfolgreich auf einen Einzigen Punkt zu werfen, den Feind hier zu zerdrücken, und nachdem dies gelungen und die Flanke gewonnen war, die feindliche Armee von hier aus aufzurollen. Werkwürdig iſt des Königs vortreffliche Dispoſition zu dieſer Schlacht ſchon deßhalb, weil er ſeine Idee eines ſchrägen Angriffs in derſelben zuerſt angiebt, obgleich er dieſe Angriffsart, wie es ſcheint, aber unbewußt, ſchon 1745 in der Schlacht bei Hohenfriedberg (oder Striegau) mit Glück anwandte. Wenn gleich hierbei Collin dieſe Art des Angriffs mißglückte, ſo zeigte Friedrich noch in demſelben Jahre bei Leuthen (5ten Dezbr. 1757), welche große Erfolge durch dieſe Schlachtordnung eine an Streitkräften geringe Armee über ein zahlreiches Heer erringen kann. Die Generale Ziethen und Hülſen, die auf des Königs linken Flügel kommandirten, erhielten in dem Schlachtentwurf den Befehl, auf den feindlichen rechten, wo Nadaſti kommandirte, mit aller Kraft loszugehen, um denſelben zu durchbrechen. Die übrigen Theile der Armee ſollten den Truppen des linken Flügels folgen, und den Angriff unterſtützen. Während dieſer ganzen Bewegung der preußiſchen Armee gegen den linken Flügel der Feinde ſollte der rechte Flügel der königlichen Armee ſich zurückhalten, wie es vermöge der ſchiefen Stellung nicht anders möglich war, und den Angriff verſagen. Dieſem Befehle gemäß griffen die Truppen des preußiſchen linken Flügels den Feind mit einem Muthe an, der die Oeſterreicher in Erſtaunen ſetzte, und ſie zu weichen nöthigte. …then hatte nämlich den erſten Angriff gethan, die Nadaſtiſchen Truppen gegen die hinter der öſterreichiſchen Stellung befindlichen Berge geworfen, und die Artillerie zurück getrieben. Darauf warf Hülſen, der Ajax unter den Preußen, derſelbe, der ſich in der Torgauerſchlacht 1760, da ihm ſeine Pferde erſchoſſen waren, aus Altersſchwäche auf eine Kanone ſetzte, und ſich ins feindliche Feuer hineinziehen ließ — dieſer Hülſen warf den Feind beim erſten Vorgehen abermals zurück, und nahm ihm ſeine Geſchütze ab. Schon beſchloß Daun, nach dieſen unglücklichen Gefechten auf ſeinem rechten Flügel, den Rückzug anzutreten, ſchon flog ein Adjutant mit einem von Daun eigenhändig geſchriebenen Zettel, die Worte enthaltend: „die Retirade geht nach Suchdol,“ nach dem Ort ſeiner Beſtimmung, ſchon machte man in der ganzen Schlachtlinie Anſtalt, die Kanonen abzuführen, als plötzlich ſich jetzt die Schlachtſcene änderte, und die Waage des Schickſals unerwartet zu Preußens Nachtheil ſtieg. Der General Mannſtein nämlich griff bei dem vorhin angegebenen Vorrücken der Armee in den koſtbarſten Augenblicken das vor der feindlichen Front liegende Dorf Chozemitz an, worin ſich leichte Truppen des Feindes befanden, die auf die vorbei marſchierenden preußiſchen Colonnen in ziemlicher Entfernung feuerten. Der General Mannſtein bemächtigte ſich auch in kurzer Zeit des Dorfs, wurde aber hier bald darauf in ein ſehr hartnäckiges Gefecht verwickelt, ſo daß die Truppen feſtgehalten wurden, und, ihrer Beſtimmung gemäß, nicht den Angriff auf den feindlichen rechten Flügel unterſtützen konnten. Auf dieſe Weiſe wurde durch dieſe ſchlecht angebrachte Tapferkeit der ganze Plan des Königs zerſtört; denn, anſtatt daß die Armee ſich ohne Gefecht ruhig und in einer ſteten Verbindung fortbewegen ſollte, um durch das Zuſammenwirken aller Kräfte auf Einen Punkt

die Idee des Königs in Ausführung zu ſetzen, wurde der Marſch der Armee aufgehalten, die innere Verbindung aufgelöſt, und der linke Flügel blieb ohne Unterſtützung. Der König mußte nämlich jetzt ſeinen Schlachtplan ändern, weil der Feind immer mehr Truppen gegen den General Mannſtein entwikkelte, und beſchloß nun, das feinliche Mitteltreffen zu zerſprengen. Der Prinz Moritz von Deſſau machte dem Könige bei dieſem Entſchluß Gegenvorſtellungen; aber ſchon unmuthig über die Nichtbefolgung ſeiner Befehle, wodurch die Armee allein in dieſe mißliche Lage gerathen war, wiederholte der König ſeinen ausgeſprochenen Befehl mit der ihm eigenthümlichen Leidenſchaftlichkeit, ja mit gezogenem Degen ritt er ſogar auf den Prinzen zu, und fragte mit drohender Stimme: „ob er gehorchen wolle oder nicht?“ Neun Regimenter wurden nun auf dieſen Punkt der Schlacht gezogen; allein der Feind ließ dem König hierzu keine Zeit, ſondern drang mit aller Kraft vor, ſo daß die einzelnen angekommenen preußiſchen Bataillone ſogleich ins Feuer geführt werden mußten. Blutig war hier der Kampf, vorwärts gegen die Anhöhen, worauf der Feind ſtand, drangen einzelne Bataillone; denn nie waren ſie bis jetzt unter Friedrichs Anführung geſchlagen, alle waren verſuchte Krieger, die meiſten hatten dem Feinde ſchon ins Auge geſehen, manche ehrenvolle Narben aufzuweiſen, dieſer von Lowoſitz und Keſſelsdorf, jener von Mollwitz und Striegau, andere von Czaslau und Soor. Kaum aber glaubten ſie den Sieg, ihren ſonſt immer treuen Gefährten, wieder durch den alten, ihnen zur Gewohnheit gewordenen, Heldenſinn an ſich gekettet zu haben, ſo ſprühten die feindlichen Batterien Tod und Verderben; die Tapferſten ſanken, und ſtatt des Sieges umarmte ſie der Tod. Aber welcher Tod? Der Tod fürs Vaterland, für den König, den Einzigen, für die Ehre ihres Standes, für den Ruhm des preußiſchen Namens; und der Freund, der ſie im Leben verlaſſen hatte, der Sieg, der reichte ihnen jetzt im Tode den ſchönſten Ehrenkranz: denn ſie, die hier bei Collin ihr Leben aushauchten, ſtarben unbeſiegt. Die hier im Mitteltreffen fechtenden Preußen thaten Alles, was perſönlicher Muth und die der preußiſchen Armee eigenthümliche Zucht und Ordnung vermochten. Sie überſtiegen die Leichenhügel ihrer Kameraden mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit, denn das feindliche Kartätſchenfeuer hatte ganze Hügel von Todten gebildet; kaum aber hatte das entſetzliche Artilleriefeuer ihre Reihen durchbrochen, und die Ordnung aufgelöſt, ſo ſammelten ſie ſich mit einer erſtaunungswürdigen Ruhe in dem Kanonenfeuer wieder, und gingen von Neuem zum Angriff vor. Endlich aber von der langen Arbeit des blutigen Tages und der Sonnenhitze ermattet, und von Munition entblößt, mußten ſie, von den Oeſterreichern hart gedrängt, weichen, und ſich zum Rückzuge bequemen. Während dieſes Gefechtes hier im Mitteltreffen hatte Daun, die Abſicht des Königs errathend, ſeinen rechten Flügel immer mehr und mehr verſtärkt, und griff mit überlegener Zahl die wenigen aber ſiegreichen Bataillone des Generals v. Hülſen an. Lange Zeit widerſtanden mit dem ausgezeichnetſten Muthe die Truppen den wiederholten Angriffen der Oeſterreicher, ſelbſt die preußiſche Kavallerie gewann einige Vortheile, ſo daß es ſchien, als ſollte hier das Schickſal der Schlacht entſchieden, und der Sieg errungen werden, wenn man nur auf einige Unterſtützung rechnen könnte. Allein dieſe blieb durch den vorhin angegebenen Angriff des Generals von Mannſtein aus, und immer ſchwächer wurde hier bei den Preußen die Kraft des Widerſtandes, immer mißlicher das Schickſal des Tages. Von Augenblick zu Augenblick verdoppelte Daun ſein Feuer, aber auch mit jedem Augenblick verringerte ſich durch den, hier ſchon mehrere Stunden hindurch anhaltenden, blutigen Kampf die Zahl der Preußen, ihre Streitkräfte ſchmolzen immer mehr zuſammen, denn das Geſchütz der Feinde richtete unglaubliche Verwüſtungen an. Die

immer mehr ſteigende Ermattung der preußiſchen Infanterie dieſes Flügels, welche die ſtärkſten Beweiſe der Entſchloſſenheit und des Muthes den ganzen Tag hindurch abgelegt hatte, und die große Unthätigkeit, welche die preußiſche Reiterei jetzt zeigte, führte endlich den entſcheidenden Zeitpunkt herbei, welcher der ganzen Schlacht den Ausſchlag gab. Der Oberſt-Lieutenant von Benkendorff, von den ſächſiſchen Dragonern, benutzte den Augenblick, als er die Ermattung der preußiſchen Infanterie und ihre getrennten Linien bemerkte, und ſtürzte ſich mit einigen hundert Pferden auf einen Theil der Hülſenſchen Diviſion, indem ſeine Reiter beim Niedermetzeln den Preußen zurieſen: „Das iſt für Strigau!" Gleich darauf folgten mehrere Regimenter, und nun wurden in kurzer Zeit vierzehn Bataillone über den Haufen geworfen, und, was ſich nicht wollte gefangen geben, ohne Erbarmen niedergehauen. In wenigen Augenblicken war der preußiſche linke Flügel geſprengt, die Geſchütze erobert, und die Trümmer dieſer Infanterie in wilder Flucht. Nichts konnte ſie von jetzt an mehr bewegen, dem Feinde die Stirn weiter zu zeigen, denn Furcht und Entſetzen wachſen, wie die Köpfe der Hydra, auch unter den beſten Truppen, bei einer einmal eingetretenen Verwirrung. Der König ſelbſt ſammelte etwa 40 Mann nebſt einigen Fahnen, und führte ſie, in der Hoffnung, daß andere Flüchtlinge ſich an ihn anſchließen würden, mit klingendem Spiele gegen eine Batterie. Aber ſeine Hoffnung ſchlug fehl; denn als die feindlichen Kugeln ſie erreichten, verließen ſie den König. Friedrich hatte dies nicht bemerkt, und ritt ganz kaltblütig auf die Batterie allein los. „Sire," rief ihm endlich einer ſeiner Adjutanten, le Grand, zu, „wollen Sie denn die Batterie allein erobern?" Ohne zu antworten, hielt der König ſein Pferd an, ſah ſich um, betrachtete dann die Batterie durch ein Fernglas, ritt langſam nach dem rechten Flügel, und gab, da er nun einſah, daß die Schlacht unwiederbringlich verloren ſey, den Befehl zum Rückzuge. Der Herzog von Bevern und der Prinz Moritz ſollten dieſe Aufgabe löſen. Durch die Entſchloſſenheit der Truppen des rechten Flügels, die ſiegreich auf dem Kampfplatz ſtanden, gelang es ihnen, mit einbrechender Nacht den Rückzug nach Nimburg anzutreten. Daun, ſehr zufrieden, den erſten Sieg über Friedrich erfochten zu haben, verfolgte die Preußen nicht, ſondern ließ auf dem Schlachtfelde ein Te Deum anſtimmen, und die herrliche Gelegenheit, die Preußen in Böhmen gänzlich aufzureiben, ruhig vorbeigehen. Dieſe Schlacht koſtete der preußiſchen Armee 14.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, worunter ſich der Kern der Infanterie befand, und 45 Stück Geſchütze. Die Oeſterreicher hatten 9000 Mann Verluſt. Der König war von dem Schlachtfelde nach Nimburg vorausgegangen, um zu ſeiner Armee nach Prag zu eilen; denn nach dieſer unglücklichen Schlacht mußte die Belagerung der Stadt aufgehoben werden, und die Armee Böhmen wieder verlaſſen. Friedrichs Lage war verzweiflungsvoll. Alle ſeine herrlichen Plane, der Erfüllung ſchon ſo nahe gebracht, waren durch dieſe einzige Schlacht zerſtört; von allen Seiten rückten ſeine Feinde auf ihn los, durch dieſe gewonnene Schlacht zu noch größerer Thätigkeit angeſpornt. Solche Gedanken an die Zukunft mußten den König in ſehr ernſthafte Betrachtungen verſenken, und in Nimburg, wo er, auf einer Brunnenröhre ſitzend, ſein Schickſal überdachte, ſahen ihn in dieſem Zuſtande die auf dem Rückzuge befindlichen Truppen. Bald aber nahm er alle ſeine Kräfte zuſammen, um ſeine Niedergeſchlagenheit den Truppen zu verbergen, und mit erzwungener Heiterkeit zeigte er ſich wieder denſelben, und gab die nöthigen Befehle. Als er aber den Reſt ſeiner Garde, die von 1000 Mann auf 250 zuſammengeſchmolzen war, vorbei marſchiren ſah, da konnte er ſich der Thränen nicht enthalten, und rief ihnen im wehmüthigen Tone zu: „Kinder, ihr habt heute einen ſchlimmen Tag gehabt." — „Leider," antworteten ſie, „wir

Digitized by Google

ſind nicht gut angeführt worden.“ — „Nun, habt nur Geduld;“ — fuhr er fort, „ich werde Alles wieder gut machen!“ In Wien war die Freude über dieſen Sieg außerordentlich. Glänzende Feſte wurden gegeben, große Geſchenke ausgetheilt, und beſondere Denkmünzen geſchlagen. Alle Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine, die der Schlacht beigewohnt hatten, erhielten eine außerordentliche Belohnung, und die Verwundeten einen zweimonatlichen Sold. Ja, um das Andenken dieſes wichtigen Sieges, der die öſterreichiſche Monarchie vom Untergange gerettet hatte, recht würdig auf die Nachwelt zu bringen, ſtiftete die Kaiſerin den Thereſien-Orden, und der 18. Juni ſollte als der eigentliche Stiftungstag gefeiert werden. — Den 20. Juni früh Morgens hob der König die Belagerung von Prag auf, und zog die Armee ohne bedeutenden Verluſt nach Sachſen und in die Lauſitz. Der Prinz von Lothringen verfolgte von Prag aus den König, und erbeutete 2 dreipfündige Kanonen, vor welchen die Pferde getödtet waren. Dieſe Kanonen waren die einzigen Siegeszeichen, die er von Prag zurück brachte. Auf dieſem Rückzuge der preußiſchen Armee blieb auch der General von Mannſtein, derſelbe, deſſen in der Schlacht bei Collin erwähnt wurde. Er, ſchon verwundet vor Collin, vertheidigte ſich wie ein Verzweifelnder, ſchlug die angebotene Schonung ſeines Lebens aus, und blieb todt auf dem Platze. Friedrich ſagt von ihm, er ſey dadurch berühmt geworden, daß er die Schlacht bei Prag angefangen, und den Verluſt der Schlacht bei Collin verurſacht habe. Ganz Europa glaubte jetzt, nachdem die Niederlage von Collin bekannt geworden war, daß Friedrich nach derſelben eben ſo endigen würde, wie Carl der Zwölfte nach ſeinem Unglück bei Pultawa. Doch anders wollte es das Schickſal; denn in demſelben Jahre noch tilgte er, zum Erſtaunen von ganz Europa, durch zwei glänzende Siege, bei Roßbach (5. Novbr.) und bei Leuthen (5. Dezbr.), den Schimpf von Collin, und beendigte den Feldzug von 1757 auf eine höchſt ruhmvolle Weiſe.

Collis Hortulorum iſt der Name einer Anhöhe in Rom, wo einſt Salluſt's und Lucull's berühmte Gärten prangten, im zweiten Stadtquartiere Rione di Trevi gelegen. Das Forum des Salluſt lag ungefähr in der Gegend der jetzigen Kirche St. Maria della Vittoria. Hier ſtand ſein Haus, woran jene Gärten ſtießen, die er von dem Gelde anlegte, das ihm ſeine Präfektur in Afrika eingebracht hatte. Damals lagen dieſe Gärten außerhalb Roms, zum Theil oberhalb genannter Kirche und der von St. Suſanna, theils bei der Porta Salaria gegen den Circus der Flora hin. Man zählte ſie unter die vorzüglichern Annehmlichkeiten der Stadt, und die Kaiſer wählten ſie häufig zu ihren Spaziergängen. Aurelian gefiel ſich in ihnen ſowohl, daß er daſelbſt eine lange Gallerie zum Reiten anlegte, wovon ſich jetzt noch Spuren unterhalb der Kirche della Vittoria befinden. Vielleicht zog eben dieſer Kaiſer bei Erweiterung der Stadtmauer dieſe Gegend mit zur Stadt. Von den erwähnten Gärten erhielt alſo die Anhöhe den Namen Collis Hortulorum (Garten Hügel), und ward in der Folge Monte Pincio genannt, von einem Senator Pincius, der hier ſeine Wohnung hatte.

Colliſion. Pflichten collidiren, in wiefern durch die Ausübung der Einen die Ausübung der Andern aufgehoben wird. Colliſion der Pflichten iſt demnach eine Simultaneität mehrerer einander widerſtreitender Pflichten. Man unterſcheidet gewöhnlich formale und materiale Colliſion. Wo eine formale Colliſion ſeyn ſoll, da muß eine moraliſche Norm die andere, und zwar gegenſeitig aufheben; wo eine materiale Colliſion Statt findet, da iſt ein Widerſtreit mehrerer Thaten, zu denen Jedermann ſonſt an und für ſich verpflichtet iſt, wo alſo eine phyſiſche Möglichkeit die andere aufhebt. Eine formale Colliſion iſt unmöglich; von mehrern pflicht-

mäßigen Thaten iſt im gegebenen Falle nur die Eine (der Form nach) Pflicht, die Andere nicht; denn 1) Alle zuſammen können nicht Pflicht ſeyn, weil ſonſt das moraliſche Geſetz das Unmögliche möglich machen wollte (ultra posse non datur obligatio); 2) nur Eine kann wahrhaftig Pflicht ſeyn, denn wären mehrere collidirende Thaten zugleich Pflicht, ſo müßte eine moraliſche Vorſchrift die andere für ungültig erklären; 3) eine formale Colliſion iſt unmöglich, denn nur von mehrern problematiſchen Verbindlichkeiten iſt im Colliſionsfalle nur eine wirkliche Pflicht. Aber eine materiale Colliſion der Pflichten iſt möglich; denn, daß ſich die mit mehreren problematiſchen Pflichten zuſammenhängende That aufheben könne, iſt aus dem Begriffen endlich: Pflicht zu erkennen. Stärkere Pflicht heißt diejenige, welche im Colliſionsfalle einzig wirkliche Pflicht iſt; die ſchwächere Pflicht hingegen diejenige, deren Erfüllung von keiner moraliſchen Vorſchrift gefodert wird. Und ſonach gilt für die Colliſion der Pflichten das allgemeine Geſetz: die ſtärkere Pflicht iſt die wahre Pflicht; ſie alſo liegt dir ob; die ſchwächere iſt im gegebenen Falle keine wirkliche. Eine Verbindlichkeit iſt nun um ſo ſtärker, jemehr ſie mit dem Intereſſe der Menſchheit objektiv zuſammenhängt.

Colloredo iſt eine der berühmteſten Familien der öſterreichiſchen Monarchie, und verdankt ihren Namen dem Schloſſe Colloredo in Friaul. Die merkwürdigſten Sproſſen dieſes Hauſes ſind folgende: 1) Fabricius Colloredo, Markgraf zu St. Sophia, ward 1576 geboren, und kam 1587 als Page an den Hof des Großherzogs von Florenz, Ferdinands von Medicis. Nach dem Tode Ferdinands ſchickte ihn Cosmus II. nach Deutſchland, um dem Kaiſer Rudolph die Nachricht von dem Ableben ſeines Gebieters zu hinterbringen. Daniel Eremita war ſein Begleiter auf dieſer Reiſe, und beſchrieb dieſelbe, nicht ohne Anzüglichkeit auf mehrere deutſche Fürſtenhöfe. 1614 ſandte ihn der Großherzog unter ſeinem Bruder Franz als Anführer von 100 adeligen Cüraſſiren dem Herzoge von Mantua wider den Herzog von Savoyen zu Hülfe, und beſtätigte ihn nachher in der Würde eines Kammerdirektors. In ſeinen letzten Lebensjahren vertraute ihm ſein Fürſt die vornehmſten Staatsgeſchäfte an, und beſtellte ihn, auf den Fall ſeines Todes, zu ſeines Prinzen Nachfolgers, Ferdinand II., dirigirenden Miniſter. Letzterer ernannte ihn bei ſeinem Regierungsantritt zum Gouverneur von Siena, und nach einer fünfjährigen Verwaltung dieſes Amtes berief er ihn in ſeinen Staatsrath nach Florenz. Er ſtarb 1645 im 69ſten Jahre ſeines Alters. — 2) Rudolph Colloredo, Graf von Walſee, Maltheſer Ritter, Groß-Prior von Böhmen, und kaiſerlicher Generalfeldmarſchall unter den Kaiſern Ferdinand II. und III., ward am 2. Nov. 1585 geboren. Treu hing er ſeinem Fürſtenhauſe an, und zeigte ſeine ritterliche Tapferkeit in dem dreißigjährigen Kriege, in der Schlacht bei Lützen, wo er ſieben Wunden empfing. 1648 erwarb er ſich den Lorbeer des Nachruhms durch die heldenmüthige Vertheidigung Prags, wo er mit einer kleinen Schaar Krieger die Altſtadt über drei Monate hielt, und die Schweden nach fruchtloſen Angriffen zum Abzug nöthigte. Nach dem weſtphäliſchen Frieden wurde er Gouverneur dieſer Stadt, und ſtarb daſelbſt am 24. Januar 1657. — 3) Franz Colloredo, Oberhofmeiſter des jetzt regierenden Kaiſers Franz, war 1737 geboren, bekleidete mehrere hohe Staatswürden, lebte nach der Schlacht von Auſterlitz als Privatmann, und ſtarb 1806. — 4) Franz Gundacar, Reichsfürſt von Colloredo-Mansfeld, geb. 1731, bekleidete mehrere Geſandtſchaftsposten am Hofe zu Madrid, wurde 1782 Prinzipalkommiſſarius beim Reichskammergericht, 1789 Reichsvizekanzler bis zum 6. Aug. 1806, und ſtarb 1807.

Collot d'Herbois (J. M.), einer der exaltirteſten Revolutionärs Frankreichs, begann ſeine Laufbahn auf der Schaubühne, wo er wenig Beifall fand. Er ſpielte gerade zu Lyon, als die Gräuel der Revolution begannen; er trat von ſeiner wandernden Geſellſchaft ab, um in dem furchtbaren Revolutions-Trauerſpiele die Rolle eines Wüthrichs zu ſpielen. Zu Paris, wo er ſich hin verfügte, empfahl ihn ſeine ſchöne Figur, ſeine Beredtheit und Kühnheit dem Jakobiner-Clubb, der ihn zum Mitgliede aufnahm. Um ſeine Subſiſtenz zu ſichern, gab er um dieſe Zeit (1791) den Almanach du P. Gérard heraus, welcher wegen ſeiner conſtitutionellen Ideen von den Jakobinern mit dem Preiſe bekrönt wurde. Als Mitglied des Nationalconvents war er einer der Erſten und Hartnäckigſten, welche die Auflöſung des Königthums foderten, und auf Gründung der Republik drangen. In Lyon ſtand er an der Spitze jener Commiſſion, welche die Anhänger der alten Ordnung ſtrafen ſollten; hier führte er den Pöbel in ſeinen Niederſchießungen an, weil er vorgab, die Guillotine könnte mit dieſen verruchten Knechten en permanence nicht fertig werden. Am 9. Thermidor 1794 erſchien er als der erſte Ankläger Robespierre's, und einen Monat nachher wurde er ſelbſt vor dieſem Tribunale von dem Deputirten Cointre von Verſailles angeklagt, am 2. März 1795 verhaftet, und am 1. April zur Deportation nach der Inſel Cayenne verurtheilt. Hier endete er am 8. Jan. 1796 ſein ruchloſes Leben. Unter der Menge ſeiner mißrathenen theatraliſchen Schriften verdient nur der Paysan magistrat, eine Nachahmung des Calderon, erwähnt zu werden.

Colman (George), ein dramatiſcher Schriftſteller Englands, Sohn des Thomas Colman, Reſidenten an dem großherzoglichen Hofe von Toskana, wurde 1733 zu Florenz geboren, und ſtarb 1794. Anfangs bildete er ſich zu Weſtminſter, ging von da nach Oxford, um das Studium der Rechtswiſſenſchaft zu betreiben, uud verband ſich hier mit Bonnel Thorton zur Herausgabe einer periodiſchen Zeitſchrift, unter dem Titel: The Connoisseur. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien betrat er die Rechtsſchule von Lincolus-Inn; und wählte den Advokatenſtand zu ſeinem Beruf. Dieſen ließ er aber bald wieder fahren, und trat nun, ſeiner Neigung zur Dichtkunſt gehorchend, als dramatiſcher Schriftſteller auf. Im Jahre 1760 wurde ſein erſtes Theaterſtück, das Luſtſpiel Polly-Honeycomb, auf der Bühne zu Drury Lane gegeben, und mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Ein Jahr darauf folgte die eiferſüchtige Frau, welche das Publikum ebenfalls mit Auszeichnung empfing. 1764 ſetzte ihn die, mit dem Tode ſeines Oheims, des Lord Bath, ihm anheimgefallene Erbſchaft in den Stand, ſich einen Antheil an dem Covent-Garden-Theater zu erkaufen, den er aber bald wieder abtrat, um 1777 das Hay-Market-Theater für ſich allein zu erhalten, deſſen Direktion er übernahm. Gegen das Ende ſeines Lebens wurde er wahnſinnig, und ſtarb in dem Irrenhauſe zu Paddington. Wir beſitzen von ihm 26 Theaterſtücke, und eine treue und elegante Ueberſetzung des Terenz und der Ars poetica des Horaz.

Colombo (Chriſtoforo), ſpaniſch Colon, lateiniſch Columbus, der berühmte Entdecker der neuen Welt, war 1447 auf dem Schloſſe Cuiccaro, in der Provinz Aqui im Piemonteſiſchen geboren. Seine Aeltern, obgleich adelichen Geſchlechts, waren arm, und nährten ſich von der Schifffahrt; die Noth lehrte mithin unſern Colombo, ſich zu demſelbigen Erwerbszweige zu bequemen. Schon frühe erwachte in ſeiner hochſtrebenden Bruſt eine Wißbegierde, die über das Gewöhnliche hinaus wollte, und ſeine Einſicht führte ihn auf den Gedanken, daß er nur nach gründlichem Studium der Geometrie, Aſtronomie und Erkunde, nebſt gehöriger Fertigkeit im Zeichnen, ein wackrer Seefahrer werden könne. Mit regem Eifer widmete er ſich daher dieſen Wiſſenſchaften, und erprobte ihre Nutzanwendung auf der Stelle in der Erfahrung; denn ſeit ſeinem 14ten Jahre lebte er gleichſam auf der See,

und hatte die vorzüglichſten Häfen des mittelländiſchen Meeres beſucht. 1464 ſegelte er mit den Engländern auf den Fiſchfang nach Island hinauf. Bald nachher zeigte er auf einem Caperſchiffe, welches auf Koſten eines ſeiner Anverwandten gegen die Mahomedaner und Venetianer kreuzte, und rettungslos in einem hitzigen Gefechte in Brand gerieth, treffliche Proben ſeines Muthes, und ſeiner Geiſtesgegenwart. Er ſtürzte ſich mitten unter den Feinden in das Meer, rang ſich mit großer Kraftanſtrengung durch die Wellen, und erreichte nach unſäglicher Mühe glücklich das Land. Portugal war in Europa derjenige Staat, der durch ſeine Unternehmungen zur See in damaliger Zeit die größte Berühmtheit erlangte, und dort ſuchte ſich Columbus einen Wirkungskreis für ſeine Thätigkeit. In Liſſabon verheirathete er ſich mit der Tochter eines gewiſſen Bartolomeo Pereſtrello, der als Schiffskapitän mehrere Entdeckungsreiſen unter dem Infanten Don Heinrich an der Weſtküſte Afrikas mitgemacht hatte, und von allen dieſen Reiſen ſorgfältige Zeichnungen und Karten beſaß. In dem Hauſe dieſes ſeines Schwiegervaters verweilte er Tage lang nachdenkend und verſchloſſen, und vertiefte ſich ganz in die Tagebücher und Karten dieſes Mannes, welcher in dem Fache der Schifffahrtskunde ſeines Gleichen ſuchte. Eine Handelsreiſe nach Madera und den kanariſchen und azoriſchen Inſeln feſſelte auf einige Zeit von einer andern Seite ſeine Aufmerkſamkeit; aber ſie war nicht vermögend, in ihm eine Idee zu verfinſtern oder wohl gar zu vertilgen, welche er ſeit dem Umgange mit dem alten Pereſtrello und ſeinen Tagebüchern gefaßt hatte, nämlich die Idee, ob man nicht Indien erreichen könne, wenn man gerade aus weſtwärts ins offene Meer hineinſteuerte, ſo wie die, daß die andere Halbkugel unſers Erdkreiſes feſtes Land enthalten müſſe, welches einen Beſtandtheil von Hinteraſien bilde, und mit dem feſten Land zuſammenhänge. Dieſe Idee erhielt dadurch noch größere Wahrſcheinlichkeit, daß portugieſiſche Seefahrer zuweilen ſeltenes Rohr, künſtlich bearbeitetes Holz, ja einmal ſogar zwei Leichname von ganz beſonderer Bildung von Weſten her hatten übers Meer ſchwimmen, und an die Küſten der Azoren treiben ſehen. Sein Schwiegervater, welchem er dieſe Anſicht vorlegte, konnte ihr, im Einverſtändniſſe mit mehreren ſachkundigen Männern, ſeinen Beifall nicht verſagen. Zur Ausführung dieſer Idee beburfte er aber einer anſehnlichen Unterſtützung. Als echter Patriot dachte er ſeinem Vaterlande die Ehre der Ausrüſtung einer Entdeckungsflotte zu; er wandte ſich an den Senat von Genua, wurde aber als ein ſchwärmeriſcher Planmacher mit ſeinem Geſuche abgewieſen. Hierauf legte er ſeinen Plan ſeinem Landesherrn, Johann dem Zweiten, vor, welcher kühne Unternehmungen der Art begünſtigte, und ihn ſeinem Miniſterium zur Begutachtung vorlegte. Dieſes faßte die Ideen des hochbegeiſterten Mannes auf, ließ ſich auch noch mündliche Erklärungen über manches Dunkle ſeines Planes geben, und war hinterliſtig genug, den genialen Geographen mit nichtsſagenden Verſprechungen hinzuhalten, während dieſer Zeit aber heimlich einen Seefahrer auszurüſten, und ihn auf die Entdeckung des unbekannten Landes ausſteuern zu laſſen. Dieſer Schiffskapitän kehrte aber, nachdem er einige Tage weſtlich ins Meer gefahren war, zurück, und verſicherte, daß in jener bezeichneten Gegend an Land ganz und gar nicht zu denken ſey. Unwillig über dieſe Treuloſigkeit der portugieſiſchen Miniſter wandte ſich Columbus (1484) an den ſpaniſchen Hof, wo damals Ferdinand in Aragonien und Iſabella in Caſtilien das Staatsruder führten. Dieſe übergaben ſeine Vorſchläge einem Ausſchuſſe gelehrter Männer zur Prüfung, welche aber den Grad mathematiſcher und phyſikaliſcher Bildung noch nicht beſaßen, um die Idee von einem unbekannten Lande in ihrer ganzen Ausdehnung richtig zu würdi-

gen, und ihren ſeichten Bedenklichkeiten kam die Geldverlegenheit Ferdinands und Iſabellens, und die kriegeriſchen Unruhen mit den Mauren trefflich zu Statten, ſo daß Columbus nach einer fünfjährigen Spannung auf ein günſtiges Reſultat, den betrübenden Beſcheid erhielt, man könne ſich dermalen in ſolchen unſichern, weit hinausgehenden und koſtſpieligen Plan nicht einlaſſen. Sein Bruder Bartolomeo, welchen er nach England geſandt hatte, um den dortigen König für ſein Projekt zu gewinnen, war in die Hände von Seeräubern gefallen; und da er in Bettlerstracht nach England gekommen war, und ſich mit Kartenzeichnen noch nicht ſoviel verdient hatte, um in einem anſtändigen Kleide bei Hofe zu erſcheinen, ſo ſtand Columbus im Begriffe, ihm nachzureiſen, als ihn der Prior des Kloſters Rabida, der Iſabellens unumſchränktes Vertrauen beſaß, zu bleiben nöthigte. Seine Beharrlichkeit wurde endlich mit einem ſeinen Wünſchen entſprechenden Reſultate gekrönt. Die Mauren waren beſiegt, Iſabella zog triumphirend in ihre Reſidenz ein, und dieſe frohe Stimmung benutzten Columbus Freunde, und bewirkten nun endlich, was ſie ſo lange gewünſcht hatten. Den größten Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit hatte dabei der Schatzmeiſter von Aragonien, Santangelo. Als er der Königin ihre Einwilligung abgeſchmeichelt hatte, geſtand ſie ihm, daß ſie ganz arm an Gelde ſey, und erbot ſich, ihre Juwelen zu verpfänden. Santangelo küßte ihr gerührt die Hand, und bot ihr ſein ganzes Vermögen an. Es waren 70.000 Duk. Die Königin nahm das Darlehn an, und am 17. April 1492 ward der Contrakt unterzeichnet. Kraft dieſes Contrakts ward Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere, und zum Unterkönig aller Länder und Inſeln, die er entdecken würde, ernannt; ihm ward der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und alle dieſe Würden und Vortheile ſollten auch noch erblich auf ſeine Nachkommen übergehen. Mit dem Ende des Julius war Alles zur Abreiſe fertig. Drei höchſt mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleinern nicht viel mehr als große Boote waren, machten die ganze Flotte aus. Die Mannſchaft beſtand aus 90 Mann, worunter einige Edelleute waren, die theils als Freiwillige, theils auf Iſabellens Befehl die Reiſe mitmachten. Den Tag vor der Abreiſe begab ſich die ganze Geſellſchaft in feierlicher Proceſſion nach dem Kloſter Rabida, empfahl ſich Gott und allen Heiligen im Gebete, beichtete, und erhielt Abſolution und Abendmahl, nach frommer Chriſten Weiſe. Den nächſten Morgen, 3. Auguſt 1492, an einem Freitage, kurz vor dem Aufgang der Sonne, ſtieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuſchauer, die die kühnen Abenteuerer mit Blicken und Zurufungen begleiteten. Die erſten Wochen hatte noch Alles guten Muth; denn noch ſegelte man in bekannten Gewäſſern den kanariſchen Inſeln zu. Nur da ein Steuerruder brach, plagte ſich die Furchtſamkeit mit böſen Ahnungen. Die Inſeln wurden indeſſen glücklich erreicht, und auf einer derſelben legte man an, um die Schiffe auszubeſſern. Am 6. Septbr. fuhren ſie wieder ab, und gerade ins Weltmeer hinein gegen Weſten. Der regelmäßigſte Wind, der auch bis zu Ende anhielt, begünſtigte die Fahrt, und ſchon am folgenden Tage war alles Land aus ihren Augen verſchwunden. Entſetzlicher Zuſtand für Menſchen, die ſich zum erſten Male von der ganzen lebendigen Welt abgeſchnitten ſahen, auf einem Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen Preis gegeben, keine Ausſicht rings umher, als auf ein ungeheueres Meer und den weiten Himmel; immer tiefer hinein getrieben, ohne zu wiſſen wohin, und von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziel hatte, als die ſeine Phantaſien ihm vorſpiegelten! Wahrlich, es war den Beherzteſten nicht zu verdenken, daß ihnen bange

wurde, und daß ſie den Raſenden verwünſchten, der neunzig Menſchen ſo kaltblütig in ſein eigenes Verderben zu ziehen rannte. Columbus flößte ihnen indeſſen durch ſeine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet ſtand der edle Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinſtrumente auf dem Verdecke, ſchlief nur wenige Stunden, und zeichnete die kleinſte Beobachtung auf. Wo er Angſt und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, und heiterte die Murrenden mit Verſprechungen auf; und es war zu bewundern, welche Herrſchaft über die Gemüther ihm zu Gebote ſtand. Aber die Angſt der zagenden Seelen wuchs doch immer wieder über. Als die Schiffe in den Strich des Paſſatwindes kamen, ſchoſſen ſie wie Pfeile dahin. Gott im Himmel, was ſollte daraus werden! Am erſten Oktober hatten ſie ſchon 770 Seemeilen durchflogen. Columbus gab zwar den Fragenden weit weniger an, aber das konnte ſie nicht tröſten. Hin und wieder ſtellte ſich Urſache zur Hoffnung ein. Man ſah unbekannte Vögel; aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergraſe ſo dicht bedeckt, daß die Schiffe faſt im Laufe aufgehalten wurden; aber Gras und Vögel verſchwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlaſſenen Menſchen ſahen ſich wieder auf dem weiten, öden Ocean allein. Jetzt wandelte ſich in den Verzagteſten die Furcht in Verzweiflung; ſie ſtellten ihren raſenden Führer mit der größten Wuth zur Rede — ſie droheten, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht umkehrte. Noch einmal beſänftigte er ſie durch ſein ruhiges, heiteres Vertrauen; er ſtellte ſich, als wenn er mit ſeinen bisherigen Fortſchritten ſehr zufrieden ſey, und gewiſſe Hoffnungen habe, ſein Ziel bald zu erreichen. Vögel erſcheinen und verſchwinden wieder; die Sonne geht auf, und unter, und wieder auf, und die Schiffe fliegen noch immer pfeilſchnell nach Weſten. Die Verzweiflung kennt keine Mäßigung mehr, man will Hand an Columbus legen. Nur der Gedanke, wer ſie zurückführen ſolle, wenn er ermordet ſey, hält ſie noch ab. Er verlangt noch drei Tage. Sähe man dann noch kein Land, ſo wolle er umlenken. Das gehen ſie knirſchend ein. War es ſein guter Genius, der ihm dieſen Einfall gab, oder hatte er beſtimmtere Spuren — am folgenden Tage erreichte das Senkblei ſchon den Grund, Rohr und ein Baumaſt ſchwammen auf ſie zu, und Landvögel beſuchten die Maſten. Die Sonne war eben untergegangen. Noch ſah man nichts; aber Columbus ließ die Segel einwickeln, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen geſtoßen zu werden. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte er ein Licht von ferne. „Land! Land!“ erſcholl es jetzt aus jeder Bruſt; man ſtürzte einander in die Arme, Einer ſchluchzte vor Freude an des Andern Bruſt, und Columbus hatte die Befriedigung, alle, die vorher ſein Leben bedroht hatten, zu ſeinen Füßen zu ſehen. Nach der erſten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man ſich ſeiner höhern Pflicht, und ſtimmte mit innigſter Andacht ein Te Deum an. Die ganze Nacht ward mit Ausrufungen der Freude und mit Lobeserhebungen gegen den Admiral hingebracht, und als der Morgen anbrach (den 12. Oktober), ſahen ſie eine ſchöne grüne Inſel vor ſich liegen. Mit Sonnenaufgang beſtiegen ſie nun die Boote, und ruderten mit Kriegsmuſik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatte ſich faſt das ganze Völkchen der Einwohner verſammelt, die eben ſo ſehr über die ſeltſamen Gäſte erſtaunten, als ſie ſelber bei dieſen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer röthlichen Kupferfarbe, und, den Kopf ausgenommen, am ganzen Leibe unbeharrt, übrigens wohl gebildet. Ihre Sprache hatte etwas Unzuſammenhängendes und Thieriſches. Das ganze Geſchlecht hatte überhaupt viel Aehnliches mit einer Heerde gutmüthiger Schafe oder Rehe, gerade ſo ſcheu, ſo wehrlos, ſo behende trippelten ſie hin und her, und aus

Allem, was man an ihnen ſah, leuchtete ſo wenig Verſtand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wohl gar keine Menſchen ſeyn. Columbus, in einem reichen Kleide, und den bloßen Degen in der Hand, ſtand an der Spitze des erſten Boots, welches ans Land ſtieß, um der erſte Europäer zu ſeyn, der die neue Welt betrâte. Jhm folgten die Andern, und in dem unausſprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens nach mehr als vierzigtägiger Todesangſt auf ſchwankenden Brettern, warfen ſie ſich Alle nieder, und küßten mit Jnbrunſt die ſichere Erde. Das war das Dankopfer der Natur; ein andres ſchrieb die Religion ihnen vor: ſie errichteten ein Jeſuskreuz, und ſtammelten vor demſelben ihre frommen Gebete. Hierauf nahm Columbus die Jnſel für den König von Spanien in Beſitz, mit den Ceremonien, die die Portugieſen bei ihren Entdeckungen in Afrika zu beobachten pflegten. Die Jndianer ſahen das mit an, und begriffen natürlich nichts davon, wie ihnen denn die ganze Erſcheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, einer ſeltſamen Sprache, und noch ſeltſamern Manieren, überhaupt etwas Unbegreifliches ſeyn mußte. Man merkte es den Wilden ab, daß ſie ihre Jnſel mit dem Namen Guanahani bezeichneten, und ſo heißt ſie auch noch jetzt. Man findet ſie auf der Karte unter den Bahamainſeln. Columbus ſah wohl, daß hier von den Schätzen Jndiens noch nicht viel anzutreffen ſey, und beſchloß daher, weiter zu ſteuern. Die Jndianer, die die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, welche Einige zum Zierrath in der Naſe oder in den Ohren trugen, bemerkten, wieſen ſie ſüdwärts hin. Man kam auf dieſer Fahrt bei einigen flachen Jnſeln vorbei, und fand zuletzt eine größere, die die Jndianer, welche man mitgenommen hatte, Cuba nannten, und die Columbus beim erſten Anblick ſchon für das feſte Land von Jndien hielt. Er ſteuerte von Hafen zu Hafen herum, fand überall einen Reichthum der Vegetation, und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erſtaunen ſetzte; aber von Anbau wiederum keine Spur. Heerden nackter Menſchen rannten eben ſo thierähnlich und ſchüchtern wie in Guanahani herum, und ſchienen ſich weder um Gold noch um Brot zu bekümmern. Als man ihnen Goldbleche vorhielt, ſchrieen ſie Haiti, und zeigten nach Oſten hin. Columbus folgte dem Wink, und kam am 6. Dez. nach Hayti, welches er Hiſpaniola nannte. Dies iſt die Jnſel Sanct Domingo, die in unſern Tagen ſo berühmt geworden iſt. Auch hier fand er dieſelbe Schönheit der Landſchaften, dieſelbe Fruchtbarkeit des Bodens und dieſelbe gutmüthige ſchwache Menſchenart, die weder von Kleidung noch von Arbeit einen Begriff hatte. Doch hatten ſich dieſe Jnſulaner ſchon in mehrere Stämme getheilt, deren jeder ein Oberhaupt hatte, welches ſie Kaziken nannten. Einer derſelben ließ ſich auf einem Tragſeſſel von vier Jndianern herbeitragen, war aber übrigens nackt wie die Andern. Er gab den Spaniern durch Zeichen zu verſtehen, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Jnſeln (den nachher entdeckten karaibiſchen) auf ausgehölten Baumſtämmen (Canoe'n) herüber kämen, ſein Volk feindlich anfielen, und viele derſelben fortſchleppten, um ſie zu Hauſe — zu verzehren. Columbus ſchauderte, und da er ſchon vorher Willens geweſen war, hier eine Niederlaſſung zu begründen, ſo deutete er dem Kaziken an, er wolle hier eine kleine Feſtung (Fort) bauen, und darin einen Theil ſeiner Spanier ihm zum Schutze zurücklaſſen. Die Wilden begriffen ſeine Meinung, und freuten ſich wie die Kinder; ſie ſahen den ſpaniſchen Zimmerern neugierig zu, und halfen ſelbſt die Materialien zu tragen. Was ſie an Goldblechen hatten, gaben ſie freudig für Glaskorallen, Schellen und Stecknadeln hin, und auf Befragen zeigten ſie nach Süden, als dem rechten Goldlande. Columbus war indeß in einer Verfaſſung, die ihm keine weiteren Entdeckungsreiſen erlaubte; denn eins ſeiner Schiffe war ihm ſo eben an einer Klippe geſcheitert, und mit dem andern hatte ſich Don Pinzon,

einer ſeiner Gefährten, heimlich entfernt, um das wahre Goldland für ſich aufzuſuchen. So blieb unſerm Helden nur noch ein Schiff, und gerade das kleinſte, übrig; mit dieſem entſchloß er ſich, nach Spanien zurückzureiſen, ehe vielleicht Pinzon ihm dort zuvorkäme. Er ließ in ſeinem neuerbauten Fort, welches er Navidad nannte, 38 Spanier zurück, gab ihnen weiſe Verhaltungsbefehle, ermahnte ſie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und ſtach am 4. Januar 1493 mit ſeinen übrigen Gefährten, und einigen mitgenommenen Indianern in die See. Gleich am dritten Tage ſeiner Fahrt holte er den treuloſen Pinzon ein, der nichts entdeckt hatte, aber nun ſich mit der erſten Botſchaft nach Europa hatte ſchleichen wollen. Columbus bloßer Anblick durchbohrte den Elenden; er wollte ſich mit armſeligen Vorwänden entſchuldigen, aber der große Mann erſparte ihm die demüthigenden Worte durch die Verſicherung, daß er ſchon Alles vergeſſen habe. Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang, und ihren wichtigen Nachrichten ewige Unterdrückung. Indeß die Mannſchaft in der Angſt der Verzweiflung dem Unterſinken der elenden Schiffe entgegenſah, behielt Columbus allein ſeine Faſſung. Er ſchrieb eilig eine Nachricht von ſeinen Entdeckungen auf Pergament, ſteckte dies ſorgfältig verwahrt in eine Tonne, und warf die Tonne ins Meer. Aber ſein gutes Schickſal wollte ihm ſelbſt noch die Freude gönnen, der Herold ſeiner kühnen That zu ſeyn; der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Januar 1493 gegen Abend entdeckten ſie Land. Es war S. Maria, eine der Azoren. Hier mußte er beinahe ſechs Wochen liegen bleiben, um ſeine hart mitgenommenen Schiffe auszubeſſern. Auf der letzten Fahrt trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajoſtrom (4. März), und dies nöthigte ihn, nach Liſſabon zu gehen. Sein Ruf ging vor ihm her. König Johann II. von Portugal wollte ihn ſelber ſprechen, und bereute es nun ſehr, dem kühnen Manne vor zehn Jahren nicht Gehör gegeben zu haben. Als nun aber Columbus am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeſchrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor ſieben Monaten an eben der Stelle hatte abfahren ſehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Chriſt, mit den Seinen wiederum in Prozeſſion nach dem Kloſter Rabida ging. Der Hof hielt ſich damals in Barcellona auf; Columbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcellona ſelbſt ward ihm ein feierlicher Einzug zu halten erlaubt. Er ſtattete feierlich vor dem Throne an Ferdinand und Iſabellen Bericht von ſeiner Reiſe ab, ward mit Ehren und Lobſprüchen überhäuft, und aus beſonderer Gnade noch in den Adelſtand erhoben. Das Gerücht von einer neu entdeckten Welt flog nun, tauſendfältig vergrößert, durch ganz Europa. Das lebhafteſte Intereſſe erregte es jedoch in Spanien ſelbſt. In kurzer Zeit hatten ſich gegen 1500 Menſchen zuſammen gefunden, die an dem zweiten Zuge (der nun in das eigentliche Goldland gehen ſollte) Theil nehmen wollten. Der König rüſtete ihnen 17 Schiffe aus, ſandte Handwerker und Bergleute mit, und Columbus ſorgte für europäiſche Thiere und Gewächſe, von denen er ſich auf jenen fruchtbaren Inſeln guten Fortgang verſprach. Vor allen Dingen holte man aber erſt die Einwilligung des Papſtes ein, der auch nicht ermangelte, alle neu zu entdeckenden Länder der Krone von Caſtilien zu ſchenken. Als ſich aber Portugal dagegen auflehnte, beſchränkte er ſeine Schenkungen auf die Länder jenſeits einer Mittagslinie, die er in Gedanken 100, ſpäterhin aber 360 Meilen weſtlich von der äußerſten azoriſchen Inſel durch die Pole zog. Was diesſeits gefunden würde, ſollte den Portugieſen gehören. Dadurch blieb Braſilien in der Folge ein Eigenthum von Portugal. Diesmal lief die Flotte aus der Bai von Cadix aus (25. Septbr. 1493), und nahm einen mehr ſüdlichen Lauf. So fand man am 22. Novbr. die erſte der karaibiſchen Inſeln, welche Columbus Deſeada nannte, beſuchte

von da nach einander die übrigen, Dominica, Marigalante, Guadalupe, Antigua, Portorico ꝛc. und fand auf allen eine feindſelige Menſchenart, und häufige Spuren jenes barbariſchen Gebrauchs, Feinde zu ſchlachten, und ihr Fleiſch zu eſſen. Die Sorge für ſeine zurückgelaſſene Colonie trieb ihn hierauf nach Hiſpaniola, wo er den 22. Novbr. ankam. Aber wie erſchrack er, als er weder Colonie noch Fort fand. Ein unmenſchliches Betragen der Spanier gegen die Indianer hatte dieſe zur gerechten Nothwehr gereizt; ſie hatten alle dieſe Tyrannen erſchlagen, ihre Feſtung zerſtört, und ſich in das Innere der Inſel geflüchtet. Es ward hierauf an einem bequemern Orte eine Niederlaſſung begründet, die Columbus ſeiner Königin zu Ehren Iſabella nannte, die erſte Stadt in der neuen Welt; ein entzückendes Gefühl für den Urheber dieſer großen Begebenheit, das ihm aber durch eine Kette von Unannehmlichkeiten ſehr verbittert wurde. Unter allen ſeinen 1500 Gefährten waren vielleicht kaum drei, die ihn nicht verwünſchten. Denn wer war darum nach Indien gereiſet, um den Acker zu bauen, wilde Gegenden urbar zu machen, und an allen Bequemlichkeiten geſitteter Länder Mangel zu leiden? Hätte man durch mühſelige Arbeit reich werden wollen, das hätte man in Europa auch gekonnt. Columbus war in der That in einer übeln Lage. Auch ſein König erwartete nun ſchon, das erſte Goldſchiff nächſtens ankommen zu ſehen. Nun wurde zwar häufig auf Hiſpaniola Goldſand gefunden, aber wie mühſam war dieſer zu ſuchen, und wie wenig ergiebig das Geſchäft! Um nun ſeine Leute und den König befriedigen zu können, war er zu der Grauſamkeit gezwungen, die armen Wilden gewaltſam zu unterjochen, und ſie zu einem Tribut an Gold und Baumwolle anzuhalten, deſſen Aufſuchung ſie zu den Unglücklichſten aller Sklaven machte. Anfangs widerſetzte ſich die angeborne Freiheitsliebe dieſer guten Menſchen den harten Befehlen, aber ein Paar Kanonenſchüſſe, und die gewaltigen Hunde, die auf die nackten Geſchöpfe gehetzt wurden, und mehrere derſelben zerfleiſchten, belehrten ſie bald, daß die Gewalt der Weißen eben ſo groß, als ihre Grauſamkeit ſey. Columbus eilte, die Winke der Indianer zu befolgen, die ihn nach dem rechten Vaterlande des Goldes hingewieſen hatten. Er umſchiffte Kuba, entdeckte Jamaika, litt unausſprechliche Drangſale, die der Raum hier zu erzählen verbietet, und fand doch immer noch nicht, was er ſuchte. Als er, von Hunger und Krankheit erſchöpft, nach Hiſpaniola zurück kam, fand er Alles in Aufruhr; man hatte abermals die Indianer unmenſchlich behandelt, dieſe hatten die Mais- und Maniokſaaten vernichtet, viele Unzufriedenen waren nach Spanien gereiſet; und in Kurzem erſchien ein ſpaniſcher Kammerjunker mit großen Vollmachten, und nahm Protokolle auf über Alles, was man dem Columbus Böſes anſchuldigen wollte. Columbus, eben ſo entrüſtet über die Frechheit dieſes Menſchen, als begierig, ihren Wirkungen zuvor zu kommen, übergab ſeinem Bruder Bartholomäus das Commando, und machte ſich ſchleunig auf den Weg nach Spanien. Drei Monate kämpfte er in dieſem Jahre (1494) auf der Fahrt mit Wind und Wellen und mit einer Hungersnoth, die ſeine Gefährten ſchon der Barbarei nahe brachte, die mitgenommenen Indianer zu ſchlachten. Bei ſeiner Erſcheinung am Hofe merkte er wohl, daß ſeine Feinde vor ihm da geweſen waren; und wiewohl ſeine Gegenwart diesmal noch alle Verläumdung niederſchlug, ſo verzögerte ſich doch die Ausrüſtung einer neuen Flotte zwei Jahre, und man gab ihm nichts weiter mit, als eine Schiffsladung grober Verbrecher, die er ſich, unüberlegt genug, zu Coloniſten ausgebeten hatte. Diesmal (1496) richtete er ſeinen Lauf noch mehr nach Süden hin, und würde vielleicht nach Braſilien gekommen ſeyn, wenn nicht eine unglückliche Windſtille und die entſetzliche Hitze unter der Linie, die alle ſeine Wein- und Waſſerfäſſer zerplatzen machte, und ſeine Lebensmittel verderbte, ihn gezwungen hätte, nach Weſten zu ſteuern. So kam er nach der Inſel Trinidad am Ausfluſſe des Oronokoſtroms,

deſſen Heftigkeit ſeine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er ſchloß aus der Größe dieſes Stroms, daß derſelbe aus keiner Inſel kommen könne, und indem er die Küſte, die wir jetzt unter dem Namen Paria und Cumana kennen, entlang fuhr, überzeugte er ſich völlig, daß er wirkich das feſte Land von Weſtindien entdeckt habe. Da er es aber nicht wahrſcheinlich fand, daß dieſes Land mit dem eigentlichen (Oſt) Indien zuſammen hangen ſollte, ſo vermuthete er, es müſſe irgendwo eine Durchfahrt dahin zu finden ſeyn, die nachher auch wirklich gefunden worden iſt, aber nicht da, wo er ſie ſuchte, ſondern ganz unten am Südpol. — Eigene Kränklichkeit, und die Noth ſeiner unzufriedenen Mannſchaft bewog ihn, für jetzt die weiteren Entdeckungen aufzugeben, und nach ſeiner Colonie auf Hiſpaniola zu ſteuern. Aber ach! hier fand er wenig Urſach zu Freude. Indem ſein Bruder mit einem Theil der Mannſchaft ausgezogen war, in einer andern Gegend der Inſel eine zweite Stadt (St. Domingo) zu gründen, hatte ein herrſchſüchtiger caſtilianiſcher Edelmann deſſen Abweſenheit benutzt, die Coloniſten noch mehr gegen die beiden Statthalter aufzuhetzen. Dieſe harten Strafen, die auf die ſklaviſche Behandlung der Indianer geſetzt wären, ſagte er, wären nicht von der Menſchlichkeit gegen jene, ſondern von dem Kitzel, über ſie ſelbſt zu herrſchen, diktirt. Die beiden Genueſer wollten lieber die Spanier zu Sklaven machen; aber es ſey eines edlen Caſtilianers unwürdig, ſich von Genueſern beherrſchen zu laſſen. In dieſer Stimmung nahm er drei Schiffsladungen voll Proviant, die man aus Europa der Colonie zur Unterſtützung geſchickt hatte, für ſich und ſeine Partei in Beſchlag, ohne den jüngern Columbus am andern Ende der Inſel daran Theil nehmen zu laſſen, deſſen Leute faſt vor Hunger verſchmachteten. So fand der Admiral die Sachen. Er hatte Mühe, die Gährungen in der Colonie niederzuſchlagen; nur ſeine fleckenloſe Rechtſchaffenheit, und die Klugheit ſeines Betragens konnte ihn vor Meuchelmord ſchützen. Er ſtattete ſeinem Könige von Allem den treueſten Bericht ab, aber auch ſeine Feinde ſandten voluminöſe Aktenſtücke nach Spanien. Seinen Feinden gelang es indeß, ihn am ſpaniſchen Hofe dergeſtalt anzuſchwärzen, daß der König einen ſpaniſchen Edelmann, Franz von Bobavilla, (1500) zur Unterſuchung der Klagen abſchickte. Fände dieſer alle die gehäſſigen Beſchuldigungen gegen den Admiral erwieſen, ſo ſollte er ihn abſetzen, und ſeine Stelle einnehmen. Eine treffliche Inſtruktion! Bovadilla fand es für gut, ſie von hinten zu leſen. Sobald er in Hiſpaniola angekommen war, nahm er ſogleich das Haus und die Güter des eben abweſenden Columbus in Beſitz, bemeiſterte ſich der königlichen Proviant- und Kriegsvorräthe mit Gewalt, gebot jedermann, ihn als den neuen Statthalter anzuerkennen, und ſchickte dem Columbus ein auf dieſen Fall mitgenommenes königliches Abſetzungsdekret zu. Sodann eröffnete er ſeinen Gerichtshof, foderte jedermann auf, ſeine Beſchwerden gegen den Statthalter anzubringen, und ſchmiedete aus den Ausſagen der Landſtreicher ein Aktenſtück zuſammen, nach welchem ſein Betragen gegen den Verbrecher noch als unverdiente Milde erſchien. Columbus, wie tief er auch gekränkt war, bewies auch hier noch die Mäßigung, die ſchon ſo oft in tödtlichen Gefahren das Glück der Seinigen geweſen war. Er gehorchte ſtill, und verlangte beſcheiden Gehör; aber Bovadilla ließ ihn gar nicht vor ſich, ſondern befahl, ihn und ſeine beiden Brüder in Ketten, und zwar jeden auf einem beſondern Schiffe, nach Europa zu ſchicken. Das mitgeſandte Aktenſtück ſollte, wie er hoffte, dies Verfahren ſchon rechtfertigen. Aber wie ſehr auch Columbus die Nationalabneigung der Spanier gegen die Genuſer bisher hatte empfinden müſſen, ſo hatte er doch die Befriedigung, daß brave Spanier ſelbſt den Anblick ſeiner Ketten nicht ohne bittern Unwillen ertragen konnten. Als die Schiffe in einiger Entfernung vom Lande waren, nahte ſich der Kapitän des Schiffs, das den Columbus führte, dieſem ſehr ehrerbietig, und wollte ihm die Feſſeln ab-

nehmen, aber Columbus ließ es nicht zu. Er wollte es ganz Spanien ſehen laſſen, wie ſein König den Entdecker einer neuen Welt belohne. In der That machte auch die Art ſeiner Rückkunft ungemeines Aufſehen. Ferdinand und Iſabella ſchämten ſich vor der Welt, und ließen ihm die Feſſeln abnehmen; die Königin überſandte ihm ſogar etwas Geld, um anſtändig bei Hofe erſcheinen zu können. So kam er dann, und warf ſich ſchweigend, aber mit dem rührenden Blick des gekränkten Verdienſtes, an den Stufen des Throns nieder. Es fehlte auch diesmal nicht an Verſicherungen der Gnade; man geſtand den begangenen Irrthum ein, that aber nichts, ihn wieder gut zu machen. Bovadilla ward zwar abgeſetzt, aber man ſchien ſich des Contrakts mit Columbus nicht mehr zu erinnern, ſondern ſandte an ſeiner Stelle einen gewiſſen Ovando in die Colonie. Voll Unmuth verließ der ſo ſchändlich zurückgeſetzte Columbus den Hof, trug ſeine Ketten überall mit ſich herum, und verordnete, daß ſie ihm mit in ſein Grab gelegt würden. Einige Jahre darauf, da Columbus die Kränkung der verweigerten Gerechtigkeit ſchon vergeſſen hatte, erwachte die alte Neigung wieder in ihm, die vermuthete Durchfahrt ins Südmeer aufzuſuchen. Zu dieſem Zwecke kam er noch einmal bei Hofe ein, und die Eiferſucht auf die oſtindiſche Entdeckung der Portugieſen bewog diesmal den mißtrauiſchen Ferdinand, ſich der Talente ſeines erſten Seemanns noch einmal zu bedienen, die Schale noch einmal auszudrücken, ehe er ſie wegwürfe. Columbus erhielt vier ziemlich ſchlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 zu Cadix unter Segel ging. Eins derſelben ward ſchon in den erſten Wochen leck, und nöthigte ihn, auf Hiſpaniola loszuſteuern, das er ſo gerne vermieden hätte. Und, kaum glaublich, der feindſelige Ovanda verſagte ihm die Landung im Hafen! Er ſuchte nun das feſte Land auf, ſegelte längs der Küſte vom Cap Gracias a Dios bis Portobello hin, fand aber die gehoffte Straße nicht. Die Schönheit einer Gegend in der Provinz Veragua am Flüſſe Belem brachte ihn auf den Gedanken, hier eine Colonie anzulegen; allein ſeine Spanier verdarben es durch ihre unerſättliche Habſucht ſo ſchnell mit den Wilden, daß er nach dem Verluſte mehrerer Leute ſich entſchließen mußte, dieſe Gegend wieder zu verlaſſen. Von nun an war ſeine Reiſe eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und ſchreckliche Gewitter ängſtigten die Schiffenden alle Tage; eins ihrer elenden Fahrzeuge ging zu Grunde, die andern wurden einigemal ſo heftig an einander geworfen, daß ſie faſt zerſchmettert wurden. Nach vielen Mühſeligkeiten erreichten ſie endlich am 14. Juni 1503 Jamaika. Die faſt zertrümmerten Fahrzeuge mußten auf den Strand getrieben werden; denn an Ausbeſſerung war nicht zu denken. Wenn ſich nicht der Himmel ſelbſt über die Unglücklichen erbarmte, und ihnen ein fremdes Schiff zur Rettung ſandte, ſo war das traurige Loos des berühmten Weltentdeckers, von Europa vergeſſen ſein elendes Leben bei Mais und Maniokwurzel mitten unter den Wilden zu beſchließen. Dies zu verhüten unternahmen zwei brave Männer von der Schiffsgeſellſchaft, der Spanier Mendez, und der Italiener Fieschi, ein kühnes Wagſtück. Sie ruderten auf zwei ausgehölten Baumſtämmen, die ſie von den Wilden entlehnten, nach Hiſpaniola, eine Strecke von dreißig Seemeilen — zehn Tage lang durch das wogende Weltmeer; und was noch bewunderungswürdiger iſt, ſie kamen glücklich hin. Columbus aber gab ſie bald verloren; denn es verging mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er etwas von ihnen hörte. Dieſes halbe Jahr war für ihn das unglücklichſte, daß er je verlebt hatte. Alle Subordination verſchwand bei den Seinen; ſeine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete ſich zuſammen, und verließ ihn ganz, um auf der Inſel herumzuſtreifen, und aus Habſucht und Brutalität gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen ſich die Wilden aus der Gegend zurück, und hörten auf, den ungezogenen Gäſten ferner Lebensmittel zu brin-

gen. Nur die Klugheit und Wiſſenſchaft des kranken Columbus konnte die Mannſchaft vom Hungertode retten. Den Tag vor dem Eintritt einer totalen Mondfinſterniß, die er berechnet hatte, verkündigte er ihnen den Zorn ſeines Gottes, den ſie dieſen Abend an dem Geſichte des Vollmonds erblicken würden. Sie ſahen wirklich mit Schrecken die helle Scheibe ſich verdunkeln, baten den furchtbaren Gaſt um Vermittelung, und verſprachen ſo viel Proviant zu bringen, als er verlangte. Der Unfug, den die entlaufene Rotte auf der Inſel trieb, ward endlich ſo groß, daß die Beſſeren ſelbſt böſe Folgen davon befürchteten. Sie lieferten jenen, unter der Anführung des Bartholomäus Columbus, ein förmliches Treffen, und brachten dann die Uebriggebliebenen zum Gehorſam zurück. Endlich nach acht kummervollen Monaten erſchienen die treuen Seelen, Mendez und Fieschi, wie hülfreiche Engel, und holten die Verlaſſenen auf einem großen Schiffe ab, das ſie nach langen Bemühungen erſt von dem harten Ovando hatten erhalten können. Abgezehrt von Krankheit und Gram kam Columbus auf Hiſpaniola an, und benutzte daſelbſt die erſte Gelegenheit, auch ſogleich nach Spanien überzuſchiffen (1504). Auch die erſte Nachricht, die er hier erfuhr, mußte eine traurige ſeyn, Iſabellens Tod. Sie hatte ihn immer geachtet, und auf ſie hatte er noch immer ſeine letzten Hoffnungen geſetzt. Die waren nun auch verſchwunden. Er kam mit Bittſchriften bei Hofe ein, er berief ſich auf ſein Patent und auf das königliche Verſprechen — vergebens. (Nächſt der Undankbarkeit des Königs ſchmerzte ihn nichts ſo ſehr, als der elende Dünkel, mit dem viele hochgelehrte Herren auf ſeine Entdeckung herabſahen, die ihnen nun, nachdem ſie gemacht war, ſo natürlich und ſo leicht vorkam, als hätte jeder von ihnen ſie eben ſo gut machen können. Mit einer ſo ſuperklugen Geſellſchaft ſaß er unter andern einmal zu Tiſche, als eben geſottene Eier aufgetragen wurden. „Was meint ihr wohl, ihr Herren, ſagte Columbus, ob man wohl ein Ei auf dem flachen Tiſche ſo auf die Spitze ſtellen könnte, daß es ohne andere Haltung ſtehen bliebe?“ Alle erklärten die Sache für unmöglich, kaum daß noch Einer oder der Andere den vergeblichen Verſuch zu machen wagte. „Wohlan, ſeht her!“ rief Columbus. Er faßte ein Ei, und ſtieß es ſo ſtark nieder, daß es auf der eingedrückten Spitze ſtehen blieb. — „Ja, ſo hätten wirs auch gekonnt!“ riefen ſie Alle. — Nun warum habt ihrs denn nicht gethan? fragte Columbus.) So hielt man ihn von einem Termin zum andern hin, bis endlich ſein willkommener Tod (zu Valladolid) den treuloſen König ſeines Worts entband. Sein Bruder brachte ſeinen Leichnam nach St. Domingo, ſetzte ihn daſelbſt in der Domkirche bei, und vergaß die Kette nicht. Sein Sohn Diego beſtand nun mit fortgeſetzter Beharrlichkeit auf der Erfüllung des Vertrags von 1492. Eine anſehnliche Familienverbindung, die ihm die Verheirathung mit einer Nichte eines vielvermögenden Herzogs von Alba verſchaffte, verhalf ihm endlich zu der verdienten Statthalterſchaft von Weſtindien. Auf dem geraden Wege möchte er ſie ſchwerlich erhalten haben.

Colonialwaaren. Man verſteht hierunter die Produkte der Pflanzungs-, Handels- und Bergbau-Colonien; jedoch werden letztere nur zum Theile darunter begriffen; denn die koſtbarſten Erzeugniſſe, wie Edelſteine, Gold und Silber, welche man durch den Bergbau gewinnt, belegt man ſelten mit dem Namen Colonialwaren, eben ſo wenig die Erzeugniſſe des Ackerbaues im engern Sinne; dagegen aber ſind Gewürze und Spezereien, oſtindiſche Zeuge aller Art, Färbe- und Möbelnhölzer, Medikamente, Baumwolle, und vor Allem Caffee, Zucker, Reis und Thee unter dieſem Namen bekannt. Die Conſumtion dieſer Waaren hat ſich ſeit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, vornehmlich aber, ſeitdem Holländer und Engländer den erſten Platz unter den Colonialvölkern Europa's eingenommen, ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts in's Ungeheuere vermehrt, und ſich über unſern ganzen Welttheil verbreitet. Früherhin waren daher die Colonialwaaren nur Gegen-

ſtände des Luxus der Reichen; jetzt ſind ſie allgemeines Bedürfniß geworden. Der Handel und Verkehr mit andern Welttheilen erhielt hierdurch eine neue Schwungkraft; europäiſche Cultur verbreitete ſich durch die Colonien über die ganze bekannte Welt. Unſtreitig haben die Engländer ſich in dieſer Hinſicht bleibende Verdienſte um die Civiliſirung der Menſchheit erworben. Wie ſehr die Colonialwaaren den Europäern nach und nach zum Bedürfniſſe geworden ſind, hat ſich beſonders in den franzöſiſchen Zeiten, wo deren Einfuhr theils verboten, theils mit ungeheuern Abgaben erſchwert war, geoffenbart, indem man zu allerhand Surrogaten, beſonders zu denen des Caffee, ſeine Zuflucht nahm.

Colonien. Eine Anzahl Menſchen, welche in ein anderes Land verſetzt werden, um daſſelbe anzubauen, nennt man eine Colonie. Solche Anſiedlungen mußten entſtehen, ſobald das Menſchengeſchlecht ſich auszubreiten anfing, bald durch die Nothwendigkeit, ein übervölkertes Gebiet zu erleichtern, bald durch den Zwang ſiegreicher Eroberer, bald durch die Reibungen, die aufſtrebender Ehrgeiz in der Heimath veranlaßte, oder durch die Unterdrückung, womit ein glücklicher Gewalträuber den Sieg über ſeine Gegner bezeichnete, bald auch durch die Regung der Betriebſamkeit, die freiern Spielraum ſuchte. So entſtanden die meiſten Colonien der alten Welt, z. B. das phöniciſche Carthago und Gades (Cadix). Die Handelscolonien beförderten die Cultur, entwickelten politiſche Ideen, und erzeugten bürgerliche Freiheit; doch führte dieſes Syſtem auch zu Handelseiferſucht und zu Eroberungskriegen. Der Cultur waren die griechiſchen Colonien am Günſtigſten. Syrakus war die Tochter von Corinth. In Großgriechenland und Sicilien gab es Geſetzgeber, Zaleucus und Charondas. Einige Colonien der Alten wurden vom Mutterlande beherrſcht, und oft gedrückt; gewöhnlich aber waren ſie frei, und verriethen nur durch Gleichheit in Verfaſſung, Sitten und Glauben die urſprüngliche Heimath. Auch die Wanderungen der Völkerſtämme nach den großen Fluthen veranlaßten, z. B. die Niederlaſſung der Pelasger in Italien, im 14ten und 13ten Jahrhundert vor Chr., nachdem die Hellenen das herrſchende Volk in Griechenland geworden waren. Der Einfall der Hykſos in Aegypten hatte vielleicht die Auswanderung des Cekrops zur Folge, der Sais verließ, und Athen gründete um 1580 vor Chr. Die merkwürdigſten Colonien des Alterthums ſind die phöniciſchen und griechiſchen. Tyrus ſoll an der Weſtküſte von Afrika mehr als 300 Städte geſtiftet haben. Die Carthager gründeten auf Madeira eine Colonie. — In der neuern Geſchichte nennt man die Beſitzungen und Niederlaſſungen der Europäer in fremden Erdtheilen Colonien. Nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung unterſcheidet man: 1) Ackerbau-Colonien, hier werden die Anſiedler einheimiſch, und bilden endlich eine Nation, wie z. B. die ruſſiſchen Colonien in der Krim, die erſten engliſchen Colonien in Nordamerika, und die Anſiedelungen in Neuholland; 2) Pflanzungs-Colonien, wo gewiſſe Naturerzeugniſſe für Europa in Plantagen fabrikmäßig erzeugt werden, hier werden die Anſiedler einheimiſch; 3) Bergbau-Colonien, wie die erſten Anſiedlungen der Spanier in Weſtindien und Amerika, welche bloß das Aufſuchen von Gold und Silber zum Zwecke hatten; 4) Handels-Colonien, dieſe beſtanden anfangs bloß in Niederlaſſungen, oder Faktoreien und Stapelplätzen des Handels, mit den Natur- und Kunſterzeugniſſen einheimiſcher Völker, nach und nach aber erweiterten ſie ſich durch Gewalt und Liſt oft zu ausgedehnten Eroberungen, ohne daß der urſprüngliche Zweck der Niederlaſſung ſich veränderte. Militär-Colonien, gab es bei den Macedoniern und Römern; in neuern Zeiten bei den Ruſſen und Spaniern, wenigſtens kann man die Preſidios der Letztern in Afrika damit vergleichen. Das Colonialweſen der Europäer begann gegen

das Ende des 15ten Jahrh. durch die Entdeckung von Amerika und die Aufſuchung und Auffindung des Seeweges nach Oſtindien. Seitdem nahm der Welthandel einen andern Gang, und wurde aus Landhandel Seehandel. Statt der Länder am mittelländiſchen Meere wurde das weſtliche Europa der Sitz des Welthandels. Liſſabon trat an Venedigs Stelle. Bei der Gründung der Niederlaſſungen in fernern Erdtheilen ging man, zum Nachtheile der Mutterländer und der Colonien, darauf aus, ſich unbeſchränkten Beſitz zu verſchaffen, und alle Fremden von den Vortheilen des Handels mit jenen Anſiedelungen auszuſchließen. Portugal und Spanien, die erſten Staaten, welche in Weſtindien, auf dem feſten Lande von Amerika, an den Küſten von Afrika und in Oſtindien Colonien anlegten, hielten ſtreng auf jene Ausſchließung; ihren eigenen Unterthanen aber ſtand der Handel mit den Colonien frei, jedoch die Ertheilung der Erlaubniß dazu, ſo wie die Leitung der Schifffahrt, und gewiſſe Zweige des Handels, blieben der Regierung vorbehalten. Die Portugieſen wurden in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts durch den Heldengeiſt und die Vaterlandsliebe großer Männer, welche ein ausgebreitetes Handelsreich in Indien gründeten, die herrſchende Macht unter den Colonialſtaaten. In der letztern Hälfte jenes Jahrhunderts aber ſank das ſtolze Gebäude ihrer Herrſchaft; der jugendliche Freiſtaat der Niederländer erhob ſeine Handelsgröße auf den Trümmern der portugieſiſchen, und riß den Welthandel an ſich. Im 17ten Jahrh. wurden die Engländer, welche in Amerika ſchon Ackerbau- und Pflanzungs-Colonien geſtiftet hatten, die Nebenbuhler der Holländer in Indien. Der Seehandel und die Colonial-Politik erhielten nun eine andere Geſtalt, als dieſe beiden Mächte den ausſchließenden Handel mit den Colonien großen Handelsgeſellſchaften zugeſtanden. Die Bemühungen Frankreichs, Colonien und Colonial-Handel zu gründen, führten neue Verhältniſſe in dem europäiſchen Colonialweſen herbei, indem dadurch vielfältige Reibungen des gegenſeitigen Intereſſe, beſonders auf dem engen Schauplatze von Weſtindien, wo die Franzoſen ſich mit Glück anſiedelten, entſtanden. Holländer, Engländer und Franzoſen theilten ſich, nach dem Verfalle des portugieſiſchen und ſpaniſchen Colonialweſens, in Oſt- und Weſtindien, in die Vortheile des Handels mit den Colonien. Auch Dänemark erhielt ſchon in der erſten Hälfte des 17ten Jahrh., durch die Erwerbung von Trankebar, einigen Antheil am oſtindiſchen Handel. Seit dem Anfange des 18ten Jahrh. aber erhielten die Colonien eine höhere Wichtigkeit, da die Erzeugniſſe derſelben, beſonders der weſtindiſchen (Zucker, Indigo, Cochenille, Caffee, Tabak), einen unerwartet reichen Abſatz in Europa fanden. Die Engländer fingen ſchon um dieſe Zeit an, ſich in dem Colonialhandel zu heben, obgleich ihre ausgedehnten Niederlaſſungen in Nordamerika mehr, als ihre Pflanzungs-Colonien in Weſtindien gediehen. Ihr Colonialgebiet in Oſtindien war zwar noch klein; aber der oſtindiſche Handel ſtieg bei der allgemeinen Verbreitung der indiſchen baumwollenen Zeuge. Die Holländer, hauptſächlich auf Inſeln angeſiedelt, und im Beſitze des unermeßlich reichen Alleinhandels mit Gewürzen, blieben jedoch fortdauernd das erſte europäiſche Handelsvolk in Oſtindien, und waren nicht weniger glücklich in Weſtindien, wo die reiche Colonie Surinam herrlich aufblühte. Um die Mitte des 18ten Jahrh. erhielten alle Colonien ihre größte Wichtigkeit; doch Großbrittannien gewann ſeitdem durch ſeine Seemacht das Uebergewicht unter allen Colonialſtaaten. Der Geiſt des Volks und der Regierung richtete ſich immer mehr auf den Handel; und da der auswärtige hauptſächlich auf den Verkehr der Colonien ſich gründete, ſo wurden dieſe ein Hauptgegenſtand der öffentlichen Sorgfalt. Eins der wichtigſten Ereigniſſe in der Geſchichte des europäiſchen Colonialweſens aber war der Aufſtand der engliſchen Colonien in Nordamerika

gegen das Mutterland, der durch das, Ackerbau-Colonien natürliche, Streben nach Unabhängigkeit herbei geführt ward. Die Handelsmacht des Mutterlandes ward jedoch dadurch keineswegs erſchüttert; denn der Handel mit den abgefallenen Colonien ward in der Freiheit größer, als er es bei dem frühern Zwange geweſen war. Der größte Schauplatz engliſcher Colonial-Politik war nun Oſtindien. Die Kaufleute wurden Eroberer; es ward der Grund zu einem Reiche gelegt, das an Umfang und Volksmenge das Mutterland übertraf, und dieſe Herrſchaft durch den Beſitz der Gangesländer und des reichen Bengalen geſichert. Das Colonialweſen der Franzoſen konnte gegen dieſe mächtigen Nebenbuhler nicht aufkommen, obgleich ſie durch den Beſitz der Inſel Isle de France und Bourbon fortdauernd Einfluß auf Indien und Antheil an dem indiſchen Handel behielten. Günſtiger war ihre Lage in Weſtindien, wo St. Domingo reichen Gewinn brachte. Hollands Colonialſyſtem eilte immer mehr ſeinem Verfalle entgegen, und ſeine oſtindiſche Geſellſchaft ſank ſo ſehr, als die engliſche ſich hob. Der Krieg, welcher ſeit dem Jahre 1792 Europa mit Trümmern bedeckte, brachte die wichtigſten Colonien Frankreichs und Hollands in die Gewalt der Britten, die auf allen Meeren geboten. Nur die ſpaniſchen Colonien in Amerika hatten durch die Kriege, worin das Mutterland verwickelt ward, bisher wenig gelitten; denn die Inſeln waren kaum angreifbar, und die unermeßlichen Gebiete auf dem feſten Lande waren durch ihre Ausdehnung geſichert. Selbſt die Stürme, welche das Mutterland im Anfange des 18ten Jahrh. trafen, hatten die Ruhe im ſpan. Amerika nicht geſtört; und ungeachtet aller, die geiſtige Cultur lähmende, Aufſicht hatte ſelbſt die wiſſenſchaftliche Bildung der alten Welt dort Eingang gefunden. Die größte Umwälzung aber, welche Spanien ſeit dem Jahre 1808 erfuhr, begünſtigte faſt in allen Colonien auf dem feſten Lande von Amerika das, aus dem innern Zuſtande derſelben hervorgegangene, Streben nach Unabhängigkeit. Zwar laſſen ſich jetzt die Folgen dieſer wichtigen Rückwirkung kaum noch abſehen, doch möchte im Allgemeinen ſo viel entſchieden ſeyn, daß ſie eine weſentliche Veränderung in der Lage jener Länder hervorbringen wird, und daß die alten Handelsverhältniſſe derſelben nicht wieder hergeſtellt werden können.

Colonna (Pompejus), Cardinal-Erzbiſchof zu Montreal in Sizilien, war eine denkwürdige Perſon ſeiner Zeit. Gleich geſchickt den Cardinalshut, wie den Helm zu tragen, ſah er die Widerwärtigkeiten mit dem Glücke in ſeinem Leben auf eine wunderbare Art wechſeln. Julius II. entſetzte ihn aller ſeiner Würden; Leo X. gab ſie ihm nicht nur wieder, ſondern vertraute ihm mehrere wichtige Sendungen an. Von Papſt Clemens VII. des Purpurs beraubt, wurde er auch wieder von demſelben in der Folge bekleidet. Als Unterkönig von Neapel ſah man ihn 1532 zu Grabe tragen. Er iſt der Verfaſſer mehrerer Gedichte, worin er die Liebreize und die Schönheit der Iſabella Filamarini, Gemahlin des Prinzen von Salerno, auf eine gemüthliche und zartſinnige Weiſe beſingt. Sein ausgebreitetes zur Ehre des weiblichen Geſchlechtes (de laudibus Mulierum) verfaßtes Werk ſetzt ihm ein Denkmal ſeines Verdienſtes.

Colonna (Victoria), die berühmteſte Dichterin Italiens, war die Tochter des großen Helden Fabricius Colonna, des Krongroßfeldherrn von Neapel. Ihre Mutter war Anna von Montefeltri, Tochter des Herzogs Friedrich von Urbino. Sie wurde ums Jahr 1490 geboren, und ſchon als 4jähriges Kind dem Markgrafen von Pescara, Ferdinand Davolos, der noch nicht viel älter war, zur Gemahlin beſtimmt. Die ausnehmenden Vorzüge des Geiſtes und Körpers, womit die Natur ſie ausgeſtattet hatte, gewannen durch eine ſorgfältige, tugendhafte Erziehung neuen Zuwachs, und machten ſie zum Gegenſtande allgemeiner Bewunderung. Ver-

ſchiedene unabhängige Fürſten Italiens ſuchten ihre Hand. Glücklicher Weiſe ſtimmte die Neigung der jungen Verlobten mit der Wahl ihrer Aeltern überein, und im 17. Jahre wurde ſie dem Manne vermählt, deſſen ausgezeichnete Geiſtesgaben, unerſchütterliche Treue und Heldentugenden ihn einer ſo trefflichen Gattin werth machten. Die Uebereinſtimmung ihrer Denkarten, und die Gleichheit ihrer Vorzüge ließ eine glückliche Ehe erwarten; allein bald riefen die in Italien entſtandenen Unruhen den Markgrafen aus dem Kreiſe der häuslichen Freude ab; er wurde in der Schlacht bei Ravenna, wo er die Reuterei anführte, gefährlich verwundet, und mit dem damaligen Cardinal von Medicis, nachherigen Papſt Leo X., gefangen nach Mailand geführt. In der Veſte, wo ihm ſeine Wunden nicht einmal körperliche Bewegung geſtatteten, beſchäftigte er ſich einzig mit Studiren, und verfertigte beſonders ein an ſeine Frau gerichtetes Geſpräch über die Liebe, welches zwar nicht auf unſere Zeiten gekommen, aber nach der Verſicherung des gelehrten P. Govius mit ſehr geſundem Verſtande, beredſam und witzig geſchrieben war. Endlich wurde er durch Verwendung des Marſchalls Trivulzio entlaſſen, und erwarb ſich durch die damaligen Kriege in Italien und durch manche Siege den Ruf eines der erſten Feldherren ſeiner Zeit. Er trat in kaiſerliche Dienſte, und führte den Befehl in der Schlacht bei Pavia, als Franz I. gefangen wurde. Hier zeichnete er ſich eben ſo ſehr durch Edelmuth und Menſchlichkeit, als durch Vorſicht und Unerſchrockenheit aus, ſo daß man ihm den Sieg zuſchrieb. Seinen Edelmuth und ſeine dem Ritter Bayard bewieſene Aufmerkſamkeit, als dieſer in einem Gefechte bei Biagraſſa im J. 1524 blieb, rühmt Robertſons Geſchichte Carls V. Pescara unterlag nicht lange nachher den Kriegsbeſchwerden und den Folgen ſeiner Wunden zu Mailand im Dezember 1525. Sein zwar kurzes, aber thatenreiches Leben liefert dem Geſchichtſchreiber reichen Stoff. (Jovius hat das Leben dieſes berühmten Feldherrn in 7 Büchern beſchrieben, die eine allgemeine Geſchichte der Feldzüge jener Zeit enthalten.) Sein Verluſt wurde für ſeine Gattin eine Quelle von troſtloſem Schmerz, der nur dadurch Linderung fand, daß ſie die Vorzüge ihres Gemahls und ihre beglückte Liebe in den zärtlichſten Liedern beſang. Bald nach der Trennung von ihm begab ſie ſich auf die Inſel Iſchia, und ſchlug jeden neuen Antrag aus, obgleich ihre Verwandten wünſchten, daß ſie wieder eine Wahl treffen möchte, weil ſie kinderlos war. Das edle Betragen Victoriens zu dieſer Zeit wird in folgenden Zeilen beſungen, die dem berühmten Marcus Antonius Flaminius beigelegt werden, und ſeiner würdig ſind:

Non vivam sine te, mi Brute, exterrita dixit
  Porcia; et ardentes sorbuit ore faces.
Davale, et extincto, dixit Victoria, vivam,
  Perpetuo moestos sic dolitura dies.
Utraque Romana est; sed in hoc Victoria major,
  Nulla dolore potest mortua; viva potest.

In ihrer Zurückgezogenheit ſang ſie faſt nur von heiligen Gegenſtänden. Ihr muſterhaftes Leben und der ausnehmende Werth ihrer Schriften gewann ihr den lauteſten Beifall aller damaligen Gelehrten, beſonders eines Beazzano, Flaminius, Molza, der Cardinäle Contarini, Bembo und Polus, die faſt alle in ihren Schriften ihr Lob beſingen, und mit ihr in freundſchaftlichem Briefwechſel ſtanden. Doch ihre vorzügliche Hochſchätzung genoß der große Künſtler Michael Angelo Buonarotti, der für ſie verſchiedene Meiſterwerke von Bildhauer-Arbeit verfertigte, worunter ſich die Abnahme Chriſti vom Kreuze, wie er eben im Schooße ſeiner Mutter liegt, vorzüglich auszeichnet. Dieſes herrliche Stück iſt oft nachgebildet worden, und man hat einige Nachbildungen für Arbeiten

Michael Angelo's ausgegeben. Auch zeichnete er für ſie zwei Bilder, einen Chriſtus am Kreuz, und einen andern am Brunnen bei der Samariterin, welche beide in Kupfer geſtochen ſind. Victoria reiſte ſogar mehrmalen von Viterbo, wohin ſie ſich einige Jahre vor ihrem Tode begeben hatte, nach Rom, bloß in der Abſicht, den großen Meiſter einmal wieder zu ſehen. Auch durch Briefwechſel unterhielt ſie ſich mit ihm. Noch ſind verſchiedene Sonette vorhanden, welche Michael Angelo an ſie gerichtet hat, und worin er die lebhafteſte Bewunderung ihrer Schönheit, ihres Geiſtes und tugendhaften Charakters ausdrückt. Condivi erzählt, dieſer große Mann habe ſie noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens beſucht, und nachher oft bereuet, daß er nur ihre Hand, und nicht ihre Stirne oder Wange geküßt habe. Victoria ſtarb zu Rom im Jahr 1547. Unter Petrarca's glücklichſte Nachahmungen gehören ihre Sonette; ſie haben mehr Stärke der Gedanken, mehr lebhafte Farben, und mehr Rührend-Erhabenes, als gewöhnlich die Schriften von Petrarca's Schülern haben. Ihr Geſang zum Andenken ihres Gemahls ſteht in keiner Hinſicht dem ähnlichen nach, welchen Bembo auf den Tod ſeines Bruders Carl dichtete. Allein ihr Meiſterſtück ſcheint gleichwohl ihre Stanza, oder das berühmte Gedicht in achtverſigen Strophen zu ſeyn, welches in Rückſicht auf Einheit, Wohlklang und Schönheit des Styls ſich mit den beſten Werken ihrer Zeitgenoſſen meſſen kann, und in Rückſicht auf lebendige Darſtellung und echtes Dichtfeuer alle, den einzigen Arioſto ausgenommen, weit übertrifft. Von Victoriens Gedichten wurden ſchon bei ihrem Leben 4 Auflagen gemacht. Die erſte ließ Philipp Pyrogallus ohne ihr Vorwiſſen zu Parma im Jahr 1538 drucken. Nachher wurden ſie im Jahre 1539 ohne Namen des Verlegers und Druckortes aufgelegt; und in eben dem Jahre erſchien zu Florenz eine Ausgabe, die 6 geiſtliche Sonette mehr als die andern enthält. Die vierte Auflage iſt die von Venedig 1544, welcher 24 neue geiſtliche Sonette und die berühmte Stanza als Zugabe beigefügt ſind. Nach ihrem Tode wurden ihre Schriften neu, beſonders von Ludwig Dolce, Venedig 1551; ebendaſelbſt von Girol. Muscelli, mit dem Commentar von Rinaldo Corſo 1558, aufgelegt. Ihre Pianta sopra la passione di Cristo, und andere geiſtliche Gedichte, wurden zu Bologna 1557 von Ant. Manutius, und zu Venedig 1561 von den Söhnen des Aldus beſonders herausgegeben.

Colonne wird in der Kriegskunſt von mehreren hintereinander geſtellten Truppen, Bataillonen, und Eskadronen gebildet, deren Tiefe viel größer, als die Fronte iſt, und die miteinander vorzudringen beſtimmt ſind. Dieſe Bedingung darf nicht fehlen, ſonſt gehören die hintereinander ſtehenden Bataillone in verſchiedene Linien, nicht aber in eine Colonne. — Einen Marſch kann eine Armee aus leicht zu begreifenden Gründen nicht in Schlachtordnung thun; er wird alſo colonnenweiſe, und weil eine einzige zu viel Aufenthalt verurſachen, ſo wie andere Ungelegenheiten nach ſich ziehen würde, in mehreren Colonnen unternommen. In dieſe die Armee ſo zu vertheilen, wie es ſich ſowohl in Anſehung ihrer ſelbſt, als in Rückſicht der Gegenden, wodurch ſie marſchiren ſoll, am Beſten ſchickt, iſt eine Sache, die Verſtand und Nachdenken erfodert.

Coloratur nennt man in der Muſik alle ſchnell forteilende Figuren, die durch keine Pauſen unterbrochen ſind. Die Geſangkunſt bezeichnet damit in den Bravour-Arien die rollenden und trillernden Paſſagen, welche der Sänger, gleichſam wie dem Gurgelſchlage der Nachtigallen abgelauſcht, mit einer großen Gewandtheit und Gewalt über ſein Singorgan, herauszubringen weiß. In überladenen Manieren in irgend einer leichtfließenden Compoſition zeigt ſich die Coloratur in Trillern, Tremulanten ꝛc.

Colorit iſt der Theil der Malerei, der jedem Gegenſtande die Farben zu geben weiß, die er haben muß, damit das Ganze als ein in der Natur vorhandener Gegenſtand in die Augen falle. In dieſem Sinne kann man den Begriff des Worts Colorit durch Farbengebung (ſ. d. Art.) ausdrücken. Man verſteht aber auch unter dieſem Ausdruck die Beſchaffenheit aller im Gemälde ſichtbaren Farben in ihrem Zuſammenhange, und in ihrer Wirkung auf das Colorit; es iſt alſo die Kunſt, durch Miſchung, Gegeneinanderſetzung und Vertheilung der Farben Alles zu erreichen, was ſich nur erreichen läßt. Tizian iſt in dieſer Kunſt der unübertroffene Meiſter. Die römiſche Schule hat nie ein gutes Colorit gezeigt, die lombardiſche ein etwas beſſeres, die venetianiſche aber hat vor allen den Vorzug. Die Deutſchen, Niederländer und Holländer haben ein beſſeres Colorit gehabt, als die Römer. Das Colorit iſt einer der weſentlichſten, aber auch der ſchwierigſten Theile der Malerei; dies beweiſen die wenigen guten Coloriſten. Die allergeſchickteſten Maler laſſen in dieſem Theile immer etwas zu wünſchen übrig. Für die Zeichnung und Zuſammenſetzung kann man Regeln geben, aber nicht für das Colorit, ſondern der Maler muß alle Mühe anwenden, die wahre Farbe der natürlichen Gegenſtände ſo genau, als möglich nachzuahmen, aber immer nach dem Grade der Entfernung, und nach der Wirkung, die das Licht hervorbringt. Tizian, Correggio, Rubens, Vandyk, Veroneſe, Barbarelli, Robuſti (Tietoretto), Schiavoni, Da Ponte, Baroccio, Blanchard, Merigi, Rembrandt, waren die beſten Coloriſten. Keiner von ihnen vermochte ſeine Vollkommenheiten in dieſem Grade den Nachfolgern mitzutheilen. — Coloriren heißt, den Gegenſtänden, welche man malt, Licht und Schatten, und die Farben, welche ſie in der Natur haben, nach Beſchaffenheit der Stellung, und nach dem Grade ihrer Entfernung geben. — Coloriſten ſind beſonders diejenigen Maler, welche die Kunſt, ihren Gemälden die natürlichen Farben der Gegenſtände zu geben, ganz vorzüglich verſtehen; daher ein guter — ein ſchlechter Coloriſt. — Colorit, Farben, (zwei aus der Malerei auf die Dichtkunſt übertragene Ausdrücke, die ungefähr daſſelbe bedeuten, was man ſonſt mit zwei andern Metaphern: Einkleidung oder Ton bezeichnet) nennt man die beſondere Art der Darſtellung, die äußern Mittel, deren ſich der Dichter bedient, ſeinen Gegenſtand recht anſchaulich darzuſtellen, und ihm die gehörige Lebhaftigkeit zu geben. Jeder Dichter giebt, ſobald er nicht Nachahmer iſt, wie jeder Maler, ſeinen Werken ein eigenes Colorit, woran man gleich den Urheber erkennen kann.

Coloß nennt man eine Bildſäule von ungeheurer Größe. Anfangs beſtimmte die Kunſt ſolche Bildſäulen nur den Göttern, um deren Größe und Macht ſymboliſch darzuſtellen; allein in der Folge erhielten auch Fürſten und außerordentliche Männer ſolche zur Verewigung ihres Namens errichtete Bildſäulen. Das ſechszig Ellen hohe goldene Bild Nebucadnezars ſcheint ein Coloß dieſer Art geweſen zu ſeyn. Seſoſtris ließ ſich und ſeine Gemahlin in 30, ſeine Söhne aber in 20 Ellen hohen Statuen abbilden. Der Coloſſus Apollinaris war eine Bildſäule des Apollo von 30 Ellen Länge; er hatte 500 Talente gekoſtet, und Lucullus brachte ihn aus Apollonia im Königreiche Pontus nach Rom. Ein ähnlicher Apollo von Bronze, 50 Schuh hoch, im toskaniſchen Geſchmack bearbeitet, befand ſich zu Rom im Tempel dieſes Gottes auf dem Palatinus. Martial ſagt von ihm, daß er dem rhodiſchen Apollo faſt den Vorzug abgewinne. Domitians coloſſale Bildſäule zu Pferd, die er ſich nach einem über die Deutſchen erfochtenen Siege errichten ließ, ſoll die faſt unglaubliche Höhe von 700 Fuß erreicht haben. Das coloſſale Bild des Hercules, zu

Digitized by Google

Tarent von dem großen Bildner Lyſippus dieſem aus Bronze geweihet, ließ Fabius Verrucoſus in der Folge nach Rom ins Capitol bringen. Jupiters coloſſale Statue, von Claudius Cäſar dieſem Gotte geweihet, ſtand in Rom auf dem Marsfelde. Eine ähnliche, die Spurius Carvilius aus den erbeuteten Cüraſſen, Beinſtiefeln und Helmen der Samniter hatte verfertigen laſſen, ſtand auf dem Capitol, und war von ſo ungeheurer Größe, daß man ſie vom albaniſchen Berge her, in der Gegend, wo die Bildſäule des Jupiter Latiaris ſtand, ſehen konnte. Die coloſſale Bildſäule Nero's, welche dieſer Tyrann ſich in dem Vorhofe ſeines Pallaſtes ſelbſt errichtete, war ein Meiſterſtück des berühmten Zenodorus, von 120 Fuß Höhe. Vespaſian ließ ſie nach der ſogenannten heiligen Straße bringen, und eine Sonne darauf ſetzen. Commodus nahm in der Folge des Nero Kopf davon weg, und ließ den ſeinigen auf deſſen Stelle ſetzen. Von dem weltberühmten Coloſſe der Sonne auf Rhodos, dieſem ſiebenten Wunder der Welt, ſagt Plinius, er ſey der bewunderungswürdigſte von allen Coloſſen, von Lyſipps großem Schüler, Chares, von Lindus (einem Städtchen dieſer Inſel), verfertigt, und 70 Cubitus (105 Pariſer Fuß) hoch. Sechs und fünfzig Jahre hatte er geſtanden, als ein Erdbeben ihn zu Boden ſtürzte. Aber auch in ſeinen Ruinen verdient er noch unſere Bewunderung, ſagt dieſer Schriftſteller. Es giebt Wenige, fährt er fort, die einen ſeiner Daumen umfaſſen konnten. Seine Finger ſind größer, als die meiſten hin und wieder errichteten Statuen. Seine Gliedmaßen ſcheinen weiten Höhlen ähnlich, in denen man ungeheure Steine erblickt, die den Coloß ausfüllen, um deſſen Stellung deſto feſter zu begründen. Chares verwendete 12 Jahre auf deſſen Vollendung, und er koſtete 300 Talente (646.250 Gulden), den Preis des ſämmtlichen Kriegsgeräthes, welches Demetrius vor der Rhodier Stadt im Stiche ließ, nachdem er ſich gezwungen ſah, die dortige Belagerung aufzuheben. Daß dieſer Coloß am Eingange des Hafens zu Rhodos mit dergeſtalt auf beiden Dämmen ausgebreiteten Beinen geſtanden, daß die Schiffe mit vollen Segeln zwiſchen ihnen her hineingleiten konnten, iſt durchaus ungewiß; noch weniger iſt es aus alten Schriftſtellern erweislich, daß der Coloß, eine Leuchte in der einen Hand haltend, hier die Stelle eines Leuchtthurms vertreten habe. Beides ſind Erzählungen ſpäterer Schriftſteller. Vom Jahre 222 vor Chriſti Geburt bis 673 nach Chr. lag dieſer Coloß in ſeinen Ruinen da, bis ihn Moawijah, der Feldherr Ottmanns, des vierten Chalifen, an einen Kaufmann verhandelte, der die Stücke davon auf 900 Cameelen wegbringen ließ. Es iſt zu vermuthen, ſagt der ſcharfſinnige Graf Caylus in ſeinem Abhandl. 2. B., daß dieſer Coloß nach Theilen iſt gegoſſen worden, ſo wie ſich einer zum andern am Beſten paßte. Plinius ſagt dieſes zwar nicht; er giebt aber einen überzeugenden Beweis davon, wenn er vom umgeſtürzten Coloſſe redet; er vergleicht nämlich die Form der zerſtreuten Glieder mit weiten Höhlen, in denen man ungeheure Steine geſehen. Es iſt gewiß, daß dieſe Steine nur nach der Vollendung der Glieder angebracht werden konnten; die Stücke des Guſſes wurden hernach mit einander verbunden; denn die zur Feſtigkeit des Coloſſes nöthigen Steine, die nach und nach in deſſen Innerm aufeinander gehäuft wurden, ſo wie man ihn bildete, blieben bei den Theilen, als ſie umgeſtürzt waren. — Merkwürdig iſt noch das coloſſale Chriſtusbild, welches nach Petersburg für die Kaiſerin Mutter beſtimmt, im J. 1824 zu Stuttgart ſeine Vollendung erhielt. Es iſt dieſes ein Meiſterwerk des trefflichen Dannecker, eines Deutſchen, der ſeit acht Jahren mit inniger Liebe und unermüdetem Fleiße daran gearbeitet hat. Die Idee dieſes Chriſtus iſt aus keinem andern vorhandenen Bilde hervorgegangen. Dannecker verdankt ſie

Digitized by Google

ganz ſeiner eigenen Begeiſterung und dem Studium der h. Schrift, von der er ſorgfältig jede Stelle benutzte, die eine Andeutung über die äußere Geſtalt Jeſu zu enthalten ſchien. Er wollte in ihm den Verkündiger der göttlichen Liebe, den Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen darſtellen; auf dieſen Gedanken gründet ſich ſowohl die ganze Stellung und Haltung des Körpers, als der Ausdruck des Angeſichts, auf welchem ſich Tiefe und Klarheit, Ernſt und Milde, Kraft und Weisheit, und die Gabe himmliſcher Beredſamkeit ausſpricht. In der Anordnung des Gewandes herrſcht die größte Einfachheit; es beſteht aus einem einzigen Leib-Rock, oben gefaßt und ohne Gürtel, der bis auf die Knöchel herabfließt, und bei deſſen Faltenwurf der Bildner die Bemerkung des Evangeliſten Johannes im Auge hatte, daß der Rock ungenäht, und von oben an durch und durch gewürkt war. Mit der Linken deutet Chriſtus gen Himmel, während die Rechte aufs Herz zeigt: eine Geberde, die gewiß von jedem Beſchauer verſtanden wird, auch ohne die wohlgewählte in lateiniſcher Sprache abgefaßte Unterſchrift des Bildes: Durch Mich zum Vater. Die Sammlung und Andacht, mit welcher das Bild von Jedem, dem Laien, wie dem Kenner, betrachtet worden iſt, der in die tempelartige, der Statue eigends gewidmete, Werkſtätte eintrat, iſt wohl das größte Lob, das dieſem Meiſterſtück, der höchſte Lohn, der dem Künſtler zu Theil werden konnte. — Von Coloß kommt der Ausdruck Coloſſaliſch her, und heißt ſo viel, als ungeheuer groß, rieſenförmig. Das Gigantiſche unterſcheidet ſich vom Coloſſaliſchen dadurch, daß Erſteres auch in der Erſcheinung unförmlich und übergroß iſt, da hingegen Letzteres die Abſicht nicht hat, rieſenhaft zu erſcheinen, ſondern, in der berechneten Entfernung betrachtet, ſich in natürlicher Größe zu zeigen.

Colquhoun, ſprich: Cohuhn (Patrik), ein berühmter ſtatiſtiſcher Schriftſteller Englands, wurde 1747 zu Dumbarton in Schottland geboren. Da er in früher Jugend ſeinen Vater verlor, ging er in ſeinem 16ten Jahre in Handelsgeſchäften nach Virginien, entwickelte daſelbſt während eines fünfjährigen Aufenthalts eine gewandte Thätigkeit und richtigen Scharfblick in allen Theilen der ihm anvertrauten Geſchäftsführung, und verließ nur Amerika, um ſeinen Wohnſitz in Glasgow aufzuſchlagen, weil das dortige Clima ſeiner Geſundheit nicht zuträglich war. Seine Hauptaufmerkſamkeit richtete er hier auf die Erwerbsquellen der Stadt, und bemühte ſich auf jede Art, dem Handelsverkehre günſtige Privilegien von der Parlamentsregierung zu erwirken. Wie ſehr ſeine Mitbürger ſeine ſegensreichen Unternehmungen zu würdigen wußten, bewieſen ſie dadurch, daß ſie ihn mit der anſehnlichen Würde eines Lordprobſtes bekleideten. Er war es, dem es durch eine kraftvolle Vorſtellung bei dem Miniſter Pitt gelang, jene Parlamentsakte zu bewirken, in Folge deren im J. 1788 die Baumwollen-Manufakturiſten von dem verderblichen Auktionszolle befreit wurden. 1789 wählte er mit ſeiner Familie London zu ſeinem Aufenthaltsorte, und ſein im J. 1792 ihm daſelbſt gewordenes Richteramt verwaltete er mit Rechtlichkeit und einem uneigennützigen Eifer, der ihm die allgemeine Hochachtung erwarb. Um dieſe Zeit erſchien ſein cameraliſtiſches Werk: On the police of the metropolis (deutſch, bei Baumgärtner in Leipzig) im Druck. Hierin lieferte er einen gründlichen Entwurf, wie dem Diebſtahl abzuhelfen ſey, welcher an den großen Frachtſchiffen auswärtiger Intereſſenten auf der Themſe beſtändig verübt wurde. Seine milden Stiftungen für die Armen und Nothleidenden erwarben ihm den Namen eines edlen Menſchenfreundes, und ſeine in Verbindung mit den Quäkern errichteten drei großen Suppenhäuſer machten ihn zum Vater der Dürftigen. Auch die Armenſchulen, die Verbeſſerung der Gefängniſſe, und die Polizeiangelegenheiten entgingen ſeiner Sachkenntniß nicht, und indem

er ſie zu einem Beſtandtheile ſeines Wirkungskreiſes machte, wurde er 1797 von der Univerſität Glasgow zum Doktor der Jurisprudenz creirt. 1804 nahm er den Antrag der Stadt Hamburg an, und wurde ihr diplomatiſcher Agent in London; in gleicher Eigenſchaft wirkte er zum Beſten der Hanſeſtädte Bremen und Lübeck. 1820 endete er zu frühe für ſein unermüdliches Wirken zum Wohle des Staates und der Menſchheit ſein Leben. Seine vorzüglichſten Werke ſind: A new System of education for the labouring peoble; A treatise on Indigence; und On the wealth, power and resources of the British Empire, 4. 1814 (deutſch: über den Wohlſtand, die Macht und Hülfsquellen des brittiſchen Reiches, überſetzt von Fick, Nürnberg 1815).

Colubrine oder Feldſchlange, ein altes Geſchütz, das zu Anfang des 16. Jahrhunderts 120 Pfund Eiſen ſchoß, 15 Fuß lang war, und 13.000 Pfund wog. Die franz. Colubrine ſchoß 1572 nach dem Edikt von Blois 10 Pfund Eiſen, wog 4100 Pfund, und war 11 Fuß lang.

Columbus, ſ. Colombo.

Columbarien hießen die Mauſoleen oder Begräbnißſtellen der Römer, die das Eigenthum gewiſſer Familien ausmachten, und worin ſich kleine Zellen mit Bilderblinden angebracht fanden, in welchen man die Urnen oder Aſchenkrüge aufzuſtellen pflegte. Im Montfaucon findet man treffliche Abbildungen dieſer Columbarien, und Fabretti beſchreibt uns einige derſelben, die einſt der Cäciliſchen Familie in Rom gehörten, und die auf der Aureliſchen Straße entdeckt wurden. Hier enthielt jede Blinde vier Aſchentöpfe, und das ganze Columbarium vierzig. Die Urnen ſelbſt waren zum Theil befeſtigt, und man konnte ſie nicht wegnehmen. Die Columbarien kommen auch wohl unter dem Namen Ollarien vor, von Olla, deren ſich mitunter mehrere in den Aſchenkrügen vorfanden.

Columella (Lucius Junius Moderatus) war aus Gades (Cadix) in Spanien gebürtig, und lebte um die Jahre 30, 40 oder 50—65 nach Chr., unter den Imperatoren Tiberius und Claudius, vielleicht auch unter Nero, als ein Zeitgenoſſe von Cornelius Celſus, Seneca u. A. in Rom, ſo wie er auch einmal in Syrien und Cilicien war. Seine von ihm noch vorhandenen beiden Werke ſind: 1) de re rustica libri XII. (von dem Ackerbau); 2) de Arboribus (von der Baumzucht). Der nützliche Inhalt und die reine, elegante, nur etwas weitſchweifige und redneriſche Schreibart empfehlen das erſtere, wovon Buch 1—9, und 11—12 proſaiſch abgefaßt ſind; das 10 Buch aber ein Lehrgedicht über den Gartenbau in Hexametern in ſich faßt, und ein Verſuch ſeyn ſollte, des Virgilius Georgicon zu ergänzen. Daſſelbe ſcheint der Reſt eines andern Werks über die Landwirthſchaft in 4 Büchern zu ſeyn, welches er früher abgefaßt haben dürfte. Geßner und Schneider haben die beſten lateiniſchen Ausgaben hiervon beſorgt, und Mich. Conr. Curtius hat (Hamburg und Bremen 1769. 8.) die 12 Bücher von der Landwirthſchaft, und J. Riem (Dresden 1791. 8.) die von der Baumzucht am Beſten ins Deutſche überſetzt.

Coluren ſind 2 Mittagskreiſe auf der Himmelskugel, welche die beiden Pole und den Aequator in den Aequinoctial- und Solſtitialpunkten rechtwinklig durchſchneiden. Der eine geht durch die beiden Punkte der Sonnenwenden, und heißt Colur der Sonnenwenden; der andere geht durch die Aequinoctialpunkte, und heißt Colur der Tag- und Nacht-Gleiche.

Columbia (Republik), ſ. Südamerika.

Combabus, ein junger Syrer, erhielt von ſeinem Monarchen den Befehl, die Königin Stratonika auf einer Reiſe zu begleiten, welche ſie ver-

möge eines im Traum erhaltenen Befehls machen ſollte, um der **Juno** einen Tempel zu erbauen. Auf dieſer Reiſe knüpfte er eine liebende Verbindung mit ſeiner Gebieterin an. Der König erhielt Nachricht davon, berief ihn zurück, und warf ihn ins Gefängniß. Es fanden ſich Zeugen, welche ihn des Ehebruchs beſchuldigten. Ohne ſich zu vertheidigen, ließ er ſich bis zum Richtplatze führen, hier enthüllte er mehrere Thatſachen, welche die Falſchheit ſeiner Anklage und ſeine Unſchuld auf das Unwiderſprechlichſte an den Tag legten. Der König bat ihm das erlittene Unrecht ab, machte ihn zu ſeinem vertrauteſten Freunde, und ließ ihm nach ſeinem Tode eine Bildſäule von Erz im Tempel errichten.

Combination, eine beſondere Rechenkunſt, durch welche man ausmittelt, auf wie vielerlei Art mehrere Größen, Buchſtaben, Zahlen oder durch Zahlzeichen dargeſtellte Quantitäten und Qualitäten ſich verſetzen laſſen. Die **Combinationslehre**, oder combinatoriſche Analytik, wurde als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft durch **Hindenburg** in Leipzig ſeit dem Jahre 1778 vervollkommnet, der auf ſie einen neuen Theil der Analyſis gründete. Die **combinatoriſche Methode** läßt ſich auf mehrere Wiſſenſchaften und Künſte, vorzüglich auf Logik und Methodik, anwenden. Sie hat daher die ſcharfſinnigſten Köpfe beſchäftigt, im Mittelalter die Lulliſten, im 17ten Jahrh. den großen **Leibnitz** und ſeitdem Mehrere. Leibnitz nannte die Combinationskunſt, oder combinatoriſche Charakteriſtik, eine höhere Analyſis, welche die Wahrheit durch eine Art von Calcul finden lehre. Die für ſeine Combinationskunſt noch zu erfindenden Elementarzeichen waren ihm ein Alphabet aller menſchlichen Begriffe.

Comenius (Johann Amos), Reformator des Schulweſens im 17ten Jahrhundert, war am 28. März 1592 in dem Dorfe Comna in Mähren geboren. Auf der Hochſchule zu Herborn vollendete er ſeine Studien, kam 1614 wieder in ſein Vaterland zurück, und ward Rektor in Prerau. 1618 wurde er Prediger an der Kirche zu Fulneck, erhielt zu gleicher Zeit die Aufſicht über die Schulen, und machte ſich in dieſer Eigenſchaft durch die Einführung einer neuen Lehrart in den Sprachen verdient. Seine Verſuche, wie ähnliche Schriften über dieſe Materie, gingen aber 1621 durch die Eroberungder Stadt durch die Spanier, welche ſeinen Büchervorrath plünderten, verloren. In Folge des Befehls von 1624, welcher alle reformirten Prediger in die Acht erklärte, floh er nach Liſſa in Pohlen, und unterrichtete daſelbſt in der lateiniſchen Sprache. Hier erwarb er ſich durch ſein 1631 ans Licht getretenes Werk: Ianua linguarum reserata ſeinen eigentlichen Ruhm. Dieſe Schrift fand eine ſolche ehrenvolle Aufnahme, daß ſie in 12 europäiſche Sprachen, und außerdem noch ins Arabiſche, Türkiſche, Perſiſche und Mongoliſche übertragen wurde. Seine allerdings für ſeine Zeit durchaus neue Lehrmethode in dieſer Schrift behandelt die Sprachen als Bildungsmittel des Geiſtes, und giebt Regeln an die Hand, wie der Jugend auf die angenehmſte Weiſe durch Anregung ihrer Sinne die Erlernung der Sprache beigebracht und erleichtert werden kann. Man betrachtete ihn als Wiederherſteller der Schulen, und ſein Ruf nahm ſo im Auslande zu, daß er 1641 nach England berufen wurde, um dem Parlamente einen Entwurf zur Reorganiſation des Schulweſens vorzulegen. Die damaligen Unruhen Großbritanniens gaben ihm aber zu erkennen, daß in Bürgerkriegen an eine Reform des Schulweſens nicht zu denken ſey. Er begab ſich daher 1642 nach Schweden, wo ihn **Orenſtierna** mit ſeiner Gunſt beehrte, und ihn mit einem Gehalte beſchenkte, mittelſt deſſen er ganz ſeinen unermüdlichen Forſchungen leben konnte. Von da begab er ſich nach Liſſa, und als die Pohlen daſſelbe im April 1656 verbrannten, flüchtete er ſich, nachdem er ſeine Manuſkripte über die Panſophie, und die Offenbarung Johannes in dieſer Verwirrung der Dinge eingebüßt hatte, nach Brandenburg, ging von da nach Hamburg, und endlich nach Amſterdam, wo er von der Unterſtützung mildthätiger

Perſonen lebte, mehrere Werke herausgab, und 1671 ſtarb. In der Religion war er dem Myſticismus zugethan, weiſſagte aus der Offenbarung St. Johannes, und erwartete als Anhänger des Chiliasmus (ſ. d. Art.) im Jahr 1672 das Weltende. Die bekannte Bourignon liebte er mit zärtlicher Anhänglichkeit, und verehrte in ihr eine heilige Seherin. Die Zahl ſeiner Werke iſt unbeſtimmt, obwohl ſie Adelung auf 92 angiebt.

Comes Palatinus, Pfalzgraf, war urſprünglich ein vornehmer Hof- u. Gerichtsbeamte an der Pfalz, d. i. dem Hofe des deutſ. Kaiſers, der zugleich die Gerichtsbarkeit über einen angewieſenen Landesſtrich erhielt. Da ſie ſich nach und nach zu erblichen Beſitzern des ihnen anvertrauten Landes machten, und ſich nicht mehr mit dem Hofdienſt beim Kaiſer beſchäftigten, ſo wurden Pfalzgrafen von geringerem Range ernannt, denen die Ausübung gewiſſer Rechte, die man als Vorrechte des Kaiſers betrachtete, überlaſſen wurde. Sie hatten die größere oder kleinere Comitive. Nach jener konnten ſie in den Adelſtand erheben, und Andern die Würde eines Pfalzgrafen mittheilen; ſolche Comitive beſaßen das fürſtlich ſchwarzburgiſche, hohenlohiſche, öttingiſche Haus, die Grafen von Stadion, von Bünau, die Truchſeſſe von Waldburg ꝛc., und ließen ſie durch den Aelteſten ihres Hauſes ausüben. Die Beſitzer der kleinern Comitive konnten aber nur Doktoren, Licentiaten, Notarien creiren, außereheliche Kinder legitimiren, und vor dem geſetzmäßigen Termin minderjährige für volljährig erklären.

Cometen (Haar-, auch Schwanzſterne), planetariſche, blaßſchimmernde, an ſich dunkle Körper von lockrer Maſſe, daher ohne beträchtliche Wirkung, mit einer Atmoſphäre, die 20 bis 50 Mal größer als ihr Kern iſt. Von 16 Cometen, die Herſchel beobachtete, zeigten 14 keinen ſichtbaren, dichten Kern im Mittelpunkte. Mancher Comet, wie die von 1795, 1797, 1798 ꝛc., beſteht nach Olbers bloß aus einer Maſſe expanſiver Dünſte, wenn anders dieſe nicht den Kern verhüllen. Die Feinheit der Cometen-Maſſe nimmt mit ihrer Entfernung vom Kern ſtufenweiſe zu. Der Kern ſelbſt aber erſcheint, unabhängig von ſeiner Entfernung von der Erde, in ſeiner Größe veränderlich. Nach Voigt's Entwickelung der phyſiſchen Beſchaffenheit des Cometen (1808) iſt der Comet ein Meteor der Sonnen-Atmoſphäre. Dieſe umgebe nämlich das ganze Sonnenſyſtem bis zum nächſten Fixſterne; der Cometenſtoff aber werde von dem leuchtenden Weſen in den Sonnenſtrahlen zuſammengehalten und angezogen, ſo wie durch das Wärmende derſelben ausgedehnt und abgeſtoßen. Newton nimmt an, daß ihr Dunſt immer mehr verdünnt, durch den ganzen Himmel verbreitet, und endlich durch die Schwerkraft der Planeten angezogen werde. Er vermuthet, daß die feinſten und beſten Stoffe unſerer Atmoſphäre, die Bedingungen des Lebens, vorzüglich von den Cometen kommen. Iſt aber der feine lichte Schweif, den ſie beſonders nach der Rückkehr von der Sonne, und von dieſer allemal abgekehrt haben, nichts, als die leuchtende Spur ihrer Atmoſphäre? Und bildet ihre Atmoſphäre, die an ſich dunkel, wie die der Sonne iſt, indem ſie den Aether oder Lichtſtoff an ſich zieht, denſelben mittelſt der anziehenden und fortſtoßenden Kraft zu einem leuchtenden Strahlenbüſchel aus? — Die Zahl der Cometen iſt unbekannt. Pingré zählt 380 in älteren Zeiten beobachtete Cometen. Lambert ſchätzt ihre Zahl auf 4000. Man unterſcheidet jetzt 527. Der älteſte Comet, deſſen Bahn beſchrieben worden iſt, iſt der vom Jahr 837. Seit 1739 hat man die Bahnen von 100 Cometen berechnet, von dieſen ſind 50 recht-, 50 rückläufig. Ihre Bahn iſt elliptiſch, mit verſchiedenen Umlaufsperioden; nach Beſſel von 1600 bis 2000 Jahren. Die größere Neigung der Ebene ihrer Bahn gegen die Ebene der Ekliptik unterſcheidet ſie von den Planeten. Sie kreiſen ohne Axendrehung um die Sonne, nach dem Geſetze der Schwerkraft in langgeſtreckten Ellipſen, in verſchiedenen Winkeln

gegen die Ekliptik geneigt, über und unter den planetariſchen Bahnen, über deren äußerſte Gränze ſie vielleicht in die Gebiete anderer Sonnen hinausſchweifen. Der ſichtbare (kleinere) Theil ihrer Bahn gleicht nicht ſelten einem paraboliſchen Bogen. Die Meiſten nähern ſich der Erde von 30 bis auf 50 Mill. Meilen. Nach Halley und Laplace iſt das Zuſammenſtoßen eines Cometen mit der Erde möglich; aber die Träume in Whiſton's Theorie der Erde können, nach dû Sejour's und Olbers Unterſuchungen, nicht mehr beruhigen. Nach Olbers kann das Zuſammenſtoßen eines Cometen mit der Erde ſelbſt, in 220 Mill. Jahren nur ein Mal eine die Erdbahn ſtörende Annäherung (bis auf etwa 9 Halbmeſſer der Erde) eines Cometen aber ungefähr in 4 Mill. Jahren nur ein Mal Statt haben, wenn anders ſeine lockere Maſſe und ſein ſchneller Lauf die Erdbahn zu ändern vermögen. Einzelne merkwürdige Cometen ſind: 1) Dörſel, von 1680. Er kam der Sonne am Nächſten; ſein kleinſter Abſtand von der Erdbahn ſoll 112 Erdhalbmeſſer betragen haben. Er hatte nach Euler eine Umlaufszeit von 171 Jahren. 2) Halley, von 1682. Er erſchien früher in den J. 1006, 1080, 1155, 1230, 1305, 1380, 1456, 1531 und 1607. Er erſchien, wie Halley es voraus geſagt, im J. 1759 wieder, und wird 1835 wieder kommen. 3) Der von 1770 hat ſich unter allen am Meiſten der Erde, am 1. Juli, nach Burkhardt bis auf ungefähr 330.000 M. oder 6 Mal weiter, als der Mond von der Erde entfernt iſt, genähert. Seine kleinſte Entfernung von der Sonne betrug ungefähr 14, ſeine größte 108 Mill. Meil. Seine Atmoſphäre hatte 17 Erdhalbmeſſer zum Durchmeſſer. Seine Umlaufszeit war 5 ³/₅ Jahr; allein äußere Urſachen müſſen ſeine Bahn geändert haben. Er iſt zwei Mal durch das Trabanten-Gebiet des Jupiter gegangen, ohne daſſelbe zu ſtören. 4) Der von 1811 war merkwürdig wegen ſeiner langen Sichtbarkeit vom März 1811 bis in den Jan. 1812, ferner wegen der Abſonderung ſeines ſehr wenig dichten Kernes von ſeinem glänzenden Haar, welches den untern Theil des Kerns paraboliſch umgab, und in zwei Aeſte auslief. Nach Starke in Augsburg betrug die größte Länge ſeines Schweifes gegen 800.000 d. M., ſein Durchmeſſer 860 g. M., und ſein nächſter Abſtand von der Erde 32 Mill. d. Meil. Sein Lichtſtoff war ſo ſubtil, daß er ſelbſt das Sternenlicht ſechſter Größe durchſchimmern ließ. Beſſel hat die Umlaufszeit dieſes großen Cometen zu 3383 Jahren berechnet. Herſchel erkannte mit ſeinem großen Teleskope im Kerne deſſelben einen planetariſchen, mit einer Cometen-Atmoſphäre umgebenen, Körper. 5) Der von 1815 von Olbers entdeckte ging den 26. April durch die Sonnennähe. Seine Bahn hat Nicolai auf der Sternwarte zu Seeberg bei Gotha beſtimmt, und ſeine Umlaufszeit zu 72 J. 206 T. berechnet. Er iſt ein zweiter Halley'ſcher Comet mit kurzer Periode, und daher für die Aſtronomie eine merkwürdige Erſcheinung. — Was den Cometen vom J. 1824 betrifft, in ſo weit man ihn zu Berlin im Januar beobachtete, ſo zeichnete ihn vor allen neuerdings Beobachteten der, ſchon durch ein gutes Opernglas erkennbare, Umſtand höchſt weſentlich aus, daß von ſeinem Kopfe ein zweiter Schweif faſt in entgegengeſetzter Richtung gegen den Hauptſchweif nach der Seite der Sonne zulief. Dieſer höchſt merkwürdige Gegenſchweif, der mit mehrern Fernröhren aufs Unbefangenſte von mehreren geübten Beobachtern geſehen ward, unterſchied ſich von dem Hauptſchweife dadurch, daß er in ſeiner ganzen, auf mehr als 5 Grad zu verfolgenden Länge und in einer Breite von 15 bis 25 Minuten ein völlig gleichförmiges, äußerſt wenig a[illegible]chmendes Licht hatte, nicht über halb ſo breit, als der Hauptſchweif, und weniger auseinanderlaufend war.

Comines, Stadt am Fluß Lys, der ſie in 2 Theile trennt. Der am rechten Ufer liegende Theil gehört zum franzöſiſchen Departement Nord;

Bezirks Lille, hat 4570 Einwohner, und iſt der Geburtsort des Geſchichtſchreibers Philipp de Comines († 1509), und des großen Literators A. G. de Busbeck († 1592). Die auf dem linken Ufer der Lys liegende kleinere Hälfte gehört zur niederländiſchen Provinz Weſtflandern, und hat 2677 Einwohner.

Comines (Philipp de), Prinz von Talmont, Herr von Argenton, ein berühmter Hiſtoriker und Staatsmann, ſtammt aus einem adeligen Geſchlechte in Flandern und wurde 1445 auf dem Schloſſe Comines bei Menin geboren. In ſeinem 18ten Jahre kam er an den Hof der Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Carls des Kühnen, wo ihm ſeine Talente eine ehrenvolle Behandlung erwarben. Als Ludwig XI. bemerkte, daß Comines das volle Vertrauen ſeines Fürſten beſitze, bediente er ſich ſeiner zur Ausſöhnung mit Carl dem Kühnen, zog ihn 1472 an ſeinen Hof, und gebrauchte ihn in mehreren Staatsangelegenheiten mit glücklichem Erfolge. Als nach dem Falle Carls des Kühnen, Ludwig das Herzogthum Burgund an ſich geriſſen hatte, wurde Comines bevollmächtigter Geſandter zu Florenz, wo er ſich als einen heftigen Anhänger der Partei der Medicis zeigte. Zwei Jahre darauf ging er in Auftrag Ludwigs nach Savoyen, ſich der Perſon des Herzogs Philiberts zu bemächtigen, und ihn unter die Vormundſchaft ſeines Oheims zu ſtellen. Nach dem Tode Ludwigs ſank ſein Anſehen. Indem er ein heftiger Gegner der Anna de Beaujeu wurde, ſich in die demagogiſchen Umtriebe des Herzogs von Orleans einließ, und mit dem Connetable Johann von Bourbon vertraute Verbindungen anknüpfte, wurde er verhaftet, als Revolutionär angeklagt, und mußte 8 Monate in einem eiſernen Käfig zu Loches ſchmachten. Obgleich ihn das Parlament als Aufwiegler 1488 zu einer zehnjährigen Verbannung und dem Verluſte des vierten Theils ſeines Vermögens verdammte, ſo ſcheint doch dieſes Urtheil ohne weitere Folgen geweſen zu ſeyn. Unter Carl VIII. erſcheint er in mehreren diplomatiſchen Angelegenheiten in Italien, deren Ausrichtung nur mit Zeichen der Ungunſt aufgenommen wurden. Unter Ludwigs XII. Regierung lebte er in ſtiller Eingezogenheit, und ſtarb 1509 zu Argenton. Comines ſcheint in ſeiner moraliſchen Denkart einer von denen geweſen zu ſeyn, die der nützlichen Maxime folgen, die verdorbene Welt gehen zu laſſen, wie ſie geht, in ſeinem eigenen Betragen eine ehrenwerthe Honettetät zu behaupten, im Streite der Parteien es mit der klügſten zu halten, und aus den Umſtänden jeden anſtändigen Vortheil zu ziehen. So zeigt er ſich auch in ſeinen Memoiren (London 1747 4 Bde.). Nirgends ſpricht er wie ein ängſtlicher Advokat, der irgend nöthig hätte, einer ſchlechten Sache einen Mantel umzuhängen. Mit der ruhigſten Würde eines Mannes, der erhaben iſt über das Geſchwätz der Welt und über die beſchränkten Anſichten der Menge, führt er den Monarchen, deſſen Partei er genommen, ſo unbefangen, als ob ein Trajan oder Mark Aurel ſich zeigen ſollte, dem Publikum vor. Er wolle gar nicht loben, ſagt er, was nicht lobenswürdig ſey; aber jeder Menſch habe ſeine Fehler; ein großer Herr entbehre mehrere Vortheile der moraliſchen Erziehung; und eins gegen das andere gerechnet, ſey Ludwig XI. einer der vortrefflichſten Regenten geweſen. Deſpotiſche Gewiſſenloſigkeit im Lauf eines ganzen Regentenlebens war alſo in den Augen des großen Weltmannes Comines nur ein Fehler, der durch die Tugend einer ungemeinen Klugheit vergütet werden konnte. Aber man bemerkt kaum den Mangel an moraliſcher Würde, wenn man dieſe Memoiren lieſet. Von der naiven Gutmüthigkeit des Joinville trägt zwar auch der Styl des Comines keine Spur; aber eine ſolche Fülle des praktiſchen Verſtandes, wie ſie ſich bei Comines findet, ſucht man bei Joinville umſonſt; und die Maximen der Lebensklugheit, die

Comines in ſeine Memoiren verflochten hat, beleidigen nicht leicht das Gefühl des rechtlichen Mannes. Die präciſe und männliche Sprache des Werks harmonirt vortrefflich mit ſeinem inneren Charakter. Sie hat noch viele Züge vom Chronikſtyl, aber im Ganzen doch eine Leichtigkeit, in der ſelbſt Joinville den Comines nicht übertrifft. Man muß bei der Schätzung dieſer Memoiren nicht vergeſſen, daß bis dahin noch überall kein Geſchichtſchreiber in einer neueren Sprache dem Geiſt und Styl des Thukydides und des Tacitus ſo nahe gekommen war, als Comines. Man ſcheint dies auch außerhalb Frankreich gefühlt zu haben; denn die Memoiren des Comines wurden bald, und gewiß nicht bloß um der hiſtoriſchen Aufklärung willen, in mehrere europäiſche Sprachen und in das Lateiniſche überſetzt. Die Anſchaulichkeit der Darſtellungen hat bei Comines, ſelbſt wo er nichts Ungewöhnliches erzählt, den Charakter der Reflexion. Comines verſtand die Kunſt des wahren Pragmatismus, erzählend zu räſonniren und durch die Fakta ſelbſt, nicht durch Digreſſionen, das Urtheil ſich ausſprechen zu laſſen. Seine Reflexionen ergeben ſich als die natürlichſten immer von ſelbſt. Lob und Tadel erſcheinen bei ihm prunklos und völlig in der richtigen Anſicht der Begebenheiten gegründet. Aus allen dieſen Vorzügen der Memoires des Comines erklärt ſich leicht, wie ſie in der Folge ein Lieblingsbuch des geiſtreichen Montaigne werden konnten. — Comines Denkmahl befindet ſich im Pariſer Muſeum.

Comitate, ſ. Geſpannſchaften.

Comité, Committee, der Ausſchuß, die zu einer gewiſſen Unterſuchung gewählte Anzahl von Perſonen, beſonders im engliſchen Parlament, um die Geſchäfte deſto geſchwinder abzumachen. Sie erſtatten ihren Bericht und Gutachten dem geſammten Hauſe, welches daſſelbe durch Stimmenmehrheit annimmt oder verwirft. Im letzten Fall wird die Sache meiſtens recommittirt d. i. einer neuen Commiſſion aufgetragen. Dieſe engliſche Einrichtung ahmte zur Zeit der franz. Revolution der Nationalconvent nach, und es gab eine Zeit, wo die Verwaltung des Staats in 24 Comités vertheilt war, z. B. die Comité des öffentl. Wohls, der allgem. Polizei, des Kriegs ꝛc.

Comitien hießen die Verſammlungen des römiſchen Volkes, in welchen die Angelegenheiten des Staats berathen und nach der Stimmenmehrzahl entſchieden wurden. Schon in den älteſten Zeiten wurden Volksverſammlungen der Art von den Königen zuſammenberufen; in der Republik ging dieſe Macht in die Hände der Conſuln über. In Abweſenheit des Conſuls konnten die Comitien vom Interrex (Liv. X., 10) vom Prätor oder Diktator, von einem Volkstribun, und in außerordentlichen, wiewohl ſeltenen, Fällen von dem Pontifex Maximus, auch wohl von den Aedilen und Dezemvirn (Liv. III., 34.) berufen werden. In den Comitien berathſchlagte man die Erwählung der höchſten Magiſtratsperſonen, die Dekretur neuer Geſetze oder die Aufhebung alter Gebräuche, über Krieg und Frieden, oder um ein Staatsverbrechen (crimen perduellionis) zu richten. Die Comitien wurden entweder auf dem Marsfelde, dem Forum, oder auf dem Capitolium gehalten. Julius Cäſar ſchränkte die Freiheit der Comitien ſehr ein; Auguſtus aber erneuerte ſie wieder, und die nachfolgenden Kaiſer behielten ſie zwar zum Scheine bei, lenkten ſie aber ganz nach ihrem Belieben. Nur an beſtimmten Tagen durften die Comitien gehalten werden; dieſe hießen daher vorzugsweiſe Comitialtage, und man zählte deren 184. Donnerte es an einem ſolchen Tage, aber war das Wetter ungeſtüm; ſo wurden ſie auf einen andern Comitialtag verlegt. Vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang konnte in den Comitien nichts vorgenommen werden. Nach den verſchiedenen Eintheilungen des römiſchen Volks in Centurien, Cu-

rien und Tribuns gab es auch verſchiedene Arten der Comitien, nämlich centuriata, curiata und tributa. Oft nannte man ſie auch nach der Verſchiedenheit der Magiſtratsperſonen, die darin erwählt werden ſollten: comitia consularia, praetoria, aedilitia, censoria, pontificia, proconsularia, propraetoria und tribunitia. Die Comitia aedilitia waren Comitien, worin ſowohl die Curul- als Volks-Aedilen nach Stimmenmehrheit gewählt wurden. Die Volkstribunen oder die Aedilen beriefen ſie zuſammen, und das Volk ſtimmte nach dem Tribus. Die Comitia centuriata, worin nach Centurien, deren es 193 gab, geſtimmt wurde, waren die vornehmſten, und wurden daher auch majora genannt. Ihr Urſprung fällt in die Regierung des Königs Servius Tullius. In dieſen Comitien wählte man die Conſuln, Prätoren, Cenſoren, Proconſuln, Decemvirn und Kriegstribunen. Das Volk wurde zu denſelben gewöhnlich durch ein Edikt berufen. Dieſes mußte 17 Tage vorher geſchehen, damit ein Jeder überdenken konnte, was er in den Comitien beſchließen wollte. Dieſe Zwiſchenzeit hieß Trinundinum. Alle Bürger, welche das vollkommene röm. Bürgerrecht ohne Einſchränkung genoſſen, ſie mochten in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, durften dieſen Comitien beiwohnen. Die Comitien ſelbſt wurden auf folgende Art gehalten. Am Tage der Verſammlung bezog der dabei präſidirende Magiſtrat in Geſellſchaft eines Augurs vor der Stadt ein Zelt (tabernaculum), um die Auſpicien zu beobachten. War dieſes Zelt nicht auf die gehörige Weiſe bezogen, und die Comitien doch gehalten worden, ſo erklärte man nachher alle Beſchlüſſe in demſelben für ungültig. Bei den Auſpicien beobachtete man die Erſcheinungen am Himmel oder den Flug der Vögel. Wenn nun der Augur die Auſpicien für unverwerflich erklärte, ſo kam das Volk am beſtimmten Tage auf dem Marsfelde zuſammen. Der präſidirende Magiſtrat ſaß auf ſeinem curuliſchen Stuhle auf einem Tribunal, und eröffnete die Verſammlung durch ein Gebet, welches ihm der Augur vorſagte, worauf er eine Rede an das Volk über den Gegenſtand der Berathſchlagung hielt. Sollten Magiſtrate gewählt werden, ſo wurden die Namen der Candidaten dem Volke vorgeleſen. Hierauf ſonderte ſich das Volk, welches gewöhnlich vermiſcht untereinander ſtand, in ſeine Tribus und Centurien ab, und begab ſich in das Septum oder Ovile. Am Eingange der Brücke zum Ovile erhielt jeder Bürger von den Diribitoren die Rundtäfelchen, von welchem jeder das, was er wollte, in einen, am Eingange des Ovile befindlichen, Kaſten warf, aus dem ſie die Custodes wieder herausnahmen, um die Stimmen zu zählen. Was die Mehrheit jeder Centurie beſchloß, wurde durch einen Herold, als das Votum dieſer Centurie, ausgerufen. So kam eine Centurie nach der andern zum Votiren, bis durch eine Mehrheit der Stimmen die Sache entſchieden war. Waren die Stimmen in einer Centurie ſich gleich, ſo wurde ihr Votum nicht ausgerufen, ſondern für nichtig angeſehen, außer in den Gerichten, wo Gleichheit der Stimmen für Freiſprechung galt. — In Deutſchland nannte man ſonſt auch die Reichstage Comitien.

Comma iſt in der Klanglehre ein kleines Intervall. Das gewöhnlichſte dieſer Intervallen von verſchiedener Größe, das ſyntoniſche oder das Comma des Dydymus, iſt der Unterſchied zwiſchen dem großen Ton $^{8}/_{9}$ und dem kleinen $^{9}/_{10}$, und wird deswegen mit $^{80}/_{81}$ ausgedrückt. Ein Comma iſt daher ungefähr der achte oder neunte Theil eines ganzen Tons. Das pythagoriſche Comma, auch das ditoniſche Comma genannt, iſt der Unterſchied zwiſchen der reinen Octave eines Tons, und dem Ton, der entſteht, wenn man dieſe Octave durch eine Folge von 12 reinen Quinten beſtimmen wollte. Eine dritte Art Intervallen iſt das kleine Comma, das durch $^{2025}/_{2048}$ ausgedruckt wird: es iſt der Unterſchied zwiſchen der reinen Octave von C. und dem c. — Comma, ſ. Interpunktionszeichen.

Commandement (Fortif.) nennt man den ſenkrechten Abſtand eines Feſtungswerkes von einem außerhalb demſelben befindlichen Punkte. Nicht mit Unrecht unterſcheidet man das Commandement vom Dominiren, da die von dem dominirenden bis zum dominirten Punkte gezogene Linie, die Hauptſache iſt, und nur der Punkt der Dominirende genannt wird, wo dieſe Linie mit dem auf dem dominirten Objekte gefällten Perpendikel, den ſcharf zulaufenden und ſpitzigſten Winkel bildet. Ein vom dominirten Punkte durch verſchiedene Räume getrennter und deßhalb entlegener Ort kann mehr Commandement haben, und doch weit weniger dominiren, als der näher gelegene, wenn die von demſelben nach dem dominirten Punkte gezogene und ununterbrochen fortlaufende Linie nur unter dem näher gelegenen niedern Punkte weggeht.

Commanderie, Commende, Commenthurei, iſt bei einigen geiſtlichen Ritterorden das Gebiet, deſſen Einkünfte ein dazu beſtellter Ordensritter berechnete oder genoß. Mehrere Commenden bilden eine Ballei. Die Befehlshaber über ſolche Ordensgüter heißen Commenthuren oder Comthure, die unter ſich einige Ehrenſtufen haben. Der in den Orden erſt Aufgenommene heißt Novitius, und erhält ein Pferd mit einem Knecht. Dann wird er Conventualis; Küchenmeiſter; Baumeiſter; Ueberreiter, der über die Einkünfte der Landgüter beſtellt iſt; Trappirer, der für Vorräthe in Küche und Keller ſorgt. Der Hauscomthur hat die gerichtlichen und Bauernſtreitigkeiten unter ſich. Der Comthur leiſtet Rechnung, hat ein gewiſſes Deputat und gewiſſe Regalien, und bei einer weitläuftigen Commende einen Hauscomthur oder Trappirer zum Gehülfen. Dann kommen die Commenthurconſiliarii, Rathsgebietiger, gewöhnlich 6, die ihrem Ordensmeiſter oder Provincial in wichtigen Fällen mit Rath beiſtehen. Der Landcomthur hat die Aufſicht über die Commenden einer Provinz, und iſt einer der Capitularen, die das Recht haben, den Großmeiſter ihres Ordens zu erwählen.

Commeline (die himmliſche). Ihre ſchöne himmelblauen Blumen erſcheinen im Julius und Auguſtus von Morgens frühe bis zur Mittagsſtunde. Mit Recht nimmt dieſes Gewächs, das Mexico zu ſeiner Heimath hat, einen Platz in den europäiſchen Zimmergärten ein. Durch Knollen und Samen pflanzt man es fort, welcher letztere im Frühjahr bei 16 Grad Wärme will geſäet ſeyn. Im Winter muß die Pflanze durchaus trocken gehalten werden.

Commentar, Commentarium, Commentarii (libri) bedeutet dem Sinne nach Bücher, worin gewiſſe Begebenheiten in kurzer, ſchmuckloſer Erzählung bloß zur Erinnerung angedeutet ſind, gleichſam als Quelle und Vorrath für den, der jene Begebenheiten in ausführlicherer Darſtellung bearbeiten will (ſ. d. Art. Ephemeriden, Memoiren). So nennt Cäſar die Geſchichte, die er von ſeinem in Gallien geführten Kriege entworfen hat, aus Beſcheidenheit Commentarii de bello gallico, Erinnerungsbücher über den galliſchen Krieg oder Denkwürdigkeiten aus dem galliſchen Kriege. Auch Alles, was Xenophon über die Grundſätze, Reden, Handlungen und Schickſale des Socrates aufgezeichnet hat, nennt Gellius (XIV. 3) Commentarios dictorum ac factorum Socratis. Nach unſerem Sprachgebrauche heißt Commentar ein Buch, worin ein anderes, z. B. die Geſchichtbücher von Tacitus, mit Bemerkungen über Sprache, Erdkunde, Zeitrechnung, Sitten, Gebräuche, Irrungen, Widerſprüche mit ſich und andern Schriftſtellern, über Kraft, Wahrheit und Schönheit der Darſtellung ꝛc. zur Erleichterung des Verſtändniſſes und zur Schärfung der Beurtheilung ausgeſtattet wird. Wer richtig und fruchtbar einen Schriftſteller commentiren will, der muß denſelben aus ſich ſelbſt, in ſeinem Geiſte, nach Ort und Zeit erklären. Er muß mit dem zu erklärenden Schriftſteller auf einer

Höhe ſtehen, durch die Erläuterung die Wirkung verſtärken; und gilt es die Erklärung eines Dichters, ſo müſſen die heiligen Flammen der Begeiſterung auch in der Bruſt des Erklärers lodern, d. h. er muß mit dem Dichter dichten. Die Erſchwingung jener Höhe und die wirkſame Empfänglichkeit für Begeiſterung ſind Anfoderungen, die man an den Commentator zu machen berechtigt iſt, weil ſie in der Natur der Sache liegen. (S. d. Art. Exegeſe, Hermeneutik und Interpretation.) Die Commentatoren haben vorzüglich das große Verdienſt, die koſtbaren Ueberreſte aus dem hebräiſchen, helleniſchen und römiſchen Alterthume der neuern Zeit zugänglicher und verſtändlicher gemacht zu haben. Ihre Namen und Verdienſte werden bei den einzelnen Schriftſtellern näher angegeben werden. Auch die alten poetiſchen Denkmale des neuern Europa haben in unſerm Jahrhundert ihre Erklärer und Erläuterer erhalten. Um das Nibelungenlied erwarben ſich unſterbliche Verdienſte von der Hagen, Zeune u. A., um Triſtans Abenteuer E. v. Groote. Auch Shakespeare hat an Johnſon und Steevens und Andern willkommene Erklärer und Herausgeber gefunden. Die neuere Literatur, beſonders in Deutſchland, ſuchten Viele durch Erklärungen zu fördern. Schon im 1777 trat C. F. Cramer als Commentator der Oden Klopſtocks auf. Eine ſonderbare Laune zieht, nicht beſonders aufhellend und erquickend, durch Tellow's Briefe an Eliſa hin. Herr Prof. Ferd. Delbrück erklärte (1800) mehrere Oden von dem genannten Dichter mit der ihm eigenen Weihe und Begeiſterung. K. H. L. Pölitz machte ſich durch Herausgabe einer Sammlung poetiſcher und proſaiſcher Muſter mit Einleitungen, biographiſchen Notitzen, und erklärenden Anmerkungen in mehrern Bänden um die vaterländiſche Literatur (von 1805—1817) höchſt verdient. C. F. N. Vetterlein gab eine Sammlung deutſcher Gedichte mit einem Commentar (1801) heraus, der ſich durch genaue Bücherkunde, und eine Fülle trefflicher Anmerkungen auszeichnet. Theod. Heinſius hat ſich als nützlichen Commentator deutſcher Gedichte und proſaiſcher Aufſätze in ſeinem Bardenhain, und in ſeinem Luther bewährt. Sauer und Neuhofer gaben in Verbindung miteinander einen beſonders durch Ausführlichkeit ausgezeichneten, und ſowohl in äſthetiſcher, als jeder andern Hinſicht befriedigenden Commentar über mehrere der vortrefflichſten deutſchen Gedichte heraus. Prof. Wagner in Marburg hat Klopſtock's Oden: der Bach, und an Friedrich V. zwei Programme gewidmet, worin treffende Erklärungen den Leſer überraſchen und erfreuen. Dilſchneider und Willmann gaben in Vereinigung zu Seber's Muſterſammlung deutſcher Gedichte Erklärungen (1822), die nach öffentlichen Urtheilen durch die Höhe und das Umfaſſende ihrer Erläuterungen mit zu dem Vortrefflichſten gehören, was auf dieſem Gebiete erſchienen iſt. Als Commentare höherer Art ſind anzuſehen A. W. v. Humboldt's geiſtreiches Werk über Göthe's Herrmann und Dorothea, ſo wie W. Süvern's eben ſo gelehrte, als tief gedachte Schrift über Schillers Wallenſtein, in Hinſicht auf griechiſche Tragödie, (1800) u. A.

Commerſon (Philibert), ein berühmter franzöſiſcher Arzt und Botaniker, war 1727 in Chatillon-les Dombes geboren, ſtudirte in Montpellier, und ward daſelbſt Doktor der Medizin. Auf dieſer Hochſchule brachte er es in dem Studium der Botanik, und in Anlegung eines Herbariums ſo weit, daß man im In- und Auslande ſeinen Namen mit der größten Achtung nannte. Mit Linné trat er in Verbindung, und auf deſſen Erſuchen lieferte er eine gediegene Beſchreibung der ſeltenſten Fiſche im mittelländiſchen Meere für die Königin Chriſtine von Schweden, welche hernach unter dem Titel: l'Ichthyologie, in zwei Quartbänden, den günſtigſten Beifall des gelehrten Publikums erhielt. 1755 bereiſte er die Savoyer und Schweizer Gebirge, um ſeine Kräuterkunde

zu bereichern. Nach ſeiner Rückkehr legte er einen herrlichen botaniſchen Garten zu Auvergne an, und begab ſich 1764 auf die Bitten ſeines Freundes Lalande nach Paris, wo ihn der König im Jahr 1767 in die Zahl jener Männer aufnahm, welche beſtimmt waren, mit Bougainville eine Reiſe um die Welt zu machen. Eine liebenswürdige Franzöſin, Hortenſe Barré, begleitete ihn auf dieſer Reiſe, und nach ihr benannte er die bekannte ſtrauchartige Blume Hortenſia. Zu frühe für ſein unermüdliches Forſchen ſtarb er auf Isle de France 1773. Seine Pflanzen und Sammlungen werden in dem königlichen Cabinette zu Paris als ein würdiges Denkmal ſeines Namens aufbewahrt. Von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſitzen wir noch eine Schrift unter dem Titel: Le Martyrologe des botanistes, ein Werk, in welchem er über das Leben derjenigen Nachrichten ertheilt, die ein Opfer ihrer botaniſchen Bemühungen geworden ſind.

Commiſſionshandel. Als durch den Kaiſer Maximilian am Ende des 15. Jahrh. der Landfriede eingeführt, die Straßen geſichert waren, und Verkehr und Handel immer mehr gediehen, konnte der Kaufmann auch in entfernten Gegenden durch ſeine Freunde und Bekannte ſeine Geſchäfte betreiben laſſen. Dadurch gewann der Handel eine andere Geſtalt, indem der Kaufmann bei jeder Handels-Unternehmung für ſeine eigne Rechnung in fremden Städten einem daſelbſt wohnenden Bekannten Auftrag oder Commiſſion gab, alles dasjenige bei ſeinen Geſchäften zu thun, was er vormals ſelbſt verrichtete, oder durch ſeine Diener beſorgen ließ. Dieſe Handelsart nennt man Commiſſionshandel. Derjenige, welcher einen ſolchen Handel für die Rechnung eines Andern betreibt, heißt Commiſſionär; der Lohn, den dieſer für ſeine Bemühung erhält, Proviſion.

Commodi (Andrea), ein berühmter Künſtler Italiens, geboren zu Florenz 1560. Er legte ſich hauptſächlich darauf, die Werke großer Meiſter zu copiren. Seine Copien, nach Correggio und Andern, ſind in Rom verbreitet, und können oft ſelbſt das erfahrenſte Auge täuſchen, daß es ſie für Originale hält. Da er die meiſte Zeit mit Nachbildungen der Werke anderer Meiſter zubrachte, ſo kann man nur aus wenigen Stücken ſeine eigne Erfindung beurtheilen; doch bemerkt man an ſeinen Arbeiten großen Fleiß, und ſeine Madonnen bezaubern durch ihre jungfräuliche Sittſamkeit.

Commodore iſt bei den Engländern ein Befehlshaber zur See, der ein kleines Geſchwader, aber nicht unter dem Befehle eines andern Offiziers, kommandirt. Auch erhält der älteſte Capitän von 3 oder mehr bloß kreuzenden Schiffen wohl den Namen Commodore als Ehrentitel. — Commodoreſchiff heißt bei einer Kauffahrtei-Flotte das Begleitungs- und Hauptſchiff (Convoy Ship). Es führt die andern Schiffe, hält ſie zuſammen, und hat zu dieſem Behufe Nachts ein Licht auf dem Hauptmaſte.

Commodus Antonius (L. Aelius Aurelius), geb. 161 n. Chr., war der Sohn des Markus Aurelius und der Anna Fauſtina, der Tochter des Antoninus Pius, römiſcher Kaiſer, und einer der ſchrecklichſten Unmenſchen, die zur Schande der Menſchheit auf dem Thron geſeſſen haben. Er war ungefähr 19 Jahr alt, als er zur Regierung kam, und die 12 Jahre, während welcher er die Rolle eines Nero oder Domitian auf dem Throne ſpielte, bieten nur ein Gemälde von unnatürlichen Laſtern, Grauſamkeit, Raubſucht und Thorheit dar. Sein erſtes Werk war, daß er die weiſen Räthe ſeines Vaters vom Hofe entfernte, und die niedrigſten Creaturen, Gefährten ſeiner unnatürlichen Ausſchweifungen und Werkzeuge ſeiner Grauſamkeit, zu den höchſten Würden erhob. Anſtatt ſich um die Regierung zu bekümmern, ſchlug er ſich mit Gladiatoren herum, und ließ im Amphitheater das Volk ſeine gymnaſtiſchen Geſchicklichkeiten und die Stärke und Gewandtheit ſeines Körpers bewundern. Er ſoll nicht weniger als 735 Mal als Gladiator aufgetre-

ten ſeyn, wofür er ſich denn jedesmal eine Million Seſtertien aus der Staatskaſſe bezahlen ließ. Die Verwaltung des Staates überließ er gänzlich einem gewiſſen Perennius, einem habſüchtigen und grauſamen Menſchen. Die ungeheuren Laſten und ſchweren Bedrückungen dieſes Miniſters verurſachten ſchon beim Anfange der Regierung des Commodus eine Verſchwörung gegen ihn, an deren Spitze ſeine Schweſter Lucilla und ihr Gemahl Pompejanus ſtanden. Allein ſie wurde entdeckt, ehe ſie ihre Abſicht noch erreicht hatte; die Theilnehmer wurden hingerichtet, ſo wie viele der reichſten und vornehmſten Perſonen in Rom, die unſchuldig waren, und bloß in der Abſicht aufgeopfert wurden, um ſich ihrer Güter zu bemächtigen. Perennius hatte ſich dadurch einen ſo großen Reichthum erworben, daß er es wagen zu dürfen glaubte, ſeinem Herrn die Herrſchaft zu entreißen. Allein ſein Vorhaben wurde zu früh ſichtbar, und Commodus ließ ihn hinrichten. Dieſe beiden Verſchwörungen verfinſterten ſeinen Geiſt noch mehr, und Tauſende wurden das Schlachtopfer ſeiner Grauſamkeit und ſeines Argwohns. Er marterte und mordete die Menſchen zum Vergnügen. Wenn er bei guter Laune war, ſo ſchnitt er ihnen Naſe, Ohren oder andere Gliedmaßen ab; zur Luſt hieb er Mehrere oft nieder, die ihm eben in den Wurf kamen, er ſtach Andern die Augen aus u. ſ. w. In der Befriedigung ſeiner thieriſchen Sinnenlüſte kannte er keine Gränze, und nie hat ein größerer und verderbterer Wollüſtling den Thron herabgewürdigt. Seine Tollheit ging endlich ſo weit, daß er befahl, ihn Herkules, den Sohn des Jupiters, zu nennen; als ſolcher ging er auch in einer Löwenhaut und mit einer Keule in der Hand, und ſchlug, wie jener Rieſe und Ungeheuer, die Leute auf der Straße todt. Und dieſer Herkules ließ ſich gefallen, den einbrechenden deutſchen Völkern Tribut zu zahlen, damit ſie ſeine Gränzen nur in Ruhe ließen. Endlich aber (im Jahre 192) ereilte ihn die Nemeſis. Er hatte ſich vorgenommen, am Feſte des Janus als ein gemeiner Gladiator ganz entkleidet vor dem Volke zu fechten. Als ihm nun drei ſeiner Freunde, Lätus, der Befehlshaber der Wache, Elektus, ſein Kämmerer, und Marzia, ſeine Haupt-Concubine, davon abriethen, entrüſtete er ſich ſo, daß er beſchloß, ſie alle hinrichten zu laſſen. Aber die Rolle, auf welcher er, wie Domitian, die Namen der zum Tode Beſtimmten aufzeichnete, kam zufällig in die Hände der Marzia, die zu ihrem größten Schrecken ihren Namen und mehrerer Andern vom Hofe darauf geſchrieben fand. Sogleich ward eine Verſchwörung angeſponnen, und beſchloſſen, den Kaiſer zu vergiften. Als aber das Gift nicht ſchnell genug wirken wollte, ließ man ihn durch einen ſeiner Lieblinge, den Narziß, einen berühmten Fechter, erdroſſeln. Commodus hatte 31 Jahre gelebt und 12½ Jahr regiert. Der Senat ließ, auf die Nachricht von ſeinem Tode, ihn für einen Feind des Vaterlandes erklären, ſeine Bildſäule zerſchlagen, und ſeinen Namen aus allen öffentlichen Inſchriften vertilgen.

Communion, Gemeinſchaftsmahl. Schon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums (ſiehe Apoſtelgeſchichte XX. cap. 7. vers. und Auguſtinus epist. 36. cap. 12) nahmen die Gläubigen während ſie dem Gottesdienſte beiwohnten, und faſt täglich, an dem Genuſſe des heiligen Abendmahls Theil; da man nun dies Sakrament als das Zeichen der Vereinbarung aller Glieder untereinander durch Glaube, Hoffnung und Liebe hielt, ſo ward auch die Empfangung deſſelben Communion genannt. Man unterſchied aber auch ſchon damals die Communion der Kleriker von der Communion der Laien; jene empfingen während der Meſſe am Altare das Sakrament, dieſen wurde es in einiger Entfernung vom Altare durch die Prieſter und Diakonen gereicht, und unter der Geſtalt des Brotes auch häufig nach Hauſe mitgegeben, um ſich damit in den Zeiten der Drangſale im Glauben zu ſtärken. Gewöhnlich aber und bis tief in die

chriſtliche Zeitrechnung hinab, communicirten die Kleriker, wie auch die Laien unter beiden Geſtalten. Später ſah ſich die Kirche bewogen, um verſchiedenen Mißbräuchen und Entheiligungen vorzubeugen, den Laien ſo wie den Prieſtern, wenn dieſe nicht ſelbſt das heilige Meßopfer darbrachten, den Kelch zu entziehen. Zwar gab dieſes zu Streitigkeiten Veranlaſſung, die ſeit dem 14ten Jahrh. durch Petrus von Dresden und durch Jakobellus von Meißen in Sachſen begannen. Im 15ten Jahrhundert lehrte Johannes Huß, daß den Laien beim Abendmahle der Kelch durchaus müſſe gereicht werden. Die Kirchenverſammlungen zu Conſtanz und Baſel erklärten dagegen, es ſey irrig, zu behaupten, daß die Communion unter einer Geſtalt unerlaubt ſey; geſtatteten aber auch aus Liebe zur Eintracht den Böhmen beim Abendmahle den Genuß des Kelches. Allein faſt 100 Jahre nach Huß wurde dieſer Streit durch Luther und Calvin von Neuem angeregt, und noch weiter ausgedehnt. Im 16ten Jahrhundert erklärte ſich das Concilium zu Trient, wie überhaupt gegen die neuen Lehren, ſo auch gegen die von dem Abendmahle, und ſetzte in Hinſicht der letztern feſt, daß alle Catholiken außer den Prieſtern, wenn dieſe nämlich ſelbſt das Meßopfer verrichteten, unter der Geſtalt des Brotes communiciren ſollten, weil, wie das Concil hinzuſetzt, der wahre und lebendige Leib nicht ohne Blut ſeyn könne. Dann ſchließet es alle diejenigen von der Gemeinſchaft der Kirche aus, welche behaupten, der Kelch müſſe beim Abendmahl genoſſen werde.

Comnenus (Andronikus), ein Enkel des großen Alexius Comnenus, eines der ausgezeichnetſten Fürſten, die den Thron der griechiſchen Kaiſer beſtiegen haben, gehört unter die merkwürdigſten Erſcheinungen der damaligen Zeit, und ſeine ſeltſamen Schickſale haben ganz das Intereſſe einer romantiſchen Dichtung. Sein Körper war nach den reinſten Proportionen der Kraft und Schönheit gebildet, und den Mangel an Anmuth und ſanfterem Reiz erſetzte ein männlicher Anſtand, ein hoher Wuchs, athletiſche Muskeln, und der Gang eines majeſtätiſchen Kriegers. Noch in ſeinem hohen Alter genoß er der vollkommenſten Geſundheit und Lebensblüthe, als eines Lohns ſeiner Mäßigkeit und ſteten Thätigkeit. Ein Stück Brot und ein Trunk Waſſer war ſehr oft ſeine einzige und tägliche Koſt, und wenn er von dem Fleiſche eines wilden Schweins oder Hirſches aß, welches er mit eigener Hand zu braten pflegte, ſo war dieſes nur die wohlverdiente Frucht einer mühſamen Jagd. Geſchickt in Führung der Waffen kannte er keine Furcht, ſeine überredende Beredſamkeit konnte ſich in jedes Lebensverhältniß finden, und bei jedem bedenklichen oder gefährlichen Unternehmen hatte er einen Kopf zum Nachdenken, ein Herz zum Entſchluß, und einen Arm zur Ausführung. — In ſeiner frühern Jugend begleitete er nach dem Tode des Kaiſer Johannes das röm. Heer auf ſeinem Rückzuge aus Aſien; allein auf dieſem Zuge durch die vordern Provinzen verirrte er ſich in den Gebirgen. Plötzlich fand er ſich in einer öden Gegend von türkiſchen Jägern umringt; aller Widerſtand war vergeblich, und er blieb einige Zeit als Gefangener in der Gewalt des Sultans. Seine Tugenden und Fehler empfahlen ihn der Gunſt ſeines Vetters; er theilte die Freuden und Gefahren des Manuel, und indeß der Kaiſer in öffentlicher Blutſchande mit ſeiner Nichte Theodora lebte, wußte Andronikus die Gewogenheit ihrer Schweſter Eudocia zu gewinnen. Sie begleitete ihn bei ſeinem militäriſchen Commando in Cilicien, dem erſten Schauplatze ſeines Muthes und ſeiner Unbeſonnenheit. Mit dem thätigſten Eifer betrieb er die Belagerung von Mopſueſtia. Der Tag zu einem der kühnſten Angriffe war ſchon feſtgeſetzt; allein die Nacht vor demſelben wurde mit Sang und Tanz zugebracht. Die Folge davon war, daß Andronikus durch den Ausfall eines wachſamen Feindes überrumpelt wurde. Indeß aber ſeine Truppen in der größten Zerſtreuung flo-

hen, bahnte er ſich ſelbſt mit ſeiner unüberwindlichen Lanze einen Weg durch die dichteſten Reihen der Feinde. Bei ſeiner Rückkehr in das kaiſerliche Lager in Macedonien wurde er vom Manuel mit öffentlicher Freundlichkeit und geheimen Vorwürfen empfangen; allein die Herrſchaft von Naiſſus, Braniſeba und Caſtovia waren der Troſt des vom Glücke nicht begünſtigten Feldherrn. Eudocia begleitete ihn beſtändig auf ſeinen Zügen. Einſt um Mitternacht aber wurde ihr Zelt plötzlich von ihrem erzürnten Bruder überfallen, welcher vor Begierde brannte, den Schimpf ſeiner Schweſter im Blute des Andronikus abzuwaſchen. Sie rieth ihm, ſich in Frauentracht zu verbergen; allein ſein kühner Geiſt verſchmähte dieſen Rath, und indem er muthig von ſeinem Lager auffſprang, zog er ſein Schwerdt, und bahnte ſich einen Weg mitten durch den Haufen ſeiner erſtaunten Mörder. Hier war es aber auch, wo er zuerſt ſeine Undankbarkeit und verrätheriſche Geſinnung an den Tag legte. Er ließ ſich nämlich in einen heimlichen und verdächtigen Briefwechſel mit dem Könige von Ungarn und dem deutſchen Kaiſer ein. Dieſe verbrecheriſche Verbindung wurde verrathen, und Andronikus in einem Thurm des Pallaſtes zu Conſtantinopel eingekerkert. In dieſem Gefängniſſe mußte er über 12 Jahre ſchmachten, aus welchem zu entfliehen, ihn unaufhörlich der Durſt nach Thaten und Genuß antrieb. Einſam und ſinnend entdeckte er einſt in einem Winkel ſeines Gemaches einige ausgebrochene Ziegel, und nach und nach erweiterte er dieſe Oeffnung, bis er ein dunkles Loch ausſpähte. In dieſe Höhle verſteckte er ſich nebſt dem Letzten ſeiner Lebensmittel, indem er die Steine alle wieder in die vorige Ordnung brachte, und ſorgfältig jede Spur ſeines Entfliehens vertilgte. Zur Stunde des gewöhnlichen Beſuchs erſtaunten die Wächter über das Schweigen und die Stille im Gefängniſſe, und voll Furcht und Scham erzählten ſie die unbegreifliche Flucht des Gefangenen. Sogleich wurden alle Thore des Pallaſtes und der Stadt geſchloſſen, und ſein Weib in denſelben Thurm eingekerkert. Bei anbrechendem Morgen erblickt ſie einen Schatten, ſie erkennt ihren Gemahl, ſie theilen ihre Lebensmittel, und ein Sohn wird die Frucht dieſer verſtohlenen Zuſammenkünfte, welche die tödtliche Langweile ihrer Einkerkerung erleichterten. Bei Bewachung eines Weibes glaubten die Wächter eine große Pünktlichkeit unnöthig, und der Gefangene entfloh nun erſt wirklich. Er wurde aber entdeckt, nach Conſtantinopel gebracht, und mit doppelten Ketten belaſtet. Es gelang ihm aber endlich doch, durch neue Mittel ſeine Befreiung zu bewerkſtelligen. Zu Anchialus in Thrazien verſah ihn ein unerſchrockener Freund mit Pferden und Geld. Er eilte durch die Wüſten der Moldau und die carpathiſchen Gebirge, und hatte faſt die Stadt Halicz im polniſchen Rußland erreicht, als er von einem Trupp Wallachen aufgefangen und nach Kiew, der Reſidenz des Großherzogs, gebracht wurde, wo ſich der gewandte Grieche bald die Achtung des Jeroslaus erwarb. In dieſer Gegend des Nordens verdiente er ſich die Verzeihung Manuels, der den ruſſiſchen Fürſten erſuchte, ſeine Waffen mit ihm bei dem Einbruche in Ungarn zu vereinigen. Der Einfluß des Andronikus bewirkte die Gewährung dieſer wichtigen Bitte. Sein Privatvertrag mit dem Kaiſer wurde unter Angelobung der Treue von der einen, und völliger Vergeſſenheit des Geſchehenen von der andern Seite unterzeichnet, und er zog nun an der Spitze der ruſſiſchen Reiterei von Boryſthenes an die Ufer der Donau. Bei ſeinem Angriffe auf Semlin bewies er ſich der kaiſerlichen Verzeihung würdig. Kaum hatte aber der Verwieſene Freiheit und Vaterland wieder erlangt, als ſeine Ehrſucht wieder auflebte, anfangs zu ſeinem eigenen, in der Folge aber zum öffentlichen Verderben. Eine Tochter des Manuel war nur eine ſchwache Vormauer gegen die Erbfolge der rechtmäßigern männlichen Nachkommen aus Comnenianiſchem Stamme. Ihre künftige Ver-

mählung mit dem Könige von Ungarn war den Hoffnungen und Vorurtheilen der Fürſten und Edlen entgegen; allein als gar ein Huldigungseid für den vermeintlichen Thronerben gefodert wurde, behauptete Andronikus allein die Ehre des römiſchen Namens, wendete die rechtswidrige Verpflichtung ab, und erklärte ſich kühn gegen die Aufnahme eines Fremdlings. Sein Patriotismus beleidigte den Kaiſer; allein er ſprach doch die Empfindung des Volkes aus, und ward aus den Augen des Kaiſers durch eine ehrenvolle Verbannung entfernt, indem er zum zweiten Male ein Commando an den Gränzen Ciliciens mit dem unbeſchränkten Genuß der Einkünfte von Cypern bekam. Auf dieſem Poſten übten die Armenier von Neuem ſeinen Muth, und ſtellten ſeine Nachläſſigkeit bloß, und derſelbe Empörer, der alle ſeine Unternehmungen verwirrte, wurde durch ſeine Lanze des Pferdes beraubt, und faſt erſchlagen. Allein bald entdeckte Andronikus eine weit leichtere und angenehmere Eroberung, die ſchöne Philippa, die Schweſter der Kaiſerin Maria, und Tochter Raimunds von Poitou, des Beherrſchers von Antiochien. Um ihretwillen verließ er ſeinen Poſten, und brachte den Sommer mit Bällen und Tournieren zu. Allein Manuels Rache wegen dieſes Familienſchimpfes unterbrach ihr Freuden. Andronikus überließ die unbeſonnene Prinzeſſin ihren Thränen und ihrer Reue, und unternahm mit einer Bande verzweifelter Abenteuerer eine Pilgrimſchaft nach Jeruſalem. Seine Geburt und ſein kriegeriſcher Ruhm empfahlen ihn als einen Helden des Kreuzes. Bald hatte er die Geiſtlichkeit und den König gewonnen, und der griechiſche Fürſt wurde mit der Herrſchaft Berytus an den Küſten Phöniziens beliehen. Mit dem Tode Manuels beſtieg er als Vormund des minderjährigen Sprößlings den griechiſchen Kaiſerthron, und wußte dritthalb Jahre den römiſchen Scepter zu behaupten. Seine Regierung zeichnete ſich durch eine ganz beſondere Miſchung von Tugend und Laſter aus. Wenn er ſeinen Leidenſchaften gehorchte, war er die Geißel, wenn er der Vernunft folgte, der Vater ſeines Volkes. In Ausübung der bürgerlichen Gerechtigkeit war er billig und ſtreng; jene ſchändende und nachtheilige Verkäuflichkeit wurde abgeſchafft und vernichtet, und die öffentlichen Aemter erhielten nur immer die verdienteſten Bewerber. Er verbot den unmenſchlichen Gebrauch, die Güter und Perſonen von Seeleuten, die Schiffbruch gelitten hatten, zu berauben; die Provinzen, ſo lange ein Gegenſtand der Unterdrückung und Vernachläſſigung, blühen in Glück und Reichthum auf. Aber die Tödtung des jungen Kaiſers und ſeiner Mutter zog ihm eine Menge Feinde zu, und die Wiederholung ſolcher Mordſcenen mußte ſein frühzeitiges Ende herbeiführen. Ein verdienſtvoller Nebenbuhler ſtürzte ihn vom Throne. Iſaak Angelus, ein Abkömmling des großen Alexius, war als ein Schlachtopfer der Politik auserſehen. In einem Anfalle von Verzweiflung vertheidigte Angelus, der ſchon zum Tode geführt werden ſollte, ſein Leben, ſchlug den Henker zu Boden, und floh in die Sophienkirche. In kurzer Zeit füllte ſich dieſe mit einem Haufen neugierigen und murrenden Pöbels an, und mit Anbruch des Tages brach eine allgemeine Empörung aus. Ohne Ahnung der Gefahr ergötzte ſich Andronikus auf der herrlichen Inſel Propontis. Beim erſten Gerücht des Aufruhrs eilte er ſogleich nach Conſtantinopel, dürſtend nach dem Blute der Schuldigen; allein in dem großen Tumulte der Stadt hielt er es für räthlich, eine allgemeine Amneſtie zu verkündigen. Als die Wuth des Pöbels immer zunahm, erbot er ſich, die Krone ſeinem Sohne Manuel zu überlaſſen, aber ſeine Feinde verhafteten ihn, und führten ihn mit Feſſeln belaſtet vor den Iſaak Angelus. Dieſer hing ihn zwiſchen zwei Pfeiler, und ließ ihm, nur nach langem Martern, ein Schwerdt durch den Leib ſtoßen. Nach dem qualvollſten Todeskam-

pfe, und nach den Worten: „Herr erbarme dich meiner! Warum willſt du ein zerknicktes Rohr zerſtoßen?“ endete er ſein Leben.

Como, der Geburtsort des jüngern Plinius, eine alte Stadt im lombard.=venet. Königreich, am ſüdweſtlichen Ufer des Comerſees und an der Adda. Sie liegt in einem reizenden, rings von Bergen umſchloſſenen Thale, und zählt 7300 Einw. Die Stadt iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, und vor Zeiten durch ein feſtes Schloß vertheidigt worden, deſſen Ruinen noch jetzt den Gipfel einer kugelförmigen Anhöhe einnehmen. Die dortige Cathedrale iſt ganz von weißem Marmor prachtvoll erbaut. Auch der Bau der übrigen 12 Kirchen empfiehlt ſich durch einen ſchönen Styl. In den Gärten des Pallaſtes Odescalchi ſtand ehemals die berühmte Ulme, deren Plinius in ſeinen Briefen erwähnt. Hier giebt es zahlreiche Seidenmanufakturen. Nahe bei der Stadt ſind anſehnliche Marmorbrüche, welche vielfach benutzt werden. Der Handel mit Oberitalien und der Schweiz iſt bedeutend. — Nicht weit von der Stadt iſt der ſo berühmte Comerſee, deſſen Lage wahrhaft romantiſch iſt; rings von ſchroffen felſigen Alpen=Abfällen iſt er umgeben, die ſich ſüdlich zu Gebirgen von 3 — 4000, nördlich von 7 — 8000 Fuß erheben. Er nimmt alle Gewäſſer auf, die zwiſchen dem Moſchelhorn und der Ortelsſpitze von den Alpen herabfließen. Prachtvolle Villen, üppige Weingärten und Oelgärten umkränzen ſeine reizenden Ufer. Die größte Länge des Sees iſt 15 Stunden, die größte Breite noch keine volle deutſche Meile. Sein Waſſerſpiegel erhebt ſich 700 Fuß über die Meeresfläche. Südlich theilt ſich der See in 2 Arme, an deren öſtlichem die Adda bei Lecco ausfließt. Nördlich, am Ausfluß der Adda, hängt er mit dem Klavnerſee zuſammen. Die Schifffahrt iſt auf beiden Seen bedeutend. Die Straßen von Wormbs durch das Thal Veltin, und über den Splügen, Septimer und Moya vereinigen ſich bei Riva am nördlichen Ufer, gehen über den See nach Como, und von hier in der Hauptrichtung nach Mailand.

Comos oder auch Comus, eine niedere Gottheit der Alten, die Vorſteherin nächtlicher Schmäuſe, des frohen Lebensgenuſſes, der muntern Laune, des heiteren Scherzes, und geſelliger Freuden. Man bildete ſie mit einer geſenkten Fackel in der Hand, und mit herabgeſunkenem Haupte, ſchlaftrunken, an eine Thüre ſich lehnend, ab. Zur Abbildung gab eine Schilderung dieſes Gottes beim Philoſtr. Icon. 1, 8. Gelegenheit.

Compagnie bedeutet in der Kriegsſprache eine Abtheilung Fußvolk oder Reiterei, welche nach Verhältniß der bei einem Heere üblichen Eintheilung von 60 bis 300 Mann ſteigt. Bei der Kavallerie ſind die Compagnien ſchwächer, als bei der Infanterie; bei jener machen 2 Compagnien eine Eskadron, bei dieſer bilden 4 bis 6 Compagnien ein Bataillon, je nachdem die Einrichtung bei einer Armee iſt. Bei jeder Compagnie ſind 3 bis 4 Offiziere.

Compaß (Nordweiſer, Windnadel), eine Magnetnadel in einer Kapſel, deren Richtung von Süden nach Norden, welche mit geringer Abweichung beſtändig die Mittagslinie zeigt, die Himmelsgegend finden läßt. Der europ. Seecompaß, holl. Bouſſole, beſteht in einer meſſingenen Kapſel, deren runder Boden eine, in 32 Theile getheilte, Wind= oder Schiffsroſe hat. Im Mittelpunkte des Kreiſes ſteht eine Spindel aufrecht, auf welcher, mitteſt einer in ihrer Mitte angebrachten kegelförmigen Vertiefung, die Nadel ſich frei dreht. Oben iſt die Kapſel mit Glas verſchloſſen, um die Störung durch den Wind abzuhalten. Das Ganze ſteckt in einer hölzernen Büchſe, und iſt darin durch zwei ſich gegenüberſtehende Zapfen in einem horizontalen Metallringe beweglich. Der Ring hat in einer Entfernung, die den vierten Theil ſeines Umkreiſes beträgt, von jener Einzapfung wieder zwei Zapfen, wodurch er ſich in den beiden Enden eines lothrechten halben Cirkels bewegt. Ein Fuß giebt letztem eine

leichte Umdrehung. Dieſes Ineinanderfügen bewirkt, daß das Schwanken des Schiffes keinen Einfluß auf die horizontale Lage des Compaſſes hat. Wem die Europäer den Compaß zu verdanken haben, iſt nicht bekannt; man nennt einen Giri von Amalfi zu Neapel als Erfinder; Andere ſchreiben die Erfindung den Engländern oder Franzoſen zu. Die erſten Miſſionäre trafen den Compaß ſchon in China; doch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er von dort über Venedig nach Europa gekommen ſey, weil die Chineſen die Richtung nach Süden, wir hingegen die nördliche als die wahre Polarität betrachten, mit der Annahme des Inſtruments aber würden wir wahrſcheinlich zugleich dieſe Anſicht mit aufgenommen haben. Nach Barrow hat der chineſiſche Compaß die Vorrichtung, die Deklination der Nadel zu corrigiren, ſo wie der Azimuth-Compaß der Europäer, welcher durch angebrachte Diopter zur Beobachtung der richtigen Mittagslinie eines jeden Ortes und zur Berechnung der Abweichung der Nadel dient.

Competenz, Zuſtändigkeit, Rechtszuſtändigkeit, iſt insbeſondere: a. die Zuſtändigkeit des Gerichtsſtandes, welchem ein Individuum unterworfen iſt; b. Competenzgelder ſind die nothdürftigen Unterhaltsgelder, welche derjenige, deſſen Vermögen wegen Schulden oder anderer Urſachen unter fremder Verwaltung ſich befindet, oder einem Andern (z. B. wegen einer Schenkung unter den Lebendigen) abgetreten werden ſoll, aus dieſem ſeinem eigenthümlichen Vermögen bekommt oder zurückbehält. Sie unterſcheiden ſich hierdurch von Alimentgeldern, welche an jemanden anderwärts, als aus ſeinem eigenen Vermögen entrichtet werden. In Conkurſen iſt die Rechtswohlthat der Competenz 1) an dem, was der Gemeinſchuldner nach Ausbruch des Conkurſes durch Arbeit erwirbt, allen Schuldnern gemein, 2) an dem übrigen, zur Conkursmaſſe gehörigen Vermögen aber nur gewiſſen Perſonen, z. B. nach den Geſetzen mancher Länder den Edelleuten zugeſtanden.

Compoſition iſt in der Muſik die Kunſt, die Töne durch die Art und Weiſe ihrer Zuſammenſetzung in ein ſolches Verhältniß zu bringen, daß durch ihr melodiſch-rhythmiſches Aufeinanderfolgen, und ihr harmoniſches Zugleichſeyn das Gemüth des Hörenden in ein freies, und doch regelmäßiges Spiel mannigfaltiger Gefühle und Empfindungen verſetzt wird, oder die Kunſt, ſchöne Tonſtücke oder muſikaliſche Kunſtwerke zu ſchaffen. Melodie, Harmonie und Rhythmus machen daher das Weſen einer guten Compoſition aus. Ein einzelner Ton kann durch ſeine Stärke oder Kraft erſchüttern, durch ſeine Sanftheit oder Weichheit ſchmeicheln; aber ſchön kann er nur durch die Compoſition d. h. durch ſeine Verbindung mit andern Tönen von verſchiedener Höhe oder Tiefe, Stärke oder Schwäche, Länge oder Kürze werden, wodurch die Töne in ein beſtimmtes Verhältniß zu einander treten, welches das Gemüth durch das Ohr mit unbegreiflicher Schnelligkeit und Leichtigkeit aufzufaſſen und zu beurtheilen im Stande iſt. Die Zuſammenſetzung der Töne kann nun erſtlich ſo geſchehen, daß verſchiedene Töne zu verſchiedenen Zeiten vom Ohre wahrgenommen werden, und ein melodiſches Tonganze bilden, z. B. die drei Töne, woraus Rouſſeau ſein bekanntes Air des trois notes gebildet hat, wobei wir vor der Hand nur auf die Verbindung dieſer unartikulirten Töne an und für ſich ſehen, und die Beziehung derſelben auf gewiſſe artikulirte Töne nicht berückſichtigen. Hieraus entſpringt die Melodie oder die regelmäßige und wohlgefällige Succeſſion der Töne in einem muſikaliſchen Kunſtwerke. Die Zuſammenſetzung der Töne kann aber auch zweitens ſo geſchehen, daß verſchiedene Töne zu gleicher Zeit vom Ohre wahrgenommen werden, und ein harmoniſches Tonganze bilden, z. B. die 3 Töne, welche in einem vollſtimmigen Accord außer dem Grundtone vernommen werden, und den ſogenannten harmoniſchen Dreiklang hervorbringen. Hieraus entſpringt die Harmonie, oder die regel-

mäßige und wohlgefällige Simultaneität der Töne in einem muſikaliſchen Kunſtwerke. Da nun, um einen Ton ſowohl einzeln als in Verbindung mit andern zu vernehmen, eine gewiſſe Zeit erfodert wird, welche bei verſchiedenen Tönen verſchieden ſeyn kann, ſo daß die Töne bald längere, bald kürzere Dauer haben, und bald langſamer, bald ſchneller auf einander folgen, ſo muß auch jedes Tonſtück ein gewiſſes Zeitmaaß haben, wodurch ſowohl die verhältnißmäßige Dauer der Töne als ihre Geſchwindigkeit im Fortſchreiten beſtimmt iſt. Hieraus entſpringt der muſikaliſche Rhythmus, oder die wohlgefällige Zeitbeſtimmung der Töne in einem muſikaliſchen Kunſtwerke. Jeder gute Componiſt hat bei der Setzung eines äſthetiſch-wohlgefälligen Tonſtücks auf jene weſentliche Stücke (Melodie, Harmonie und Rhythmus) Rückſicht zu nehmen, und wir verlangen von ihm eine vollkommene Kenntniß von allem dem, was die muſikaliſche Theorie von den Tonarten, Tonleitern und Tonſyſtemen, den Intervallen und Accorden, von dem reinen Satze, dem Generalbaſſe, dem einfachen (oder gemeinen) und doppelten (oder vielfachen) Contrapunkte (ſ. d. Art.), von den Ausweichungen und Auflöſungen, dem muſikaliſchen Style und deſſen verſchiedenen Arten (als Kirchen-, Theater- oder Opernſtyl), von dem Takt und Tempo, dem Ausdruck und den Manieren ꝛc. lehrt. In ſofern dem Componiſten, z. B. für die Compoſition des Geſanges, eine umfaſſende Kenntniß der Sprache, Accentuation ꝛc. nöthig iſt, und er, in Beziehung auf Inſtrumentalmuſik, die Inſtrumente, für welche er ſetzt, ſelbſt wohl kennen und genau wiſſen muß, was auf denſelben zu leiſten möglich ſey, ſo wird er einem Tonſtücke doch nur dann einen lebendigen, in allen Theilen, harmoniſch zuſammenwirkenden, Charakter ertheilen können, wenn er ſelbſt, mit einer feurigen Phantaſie ausgerüſtet, die Natur nachahmt, und alle ſeine Töne, womit er irgend einen Gegenſtand dem Gehöre zu verſinnlichen ſtrebt, gleichſam Ausdruck ſeiner eigenen, dem darzuſtellenden Thema correſpondirenden Gefühle ſind. Daher verlangt man auch nicht mit Unrecht, daß bei Setzung von Geſangſtücken Dichter und Componiſt in Einer Perſon vereinigt ſeyen, oder daß er wenigſtens von dem Geiſte ſeines gegebenen Textes ganz durchdrungen, und mit dem Dichter gleichſam identificirt ſey. — Unter den berühmteſten jetzt lebenden Componiſten verdienen folgende Künſtler eine rühmliche Erwähnung. Vor Allen wird in der Inſtrumentalmuſik der Deutſchen der geniale Beethoven genannt. Er iſt der Meiſter, der durch ſeine großartigen Symphonien und humoriſtiſchen Quartetten und Quintetten das Innere des Menſchen auf eine ſo wunderbare Weiſe aufregte, und wieder beſänftigte. In ſeine Fußtapfen traten die Inſtrumentalcomponiſten Ludwig Spohr, Capellmeiſter in Caſſel, der erſte Violiniſt Europas, welcher in der elegiſchen Gattung, bald durch ſeine prachtvolle, bald düſter erhabene Schwärmerei entzückt, und Ferdinand Ries, ein Meiſter im Pianoforteſpielen, deſſen naive Compoſitionen eine heiter glänzende Leichtigkeit, und umſichtsvolle Gewandtheit auszeichnet, und die ſich Beide durch ihre Concerte, Quartetten und Symphonien einen ruhmvollen Namen in der Geſchichte der Tonkunſt erworben haben. An ſie ſchließen ſich die Inſtrumentalcomponiſten Joh. Nep. Hummel, Capellmeiſter in Weimar, und Bernhard Romberg. Erſterer, ein würdiger Zögling Mozarts und Virtuos im Clavierſpielen, gründete ſeinen Ruhm durch ſeine mit Fleiß und Kunſt verfaßten Claviercompoſitionen, und Letzterer, der Vorzüglichſte unter den jetzt lebenden Violoncellſpielern, wurde durch ſeine Concertſtücke und ſeine melodiereichen Quartetten und Quintetten rühmlichſt bekannt. C. M. v. Weber bewies ſeine Genialität als Inſtrumentalcomponiſt durch ſeine kühne und feurige Clavier- und Concertſtücke, worin er eine mannigfaltige Fülle gefühlvoller und eigener Gedanken entwickelte. Der Name eines P. Lindpaintners,

Capellmeiſters in Stuttgart, wird wegen ſeiner glanz- und tonvollen Ouvertüren und Concertſtücke mit Achtung genannt; F. E. Feſca in Carlsruhe kennt man durch ſeine melodiereichen Violinquartetten und Quintetten, und der berühmte Violinſpieler Franz Krommer, k. k. Capellmeiſter in Wien, verdient wegen ſeiner gründlich gearbeiteten Cammercompoſitionen hier genannt zu werden. Ferner ſind noch zu nennen die thätigen Componiſten: Max Eberwein, Muſikdirektor in Rudolſtadt, deſſen Tonſtücke tiefen und ideenreichen Ausdruck beurkunden; Sigm. Neukomm, ein Schüler Haydn's und Beethoven's, der die Einfachheit des ältern Styls in neuern Compoſitionen geltend machte; Friedrich Schneider, Capellmeiſter in Deſſau, als Setzer mehrerer Oratorien, Claviercompoſitionen und glänzend ausgearbeiteten Ouvertüren; und J. Wilms, Muſikdirektor in Amſterdam, als trefflicher Cammercomponiſt, der mehrere prachtvolle Ouvertüren und Symphonien ſchrieb. Als Claviercomponiſten zeichnen ſich aus: der wegen ſeiner kaum glaublichen Fertigkeit im Clavierſpielen berühmte J. Moſcheles, deſſen brillante Compoſition von geübten Spielern ſehr geſucht werden: Freiherr Ed. v. Lannoy in Wien, wegen ſeines Feuers und kraftvollen Ausdrucks; der großartige Spieler Al. Schmitt in Frankfurt; der Manieriſt Steibelt, Joſ. und Carl Czerny in Wien, geſangvoll und brillant; Conrad Creutzer, reizend und melodienreich; A. Klengel, trefflicher Clavierſpieler und Organiſt an der cath. Hofkirche in Dresden, F. Kuhlau in Hamburg, Louis Berger in Berlin, J. P. Pixis in Wien, der Abbé Gelineck, fruchtbarer Componiſt von Variationen; Leidesdorf in Wien, W. F. Riem in Bremen, W. J. Tomaſchek, Muſikdirektor in Prag, und der, leichte Sonaten ſchreibende, F. Leuske. Als Violin-Componiſten glänzen, außer Spohr und Feſca, P. Rode durch ſeine großartigen Concerte, R. Creuzer, der treffliche Violiniſt F. Fränzl in München, J. F. Eck und Louis Maurer; durch anziehende und reizende Compoſitionen für die Violine erwarben ſich Ruf: P. J. Riotti in Wien, der Wiener Capellvirtuoſe Joſ. Mayſeder, F. W. Prixis in Prag, und A. Matthäi, Concertmeiſter in Leipzig. Für die Guitarre ſchrieben v. Call, H. C. Barnhardt u. A.; für die Flöte: Lindpaintner, Maurer, Krommer, C. W. Weſterhoff; intereſſante kleinere Compoſitionen lieferten A. B. Fürſtenau, C. Keller und R. Dreßler; für das Violoncell, Romberg, Dotzauer und A. Krafft; für die Clarinette, M. v. Weber, Spohr, Eberwein, H. Bärmann, B. Cruſell und Jw. Müller; für die Oboe, C. A. P. Braun und Thurner; für Horn, C. M. v. Weber, Lindpaintner, und die Meiſter auf dem Horn, Schunk und Gugel; für Fagott, die Virtuoſen Romberg, G. H. Kummer und C. Bärmann; für die Harfe, Backofen; für die Orgel, J. G. Vierling, C. G. Umbreit und C. H. Rink. Durch Cammercompoſitionen vermiſchten Inhalts erwarben ſich einen berühmten Namen, J. A. André in Offenbach, Ignaz Pleyel, Joſ. Strauß, A. Grund, Eberwein, J. Blumenthal u. C. A. Gabler. In muſikaliſchen Kunſtwerken des Geſanges zeichneten ſich unter Deutſchen aus, Peter von Winter, durch ſeine ideenreiche Theatercompoſitionen; Joſ. Weigl, deſſen anfangs italiſche Lebendigkeit in einen eigenen idylliſch-weichen Styl überging; Adelbert Gyrowetz, als Componiſt im lyriſchen Fache; den beſonnenen und melodiereichen J. B. Vierey u. A. Als Opercomponiſten glänzen C. M. von Weber im populären Geſange, und Spohr's kunſtreiche Ausführungen in der gefühlvollen elegiſchen Gattung. Zu ihrem Gefolge zählt man den Freiherrn Joh. Nep. Poißl, Fränzl, Lindpaintner, Conr. Creutzer,

Aiblinger in München, F. A. Kanne in Wien u. A.; italieniſche Friſche, Zartheit und Lebendigkeit athmen die Compoſitionen von Sim. Mayr und J. Meyerbeer. Im leichten Theaterſtyl verſuchte ſich Wenzel Müller, C. Blum u. A. In der Kirchenmuſik feiert man den berühmten Theoretiker J. G. Schucht, Cantor in Leipzig, Gottfr. Weber in Darmſtadt, den Abbé Stadler in Wien, und den Organiſten Aug. Bercht in Bautzen; den durch ſein Oratorium, das Weltgericht, berühmt gewordenen Friedr. Schneider, v. Seyfried, J. H. Stunz, Beethoven, v. Weber, Winter, Fesca u. A. In den Liedercompoſitionen erwarben ſich Beethoven, Spohr, C. M. v. Weber, Winter, Dr. Gaßner, Muſik-Direktor in Gießen, G. W. Fink u. A. einen rühmlichen Namen. Die Italiener, die ſich ein eigenes Verdienſt durch ihre Tonkünſtler um die Vokal-, vorzüglich aber um die Opernmuſik erwarben, ſtellen Ant. Salieri, Cherubini und Spontini oben an. Erſterer ſchuf ſich in Frankreich einen eigenen Styl; Cherubini produzirt unter den neuern nur Kirchencompoſitionen, und Spontini entwickelt, in ſtetem Hinblick auf Glück, ſein ſchaffendes Talent in der ſogenannten dramatiſchen Muſik. In echt italieniſchem Geiſte arbeiteten die Geſangcomponiſten Zingarelli und Nicolini. Das Italiſch-ſinnlich, und Zärtlich-ſchmelzende erreichte aber durch Roſſini's Compoſitionen den höchſten Grad von Ausbildung. Ihm folgten Fioravanti, Portogallo, Paccini, Carafea, Soliva, Puccita u. A. Nur Zingarelli, Tritto und Diabelli zeichneten ſich als Kirchencomponiſten aus. Als Inſtrumentalcomponiſt und Harmeniſt ſteht M. Clementi als Held da. Arien und Cavatinen componirten F. Blangini und G. Millico; für das Horn G. Punto; für die Lieblings-Inſtrumente der Italiener, die Mandoline und Guitarre, M. Giuliani, A. Diabelli, B. Bartolazzi; für die Violine, Viotti, Paganini und Pollebro. Unter den Operncomponiſten der Franzoſen ſind die Compoſitionen des genialen Boyeldieu gleichſam claſſiſch geworden; der Manier Gluck's, und Spontini's und Cherubini's nähern ſich Catel, L. Proſuis und Le Sueur. In der leichtern Gattung rühmt man Plantade, Auber, Pierre Gaveaux, Bochſa u. A. Franz Joſeph Goſſeck ſteht allein als Kirchencomponiſt da. Faſt alle Inſtrumentaliſten Frankreichs ſind Concert-Componiſten. Für die Violine ſchrieben die ausgezeichneten Meiſter dieſes Inſtruments, Baillot und Lafont; für Violoncell, Aubert, C. Dumoncheau, Duport u. A.; für die Flöte, die Virtuoſen L. Drouet, T. Berbiguier u. A.; für die Clarinette, Levebre, Bochſa und Duvernay; für's Clavier, Jadin und der deutſche Kalkbrenner; für die Harfe, Marin und Bochſa; für Oboe, Le Brun und Salentin; für Horn, H. Domnich und F. Duvernoy; für Fagott, Ozi und del Cambre. England hat wenig ausgezeichnete Tonſetzer außer den dort eingewanderten aufzuweiſen. Dr. Crotch componirte Oratorien; in der Cammermuſik glänzt der effektvolle J. Field. Als Kirchen- und Cammercomponiſten nennt man noch den Dr. Whitefeld. Unter den übrigen Nationen zeigte ſich Georg Onslow als einen genialen Sonaten- und Violinquartettcomponiſten. Der Violinvirtuoſe Carl Lipinsky hat durch mehrere Concertſtücke die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich gezogen, und der Claviercomponiſt Tomaſchek entwickelte ein großes Talent in der Inſtrumentalmuſik, ſo wie der Böhme J. H. Worczezek. Aus Ungarn nenn man die in Wien lebenden Brüder Czerny, und den Violoncellcomponiſten Stiasny. Als Liedercomponiſten rühmt Spanien den M. de Ledesma, die Schweiz den H. G. Nägeli, und Dänemark den J. Sörenſen.

Compreſſibilität. Viele Körper haben die Eigenſchaft ſich zuſammendrücken und ausdehnen zu laſſen (Compreſſibilität). Dieſe Eigenſchaft beſteht darin, daß eine äußere Kraft das Volumen eines Körpers, ohne der Cohäſion zu ſchaden, auf einen Raum beſchränken kann, den er ohne dieſe Kraft nicht erfüllen würde, wie man dieſes an Wachs, Teig, an einem Rohr, Fiſchbein, am Federharz (Gummi elasticum) und an vielen andern Körpern wahrnimmt. Körper, welche dieſe Eigenſchaft beſitzen, werden compreſſibele Körper genannt. Dieſe ſind aber darin weſentlich von einander verſchieden, daß viele darunter die veränderte Geſtalt und das veränderte Volumen, die ſie von der äußern Kraft erhalten haben, auch dann noch beibehalten, nachdem die Kraft ſchon zu wirken aufgehört hat. Weiches Wachs, feuchter Thon, friſcher Teig, Butter, ein Streifen Blei, und noch viele andere Körper gehören in dieſe Claſſe. Andere aber ſpringen in dem Augenblick, wo die äußere Kraft, durch die ſie zuſammengedrückt worden ſind, zu wirken aufhört, mehr oder weniger auf ihr voriges Volumen, und zu ihrer vorigen Geſtalt wieder zurück. Dieſe werden elaſtiſche oder federharte Körper genannt. Ein Schwamm, ein Streifen Fiſchbein, eine Degenklinge, das Federharz, und noch eine Menge anderer Körper beſitzen dieſe Eigenſchaft. Durch die Compreſſionsmaſchine können elaſtiſche, flüſſige Materien zuſammengedrückt oder verdichtet werden.

Compromiß iſt derjenige Vertrag, wodurch ſich zwei oder mehrere Perſonen gegenſeitig verpflichten, ihren Rechtsſtreit dem Ausſpruche eines Dritten, welcher der Schiedsrichter Arbiter genannt wird, zu unterwerfen. Die Wirkung des Compromiſſes beſteht darin, daß ſich beide Theile den Ausſpruch des Schiedsrichters gefallen laſſen müſſen, und daß der Eine den Andern auf die Erfüllung deſſelben mit einer Actio in factum in Anſpruch nehmen kann.

Concav nennt man die hohle Seite einer krummen Fläche, planconvex, wenn die eine Fläche erhaben, die andere eben iſt, und concavconvex, wenn die eine Fläche erhaben, die andere hohl iſt, jedoch ſo, daß die erhabene Fläche eine ſtärkere Wölbung hat, als die hohle. Durch die Brechbarkeit des Lichts wird ein ſichtbarer Körper, deſſen Lichtſtrahlen durch verſchiedene brechende Mittel zum Auge gelangen, in einer andern Lage und an einem andern Orte geſehen, als er in der Natur hat. Da nämlich von allen Strahlen, die von jedem ſichtbaren Punkte eines ſichtbaren Körpers durch Mittel von verſchiedener Brechbarkeit zum Auge gelangen, nur immer der ſenkrechte Strahl ungebrochen geſehen wird, ſo kann auch nur in dieſer Richtung der Körper da geſehen werden, wo er ſich wirklich befindet. Strahlen aber, die ſchief von einem brechenden Mittel zum andern übergehen, und daher gebrochen in's Auge kommen, müſſen nothwendig ſo erſcheinen, als kämen ſie von einem andern Orte her, als von dem ſie wirklich ausgehen. Hieraus laſſen ſich eine Menge von Erſcheinungen und optiſchen Täuſchungen erklären. So ſieht ein Stock, den man in's Waſſer hält, gekrümmt aus, weil die Strahlen, die von den Theilen ausgehen, welche unter dem Waſſer liegen, nach andern Richtungen in's Auge gelangen, als die Strahlen der Theile, die über dem Waſſer liegen. Beſonders wichtig und von großem Nutzen iſt die Brechbarkeit der Lichtſtrahlen in ihrer Anwendung auf allerlei Arten von geſchliffenen Gläſern. Ein Glas kann nämlich ſo geſchliffen werden, daß die einander entgegengeſetzten Oberflächen eben und gleichlaufend ausfallen. Die Gegenſtände, welche man durch ein ſolches Planglas, deſſen gegeneinanderliegende Flächen parallel ſind, betrachtet, müſſen daher ſich eben ſo darſtellen, als wenn gar kein Glas da wäre, und die Lichtſtrahlen ungebrochen blieben. Man kann daher auch ein Glas ſo ſchleifen, daß die gegeneinander über liegenden Flächen zwar eben, aber unter irgend einem Winkel gegeneinander geneigt ſind. In dieſem Falle, wo demnach die bre-

chenden Flächen nicht mehr parallel ſind, können es auch die ein- und ausfahrenden Lichtſtrahlen nicht mehr ſeyn; und der Gegenſtand, den man durch ein ſolches Glas betrachtet, muß anders ausſehen, als er ohne daſſelbe ausſieht. So ſieht man alle Gegenſtände, die man durch ein Prisma betrachtet, an ganz andern Stellen, als wo ſie wirklich ſind, und gefärbt. Durch ein Glas, bei welchem die eine Fläche eben iſt, die andere gegenüberliegende aus vielen viereckigen Flächen beſteht, und das man ein Rautenglas, oder ein Polyederglas nennt, ſieht man einen Gegenſtand ſo viel Mal, als Flächen ſich auf der einen, dem Gegenſtande zugekehrten Seite des Glaſes gegen einander neigen. Man kann aber Gläſer auch ſo ſchleifen, daß ihre Oberflächen, wie z. B. die Oberflächen eines Uhrglaſes, gekrümmt werden. Von dieſen ſind ſolche, deren einander entgegenſtehenden Oberflächen, entweder beide, oder eine derſelben, einen Kugelabſchnitt bilden, d. h. ſphäriſch gekrümmt ſind, von ganz beſonderer Wichtigkeit für den Naturforſcher, indem ſie ihm ganz unentbehrliche optiſche Werkzeuge verſchaffen. Dergleichen Gläſer pflegt man allgemein Linſen oder Lupen zu nennen. Obgleich nun die Geſtalt der Linſengläſer eine viel größere Mannigfaltigkeit zuläßt, als die Geſtalt der gekrümmten Spiegelflächen, ſo ſind doch dieſe Gläſer in ihren weſentlichen Eigenſchaften darin hauptſächlich von einander verſchieden, daß ſie theils als Sammelgläſer, theils als Zerſtreuungsgläſer wirken. Jene bringen die durchfahrenden Lichtſtrahlen näher zuſammen, dieſe bringen ſie weiter auseinander. Alle Sammelgläſer ſind erhaben, oder convex, daher in der Mitte dicker als am Rande; alle Zerſtreuungsgläſer ſind hohl, vertieft, oder concav, daher am Rande dicker als in der Mitte. Die Sammel- und Zerſtreuungsgläſer heißen doppelconcav (biconcav; concavconcav), wenn die beiden Flächen, die gegen einander über ſtehen, hohl ſind, planconcav, wenn die eine Fläche hohl, die andere eben iſt. Iſt die eine Fläche hohl, die andere erhaben, jedoch ſo, daß jene eine ſtärkere Wölbung hat, als dieſe, und das Glas am Rande dicker, als in der Mitte iſt, ſo wird es convexconcav genannt. Da die Sammelgläſer und auch die Zerſtreuungsgläſer Abſchnitte von Kugeln bilden, ſo nennt man den Halbmeſſer der Kugeln auch den Halbmeſſer der gekrümmten Flächen. So iſt z. B. dc der Halbmeſſer der Kugel, daher auch der Halbmeſſer für die krumme Fläche hde; mb iſt der Halbmeſſer der andern Kugel, daher auch der Halbmeſſer für die krumme Fläche hbe. In der Mitte einer jeden krummen Fläche liegt der optiſche Mittelpunkt derſelben, ihr geometriſcher aber liegt, wo die Mittelpunkte der Kugeln ſind. Eine gerade Linie von dem einen geometriſchen Mittelpunkte zu dem andern, die ſenkrecht durch die beiden optiſchen Mittelpunkte geht, heißt die Achſe des Glaſes. Fehlt einem Glaſe dieſe Eigenſchaft, ſo iſt es unrichtig centrirt, und zu optiſchem Gebrauche untauglich. Durch eine gleichförmige Dicke ſeines äußern Umfangs kann man ſich zwar einigermaßen davon überzeugen, daß es richtig centrirt ſey; allein genauer giebt ſich dieſe Eigenſchaft kund, wenn das Glas eine kreisförmige Faſſung hat, in welcher es ſich umdrehen läßt. Die Gegenſtände, die man während der Umdrehung damit betrachtet, dürfen, wenn es richtig centrirt iſt, ihre ſcheinbare Lage gegeneinander nicht im Geringſten verändern. Die Fläche eines Glaſes, welche nach dem Gegenſtande gerichtet iſt, den man damit betrachtet, nennt man allemal die Vorderfläche, oder Vorderſeite, die andere aber, die zunächſt am Auge iſt, heißt die Hinterfläche oder Hinterſeite. Da nun ein jeder Halbmeſſer ſenkrecht auf der Kugelfläche ſteht, ſo iſt bei jedem ſphäriſchen Glaſe eben ſo, wie bei jedem ſphäriſchen Spiegel, an jeder Stelle, wo ein Lichtſtrahl in das Glas hinein- und herausfährt, der dahin treffende Halbmeſſer das Einfallsloth für dieſe Stellen. Zu dieſem wird alſo der

Strahl hergelenkt, wenn er aus der atmoſphäriſchen Luft in die Vorderfläche des Glaſes tritt, und von dieſem wird er wieder abgelenkt, wenn er durch die Hinterfläche des Glaſes wieder heraus in die atmoſphäriſche Luft kommt. Verfährt man demnach ſowohl bei dem einfahrenden als ausfahrenden Strahl nach den Regeln des Brechungsverhältniſſes, ſo läßt ſich hiernach allemal der Weg entweder durch Zeichnung, oder durch Rechnung finden, den ein jeder Strahl unter beiden Umſtänden nehmen muß, und laſſen ſich ſo die Erſcheinungen beſtimmen, die dadurch hervorgebracht werden. — Jeder Strahl, welcher mit der Achſe einer Convexlinſe parallel geht, vereinigt ſich mit derſelben, wenn er aus der Hinterfläche herausgetreten iſt, in irgend einem Punkte. Richtet man nun eine ſolche Linſe gegen die Sonne, ſo werden die durchgehenden Lichtſtrahlen in einen kleinern Raum zuſammengedrängt, weßhalb man auch dieſe Linſen Sammelgläſer nennt. Die durchgehenden Sonnenſtrahlen laſſen ſich mit einer weißen Fläche, welche hinter der Hinterfläche des Glaſes liegt, auffangen, und durch mehrmaliges Hin- und Herrücken läßt ſich die Stelle finden, wo die durchgehenden Lichtſtrahlen in den kleinſten Raum zuſammenfallen; dieſe Stelle heißt der Brennpunkt, und ihre Entfernung von der Hinterfläche des Glaſes die Brennweite der Linſe. Die Sammelgläſer haben daher mit den Hohlſpiegeln das gemein, daß ſie viele Lichtſtrahlen in einem Brennpunkt vereinigen, und dadurch brennbare Körper, die in dieſem Punkte liegen, in Brand ſetzen können. Aus dieſem Grunde werden ſie auch Brenngläſer (ſ. d. Art.) genannt. Je weiter ein Strahl, der mit der Achſe parallel auf ein Brennglas fällt, von dieſer abſteht, deſto näher nach der Hinterfläche des Glaſes zu muß auch der Punkt fallen, in welchem er ſich mit ihr vereinigt; und eben darum hat ein Brennglas keinen eigentlichen Brennpunkt, ſondern, wie ein ſphäriſcher Brennſpiegel, einen Brennraum, der längs der Achſe eine gewiſſe Länge hat. Dieſer Umſtand iſt aber von deſto geringerm Nachtheil auf die Brennkraft, je breiter das Glas iſt, und je weniger Grade die gekrümmten Flächen faſſen. Auch ſind die Wirkungen eines Brennglaſes von den Wirkungen eines Brennſpiegels in Nichts verſchieden. Hat die Vorderfläche einer doppelt convexen Linſe mit der Hinterfläche derſelben einerlei Convexität, ſo iſt die Brennweite beinahe dem Halbmeſſer gleich. Beinahe um den Durchmeſſer iſt die Brennweite vom Glaſe entfernt, wenn es ein planconvexes iſt, und noch größer iſt die Entfernung für einen Meniscus. Daraus, daß die Strahlen, welche mit der Achſe parallel auffallen, mit ihr im Brennpunkt ſich vereinigen, folgt umgekehrt, daß jeder Strahl, welcher von dem Brennpunkte herkommt, beim Ausgang aus der Hinterfläche mit der Achſe parallel werden muß. Dieſem gemäß laſſen ſich zwiſchen den Eigenſchaften der Convexlinſen und jenen der Hohlſpiegel eine Menge von Aehnlichkeiten auffinden, und ſo, wie dort, vermittelſt einer Lichtflamme in einem verfinſterten Zimmer beobachten. Stehet dieſe zwiſchen dem Brennpunkt und der Vorderfläche des Glaſes, ſo ſieht man ſie durch die Hinterfläche aufrecht, vergrößert und entfernter. Je mehr ſie vom Glas entfernt wird, deſto mehr nimmt ihre Größe zu, und mit ihr ſcheint auch die Entfernung zu wachſen. Kommt ſie in den Brennpunkt ſelbſt zu ſtehen, ſo verliert ſich das deutliche Bild derſelben, und man ſieht nur ein Gemiſch von Strahlen, einen glänzenden Lichtſchein. Stehet aber die Lichtflamme über den Brennpunkt hinaus, ſo entſtehet ein Luftbild in verkehrter Stellung, und iſt um deſto kleiner, je weiter das Licht vom Glaſe wegrückt. Wie die Convexlinſen mit dem Hohlſpiegel, ſo haben die Concavlinſen mit dem erhabenen Spiegel große Aehnlichkeit in den Erſcheinungen. Jeder Strahl, der mit der Achſe einer Concavlinſe parallel geht, entfernt ſich von derſelben, wenn er aus der Hinterfläche herausgetreten iſt, und muß rückwärts verlängert werden, wenn man den Punkt finden will, wo er ſich mit

ihr vereinigen könnte. Alle Strahlen, die nahe bei der Achſe auf eine Concavlinſe fallen, werden demnach ſo gebrochen, daß ſie, rückwärts verlängert, in demſelben Punkte ſich vereinigen, und aus dieſem auszugehen ſcheinen. Richtet man eine ſolche Linſe gegen die Sonne, ſo werden auch die Sonnenſtrahlen, die aus dem Punkte herzukommen ſcheinen, durch das Glas gehend, zerſtreut, und aus einander fahrend; weßhalb man auch dieſe Linſen Zerſtreuungsgläſer nennt. Bei einer Concavlinſe tritt alſo nie der Fall ein, daß ein Luftbild entſteht; ſie verkleinert nur den Gegenſtand, und zwar um ſo mehr, je ſtärker ſie gekrümmt iſt, und je weiter ſie von dem Gegenſtand wegrückt. Zu bemerken iſt, daß bei einer doppelt concaven Linſe, deren brechende Flächen einerlei Halbmeſſer haben, die negative Brennweite dem Halbmeſſer faſt gleich iſt; bei einer planconcaven aber iſt ſie dem Durchmeſſer gleich, wenn die concave Fläche die Vorderfläche iſt, und etwas kleiner iſt ſie, wenn die ebene Fläche die Vorderfläche bildet. Noch größer als der Durchmeſſer wird die negative Brennweite bei einer convex concaven Linſe. Iſt aber bei einer ſolchen Linſe die Convexität mit der Concavität von einerlei Halbmeſſer, etwa wie bei einem Uhrglas, ſo geſchieht die Brechung wie in einem ebenen Glaſe. Dergleichen Gläſer ſind alſo eigentlich gar nicht als Linſen zu betrachten.

Concert wird in zweifacher Bedeutung genommen; 1) bezeichnet es eine Gattung von Tonſtücken, worin irgend ein Tonkünſtler durch Ausführung der Hauptſtimme auf dem Inſtrumente, für welche das Stück componirt (ſ. d. Art. Compoſition) iſt, den höhern oder mindern Grad ſeiner Meiſterſchaft an den Tag legen kann und will; 2) drückt es eine vollſtimmige Muſik aus, die von einer Geſellſchaft von Tonkünſtlern vorgetragen wird. Die alten Griechen ſangen alle im Einklang; ihre Inſtrumentalmuſik beſtand vielleicht nur aus einigen Flöten, welche einander ſecundirten. In der Folge wurde dieſe Begleitung ausgedehnter. Wenn nun ein Tonkünſtler auf einem Inſtrumente ſich auszeichnen wollte, ſo hieß es, daß er mit den andern, gegen das ſeinige weniger wichtigen, Stimmen certiren, d. i. ſtreiten wolle, daher der Name Concert und Concertiſt mag entſtanden ſeyn. Tacitus erzählt, daß unter Kaiſer Nero zu Rom alle 5 Jahre, und zu Auguſtus Zeiten jährlich beſtimmte muſikaliſche Streit- und Wettſpiele, Concerta sive Certamina musica ſeyen gehalten worden. Dieſes war auch im griechiſchen Theben der Fall, wo eine gewiſſe Corinna, Tochter des Archelodorus, ſelbſt den Pindar in muſikaliſchen Wettſpielen übertroffen haben ſoll. Hat das Concert mehrere Hauptſtimmen, worin ſich mehrere Inſtrumente bald abwechſelnd, bald vereint hören laſſen, ſo nennt man es Concerto grosso; iſt es aber nur für ein beſonderes Inſtrument, z. B. das Clavier, Flöte ꝛc. geſetzt, ſo belegt man es mit dem Namen Concerto di Camera. An und für ſich betrachtet, hat das Concert keinen beſtimmten Charakter. Es beſteht aber aus drei Haupttheilen, dem Allegro, Adagio oder Andante, und dem Allegro oder Preſto. Der Tonſetzer hat bei Setzung ſolcher concertirenden Stücke eine genaue Kenntniß des Contrapunkts (ſ. d. Art.) nöthig. Das berühmteſte Concert war das in Paris, von der Anne Danican, genannt Philidor, 1725 unter dem Namen Concert ſpirituel errichtete, welches an Feſttagen, wo die Theater geſchloſſen waren, eine angenehme Unterhaltung gewähren wollte. In der Revolution verſtummte es, und als es nach jenem Blutbade ſeinen Hörſaal wieder öffnete, wurde es von den muſikaliſchen Darſtellungen des Conſervatoires wieder verdrängt. In Frankreich ſoll J. A. de Baif, und in England ein H. Britton um's Jahr 1678 die ſogenannten muſikaliſchen Akademien zuerſt eingeführt haben. Concerte haben unter Mehrern geſetzt a) für die Violine: Vivaldi, Martini, Stamitz, Franz Benda, Tartini, Joh. Gottl. Graun, Gianovick, Roſetti, Pugnani, Seyffarth, Czarth, Raab, Janitſch, Mozart, Schwanenberger, Förſter,

G. Diſtler u. A.; b) für das Clavier: Händel, Joh. S. Bach, C. Ph. Em. Bach, Scarlati, Haydn, Duſcheck, Wagenſeil, Kirnberger, Rolle, Simon, L. Montmorency, W. Wolf u. A.; c) für die Flöte: Abel, Götzel, Wendling, Kleinknecht, Hofmeiſter, Quanz; d) für die Oboe: Faſch, Förſter, Adam, Beſozzi, Fiſcher, Lebrun; e) für das Violoncell: Zyka, Mara, Triklir, Schlick, Förſter, Hertel, Schale, L. Bocherini; f) für das Fagot: Eichner, Pfeiffer u. A. — Concertmeiſter iſt in großen Orcheſtern der Coryphäus der Violinſtimmen. Er iſt, da die Geige das Haupt-Inſtrument des Orcheſters iſt, der Leiter und Führer des ganzen Inſtrumental-Concertes, welcher nach den Taktbewegungen des Capellmeiſters die vorbezeichneten Haupttöne den Spielern des Orcheſters mittheilt, und durch die Correktheit ſeines Spiels die Geiger in einer zuſammenſtimmenden Ordnung erhält.

Conceſſion nennt man im Allgemeinen die Ertheilung irgend einer Erlaubniß. Insbeſondere bedeutet dieſes Wort die einem Handwerker vom Staate bewilligte Begünſtigung, auf eigene Rechnung ſein Handwerk zu betreiben. Die Innungen und Zunftgenoſſen der Handwerker erfreuten ſich lange Zeit ihrer eigenen Privilegien, und duldeten keinen Handwerker, der nicht in die Zunft aufgenommen war. In Frankreich fand man in der Folge in den Zunftverfaſſungen etwas Schädliches; daher beſchränkte man ſie durch Conceſſionen, und hob ſie zur Zeit der Revolution gänzlich auf. Dieſem Beiſpiele folgten dann die meiſten andern Staaten in Europa.

Concetti nennen die Italiener den Schimmerwitz in der Poeſie, er mag nun ein erkünſtelter oder verſchrobener ſeyn; gleichwohl trifft man unter dieſen ſchimmernden Einfällen mitunter einige ſehr ſinnreiche an. Die franzöſiſchen Kunſtrichter haben das Wort Concetto zuerſt in dieſem Sinne gebraucht.

Conchilien (mit Schalen bedeckte Würmer) ſind Thiere, die den Erdſchnecken und Tintenwürmern ziemlich ähnlich, aber weniger bekannt, als ihre Schalen ſind. Dieſe ſind anfangs weich, und erlangen ihre Härte und Stärke nur allmählig durch die aus dem Thiere abgeſonderte Kalkerde. Bau, Glanz, Farbenmiſchung und Zeichnung dieſer Gehäuſe ſind ſehr mannigfach und bewundernswerth. Man theilt ſie in 4 Familien: 1) vielſchalige Conchilien. 2) Zweiſchalige oder Muſcheln. 3) Einſchalige mit beſtimmten Windungen (Schnecken). 4) Einſchalige ohne ſolche Windungen.

Concilium, eine Kirchenverſammlung. Nach dem Beiſpiele der Apoſtel (Apoſtelg. I. 15. XV. 6.) wurden ſeit der Entſtehung und anhaltenden Dauer der Kirche Chriſti, nach Erfoderniß der Umſtände, ſehr viele, theils national- und diözeſan-, theils auch allgemeine, Kirchenverſammlungen zuſammen berufen. Die rechtmäßigen univerſal-Concilien, worauf alle Biſchöfe unter dem Vorſitze des Oberhauptes der Kirche, des Papſtes, durch ſich, oder ihre Abgeordneten, als die lehrende und herrſchende Kirche ſich verſammelt befinden, ſind vom göttlichen Stifter der Religion bei Entſcheidungen in Glaubenslehren mit der Gabe der Untrüglichkeit begabt. S. Kirche. — Die Kirche Chriſti zählt vom vierten Jahrhunderte an bis auf unſere Zeiten ein und zwanzig allgemeine und als rechtmäßig anerkannte heilige Verſammlungen, wovon acht im Oriente, und dreizehn in der abendländiſchen Kirche gehalten wurden. Unter dieſen zeichnete ſich vorzüglich der letzte Kirchenrath zu Trient aus, der wider die Reformatoren Luther und Calvin im Jahre 1545 ſeinen Anfang nahm, und ſich nach 18 Jahren, im Jahre 1563, endigte. Siehe die Artikel Catholicismus und Trient.

Conclave (Gemach) nennt man ſowohl die Verſammlung der Cardinäle, in der Abſicht, einen neuen Papſt zu wählen, als den Ort ſelbſt, wo ſie bis nach Beendigung der Wahl zuſammen wohnen müſſen. — Den Urſprung der Sitte, dieſe geiſtl. Wahlherren bis zur Ernennung eines kirchlichen Oberhauptes gleichſam zu Staatsgefangenen zu machen, leitet man von dem Jahre 1270 her, als die Einwohner der Stadt Viterbo, auf den Rath des h. Bonaventura, die Thore der Stadt ſchloſſen, und die Cardinäle in den Pallaſt einſperrten, mit dem Bedeuten, ihnen ihre Freiheit nicht wiederzugeben, bis ſie der Kirche ein Oberhaupt auserwählt hätten. Die Cardinäle hatten nämlich nach dem Tode Clemens IV. von 1268—1270 zwei ganze Jahre in der Wahl unſchlüſſig gezaudert, und nach Verlauf dieſer Zeit ſogar Miene gemacht, unverrichteter Sache auseinander zu gehen. Dieſer Vorgang bewog in der Folge den neugewählten Papſt Gregor X., auf dem Concilium zu Lyon 1274 die Wahl der Päpſte, wie ſie jetzt noch beſteht, zu beſtimmen. — Man wählt gewöhnlich zum Wahlorte einen Theil des Vatikans, welcher für die Jahrszeit am Bequemſten gehalten wird. Eine Ausnahme machte der 1823 verſtorbene Pius der Siebente, welcher von den zu Venedig im Conclave verſammelten Cardinälen gewählt wurde, weil Pius VI. fern von Rom geſtorben war. — Die Wahl der Päpſte geſchieht folgendermaßen: Sobald der h. Vater geſtorben iſt, tritt der Cardinal-Kämmerling in violetfarbigem Kleide an die Thüre des päpſtlichen Zimmers, klopft drei Mal mit einem goldnen Hammer an, und ruft jedes Mal mit lauter Stimme den Papſt bei ſeinem Tauf-, Familien- und päpſtl. Namen an. Nach einem kurzen Zeitraume ſagt er in Beiſeyn der Clercs der der Kammer und der apoſtol. Notarien, welche über dieſe Ceremonie ein Protokoll aufnehmen: Er iſt alſo todt. Man bringt dem nämlichen Cardinal den Fiſcherring, und er zerſchlägt denſelben mit dem nämlichen Hammer. Die Stücke dieſes Ringes gehören dem Ceremonien-Meiſter. Hierauf nimmt der Cardinal im Namen der apoſtoliſchen Kammer, und von den Clercs der Kammer in ſchwarzer Kleidung begleitet, Beſitz vom Vatikan. Alsdann ſchickt er Gardiſten ab, um ſich der Thore der Stadt, der Engelsburg und der andern Thore zu bemächtigen; und wenn er für die Sicherheit Roms Sorge getragen, verläßt er den Vatikan in einem Wagen, vor welchem der Capitän der päpſtlichen Garde einherreitet, welcher die Schweizer, die gewöhnlich Se. Heiligkeit begleiten, zur Seite hat. Sobald dieſer Zug beginnt, hört man die große Glocke des Capitols läuten, welche, da ſie nur bei dieſer Gelegenheit geläutet wird, der ganzen Stadt den Tod des Papſtes anzeigt. Inzwiſchen tragen die Pönitentiare des h. Petrus mit den Caplänen des verſtorb. Papſtes Sorge, daß der Leichnam einbalſamirt wird. Sie legen demſelben hierauf den päpſtlichen Ornat an, ſetzen ihm die biſchöfliche Inful aufs Haupt, und ſtellen ihn während dreier Tage auf einem Paradebette aus, bis er zur Begräbniß-Kirche gebracht wird. Alsdann wird der Leichnam am Abend unter der gebräuchlichen Trauer-Pracht in die Peterskirche, den Begräbnißort der Päpſte, gebracht. Der Leichnam bleibt in dieſer Kirche während 9 Tage den Blicken des Volks ausgeſtellt; hierauf legt man denſelben in einen Sarg von Cypreſſenholz, den ein zweiter Sarg von Blei und ein dritter von Tannenholz einſchließt; ſo bleibt der Leichnam in einer Capelle beigeſetzt, bis man für denſelben ein Grabmal erbaut hat, oder ihn an den Ort hinbringt, den der Verſtorbene gewählt hat. In demſelben Zeitraume halten die Cardinäle mehrere Verſammlungen, um die nöthigen Befehle im Conclave zu ertheilen, und durch Wahlzettel die Beamten zu ernennen, welche in demſelben Zutritt haben, und den Dienſt verſehen ſollen. Am neunten Tage des Leichenbegängniſſes wird die Trauerrede in der Peterskirche gehalten. Am andern Tage verſammeln ſich die Cardinäle in derſelben, und der

Cardinal-Dechant lieſt daſelbſt die heilige Geiſtmeſſe für die Wahl des neuen Papſtes. Hierauf hält ein Prälat eine lateiniſche Rede, worin er die Cardinäle ermahnt, eine Perſon zu wählen, die einer ſo erhabenen Stelle würdig ſey. Nun nimmt der erſte Ceremonienmeiſter das päpſtliche Kreuz. Ihm folgen die Muſiker, welche das Veni Creator ſingen, und die Cardinäle, zwei und zwei, jeder nach ſeiner Rangordnung, begeben ſich perſönlich in das Conclave, welches für ſie im Vatikan bereitet iſt. — Das Conclave nimmt einen Theil des Vatikans ein, jenes unermeßlichen Pallaſtes, deſſen Name ſchon Bewunderung erregte. Er beginnt bei der Gallerie, welche auf dem Säulengange der Peterskirche ruhet, und läuft fort, indem er ſich zur rechten Seite wendet. In der ganzen Länge des erſten Stocks und der langen Gänge deſſelben ſind mehrere große Säle, die man durch einfache bretterne Verſchläge trennt. Man nennt den Umfang, den dieſe Verſchläge einnehmen, Zellen; jede Zelle beſteht aus verſchiedenen kleinen Zimmern und Cabinetten, und jeder Cardinal hat die ſeinige für ſich und ſeine Conclaviſten; das Zimmer, welches er in derſelben einnimmt, hat nur die nöthige Größe, um ein Bett, 5 bis 6 Stühle und einen Tiſch zu faſſen. — Sind die Cardinäle im Conclave angekommen, ſo begeben ſie ſich in die Sixtus-Capelle. Dort werden die Bullen, welche die Wahl des Papſtes betreffen, verleſen, und die Cardinäle ſchwören, dieſelben zu beobachten. Hierauf ſtellt der Dechant des h. Collegiums dieſer Verſammlung vor, wie wichtig es ſey, dasjenige zu befolgen, was dieſe Bullen vorſchreiben. Iſt dieſes geſchehen, ſo haben die Cardinäle, welche in ihren Palläſten ſpeiſen wollen, die Erlaubniß, das Conclave zu verlaſſen, nachdem ſie verſprochen haben, am Abend dahin zurückzukehren. Der Ceremonien-Meiſter ſtellt ihnen in dieſem Augenblick vor, daß ſie ſich nicht einſchließen dürfen, wenn ſie nicht während der ganzen Dauer des Conclave daſelbſt bleiben wollen, wie es die Bullen verordnen. Iſt die Stunde zur Schließung des Conclave gekommen, ſo giebt der erſte Ceremonien-Meiſter durch ein Glöckchen den Botſchaftern, Prinzen, Prälaten und andern ausgezeichneten Perſonen, welche ſich noch daſelbſt befinden könnten, ein Zeichen, ſich zurückzuziehen. Alsdann fängt man an, die Thüren und Fenſter zu vermauern, mit Ausnahme eines Flügels, um ihnen Licht zu laſſen; hierdurch erhält das ganze Conclave eine ſehr ſchwache Beleuchtung. Eine Verbindung mit dem Aeußern hat vermittelſt Scheiben Statt, wie man ſolche in den Nonnenklöſtern findet. Will einer der Cardinäle das Conclave, ſey es wegen Krankheit oder wegen einer andern ernſtlichen Urſache, verlaſſen, ſo iſt ihm dieſes erlaubt; allein er verliert das Recht einer thätigen Stimme. Diejenigen, welche noch nicht in daſſelbe eingetreten ſind, haben von der Eröffnung des Conclave an drei Tage Zeit, ſich hineinzubegeben; ſind dieſe verfloſſen, ſo werden ſie nicht mehr zugelaſſen, und alsdann betrachtet, als wenn ſie incognito zu Rom wären. Jene, welche ankommen, haben ebenfalls drei Tage Zeit zu ihrem Eintritte. Am folgenden Tage hält der Cardinal-Dechant eine Rede an die Cardinäle, worin er ſie ermahnt, mit Ernſt an der Wahl eines Papſtes zu arbeiten. Am nämlichen Tage wird zur Wahl geſchritten, und die Cardinäle verſammeln ſich von dieſem Augenblicke an täglich in der Wahlcapelle. Die Zuſammenberufung der Verſammlung geſchieht auf folgende Art: Einer der Ceremonien-Meiſter geht täglich durch das ganze Conclave, Morgens um ſechs, und Nachmittags um zwei Uhr, und giebt den Cardinälen mit einer Handglocke das Zeichen, wobei er ſagt: Ad capellam, Domini (Zur Capelle, Ihr Herren). Jeden Abend gegen neun Uhr giebt der nämliche Ceremonien-Meiſter mit ſeiner Handglocke das Zeichen zum Auseinandergehen, wobei er ſagt: Ad cellam, Domini (Zur Zelle, Ihr Herren). Man zählt vier verſchiedene Arten von Wahlen, wovon

einige zu dieſen, andere zu jenen Zeiten beachtet worden ſind. Die erſte nennt man per compromissum (durch Vollmacht), wenn nämlich die zur Wahl verſammelten Cardinäle einem oder mehrern unter ſich den Auftrag geben, einen Papſt zu wählen. Die zweite per adorationem vel inspirationem (durch Huldigung), wenn nämlich ein Theil der Cardinäle, oder alle zuſammen, einen auf den päpſtlichen Stuhl ſetzen, und ohne vorläufige Wahl ihm als Papſt huldigen. Die dritte per scrutinium (die Wahl durch verſchloſſene Zettel). Die vierte per accessum (der Beitritt), da einige Cardinäle, wenn die Wahlſtimmen getheilt ſind, von ihrem erſten Votum abſtehen, und dem, der ſchon mehrere Stimmen für ſich hat, ihre Stimme gleichfalls geben. Die dritte, welche man per scrutinium secretum nennt, und welche mit verſchloſſenen Wahlzetteln vollzogen wird, iſt die zur Zeit angenommene. In der Mitte der Sixtiniſchen Capelle ſteht ein langer Tiſch, an deſſen beiden Enden zwei Becken ſtehen, welche mit Zetteln zur Wahl und zum Beitritt angefüllt ſind. Mitten auf dem Tiſche ſtehen zwei Kelche für dieſe beiden Arten von Zetteln. Sind die Cardinäle alle beiſammen, ſo gehen ſie der Ordnung nach, der Dechant zuerſt, und legen ihren Zettel in den Kelch, und zu gleicher Zeit gehen die Krankenpfleger in die Zellen der Kranken, um deren Stimmen zu ſammeln. Sind nun die Zettel alle im Kelch, ſo nimmt einer der mit Handhabung der Ordnung beauftragten Cardinäle den Kelch, ſchüttet ihn auf den Tiſch um, und einer der Wahlzeugen (scrutatores) öffnet die Zettel an der Seite, wo die Stimme geſchrieben iſt, und lieſt ganz laut den Namen des Gewählten ab. Zugleich bezeichnen andere Wahlzeugen auf dem Verzeichniſſe, worauf die Namen ſämmtlicher Cardinäle ihrem Alter nach verzeichnet ſind, und deren täglich ein neues gemacht wird, an der Seite jedes Namens die Anzahl der Stimmen, welche er erhalten hat; hat ein Cardinal zwei Drittel der Stimmen, ſo wird er als canoniſch gewählt angeſehen. Es giebt unendlich viele Umſtände, welche dazu beitragen, oder es verhindern können, daß dieſer oder jener zum Papſt gewählt werde. Zur Erläuterung dieſes Gegenſtandes iſt es gut, zu wiſſen, daß das ganze h. Collegium in Parteien getheilt iſt, deren es ſo viele giebt, als ſich von verſchiedenen Päpſten ernannte Cardinäle vorfinden; der Cardinal Neffe jeder päpſtlichen Regierung iſt das Haupt jeder ſolchen Partei. Der Kaiſer, die Könige von Frankreich und Spanien, und mehrere andere Souveräne haben auch ihre Parteien, welche aus Cardinälen, die in ihrem Staate geboren ſind, beſtehen. Zu Häuptern dieſer Parteien ernennen die Souveräne diejenigen, denen ſie ihr Vertrauen zu ſchenken und ihr Geheimniß anzuvertrauen für gut finden. Gewöhnlich ſind die Häupter der Parteien der Stimmen jener verſichert, die von ihnen abhangen, und ſind 2 oder 3 Häupter von Parteien, die nur ein wenig zahlreich ſind, einig, ſo reicht dieſes hin, um die Wahl zu lenken, vorausgeſetzt, daß ſie zwei Drittel der Stimmen ausmachen. Eben deßhalb ermangeln die Souveräne, welche wir oben erwähnten, da ſie wegen der Nachbarſchaft ihrer Staaten vielen Antheil an der Wahl des Papſtes nehmen, nie, die Ausſchließung jenes Cardinals vom Pontifikate zu begehren, der ihnen nicht angenehm iſt; und iſt er einmal davon ausgeſchloſſen, ſo wird er faſt nie wieder in Vorſchlag gebracht. Nur dieſe drei Kronen (der römiſche Kaiſer, der König von Spanien und der König von Frankreich) haben das Recht, einen Cardinal ausſchließen zu laſſen. Auf dieſe Art legt der Cardinal, der mit dem Geheimniß einer Krone beauftragt iſt, ſeine Proteſtation im Namen ſeines Herrn ein, der dieſen oder jenen Cardinal nicht will, weil er genau unterrichtet iſt, daß derſelbe ſeinem Staate nicht geneigt iſt; allein man muß hier bemerken, daß jede Krone nur einen einzigen Cardinal ausſchließen laſſen kann. — Die Perſon, welche man in Vorſchlag bringt, darf ſich nicht in Umſtänden befinden, welche an ſich ſelbſt Beweggründe zur Ausſchließung ſind. Dieſe Beweggründe ſind unter an=

dern: 1) Wenn der Vorgeſchlagene noch keine 55 Jahre alt iſt; 2) wenn er ein geborner Fürſt oder Verwandter eines ſouveränen Hauſes iſt, weil man fürchtet, ein ſolcher Papſt möge das Erbtheil des h. Petrus zerſtückeln, um irgend ein Mitglied ſeines Hauſes damit zu belehnen; er möge von der Neutralität abgehen, die ein gemeinſchaftlicher Vater gegen alle chriſtliche Fürſten beobachten ſoll; oder endlich er möge die Cardinäle mit zu vielem Stolze behandeln; 3) wenn er auf die Vorſtellung einer Krone, vorzüglich der Krone Frankreich oder Spanien, zum Cardinal ernannt worden, oder wenn er geborner Unterthan einer dieſer Mächte iſt, aus Furcht, er möge aus Dankbarkeit oder aus National-Vorliebe den Intereſſen der einen oder andern Macht zu geneigt ſeyn (dieſe Verfügung hat den Zweck, daß der h. Stuhl nicht nach Avignon verlegt werde; deßhalb haben die Cardinäle ſich das Geſetz aufgelegt, keinen Franzoſen zum Papſt zu wählen, und dieſes Geſetz haben ſie ununterbrochen ſeit mehr als 300 Jahren beobachtet), und aus dieſem Grunde gehen die Cardinäle mit der größten Behutſamkeit zu Werke, und verhehlen tief ihre wahren Geſinnungen, weil ſie fürchten, man möchte den Argwohn haben, als begünſtigten ſie eine Krone zum Nachtheile der andern. Wenn die Wahlzeugen anerkannt und bewährt haben, daß dieſer oder jener Cardinal zwei Drittel der Stimmen hatte, ſo ruft einer derſelben, indem er ſeine Stimme, wie bei einer ſtarken Anſtimmung eines Geſanges laut erhebt, den Namen dieſes Cardinals aus, indem er z. B. ſagt: Cardinalis Pacca. In dieſem Augenblick entfernen ſich alle Cardinäle, die ſich zu rechter und linker Seite des gewählten Papſtes befinden, von ihm, und verlaſſen ihre Plätze. Die Vorſteher begeben ſich gleich zu ihm, und verlangen ſeine Einwilligung zur Wahl, die man in ſeiner Perſon getroffen hat. Der erſte Cardinal-Biſchof erklärt im Namen des geſammten Cardinal-Collegiums, daß der Papſt erwählt ſey, welchem er nach ſeiner Annahme das Chorhemd anzieht. Er läßt ihn auf einen ausgeſchmückten Stuhl ſetzen, giebt ihm den Fiſcherring, und fragt ihn, welchen Namen er annehmen wolle. Hierauf begiebt ſich der erſte Cardinal-Diakon in die Segens-Loge, die ſich in der Mitte des Portals der Peterskirche befindet; er öffnet ein Fenſter, wo er das Volk ſehen, und von demſelben geſehen werden kann, und, indem er ein Kreuz zeigt, ruft er mit lauter Stimme folgende Worte: „Ich verkündige Euch eine große Freude, wir haben einen Papſt; der ehrwürdige Herr Cardinal N. N. iſt zum Pontifikat erwählt worden, und er hat den Namen N. N. angenommen.“ Hierauf hört man den Donner der großen St. Peters-Feldſchlange, welche der Engelsburg zum Signal dient, die ſämmtliche Artillerie zu löſen; und alle Glocken ertönen. Iſt dieſes geſchehen, ſo ziehen ihm die Cardinal-Diakone ſeine gewöhnlichen Kleider aus, welche den Clercs der Ceremonien gehören, und die nämlichen Cardinäle legen ihm den ganzen päpſtlichen Ornat an, welcher in einer weißen Robe von Wolle, rothen, mit einem goldenen Kreuz gezierten Pantoffeln, rothen Gürtel mit goldenen Spangen, dem rothen Barret und weißem Chorhemd beſteht; man giebt ihm ebenfalls die mit Perlen geſchmückte Stole, wenn er Prieſter oder Biſchof iſt; iſt er aber nur Diakon, ſo legt er ſich die Stole nach Art der Diakone um; und iſt er nur Subdiakon, ſo trägt er gar keine Stole. Der Papſt läßt ſich wieder auf den nämlichen Stuhl nieder, wo er mehrere Bittſchriften unterzeichnet, worauf man ihn mit dem rothen Pluviale und der koſtbarſten Inful bekleidet. Jetzt ſetzt man den Papſt auf einen Altar, wo ihm alle Cardinäle, ihrem Range nach, ihre Ehrfurcht oder Huldigung bezeigen, und ihm die Füße, die Hand und den Mund küſſen. Während dieſer Ceremonie öffnet man alle Thore des Conclave, man zerbricht und vernichtet die Schranken und Mauern oder Scheidewände, deren Zugänge, Thüren und Fenſter verſchloſſen und vermauert geblieben waren.

Die Soldaten ziehen ohne Ordnung und durcheinander in das Conclave, nehmen und plündern Alles, was dem zum Papſt ernannten Cardinal zugehört, und das Volk plündert ſein Haus. Aus dem Conclave führt man den neuen Papſt in die Peterskirche, wobei er von den Stiftsherren und Sängern beſagter Kirche begleitet wird, welche während des Zuges den Vers: «Ecce sacerdos magnus» ſingen; und bei der Ankunft in der Peterskirche ſtimmt man das Te Deum an. Der neue Papſt wird alsdann in dieſer Kirche auf den päpſtlichen Stuhl geſetzt, wo die Cardinäle, Biſchöfe, Prälaten und andere ausgezeichnete Perſonen ihm die gewöhnliche Huldigung in Beiſeyn des geſammten Volkes bringen. Nach dieſer Ceremonie ertheilt er die General-Abſolution und ſeinen Segen allen Beiwohnenden, und kurze Zeit nachher wird er in den Pallaſt geführt.

Concordanz, bibliſches Spruchregiſter, iſt ein alphabetiſch geordnetes Verzeichniß über alle Wörter der Bibel, mit Angabe der Stellen, in denen das Wort vorkommt. Man theilt ſie in Nominal- und Realconcordanzen; jene enthalten bloß die Wörter, dieſe die Hauptmaterien, nebſt Anführung aller dahin einſchlagenden bibliſchen Stellen. Die Idee zu einer Concordanz ſchreibt ſich vom heil. Antonius von Padua, einem Liſſaboner, her. Dieſer brachte nämlich die Stellen, welche in der Bibel religiöſen oder moraliſchen Inhalts ſind, unter ihre Haupttitel zuſammen, und nannte das Buch Concordantiae morales. Nach ihm war es der Cardinal Hugo de Sancto Caro, welcher im 13. Jahrh. im eigentlichen Sinne eine Concordanz ausarbeitete, den man daher mit Recht den Vater der Concordanzen nennet. Nach ihm legte ein gewiſſer Arlottus de Prato Hand an's Werk. Zur eigentlichen Vollkommenheit aber wurde die lateiniſche Concordanz durch Conrad von Halberſtadt gebracht. Der Cardinal Hugo brachte nur die ſogenannten dictiones declinabiles in Ordnung; Conrad aber fügte auch die indeclinabiles hinzu. Ihm folgte eine große Anzahl von Gelehrten, welche Zuſätze und Verbeſſerungen lieferten. — Nach dem Beiſpiel der lateiniſchen Concordanzen entſtanden die griechiſchen. Euthalius von Rhodos (1300) verfertigte eine Concordanz über die ganze griechiſche Bibel; allein ſein Manuſkript wurde nicht bekannt. Conrad Kircher von Augsburg lieferte zu Anfang des 16ten Jahrhunderts eine Concordanz über die 70 Dollmetſcher. Er legte die hebräiſchen Wörter nach alphabetiſcher Ordnung zum Grunde, bemerkte bei einem jeden, wie es die 70 Dollmetſcher gegeben hatten, und führte die einzelnen Stellen an. Am Ende dieſes Werkes fügt er ein Regiſter der griechiſchen Wörter hinzu, und verweiſet auf die Seiten, wo die damit übereinſtimmenden Wörter zu finden ſind. Was das neue Teſtament angeht, ſo hat zuerſt Xiſtus Betulejus 1546 eine Concordanz darüber herausgegeben, unter dem Titel: Symphonia, sive concordantiae novi testamenti (1546). Nach ihm gab Heinrich Stephanus 1600 eine neue, mit großem Fleiß bearbeitete heraus, welche in der Folge durch Erasmus Schmidius verbeſſert erſchien. — So wie aus der lateiniſchen Concordanz die griechiſche hervorgegangen iſt, ſo entſtand aus eben dieſer Veranlaſſung die hebräiſche. Der Verfaſſer derſelben iſt R. Iſaac Nathan, gewöhnlich R. Mordachai Nathan genannt. Dieſer überſetzte 1438 die lateiniſche Concordanz des Arlottus de Prato in's Hebräiſche. Die erſte gedruckte Ausgabe erſchien zu Venedig 1564 bei Daniel Bomberg. Eine neue und verbeſſerte Ausgabe beſorgte Marius a Calaſſino, welche 1620 zu Rom erſchien, wo auch das Chaldäiſche aus Esra und Daniel beigefügt war. Im J. 1632 gab Johann Buxtorf eine neue, vielfach vermehrte Ausgabe heraus. Zwar hatte durch die Bemühung dieſer gelehrten Männer die Concordanz an Gediegenheit außerordentlich gewonnen; gleichwohl fehlten noch immer die

eigenen Namen und Partikeln in derſelben. Dem Mangel der Partikeln half in der Folge Chriſtian Noldius durch ein beſonderes, der Concordanz angeſchloſſenes Werk (Copenhagen 1679) ab. — Die meiſten lateiniſchen von Catholiken, in den neuern Zeiten verfertigten Concordanzen erſtrekken ſich bloß über die Vulgata. Die beſte unter dieſen wurde von Benediktinern unter der Aufſicht des Pater Thomas Erhard geliefert. Sie füllet 2 Bände in Folio aus. Hier findet man auch jedes Nennwort in allen Abänderungen ſo, wie die Zeitwörter in allen ihren Abhandlungen. — Späterhin erſchienen noch über die Ueberſetzungen der Bibel in die lebenden Sprachen Concordanzen. So gab Conrad Agricola 1610 zu Nürnberg eine Concordanz über Luthers Bibelüberſetzung heraus.

Concordat bezeichnet in dem Staats- und canoniſchen Rechte einen, zwiſchen dem Oberhaupte der Kirche und den weltlichen Regenten in Betreff der Feſtſtellung gewiſſer kirchlicher Verhältniſſe, abgeſchloſſenen Vertrag. Man nennt daher nur die über kirchliche, nicht aber über politiſche Angelegenheiten zwiſchen dem römiſchen Stuhle und einer weltlichen Regierung getroffene Convention, Concordat. Das Merkwürdigſte aus der frühern Zeit iſt die Vergleichsurkunde, welche 1122 zwiſchen Papſt Clemens II. und Heinrich V. zur Beſeitigung des Inveſtiturſtreites zu Stande kam, und nach Publikation auf mehreren Lateranſynoden als eine Grundſtatute des Staats- und Kirchenrechts angenommen wurde. Heinrich V. entſagte gemäß dieſes Concordats nicht nur der Inveſtitur durch den Biſchofsſtab und Ring, ſondern auch aller Ertheilung der Pfründen, und ſogar den Regalien des heil. Petrus, d. h. der Lehensherrſchaft über die Ländereien der römiſchen Kirche; der Papſt ſtand ihm dagegen zu, daß die Biſchöfe und Aebte in ſeiner Gegenwart freiwillig erwählt, und die erwählten von ihm mit den Regalien durch das Scepter inveſtiret würden. Die meiſten Concordate wurden durch die politiſchen Ereigniſſe der Zeit herbeigeführt, und den Oberhäuptern des römiſchen Stuhls gemeinhin von den Fürſten oder deren Völkern abgedrungen. Einen redenden Beweis hiervon finden wir in den Begebenheiten nach der Coſtnitzer Synode, nach welcher der Papſt Martin V. gezwungen wurde, 1418 mit der deutſchen, und bald darauf auch mit andern Nationen Concordate abzuſchließen. Im 15ten und 16ten Jahrhundert gelang es noch dem Anſehen der Päpſte, Concordate zum Vortheile ihres Kirchenregimentes zu Stande zu bringen. Dahin gehören die vom Papſte Nicolaus V. mit Kaiſer Friedrich III., ohne Vorwiſſen der Reichsſtände, 1448 zu Wien (ſonſt unrichtig Aſchaffenburger genannt) abgeſchloſſene Concordate der deutſchen Nation, wofür immer einzelne Churfürſten und Fürſten gewonnen wurden. Alles, was der römiſche Stuhl durch die angenommenen Baſeler Dekrete verloren hatte, bekam er durch dieſes Concordat reichlich wieder. Außerdem, daß man ihm die Annaten und das Beſtätigungsrecht der Prälaten wieder zugeſtand, räumte man ihm auch viele Reſervationen ein, vornehmlich die ſogenannten Papſtmonate, oder die mit den Stiftern nicht nach den eintretenden Erledigungsfällen, ſondern nach den Monaten der Erledigung abwechſelnde Verleihung der Pfründen. Nicht minder vortheilhaft war das Concordat, welches Leo X. mit dem Könige von Frankreich, Franz I., abſchloß. Nach dieſer Uebereinkunft theilte das geiſtliche und weltliche Oberhaupt die Rechte eines Dritten, der franzöſiſchen Cleriſei, nämlich unter ſich, indem ſie die ordnungsmäßige Erwählungsweiſe abſchafften. Der König beſtellte von nun an die Biſchöfe, Erzbiſchöfe und andere Prälaten, innerhalb ſechs Monaten von der Erledigung; und wenn ſie die erfoderlichen Eigenſchaften hatten, beſtätigte ſie der Papſt; wo nicht, ſo hatte der König die Macht, in drei Monaten andere Perſonen zu ernennen; unterblieb dies, ſo beſetzte der Papſt. Dieſer

hatte auch die geiſtlichen Aemter in Frankreich zu verleihen, welche durch den Todesfall ihrer Verwalter zu Rom eröffnet wurden. Noch mehr, als der König, gewann der römiſche Stuhl bei dieſem Concordate. Die Annaten wurden ihm ſtillſchweigend wieder verſtattet, und die ſogenannten größern Angelegenheiten ſeiner Entſcheidung übergeben. Von den Schlüſſen zu Coſtnitz und Baſel, von dem Range einer allgemeinen Kirchenverſammlung vor dem Papſte war keine Rede weiter. Der Papſt konnte in ſeiner Bulle, worin er jedes Verlangen nach der pragmatiſchen Sanktion unter der Drohung des Verluſtes geiſtlicher und weltlicher Güter verbot, ſich ſelbſt auf Bonifaz des VIII. Bulle Unam sanctam berufen. In der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhundetts, als der Terrorismus mit allen ſeinen Schreckniſſen in der franzöſiſchen Revolution ſein furchtbares Haupt erhob, wurde die päpſtliche Regierung mitten unter politiſchen Stürmen von der weltlichen Monarchie zu Concordaten gezwungen, die eben ſo entehrend für das Anſehen, als nachtheilig für die Rechte des kirchlichen Oberhauptes waren. Am 15. Juli 1801 wurde zu Paris zwiſchen dem Bruder des erſten Conſuls, Joſeph Buonaparte, und dem Cardinal Conſalvi ein Concordat abgeſchloſſen, welches der Papſt Pius VII. bald (den 25. Aug.) beſtätigte. In dem Concordate wurden die alten Formen der Kirchenverwaltung größtentheils wieder eingeführt, aber der damaligen Regierung, außer allen Vorrechten und Vorzügen, welche die franzöſiſchen Könige gehabt, noch bei Weitem mehr Einwirken in die Kirche eingeräumt, als vorher Statt gefunden; z. B. das unbeſchränkte Recht, Erzbiſchöfe und Biſchöfe zu ernennen, welche einzuſetzen dem Papſte bloß vorbehalten blieb. Der von Pius VI. (J. 1791) verbotene Eid der Geiſtlichen ward zwar aufgehoben, aber ſie mußten nun der beſtehenden Regierung Gehorſam und Treue ſchwören; keiner durfte ohne Genehmigung der Staatsbehörde ordinirt werden. Ausdrücklich zugeſtanden ward die Unterwerfung aller päpſtlichen Ausfertigungen nach Frankreich, ſelbſt wenn ſie nur Einzelne beträfen, unter die Bewilligung der Staatsgewalt, ohne welche auch kein päpſtlicher Legat Aufträge in Frankreich ausrichten, oder Rechte ausüben, auch kein Beſchluß fremder, nicht einmal allgemeiner, Synoden bekannt gemacht werden ſollte, da jene zu prüfen habe, ob dieſelben den Staatsgeſetzen angemeſſen ſeyen. Der Staatsrath ſollte, nach der alten Unterſcheidung der franzöſiſchen Kirchenrechts-Lehrer zwiſchen geiſtlicher Macht und Mißbrauch derſelben, über letzteren, aber auch über alle Störungen des öffentlichen Gottesdienſtes entſcheiden; alle Exemtionen von der biſchöflichen Gerichtsbarkeit ſollten aufgehoben ſeyn, ohne Erlaubniß des Biſchofs kein außerordentliches öffentliches Gebet gehalten, kein Feſt ohne Bewilligung der Staatsbehörde gefeiert werden dürfen; alle geiſtlichen Stiftungen, außer den Capiteln und Seminarien, abgeſchafft bleiben. Eine allgemeine Liturgie und Catechismus wurde eingeführt; der Sonntag ſollte, wieder Ruhetag, auch für die Staatsbeamten ſeyn, aber der republikaniſche Calender bleiben, auch in kirchlichen Ausfertigungen. Frankreich ward in zehn Erzbisthümer und fünfzig Bisthümer getheilt, und der Unterhalt der geſammten Geiſtlichkeit vom Staate übernommen. In Frankreich wurde nun gemäß der einzelnen Artikel dieſes Concordats, feierlich: Domine, salvam ac Rempublicam, Domine, salvos fac Consules geſungen. Ein ganz ähnliches Concordat wurde nun auch mit der italieniſchen Republik (Sept. 1803) geſchloſſen, und darin die catholiſche Religion als die alleinherrſchende beſtimmt. Durch würdevolle Verweigerung Papſt Pius VII., ſich zu keinem bloßen Werkzeuge des franzöſiſchen Uſurpators herabwürdigen zu laſſen, und dadurch, daß er Anſtand nahm, die canoniſche Beſtätigung einiger franzöſiſchen Biſchöfe zu decretiren, wurde eine neue Spaltung der Curie mit dem franzöſiſchen Kai-

Digitized by Google

ſer herbeigeführt, welche durch die (im April 1811) zu Paris gehaltene National-Kirchenverſammlung nicht beſeitigt werden konnte. Ja, Pius VII. wurde ſogar (Juni 1812) auf die beſchwerlichſte Weiſe mit Gefahr ſeiner Geſundheit nach Fontainebleau abgeführt, und ihm erſt hier die Freiheit verſtattet, Jedermann zu ſich zu laſſen, und dem Volke ſeiner Meſſe beizuwohnen. So wurde das neue Concordat vorbereitet, welches dann, nach ſeiner Rückkehr von dem unglücklichen ruſſiſchen Feldzuge, Napoleon ſelbſt, zwar unter dem öffentlichen Anſcheine des beſten Verhältniſſes ſeiner Familie mit dem Papſte, aber immer mit roher Härte betrieb. Vorläufig, und als Grundlage zu vollkommenem Friedensſchluſſe, und der Bedingung keines öffentlichen Gebrauches der neuen Uebereinkunft, bis ein Conſiſtorium der Cardinäle zur Erörterung und Erläuterung derſelben gehalten ſey, unterzeichnete Pius VII., am 25. Januar 1813 das neue Concordat, vermöge deſſen im Verzögerungsfalle jene Einſetzung der Biſchöfe durch den Metropolitan, oder älteſten Biſchof des Sprengels von Neuem beſtätigt ward, dagegen dem Papſte die Ernennung zu zehn Biſthümern in Frankreich und Italien, die Wiederherſtellung der ſechs (Cardinal-) Biſthümer um Rom, die Rückgabe aller ſeiner noch unveräußerten Domainen in Rom, und die Erſtattung der übrigen, bis zum Ertrag von zwei Millionen, die volle Freiheit ſeiner Abgeordneten dieſer bei ihm, und die volle Ausübung ſeiner päpſtlichen Würde nach der Weiſe ſeiner Vorgänger, ſo wie die kaiſerliche Verzeihung für alle, während dieſer Streitigkeiten in Ungnade gefallenen Prälaten und Geiſtlichen zugeſichert wurde. Dieſe Uebereinkunft kam aber nicht zur weitern Erfüllung. Nach dem Sturze des franzöſiſchen Kaiſerthums ſchloß Ludwig XVIII. mit Pius VII., am 11. Juni 1817 ein neues Concordat ab, in Folge deſſen das Concordat von 1516 erneuert, das Concordat von 1801, nebſt den damit verknüpften organiſchen Artikeln von 1802 aufgehoben, und die Ausſtattung für 42 neu zu ſtiftende Metropolitans- und Biſchofsſitze der Nation feſtgeſetzt wurde. (Vgl. Lanjuinais Appréciation de la loi rélative aux troi Concordats. Paris 1818. De Pradt les quatre Concordats. Paris 1818. 3 vol.) — Schon 1815 war der Cardinal Caracioli nach Neapel zu den Unterhandlungen über ein neues Concordat geſandt worden; erſt den 16. Februar 1817 wurde es zu Terracina unterzeichnet, und im März vom Papſt im Conſiſtorium bekannt gemacht, wornach der König zu allen Biſthümern ernennt; dieſer erklärte aber noch im April, daß durch das neue Concordat das geſetzmäßige Tribunal der Monarchia Sicula, wie daſſelbe vom Papſt Benedikt XIII. noch ausdrücklich anerkannt worden, keineswegs aufgehoben ſey. Hiernach ward die katholiſche Religion für die herrſchende in dieſem Reiche, und die Unabhängigkeit geiſtlicher Schulen von dem Landesfürſten anerkannt. Der Papſt konnte über 12.000 Ducati Pfründen in Neapel verfügen, alle erledigten Einkünfte fielen in den Schooß der Kirche zurück, die biſchöflichen Hirtenbriefe bedurften keiner königlichen Genehmigung mehr, u. a. m. — Nach dem Concordate, welches am 5. Juni 1817 mit Baiern, und im Mai 1818 mit der neuen Verfaſſungsurkunde bekannt gemacht wurde, werden in dieſem Reiche zwei Erzbiſthümer: München und Bamberg, errichtet, und alle catholiſche Lehranſtalten mit anſtändigen Pfründen verſehen. Dem Könige ſtehen die Ernennungen, und dem Papſte die Beſtätigung zu; in reingeiſtlichen Sachen findet eine Appellation Statt. In Anſehung der Verhältniſſe zwiſchen der catholiſchen und proteſtantiſchen Kirche wurde eine vollkommene Gleichheit der Rechte ausgeſprochen. — Preußen hatte ſchon ſeit dem Jahre 1817 das Wahlrecht des Domcapitels von Münſter anerkannt, und am 6ten April 1821 wurde ein Concordat zwiſchen dieſer Monarchie und dem päpſtlichen Stuhle abgeſchloſſen, das am 16ten Juli 1821 in einer päpſtlichen Bulle (De Salute

animorum) an's Licht trat, und durch einen königlichen Cabinetsbefehl am 23ten Auguſt 1823 als Staatsgrundgeſetz für die catholiſche Kirche publicirt wurde. Hiernach wurde ein Erzbisthum zu Cöln errichtet, und den Capiteln das Wahlrecht zuerkannt. Die Grundlage zu dieſem Concordate bildet das Calixtiniſche, nur mit dem Unterſchiede, daß der lebensloſe Biſchof mit keinem Scepter beliehen werden kann. Die Kirche ſelbſt wird nach dem Jahre 1833 mit ſchuldfreien Domänen ausgeſteuert, und die Weihbiſchöfe und Generalvicare mit ſtandesgemäßem Gehalte vom Staate ſalarirt. Zwiſchen Oeſterreich und der päpſtlichen Curie war manche Spannung. Sie hat ſich aber völlig gelöſt, indem der Papſt dem Kaiſer auch für die neu erworbenen venetianiſchen Staaten das Recht der Ernennung der Biſchöfe zugeſtanden; die frühere Ehe der jetzigen vierten Gemahlin des Kaiſers für nicht geſchloſſen erklärt, und Beide zu Rom mit beſonderer Zuneigung aufgenommen, und den ſchon 1805 als Coadjutor des Erzbisthums Olmütz beſtätigten, jüngſten Bruder des Kaiſers, Rudolph, in dem Conſiſtorium (Juni 1819) nicht bloß als Erzbiſchof verkündigte, ſondern auch ſogleich zum Cardinal ernannte. Die andern kleineren Staaten Deutſchlands, wo proteſtant. Landesfürſten catholiſche Unterthanen haben, vereinigten ſich, nebſt dem Bundestage zu Frankfurt am Main, zu gemeinſamen Einrichtungen und Unterhandlungen mit dem Papſte, und ordneten Abgeſandte an denſelben nach Rom, welche (Anfang d. J. 1819) dahin abgingen, wohl aufgenommen wurden, und dem Papſte eine Erklärung über das Verhältniß dieſer deutſchen Kirche und ſeiner Patriarchalrechte zu den jetzt allgemein geltenden landesherrlichen verlegten. Hiernach wurde nun die Errichtung eines Erzbisthums in Freiburg für Baden eines Bisthums in Rotenburg für Würtemberg, in Mainz für das Großherzogthum Heſſen, in Fulda für Churheſſen, und in Limburg für Naſſau, beſchloſſen. Die Biſchöfe ſelbſt können nur nach Rückſprache mit dem röm. Stuhle von den Landesregierungen in dieſen kleinen Bundesſtaaten inſtallirt werden.

Concordien-Formel (Formulae concordiae), Eintrachtsformel, oder ſchicklicher genannt Zwietrachtsformel, iſt eine der wichtigſten Bekenntnißſchriften der proteſtantiſchen Kirche, welche unter Mitwirkung des Churfürſten August von Sachſen zur Wiederherſtellung des Friedens unter den Lutheranern verfaßt wurde. Die Cryptocalviniſten verurſachten durch ihre Händel in Churſachſen mancherlei, auf eine Spaltung abzielende Bewegungen. Je heimlicher anfangs viele meißniſche Theologen die Calviniſche Lehre in Gang bringen, wenigſtens die Lutheriſche verdrängen zu wollen ſchienen, um ſo argwöhniſcher wurden die thüringiſchen, niederſächſiſchen und ſchwäbiſchen; je künſtlicher ſie durch zweideutige Bekenntniſſe ihre wahre Meinung dem Churfürſten zu verbergen wußten, um ſo mehr zogen ſie ſich den Vorwurf der Unredlichkeit zu; je unverdeckter ſie aber hernach, im Vertrauen auf den Churfürſten, auf deſſen Miniſter Cracov, und den Hofprediger Schütz, hervortraten, um ſo verhaßter machten ſie ſich auswärtigen und einheimiſchen Widerſachern. In einem neuen, zunächſt nur für gelehrte Schulen beſtimmten, Catechismus, ſo wie in einigen andern Schriften, gaben ſie fortſchreitend immer deutlichere Geſtändniſſe und Rechtfertigungen ihrer freiern Anſichten vom Abendmahl, aber zugleich den Herolden der überlutheriſchen Meinung von der Sache immer mehr Aergerniß. Der Unwille wider ſie ward recht giftig, da nach dem Tode Johann Wilhelms (J. 1573) der Churfürſt Auguſt als vormundſchaftlicher Regent der Weimariſchen Länder in denſelben eine allgemeine Muſterung der Geiſtlichkeit anſtellen, und über hundert von ihnen auf die Anklage, daß ſie unruhige Köpfe, Flacianer, Ehrenräuber und Friedensſtörer wären, verabſchieden ließ. Denn dieſe verbreiteten in ihrer Verbannung die nachtheiligſten Gerüchte von des Dresdenſchen Hofes und der wittenbergiſchen hohen

Digitized by Google

Schule geheimen Anſchlägen für die Aufnahme der Calviniſchen Ketzerei. Unterdeſſen war der, von den Herzogen zu Braunſchweig und Würtemberg zur Stiftung des Glaubensfriedens bevollmächtigte Unterhändler, Andrea, bereits geſchäftig und glücklich geweſen, die ſchwäbiſchen und niederſächſiſchen Prediger zur Annehmung einer Formel zu vereinigen (J. 1574), welche den Unterſchied des rein Lutheriſchen Lehrbegriffs von dem Calviniſchen ſcharf bezeichnete. Auf einmal ſchien auch der Churfürſt von Sachſen zu erkennen, daß er bisher in ſeinem Lande viele Irrlehrer gehegt habe. Auswärtige Fürſten, einheimiſche Räthe, nebſt ſeiner eigenen Gemahlin, mußten ihm den Kopf ſehr warm gemacht haben, daß er Männern, die bisher ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatten, in einem Anfalle von Rachwuth, ohne rechtliches Verfahren, als Miſſethätern begegnen, und die geachtetſten Perſonen ſeiner Umgebung einkerkern laſſen konnte. Nun ging das Vereinigungswerk beſſer. Auf den Zuſammenkünften (J. 1576) zu Lichtenberg und Maulbrom ward ihm vorgearbeitet, zu Torgau aber ein Buch vorgelegt, welches nach den, von vielen proteſtantiſchen Höfen und Kirchen eingekommenen Gutachten und Bemerkungen im Kloſter Bergen bei Magdeburg ausgefeilt und aufgeputzt wurde (J. 1577). Der Männer waren ſechs, welche hier als Bevollmächtigte der ganzen evangel. Kirche, in der That aber nur nach dem Auftrage einiger Fürſten, die neue Lehrformel vollendeten. Andreä Chemnitz und Selnecker hatten an deren Abfaſſung und Einkleidung den meiſten Antheil; die andern drei, nämlich Chyträus und die beiden churbrandenb. Geſandten, Andreas Musculus und Chriſt. Corner von Frankfurt a. O., verhielten ſich bei dem ganzen Werke faſt nur leidend und zuſtimmend. Das torgauiſche, oder nun nach der Ueberarbeitung, das bergiſche Buch, ward hierauf noch ein Mal zur Einſicht und Vergleichung umhergeſchickt, und von den Geiſtlichen in den Ländern dreier Churfürſten, zwanzig anderer Fürſten, zuſammen in ſechs und achtzig evangeliſchen Reichsgebieten unterſchrieben. Noch fanden ſich Schwierigkeiten, um welcher willen mehr als zehn Geſpräche gehalten wurden, bis dann dieſe Concordienformel, als eine in den ſtreitigen Artikeln geltende und bindende Beſtätigung und Erklärung der älteren Lutheriſchen Glaubensbekenntniſſe für Sachſen an eben dem Tage (1580), da vor fünfzig Jahren die Augsburgiſche Confeſſion dem Kaiſer war übergeben worden, bekannt gemacht, zugleich mit jenen Bekenntniſſen in lateiniſcher und deutſcher Sprache herausgegeben, und in dieſer Verbindung das Concordienbuch genannt ward. Indeſſen war das ganze Unternehmen für ſeinen Zweck, Einigkeit unter den Proteſtanten und ſelbſt unter den Lutheranern hervorzubringen, unzureichend und unzeitig.

Concret, ein Ausdruck, der gebraucht wird, um damit zu bezeichnen, daß man ſich wirkliche Natur, wirkliche Gegenſtände der Erfahrung vorſtellt. Etwas ſich concret, oder in concreto vorſtellen heißt, ſich es vorſtellen, wie es wirklich in der Natur zu finden iſt, oder doch den Geſetzen der Natur gemäß zu finden ſeyn könnte. Es iſt dem abſtracten oder in abstracto entgegengeſetzt, ein Ausdruck, welcher ſagt, daß man ſich bloß Begriffe vorſtelle, ohne darauf zu ſehen, wie das, was durch dieſe Begriffe gedacht wird, an Erfahrungsgegenſtänden vorhanden ſeyn mag. Der Begriff eines Kindes überhaupt iſt etwas in abstracto, weil es in der Erfahrung immer noch mit andern Eigenſchaften zuſammen vorhanden iſt, von denen bei der Vorſtellung eines Kindes überhaupt abſtrahirt, d. h. nicht darauf geſehen wird; der Begriff eines bürgerlichen Kindes iſt gegen den eines Kindes überhaupt ſchon etwas in concreto, weil bei demſelben eine Eigenſchaft mitgenommen wird, mit der ein Kind überhaupt in der Erfahrung exiſtirt. Aber eigentlich giebt es auch kein bürgerliches Kind überhaupt, ſondern jedes meiner Kinder iſt ein bürgerliches Kind

d. h. hat unter mehreren Eigenſchaften auch die an ſich, daß es das Kind eines Bürgerlichen iſt; von allen den übrigen Eigenſchaften wird aber abſtrahirt, und ſo hat man den Begriff eines bürgerlichen Kindes, der in dieſer Rückſicht ebenfalls ein Begriff in abstracto, jedes meiner Kinder aber aber ein Ding in concreto iſt.

Concubinat iſt eine auf ſo lange geſchloſſene Gattungsverbindung, als man Geſchmack an einander findet. Eine ſolche Verbindung kann der Staat weder in der Ehe, — als eine Art von Ehe zur linken Hand neben der zur rechten, — noch außer der Ehe, zwiſchen zwei Unverehlichten — dulden. Denn ſie führt in beiden Fällen zur regelloſen und ungezügelten Geſchlechtsluſt, mithin ebenfalls zu einer Art von Vielweiberei oder Vielmännerei, entzieht der Ehe ihre Heiligkeit, und hebt die zur menſchlichen Bildung, und inſonderheit zur Kindererziehung ſo nothwendige Einheit und Würde des Familienlebens auf. — Bei den Griechen war das Concubinat in einem hohen Grade erlaubt. Ohne ein öffentliches Aergerniß zu geben, konnten ſich verheirathete, wie unverheirathete Perſonen ſo viele Concubinen halten, als ſie wollten. Auch bei den Römern war das Concubinat, den Geſetzen nach, erlaubt. Die Lex Julia und Papia Poppaea geſtattete es jedem römiſchen Bürger, ſich eine Concubine in demjenigen Frauenzimmer zu halten, mit denen ſie keine rechtmäßige Verbindung eingehen konnten, z. B. Freigelaſſenen, Schauſpielerinnen u. ſ. w. Nach dem poppäiſchen Geſetze nannte man die Concubine eines verheiratheten Mannes *Pellex*, und die eines unverheiratheten Mannes mit den ehrbareren Namen amica, uxor gratuita. Die aus ſolcher Verbindung gezeugten Kinder wurden nicht für *geſetzmäßige* (legitimi), ſondern für *natürliche* (naturales) gehalten. Doch durften die Römer nur Perſonen von niedriger Herkunft, oder ſolche, die vorher ſchon mit ihrem Körper ein unrühmliches Gewerbe getrieben hatten, aber keine ſolche, gegen welche man das Verbrechen der Schändung begehen konnte, zur Concubine wählen. Als das Chriſtenthum die weibliche Würde höher achten lehrte, hörte das Concubinat allmählig auf, und *Conſtantin* der Große war der Erſte, welcher nachdrückliche Verordnungen dagegen erließ. Die neuere franzöſiſche Geſetzgebung geſtattet dem Ehemanne das Concubinat nur mit der Bedingung, daß die Concubine nicht unter *einem* Dache mit ſeiner Frau, ſondern in einem andern Hauſe wohnen darf.

Concurs, ein Zuſtand, in welchem mehrere Individuen zu gleicher Zeit Anſprüche an einen und denſelben Gegenſtand machen. — Der *Concurs der Gläubiger* entſteht daher, wenn *mehrere* Gläubiger aus dem geſammten Vermögen des Schuldners, oder aus einem Theile deſſelben befriedigt ſeyn wollen (*allgemeiner* — *beſonderer* Concurs). Er iſt entweder bloß *imminent*, bevorſtehend, oder wirklich *exiſtirend*, im letztern Falle aber entweder *formell*, wenn die Eröffnung des, durch die Geſetze beſtimmten concursmäßigen Verfahrens gerichtlich beſchloſſen worden, oder *materiell*, wenn die geſetzlichen Erfoderniſſe zur Concurs-Eröffnung vorhanden ſind, jener gerichtliche Beſchluß aber noch nicht erfolgt iſt. Durch dieſen Beſchluß nimmt der *Concursprozeß* (Gantproceß, Conturbationsproceß) ſeinen Anfang. Die Vermeidung oder Siſtirung dieſes, dem Schuldner und den Gläubigern unvermeidliche Nachtheile zuziehenden Proceſſes bezwecken. I. *Anſtandsbriefe* oder *Moratorien*, welche jedoch nicht vom Richter (obgleich viele Rechtslehrer und hin und wieder der Gerichtsbrauch ihm dieſes Recht zugeſtanden hat), ſondern nur durch landesherrliche Machtvollkommenheit dem Schuldner zugeſtanden werden können, und wenn ſie nicht in offene Ungerechtigkeit ausarten ſollen, genaue Erörterung vorausſetzen, ob die Geſtundung den Gläubigern mit Wahrſcheinlichkeit Nutzen verſpreche, und ſie nicht in Gefahr bringe, außer dem Zeitverluſte auch an den

Gegenſtänden ihrer Befriedigung und deren Werthe einzubüßen. — II. freiwillige, zwiſchen dem Schuldner und ſeinen Gläubigern, oder, nach Verſchiedenheit der Umſtände, unter Letztern allein geſchloſſene Geſtundungs- oder Nachlaß-Verträge, bei welchen, ſo wie bei andern, im Laufe des Concursproceſſes vorkommenden gemeinſchaftlichen Beſchlüſſen, die, nach der Größe der unzweifelhaften Foderungen zu berechnende Stimmenmehrheit, in den durch die Geſetze näher beſtimmten Fällen gegen die Minorität der Gläubiger, in ſofern nicht ein getheiltes Intereſſe (z. B. zwiſchen Pfand- und Handſchriftsgläubigern) eintritt, geltend gemacht werden kann. — Folgen der Concurseröffnung, wenn das fernere Verfahren nicht auf die angezeigte Art vermieden wird, ſind: a) die möglichſt vollſtändige Ausmittelung und Beſchlagnahme des Vermögens des Schuldners, oder der zur Concursmaſſe gehörigen Gegenſtände und deren Verwaltung durch das Concurs-Gericht, oder durch den, von dieſem oder den Gläubigern beſtellten Güter-Vertreter oder Güterpfleger (curator bonorum — eidlicher status activus et passivus, Manifeſtationseid des Gemeinſchuldners); — b) die Veräußerung dieſes Vermögens, in ſofern es nicht in der Geſtalt, wie es vorgefunden worden, zur Vertheilung unter die Gläubiger verwendet werden kann, beſonders Subhaſtation der Grundſtücke, Auction der Mobilien, oder Veräußerungen aus freier Hand, welche jedoch, in ſo weit ſie nicht um marktgültige Preiſe geſchehen, vom Gütervertreter in der Regel nur mit Zuſtimmung der Gläubiger geſchehen dürfen; — c) die öffentliche Vorladung (Edictal-Citation) derjenigen, welche Anſprüche an die Concursmaſſe haben, ſich an einem beſtimmten Tage (Edictal- oder Liquidationstermin), oder innerhalb einer beſtimmten Friſt, unter der Verwarnung, bei Vertheilung dieſer Maſſe ausgeſchloſſen zu werden (sub poena praeclusi) beim Concursgerichte mit Angabe ihrer Foderung (Liquidation) zu melden, und das darauf ergehende gerichtliche Erkenntniß (Praeclusiva), welches die außengebliebenen Gläubiger und die nicht angemeldeten Foderungen für ausgeſchloſſen erklärt, wogegen jedoch in verſchiedenen Fällen Wiedereinſetzung in den vorigen Stand geſtattet wird; — d) das Verfahren der Gläubiger mit dem Concurs-Vertreter (Curator litis) oder dem beſtellten Contradictor, oder, nach Verſchiedenheit der Fälle und der einzelnen Geſetzgebungen, mit dem Gemeinſchuldner ſelbſt oder deſſen Bevollmächtigten, welchen der Colliſionseid abzunehmen iſt, über die Richtigkeit und den Betrag der Foderungen, und das Verfahren der Gläubiger unter ſich über die, von einem oder dem andern aus der ganzen Maſſe oder einzelnen Gegenſtänden, z. B. aus verpfändeten Sachen, verlangte vorzügliche Befriedigung (Erſtigkeit, Priorität); — e) das Erkenntniß, welches die Gläubiger, die an der Concursmaſſe Theil haben, die Summen, mit welchen ſie anzuſetzen, und die Ordnung, in welcher ſie zu befriedigen, beſtimmt (Locations-, Prioritäts-, Claſſifications- oder Deſignations-Urtheil genannt), worin 1) das Separationsrecht derjenigen, welche eigenthümliche Sachen aus der Concursmaſſe zurückfodern; 2) das abſolute, gewiſſen Perſonen und Foderungen (z. B. den Concurskoſten, Begräbnißkoſten, den Koſten der letzten Krankheit, den Steuern, den Geſindelöhnen) durch die Geſetze ertheilte Vorzugsrecht, 3) die durch die Geſetze andern vorgezogenen Unterpfandsgerechtigkeiten (z. B. wegen des Heirathsguts, wegen mancher fiscaliſchen Foderungen); 4) die gewöhnlichen, ſtillſchweigenden (geſetzlichen) oder ausdrücklichen Unterpfandsgerechtigkeiten, 5) die, durch die Geſetze zugeſtandenen, mit dem Unterpfandsrechte aber nicht verſehenen, einfachen Vorzugsrechte, und 6) die gemeinen, mit vorzüglichen Begünſtigungen nicht begabten Foderungen (Handſchrifts-chirographariſche Gläubiger) zu berückſichtigen, als wodurch verſchiedene Claſſen der Gläubiger in den Locationsurtheilen entſtehen, deren nähere Beſtimmung, ſo wie die Claſſe, in welcher die Zinſen anzuſetzen, von der individu-

Digitized by Google

ellen Geſetzgebung jedes Staats abhängt; — 6) die Vertheilung der Concursmaſſe unter die Gläubiger (Diſtribution), welche durch bloße Berechnung oder, beſonders wenn verwickeltere Verhältniſſe eintreten, durch Vergleich, oder durch einen, auf das Locationsurtheil gegründeten richterlichen Beſcheid bewirkt werden kann. — Uebrigens iſt das Concursverfahren, deſſen einfachſte Hauptlinien hier nach gemeinen, in Deutſchland geltenden Rechten angegeben ſind, durch die Geſetzgebungen aller Staaten auf das Mannigfaltigſte modificirt, auch hin und wieder ein beſonderer Accordproceß, welcher die ſchnellere Beendigung imminenter oder bereits ausgebrochener Concurſe durch Vergleich beabſichtigt, eingeführt.

Concuſſion hieß bei den Römern jene Art von Gelderpreſſung, die unter dem Vorwande, als wenn ſie von der Obrigkeit gutgeheißen würde, verübt wurde. Beſonders litten die Provinzen unendlich viel durch die Erpreſſungen der Prätoren und deren Creaturen. — Unter Concuſſion verſtehen wir heutigen Tages das Verbrechen (crimen concussionis), welches obrigkeitliche Perſonen an irgend einem, ihnen untergebenen, Individuum durch Andichtung eines Verbrechens, Erregung von Furcht, Verzögerung der Juſtiz, oder durch andere unerlaubte Mittel begehen, um dadurch Geld zu erpreſſen.

Condamine (Charles Marie de la), ein berühmter Naturforſcher ſeines Jahrhunderts, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, und war 1701 in Paris geboren. In einer Penſionsanſtalt, deren Einrichtung nicht gerade die vorzüglichſte war, wurde er erzogen; aber der todte Buchſtabe des armſeligen Unterrichts in dieſem Inſtitute vermochte den Geiſt des feurigen Knaben nicht zu ertödten, der ſich zu einem außerordentlichen Manne berufen fühlte. 1717 trat er in das Collegium Ludwigs des Großen. Trotz den unſchätzbaren Entdeckungen Newtons hingen die Jeſuiten noch an den Theorien des Carteſius, und Condamine wurde als ein Schüler dieſes Syſtems erzogen. Ausgerüſtet mit einem kraftvollen Körperbau, in welchem eine muthbegabte Seele wohnte, trieb ihn ſeine Neigung unters Heer, und er wohnte an der Seite ſeines Oheims, des Chevalier de Churces, der Belagerung von Noſes bei, wo er im Angeſichte der feindlichen Batterien eine Unerſchrockenheit an den Tag legte, die Staunen erregte. Nach ſeiner Rückkehr befielen ihn die Kinderblattern, eine Krankheit, die, ſo zerſtörend ſie auch auf ſeine Geſichtsbildung einwirkte, das Gute für ihn hatte, daß er dem Rauſche ſinnlicher Vergnügungen entſagte, und ſich jene Stärke des Leibes und der Seele als eine Frucht ſeiner Mäßigkeit erwarb, wodurch er allein den Mühen und Qualen ſeines folgenden Lebensberufes kühn die Stirne bieten konnte. Die damals noch übliche Sitte in Frankreich, ſtatt auf das Verdienſt nur auf die Ahnentafel und den ſtrotzenden Reichthum irgend eines Individuums bei Bewerbung um Ehrenſtellen zu ſehen, und der Umſtand, daß Condaminens Vermögen ein Opfer des unglücklichen Aktienſpieles geworden, waren bewegender Grund, daß er dem Militärſtande entſagte, und in den Dienſt der Wiſſenſchaften übertrat. Als Adjoint-Chimiſte, unter welchem Titel ihn die Akademie unter die Zahl ihrer Zöglinge aufnahm, durchlief ſein wiſſenſchaftlicher Eifer die Aſtronomie, Mathematik und Chemie, ohne den Entſchluß zu unterdrücken, die Wirkſamkeit dieſer Lieblingswiſſenſchaften in der lebendigen Schule des Lebens zu erproben. Seine raſtloſe Thätigkeit trieb ihn zu einer Seereiſe unter dem berühmten Seehelden du Guay-Trouin in die Levante an. Seinen Forſchungen auf den Küſten von Afrika, den Inſeln des Archipels, in Paläſtina, Kleinaſien, und in einem bedeutenden Theil des ottomanniſchen Reichs, verdankt die Akademie bei ſeiner Rückkehr die Bereicherung mit vielartigen Schätzen. In ſeinem Vaterlande wieder angelangt, fand er die Akademie im Nachſinnen über die möglichſt genaue Beſtimmung der Geſtalt der Erde vertieft, welche Forſchung durch Huygen's und Newton's Syſteme, und Caſſini's un-

Picard's vorgenommene Ausmeſſung des Meridians in Frankreich, erneutes Intereſſe erhalten hatte. Ueberzeugt, daß eine wirkliche Meſſung der Erde in denjenigen Theilen, in welchen ſich, jenen Rechnungen zufolge, der Unterſchied der Grade am Größten zeigen müſſe, dieſe wichtige Sache entſcheiden würde, ſchlug er (1733) vor, Meſſungen nahe am Pol und unter dem Aequator vorzunehmen, und er ſelbſt erbot ſich zu jener weiten und mühſamen Reiſe nach dem Aequator hin. Mit dem Einfluſſe des Miniſters Maurepas gelang es der Akademie, in Ludwig XV. einen Begünſtiger dieſer Unternehmung zu finden. Condamine, Chobin, Bouguer, der Arzt und Naturaliſt Juſſieu, wurden, nebſt dem Wundarzte Senierques, mit einer Reiſe in dieſer letztern Abſicht beauftragt. Im Mai 1735 gingen die franzöſiſchen Gelehrten zu Rochelle an Bord, und nach höchſt mühſeligen Arbeiten von zwei Jahren war es ihnen endlich (im Auguſt 1739) gelungen, den Bogen des Meridians von mehr als drei Graden geometriſch ausgemeſſen zu haben; nämlich von Cotchesqui, faſt genau unter dem Aequator, bis Tarqui, etwas über drei Grad ſüdlicher Breite. Die Meſſungen hatten, im Ganzen genommen, Newtons tief durchdachten Ideen entſprochen. Ein Grad unter dem Aequator hielt nur 56.753 franz. Klafter (Toises), da ein Grad unter dem Polarkreiſe (unter 66° 20′) hingegen den Meſſungen der Maupertuiſchen Geſellſchaft zufolge 57.422 ſolcher Klafter betrug. Seinen Aufenthalt in Peru wandte er dazu an, den Samen nützlicher Cultur auszuſtreuen, das Studium der ernſten Wiſſenſchaften zu erwecken, und den Eifer an der Aſtronomie und Erdkunde unter den höhern Ständen zu beleben. Nach dem er nach unermeßlichen Anſtrengungen und Gefahren das Dreieck von Südamerika in einer Diſtanz von mehr als 500 deutſchen Meilen durchſchnitten, langte er nach einer zehnjährigen Abweſenheit (1745) in ſeinem Vaterlande an, ging bald darauf für einige Zeit nach Rom (1757), wo Benedikt XIV. ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm die gewünſchte Diſpenſation ertheilte, ſich mit einer ſeiner Nichten verheirathen zu dürfen. Seinen Ruhm und ſeine leidenſchaftliche Wißbegierde mußten ihm Taubheit und eine Lähmung der Hälfte ſeines Körpers merklich verbittern. Doch hinderten ihn dieſe leiblichen Uebel nicht, mit Feuereifer, unter den ſchrecklichen Verheerungen der Blattern, die Einimpfung derſelben zu predigen. Sein eigenes Beiſpiel, in Folge deſſen man ſeine ganze Familie inoculiren ſah, bekräftigte er durch ſeine Mémoires sur l'Inoculation (2 vol. in 12), und die Einführung der Blattereinimpfung in ſeinem Vaterlande wurde für ihn ein triumphirendes Ehrendenkmal. 1763 verließ er zum letzten Male Frankreich, um das Vaterland Bacon's, Milton's, Locke's und Newton's, und zugleich den erſten Sitz der Inoculation näher kennen zu lernen. Bald nach ſeiner Zurückkunft verlor er durch die ſtets zunehmende Lähmung faſt gänzlich den Gebrauch ſeiner Glieder, und eine neue Kurart, der er ſich nach dem Willen des Wundarztes unterwarf, raffte ihn 1774 hinweg. In Condaminen fanden ſich bei den ſeltenſten Geiſtesgaben und vielartigſten Kenntniſſen mit einander vereint: leidenſchaftliche Wißbegierde; kalter kühner Unternehmungsgeiſt zu großen auf Cultur abzweckenden Entwürfen; eiſerne Beharrlichkeit, dieſe durchzuſetzen; hoher Edelſinn und Enthuſiasmus für Menſchenwürde und Menſchenwohl; ſchnellſte Faſſungskraft, ſich jeder Lage anzupaſſen, und ihr Widrigkeiten aus dem Wege zu räumen; ſeltene Klarheit und Popularität im Vortrage und im ganzen Benehmen; endlich mit allen dieſen ein feſter, jeder Fatigue, jedem Schmerze und Leiden bis zum Ungefühl Trotz bietender Körper. Seine Werke ſind folgende: Relation abrégée d'un Voyage fait dans l'interieur de l'Amérique meridional (1745, 8vo); la Figure de la Terre, déterminée par les observations de M. M. de La Condamine et Bouguer (1749, in 4to); Mesure des trois premiers degrés du Meridien dans l'hémisphère austral (1751 in 4to); Journal du

Voyage fait par ordre du roi à l'équateur, avec un Supplement, en deux parties (1751—52 4to).

Condé, eine ſtarke Feſtung im Hennegau, am rechten Ufer der Schelde und der hier in ſie fließenden **Henne** (Haine). Ausgedehnte ſumpfige Uferſtrecken umgeben die Stadt, die daher unter allen Scheldefeſtungen am Weiteſten unter Waſſer geſetzt, und dann nur ausgehungert werden kann. Nordweſtlich, am linken Ufer der Schelde und der Mündung der **Starpe**, liegt das befeſtigte Lager **Maulde**. Die Stadt hat 600 Häuſer mit 6000 Einwohnern. Condé ward 1676 von den Franzoſen erobert, welche die Stadt nach dem Nimwegiſchen Frieden behielten. Von ihr führen die franzöſiſchen Prinzen den Namen **Condé**. In der Schauerzeit der letzten Revolution erhielt ſie den Namen **Nord-Libre**.

Condé der Große, ſ. **Bourbon-Condé**.

Condé (Louis Joſeph de Bourbon, Prinz von), einziger Sohn des Herzogs von **Bourbon** und der Prinzeſſin von **Heſſen-Rheinfels**, war 1736 zu Chantilly geboren. In früheſter Kindheit raubte ihm der Tod ſeine Aeltern, und er kam in das Haus ſeines Oheims, des Grafen **Charolais**, der ihm in den Wiſſenſchaften und Künſten eine treffliche Bildung geben ließ. Aus Rückſicht der bedeutenden Verdienſte, die ſein Vater der Krone Frankreichs geleiſtet hatte, ernannte ihn **Ludwig XV.** zum Grand maître la de maison und zum Statthalter von Burgund. 1758 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin von **Rohan-Soubiſe**. Im ſiebenjährigen Kriege bekleidete er mehrere Feldherrnſtellen, zeichnete ſich durch Muth und Unerſchrockenheit aus, und ſchlug im J. 1762 in der Schlacht bei Johannisberg den Erbprinzen von **Braunſchweig** aufs Haupt. Als Verfechter der alten Verfaſſung, wurde er bei Gelegenheit eines neueinzuführenden Parlaments von Ludwig XV. verbannt, aber, da man ſeiner in mehrern verwikkelten Staatsangelegenheiten bedurfte, bald wieder zurückberufen. Mit dem Anfange der Revolution befand er ſich unter der Zahl der Emigranten. Er flüchtete ſich nach Brüſſel, ging von da nach Turin, bildete in Worms (1792) aus den vornehmern Emigranten ein kleines Heer, und trat unter **Wurmſer** unter die Fahnen Oeſterreichs, hielt ſich in den folgenden Feldzügen trefflich, trennte ſich aber bald, bei widerſprechenden Anſichten, von Oeſterreich, und trat 1795 in die Dienſte Englands. Nachdem er ſich hier in den Treffen bei St. Mergen in der Hölle, bei Bieberach ꝛc., rühmlichen Lorbeer gepflückt hatte, trat er 1797 in ruſſiſchen Sold, und wurde von **Paul I.** ſammt ſeiner Cohorte mit vorzüglicher Auszeichnung empfangen. 1799 machte er unter **Suwarov** den rheiniſchen Feldzug mit, und trat 1800 nach der Trennung des Petersburger Hofes von der Coalition wieder unter engliſche Hoheit zurück. Seit 1801 lebte er bis 1813 in ſtiller Eingezogenheit auf der Abtei Amesbury in England. Bei dem Einzuge der Verbündeten in die Hauptſtadt Frankreichs erſchien er in Paris, und wurde von Ludwig XVIII. zum Generaloberſten der Infanterie und zum Grand maître de France befördert. Er war Mitglied der berühmten königlichen Sitzung am 17ten März 1815, begleitete den König auf der Flucht nach Gent, und wurde nach der zweiten Thronbeſteigung Ludwigs Präſident der Pairskammer, welches Amt er einige Zeit verwaltete, ſich dann auf ſein Landgut nach Chantilly zurückzog, und hier 1818 ſtarb. Sein Enkel war der Herzog **d'Enghien** (ſ. d. Art.). Wir beſitzen von ihm eine intereſſante Schrift, welche unter dem Titel: Essai sur la vie du grand Condé, par L. I. de Bourbon, son 4me descendant, 1806 im Druck erſchien, und mehrere Auflagen erlebte.

Condenſation iſt die Verdichtung luftförmiger Flüſſigkeiten zu tropfbaren. Zur Verdichtung kann man mehrere chemiſche Mittel anwenden; dahin gehört namentlich Kälte. Der **Condenſator** oder das Mikro-

Elektrometer iſt eine Geräthſchaft, womit man ſehr geringe Grade von Elektrizität bemerklich machen und verſtärken kann. Seine Erfindung fällt um's Jahr 1783, und gehört dem berühmten Volta an. Der Condenſator unterſcheidet ſich von dem Elektrophor nur darin, daß er nicht, wie dieſer, einen guten Nichtleiter, ſondern einen Halbleiter zur Baſis hat. Man kann zwar zur Baſis eines Condenſators einen Harzkuchen nehmen, allein er muß dann ſehr dünn ſeyn. Am Tauglichſten hierzu iſt jedoch eine abgeſchliffene Metallplatte, mit dünnem Taffent, oder einer ſehr dünnen Lage von Firniß überzogen, oder überhaupt auch nur eine trockene durchwärmte Marmorplatte. Der Deckel iſt ſo wie bei dem Elektrophor. Wenn man den Deckel des Condenſators auf die Baſis ſetzt, ſo wird die negative Elektrizität der Baſis von der poſitiven des Deckels gebunden. In dieſem Zuſtand, in welchem auch die poſitive Elektrizität des Deckels gebunden iſt, wächſt demnach deſſen Empfänglichkeit für Elektrizität, wodurch er fähig wird, die Elektrizität eines ihm genäherten Körpers in ſich aufzunehmen. Will man nun durch den Condenſator unterſuchen, ob ein Körper, z. B. eine völlig entladene Flaſche, einige Elektrizität beſitze, ſo ſtelle man den Deckel auf die Baſis, und bringe den Körper, deſſen Elektrizität man erforſchen will, in eine leitende Verbindung mit dem Deckel. Hat der Körper wirklich eine Elektrizität, ſo wird ihm dieſe von dem Deckel entzogen; allein ſo lange er auf der Baſis ſteht, iſt keine Spur von freier Elektrizität an demſelben wahrzunehmen. So wie aber der Deckel iſolirt von der Baſis weggenommen wird, ſo weit, daß die Baſis aus deſſen Wirkungskreis kommt, ſo wird er auf das Elektrometer ſich wirkſam zeigen. Die Eigenſchaft der Baſis, daß ſie weder ganz leitend, noch ganz nicht leitend ſeyn darf, iſt leicht einzuſehen. Wäre die Baſis eines Condenſators ganz leitend, ſo würde der Deckel alle ihm zugeführte Elektrizität wieder verlieren. Wäre ſie aber ganz nichtleitend, ſo würde keine Vertheilung Statt finden, der Deckel demnach die ihm zugeführte Elektrizität nicht aufnehmen, und die Baſis könnte durch die Reibung, welche beim Auflegen des Deckels Statt fände, leicht ſelbſt etwas elektriſch werden. Uebrigens hat Lichtenberg gezeigt, daß man ſtatt der halbleitenden Platte auch eine dünne Luftſchichte, welche ebenfalls ein ſchlechter Leiter iſt, zur Baſis eines Condenſators machen kann. Dieſe erhält man dadurch, daß man eine Metallplatte mit drei ſehr kleinen Stückchen Glas belegt, oder 3 Tropfen Siegellack darauf fallen läßt, welche die Form eines gleichſeitigen Dreiecks begränzen. Die Luftſchichte, die dann zwiſchen der Platte und dem Deckel liegt, wenn dieſer auf den Glasſtückchen oder dem Siegellack-Tropfen ruht, bildet die Baſis des Condenſators.

Condillac (Etienne Bonnot de), Mitglied der franzöſiſchen und Berliner Akademie, Abt von Mureaux, wurde gegen das Jahr 1715 zu Grenoble geboren. Seine Familie gehörte zu dem unbemittelten Adelſtande, und beſtimmte ihn in früher Jugend zum Kriegsdienſte. Allein er und ſein Bruder, der bekannte Abbé Malli, fanden ſich zu den Wiſſenſchaften hingetrieben, und zogen ein friedliches Wirken dem ſtürmiſchen Treiben der Soldateska vor. In ſeinem Essai sur l'origine des connaissances humaines lernte ihn die Welt (1746) als einen tiefſinnigen Denker kennen, der mit echt analytiſchem Scharfſinne die Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes und die Thatſachen des Erkenntnißvermögens aus der Ideenaſſociation herzuleiten ſuchte. Was Locke in dieſem Fache geleiſtet, hatte zwar Condillac geleſen; allein ſeine Unterſuchungen führten die Ideen dieſes engliſchen Philoſophen mit weit mehr Gründlichkeit und Conſequenz durch. Seinen unausgeſetzten Forſchungen entgingen die Mängel ſeiner geiſtreichen Unterſuchungen nicht, und indem er die erſten Funktionen des menſchlichen Geiſtes nicht hinreichend aufgeklärt zu haben vermeinte, ſchrieb er ſein zweites Werk: Traité des systêmes, 1749. Ohne ſich hierin geradezu als einen

Feind aller vorhandenen Syſteme zu erklären, mißbilligt er die Prinzipien und Erklärungen, die Carteſius, Spinoza und Malebranche ihren Syſtemen zur Unterlage gegeben hatten. Er verlangt Wahrnehmungen der allereinfachſten Art, um, mit Verwandten zuſammengeſtellt, das natürlichſte Syſtem zu bilden. Sein Traité des sensations (1754, 2 B.), welches die Aufgabe über das Bewußtwerden ſinnlicher Eindrücke löſet, zog ihm manche empfindliche Critik zu. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er dem Ideengang eines Diderots und Buffons gefolgt ſey, und reizte ihn dadurch ſo ſehr, daß er ſeinen Traité des animaux (1775) verfaßte, worin er Buffons Meinungen durch Grundſätze widerlegte, die er in ſeinem Traité des sensations geltend gemacht hatte. Sein Ruhm, den er ſich durch ſeine philoſophiſchen Schriften erwarb, beförderte ihn zum Lehrer des Infanten, Herzogs von Parma, eines Neffen Ludwigs XV. Dem lehrreichen Umgange mit dem Miterzieher, Hrn. von Ceralio, verdanken wir den gehaltvollen Cours d'etudes (1755, 13 Bd.). In demſelben unterſucht er die äußern Zeichen innerer Eindrücke, und weiſet ihnen in dieſen Darſtellungsmitteln eine Aufregung neuer geiſtiger Eindrücke nach. Nach Niederlegung ſeiner Erzieher-Stelle kehrte er nach Paris in ſeine vorige Eingezogenheit zurück, wurde 1768 Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und beſchenkte das Publikum noch mit der Schrift: Le commerce et le gouvernement considérés rélativement l'un à l'àutre (1776), eine Anwendung ſeiner, auf die Elementargrundſätze zurückgehenden Methode auf mehrere poſitive Lehren in der Staatsverwaltung. Dieſes Werk fand wegen ſeiner nackten Analyſen wenig Beifall. Seine Logik, die in die letzten Jahre ſeines Lebens fällt, iſt gleichſam eine Analytik des Verſtandes, welche die Gedanken auf die einfachſten Anfänge, als das ſicherſte Mittel, die Wahrheit zu finden, zurückführt. Am 3. Auguſt 1780 ſtarb er auf ſeinem Gute Flux bei Bougenoi. Seine Langue des calculs erſchien erſt 18 Jahre nach ſeinem Tode im Druck. Seine Werke erſchienen 1798 zu Paris, und bilden 23 Bände in 8vo. Eine neuere Sammlung von 1803 umfaßt 31 Duodezbände. Condillac war derjenige, der, um den Empiriſmus des Locke zu vervollkommnen, Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, und alle Thätigkeit der Seele auf das Empfindungsvermögen durch das Prinzip der Umwandlung zurückzuführen ſuchte. Die Umbildung der Sprache iſt das Mittel der Wiſſenſchaft; alle Wiſſenſchaften bringt er auf den einfachſten Ausdrück zurück, und glaubt ſie dann mathematiſch behandeln zu können. Er vermengte dabei die Maximen des Empiriſmus und der Spekulation, indem er die Ableitung aller Erkenntniſſe aus einem identiſchen Satze für das Höchſte der Wiſſenſchaft hielt, und die Exiſtenz der Körper zu den urſprünglichen Thatſachen zählte. Er wurde das Muſter der franzöſiſchen Philoſophie bis auf die neueſte Zeit.

Condor, Cuntur, eine Geierart, lebt auf den höchſten Gebirgen von Mexico, Peru und Chili, und niſtet auf unzugänglichen Felſen. — „Dieſen Rieſengeier, ſagt von Humbold, lockt die Raubſucht auf die zartwolligen Vicunnen (ſ. d. Art.) in dieſe höchſte Region. Er ſchwebt hoch über alle jene Bergcoloſſe in einer dem Menſchen kaum erträglichen Luft, und ſchießt aus dieſer Höhe auf ſeine Beute herab." Ulloa ſah, wie der Condor ein großes Lamm mitten aus einer Heerde von Schafen, die an dem Paramos weidete, in ſeinen Klauen mit ſich in die Luft führte. Nachdem er hoch geſtiegen, ließ er es fallen, fing es wieder auf, und ſchleuderte es noch zwei Mal von ſich, bis man ihn damit aus dem Geſichte verlor. Fürchterlich ſtark iſt dieſer Geier, obgleich nicht übermäßig groß; mit ausgeſpannten Flügeln mißt er bis 11 Pariſer Fuß. Sein ganzes Gefieder iſt ſchwarz, nur der Rücken und die Halskrauſe iſt weiß. Den männlichen Condor ziert ein fleiſchiger, faſt knorpelartiger, braungelblicher

Kamm, welcher den obern Theil des zwei Zoll langen Schnabels und den Vorderſchädel bedeckt. Mehrere zugleich tödten ſelbſt junges Rindvieh, und die Indianer bedienen ſich folgenden Mittels, dieſe ſchädlichen Räuber zu erlegen. Sie ſchlachten nämlich ein ſchlechtes Stück Vieh, und beſtreichen deſſen Fleiſch mit dem Safte betäubender Kräuter. Damit der Vogel dieſen Saft nicht wittere, laſſen ſie das Fleiſch vorher etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt ſodann auf dieſes hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indianern erſchlagen. Indeß iſt der räuberiſche Vogel ſo ſtark, daß bei dieſem Kampfe er oft einen Indianer mit ſeinen Flügeln zu Boden ſchlägt.

Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de) war am 17. Septemb. 1743 zu Ribemont in der Picardie geboren. Unter den Augen ſeines Oheims Jacques Marie de Condorcet, Biſchofs von Liſieux, ward er in dem Collegium von Navarra in Paris erzogen. Seine Geburt ließ ihn hoffen, daß, wenn er in's Heer treten würde, er anſehnliche Beförderung zu hoffen habe; allein er zog die Beſchäftigung mit den friedlichen Wiſſenſchaften denen des Krieges vor. Durch ſein Talent, welches in den mathematiſchen Wiſſenſchaften ſeine volle Stärke zu entwickeln ſtrebte, erwarb er ſich bei einer öffentlichen Prüfung wegen des Scharfſinns und der geübten Darſtellungsgabe, womit er einen mathematiſchen Satz conſtruirte, den Beifall und die Freundſchaft von d'Alembert, Clairaut und Fontaine. Schon in dem Alter von 21 Jahren übergab er der Akademie der Wiſſenſchaften einen Essai über den Calcul différentiel, welcher den Beifall dieſer Geſellſchaft in den Worten des Fontaine erhielt, daß er Urſache habe, den Condorcet um ſeiner Talente willen zu beneiden. Dieſem Essai ließ er ſein Mémoire sur le problème des trois points folgen, und die darin enthaltenen Sätze führte er in ſeinem Essai d'analyse weiter aus. Die ſchwerſten Sätze der Größenlehre behandelte er darin mit einer ſolchen anſchaulichen Deutlichkeit, daß er wegen dieſer gediegenen Andeutungen, worin er von den Ausführungen abſtrahirte, einen Seſſel (1769) in der Akademie erhielt. Als nach der üblichen Gewohnheit jährlich Lobreden auf verſtorbene Mitglieder der Akademie gehalten wurden, und dem damaligen Sekretär der Akademie, Grandjean de Fouchy, die Erfüllung dieſer Pflicht oblag, deſſen Darſtellungsgabe aber den Verluſt eines Fontenelle fühlbar machte, glaubte ſich Condorcet berufen, in ſeiner Perſon das zu erſetzen, was ehedem Fontenelle leiſtete, und verfaßte daher mit rühmlicher Nacheiferung 1773 ſeine Eloges des académiciens morts avant 1699. Der Gehalt dieſer Lobreden wurde anerkannt, und er ſelbſt (1777) zum Sekretär der Akademie erwählt. Dieſe ehrenvolle Auszeichnung, die ihm einen neuen Wirkungskreis anwies, ſtörte ihn in ſeinen mathematiſchen Forſchungen nicht. Die Pflichten ſeines Berufes treu erfüllend, und mit thätigem Eifer auf dem Felde der Naturwiſſenſchaften fortſchreitend, erwarb er ſich durch ſeine Theorie der Cometen (1777) den von der Akademie zu Berlin ausgeſetzten Preis. Die gelehrten Geſellſchaften von Petersburg, Berlin, Bologna und Turin fanden an ihm einen thätigen Correſpondenten, der ſie mit gediegenen Mittheilungen aus dem Fache der höhern Mathematik beſchenkte. Seine höhere Anſicht von dem Menſchenleben und der bürgerlichen Geſellſchaft begeiſterte ihn, die Rechte der unglücklichen Neger in ſeinen Reflexions sur l'esclavage des nègres zu vertheidigen. 1787 erſchien zu Genf das von ihm beſchriebene Leben Voltaire's, welches gleichſam als ein Nachtrag zu den Werken dieſes Mannes anzuſehen iſt. Condorcet war es, der mit den vorzüglichſten Schriftſtellern Frankreichs noch vor dem Ausbruche der Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit auszubreiten ſtrebte, und ſeine in Verbindung mit Cerutti herausgegebenen Schriften: Sur les assemblées provinciales und in der Bibliothèque de l'homme public und

der feuille villageoise dienten nur dazu, ihm den Beifall der Volkspartei zu erwerben, und ihm einen großen Einfluß auf die Geſtaltung des öffentlichen Lebens zu geſtatten. Daß man ihn nicht zu der Würde eines Lehrers des Dauphins beförderte, empörte ihn noch mehr gegen die Legitimität, und unter einer anſcheinend äußern Ruhe verbarg er eine ſolche Leidenſchaftlichkeit, daß ihn d'Alembert mit einem ſchneebedeckten Vulkane (Un Volcan couvert de neige) verglich. Bei der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes trat er 1791 als ein furchtbarer Demagoge auf, und trug auf die Auflöſung des Königreichs an. Er wurde wegen ſeiner revolutionären Geſinnungen als Verwalter bei dem königl. Schatze angeſtellt, und auf ſeinen Vortrag erhielt dieſe Rentkaſſe den Namen Nationalſchatz. Als Präſident des geſetzgebenden Körpers und der Nationalverſammlung ſchrieb er jene berüchtigte Erklärung an Europa, worin der König ſeines Titels und ſeiner Würde für verluſtig erklärt wurde, und war einer der vorzüglichſten Häupter, welche den Prozeß gegen den unglückl. Ludwig XVI. einleiteten, und auf eine noch härtere Strafe, als die des Todes, für ihn ſtimmten. Er ſchlug eine Conſtitution vor, und als ſtatt derſelben durch die Revolution vom 31ten Mai 1793 ein, mit ſeinen Anſichten nicht übereinkommendes, Staatsgrundgeſetz bekannt gemacht wurde, das er öffentlich tadelte, wurde er am 8. Juli, als Feind des Vaterlandes, vor die Gerichtsſchranken gefodert. Condorcet verbarg ſich hierauf einige Zeit bei einer edlen Frau, Madame Verney, welche mit Gefahr ihres Lebens das ſeinige ſchützte. In dieſer äußerſt kummervollen, nur von der Stimme der reinſten Menſchenliebe berathenen, Lage, ſchrieb er ſein Progrès de l'esprit humain, und auf die Worte des hülfreichen Troſtes ſeiner erhabenen Beſchützerin die: Epître d'un Polonois exilé en Sibérie à sa femme, eine Schrift, voll der edelſten Geſinnungen. Als er durch die öffentlichen Blätter erfuhr, daß ein grauſames Geſetz Mitleid und Gaſtfreundſchaft zum Verbrechen mache, und denen mit der Todesſtrafe drohe, welche den Proſkribirten ein Aſyl darböten, entſchloß er ſich, das Haus ſeiner Wohlthäterin zu verlaſſen. „Il faut que je vous quitte, ſagte er, je suis hors de la loi." — „Vous êtes hors de la loi, antwortete ſie, vous n'êtes pas hors de l'humanité." Trotz der Bitten ſeiner Wohlthäterin ging er am 19. März 1792, Abends um 8 Uhr, aus Paris. Seine Abſicht war, ſich bei einem alten Freunde, Herrn Suard, in der Gegend von Sceaux einige Zeit aufzuhalten; er traf aber gerade zu dem Zeitpunkte ein, als dieſer verreiſt war. Der unglückliche Flüchtling irrte mehrere Nächte umher, verbarg ſich im Gehölze und in den Steinbrüchen von Mont-Rouge, und mußte auch dieſen Ort der Verzweiflung aus Hunger verlaſſen. Er wagte ſich in ein kleines Wirthshaus zu Clamart. Sein Heißhunger, ſein langer Bart, ſein unruhiger Blick waren Zeichen, welche einem gerade anweſenden Mitgliede des Revolutionstribunals auffallen, und ſeine Verhaftung herbeiführen mußten. Vor das Sitzungslokal der Revolutions-Comité geführt, erklärte er, daß er ein Bedienter ſey und Simon heiße; aber eine mit lateiniſchen Noten verſehene Ausgabe des Horaz, welche er bei ſich trug, machte ihn noch verdächtiger. Man läßt ihn nach Bourg la Reine bringen, und wirft ihn des Abends (28. Mai 1794) ins Gefängniß. Als ihm des andern Morgens der Gefangenwärter etwas Brot und Waſſer bringen will, findet er ihn todt auf dem Boden hingeſtreckt. Er ſchien ſich durch Gift getödtet zu haben, welches er beſtändig bei ſich führte. Als Schriftſteller verdient er die Achtung der franzöſiſchen Nation. Seine Oeuvres complètes, publiés par Garat et Cabanis, 21 Bände 8. erſchienen 1804 im Druck.

Condottieri (Rottenführer) iſt ein Name, welchen die Italiener den Anführern von Kriegsbanden ertheilen, die nicht aus reinem Patriotismus, ſondern bloß um Lohn und Gewinns willen, für die Partei desjenigen fechten,

der ſie mit guter Münze beſoldete. Der fortwährende Zwiſt und die Fehden, die zwiſchen den italiſchen Ständen Statt fanden, gab ihnen ihr Daſeyn, und ihre Macht vergrößerte ſich ſo ſehr, daß ſie faſt alle militäriſche Gewalt an ſich riſſen. Die Rotten beſtanden in der Regel von dem Ausbunde der gemeinſten und ehrloſeſten Individuen, deren Gewerbe früherhin in Diebereien ꝛc. beſtanden hatten. Der berühmteſte unter ihnen war Francesco Sforza, der ſich bis zum Oberfeldherrn eines mailändiſchen Heeres hinaufſchwang, und im Jahr 1451 den Purpur eines Herzogs für ſich und ſeine Familie an ſich brachte.

Confeſſion, das Glaubensbekenntniß, z. B. die Augsburgiſche Confeſſion (ſ. d. Art.); auch wird eine Glaubenspartei, z. B. die catholiſche, reformirte, lutheriſche ꝛc. Confeſſion genannt.

Confeſſoren, Bekenner, nannte man in den erſten Zeiten des Chriſtenthums diejenigen, welche mit Gefahr ihres Lebens ſich als Anhänger der Lehre Jeſu bekannt hatten, und dem Tode entronnen waren. Sie ſtanden in hohem Anſehen, und hatten einen großen Einfluß; ſie wurden oft von der Gemeinde ernährt. Bei Entſcheidung von Streitigkeiten war ihre Stimme daher von vielem Gewicht. Deſto nachtheiliger dachte man aber von denen, die ſich während der Verfolgungen dem Märtyrertode furchtſam zu entziehen geſucht hatten.

Configurationen, freie Bildungen. Dieſen Namen führt das Phänomen, wenn aus einem Flüſſigen, das in Ruhe iſt, durch Verflüchtigung oder Abſonderung eines Theils deſſelben (bisweilen bloß der Wärmematerie) das Uebrige bei dem Feſtwerden eine beſtimmte Geſtalt annimmt. So nimmt das Eis unter den gehörigen Umſtänden eine regelmäßige Geſtalt an, und bildet ſich gewöhnlich in Nadeln oder kleinen Strahlen, die ſich unter einem Winkel von 60° durchkreuzen. Auch viele Salzarten, imgleichen Steine, die von einer im Waſſer, oder durch irgend eine andere Vermittelung aufgelöſte Erdart erzeugt werden, nehmen beſtimmte Geſtalten an. Die Urſache der Configurationen iſt die Attraktion oder Anziehungskraft; „denn wenn,“ wie Bergmann ſagt, „die Theile einer gleichförmig vertheilten Materie bei Verringerung oder Schwächung des Auflöſungsmittels, welches, allem Vermuthen nach, Waſſer war, einander immer näher kommen, ſo wird endlich der Abſtand ſo klein, daß mehrere auf einander wirken können, und da dies allezeit ungefähr gleich geſchehen muß, ſo entſteht auch eine beſtimmte äußere Geſtalt für jede Art Materie, welches man das Anſchießen der Theile nennt. Jedoch muß der Unterſchied natürlicher Weiſe auch auf die Zeit ankommen, in welcher das Auflöſungsmittel verändert wird; denn je geſchwinder ſolches verringert oder abgekältet wird, deſto geſchwinder und unordentlicher fallen die Theilchen zuſammen, und umgekehrt, wenn die Veränderung allmählig geſchieht. Die Natur ſcheint auf unendliche Art mit der Ungleichheit dieſer Configurationen zu ſpielen; aber wenn ſie genauer betrachtet werden, ſo findet man, daß die meiſten Veränderungen von wenigen urſprünglichen Figuren ſind. Merkwürdig iſt es, daß unter den Cryſtallen alle fünf reguläre geometriſche Körper vorkommen.“

Confirmation, in der catholiſchen Kirche Firmung (ſ. dieſen Artikel) genannt, iſt bei den Proteſtanten diejenige feierliche Handlung, vermittelſt derer nach empfangener Taufe die Confirmanden vor der verſammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens ablegen, die Lehren und Gebräuche Jeſu und ihrer Kirche zu beobachten angeloben, und hierauf nach dem erſten Genuſſe des Abendmahls als würdige Glieder in den Schooß ihrer Kirche aufgenommen werden. Seit der Reformation iſt in der proteſtantiſchen Kirche das Alter von 14 Jahren als das geringſte zur Confirmation immer mehr und mehr feſtgeſetzt worden. Auch iſt

in dieſer Kirche die Confirmation nicht als Sakrament, ſondern als zweckmäßiges Vorbereitungsmittel zum würdigen Genuſſe des Abendmahls beibehalten worden.

Confucius oder Con-fu-tſe, der Gründer und Stifter einer Religionslehre, der, wie der Geſetzgeber Moſes bei den Juden, Zoroaſter bei den Perſern und Mohamed bei den Muſelmännern, in dem Andenken der Chineſen fortleben wird, war ein Zeitgenoſſe des Pythagoras, und lebte ungefähr um's Jahr 550 v. Chr. Er ſtammte aus einem fürſtlichen Geſchlechte des Königreichs Lou, der jetzigen Provinz Chantong. Kaum drei Jahr alt verlor er ſeinen Vater, und obgleich ſeine Erziehung in den nachgiebigen Händen einer zärtlichen Mutter lag, ſo brach ſein Geiſt doch ohne menſchliches Zuthun auf eine treffliche Art aus ihm hervor, und in einem einſam beſchaulichen Leben pfloge er nur mit den Schriften der Alten Umgang, die er ſich zum Muſter ſeiner Worte und Thaten gewählt hatte. China war zu ſeiner Zeit in ſo viele kleine Königreiche getheilt, als es anjezt Provinzen zählt, die zwar im Allgemeinen unter dem Kaiſer ſtanden, jedoch hatte jedes Land ſeine eigene Geſetze und Regierung, und jeder König war völlig Herr in ſeinem Lande. An ihren Höfen herrſchten damals faſt alle Arten von Laſtern; Confucius, der hier die Würde eines Mandarins bekleidete, fühlte in ſich Kraft und Talent, dieſem entgegen zu ſtreben. Sein untadelhafter Wandel, ſeine Mäßigkeit, ſeine Beſcheidenheit, gaben ſeinen Lehren der Weisheit und Tugend, welche er bereits in ſehr frühen Jahren laut predigte, unglaubliches Gewicht, und ſein Ruhm nahm täglich zu. Er ſah ſich bald mit Würden und den einträglichſten Aemtern bekleidet; allein er benutzte ſie lediglich, um ſeinen Tugendlehren einen größern Wirkungskreis zu geben. Da er ſich indeß hierin getäuſcht ſah, ſo legte er alle Würden nieder, und zog ſich in ſein Vaterland zurück. Der König von Lou zog ihn aber bald aus dieſer Unwirkſamkeit hervor, ſetzte ſein ganzes Vertrauen in ihn, und wählte ihn zu ſeinem Miniſter. Durch ſeine weiſen Geſetze und Anordnungen hob ſich binnen Kurzem das Land; alle Volksclaſſen ſtiegen ſichtlich empor; ſelbſt der Hof und ſeine Umgebungen nahmen völlig eine neue Geſtalt an. So ſchnell und kräftig wuchs durch dieſen einzigen Mann das Reich, daß alle benachbarten Staaten, eiferſüchtig und erſchreckt über dieſe Größe, auf Mittel dachten, dieſem entgegen zu wirken. Der König von Tſi, dem das Emporblühen des Reichs Lou am Gefährlichſten ſchien, erdachte einen ſchlauen Plan, es wieder herab zu bringen. Unter dem Deckmantel der Freundſchaft ſendete er mit einer Geſandtſchaft dem Könige von Lou eine Anzahl der ſchönſten Mädchen zum Geſchenke. In Tanz, Geſang und allen Künſten der Verführung eingeweiht, beſtrickten ſie bald den Monarchen und ſeine Umgebungen. Bälle, Feſte, Comödien, kurz, eine Reihe von Luſtbarkeiten vertilgten ſchnell die weiſen, aber trockenen Lehren des Confucius. Die Arbeitſamkeit, die Ordnung der Geſchäfte, die kluge Sparſamkeit machten jezt den thörichſten Ausſchweifungen und Aufwande Platz. Alles Entgegenſtreben des Confucius war vergebens; man hörte nicht, und das Land ſank in Armuth und Anarchie. Jezt legte der Weiſe ſeine Stelle nieder, verließ ſein unglückliches Vaterland, und ſuchte nun dem Auslande durch ſeine Lehren zu nützen. Bei ſeinen Reiſen bildete ſich zwar um ihn eine ſehr große Anzahl von Schülern, auch ward er von mehreren Großen geehrt; allein mehrmal ſah er ſich auf das Schmählichſte gemißhandelt, ja ſein Leben ſelbſt in Gefahr. Mit größter Faſſung ertrug er ſein Schickſal, beruhigt durch den feſten Glauben an die Vorſicht. „Wenn mich der Himmel beſchützt," ſagte er zu denen, welche ihn zu retten ſuchten, als ein Reichsmandarin bereits den Säbel gegen ihn aufgehoben hatte, „werde ich nicht umkommen;" und wirklich entkam er der Todesgefahr. Sein ganzes Leben war ein Beiſpiel von Mäßigung

und Tugend, und er wandte es nur allein an, ſeine Lehren zu predigen, und ſeine trefflichen Werke auszuarbeiten. Er ſtarb 73 Jahr alt, unter lauten Klagen über die Verſchlechterung der Moralität, in Dürftigkeit, jedoch von ſeinen vielen hundert Schülern, ſelbſt von ſeinem Könige beweint; jetzt ſind ihm zu Ehren ſogar Tempel errichtet. Confucius war, wenn anders ſeine Biographen uns nicht täuſchen, eine Ausnahme von der gewöhnlichen Geſtalt der Chineſen. Bei einem hohen Körperbau und majeſtätiſchen Anſehen hatte er ſehr große Augen und einen ſtarken Bart. Dabei war er von Natur durch ein kleines Gewächs an der Stirne ausgezeichnet; hiernach benannte ihn bereits ſein Vater. Die Sekte, welche Confucius gründete, exiſtirt noch bis jetzt faſt in allen Theilen China's. Seine Dogmen ſelbſt ſind oft unſicher und ſchwankend. Die Philoſopheme, welche Lao-Kinn und Fo miteinander verwebten, ſcheint Confucius bloß geſammelt, die Traditionen von Beiden verbeſſert, und mit Geſetzen und guten moraliſchen Vorſchriften durchwürzt zu haben. Merkwürdig bleibt es immer, daß in ſeinen Schriften keine Spur einer Lehre über die Gottheit und Unſterblichkeit vorkommt. Seine Sittenlehre zeugt von tiefer Menſchenkenntniß, und erklärt ſich über die Beſtimmung der Menſchheit in allgemein gültigen Geboten. Allgemeines Wohlwollen, Gerechtigkeit, und Achtung gegen die hergebrachten Sitten und Gebräuche ſind die Grundcharaktere ſeiner Weisheitslehre. So wie er von Zoroaſter als Geſetzgeber und von Mahomed als Religionsſtifter übertroffen wird, Confucius aber als ein würdiger Held der Sittenlehre da ſteht, ſo erreichte ſeine Geſetzgebung doch den hohen Geiſt der Moſaiſchen nicht. Die Ehe galt ihm viel, den Ackerbau ſuchte er in Aufnahme zu bringen, aber den Handel ſchätzte er wenig. Unter den Schriften, welche man ihm beilegt, iſt das Schu-King oder Schan-Schu die wichtigſte. Sie ſind größtentheils moraliſchen, wenige hiſtoriſchen Inhalts, oder auch Commentare über einige der vorzüglichſten Kings. Sie ſind von P. Couplet und Noël lateiniſch überſetzt.

Congiarien hießen überhaupt alle Schenkungen oder Spenden, welche die römiſchen Imperatoren dem Volke machten; das Wort ſelbſt leitet ſich ab von Congius, einem römiſchen, für Flüſſigkeiten beſtimmten Maaße (ſ. d. Art.). Sollte nun eine ſolche Spende für das Volk vorgenommen werden, ſo wurden viele tauſend Täfelchen, Tesserae, Tabellae, vertheilt, auf denen geſchrieben war, wie viel Oel, Wein, Getreide u. ſ. w. ein Jeder zu empfangen hatte; der Inhaber ſolcher Täfelchen zeigte ſelbige dem Quäſtor, oder einem ſeiner Schreiber, und erhielt gegen Auslieferung derſelben ſein Geſchenk, und dieſes wurde ihm durch beſondere Perſonen, das Getreide durch Admensores, die Flüſſigkeiten durch Capulatores zugemeſſen. Auguſt gab verſchiedene ſolcher Congiarien, die außerdem noch von Geldſpenden begleitet waren, die denn auch ſchon für ſich congiaria genannt wurden. Adrian ließ Würze, Balſam und Safran als Congiarium dem Volke ausſpenden. Aurelian verehrte dem Volke ein Congiarium von zweipfündigen Kringeln, die gleich Kränzen von Oel, Schweinefleiſch und Brot zuſammengebacken waren, und Tiberius bewirthete das römiſche Volk an 1000 Tafeln, und verehrte dabei auf jeden Kopf 300 Seſterzien.

Congius hieß bei den Römern ein Maaß des Flüſſigen; er faßte ſechs Sextarien, d. i. den achten Theil einer Amphora, oder zwei berliniſche Maaße und anderthalb Nöſel, und wog zehn römiſche Pfund reines Waſſers. Zu Rom im farneſiſchen Pallaſte iſt noch ein echter Congius zu ſehen mit der Aufſchrift: Mensurae exactae in Capitolio pondo X. Dieſer Congius faſſet 10 Pfund, oder 120 Unzen Waſſers, wenn man 12 Unzen oder 24 Loth auf ein römiſches Pfund rechnet, welches nach der genauern Beſtimmung Eiſenſchmids aber nur 118 Unzen 4/5 Pariſer Gewicht betragen

Digitized by Google

würde. — Gewöhnlich war dieſer Congius das Maaß, nach welchem Griechenlands Becherhelden ſich zu meſſen pflegten. Wie uns Timäus erzählt, ſo ſetzte einſt der Tyrann Dionys bei einem feierlichen Schmauſe demjenigen Trinker, der zuerſt einen Congius würde geleert haben, eine Krone von Gold zur Belohnung aus, und Xenokrates, der Philoſoph, war der Held, dem ſie zu Theil ward. Nach den Berichten eines Athenäus und Aelian ſtellte Alexander der Große bei dem Grabe des Calamus außer andern gymnaſtiſchen und muſikaliſchen Spielen auch einen Wettkampf im Saufen an, wo denn dem Tapferſten ein Talent, dem Zunächſtfolgenden 30 Minen, und dem dritten Sieger 10 Minen als Preis ſollte zuerkannt bleiben; das Reſultat davon war, daß 35 der Saufkämpfer plötzlich todt zur Erde niederſtürzten, 6 Andere kurz darauf ſtarben, und ein gewiſſer Promachus den Hauptpreis davon trug, nachdem er 4 Congios Weins (wahrſcheinlich ununterbrochen nacheinander) hinabgegurgelt hatte.

Congo oder Niederguinea bezeichnet den Küſtenſtrich Afrikas auf der Weſtſeite vom Vorgebirge Lopez Gonſalva bis zum Vorgebirge Negro, der ſich 210 Meil. weit vom Aequator bis zum 17. Grad der Südbreite erſtreckt. Congo liegt unter der heißen Zone, und hat folglich ein ſehr heißes Clima, das gleichwohl durch die anhaltenden Regengüſſe, die Seewinde, den ſtarken Thau und durch die Gleichheit der Tage und Nächte ſehr gemildert wird. Hier kennt man nur zwei Jahreszeiten, die Trockene und die Regenzeit, wodurch die Natur neues Leben empfängt, und der Vegetation zum friſchen Grünen und Blühen verhilft. Gegen das Innere des Landes hin erheben ſich Hügel und Berge, und hier iſt der Boden vorzüglich, und zwar bis zu zweien Ernten jährlich ergiebig. Die vorzüglichſten Produkte aus dem Thierreiche ſind, außer vielen europäiſchen Hausthieren, der Elephant, das Rhinoceros, Panther, Leoparde, Hyänen, mancherlei Affen, Zebras, unter den Schlangen auch die Rieſenſchlange und viele Fiſcharten. Aus dem Pflanzenreiche ſind Reis, Mais, Battaten, Zuckerrohr, Pfeffer, Tamarinden, Citronen, Pomeranzen, Feigen u. ſ. w. die vorzüglichen. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, feines Kupfer, Zinn, Queckſilber, Eiſen, Marmor, Porphyr, Jaspis, Cryſtall, Stein- und Quellſalz. Die Bewohner ſind Neger, die ſich durch ihre Olivenfarbe, ihr krauſes, röthliches Haar, und durch ihre minder aufgeworfenen Lippen von andern Negern unterſcheiden. Ihre Religion beſteht in einem rohen Fetiſchendienſt. Mit Fetiſchen aller Art, den ſonderbarſten und mannigfaltigſten, die ſich vorfinden, verfertigt aus Lumpen, Holz, Stein, Muſcheln, Horn, Glas, u. ſ. w., ſind ſie alle, ohne Ausnahme, behangen; unter dieſen iſt vorzüglich das Bein eines gewiſſen Affen der Gegenſtand ihrer religiöſen Verehrung. Einen ihrer Hauptfetiſche macht ein Gebilde von zwei Menſchenfiguren mit ägyptiſchen Phyſionomien, umgeben mit Ziegenhörnern und Muſcheln, äußerſt merkwürdig. Im Jahre 1484 kamen die Portugieſen nach Niederguinea; ſeitdem bekennt ſich ein beträchtlicher Theil der Neger zur catholiſchen Religion. Beſonders wichtig für Portugal wurde der Beſitz von Congo wegen des Sklavenhandels. — Congo theilt ſich in die Provinzen Angola, Matamba, Benguola und Jaw-Coconda. St. Paolo de Loanda, eine Stadt in der Provinz Angola, iſt der Sitz des Gouverneurs der ſämmtlichen portugieſiſchen Beſitzungen auf der Südoſtküſte von Afrika. — Die Stadt St. Salvador, auf einem hohen, rings umher mit vielen Dörfern beſetzten Berge liegend, iſt nach europäiſcher Art gebaut, liegt 50 Meilen vom Meere, am Lebunda, hat lange und breite Straßen, und 40.000 Einwohner, eine portugieſiſche Citadelle mit Beſatzung. Die Stadt prangt mit dem Reſidenzpallaſt des Königs von Congo, mehreren Kirchen und Klöſtern, hat alle nöthigen Handwerker und wichtigen Handel.

Congregation. Hierunter verſtehen die Verfaſſer der geiſtlichen Ordensgeſchichte in der catholiſchen Kirche eine Geſellſchaft von mehreren Klöſtern dieſes oder jenes Ordens, welche gleichſam einen beſondern Körper ausmachen, und zwar einerlei Regeln, oder beſondern Satzungen unterworfen ſind. Faſt jeder geiſtliche Orden war einſt in verſchiedene Congregationen eingetheilt, die ihren Anfang bei der Ordensverbeſſerung erhielten. — **Congregationen** nennt man die, am päpſtlichen Hofe aus Cardinälen und Beamten des römiſchen Stuhles beſtehenden Verſammlungen, welche zur Berathung über geiſtliche und weltliche Angelegenheiten zuſammentreten. Sie können ordentliche und außerordentliche ſeyn. Ordentliche Congregationen ſind niedergeſetzt: 1) die consistorialis; 2) S. officii s. inquisitionis; 3) super negotiis episcoporum et regularium; 4) rituum; 5) immunitatis ecclesiasticae et controversarium jurisdictionalium; 6) de propaganda fide; 7) pro interpretatione Concilii Tridentini; und 8) indicis. — Unter allen dieſen iſt die Congregation der Propaganda die merkwürdigſte. (S. **Collegium de Propaganda.**)

Congreß, ſ. **Kongreß**.

Congreve (William), ein bekannter Schauſpieldichter Englands, ſtammte aus einer altnormänniſchen Familie in Staffordſhire, und wurde ungefähr um's Jahr 1671 oder 72 geboren, was aus der Inſchrift auf ſeinem Grabmale in der Weſtminſter Abtei hervorzugehen ſcheint. Sein Vater diente in Irland unter dem Heer, wo er auch ſeine erſte Erziehung genoß, daher es auch kam, daß man ihn bald für einen Irländer, bald für einen Engländer hielt. Seine Bildung erhielt er auf der Schule zu Kilkenny und zu Dublin. In ſeinem 16ten Jahre betrat er die Hochſchule zu London, um daſelbſt Jurisprudenz zu ſtudieren. Bald entſagte er aber dieſem Fache, und wandte ſich zur Dichtkunſt. Sein erſtes ſchriftſtelleriſches Produkt, das er in ſeinem 25. Jahre verfaßte, war ein Luſtſpiel: the old Batchelor (der alte Hageſtolz), welches 1693 über die Bretterwelt ging, und trotz mancher unanſtändigen Scene und ſchmutzigen Scherzes, den ungetheilteſten Beifall des Publikums erhielt. Den Lord **Halifax** machte er ſich hierdurch zu ſeinem Gönner, der ihn zu einem der Commissioners for licensing coaches ꝛc. creirte. Ermuntert durch dieſe Gunſtbezeugungen, lieferte er dem Theater ein zweites Luſtſpiel (1694): The double dealer, das ſich aber keiner ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen hatte. 1695 wurde ein ferneres komiſches Theaterſtück: Love for love (Liebe um Liebe) von ihm aufgeführt, das, obgleich es viele Stellen enthält, mit denen der ſtrenge Sittenrichter nicht zufrieden ſeyn kann, weit beſſer die Handlungen der Menſchen charakteriſirte, als in allen ſeinen frühern Werken von ihm geſchehen war. Schon fing man an, Congreve unter die vorzüglichſten dramatiſchen Schriftſteller Englands im komiſchen Fache zu zählen, als er plötzlich mit ſeinem Trauerſpiele: The mourning Bride (die Braut in Trauer) ſeine Bewunderer überraſchte, und auch im tragiſchen Fache eine neue Epoche für die objektive Dichtkunſt ſeiner Nation zu verkündigen ſchien. The mourning Bride wurde ein Lieblingsſtück des Publikums, und ſelbſt die Kunſtrichter beeiferten ſich, ihm den köſtlichſten Weihrauch zu ſtreuen; denn noch war auf dem engliſchen Theater keine Tragödie erſchienen, die, ohne pünktlich das Geſetz der ariſtoteliſchen Einheiten zu befolgen, ſo viele Regelmäßigkeit der Compoſition und des Styls mit einem ſolchen dramatiſchen und theatraliſchen Effekte vereinigt hätte. In dieſem dramatiſirten Roman, dem er eine gewiſſe tragiſche Haltung gab, und der durch ſeine moraliſche Tendenz und elegante Sprache entzückte, vermißt man dennoch den Eindruck, den ein Trauerſpiel im Ganzen machen ſoll, und der Sprache fehlt es an jener durchgreifenden Feierlichkeit, die ſich in Kraft und Größe ausſpricht. Durch die intereſſante und lebhafte Handlung, die den Zuſchauer nicht zur Ruhe kommen läßt, war

es ihm allein möglich, das Publikum, ſammt dem Richterſtuhle der Kritik zu blenden. Von einem Dichter, der in der vollſten Blüthe ſeiner Jahre ſich einen ſo ehrenvollen Ruf erworben hatte, erwartete man noch größere Leiſtungen; allein Congreve hatte den Gipfel ſeines Ruhms erreicht. Sein Luſtſpiel: The Way of the World, das bald darauf ſeiner Feder entfloß, gefiel nicht, und Congreve nahm, hierüber mißmuthig, von der Muſengöttin der dramatiſchen Poeſie auf immer Abſchied, zog ſich in die Einſamkeit zurück, und lebte während der zweiten Hälfte ſeines Lebens von dem Ertrage ſeiner Aemter und ſeines errungenen Lorbeers im traulichen Cirkel ſeiner Freunde. Seinen Abtritt von der Bühne will man hauptſächlich Collier zuſchreiben, welcher das engliſche Theater öffentlich als eine Schaubühne der Immoralität anklagte, mit dem ſich Congreve in einen heftigen Federkrieg einließ, bei welchem aber die dramatiſche Kunſt wenig gewann. Eine Oper, Semele betitelt, wodurch er dem italieniſchen Theater zu London den Preis abzugewinnen ſuchte, bewies, daß dieſe Dichtungsart ſeine Sphäre nicht ſey, und ſeine 1710 erſchienene Miscellaneous Poems, wurden nur in Anſehung der Bemerkungen, wie man die wahre Manier Pindars nachahmen müſſe, ſchätzbar und lehrreich. Als die Whigs, deren eifriger Anhänger er war, 1714 empor kamen, wurde er Secretary for the Island of Jamaica, mit einem Jahrgehalte von 1200 Pfund. In welchem Anſehen er als dramatiſcher Schriftſteller ſtand, erkennt man daraus, daß ihm Pope ſeine Iliade zueignete. Er ſtarb 1728 zu London. Sein Name iſt einer der bekannteſten in der Reihe der dramatiſchen Schriftſteller Englands geblieben; ſeine Luſtſpiele werden immer noch zu den vorzüglichſten gezählt; und ſein Trauerſpiel hat keine Kritik aus der Gunſt des Publikums verdrängen können. Als Luſtſpieldichter zeichnete er ſich vor ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen durch eine feinere Behandlung des komiſchen Stoffes aus, wiewohl dieſe Feinheit, ſowohl in der Charakterzeichnung, als in der ganzen Manier, nicht ſelten erkünſtelt und raffinirt iſt. Fehlt ſeinen Luſtſpielen auch jene frappante Natürlichkeit, womit ſeine Vorgänger ihre komiſche Darſtellungen belebten, ſo ſind ſie voll Witz und komiſcher Kraft, und zeichnen ſich durch die Kunſt aus, mit der er das komiſche Intereſſe bis zur Auflöſung des Knotes zu ſteigern wußte. Er war der erſte dramatiſche Dichter, der die Ehre des weiblichen Geſchlechts auf dem engliſchen Theater wieder herzuſtellen anfing.

Conjugation, ſ. Sprachlehre.

Conjunction (Aſtronomie), ſ. Aſpecten.

Conkordia, die Göttin der Eintracht. Bei den Griechen wurde ſie unter dem Namen Homonoia verehrt, und hatte zu Olympia einen beſondern Altar. Die Römer hatten ihr einen prachtvollen Tempel erbaut, welcher unter dem Capitolium ſtand. Auch erbaute nach der Vereinigung der Patricier und Plebejer Camillus dieſer Göttin zum Andenken dieſer Vereinigung einen eignen Tempel, der in der Folge von Tiberius verſchönert wurde. Mit der Zeit verfiel er, und Conſtantin war der Letzte unter den Kaiſern, der noch einmal Hand an ſeine Wiederherſtellung legen ließ. Die Attribute dieſer Göttin war: eine Schale in der rechten, und ein Scepter oder Füllhorn in der linken Hand.

Connetable iſt der Name dreier hohen Würden in England, Frankreich und Neapel. In England iſt Connetable oder Lieutenant des Towers zu London der Commandant dieſer Feſtung; er iſt zugleich Richter der Stadt London, ſo wie der Grafſchaften Middleſex, Surrey und Kent, und Gouverneur von 21 Hamlets oder kleinen Gebieten; alle vornehme Perſonen, die gefänglich im Tower ſitzen, müſſen ihm ein Gewiſſes entrichten. — Der Connetable de France war ehemals einer der vornehmſten Kronbeamten in Frankreich, der den Rang gleich nach den Prinzen vom Geblüte hatte, und zugleich der höchſte Befehlshaber über die ganze Kriegsmacht zu Lande war. Auch

hatte er das Schwert des Königs, welches er bei feierlichen Gelegenheiten ihm entblößt vortrug, in ſeiner Verwahrung. Der König Ludwig XIII. hob 1627 dieſen Poſten auf, und übertrug die Verrichtungen den Marſchällen von Frankreich. Im Jahr 1804 wurde dieſe Stelle wieder errichtet, und der Inhaber derſelben gehörte zu den höchſten Kronbeamten. Die Würde des Connetable von Neapel iſt eine der höchſten in dieſem Königreiche, die ſtets von dem Aelteſten der fürſtlichen Familie Colonna verwaltet wird.

Conninxloo (Aegidius), auch Gilles van Cooninxloo, van Coningslog genannt, ein berühmter Landſchaftsmaler, ward im J. 1544 zu Antwerpen geboren. Der Reichthum der Ideen in ſeinen Landſchaften, die vielſeitige Behandlung und die geſchickte Ausführung erhoben ſeinen Ruhm zu einer bedeutenden Höhe, und ſeine Werke fanden viele Nachahmer. Martin Cleef ſtaffirte ſeine Gemälde, deren viele von einer außerordentlichen Größe ſind. Er hat ſich 10 Jahre in Frankenthal aufgehalten, wo er viele herrliche Stücke angefertigt hatte; von hier ging er nach Antwerpen zurück, und ſtarb im 50ten Jahre ſeines Lebens.

Conrad von Würzburg, einer der fruchtbarſten und zugleich vorzüglichſten der letzten ſchwäbiſchen Dichter, den man als den Repräſentanten der romantiſchen Ritterpoeſie an ihrem Wendepunkte betrachten kann, ſang in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Nur unter der ehrenvollen Benennung Meiſter tritt er als Held unter den Minneſängern auf, und wir wiſſen eben ſo wenig, aus welchem Grunde ihm dieſer Titel ward, als ſeine Lebensumſtände in das tiefſte Dunkel der Ungewißheit eingehüllt ſind. Ein edles Feuer glühte in ſeinem Buſen, und nur mit tiefem Unwillen klagt unſer Muſenſohn über den Verfall der Moralität zu ſeiner Zeit in ſeinen naiven Gedichten. Verwildert waren die Prieſter des Parnaſſes; deßhalb glaubte er ſich zum Dichteramte berufen, um von dem mit vollbewegter Bruſt zu ſingen, was des Geiſtes Ehre ſey. Viele von ſeinen poetiſchen Produkten ſind der Vergeſſenheit entriſſen worden, und wenn man die Geſchichte des trojaniſchen Kriegs (welche Müller in ſeiner Sammlung altdeutſcher Gedichte äußerſt unvollſtändig aufführt), eine Nachbildung eines, in welſcher Sprache vorhandenen, Gedichtes, aufmerkſam betrachtet, ſo glänzt er hier als epiſcher Dichter. Trotz der darin vorherrſchenden ausdrucksvollen und maleriſchen Manier, iſt dieſes epiſche Gedicht eben ſo weit von der claſſiſchen Vollendung der romantiſchen Poeſie entfernt, wie Veldeks romantiſche Aeneide. Würde des Styls, herrſchendes Intereſſe für's Moraliſch-edle, und die Neigung, moraliſche Betrachtungen überall, ohne trokken zu werden, einzuſtreuen, verkenntlichen alle Erzeugniſſe dieſes männlichen, aber ſehr zartfühlenden Dichters. In der Gattung der erzählenden Poeſie verſuchte er ſich in dem Gedichte Engelhard und Engeldrut (v. Eſchenburg in den Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt aufbewahrt), ein Produkt, das ſich durch ſeinen äußerſt intereſſanten Stoff, und durch die edle, geiſt- und gefühlvolle Manier empfiehlt. In der Manier der alten franzöſiſchen Fabliaux ſchrieb er ſeine Schwänke (vergl. von der Hagen's u. Büſchings Samml. altdeutſcher Gedichte), und lieferte in dieſen komiſchen und muthwilligen Erzählungen den Beweis, wie weit er, bei ſeiner Neigung zum Moraliſiren, vom illiberalen Sitten-Pedantismus entfernt ſey. Im lyriſchen Fache zeichnet ſich Conrad vor den Meiſten ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen eben ſo ſehr durch den gehaltenen Ton eines edeln Gefühls aus, als durch die intereſſanten Wendungen ſeines Styls, und durch die Cultur ſeiner Verſifikation. Sein geiſtliches Lied im höhern Ton, vorzugsweiſe von ihm ſelbſt, das goldene Kunſtwerk oder die güldene Schmiede überſchrieben (das Wort Schmieden bedeutet im Altdeutſchen überhaupt, etwas kunſtreich zuſammenfügen), iſt noch nicht durch den Druck

bekannt gemacht. Ein anderes geiſtliches Gedicht dieſer Art von ſeiner Hand, in der Maneſſiſchen Sammlung, iſt, wie die übrigen Gedichte, mit denen es in eine Claſſe gehört, mehr fromm, als poetiſch; ermüdend durch den proſaiſchen Myſticismus, der die Stelle der höheren Poeſie vertreten ſoll; glänzend hier und da von manchem kühnen und ſchönen Bilde, aber arm an Gedanken, die ein Zeitalter noch intereſſiren könnten, wo der menſchliche Geiſt ſich freier im Gebiete religiöſer Vorſtellungen umzuſchauen gelernt hat. Aus den weltlichen lyriſchen Gedichten Conrad's ſpricht auch da, wo ſie von der Minne, ihren Freuden und ihrem Werthe, reden, mehr ein ruhiges Intereſſe für die Schönheit der zärtlichen Gefühle, als ein leidenſchaftliches Gefühl des Dichters ſelbſt. Conrad ſang auch Tanzlieder; aber die herrſchende Tendenz ſeiner lyriſchen Gedichte iſt offenbar didaktiſch; daher finden ſich unter ihnen auch artige äſopiſche Fabeln in lyriſchen Versarten, und andere der Fabel ähnliche kleine Dichtungen. In allen dieſen Gedichten von lyriſcher Form zeigt ſich Conrad aber als ein gewandter Reimkünſtler, der zur Abwechſelung ſelbſt die Spielerei nicht verſchmähte, die damals mit dem Reime getrieben wurde. Dem Geſchmacke ſeines Zeitalters gemäß liebte er auch die Form der Allegorie. Einige allegoriſch-didaktiſche Erzählungen von ihm haben ſich erhalten. Ueberhaupt iſt der Enthuſiasmus für die Kunſt der Muſen, und der Unwille über ihre öffentliche Zurückſetzung charakteriſch in ſeiner ganzen Poeſie. Aber mit allem ſeinem Eifer ſcheint er doch nur wenig auf die Denkart ſeiner Zeitgenoſſen gewirkt, oder den Verfall der romantiſchen Poeſie aufgehalten zu haben. Sein Hauptverdienſt bleibt, daß er dieſe Poeſie, der er keinen neuen Schwung zu geben vermochte, in Allem, was ihr eigenthümlich iſt, mit mehr Geſchmack und Fleiß, als irgend ein anderer deutſcher Dichter ſeiner Zeit, aufrecht zu erhalten, und in ihrem ganzen Umfange auszubilden ſtrebte.

Conrad von Hochſteden, einer der mächtigſten, ſtreitbarſten und reichſten Fürſten der cölniſchen Kirche, war ein Sprößling des alten gräflichen Geſchlechtes v. Hochſteden, und wurde in dem letzten Decennium des 13. Jahrhunderts geboren. Von ſeiner Jugendgeſchichte iſt uns nichts bekannt Im Jahre 1237 zum Erzbiſchof und Churfürſten von Cöln erhoben, gelangte Conrad in der Folge durch ſeine Gewandtheit und tiefe Urtheilskraft in Staatsangelegenheiten bald zu einer ſeltenen Celebrität und einem großen Einfluſſe bei dem Kaiſer und den Fürſten des deutſchen Reichs. Auch der Papſt überhäufte ihn mit Huldbezeugungen, und ertheilte ihm unter andern die Auszeichnung, daß nur ein Biſchof von Cöln einem römiſchen König die Krone zu Aachen aufzuſetzen befugt ſey. Conrads politiſche Charakterzüge waren übrigens Bereicherung, Vergrößerung ſeiner Macht, und Herrſch- und Streitſucht; daher er auch ſeine ganze Regierung hindurch mit den Nachbarſtaaten, beſonders aber mit der Stadt Cöln, in faſt ununterbrochener Fehde und Krieg ſtand. Indeß mußte er oft genug die bittern Früchte ſeiner Ruhmgier koſten. Gegen Wilhelm, Grafen v. Jülich, zog er den Kürzern, wurde deſſen Gefangener, und mußte auf dem Schloſſe Nidecken 9 Monate ſchmachten. Auch alle ſeine Verſuche, der damals durch Gewerbfleiß und Welthandel reichen und mächtigen Stadt Cöln ihre Freiheit zu rauben, ſcheiterten an der Beharrlichkeit und der heroiſchen Unerſchrockenheit ihrer Bürger. Doch zeigten ſich Conraden von einer andern Seite günſtigere Ausſichten zur Durchführung ſeiner Plane, als Kaiſer Friedrich II., vom Papſt Innocenz IV. mit dem Banne belaſtet, des Reichs entſetzt wurde. Jetzt trat nämlich die Zeit des großen Interregnums ein. Conrad, auf der Seite des Papſtes, wählte auf deſſen Betrieb mit noch einigen Fürſten Heinrich von Thüringen an Friedrichs Stelle; allein die Uneinigkeit und der Parteikampf der Reichsfürſten ließen dieſen nicht zum Beſitze ſeiner Würde gelangen, und ſo trug er eben ſo wie der

nach ihm gewählte Wilhelm v. Holland, welchen Conrad zu Aachen krönte, kaum den Titel eines Königs. Der ſchlaue Churfürſt wußte indeß in dieſer anarchiſchen Periode ſeine Macht zu vergrößern, von jenen Fürſten ſich viele Geſchenke und Privilegien zu verſchaffen, und gelangte auf dieſem Wege zum Beſitze eines ungeheuern Reichthums. Indeß ließ er jetzt herrliche Bauten erſtehen, verſchönerte ſein Land durch mehrere Schlöſſer, errichtete Tempel, und beurkundete auf dieſe Weiſe ſeine fürſtliche Kunſt- und Prachtliebe um ſo mehr, als er auch den Gelehrten ſeiner Zeit, einem Albert dem Großen u. A., die von Cöln aus als Geſtirne erſter Größe in ganz Europa ein wohlthätiges Licht verbreiteten, die ſchönſten Beweiſe ſeines Wohlwollens gab. Sein väterliches Stammland, die Burg und das Land von Hochſteden in der Eifel, kaufte er von ſeinem Bruder Lothar, und ſchenkte es dem Erzſtift, welches er überdies noch durch andere Herrſchaften und Caſtellen vergrößerte und befeſtigte. — Als im Jahr 1248 die alte Cathedrale Cölns, welche die Reſte der heiligen morgenl. Weiſen umſchloß, ein Raub des Feuers ward, faßte Conrad den Entſchluß, eine neue, größere und herrlichere zu errichten. Schon Engelbert I. (ſ. d. A.) hatte den Plan zu einem neuen, dem jetzigen leider unvollendeten Dome entworfen, an deſſen Ausführung ihn wahrſcheinlich ſein plötzlicher Tod hinderte; Conrad ergriff daher Engelberts rieſige Idee, und legte nach jenem Riſſe noch im nämlichen Jahre am 14. Auguſt unter außerordentlichem Gepränge den erſten Stein zu jenem ſtaunenerregenden Rieſengebäude:

Ueber das nichts Größres der Erd' und Beßres
Geben die Kunſt wird kommenden Geſchlechtern,
Ob erneut in Gold auch
Glänze die Urzeit! (Wallraf.)

Nach Wilhelms von Holland Tod (1256) ward durch Conrads Einfluß Richard von Cornwall, Bruder Königs Heinrich III. von England, und der reichſte Prinz ſeiner Zeit, zum Reichsoberhaupt gewählt. Conrad eilte nach England, dem reichen und eiteln Fürſten dieſe Wahl zu verkünden, und wurde unter Jubel und Ehrenbezeugungen am königl. Hofe empfangen. Außerordentliche Geſchenke erhielt der gefeierte Churfürſt, und zum Baue ſeiner neuen Cathedrale ſammelte er mit königl. Erlaubniß in ganz England eine Steuer. Conrad krönte dieſen Richard zu Aachen, kehrte dann nach Cöln zurück, wo ihn der Tod der Ausführung jenes Tempelbaues und ſeiner Fehde mit Cölns Bürgern 1261 entriß. Sein Grab iſt im Dome, rechts dem Dreikönigen-Mauſoleum; auf ſelbigem ruhet ſein in Lebensgröße aus Bronze gegoſſenes Bildniß, in biſchöflichem Ornat, auf einer ſchwarzen Marmorplatte. Schändliche Habſucht, nicht achtend die Rechte des Schönen, raubte in der vandaliſchen Zeit der franz. Aufhebung aller geiſtlichen Corporationen die ehernen Zierden dieſes Grabmals, das nun ſehr verſtümmelt der Wanderer nicht ohne Unwillen erblickt. Das Geſchlecht dieſes Churfürſten, welches im 10ten Jahrhundert ſchon blühte, ſoll noch nicht ausgeſtorben ſeyn. — Gelenius ſetzte Conraden folgendes Epitaph:

Conradus summi caepit fastigia Templi,
Atque Ubià Salomon alter in Urbe fuit.

Conradin von Schwaben, der unglückliche letzte Sprößling des weltberühmten hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes, Enkel des Kaiſers Friedrichs II., Sohn Conrads IV. (21. Mai 1254 von ſeinem natürlichen Bruder Manfred durch Gift getödtet) und der baieriſchen Prinzeſſin Eliſabeth, war am 25. März 1251 geboren. Er war rechtmäßiger Erbe von Neapel und Sizilien, welche Länder aber Papſt Clemens V. dem Bruder des Königs Ludwigs IX. von Frankreich, Carl von Anjou, Grafen der Provence, gegen einen jährlichen Tribut von 800.000 Unzen Goldes verſchenkt

hatte. Der franzöſiſche Uebermuth dieſes neuen Uſurpators wurde aber bald den freiheitliebenden Italienern unerträglich. Alle wünſchten ſich die väterliche Regierung Friedrichs II. zurück, und richteten ihre Blicke auf ſeinen Sprößling Conradin, und ließen heimlich Auffoderungen an ihn ergehen, denen ſeine eigenen Wünſche entgegen kamen. Unter romantiſchen Geſängen aufgewachſen, und ſelber in der Roſenzeit des Lebens, berechnete er die Schwierigkeiten eines ſo gefahrvollen Unternehmens nicht; verkaufte und verpfändete vielmehr, wie ein ächter Kreuzfahrer, noch die letzten Trümmer der hohenſtauſiſchen Güter in Schwaben, und warb dafür ein Heer an, mit dem er, ungeachtet der zärtlichſten Bitte ſeiner ahnenden Mutter, in Begleitung ſeines Buſenfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, den Zug über die Alpen muthig antrat. Der Anfang ſchien glückliche Reſultate zu verkündigen. Allenthalben fielen ihm die Gibellinen zu, und ſelbſt die Römer, die, wie gewöhnlich, mit dem Papſte in Zwietracht lebten, führten ihn, dem Letztern zum Trotz, mit großem Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Aber in Apulien kam ihm Carl von Anjou entgegen, und ſchlug ihn (23. Aug. 1268) bei Tagliacozzo völlig auf's Haupt. Die Unvorſichtigkeit ſeiner Krieger, die des Sieges ſchon gewiß zu ſeyn glaubten, und ſich zu frühe auf Plünderung legten, war Schuld an dieſer unglücklichen Niederlage. Conradin und ſein Freund Friedrich wurden auf der Flucht verrathen, und ſeinem Gegner Carl ausgeliefert. Dieſer ließ ein förmliches Gericht über ſie halten, weil er ſie gern mit Anſtand ermordet ſehen wollte. Natürlich wurden ſie nicht als Kriegsgefangene und Streiter um ein rechtmäßiges Erbe, ſondern als Beleidiger der franzöſiſchen Majeſtät betrachtet, und als ſolche zum Tode durchs Schwert verdammt. Man ſetzte ſich über alle Sitte des Krieges und des Ritterthums weg, und Carl von Anjou rief ſogar aus, es ſey ſchon Gnade, daß er ſie nicht, wie die andern Mitſchuldigen, an den Diebsgalgen hängen laſſe. Das ſogenannte Urtheil wurde am 29. Oktober 1268 auf öffentlichem Markte zu Neapel vollzogen. Der 16jährige Conradin bewies ſich durch die Faſſung, mit der er das Mordgerüſt beſtieg, des Heldengeſchlechts würdig, das hier mit ihm erloſch. Er zeigte keine andere Betrübniß, als über ſeinen Freund, den er in ſein unglückliches Schickſal mit verflochten. Aber auch Friedrich war gefaßt. Sie entkleideten ſich ſelbſt; der Prinz von Baden empfing zuerſt den Todesſtreich, und mit derſelben Würde legte nach ihm auch Conradin ſein Haupt auf den blutigen Block. Kurz vor ſeinem Tode hatte er ſeinen Anverwandten, Peter von Aragonien, zum Erben des ihm geraubten Reiches eingeſetzt, der 1282 auch wirklich die Herrſchaft über Sizilien antrat, als die ſicilianiſche Veſper den franzöſiſchen Scepter geſtürzt hatte. Conradin hinterließ noch ein, angeblich von ihm herrührendes, Minnelied, das ſich mit den Worten ſchließt:

„Mich läßt die Liebe ſehr entgelten,
„Daß ich der Jahre bin ein Kind."

Außerdem hat auch die dramatiſche Muſe ſein tragiſches Schickſal gefeiert.

Conring (Herrmann), ein berühmter Polyhiſtor ſeiner Zeit, Sohn eines Predigers zu Norden in Oſtfriesland, wurde am 9. November 1606 geboren. Bereits in ſeinem 14. Jahre ſchrieb er ein ſatyriſches Gedicht auf die gekrönten Poeten, welches den Beifall vieler damals lebenden Gelehrten erhielt. 1625 betrat er die Hochſchule zu Leyden, ſtudirte hier Theologie und Medicin, und kam nach einem fünfjährigen Aufenthalte daſelbſt nach Helmſtädt, wo ihm 1632 der Lehrſtuhl der Philoſophie zu Theil wurde. 1634 empfing er die Würde eines Doktors der Medicin, von dem Herzoge Georg von Braunſchweig aber die ordentliche Profeſſur in dieſem Fache, und wurde, da ſich ſeine Kenntniſſe über faſt alle Zweige des menſchlichen Wiſſens ausbreiteten, von den Fürſten Deutſchlands in wichtigen Staatsangelegenheiten um Rath ge-

fragt. 1649 wählte ihn die regierende Fürſtin von Oſtfriesland zu ihrem Leibarzte, und die Königin Chriſtine von Schweden berief ihn an ihren Hof, und da er die ihm angetragene Ehrenſtelle nicht annehmen wollte, entließ ſie ihn mit einem Jahrgehalte von 1600 Thlrn. Durch ſeine Correſpondenz mit den gelehrteſten Männern ſeiner Zeit wurde er auch Colbert (ſ. d. Art.) bekannt, und ſtieg dadurch ſo in der Achtung des franzöſiſchen Hofes, daß ihm vom Könige von Frankreich 1664 eine jährliche Penſion von 2000 Liv. zuerkannt wurde. 1667 berief ihn die Stadt Cöln zu ſich, um den Vermittler in den Streitigkeiten zu machen, welche damals zwiſchen ihr und dem Churfürſten-Erzbiſchofen obwalteten, nach deren Erledigung ihm von dem König von Dänemark 1669 der Titel eines däniſchen Etatsrathes zu Theil wurde. Er ſtarb am 12. Dez. 1681 im 75ſten Jahre ſeines Alters. Seine Bemühungen um die Geſchichte des deutſchen Reichs, und das deutſche Staatsrecht, in welchem letztern er eine ganz eigene Bahn wandelte, gereichen ihm zu großem Ruhme, und ſeine muſterhaften Abhandlungen bildeten große Männer. J. W. Göbe veranſtaltete 1730 zu Braunſchweig in 7 Foliobänden eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, und begleitete ſie mit einer Lebensbeſchreibung des Verfaſſers. Seine Tochter, Eliſa Sophia, zuletzt eine verehlichte von Reichenbach, erwarb ſich durch ihre poetiſchen Arbeiten als Dichterin einen großen Ruf. Ihre Schweſter Maria Sophia, Gattin des Prof. Schelhammer, glänzte ebenfalls als Dichterin und gelehrte Frau.

Conſalvi (Hercules), ein durch Geiſt und Kenntniſſe gleich ausgezeichneter Cardinal, wurde 1757 zu Toscanella geboren. Frühe ſchon widmete er ſich mit großem Eifer dem Studium der Theologie und Politik, ſo wie er Muſik und Literatur mit gleicher Liebe umfaßte. Seine Geſinnungen gegen die franzöſiſche Revolution erwarben ihm den Schutz der erlauchten Muhme Ludwigs XVI., und er erhielt durch ihre Empfehlung die Stelle eines Auditors der Rota, welche zum Cardinalat führt. Als die Franzoſen ſich Rom näherten, wurde ihm die Aufſicht über deren Anhänger zu Rom übertragen, weßhalb er beim Einfalle der Franzoſen im Jahre 1798 verhaftet und verbannt wurde. Er war Sekretär des Cardinals Chiaramonte, und als dieſer unter dem Namen Pius VII. den päpſtlichen Thron beſtieg, war er unter den Erſten, welche mit dem Purpur geſchmückt wurden. Der ausgebildetſte Geiſt, der feinſte Anſtand und eine edele Figur zeichneten den Cardinal aus. Bald darauf wurde er bei dem Abſchluß des Conkordats mit dem erſten Conſul Buonaparte Staatsſekretär; er ging nach Paris, und unterzeichnete alle Verträge. Im Juni 1806 legte er ſeine Stelle als Staatsſekretär nieder; ihm folgte, nach der Rückkehr Pius VII. in ſeine Hauptſtadt, Cardinal Caſoni de Sarzana. Im Jahr 1814 foderte Conſalvi, als Repräſentant Sr. Heiligkeit auf dem Wiener Congreſſe die Marken und die drei Legationen zurück. Im Auguſt 1815 erließ er ein Dekret Sr. Heiligkeit, wodurch verordnet wurde, daß die dem heil. Stuhl zurückgeſtellten Provinzen durch eine Congregation unter dem Vorſitz eines Präfekten regiert werden ſollten. Im Jahre 1816 unterzeichnete er das Edikt Motu proprio, wodurch der Papſt dem Kirchenſtaate eine neue Conſtitution gab. Conſalvi, welcher damals die geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten des römiſchen Hofes leitete, betrieb im Jahre 1817 alle Unterhandlungen, welche mit Frankreich Statt hatten. Nach dem Tode Pius VII. wollte er ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, dieſem ein Grabmal zu errichten. Der berühmte Thorwaldſen, ein würdiger Nachfolger Canova's, ward mit der Ausführung beauftragt, und 20.000 römiſche Thaler beſtimmte der Cardinal zum Preiſe ſeiner Arbeit. Im Jahre 1824 ward dieſer würdige Prälat plötzlich von einer Bruſtbeſchwerde befallen, welche in Zeit von 3 Tagen einen ſo gefährlichen Charakter erhielt, daß ſein

Tod ſchnell erfolgte, doch, wie es hieß, ohne demſelben merkliches Leiden zu verurſachen. — Als Conſalvi mehrere Jahre vorher einſt von einer chroniſchen Unpäßlichkeit befallen wurde, riethen die Aerzte ihm, ſich der Ruhe zu überlaſſen, dann würde die Krankheit geringere Gewalt behalten. „Wie lange könnte ich da wohl noch leben?" fragte der Cardinal. — Vielleicht 8 bis 10 Jahre noch, war die Antwort. — „Und wenn ich fortarbeite, wie bisher?" — Nur höchſtens vier bis fünf Jahre! — Sehr wohl, meine Herren," ſagte der Cardinal, „ich werde alſo noch fünf Jahre arbeiten; denn fünf benutzte Jahre wiegen dreimal ſo viel müßige auf." — Der römiſche Künſtler Giuſeppi Girmetti hat die, Conſalvi's Andenken verewigende, Medaille verfertigt. Dieſe ſtellt auf der einen Seite das ſehr ähnliche Bildniß des Cardinals, auf der andern Seite eine Minerva vor, die ſich mit der Linken auf die Lanze ſtützt, und mit der Rechten ein Steuerruder hält. In der Nähe iſt ein Opferheerd, um den eine Schlange ſich windet, und auf dem ein Lorbeerzweig und eine Nachteule ruhen; ſämmtlich Embleme, welche die Seelenſtärke, die Klugheit, die Wachſamkeit des großen Mannes, und den Frieden bezeichnen, um den Conſalvi ſich verdient gemacht hat.

Conſcription iſt die Aushebung waffenfähiger Mannſchaft zum Kriegsdienſte. Man unterſcheidet ſie von der Werbung und dem Landſturm. Dieſer Kunſtausdruck iſt aus der Militärverfaſſung der Römer in derſelben Bedeutung auf die neuere Heeresverfaſſung der europäiſchen Staaten übergegangen. Da jeder römiſche Bürger von ſeinem 17ten bis 45ſten Jahre zum Kriegsdienſte verpflichtet war, ſo konnte von keiner Werbung, ſondern nur von einer Aushebung die Rede ſeyn. In den Zeiten der Republik wurden jährlich 4, und in der Folge oft fünf und zwanzig Legionen (6666 Mann eine Legion) ausgehoben. Das Enrollement der dienſtfähigen Mannſchaft geſchah auf folgende Weiſe. Wenn die Conſuln ihr Amt angetreten hatten, ſo beſtimmten ſie einen Tag, an dem diejenigen, welche das zum Kriegsdienſt erfoderliche Alter beſaßen, auf dem Marsfelde und Capitol, bei Verluſt ihrer Güter und Freiheit, erſcheinen mußten. War dieſes geſchehen, ſo ſetzten ſich die Conſuln auf ihre kuruliſchen Stühle, und ſtellten mit Beihülfe des Legionstribunen das Enrollement an, falls ſie nicht von den Volkstribunen verhindert wurden. Das Loos entſchied, wie die Tribus aufgerufen werden ſollten. Der Tag der Verſammlung wurde entweder durch die Präconen oder durch einen ſchriftlichen Anſchlag beſtimmt. Nun ließen die Conſuln nach Belieben die, welche ſie wollten, aus den Tribus aufrufen, und jeder, der genannt wurde, war bei ſchwerer Strafe zu antworten verbunden. Die Namen der Ausgewählten wurden auf Tafeln geſchrieben, und dies war die Auswahl der Truppen oder die eigentliche Conſcription. Befreiung vom Kriegsdienſte verſchafften nur ein Alter über 50 Jahre, Krankheit, Körpergebrechen, Bekleidung eines Amtes, es mochte dieſes eine Magiſtrats= oder Prieſterwürde ſeyn, und beſondere Vergünſtigung oder Nachſicht, die vom Senate oder Volke ertheilt wurde. — Während der franzöſiſchen Revolution wurde dieſer römiſche Gebrauch der Truppenaushebung nicht nur nachgeahmt, ſondern förmlich als ein Staatsgrundgeſetz erklärt. Jeder franzöſiſche Bürger war zum Kriegsdienſte verpflichtet, in ſofern er das 16te Jahr erreicht, und das 40ſte noch nicht zurückgelegt hatte. Mit dem Sturze der napoleoniſchen Monarchie wurde manche von den franzöſiſchen Militärgeſetzen in Hinſicht der Conſcription abgeſchafft, obgleich die Allgemeinheit der Militärpflichtigkeit in den meiſten deutſchen Bundesſtaaten beibehalten wurde. In Dänemark beharrte man aber immer noch auf der alten Gewohnheit, nur die Söhne des Landmanns in die Conſcriptionsliſte aufzunehmen.

Conſervatorien ſind in Italien öffentliche, fromme Stiftungen, in denen Waiſen und Kinder armer Leute, beſonders von weiblichem Geſchlechte, unterhalten, erzogen, und in zweckmäßigen Arbeiten, vorzüglich aber in der Muſik unterrichtet werden. Dieſe Conſervatorien ſtehen in Italien in einem ſolchen Rufe, daß auch Begüterte ihre Kinder hier in Penſion geben, weil man den Unterricht in dieſen Anſtalten ſchon der Muſik allein wegen jedem Privatunterrichte vorzieht. Vor der Revolution gab es in Neapel drei Conſervatorien für Knaben, unter denen das di Santa Maria di Loretto das berühmteſte war; jetzt beſteht nur das della Pieta. In Venedig waren vier ſolche Anſtalten, alle für Mädchen, die hier bis zu ihrer Verheirathung blieben. Aus dieſen Conſervatorien ſind eine Menge meiſterhafter Componiſten, Sänger und Sängerinnen für ganz Europa hervorgegangen. In Paris wurden 1795, und 1808 in Mailand Conſervatorien oder Muſikſchulen errichtet, die mit jenen ältern Italiens rühmlich wetteifern.

Conſecration iſt nach dem kirchlichen Lehrbegriffe der Catholiken die geheimnißvolle Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti; nach dem evangeliſchen Glauben iſt ſie die Einweihung des Brotes und Weines beim Abendmahl. Auch bezeichnet man damit die feierliche Einweihung eines Biſchofs oder Erzbiſchofs zu ſeinem Amte.

Conſenß iſt eine Willenserklärung zur Eingehung eines Rechtsgeſchäftes. Sie kann ſeyn: a) entweder eine ausdrückliche (consensus expressus), wenn ſie mündlich oder ſchriftlich, durch Wort, oder durch Zeichen, welche die Stelle der Worte vertreten, ausgedrückt wird; b) oder eine ſtillſchweigende (consensus tacitus), welche dann vorhanden iſt, wenn Jemand ſolche Handlungen vornimmt, die keine andere Auslegung zulaſſen, als daß er in ein Geſchäft habe einwilligen wollen; c) oder eine vermuthete (consensus praesumtus), wenn ſie nur aus allgemeinen Gründen als wahrſcheinlich angenommen wird. d) Giebt Jemand ſeine Einwilligung zu einem Geſchäfte nicht gleich anfangs bei Eingehung deſſelben, ſondern erſt in der Folge, ſo heißt dies Genehmigung (ratihabitio), und dieſe iſt in der Regel der vorhergehenden Einwilligung gleich. Es iſt indeß nicht genug, daß Jemand ſeinen Willen erkläre; ſondern ſeine Willensbeſtimmung muß auch frei, und ſein Wille im Ernſte erklärt ſeyn. Alle Mängel der Willensbeſtimmung müſſen daher Einfluß auf das Geſchäft haben, und dahin gehören insbeſondere der Irrthum und die Unwiſſenheit, der Dolus (Liſt), die Furcht und der Zwang, endlich auch die Simulation.

Conſigniren, verſiegeln, aufzeichnen, bedeutet in der Handlung, Waaren an Jemand in Commiſſion zum Verkauf ſchicken, wogegen der Abſender gemeiniglich ⅔ oder die Hälfte des Geldbetrages in Wechſeln 2 bis 3 Monate à dato auf denjenigen entnimmt, an den die Waare conſignirt worden.

Consilium abeundi, der Rath, ſich zu entfernen, iſt eine auf den Univerſitäten gebräuchliche Disciplinarſtrafe, welche als eine mildere Art von Relegation zu betrachten iſt. In der Regel dehnt ſich die Zeit der Verweiſung nur auf ein halbes Jahr aus, und der conſilirte Akademiker kann nach Verlauf dieſer Friſt, unter dem Verſprechen eines muſterhaften Betragens, als Mitbürger derſelbigen Hochſchule, von welcher er verbannt wurde, wieder angenommen werden. Da dieſe Strafe nur jugendliche Thorheiten und Unbeſonnenheiten trifft, ſo ſchändet ſie keineswegs, ſondern ſoll bloß zur Warnung und Beſſerung dienen.

Conſiſtorium. In den Zeiten der römiſchen Kaiſer kam dieſes Wort und deſſen Bedeutung zuerſt auf. Anfangs verſtand man darunter den Ort, wo ſich der Geheimrath der Kaiſer, deſſen Mitglieder Conſiſtoriales

oder Comites Conſiſtoriani hießen, verſammelten, und ſtehend Rath pflegten. Schon ſeit des Kaiſers Adrians († 138 n. Chr.) Regierung nannte man dieſe Verſammlung ſelbſt Conſiſtorium, und jetzt ward es den Mitgliedern erlaubt, ſich zu ſetzen. Der Kaiſer hatte hierin den Vorſitz, und von dieſem Gerichtshofe fand weiter keine Appellation Statt. Der Kaiſer hatte immer einen ſolchen Rath um ſich, ſelbſt auf ſeinen Reiſen, um über jene Sachen zu entſcheiden, die unmittelbar an ihn gerichtet waren. Alle Mitglieder des Conſiſtoriums hatten den Rang der Proconſuln. — In der chriſtl. Kirche bedeutet Conſiſtorium urſprünglich einen Ort, nahe an der Kirche, wo die Prieſter zu ſtehen pflegten, um ſich mit dem Biſchofe über Kirchenangelegenheiten zu berathſchlagen; daher wurde ſpäter dieſe Verſammlung ſelbſt, beſonders die päpſtliche zu Rom, Conſiſtorium genannt. Dieſes Conſiſtorium beſteht aus einer Verſammlung der Cardinäle, unter dem Vorſitze des Papſtes im Vatikan, und iſt deſſen höchſter und anſehnlichſter Rath. Die Conſiſtorien zu Rom werden in ordentliche oder heimliche, u. in außerordentliche oder öffentliche eingetheilt. Ehemals wurden die ordentlichen Conſiſtorien wöchentlich zwei Mal gehalten, jetzt werden ſie nach Umſtänden und Gutbefinden des Papſtes angeſagt, doch ſo, daß gewöhnlich alle 14 Tage, und zwar Montags, ein heimliches Conſiſtorium gehalten wird. Der Papſt berathſchlagt ſich darin mit den Cardinälen über die geheimſten und wichtigſten Angelegenheiten der ganzen catholiſchen Kirche und ſeines Staats. Seltener werden die ſogenannten halbheimlichen Conſiſtorien (semisecreta consistoria), die auch zu den ordentlichen gehören, gehalten; man prüft darin die vorgeſchlagenen Beatificationen und Canoniſationen, ſo wie die Angelegenheiten des Kirchenſtaats im Verhältniß zu andern Mächten. In den öffentlichen Conſiſtorien giebt der Papſt den fremden Geſandten Audienz, und nimmt von ihnen im Namen ihrer Souveräne die Obedienzleiſtung an; hier empfängt er ſeine zurückgekehrten apoſtoliſchen Geſandten, und hier werden auch öffentlich die Stimmen für die Canoniſation (ſ. d. Art.) irgend eines Dieners Gottes geſammelt. In allen Conſiſtorien legen die anweſenden Cardinäle ihre Stimme ab, nach deren Mehrzahl alsdann vom Papſte der Entſchluß gefaßt wird. Auch haben die Catholiken jetzt nach der neuern Verfaſſung verſchiedener deutſchen Staaten, ihre Conſiſtorien, welche ungefähr das ſind, was ehemals die Officialate (ſ. d. Art.) waren. Conſiſtorium (in der evangeliſchen Kirche). Dieſes geiſtliche Gericht wurde ſchon zu Luthers Lebzeiten zu Wittenberg 1587, und zu Leipzig 1543 errichtet. In den ſchmalkaldiſchen Artikeln wird feſtgeſetzt, daß geiſtliche Sachen nur durch geiſtliche Gerichte müſſen geſchlichtet werden; und in der Reformationsformel, die der Churfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, 1545 durch die wittenbergiſchen Theologen entwerfen ließ, wird gleichfalls die Nothwendigkeit ſolcher Conſiſtorien dargethan; dieſe ſind nämlich zur unmittelbaren Führung des Kirchenregiments niedergeſetzt, als Collegien, denen die Ausübung beſtimmter Rechte der Kirchengewalt über einen gewiſſen Inbegriff von Kirchen übertragen iſt. Wenn in einem Lande mehrere Conſiſtorien zugleich angeordnet ſind, ſo ſind ſie entweder gleich unabhängig von einander, oder einem aus ihrer Mitte untergeordnet. Aus dem Subordinationsnexus verſchiedener Conſiſtorien gegen einander entſpringt die Verſchiedenheit zwiſchen dem Ober-Conſiſtorium und den Unter-Conſiſtorien. Da die Conſiſtorien, vermöge ausdrücklicher Landesgeſetze, oder der Obſervanz, einen Theil der Kirchenverfaſſung ausmachen, ſo ſind ſie nothwendig, und können nicht ohne Bewilligung der Kirchen völlig aufgehoben werden. Als ein Recht der Kirchengewalt iſt die wirkliche Anſtellung der Conſiſtorien (jus consistorii) auch den Inhabern der Kirchenregierung übertragen, mithin hat ſolches in den deutſchen proteſtantiſchen Territorien der evangeliſche Regent, wenn nicht Landſäſſige im Lande beſonders die Kirchenregierung er-

worben haben. Wo keine Uebertragung der Kirchenregierung erfolgt iſt, haben die Kirchen auch die Anſtellung der Conſiſtorien behalten. Die Rechte des evangeliſchen Regenten bei Errichtung des Conſiſtoriums ſind 1) die Ernennung der Glieder deſſelben, welche gewöhnlich nicht nur Rechtsgelehrte, ſondern auch zum Theil Gottesgelehrte zu ſeyn pflegen; 2) die Beſtimmung der von demſelben zu verhandelnden Gegenſtände und Geſchäfte, der Conſiſtorial-Sachen, ſo wie auch des Verfahrens in denſelben, welche durch die Conſiſtorialordnungen zu geſchehen pflegt; 3) die Feſtſetzung des Bezirks, innerhalb welches die Befugniſſe des Conſiſtoriums geographiſch beſchränkt ſeyn ſollen; 4) die Oberaufſicht über die Conſiſtorien, wie über andere Landesbehörden, daher ihnen Bericht und Verantwortung abgefodert werden kann. Die Rechte, deren Ausübung den Conſiſtorien ordentlicherweiſe übertragen zu werden pflegt, ſind theils beſtimmte Rechte der Kirchenregierung, vorzüglich die Oberaufſicht über die einzelnen Zweige der innern Organiſation, und die daraus fließenden Rechte der Berichtserfoderung, Confirmation u. a. m.; theils die geiſtliche Gerichtsbarkeit in ſtreitigen Sachen in erſter Inſtanz. In dieſen Conſiſtorialſachen ſind denſelben alle Landeskirchen, als einzelne Gemeinheiten, ſo wie alle Mitglieder und beſondere Inſtitute derſelben, in dieſer Eigenſchaft, in ihrem Diſtrikt unmittelbar unterworfen. Aber der Landesherr und deſſen Familie iſt hiervon ausgenommen, ſofern nicht eine ausdrückliche Unterwerfung von ihrer Seite erfolgt. Allgemein haben die Mediatconſiſtorien dieſelben Rechte, da die Mittelbaren nicht nur die Collegial-Rechte der Kirchenregierung von ihren untergebenen Kirchen, ſondern auch die geiſtliche Gerichtsbarkeit vom Regenten für ihre Conſiſtorien erworben haben. Die Gränzen ihrer Befugniſſe werden daher vorzüglich durch die ausdrückliche Beſtätigung des Regenten, oder durch das Herkommen beſtimmt. Gemeiniglich ſind ſie den Landesconſiſtorien untergeordnet, welches aber in Abſicht einzelner Gemeinheiten, denen die geiſtliche Gerichtsbarkeit über ihre Glieder übertragen iſt, nicht immer der Fall zu ſeyn pflegt. Da die einzelnen Kirchen, als beſondere Gemeinheiten, gemeiniglich nicht aller Autonomie entſagt, ſondern ſich gewiſſe Collegialrechte vorbehalten haben, ſo entſteht durch deren Ausübung ein Privat-Kirchenregiment. Die hierin liegenden Rechte werden durch die Landes- und beſondere Verfaſſung dieſer Kirchen näher beſtimmt. Soferne dieſe Ausübung von den Kirchen unmittelbar ſelbſt geſchieht, müſſen ſie hierin nach den allgemeinen Grundſätzen der Gemeinheiten beurtheilt werden, ſo weit ihre eigenthümliche Natur hierin keine beſondere Modifikation erheiſcht. Häufig werden aber von ihnen hierzu eigene Beamte angeſtellt, wie in Abſicht der Güterverwaltung durch eigene Kirchenvorſteher zu geſchehen pflegt, welche hierin allgemein in den rechtlichen Verhältniſſen aller Güterpfleger ſtehen. Als ſolche Beamte zur Führung des Kirchenregiments kommen hier vorzüglich die Presbyterien, als Collegien, in Betracht, denen die Ausübung gewiſſer Kirchen-Regierungsrechte von den Kirchen unmittelbar übertragen iſt. Sofern ſie nicht die Stellen der Conſiſtorien völlig vertreten, ſind ſie gewöhnlich dieſen untergeordnet. Verſchieden davon ſind die Miniſterien, als Collegien von Geiſtlichen, deren Gegenſtand die zweckmäßige Verwaltung der Seelſorge iſt. Die Rechte derſelben hängen von der beſondern Verfaſſung der Kirchen und der Obſervanz in Rückſicht der näheren Beſtimmung ab. Doch ſind ſie ſtets den Conſiſtorien ſubordinirt.

Consolato del Mare, ſ. Handelsrecht.

Conſole heißt in der Baukunſt etwas an einer Wand Befeſtigtes oder daran Hervorragendes, worauf eine Büſte u. ſ. w. zur Zierde hingeſtellt wird. Die ſogenannten Tragſteine gehören auch unter die Conſolen. — Conſol-Tiſche ſind kleine, an die Mauer, unter den Spiegeln befeſtigte, auf einem, auch wohl auf zwei Füßen ruhende Tiſche.

Conſolidirte Fonds, ſ. Fonds.

Conſonanten, Mitlauter, ſind in der Sprachlehre ſolche Schriftzeichen und Buchſtaben, deren Laut oder Ton nur in Verbindung mit Selbſtlautern gehört werden kann. Dergleichen ſind außer den Diphthongen ä, ö, ü und den Selbſtlautern a, e, i, o, u, alle übrigen Buchſtaben des Alphabets.

Conſtable, ſonſt ein bei der Artillerie Angeſtellter, der an die Kanoniere Pulver und Kugeln vertheilte, und auch ſelbſt die Stücke losfeuern half. — In England, beſonders zu London, gewiſſe Gerichtsdiener, die bei Exekutionen oder Volksaufläufen, das Volk in Ordnung halten, und den Lordmajor bei gewiſſen Gelegenheiten begleiten. Alle Bürger von London ſind verpflichtet, die Stelle eines Conſtable, wenn ſie dazu gewählt werden, in ihrem Kirchſpiel ein Jahr lang einmal anzunehmen; die Reichen kaufen es aber ab, oder miethen einen andern Einwohner des Kirchſpiels, um ihre Stelle zu vertreten. Die Conſtabels führen einen kleinen hölzernen Stab, der oben eine Krone, und an der Seite den verſchlungenen Namen des Königs hat. — In Zürich hieß die erſte Zunft der Bürgerlichen, zu der vornehmlich der Adel gehört, mit verderbter Ausſprache, Coſtaffel, und dieſen Namen führten auch die 10 adelichen Rathsglieder zu Straßburg.

Conſtantia (die Standhaftigkeit), eine Göttin der Römer, welcher ſie ihre Erhaltung und Größe verdankten. Es findet ſich dieſe Göttin zuweilen auf kaiſerlichen Münzen abgebildet, ſo erſcheint ſie z. B. auf der Rückſeite einer im farneſiſchen Cabinette zu Rom befindlichen Münze des Tiberius als ein Frauenzimmer, in der Rechten einen Spieß, in der Linken das Horn des Ueberfluſſes haltend. — Auf einer andern Münze des nämlichen Kaiſers erſcheint ſie im Kriegsgewande, mit einem Helme auf dem Kopfe, hält in der Linken einen Spieß, die Rechte, mit einem aufgereckten Finger, bis nach dem Antlitze hin erhebend.

Conſtantiawein, ſ. Cap.

Conſtantinopel, von den Türken Iſtambul oder Stambul genannt, wurde von dem Kaiſer Conſtantin dem Großen an der Stelle des alten Byzanz erbaut, nach ſeinem Namen benannt, und im Jahr 330 hierher die Reſidenz der römiſchen Kaiſer verlegt. Nach der Theilung des röm. Reiches in das weſt- und oſtrömiſche wurde Conſtantinopel zur Hauptſtadt dieſes letztern Kaiſerthums erhoben, und hat ſich als ſolche bis 1453 behauptet, wo ſie durch Mahumed den Zweiten im Sturm erobert, und ſeit dieſer Zeit die Hauptſtadt des türkiſchen Reichs und die Reſidenz des Sultans iſt. Dieſe Stadt ſchien gleichſam von der Natur dazu beſtimmt zu ſeyn, die Herrſcherin der Völker zu werden, und die Wahl des Platzes rechtfertigte den weitumfaſſenden Plan ihres großen Gründers. Sie liegt an dem Punkte, wo der thraciſche Bosphorus ſich zum Marmormeer erweitert. Wie das alte Rom auf 7 Hügeln erbaut, bildet ſie faſt ein gleichſchenkliches Dreieck, von dem die Grundlinie etwas einwärts gebogen, ſüdlich am Marmormeere, und von den beiden gleichen Seiten die eine nördlich am Hafen, die andere weſtlich am feſten Lande liegt. Der große, tiefe und ſichere Handels- und Kriegshafen iſt ein ſchmaler, nordweſtwärts ſehr tief und weit über die Stadt in's Land gehender Buſen, in deſſen Spitze die kleinern Flüſſe Barbiſis und Kydaris fallen. Die Stadt iſt mit einer ſtarken, von 584 Thürmen beſetzten Mauer umgeben; an der Landſeite iſt noch eine zweite Mauer, und vor derſelben ein ausgemauerter, zum Theil verfallener Graben. An dem Marmormeer und dem Hafen ſind von franzöſiſchen Ingenieurs von der Mauer einige Batterien, jede für 8 bis 12 Stücke Geſchütz, angelegt. In der Mauer ſind an der Landſeite 6, am Marmormeer 7, an dem Hafen 13 Thore, außerdem mehrere Pforten. Ihr Umfang beträgt etwa $2\frac{1}{2}$ Meile. Nicht viel geringer ſind die vielen Vorſtädte, welche offen, und ohne Mauern ſich im Norden der Stadt am rechten Ufer

des Hafens bis zu deſſen äußerſtem Hintergrund, dann aber vorzüglich ſüdöſtlich auf dem linken Ufer des Hafens, der Stadt gegenüber, und an der Küſte des Bosphorus entlang ausbreiten; mit dieſen mag ſie leicht 5 bis 6 Meilen im Umfang haben. Die Zahl der Einwohner läßt ſich, da die Türken nichts von Geburts- und Sterbeliſten wiſſen, durchaus nicht genau beſtimmen; die gewöhnlichen Angaben weichen von 500.000 bis auf eine Million ab, ſo daß 6—700.000 wohl die wahrſcheinlichſte Zahl ſeyn möchte, wovon etwa 2 Drittel Türken, 1 Drittel Griechen, und vielleicht noch über 60.000 Armenier, Juden und Europäer. — Die Lage von Conſtantinopel wird von Allen, welche ſie beſchreiben, als entzückend geprieſen; ja ſchon im höchſten Alterthume beſchuldigte der Perſer Megabazus die Chalcedonier, welche ſich vor der Gründung von Byzanz auf dem gegenüber liegenden aſiatiſchen Ufer angebaut, der Blindheit, daß ſie die ſchlechtere Lage der ſchöneren, die ihnen zu wählen frei ſtand, vorgezogen. In der That vereinigt auch Conſtantinopel Alles, was man nur für die Hauptſtadt eines großen Reiches wünſchen mag. In einem milden, geſunden Clima gelegen, von einem überaus fiſchreichen Meere, welches zugleich den geräumigſten und ſicherſten Hafen von der Welt darbietet, umgeben, an den Gränzen zweier Welttheile, deren fruchtbare und reizende Ufer ſich hier ſo nähern, daß des Bosphorus nur als ein mächtiger Strom erſcheint, durch ihre Lage zugleich der Schlüſſel zweier großen Meere, und dadurch in Verbindung mit den ſchönſten Ländern beider Welttheile, iſt Conſtantinopel recht dazu gemacht, die Gebieterin der angränzenden Länder Aſiens und Europa's, und ein Mittelpunkt des lebendigſten Handels zu ſeyn. Der Anblick der Stadt vom Meere aus, das mit unzähligen Schiffen und zierlichen Barken bedeckt iſt, erregt die größten Erwartungen; prächtig erhebt ſich amphitheatraliſch die unüberſehbare Maſſe von Gebäuden, Palläſten, Dſchamien, mit ihren zahlreichen, vergoldeten Minarets, und vielen ſchönen dazwiſchen zerſtreut liegenden Bäumen; aber dieſe Pracht verſchwindet, ſobald man das Innere betritt. Man findet nun nichts mehr, als unzählige enge, krumme, übel oder gar nicht gepflaſterte, mit Unrath und zahlloſen Hunden bedeckte Gaſſen, bei Nacht ohne alle Beleuchtung; wenige und unbedeutende öffentliche Plätze, widriges Volksgewühl, jedoch nur in der Nähe des Hafens und des großen Bazars, unzählige elend von Holz und Lehm erbaute Hütten neben wenigen Prachtgebäuden, große Gegenden voll Trümmer und Brandſtätten, andere Gegenden ganz öde, und als Weideplätze benutzt. Mit Einbruch der Nacht tritt Todtenſtille und Finſterniß ein, nur Hunde und Raubvögel, welche den weggeworfenen Unrath verzehren, bevölkern die Gaſſen; nur hin und wieder läßt ſich das Geräuſch der umherwandelnden nächtlichen Patrouillen vernehmen. — In der eigentlichen Stadt ſind zu bemerken das Serail oder Seraï, die eigentliche Reſidenz des Kaiſers, nicht ein Pallaſt, ſondern ein eigenes mit einer ſtarken Mauer umgebenes Stadtviertel, worin ſich viele Palläſte, Moſcheen, Wohnungen der Hofbedienten, Gärten u. ſ. w. befinden; es mag leicht an 2 Stunden im Umfange haben, und enthält an 10.000 Menſchen. Es nimmt die ganze ſüdöſtliche Spitze der Stadt ein, wird von dem Hafen und dem hier zum Meere ſich erweiternden Bosphorus umſpült, und gewährt ſowohl von der See her, als von den am Ufer liegenden Kiosks oder Gartenhäuſern einen entzückenden Anblick über das Meer und den Hafen, nach den Vorſtädten und nach Aſien. Einige Europäer, welche Gelegenheit gehabt haben, mehrere dieſer Gebäude und Gärten verſtohlener Weiſe zu beſuchen, haben Alles tief unter ihrer Erwartung gefunden, namentlich beſteht Alles, was man an ſchönen Meubles, Kronenleuchter u. ſ. w. noch etwa findet, in Geſchenken europäiſcher Fürſten an den Sultan. In dieſen innern Theilen des Serails befindet ſich noch die ſchöne 60 Fuß hohe Marmorſäule, welche Einige nach Theodoſius dem Großen, Andere nach ſeinem Sohne Arkadius benennen. — Ganz in

der Nähe des Serails befinden ſich mehrere merkwürdige Gebäude und Plätze, zunächſt der Pallaſt des Großveziers, oder die eigentliche Pforte; ſüdlich aber am Serail liegt der bedeutendſte Platz von Conſtantinopel, der Atmeidan, d. h. Pferdeplatz, der alte Hippodrom, auf welchem man noch einige Ueberbleibſel alter Denkmäler ſieht, namentlich einen ſchönen Obelisk von Granit, 60 Fuß hoch, mit Hieroglyphen bedeckt, an der Spitze mit einer Kugel von Erz geziert, er ward von Theodoſius errichtet; ferner die Schlangenſäule, von Conſtantin wahrſcheinlich von Delphi hierher gebracht; man ſieht nur noch die Leiber der 3 verſchlungenen ehernen Schlangen, den einen Kopf ſchlug Muhamed der Zweite mit ſeiner Streitaxt mit einem Hiebe herab, die übrigen ſind ſpäter, man weiß nicht wie, weggekommen; endlich die ſehr verſtümmelten Ueberbleibſel einer ehemals mit vergoldetem Erze bekleideten Säule. Die berühmten venetianiſchen Pferde, welche ſchon Conſtantin von dem Triumphbogen des Nero nach Conſtantinopel bringen ließ, zierten ebenfalls einſt dieſen Hippodrom, nebſt vielen andern Kunſtwerken und Gebäuden, welche bis auf die letzte Spur verſchwunden ſind. An das Serail ſtößt jetzt eins der ſchönſten Gebäude, welche die Türken jemals aufgeführt, die Dſchamie Sultan Achmets im Jahre 1610 erbaut. Sie, wie beinahe alle übrige große Dſchamien, iſt im Weſentlichen nach der herrlichen Sophienkirche gebildet; die Hauptkuppel iſt von 30 kleinern umgeben, und an den Seiten mit 6 ſehr ſchönen Minarets verziert; ein freier Platz von einem hohen Säulengange von Porphyr und Marmor umgeben, bildet den Zugang; das Innere, durch einen ſchönen Springbrunnen verziert, entſpricht vollkommen der Würde und Schönheit des Aeußern. An dieſe Meſchee ſtößt ein großes Hoſpital für Wahnſinnige. Unweit des Almeidan, ganz in der Nähe des Serails, liegt das merkwürdigſte Gebäude Conſtantinopels, die ehemalige Sophienkirche, von Juſtinian um's Jahr 537 erbaut, und der heil. Sophie, oder dem heil. Geiſt gewidmet (Ueber dieſen Tempel ſ. d. Art. Anthemius). Vier iſolirt ſtehende Minarets ſind von Selim dem Zweiten aufgeführt. Von Außen bildet das Ganze nur eine ziemlich unförmliche Maſſe, wegen der vielen ungleichartigen neueren Zuſätze; der Eindruck des Innern aber, welches man, da weder Stühle noch andere Nebendinge die Aufmerkſamkeit zerſtreuen, vollkommen überſieht, iſt höchſt majeſtätiſch. Das Ganze iſt 269 Fuß lang, 243 breit; die Kuppel aber iſt 180 Fuß lang, und 115 breit, und vom Boden an 165 Fuß hoch; an Größe ſteht ſie daher manchen andern Kirchen Europa's, namentlich der Peterskirche in Rom, der Paulskirche in London, überhaupt den meiſten gothiſchen Kirchen, ziemlich weit nach, dagegen aber übertrifft ſie alle durch ihr hohes Alter von beinahe 1300 Jahren, und ſteht noch jetzt, trotz der häufigen Erdbeben, unerſchüttert da. Eigentlicher Dſchamien oder Moſcheen zählt Conſtantinopel mit allen ſeinen Umgebungen an 485. Bethäuſer aber, oder Metſchebs an 5000, griech. Kirchen 23, eine ruſſiſch-griechiſche, 9 catholiſche, und 3 armeniſche. Bei den Dſchamien befinden ſich gewöhnlich kleine aber prächtige Begräbnißcapellen ihrer Stifter. Auch ſind meiſtens mit größeren Moſcheen wohlthätige Anſtalten, namentlich Hoſpitäler, Khans, oder Herbergen für Reiſende, vorzüglich aber Schulen und Bibliotheken verbunden. Die Schulen höherer Art, über 500 an der Zahl, werden Medreſés genannt, die Lehrer derſelben Softas; hier werden alle diejenigen gebildet, welche in das Corps des Ulema aufgenommen werden wollen; niedere Schulen, Mektebs genannt, worin die Aermeren im Leſen, Schreiben und in der Religion unentgeldlich unterrichtet werden, zählt Conſtantinopel über 1200. Bei vielen Moſcheen befinden ſich Bibliotheken, welche von Sultanen oder Privatperſonen geſtiftet worden, und ſich durch Geſchenke vermehren; öffentliche Bibliotheken giebt es 13 in der Stadt, die ſtärkſte wird aber kaum 2000 Bände enthalten; überall ſind hier nur zum Theil überaus prächtige Manuſkripte des Coran, Commentare darüber, aſtro-

logiſche, mediciniſche und juriſtiſche Schriften, Wörterbücher und Gedichte der morgenländiſchen Literatur zu ſuchen. Gedruckte Werke ſieht man überaus wenige im Morgenlande, weil ſie die Zierlichkeit der Handſchriften nicht erreichen, auch der Coran aus religiöſem Aberglauben nicht gedruckt werden darf. — Das ſogenannte Schloß der 7 Thürme, Jedikuleler, worin ehemals bei ausgebrochenem Kriege die Geſandten der feindlichen Macht eingeſperrt wurden, liegt am äußerſten ſüdweſtlichen Ende der Stadt unweit des Meers. Es iſt ein ziemlich regelmäßiges Fünfeck von ſtarken Mauern gebildet, in deſſen Winkeln runde und vieleckige Thürme ſtanden. Jetzt ſtehen nur noch 4 von den alten Eckthürmen; ein kleiner Thurm über dem Thor in der öſtlichen Seitenmauer iſt der fünfte und die zwei ſogenannten Marmorthürme in den nördlichen Mauern, welche den alten Triumphbogen des Theodoſius, auch das goldne Thor genannt, einſchließen, vollenden die Zahl 7. Dieſes Schloß, welches ehemals als beſondere Feſtung zur Vertheidigung der Stadt diente, mag ſchon im 5ten und 6ten Jahrhundert erbaut ſeyn; jetzt iſt es ganz vernachläſſigt, die Thürme und Mauern verfallen immer mehr, und es dient nur noch ſelten zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen. Die eigentlichen Gefängniſſe, fürchterliche, feuchte und finſtere Kerker, ſind in den verſchiedenen Thürmen, und im Triumphbogen angebracht. Dieſen jetzt zugemauerte Bogen, ſo wie die anſtoßenden Thürme, ſind vom ſchönſten Marmor erbaut, und waren ehemals ſehr verziert, aber die Zeit und die Wirkung des Geſchützes bei der Einnahme von Conſtantinopel (denn hier ſollen die Türken zuerſt eingedrungen ſeyn) haben ſie gänzlich entſtellt. — Ziemlich in der Mitte der Stadt liegt der große Bazar, oder Kaufhaus, welcher aus ſehr vielen, wie ſo viele Straßen ſich durchkreuzenden gewölbten Hallen beſteht, worin die Kaufleute ihre Laden haben. In der nördl. Gegend der Stadt, am Hafen, liegt das Quartier der Griechen, Fanal genannt, wo ſich die griechiſche Hauptkirche befindet, der Patriarch mit den 12 Synodal-Biſchöfen, und viele vornehme griechiſche Familien wohnen. Es iſt der Sitz der feinen Welt unter den Griechen, und dieſe Gegend ward von Muhamed dem Zweiten bei der Eroberung den Griechen beſonders eingeräumt, weil, während der edle Conſtantin das Romanusthor, jetzt Top Kapuſi, Kanonenthor, etwa in der Mitte der langen Landmauer gelegen, mit Aufopferung ſeines Lebens vertheidigte, andere Griechen mit den Belagerern unterhandelt hatten, und ſie an dieſer Stelle einließen. — Außer den ſchon erwähnten Denkmälern alter Kunſt haben ſich nur wenige andere Ueberreſte derſelben erhalten; die Merkwürdigſten ſind: die ſogenannte verbrannte Säule, weil ſie von Feuersbrünſten viel gelitten; ſie ſteht weſtlich, nicht weit von der Sophienkirche, hat 90 Fuß Höhe, und 33 Fuß im Umfange, und beſteht aus Blöcken von Porphyr, deren Fugen durch eherne Ringe verſteckt werden. Conſtantin ließ ſie errichten. Die Säule des Kaiſers Marcian ſteht ziemlich im Mittelpunkt der Stadt; ſie iſt als Kunſtwerk von geringem Werthe. Die ſchönſte von allen, die Säule, welche Arkadius ſeinem Vater Theodoſius zu Ehren 404 errichten ließ, und welche nach Art der Tranjansſäule in Rom mit Basreliefs bedeckt war, mußte 1695 abgetragen werden; man ſieht nur noch die Baſis von 14 Fuß Höhe, doch ſind Zeichnungen von ihr vorhanden. — Conſtantinopel würde Mangel an Trinkwaſſer leiden, wenn man nicht ſchon in den älteſten Zeiten durch Anlegung von Ciſternen und Waſſerleitungen dem Uebel abgeholfen hätte. Einige dieſer Ciſternen, mit Säulenhallen umgeben, ſind noch jetzt in ihrem verfallenen Zuſtande merkwürdig. Die Verſorgung der Hauptſtadt mit Lebensmitteln iſt beinahe der einzige polizeiliche Gegenſtand, um welchen die Regierung ſich ernſtlich bekümmert, weil der geringſte Mangel leicht einen gefährlichen Aufruhr zur Folge haben könnte. Die reichſten Provinzen müſſen daher unaufhörlich Getreide liefern, welches die Regierung mit großem Vortheile zwar, aber doch zu einem

mäßigen Preiße den Bäckern überläßt; jedem Privatmann iſt der Getreidehandel ſtreng unterſagt. — Alle Vergnügungen und Zerſtreuungen, welche man in jeder europäiſchen Hauptſtadt findet, würde man hier vergebens ſuchen; alle geſellige Vergnügungen ſind dem Morgenländer unbekannt, und Spazierengehen, d. h. Bewegung im Freien ohne Noth und Geſchäft, ſcheint ihm lächerlich. Dagegen findet man hier deſto zahlreichere Bäder, Caffeehäuſer und andere Schenken, wo Opium und ſelbſt Wein getrunken wird. Der öffentlichen Bäder zählt man allein an 130, ohne die vielen in reichen Privatwohnungen befindlichen zu rechnen. Jenſeits des Hafens an der Meerenge liegen die Vorſtädte: Galata, Pera, beide von europäiſchen Chriſten bewohnt; Demetri, von den Griechen bewohnt; Top = Hana, worin die Stückgießerei und das Zeughaus ſind. Weiter aufwärts am Hafen und an der Landſeite vor der Stadt liegen eine Menge Landhäuſer und Gärten, am äußerſten Ende des Meerbuſens. Hier bietet ſich ein entzückendes Gemiſch von Thälern und Hügeln, von Wäldern und Wieſen dar; doch nur wenige Villen ſchmücken dieſe ſchöne Gegend. Conſtantinopel hat außer bedeutendem Handel auch große und wichtige Fabriken, unter denen ſich die große Gewehrfabrik auszeichnet.

Conſtantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius), mit dem Beinamen der Große, der Sohn des Conſtantius Chlorus und der Helena, im Jahre 274 n. Chr., nach Einigen zu Naïſſus in Daodanien, nach Andern zu Colcheſter in England oder Eborakum geboren, war 18 Jahre alt, als ſein Vater die Cäſarwürde erlangte. Conſtantin verlebte ſeine Jugendjahre bei Diokletian, kämpfte in deſſen Dienſten im ägypt. und perſ. Kriege mit Auszeichnung, und ſchwang ſich ſtufenweiſe bis zum Tribun erſter Claſſe empor. Conſtantius, der ſein Ende herannahen fühlte, rief ſeinen Sohn nach England; Galerius, den die aufkeimenden Herrſcheranlagen des Jünglings eiferſüchtig machten, entließ ihn nur mit Widerwillen. Gleich nach dem Tode des Conſtantius (306) ward Conſtantin von den Soldaten zum Kaiſer ausgerufen. Galerius beſtätigte ihn nicht ohne Verdruß und Ingrimm im Beſitze der Herrſchaft ſeines Vaters über Spanien, Gallien und Brittannien, ertheilte ihm aber nur ſtatt des Auguſtenranges die untergeordnete Cäſarwürde. Hierüber entſtanden mannigfache Streitigkeiten, denn während dem Maxentius die Gewalt eines Auguſtus ausübte, trat Maximian aus der Verborgenheit hervor, um mit ſeinem Sohne Maxentius einen Culminationspunkt gegen Conſtantin zu bilden, den ſeine Krieger als Alleinherrſcher begrüßten. Italien murrte über die Tyrannei des neuen Uſurpators, und hoffte Rettung von Conſtantin. Dieſer konnte keine bequemere Gelegenheit finden, um ſich von einem gefährlichen Nachbar zu befreien, und entſchloß ſich daher, mit ſeinem Heere über die Alpen zu gehen. Auf dieſem Zuge, ſo erzählt der ehrwürdige Euſebius, ſuchte Conſtantin noch einen andern Beiſtand, als den, welchen er in ſeinem Kriegsheere fand; denn er fürchtete die Zaubereien, die ſeine Gegner zu Hülfe nahmen. Er dachte darüber nach, welchen Gott er zu ſeinem Schutzgott annehme. Da ſah er, als ſchon die Sonne zu ſinken begann, über derſelben eine lichte Erſcheinung in Geſtalt eines Kreuzes, und las dabei die Inſchrift: „Hierdurch ſiege!“ Das Kreuz war ſchon damals als Symbol der Chriſten zu bekannt, als daß es Conſtantin hätte verkennen ſollen. Ohne ſich ſogleich zu entſcheiden, dachte er nach, bis ihm dann in der Nacht Chriſtus im Traume erſchien, und ihm das Kreuz zum Heerzeichen anwies. Unter dieſem Heerzeichen zog nun Conſtantin (312) über die rhätiſchen Alpen, eroberte Suſa durch Sturm, ehe Maxentius noch die Nachricht von ſeinem Aufbruche erhielt, und ſchlug in den Ebenen von Turin ein ſtarkes feindliches Heer. In Folge dieſer Schlacht öffnete Turin, Mailand, und faſt alle Städte zwiſchen den Alpen und dem Po dem Sieger ihre Thore, und unterſtützten ihn mit Mannſchaft und Kriegsvorrath. Darauf

erfocht er einen Sieg bei Verona, und fand den Maxentius an der Spitze des Hauptheeres bei Saxa Rubra. Conſtantin errang den glänzendſten Sieg, und Maxentius ſelbſt verlor ſein Leben in den Wellen der Tiber. Conſtantin verband ſich jetzt mit Licinius, der ihm zur Seite im Morgenland regierte, und Beide erließen nun Verordnungen zum Vortheil der Chriſten. Die erſte derſelben, die wir aber nicht mehr beſitzen, gab allen Religionsparteien die Freiheit der Religionsübung, beſchränkte aber zugleich die Freiheit der Religionsveränderung (Euſebius Kirchengeſch. IX., 9), die andere dagegen erlaubte jedem, zum Chriſtenthum überzugehen; gebot, den Chriſten die entriſſenen Verſammlungshäuſer und andere Orte zurückzugeben, und verſprach denen, die dergleichen angekauft hatten, Entſchädigung aus dem Fiskus. Eine Zeitlang lebte nun Conſtantin als Beherrſcher des Abendlandes in Ruhe, die nur kurz durch einen Streit mit Licinius unterbrochen wurde. Mehrere Geſetze, die er zum Vortheil der Chriſten gab, rühren aus dieſer Periode her. Kein Jude, der zum Chriſtenthum überging, ſollte von dem Judenthum beleidigt; kein Chriſt zur Theilnahme an öffentlichen Opfern genöthigt werden. Die catholiſche Geiſtlichkeit ſollte allerdings von öffentlichen Dienſten befreit bleiben, und die catholiſchen Kirchen ſollten im Teſtamente bedacht werden dürfen (Theodoſ. Cod. XVI., 11., 4). Kein Geſetz war ſo reich an ungeheuern Folgen, wie das letztere; der Grund zu dem nachmals ſo außerordentlichen Reichthum der Kirchen wurde hierdurch gelegt. Ein neuer Krieg mit Licinius brach (im J. 323) aus, den dieſer in dem Vertrauen begann, daß Roms alte Gottheiten die Schmach, die ihnen Conſtantin durch Einführung einer neuen Gottheit zugefügt hatte, rächen würden. Eine Menge von heiligen Handlungen ging daher ſeinen Kriegszügen voraus. „Wenn der fremde Gott jetzt Sieger wird,“ ſagte Licinius in einer Rede, „wer wird dann die alten Götter noch verehren mögen?“ Dieſe Worte erklären mehr in Rückſicht der folgenden Begebenheiten, als viele Bücher. Nicht ganz mit Unrecht haben daher die alten Schriftſteller dieſen Krieg wie einen Religionskrieg betrachtet. Conſtantins Heer zog unter dem Schutze des Kreuzes dem Feinde entgegen, und durch wiederholte Siege nöthigte es denſelben, ſich zu unterwerfen. Licinius opferte ſeine Kaiſerwürde auf, um nur ſein Leben zu retten; allein auch dieſes wurde ihm kurz nachher (324) entriſſen. Durch dieſen Sieg, und den Tod ſeines Gegners war Conſtantin nun im Beſitz der Alleinherrſchaft über das römiſche Reich; und für einen großen Theil ſeiner Unterthanen war hiermit die Frage über die Vorzüge des Chriſtenthums vor dem Heidenthum hinlänglich genug entſchieden. Gewiß war es der Sieg über Licinius, durch den er für das Chriſtenthum beſtimmt wurde. Er verrieth wenigſtens von nun an ein Intereſſe für daſſelbe, das man früher an ihm nicht bemerkte. Wie er jetzt dachte, zeigt ſich beſonders aus ſeinem Benehmen auf der großen Kirchenverſammlung, die im Jahr 325 zu Nicäa gehalten wurde. Hierher hatte nämlich Conſtantin Biſchöfe aus allen Provinzen ſeines Reichs zuſammenberufen, hauptſächlich um den Streit des Arius, in welchem Sinne Chriſtus Gott ſey, entſcheidend zu beantworten. Indem nun Conſtantin hier in der Verſammlung erſchien, war ſeine Ehrerbietung für die Väter der chriſtlichen Kirche ſo groß, daß er es nicht einmal wagte, ſich niederzuſetzen, bevor ihm die Biſchöfe hierzu Erlaubniß ertheilt hatten. Conſtantin hatte während des Kriegs mit Licinius Gelegenheit gehabt, als Staatsmann und Krieger die unvergleichliche Lage der alten Stadt Byzanz zu betrachten, welche durch die Natur gegen feindliche Angriffe, in Anſehung des Handelsverkehrs mit allen Theilen der bekannten Welt, werth war, die Hauptſtadt derſelben zu werden. Er ſelbſt beſtimmte den Umfang der Stadt, und beſchrieb die Linie, die die Gränzen der neuen Kaiſerſtadt bezeichnen ſollte; unmittelbar ließ er einen Pallaſt und die nothwendigſten Gebäude, Kornhäuſer,

Waſſerleitungen, Verſammlungsſäle für die Gerichtshöfe, und Wohnhäuſer aufführen. Er lud die reichen Senatoren Roms und der morgenländiſchen Provinzen ein, den glücklichen Erdſtrich zu ihrem Aufenthalte zu erwählen, den er ſelbſt zum künftigen Kaiſerſitze beſtimmt hatte. Freigebig ſchenkte er ſeinen Lieblingen die anſehnlichſten Gebäude, die er in den verſchiedenen Stadtdiſtrikten hatten aufführen laſſen, wies ihnen jährliche Gefälle an, und verkaufte ſeine Krongüter, um den Anſiedlern unter der Bedingung ein Haus in der neuen Stadt zu erbauen, Erbgüter zu verleihen. Reiche Spenden an Wein und Oel, Brot und Geld wurden den armen Bürgern häufig zu Theil, und nach wenig Jahren konnte Conſtantin die neue Stadt unter dem Namen Conſtantinopel (ſ. d. Art.) mit allen den Feierlichkeiten einweihen, die ein ſo denkwürdiges Ereigniß herbeiführen mußte. Während dem er ſo den Wohlſtand ſeines Reichs in höchſten Flor brachte, die chriſtliche Religion gleichſam zur Staats-Religion erhob, entging auch die Rechtsverfaſſung dieſer Ländereien ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Er gab ein Dekret, welches die öffentlichen Häuſer ſinnlicher Wolluſt aufhob; befahl die Kinder der Armen auf Koſten des Fiscus zu ernähren; und geſtand jedem Unterthanen des Reichs zu, in Form einer Anklage jeden Civilbeamten, wegen Willkühr und Bedrükkungen zu belangen. Erleichterung der Abgaben und eine menſchlichere Einrichtung der Gefängniſſe war ſein Werk. Doch befleckte ſich Conſtantin allerdings mit mancher ſchwarzen That. Die erſte Stelle unter denſelben verdient die Hinrichtung ſeines Sohnes Crispus, eines Jünglings, der die allgemeine Achtung und Liebe beſaß; der ſchon zur Stelle eines Cäſars erhoben war, und ſich derſelben würdig gezeigt hatte. Der Verläumdung gelang es, ihn dem Vater verdächtig zu machen. Nichts verrieth indeß die veränderte Geſinnung deſſelben, bis Conſtantins Vicennalien (öffentliche Spiele, welche alle zwanzig Jahre gehalten wurden), eine bequeme Gelegenheit darboten, den Sohn, der nichts beſorgte, zu ergreifen. Mit dieſer That war auch die Hinrichtung des jungen Licinius verbunden, deſſen Verbrechen bloß in der Geburt beſtand. — Eine zahlreiche Nachkommenſchaft, von ihm und ſeinen 3 Brüdern, Julius Conſtantius, Dalmatius und Hannibalianus, ſchien den Glanz ſeines Hauſes auf lange Zeit zu ſichern; aber ſchon nach 30 Jahren erloſch dieſer kraftvolle Stamm mit Julian in dem Kriege gegen die Perſer. Die Thronfolge ſchien nach dem Tode des Crispus Conſtantins 3 übrigen Söhnen, welche die ähnlichen Namen, Conſtantin, Conſtantius und Conſtanz, trugen, geſichert zu ſeyn. Alle drei wurden von dem alten Kaiſer mit der Cäſarwürde bekleidet; ihre Erziehung ward den berühmteſten Männern der damaligen Zeit anvertraut; den Unterricht in der Regierungskunſt behielt ſich Conſtantin ſelber vor. Er theilte die Provinzen ſeines großen Reiches unter ſeine Söhne und Neffen. Dem jüngern Conſtantin ward in Gallien ſein Hoflager angewieſen; Conſtantius erhielt die reichen Länder des Oſten und Italien, das weſtliche Illyrien und Afrika verehrte in Conſtanz ihren Beherrſcher; Dalmatius und Hannibalianus, des Kaiſers Brüder, erhielten, Erſterer die gothiſchen Gränzen, nebſt Thracien, Macedonien und Griechenland als Statthalter; Letzterer die Provinzen Pontus, Cappadozien und Niederarmenien unter der Benennung eines Königreiches. Der Kaiſer ſelbſt behielt ſich den Auguſtentitel vor, und während er die Cäſaren dem Kriegsheere und den Provinzen vorſtellte, hielt er durch ſeine Herrſcherkraft alle Theile ſeines großen Reiches in Abhängigkeit von dem höchſten Oberhaupte. So verfloſſen die letzten vierzehn Jahre ſeiner Regierung in Frieden, nur durch den kurzen, aber glorreichen Feldzug gegen die Gothen und Sarmaten unterbrochen, die unter ihres Feldherrn Alarichs Anführung in das römiſche Gebiet eingebrochen, aber nach einer blutigen Niederlage gezwungen um Frieden baten, deſſen Dauer durch Uebergabe von Geißeln, unter denen ſelbſt

Alarichs Sohn ſich befand, verbürgt werden mußte. Gegen das Ende ſeiner Tage begünſtigte er die arianiſche Sekte, wozu ihn Euſebius von Nikomedien bewogen hatte; ja, er ſoll ſogar mehrere catholiſche Biſchöfe haben verbrennen laſſen. Im Jahre 337 ward er in Nikomedien krank. Als er ſein herannahendes Ende ſpürte, bat er um die Taufe, die man ihm nebſt den andern Sakramenten unter großen Feierlichkeiten ertheilte. Darauf ſtarb er im 64. Jahre ſeines Lebens, und im 31. ſeiner Regierung in Nikomedien, wohin er ſich wegen der geſunden Luft, und um die dortigen Bäder zu gebrauchen, begeben hatte. — Es iſt ſchwer, den Charakter eines Fürſten treu zu ſchildern, deſſen Regierung von den gleichzeitigen und nachfolgenden Geſchichtſchreibern in ſo verſchiedenem Lichte dargeſtellt wird. Während die chriſtlichen Schriftſteller ihn unter die Zahl der vortrefflichſten Regenten mit übertriebenem Lobe ſtellen, wird er von den Anhängern des Heidenthums mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert. Seine Perſon war ſchön gebildet, ſein Blick erhaben und majeſtätiſch, ſeine Thätigkeit raſtlos, und ſeine Kraft von der früheſten Jugend an in den Waffen geübt, und unerſchütterlich bis an das ſpäteſte Alter. Seinem Geiſte hatte die Natur ihre ſchönſten Gaben verliehen; die häuslichen Tugenden, Mäßigkeit und Keuſchheit, wurden ſtrenge von ihm befolgt; höfliche und gefällige Sitten gewannen ihm die Herzen Aller, die ſich ihm näherten. Er kannte und ſchätzte den Werth der Gelehrſamkeit, und war unermüdet in den Geſchäften der Regierung; er beſaß Geiſtesgröße, die kühnſten Plane zu entwerfen, oder zu faſſen, und Charakterſtärke, ſie auszuführen. Er führte ſeine Kriege mit unerſchrockener Beharrlichkeit und ausgezeichnetem Feldherrntalente. Ehrgeiz war die herrſchende Leidenſchaft ſeines Charakters. Ihm opferte er ſelbſt die zarteſten Verbindungen der Verwandtſchaft und des Blutes. Am Ende ſeiner Tage verlor er die Achtung ſeiner Unterthanen. Die häufigen Hinrichtungen ſeiner nächſten Verwandten beflecken Conſtantins zunehmendes Alter, und ſtellen ihn als einen Fürſten dar, der ohne Widerſtreben alle Geſetze des Rechtes und alle Gefühle der Natur ſeinen Leidenſchaften oder ſeinem Intereſſe aufopferte. Was die Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion betrifft, ſo ſcheint ihn hierzu bloß ſein Intereſſe bewogen zu haben, wenn wir der Quelle ſeines Eifers für das Chriſtenthum in ſeinen Reden und Briefen, die uns Euſebius aufbewahrt hat, nachforſchen. Wer tiefer in den Charakter, die Politik und den Einfluß Conſtantins auf ſein Jahrhundert, wie auf mehrere nachfolgenden, eindringen will, dem empfehlen wir Gibbon's „Geſchichte des Untergangs des römiſchen Reiches", und das gelungenſte biographiſche Werk Manſo's, unter dem Titel: Leben Conſtantins des Großen. Breslau 1817.

Conſtellation, eine Gruppe von Sternen, die man zur ſchnellern und deutlichern Ueberſicht in Linien und Figuren eingeſchloſſen hat. Dies gilt von einem ganzen Sternenſyſtem, wie von einem einzelnen Sternbilde. Die Abtheilung der Geſtirne in Conſtellationen iſt ſo alt, als die Sternkunde ſelbſt. Man theilt das Firmament in drei Theile: 1) die Conſtellation im Zodiakus oder Thierkreiſe; die Conſtellation nördlich des Thierkreiſes; 3) die, ſüdlich des Thierkreiſes. Die Sternbilder der erſten Claſſe, Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Waſſermann und Fiſche, geben daher die zwölf Zodiakalzeichen.

Conſtitution. Man nennt den rechtlichen Zuſtand eines Volks unter einem ſich vereinigenden Willen die Conſtitution. Man muß nämlich einen Unterſchied machen zwiſchen einer Menge und einem Volk. Eine Menge von Menſchen iſt eine Anzahl ſinnlich vernünftiger Menſchen, die durch kein Vernunftprinzip unter ſich zuſammenhangen, oder in Verbindung ſtehen. Geſetzt, ein einzelner Menſch unterjocht nach und nach mehrere einzelne Men-

ſchen, ſo machen ſie zuſammen wohl eine Menge, aber nicht ein Volk aus. Das Wort Volk hingegen bezeichnet eine Verbindung, in der die Menſchen mit einander ſtehen, welche das Volk ausmachen. Eine Volk iſt eine Menge von Menſchen, welche in einem rechtlichen Zuſtande unter einem ſie vereinigenden Willen leben, um deſſen, was rechtlich iſt, theilhaftig zu werden. Der Zuſtand, worin das Volk lebt, iſt rechtlich, heißt ſo viel, als er beruht nicht auf Gewalt, denn das wäre ein phyſiſcher, nicht auf dem Gewiſſen, denn das wäre ein ethiſcher Zuſtand, ſondern auf ſolchen Foderungen, die ein jedes Mitglied dieſes Volkes für ſeinen eigenen Willen anerkennen muß. Ihr Wille iſt daher in einem einzigen Willen vereinigt, welcher der Wille Aller iſt. Dieſer rechtliche Zuſtand nun, in welchem ſich das Volk befindet, heißt ſeine Conſtitution. Es giebt aber auch, außer der erklärten objektiven Bedeutung des Worts Conſtitution, noch eine ſubjektive. Nach dieſer heißt es der empiriſche Akt der Vereinigung des Willens Aller, wodurch die Menge ein Volk wird, oder in den rechtlichen Zuſtand tritt. So kann man ſagen, heute geſchah die Conſtitution des Raths der Fünfhundert; und ſo kann eine Menge Menſchen, die bisher in den amerikaniſchen Wäldern lebten, ſich noch in Zukunft zu einem Volk conſtituiren. Endlich heißt Conſtitution auch die Sammlung von Geſetzen, oder der durch den vereinigten Willen Aller gemachten Beſtimmungen des rechtlichen Zuſtandes, worin ſich das Volk geſetzt hat, oder die Beſtimmung der Staatsverfaſſung durch Geſetze. In dieſer Bedeutung gebraucht Kant das Wort, wenn er ſagt: es könne ſelbſt in der Conſtitution kein Artikel enthalten ſeyn, der es einer Gewalt im Staate möglich machte, ſich im Fall der Uebertretung der Conſtitutionalgeſetze durch den oberſten Befehlshaber ihm zu widerſetzen, mithin ihn einzuſchränken. Ueber die Conſtitutionen der verſchiedenen Staaten Europa's vergleiche die einſchlagenden Länder.

Conſtitutionsgeſetze ſind die durch den vereinigten Willen des Volks gemachten Beſtimmungen, wie es vom Staats-Oberhaupte regiert ſeyn will. Die geſetzgebende Gewalt kann nämlich nur dem vereinigten Willen des Volks zukommen, weil von ihr alles Recht ausgehen ſoll, und ſie alſo Niemand muß Unrecht thun können; dies iſt aber nur möglich, wenn das Volk ſich ſelbſt das Geſetz giebt. Die Conſtitutionsgeſetze unterſcheiden ſich von den übrigen bürgerlichen Geſetzen dadurch, daß ſie bloß für das Oberhaupt des Staats gegeben, und das Oberhaupt des Staats hält darüber, daß ihnen nachgelebt wird. Wenn der oberſte Befehlshaber die Conſtitutionsgeſetze übertritt, ſo darf ſich Niemand ihm widerſetzen, und Niemand kann ihn einſchränken; Beides widerſpricht dem Begriff eines oberſten Befehlshabers.

Conſul bedeutet a) in der alten römiſchen, und b) in der erloſchenen franzöſiſchen Republik die Würde des höchſten Staatsbeamten, und bezeichnet noch jetzt c) das Anſehen, die Gewalt und das Amt gewiſſer Magiſtratsperſonen in den neu-europäiſchen Staaten. 1) Conſul der alt-römiſchen Republik. Mit Errichtung der republikaniſchen Staatsverfaſſungs Roms, faßte man zugleich den Entſchluß, jährlich zwei höchſte Staatsbeamte zu erwählen, und ſie mit gleicher Macht auszurüſten, damit Einer, den Willen des Andern in ſeinem Begehren einſchränken, gegen ihn ein Gleichgewicht bilden, und ſich Beide wechſelsweiſe verhindern könnten, daß keiner der Freiheit der Nation gefährlich würde. Sie erhielten den Namen Conſules, d. i. Rathgeber, Berather, entweder weil ſie dem Staate heilſame Rathſchläge ertheilen ſollten, oder weil ſie in ihren Amtsverrichtungen den Senat zu Rathe zogen, und das Gutachten des Volkes einholten. Wer zur Verwaltung des Conſulats gelangen wollte, mußte nach den Geſetzen ein Alter von 43 Jahren erreicht haben. Die Wahl der Conſuln ſelbſt geſchah auf dem Marsfelde in den Comitiis centuriatis. Derjenige Conſul, welcher

die meiſten Stimmen hatte, hieß Conſul prior, und ſein Name wurde zuerſt im Calender (fastis) aufgenommen. Die Zeit der Wahl fiel gewöhnlich auf den 23. oder 24. Februar, als den Tag, welcher zum Gedächtniß der Vertreibung Tarquinius aus Rom feſtlich gefeiert wurde. Die Gewalt der Conſuln war anfangs beinahe eben ſo groß, wie die der Könige. Sie kündigten den Krieg an, ſchloßen Frieden und Bündniſſe mit den benachbarten Völkern ab, und konnten ſogar einen Bürger am Leben ſtrafen. Als Coryphäen der Republik waren ihnen außer den Volkstribunen alle übrigen Magiſtratsperſonen unterworfen; ſie verſammelten den Senat und das Volk, trugen Beiden vor, was ſie wollten, und vollzogen ihre Dekrete. Den Geſetzen, welche ſie in Vorſchlag brachten und durchſetzten, wurde ihr Name aufgedrückt. Sie erhielten alle Briefe von den Statthaltern der Provinzen, von auswärtigen Königen und Staaten, und ertheilten den fremden Geſandten Audienz. In gefährlichen Zeiten des Staats wurden ſie mit unumſchränkter Gewalt bekleidet; ſie konnten in Folge dieſer Vollmacht nach Gutbefinden und ohne gerichtliche Unterſuchung, Todes- oder andere Strafen verhängen, hatten das Recht, die Armeen zu verſtärken, und durften, ohne den Befehl des Volkes erſt abzuwarten, in den Krieg ziehen. In Kriegszeiten hatten ſie den Oberbefehl übers Heer, warben Truppen, ſorgten für ihre Bedürfniſſe, ernannten einen Theil der Kriegstribunen, die Centurionen und die übrigen Feldherren. So wie man das laufende Jahr nach ihnen benannte, genoſſen ſie auch andrer Zeichen ihres Ranges. Sie trugen die mit Purpur durchwirkte Toga (Toga praetexta), ſaßen auf einem reichverzierten Seſſel (Sella curulis), trugen in ihrer Hand einen elfenbeinernen Scepter (Scipio eburneus), und gingen ſtets in Begleitung von zwölf Liktoren, welche Fasces (Ruthenbündel) und Beile vor ihnen hertrugen. Anfangs traten die Liktoren vor jedem Conſul her; aber ſchon Valerius Poplicola machte das Geſetz, daß ſie in der Stadt nur vor dem Einen hergehen ſollten. Vor dem Conſul, der die Fasces nicht hatte, ging ein öffentlicher Sklave voraus, und die Liktoren folgten ihm nach. Bei Antretung ihres Amtes ſtattete ihnen der Senat und das Volk in ihrem Hauſe Glückwünſche ab, und begleiteten ſie von da auf das Capitolium, wo die Conſuln ihre Gebete und Gelübde verrichteten, und jeder dem Jupiter einen Ochſen opferte. Beim Anbeginn, wie bei Niederlegung ihres Amtes leiſteten ſie einen Eid, in Erſterm nichts gegen die Geſetze zu thun, und in Letzterm nichts gegen dieſelben gethan zu haben. Nach dieſer Zeit hießen ſie Conſulares, und erhielten eine Statthalterſchaft in irgend einer Provinz. Julius Cäſar (ſ. d. Art.) verwandelte ſchon die Gewalt der Conſuln in einen bloßen Namen, indem er ſich zum immerwährenden Diktator erwählen ließ, und mit Juſtinian erloſch ſie völlig. — 2) Conſul der franzöſiſchen Republik. Bereits am 13. Dez. 1799 war die neue Conſtitution Frankreichs vollendet, und ward am 25. Dez. eingeführt. Zwar war dem Namen nach die Republik geblieben, der Sache nach aber die Monarchie völlig hergeſtellt. Die Regierung kam in die Hände dreier Conſuln, welche auf 10 Jahre ernannt wurden. Buonaparte, Cambaceres und Lebrun waren dieſe Conſuln, Erſterer mit einer Gewalt, wie ſie kaum der König beſeſſen, die beiden Andern faſt als bloße Figuranten neben ihm. Vom erſten Conſul allein wurden die Miniſter, die Mitglieder des Staatsrathes, die auswärtigen Geſandten der Republik, und alle Offiziere der Land- und Seemacht ernannt und abgeſetzt. Er erwählte gleichfalls alle Richter in Civil- und Criminaltribunalen, doch ohne ſie abſetzen zu können. Alle Geſetze wurden von den Conſuln vorgeſchlagen, die angenommenen Statuten als ſolche bekannt gemacht und vollzogen. Ihnen ward die Sorge für die innere Sicherheit und für die äußere Vertheidigung der Republik, die Vertheidigung der

Land- und Seemacht, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, und die Abſchließung aller Bündniſſe, Verträge und Friedensſchlüſſe übertragen; doch hatten in allen dieſen Verhandlungen der zweite und dritte Conſul nur eine berathende, der erſte Conſul aber die entſcheidende Stimme. Allein noch waren nicht zwei Jahre verfloſſen, als Napoleon am 3. Auguſt 1802 Conſul auf Lebenszeit wurde, und in Beſtätigung dieſer Würde eine faſt völlig monarchiſche Gewalt erhielt. Der erſte Conſul ſtand nun als oberſte Staatsgewalt über allen Behörden, mit dem Rechte, die Urtheilsſprüche der Gerichte zu caſſiren, den geſetzgebenden Körper zu berufen und zu vertagen, und einen Juſtizminiſter zu ernennen, durch den alle Juſtizſachen von der oberſten Gewalt abhängig wurden. Auch die Civilliſte ward dem erſten Conſul über das Sechsfache erhöht, und die Conſularregierung erſchien nun mit allem Pomp der königlichen Herrſchaft. Am 18. Mai 1804 erſchien das organiſche Senatusconſult, das der vernichteten Republik in Napoleon einen Erbkaiſer gab, und dieſem erſten Conſulate ein Ende machte. 3) Conſuln in den neu-europäiſchen Staaten. In die Zeiten der Kreuzzüge, die ſo wichtig für den Handel Europa's waren, fällt die Entſtehung dieſer Gattung von Conſuln. Sie erſcheinen hier als akkredidirte Miniſter bei fremden Staaten zur Entſcheidung, Beſchützung oder Verifikation in See- und Handelsſachen, zwiſchen Kaufleuten ihrer Nation und den Landeseingebornen. Die italieniſchen Staaten machten mit der Ernennung von Conſuln in dieſer Eigenſchaft den Anfang, und nach dieſem Vorbilde erwählten die europäiſchen Staaten ſeit dem 15. und 16. Jahrh. ebenfalls an ihren Handelsplätzen Beſchützer der dortigen Handelsleute ihrer Nation. Ihr eigentlicher Beruf iſt, den Handelsleuten und Schiffern ihrer Nation bei willkührlichen Anfechtungen Schutz und Hülfe zu leiſten, auf den Beſtand der Handelsverträge zu ſehen, und über das merkantiliſche Verhältniß der Unterthanen ihres Gebieters an dem Orte ihres Conſulats jederzeit ihrem Hofe Nachricht zu geben.

Conſulta nannten die Römer einen förmlichen rechtskräftigen Senatsbeſchluß, der von einer vollzähligen, rechtmäßig gehaltenen Staatsverſammlung gefaßt, und durch kein Veto eines Volkstribuns war unterbrochen worden. In den neuern Zeiten verſtand die republikaniſche Verfaſſung Italiens unter Consulta den Staatsrath, welcher acht Mitglieder zählte, ſo die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten, und die diplomatiſchen Verträge abzuſchließen hatten. Als ſich 1804 die Republik in ein Königreich auflöſte, beſtand der Staatsrath: a) aus acht Staatsräthen; b) aus 12 geſetzgebenden Räthen; und c) aus einem Auditoren-Rathe von fünfzehn Staatsräthen. Der König, Vicekönig, oder der höchſte Kronbeamte nach ihnen führten das Präſidium im Staatsrathe. Mit dem Königreiche wurde auch dieſe Einrichtung aufgelöſt.

Conſumtionsſteuern ſind die in irgend einem Lande eingeführten, und auf den Genuß oder Verbrauch gewiſſer Objekte gelegten Abgaben. Die Größe dieſer Steuern iſt verſchieden, und richtet ſich in der Regel nach der Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit gewiſſer Bedürfniſſe. Man theilt ſie gewöhnlich in die direkte und indirekte Conſumtionsſteuern. Unter den direkten verſteht man ſolche, welche unmittelbar von den Conſumenten gehoben werden; dahin gehören namentlich Artikel, welche eine geraume Zeit fortdauern, ehe ſie gebraucht werden, z. B. Häuſer, Pferde, Kutſchen, Gold und Silbergeräthſchaften ꝛc.; die indirekten Conſumtionsſteuern werden mittelbar von den Conſumenten eingetrieben, wobei ſich die ſteuerausſchreibende Regierung immer an den Verkäufer irgend eines Conſumtionsartikels, nicht aber an den Käufer hält, wo aber dem Verkäufer das Recht unbenommen bleibt, die gehabte Auslage auf den Verkaufspreis zu ſchla-

gen, und ſich ſolche von ſeinen Kunden wieder erſetzen zu laſſen. Acciſe (ſ. d. Art.), Zoll (ſ. d. Art.), und der Licent ſind die vorzüglichſten Abgaben dieſer Gattung. Für und gegen die indirekten Conſumtionsſteuern haben ſich viele Stimmen erhoben. Die Vertheidiger des indirekten Conſumtionsſteuerſyſtems ſtützen ihr Empfehlungsſchreiben auf folgende Gründe: a) daß die Steuern dem Bezahler unmerklich ſeyen, weil er ſie zugleich mit dem Preiſe der ſteuerbaren Gegenſtände entrichte; b) der größere oder geringere Beitrag zu dieſer Abgabe werde von Jedermanns Willkühr bedingt; c) die Abführung dieſer Steuer falle gerade in die Zeit, wo jeder im beſten Stande der Zahlungsfähigkeit ſich befinde; d) ſie könne von den Renten eines Bürgers zwar viel wegnehmen, aber nie ſein Capital veräußern; e) finden bei Eintreibung dieſer Steuern nie Rückſtände Statt. Die Gegner des Conſumtionsſteuerſyſtems gründen die Verwerflichkeit deſſelben auf folgende Einwürfe: 1) werde die Erhebung dieſer Steuern durch die hierbei Statt findende Beſtechung der Beamten eine der koſtſpieligſten Auflagen für die Nation, 2) werde die Sittlichkeit dadurch untergraben, denn die Liſt ſuche ſich durch Betrug, aus Rückſicht auf Gewinn, dieſer Steuer zu entziehen; 3) gebe die unbequeme Form der Erhebung zum Einſchwärzen Veranlaſſung, wodurch der redlichſte Staatsbürger nicht ſelten zum Betrüger werde; 4) ſeyen ſie äußerſt drückend für die ärmere Claſſe der Bürger, in ſofern ſie auf die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe gelegt würden. Was auch immer gegen dieſe Gattung von Steuern vorgebracht werden mag, ſo kann man ſie weder unbedingt anpreiſen, noch ihnen geradezu das Verdammungsurtheil ſprechen, indem der Werth oder Unwerth dieſer Auflage immer von der geographiſchen Lage, den Produkten des Landes ſelbſt, und den Verhältniſſen des Staates, wo ſie eingeführt werden, abhängt. Die Staatsklugheit wird bei Anſetzung dieſer Steuern darauf ihr Augenmerk richten, daß der ärmeren Claſſe von Bürgern dadurch die Anſchaffung ihrer unentbehrlichſten Bedürfniſſe nicht erſchwert, und der Gewerbfleiß der Nation, ſo wie die perſönliche Freiheit nicht unterdrückt werde. Sind die Steuern im Verhältniß zum beſteuerten Objekte nicht zu hoch, ſo vermiſcht ſie ſich unvermerkt mit dem Preiſe der Waaren, ihre Entrichtung geht ohne große Beſchwerden von Statten, und ihre Umgebung hat den Vortheil nicht, um ſich der Gefahr der Beſtrafung auszuſetzen; iſt aber die Auflage zu hoch, ſo iſt ſie nicht mehr verſteckt, der Conſument ſucht auf jede Weiſe den Einkauf zu vermindern, und der Abſetzer des zu hoch beſteuerten Genußmittels wird durch den Gewinn des Betrugs zur Einſchwärzung gereizt; der geringe Verbrauch verringert das Einkommen des Staats; die Nothwendigkeit, den Betrug zu verhindern, vermehrt die Erhebungskoſten, und was der Staat dadurch zu gewinnen glaubt, ſteht weder im Verhältniß mit der Summe, welche die Beſteuerten entrichten, noch mit den Entwöhnungen, welche dieſelben ſich aufzulegen gezwungen ſind. Jeder weislich eingerichtete Staat ſollte eigenthümlich nur entbehrliche Genußmittel beſteuern, und die unentbehrlichen nur dann mit der Conſumtionsſteuer belegen, wenn ſich die Annahme machen läßt, daß der gemeinſte Arbeiter in einem Lande mehr verdienet, als zur Anſchaffung der nothwendigſten Lebensmittel ſeiner Familie erfoderlich iſt, er ſich demnach am Nothwendigen nichts abgehen zu laſſen braucht, er vielmehr dieſe Steuer nur durch Verminderung ſeiner überflüſſigen Bedürfniſſe zu erſchwingen hat.

Contagium nennen die Aerzte den, ſich durch eine fieberhafte Krankheit im Körper erzeugenden, Anſteckungsſtoff, der durch ſeine Einwirkung auf einen andern lebenden Körper die nämliche Krankheit in demſelben anregen kann. So erzeugen z. B. die Peſt, die Blattern u. ſ. w. einen Anſteckungsſtoff, der in einem Andern, von dieſer Krankheit bisher noch nicht Befallenen, wofern er mit dem Contagium in Berührung kommt, wieder Peſt

oder Blattern u. ſ. w. erregt. Bei der Peſt iſt der Anſteckungsſtoff in den Peſtbeulen, bei den Blattern in dem Eiter der Blatterpuſteln. Contagion iſt die Anſteckung, wodurch mittelſt des Contagiums die Krankheit ſich erzeugt. Contagiöſe Krankheiten ſind ſolche, die, von einem Anſteckungsſtoffe erregt, wieder einen ſolchen erzeugen.

Contarini iſt der Name eines alt-adeligen und berühmten venetianiſchen Geſchlechts, welches ſich durch würdige Sprößlinge ſeines Stammes einen ehrenvollen Namen in der Geſchichte erwarb. Die berühmteſten Glieder dieſer Familie ſind folgende: Domenico Contarini wurde ums Jahr 1043 oder 44 Doge von Venedig, führte die verbrannte Stadt Grado wieder auf, brachte das revolutionirende Zara wieder unter den Gehorſam zurück, und ſtarb 1070. — Jacob Contarini wurde 1275 zum Herzoge erwählt. Er unterwarf ſich die Iſtrier, und entſagte 1382 freiwillig dieſer Würde. — Andrea Contarini der ohne ſeinen Willen mit dem herzoglichen Purpur bekleidet wurde, ſchlug die Genueſer, nahm ihnen die unter Pietro Doria (1379) eroberte Stadt Chiozza wieder ab, verwaltete die Ehrenſtelle, worauf er ſtand, mit umſichtsvoller Weisheit, und ſtarb 1382. — Franzesco Contarini, Doge von 1623 bis 1625, vereitelte die Anſchläge Oeſterreichs auf Graubündten, um durch das Waatland eine Verbindung zwiſchen den italiſchen Beſitzungen des Königs von Spanien, und den deutſchen Ländern des Kaiſers zu bewerkſtelligen, unter Mithülfe Ludwigs XIII. von Frankreich. — Carlo Contarini, Doge von 1655 — 1656. Seine Regierungsgeſchichte wurde durch den Sieg merkwürdig, den der Admiral der Republik, Lazaro Mocenigo (1655) unter den Dardenellen gegen die Türken in einem Seetreffen erfocht. — Domenico Contarini, Doge, von 1659 bis 1674. Unter ihm kam Candia (1667) an Venedig, um deſſen Beſitz ſeit fünf Jahren mit den Türken gekämpft wurde. — Francesco Contarini war 1460 Lehrer der Philoſophie auf der Univerſität von Padua, wurde als Geſandter an Papſt Pius II. gebraucht, führte die Truppen der Republik gegen die Florentiner, welche Siena angegriffen hatten, und gab hernach eine Geſchichte dieſer Expedition in 3 Büchern heraus. — Ambroſio Contarini ging als Geſandter der Republik an den perſiſchen Hof des Uſun Kaſſan, und lieferte 1481 eine lateiniſche Beſchreibung dieſes Reiches. — Gasparo Contarini war Geſandter bei Carl V., brachte einen dauerhaften Frieden zwiſchen ihm und dem Freiſtaate zu Stande, ging 1527 als Geſandter nach Rom, und dann nach Ferrara. Er bewirkte die Freiheit Clemens VII., den Carl V. gefangen hielt, ward darauf Geſandter des Papſtes, und nach ſeiner Rückkehr, Senator der Republik; von Paul III. mit dem Cardinalshute geſchmückt, benahm er ſich 1541 als päbſtlicher Legat auf dem Reichstage zu Regensburg mit kluger Mäßigung. Nach ſeiner Rückkehr ſtarb er als Legat 1542 zu Bologna. — Giovanni Contarini, geb. 1549 zu Venedig, geſt. 1605, glänzte als berühmter Maler, ahmte Titians Styl nach, und wurde in der Kunſt, Plafonds zu malen, ſehr geſchätzt. Seine Auferſtehung in St. Francesco di Paolo zu Venedig zeugt von ſeinem Kunſttalente. — Vincenzo Contarini, Profeſſor der Beredſamkeit zu Padua, lehrte 1603 zu Padua, und ſtarb 1617. — Simone Contarini, geb. in Venedig 1563, geſtorben 1633, Dichter und venetianiſcher Geſandte beim Herzoge von Savoyen, bei Philipp II. von Spanien, bei Mohamed III. in Conſtantinopel, bei Papſt Paul V. und dem Kaiſer Ferdinand II., zeichnete ſich bei der 1630 in Venedig ausgebrochenen Peſt aus, wo er die Stadt nicht verließ, um etwaigen, bei einem ſolchen Uebel leicht Statt findenderſ, Unruhen zu begegnen.

Conté (Nicolaus Jacques), Künſtler, Mechaniker und Chemiker, wurde zu Saint-Cenery, in der Gegend von Suez, 1755 den 4. Auguſt geboren. Schon in ſeinem 18ten Jahre malte er mehrere religiöſe Gegenſtände mit Ausdruck und tiefem Gefühl. Indem er ſich auf die Portraitmalerei legte, verſäumte er darüber das Studium der phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften nicht, zu denen ihn ein beſonderer Eifer hinzog. Ein Modell, das er von einer von ihm erfundenen hydrauliſchen Maſchine der Akademie der Wiſſenſchaften überreichte, wurde von dieſer Geſellſchaft mit Auszeichnung aufgenommen. Durch ſeine Verehlichung mit einer Gattin aus einer der erſten Familien der Normandie erhielt er Mittel, ſeinen Wohnſitz in Paris aufzuſchlagen. Hier erwarb er ſich durch anhaltendes Studium großer Muſter, und durch den Umgang mit den berühmteſten Gelehrten damaliger Zeit bald einen ehrenvollen Namen. Seine unermüdlichen Forſchungen in dem Felde der Phyſik brachten ihn, in Verbindung mit mehreren Kunſtverſtändigen, (1793) auf den Verſuch, eine Zerſetzung des Waſſers durch Eiſen zu unternehmen, die man bisher nur durch Flintenläufe veranſtaltet hatte. Seine fortgeſetzten Anſtrengungen krönten dieſes Experiment mit einem glücklichen Reſultate. Bald darauf ertheilte ihm das Gouvernement den Befehl, dieſe Verſuche in Meudon zu wiederholen; das Gelingen ſeiner chemiſchen Unternehmung erzeugte in ihm die Idee, ſich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Wegen ſeines Verdienſtes um die Experimentalphyſik wurde er zum Direktor der äroſtatiſchen Schule ernannt, in welchem Inſtitute er achtbare Männer bildete. In dieſe Zeit fällt die Erfindung einer vortrefflichen Gattung von Blei- und Zeichnenſtiften, und die Gründung einer Manufaktur dieſer Kunſtprodukte, die noch jetzt blüht und ganz Frankreich damit verſieht. Bald wurde er aber von dieſem Poſten ab, und zu der Expedition nach Aegypten berufen, und verließ mit dem Range eines Brigade-Chefs der Aeronauten in der Mitte des Monats Floreal im Jahr 6 (1798), in Verbindung mit vielen Gelehrten und Künſtlern, Frankreich. In Alexandrien angelangt, errichtete er binnen wenigen Tagen auf dem dortigen Pharus Oefen, worin glühende Kugeln zubereitet wurden, in der Abſicht, die engliſchen Schiffe, bei einer etwaig vorzunehmenden Ueberrumpelung, in gehöriger Achtung zu erhalten. Kurz darauf war ſeine Gegenwart in Cairo nöthig. Hier errichtete er mit kaum glaublicher Geſchwindigkeit die erfoderlichen Werkſtätten für die Bedürfniſſe des Heeres an Waffen, erbauete Windmühlen, Maſchinen für die Münzen von Cairo, für die orientaliſche Druckerei, und für die Pulverfabrikation. Er gründete mehrere Gießereien, und Stahl, Säbel, gefirniſte Leinwand und andere Bedürfniſſe für das Heer gingen aus ſeinen Werkſtätten hervor. Er vervollkommnete die Brotbäckerei, verfertigte mathematiſche Inſtrumente für die Ingenieurs, Ferngläſer (lunettes) für die Aſtronomen, Vergrößerungsgläſer (des loupes) für die Naturforſcher, und Alles, was der Zweck der franz. Unternehmung im Oriente erheiſchte. Auch die Errichtung eines Telegraphen verdankte man ſeiner Thätigkeit, deſſen Anordnung wegen der Naturphänomene in dieſer heißen Atmoſphäre großen Schwierigkeiten unterlag. Alle dieſe glänzenden Verdienſte entgingen der Aufmerkſamkeit des Gouvernements nicht, welches ihn bei ſeiner Rückkehr zu einem der erſten Glieder der Ehrenlegion ernannte. Er ſtarb am 6. Dezember 1805.

Contemplation iſt die innere Selbſtbeſchauung. Kant legt das Wort contemplativ (beſchaulich) dem Geſchmacksurtheil als Prädikat bei, und verſteht darunter, daß es, indifferent in Anſehung des Daſeyn eines Gegenſtandes, nur die Beſchaffenheit deſſelben mit dem Gefühl der Luſt und Unluſt zuſammenhält. Das Geſchmacksurtheil ſagt nämlich gar nicht aus, daß man wünſcht, den Gegenſtand zu beſitzen; daß alſo der

Gegenſtand vorhanden iſt, das iſt dem Geſchmack gleichgültig. Aber das Beſchauen des Gegenſtandes, wenn er da iſt, iſt dem Geſchmack nicht einerlei; denn das Geſchmacksurtheil erklärt eben das Beſchauen für ein ſolches, welches das Gefühl der Luſt erweckt. Dieſes Beſchauen oder dieſe Contemplation iſt auch gar nicht auf Begriffe gerichtet, d. i. man kann nicht etwa einen Begriff angeben, vermöge deſſen derjenige Gegenſtand, der unter ihn ſubſumirt werden könnte, jeder Zeit Luſt oder Unluſt verurſachen mußte.

Conti (Abt Antonio Schinelle) ſtammte aus einer alten venetianiſchen Patricier-Familie, wurde 1677 zu Padua geboren, und erwarb ſich in der Literärgeſchichte durch ſeine Forſchungen in dem Felde der Mathematik einen berühmten Namen. Von dem Fache der Theologie riß ihn ein unbezwinglicher Trieb zu dem Studium der Philoſophie hin, und nachdem er ſich hier mit Bildung der Begriffe beſchäftigt hatte, ging er zur Conſtruktion dieſer mittelbaren Vorſtellungen, der Mathematik, über. Nach einer Reiſe von Paris nach London (1715) wurde er in der Hauptſtadt Großbrittanniens mit Newton bekannt. In dem zwiſchen dieſem und Leibnitz damals ausgebrochenen Streit über verſchiedene Theoreme, trat er gleichſam als Vermittler auf, und indem er kein entſcheidendes Urtheil fällte, konnte er keines von Beiden Beifall erlangen. Eine Handſchrift Newtons von der Zeitrechnung fiel in ſeine Hände, welche Freret mit ſcharfen Noten dem Publikum bekannt machte. Hierüber wurde Newton ſehr aufgebracht, und ſchrieb mehrere Broſchüren, worin er dieſe Handlung als eine Unrechtlichkeit genügend bewies. Seine abnehmende Geſundheit ließ ihn in ſein Vaterland zurückkehren. Hier verbrachte er die übrige Zeit ſeines Lebens im Dienſte der Muſen, und ſtarb 1749 zu Padua im 71ſten Jahre ſeines Alters. Seine Tragödien, Junius Brutus, Cäſar, Marcus Brutus und Druſus erſchienen 1765 in Druck. Man erblickt hierin mehr den abſtrakten Denker, als den mit einer feurigen Phantaſie begabten Dichter. Sein mehr in metaphyſiſches Dunkel als in echte Dichtung verhülltes Gedicht: Il Globo di Venere, das mit platoniſchen Ideen über das Schöne und Erhabene vollgepfropft iſt, konnte den Beifall der Kunſt nicht erhalten. Seine ſämmtlichen proſaiſchen und poetiſchen Werke erſchienen 1739 in 2 Quartbänden in Venedig. 1756 folgte ihnen noch ein Nachtrag.

Continent nennt man die großen Maſſen Landes auf dem Erdkörper, die ununterbrochen zuſammenhangen, um ſie von den Inſeln zu unterſcheiden. So ſagt man z. B. der Continent von Amerika, d. i. der ganze Welttheil Amerika mit Ausnahme ſeiner Inſeln.

Continentalſyſtem beſtand in dem Beſtreben Napoleons, England von aller Verbindung mit dem feſten Lande Europas auszuſchließen, um England dadurch zum Frieden und zur Anerkennung des von ihm aufgeſtellten Seerechts zu zwingen, und um alle Staaten des feſten Landes durch dieſe gänzliche Vernichtung ihres Seehandels zu ſchwächen, damit ſie ſich Frankreichs Anmaßungen nicht wirkſam widerſetzen könnten. Das berüchtigte Dekret von Berlin vom 21ſten Novbr. 1806 ſetzte die brittiſchen Inſeln zu Waſſer und zu Lande in Blokadeſtand, verbot allen Handel, Verkehr und Briefwechſel mit ihnen, erklärte jeden Engländer, der ſich in einem von franzöſiſchen Truppen oder deren Verbündeten beſetzten Lande betreffen ließ, für kriegsgefangen, und jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Priſe, und verbot allen Handel mit engliſchen Waaren. Kein direkt von England oder den engliſchen Colonien ankommendes Schiff ſollte in irgend einem Hafen zugelaſſen, und alle Schiffe, die durch falſche Deklaration dieſe Beſtimmung zu umgehen ſuchten, ſollten mit ihrer Ladung, gleich dem engliſchen Eigenthum, konfiſcirt werden. Gegen dieſes Dekret erfolgte in England die Geheimraths-

Verordnung vom 7ten Januar 1807; dieſe verbot allen neutralen Schiffen, von einem Hafen zum andern zu fahren, wenn dieſe Frankreich oder deſſen Verbündeten zugehörten, oder die engliſchen Schiffe nicht frei dorthin handeln könnten. Jedes dieſe Vorſchrift verletzende neutrale Schiff ſollte mit ſeiner Ladung konfiscirt werden. Durch eine zweite engliſche Verordnung vom 11ten Novbr. 1807 wurden alle Häfen und Plätze von Frankreich und deſſen Verbündeten in Europa und deſſen Colonien, und überhaupt jedes Land, mit dem England im Krieg begriffen und von dem die engliſche Flagge ausgeſchloſſen war, denſelben Einſchränkungen unterworfen, als wenn ſie auf's Strengſte blokirt wären; aller Handel mit Waaren und Produkten ſolcher Länder ward für verboten, und die dazu gebrauchten Schiffe für die Confiskation erklärt, ſo wie alle mit feindlichen Urſprungscertifikaten verſehene Schiffe. Eine andere Geheimraths-Verordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von Seiten der Kriegführenden an Neutrale für geſetzwidig, und die beabſichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungültig. Dagegen erklärte das Dekret von Mailand vom 17ten Dezbr. 1807 und ein zweites aus den Tuillerien vom 11ten Januar 1808 jedes Schiff, von welchem Volke es auch ſeyn möge, das von einem engliſchen Schiff viſitirt worden, oder ſich einer Fahrt nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die engliſche Regierung bezahlt habe, für entnationaliſirt, und eben dadurch für engliſches Eigenthum, ſo wie diejenigen, welche die gegen die brittiſchen Inſeln verfügte Blokade gebrochen, aus einem Hafen Englands oder ſeiner Colonien, oder eines von den Engländern beſetzten Landes ausgelaufen, oder nach einem ſolchen beſtimmt waren, für gute Priſen. Um den engliſchen Handel deſto ſicherer zu vernichten, erſchien am 3ten Auguſt 1810 der Tarif von Trianon für die Colonialwaaren, der durch ein Dekret vom 12ten Septbr. deſſelben Jahres noch mehr erweitert wurde. Das Dekret vom Fontainebleau vom 13ten Oktober deſſelben Jahres befahl ſogar die Verbrennung aller engliſchen Waaren, welches ſo wie die andern franzöſiſchen Dekrete, die ſich darauf bezogen, auch in allen mit Frankreich in Verbindung ſtehenden Staaten, d. i. faſt auf dem ganzen feſten Lande Europas mit mehr oder weniger Veränderungen angenommen und vollzogen werden mußten. Später machte die franzöſiſche Regierung ſelbſt durch Ertheilung von Licenzen dieſe Maßregeln zum Theil unwirkſam, bis die Siege der Verbündeten in den Jahren 1813 und 1814 auch dieſes höchſt verderbliche Continentalſyſtem vernichteten.

Contingent nannte man diejenigen Truppenabtheilungen des deutſchen Reichs, welche ehedem einzelne Reichsſtände zu Reichskriegen ſtellen mußten. Kleine, und wenig bevölkerte Reichsſtände zahlten auch oft Geld, ſtatt der ihr auferlegten Mannſchaftsleiſtung. Als die rheiniſche Conföderationsakte die Fürſten Deutſchlands zu einem politiſchen Ganzen vereinigte, und in Anſehung der äußern Verhältniſſe beſtimmte, daß jeder Krieg auf dem feſten Lande, den entweder das franzöſiſche Reich, oder der Rheinbund zu führen hätte, für alle eine gemeinſchaftliche Sache werden ſollte, ſo betrug die Stellung der Truppenmaſſe der erſten Mitglieder des Rheinbundes an 63.000 Mann, welche Zahl in der Folge durch den Beitritt der ſämmtlichen Fürſten des nördlichen Deutſchlands zum Rheinbunde, und nach der Ländervergrößerung der dem Bunde beigetretenen Staaten, auf 110.000 Mann anwuchs. Mit Auflöſung des Rheinbundes wurde auf dem Bundestage zu Frankfurt feſtgeſetzt, daß die Zahl der Mannſchaft, welche das Contingent zu ſtellen habe, nach der Bevölkerung beſtimmt werden ſolle. Die hierüber angefertigte Matrikel verlangt beim Simplum von 100 Seelen die Stellung eines Mannes, und da die Volksmenge des deutſchen Bundes ſich ungefähr auf 30.095.054 Menſchen beläuft, ſo umfaßt das Simplum

des Bundesvereins 300.000 Mann Truppen aller Waffengattungen, in 10 Diviſionen, von denen Preußen und Oeſterreich jedes 3, Baiern 1 und die übrigen Staaten 3 ſtellen.

Contorniaten ſind alte Münzen, die wegen ihrer Seltenheit ſehr geſucht und geſchätzt werden. Eine dünne Metallpatte mit flachem Gepräge und eine bald mehr, bald minder erhabene Furche mit einem Grabſtichel da, wo auch den alten Münzen ſich ein Perlenkranz rund herum zieht, ſind ihre Kenn- und Unterſcheidungszeichen. Von dieſer Furche oder vertieften Linie, italieniſch: Contorno genannt, ſcheinen ſie ihren Namen erhalten zu haben. Gewöhnlich ſind ſie von Bronze, haben die Größe der Großbronzen (Medagli oncini), bieten dem Auge mancherlei eingedrückte Figuren, ſehr oft Palmzweigen, deren Vertiefungen mit Silber ausgegoſſen ſind, und die ineinander geſchlungenen Schrifzüge E. P. oder P. E. dar, und haben eine große Aehnlichkeit mit den signis incusis (contremarques) auf römiſchen Medaillen. Verſchiedene Arten dieſer Contorniaten haben auch ihre von einander abweichende Typen, ſind von Arbeit roh, und ſündigen in ihren Inſchriften nicht ſelten gegen den, auf Münzen des Alterthums gewöhnlichen Curialſtyl. Nicht ohne Grund iſt die, von münzkundigen Gelehrten aufgeſtellte Meinung, daß ihre Entſtehung den Zeiten eines Conſtantins des Gr. und P. Valentinian angehört, daß ſie ohne öffentliche Autorität geprägt, und wahrſcheinlich für die Zuſchauer in den Circusſpielen beſtimmt waren. Die auf ihnen befindlichen Abbildungen des Kaiſers Nero und Trajan, welche dieſes Nationalſpiel vorzüglich begünſtigten, ſcheint jene Annahme zu unterſtützen.

Contour, ſ. Umriß.

Contrabande, Contrebande, heißen diejenigen Waaren, welche in einem Lande ein- oder auszuführen verboten ſind, oder ſolche, von welchen die für die Einfuhr vom Staate beſtimmten Abgaben nicht bezahlt worden ſind. — Die Kriegs- und Handelscontrebande werden durch die Verträge der Staaten unter ſich, ſo wie durch die Geſetze jedes einzelnen Staates beſtimmt. In neuern Zeiten hat man jene nicht bloß auf die dem Feinde zugeführte Kriegsmunition (contra bannum) beſchränkt, ſondern auf Getreide, Wein, geſalzenes Fleiſch und andere Lebensmittel, Geld u. ſ. w. ausgedehnt.

Contra-Proteſt iſt bei den Wechſeln der Proteſt der Präſentanten. (S. Wechſel und Wechſelrecht.)

Contrapunkt nannte man urſprünglich die Hinzuſetzung mehrerer Stimmen zu einer gegebenen Melodie. Weil ſich die ältern Tonſetzer, anſtatt der jetzt gebräuchlichen Noten, bloßer Punkte zur Bezeichnüng der Noten bedienten, ſo wurde ein einſtimmiger Geſang durch eine Reihe Punkte, auf verſchiedenen Linien geſetzt, ausgedrückt; um alſo noch eine Stimme hinzuzufügen, mußte gegen dieſe Reihe noch eine andere, und alſo gegen jeden Punkt noch einer geſetzt werden. Daher kam es, daß man unter dem Begriffe Contrapunkt die Kunſt des Satzes ſelbſt oder die harmoniſche Verbindung der Töne zu einem wohlgeordneten Ganzen verſteht. Mit der beſchränktern Bedeutung des Worts bezeichnet man damit die beſondere Art des Satzes, nach welchem die Stimmen gegen einander können verwechſelt, und ohne Veränderung ihres Ganges höher oder tiefer geſetzt werden. In dieſer Hinſicht erhält er den Namen des doppelten oder vielfachen Contrapunkts, indem der einfache oder gemeine Contrapunkt keine Verwechſelung geſtattet. Vollſtändige Regeln über die Arten des doppelten Contrapunktes hat Kirnberger in ſeiner Kunſt des reinen Satzes (Berlin 1776—77. 4.) entwickelt.

Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten.

Contraſt. Ein altes Sprichwort: Opposita juxta se posita magis elucescunt, bezeichnet ſchon die Wirkung des Contraſtes; denn zwei neben-

einander geſtellte Gegenſtände, welche in ihren einzelnen Urtheilen Gegenſätze bilden, klären ſich wechſelsweiſe auf, und erhöhen ungemein den bezweckten Eindruck auf das menſchliche Gemüth. So erſcheint die Lichtſeite neben der Schattenſeite noch ſtrahlender, und das Fortissimo in der Muſik ſchallt noch ſtärker, wenn es nach dem Pianissimo tönt. Bei allen dieſen Erfahrungen, welche man von den Wirkungen des Contraſtes gemacht hat, ſtand die Verwechſelung des Contraſtes mit der Antitheſe (ſ. d. Art.) der Begriffsbeſtimmung des Weſens des Contraſtes immer im Wege. Der Contraſt iſt mit der Antitheſe verwandt (oder wenn man lieber will, ſie iſt eine beſondere Art des Contraſtes im weitern Sinne), und mit der Paronomaſie oder dem Gleichklang, und liegt oft nur in einem Wortſpiele. Beide kommen darin überein, daß ſie aus der Zuſammenſtellung entgegengeſetzter Vorſtellungen, die nur in einigen Merkmalen ſich ähnlich ſind, beſtehen. Wenn die Anitheſe mehrere verſchiedenartige Gegenſtände zuſammenſtellt, ſo geſchieht dies, um ſie deſto mehr von einander zu unterſcheiden, beim Contraſte aber um ſie zu vergleichen; dort iſt alſo wirklicher Gegenſatz, hier bloßer Abſtich; dort findet eine Vereinigung wirklich entgegengeſetzter, hier nur eine Zuſammenſtellung einander widerſtreitender Beſchaffenheiten Statt. Der Gegenſatz, welcher widerſprechend ſcheinende Dinge vereinigt, iſt zunächſt eine Figur des Witzes, welcher auf den Verſtand, der Contraſt aber ein Abſtich, welcher unmittelbar auf das Empfindungsvermögen wirkt. Sonach iſt denn der Contraſt die Zuſammenſtellung zweier auf das Gefühl wirkender Gegenſtände, zur Erhöhung oder Schwächung des zweiten Eindrucks in Vergleichung mit dem erſtern. In dieſem Sinne ſticht in Molière's Miſanthrop der gefällige Cleant von dem mürriſchen Alceſt vortrefflich ab. Ein Contraſt iſt ſchneidend oder ſchreiend, wenn das Gemüth auf eine gewaltſame Art zwiſchen entgegengeſetzten Empfindungen herumgeworfen wird, oder wenn der Uebergang aus einem Gefühl in das entgegengeſetzte nicht allmählig und durch Mittelſtufen, ſondern plötzlich und unerwartet geſchieht; er ſpannt alsdann das Gemüth gleichſam auf die Folter, wirkt abſtoßend, und iſt widerlich. So giebt es Muſiker, die durch beſtändigen Wechſel des Pianissimo und Fortissimo, und durch häufige Ausweichungen aus einer Tonart in die andere, ohne vorbereitende Uebergänge, das Gemüth nicht minder foltern, als ſolche Maler, die durch grell von einander abſtechende, und durch keine Mitteltinten verſchmolzene Farben recht lebhafte Contraſte hervorzubringen meinen. Der wahre äſthetiſche Contraſt iſt der ſanftere, welcher, ohne das Gemüth zweien Extremen Preis zu geben, die goldene Mittelſtraße wandelt. Eberhard läßt ſich in ſeiner Aeſthetik über die äußerſten Endpunkte des Contraſtes in folgenden gewichtvollen Worten vernehmen: „Warum," ſagt er, „verſchmähen die großen Meiſter dieſes gemeine Mittel? Sie wiſſen zuvörderſt, daß der äußerſten Contraſte nur wenige ſind. Wenn ſie ſich alſo nur auf dieſe einſchränken wollten, ſo würden ſie in ihre Werke eine Einförmigkeit bringen, die den Dichter eben ſo ſehr einer ſchimpflichen Unfruchtbarkeit des Geiſtes verdächtig machen, als der ſchönen Mannigfaltigkeit ſeines Geiſtes ſchaden würde. Hiernächſt fühlen ſie, daß ein poetiſches Werk ſo gut, als ein Gemälde durch die äußerſten Contraſte hart wird. Sie kennen zu gut, wie der große Maler, das Bedürfniß, durch ſchwächere Unterſchiede und ſanfte Abſtufungen die einzelnen Farben ihres Gemäldes einander zu nähern, um in das Ganze die ſchöne Harmonie zu bringen, die wohlthuender iſt, als alles bunte Gepränge des grellſten Colorits. Sie ſtellen alſo nicht Tugend und Laſter, Tapferkeit und Feigheit, Liebe und Haß neben einander, ſondern ſie ſetzen die eine Art der Tugend, der Tapferkeit, der Liebe, einer andern an die Seite: der männlichen Tugend die weibliche, der rauhen die ſanfte: die rohe Tapferkeit eines Ajax dem jugendlichen Muthe eines

Achilles, und dem bedächtigen eines Ulyſſes: die väterliche Liebe Hektors der mütterlichen der Andromache." Der Contraſt iſt eine Quelle des Lächerlichen, als einer ſinnlich angeſchauten unendlichen Ungereimtheit. Dieſe Ungereimtheit zeigt ſich nun immer im Contraſte, der theils in den Eigenſchaften, theils in der Größe und den Eigenſchaften, theils in dem Aeußern und Innern, theils in den Mitteln und Zwecken, theils in der Größe der einzelnen Theile, theils in dem Grunde und der Folgerung, theils in den Urſachen und Wirkungen, theils in den Worten und der Auslegung u. ſ. w. liegen kann. Und hier giebt es einen doppelten Contraſt, einen objektiven zwiſchen dem ſinnlich angeſchauten Verhältniß und dem Beſtreben oder der Beſchaffenheit des Weſens, das ſich darin befindet, und einen ſubjektiven, worin der Lachende erſt den Verlachten durch eine Selbſttäuſchung verſetzt, indem er ihm ſeine beſſern Einſichten leiht. Aber auch die Rührung beruht wie das Lächerliche auf einem Contraſte, daher auch, obgleich beide ſich entgegengeſetzt ſind, leicht eins in das andere übergehen kann, wie bei dem Naiven; allein der Contraſt des Lächerlichen beſchäftigt bloß unſer Vorſtellungs-, der Contraſt des Rührenden unſer Empfindungsvermögen. Der Contraſt allein bringt auch nicht die Rührung hervor, nur wenn ſich der Widerſpruch gewiſſermaßen auflöſt, entſteht erſt Rührung. Der Contraſt dient überhaupt, um die langweilende Einförmigkeit zu vermeiden, und das Intereſſe an irgend einem Gegenſtande durch die ſich darbietende Mannigfaltigkeit zu befördern. In dieſer Hinſicht behauptet er in den bildenden Künſten ſein Recht, wo er dem Symmetriſchen, das nur Steifheit hervorbringen würde, entgegengeſetzt iſt. Daher iſt auch der Contraſt in der Malerei von dem in gewöhnlicher Bedeutung verſchieden. Wenn man mit Mengs unter Contraſt in der Malerei eine zweckmäßige Abwechſelung in den Partieen verſteht, als das Entgegengeſetzte von dem, was man Wiederholung nennt, ſo müſſen wir Diderot beiſtimmen, der da ſagt: „der einzige Contraſt, den der Geſchmack billigen kann, iſt der, welcher aus Verſchiedenheit der Kraft und der Theilnahme entſpringt. Es bedarf keines andern. Der Contraſt der Studierſtube und der Akademie iſt falſch."

Contratöne, ſ. Tabulatur.

Contravallationslinie, ſ. Circumvallationslinie.

Contre-Alt, in der Tonkunſt die Mittelſtimme zwiſchen Tenor und Discant auch Alt genannt.

Contrescarpe bezeichnet die ans Feld angränzende Abdachung des Grabens. In den Militärwiſſenſchaften verſteht man darunter die Gegenböſchung, d. h. die ſchiefgemauerte Außenſeite eines Grabens nach dem Felde zu, welche der innern Böſchung des Grabens (escarpe) auf der Stadtſeite entgegenſteht. Auch begreift Contrescarpe den an jener Abdachung anſtoßenden bedeckten Weg ſammt ſeinem Glacis, und was etwa noch ferner daran ſeyn mag, unter ſich.

Contribution heißt überhaupt Zuſammenſchießung, Zuſammenlegung; dann die Steuer, die in Kriegszeiten von der geſetzgebenden Macht ausgeſchrieben wird, die vergrößerten Staatsbedürfniſſe damit zu beſtreiten, oder die Abgaben, welche den Bewohnern eroberter Länder zu contribuiren auferlegt werden.

Controle heißt das doppelte Regiſter beim Finanz- oder Juſtizweſen, u. ſ. w., um dieſe ſicher zu erhalten, und dem Betruge dabei vorzubeugen. Controle heißt ferner Gegenrechnung, von einem zweiten Rechnungsführer geführt, daher Controleur, derjenige nämlich, welcher bei öffentlichen Einnahmen die vom Einnehmer empfangenen Summen in ſein Gegenregiſter ſchreibt, um im Nothfalle Beides miteinander zu vergleichen.

Controverſe heißt eine Streitſache, beſonders in den Dogmen der chriſtlichen Kirchen; daher Controvers-Predigten, worin die Glaubenslehren anders denkender Confeſſionen beſtritten werden. Status controversiae heißt die eigentliche Beſchaffenheit eines Prozeſſes.

Contucci (Andreo), auch Dal Monte Sanſovino genannt, ein berühmter Bildhauer aus den Zeiten des Papſtes Leo X. Der hohe Ruf, den er ſich zu Rom durch ſeine treffliche Gruppe der heil. Anna erworben hatte, bewog den Papſt, ſich ſeiner Hülfe zur Vollendung der Verzierungen in der Capelle zu Loretto zu bedienen, welche Bramante zwar angefangen hatte, wobei ihn aber der Tod überraſchte. Die Arbeit, welche ihm hier beſtimmt war, beſtand in einer Reihe halberhobener Marmorbilder aus der bibliſchen Geſchichte. Ihre Ausführung rechtfertigte die Wahl Leo's vollkommen, und ſelbſt Vaſari, der große Verehrer Michael Angelo's, geſteht, man habe bis dahin nichts ſo Vollendetes in dieſer Art geſehen. Conducci ſtarb aber, ehe er damit fertig war, und mehrere Stücke mußten von ſpäteren Meiſtern vollends ausgearbeitet werden. So legte Baccio Bandinelli die letzte Hand an das Bild der Geburt der h. Jungfrau; Raphael da Monte Luppo vollendete die Darſtellung ihrer Vermählung; Hieronymus Lombardo die Geburt Chriſti und die Ankunft der Weiſen aus dem Morgenlande. Die wunderthätige Verſetzung dieſes Hauſes zu Loretto, in welchem Maria geboren ſeyn ſoll, und welches der Sage nach Engel aus Slavonien nach Loretto überbrachten, gab dem Contucci Stoff zu einem Entwurfe, den nachher der florentiniſche Bildhauer Triboli ausführte.

Contumacia nennt man in Rechtsgeſchäften diejenige Art des Ungehorſams, wenn eine Partei auf die gerichtliche Ladung nicht erſcheint, oder die ihr aufgelegte Rechtsſchuldigkeit in der beſtimmten Friſt nicht erfüllt. Contumaciren heißt, wenn eine Partei die andere bei dem Richter der Widerſpenſtigkeit anklagt; in contumaciam verfahren, wenn der Richter den Angeklagten für ſchuldig erkennt, und ihn zur Bezahlung der Unkoſten, oder anderer Strafe verdammt.

Contumaz, der geſetzliche Aufenthalt der Reiſe, oder des weitern Fortſchaffens ſolcher Perſonen und Güter, die aus Gegenden kommen, wo eine anſteckende Krankheit, beſonders die Peſt, graſſirt. Die Schiffe oder Frachtwagen werden an den Gränzen, oder in den Seehäfen ausgeladen, und die Perſonen und Güter in beſondere dazu beſtimmte Gebäude, Contumazhäuſer gebracht, wo dieſen aller Umgang und jede Gemeinſchaft mit den Landeseinwohnern unterſagt iſt, und die Waaren der friſchen Luft ausgeſetzt und durchräuchert werden, um das anſteckende Gift der Krankheit auf dieſem Wege zu vertilgen. Da die Dauer der Contumazen gewöhnlich 40 Tage iſt, ſo heißt ſie auch Quarantaine (von Quarante 40); dieſe Friſt wird aber nach Verhältniß der Umſtände verlängert oder verkürzt.

Conty, ſ. Bourbon.

Conus, ſ. Kegel.

Convent heißt überhaupt eine Zuſammenkunft; daher zur Zeit der franzöſiſche Revolution die Verſammlung der Nation durch ihre Repräſentanten National-Convent hieß. — Bei den Klöſtern heißt ſowohl Convent das Kloſter ſelbſt, als auch die Verſammlung ſämmtlicher Gläubigen zu gewiſſen Zwecken. Daher Conventualen der Name ſämmtlicher Mitglieder eines Kloſters. Auch heißen Conventualen die Zweige gewiſſer geiſtlicher Orden, die weniger ſtrenge Statuten beobachten, zum Unterſchiede von den Obſervanten. — Conventicula heißen überhaupt verbotene Zuſammenkünfte, Winkelverſammlungen.

Conventionalſtrafe, ſ. Strafrecht.

Conventionsfuß. Die Verſchiedenheit des Münzfußes in Deutſchland hatte ſeit dem J. 1559, wo Kaiſer Ferdinand I. durch eine beſondere Deputation das Münzweſen in Ordnung zu bringen ſuchte, vielfältige Berathſchlagungen veranlaßt, als unter Kaiſer Franz I. im J. 1753 von Neuem an die Verbeſſerung des Münzweſens gedacht wurde. Zwiſchen Oeſterreich und Baiern wurde eine Convention geſchloſſen, nach welcher die cölniſche Mark feinen Silbers zu 20 Gulden, und die Mark feinen Goldes zu 283 Gulden gemünzt werden ſollte. Im J. 1760 beſchloſſen die Stände des fränkiſchen, baieriſchen und ſchwäbiſchen Kreiſes jene Convention, oder den Zwanziggulden fuß, anzunehmen, wenn der ober- und niederrheiniſche Kreis ein Gleiches thuen würden. Dies geſchah 1763. Andere Stände ſtimmten nicht bei; daher ward immer noch kein allgemeiner Münzfuß herrſchend. In Oeſterreich, Baiern, Franken, Sachſen wird jetzt insgemein nach dem Conventionsfuße gemünzt, doch mit dem Unterſchiede, daß in Oeſterreich und Sachſen die umlaufenden Münzſorten richtig nach dieſem Fuße geprägt ſind, in den übrigen Reichsländern aber der Vierundzwanzigguldenfuß (d. i. die Mark feinen Silbers zu 24 Gulden) im Handel und Wandel eingeführt worden iſt. Hannover, Holſtein, Mecklenburg und die Hanſeſtädte haben einen ſchwerern Münzfuß, Brandenburg einen leichtern. In Norddeutſchland iſt daher faſt in jedem Lande ein beſonderer Münzfuß.

Convergenz nennt man die Zuſammenneigung zweier Linien, oder Strahlen, welche von verſchiedenen Punkten ausgehen, aber immer näher zuſammenlaufen, bis ſie ſich endlich in einem Punkte berühren. Das Entgegengeſetzte drückt Divergenz aus.

Converſation iſt Umgang, alſo eine durch das Band der Eintracht umſchlungene Verbindung zwiſchen Perſonen, die oft in Geſellſchaft mit einander verweilen, um das Vergnügen, das aus dem wechſelſeitigen Mittheilungstriebe erwächſt, zu genießen. Dieſe Vereinigung zur geiſtigen Wechſelwirkung durch das Medium der Sprache bezweckt eine angenehme Unterhaltung, die dahin ſtrebt, die lange Weile oder die Zeit zu vertreiben (tempus fallere), oder die Cultur des Geiſtes durch Anregung der geiſtigen Kräfte zu fördern. Wenn man ſich des Wortes Converſation bedient, ſo denkt man jetzt in der Regel an den geſellſchaftlichen Ton, der in feinen gebildeten Cirkeln herrſcht. In dieſen giebt es eine eigene Kunſt der geſelligen Unterhaltung, welche das Gemüth ſpielend beſchäftigt, und wer dieſer Kunſt mächtig iſt, von dem ſagt man, er habe den Converſationston, den guten geſellſchaftlichen Ton, den Ton des Anſtandes. Worin dieſer feinere Ton beſtehe, ergiebt ſich, wenn man das, was die Converſation feſtſtellt, in Betracht zieht. Sie iſt Unterhaltung. Ein jedes Mitglied der Geſellſchaft ſoll demnach durch ſeine Darſtellungsgabe aus der Schatzkammer ſeines Geiſtes einen Beitrag zu dem Vergnügen der Unterredung liefern. Dieſe Unterhaltung aber ſoll wechſelwirkend und geſellig ſeyn. Kein Mitglied wird demnach ſein Ich ausſchließlich zum ermüdenden Gegenſtande der Unterhaltung machen, oder ſeine einmal gefaßten Anſichten mit bäuriſcher Rechthaberei geltend machen wollen; denn durch Beides wird der Hauptzweck der feinern Cirkel verletzt. Der gebildete oder feinere Cirkel wird immer dafür ſorgen, daß der Converſationston ein guter und feiner Ton ſey, welcher die Regeln des Anſtandes befolgt, Andern Achtung einflößt, und überall den ſchönen Schein bewahrt, welchen man Wohlanſtändigkeit (decorum) nennt. Ein edler Selbſtzwang wird alle Leidenſchaften unterdrücken, und ein gewiſſes Wohlwollen gegen die ganze Geſellſchaft an den Tag legen, welches er, aus Achtung gegen den Cirkel, ſelbſt gegen den, mit welchem er geſpannt iſt, beobachtet; der Meiſter des guten Tons iſt eben ſo weit von einer allzuſichtbaren und auszeichnenden Aufmerkſamkeit entfernt, als er ſtudirte

Höflichkeit vermeidet. Der feine Ton, im Gegenſatze von der Ruſticität (dem bäuriſchen Ton) Urbanität genannt, drückt dem geſelligen Benehmen den Stempel äſthetiſcher Schönheit auf, und iſt weniger eine Einimpfung der Erziehung, als Aeußerung eines talentvollen, und mit Menſchenkenntniß ausgerüſteten Geiſtes, der, ohne gegen die Neigung eines Einzigen zu verſtoßen, die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft durch den innern Werth ſeiner Mittheilungen zu feſſeln, zu beleben und zu erhöhen weiß. Zwar wird das Kind vornehmer Aeltern ſchon frühe in der Erlernung gewiſſer Conventionsregeln geübt, damit jene ſtillſchweigende Uebereinkunft der Höflichkeit und Galanterie ſich ganz mit ſeiner Benehmungsweiſe verſchwiſtere, aber dieſe Etiquette iſt ſehr weit von dem eigentlichen Converſationstone verſchieden. Die Feinheit, welche in den gebildetern Cirkeln herrſcht, bezieht ſich mehr auf den äſthetiſchen und ſittlichen Geſchmack, ſo wie ſich die Bildung auf den Geiſt bezieht. Keiner dürfte wohl in die Zahl der Gebildeten aufgenommen werden, deſſen Geiſt nicht eine höhere Weihe in der Welt und Menſchenkunde empfangen hätte, und der ſich nicht eine planmäßige Kenntniß von der Philoſophie des Lebens, der Geographie, Geſchichte ꝛc. erworben hätte. Wer ohne ſolche Kenntniſſe und geiſtige Cultur in den geſelligen Umgang tritt, wird bei allen ſeinen Verbeugungen und eingelernten höfiſchen Galanterien doch immer nur ein theatraliſcher Figurant bleiben, und man wird den Dünkel ſeiner leeren Schwatzhaftigkeit nur in ſofern ertragen, als man es aus Rückſichten des feineren Tones thun muß. Die gute Lebensart beſteht nicht darin, daß man ſeine Worte wie Spielmarken ausgiebt, die keinen Werth haben; die menſchliche Geſellſchaft hat als Bildungsmittel eine weit höhere und edlere Bedeutung. Daher ſchreibt auch Rouſſeau von dem Converſationstone Folgendes: „Der gute Ton iſt weder ſchwerfällig noch flatterhaft, er iſt fließend und natürlich, verſtändig ohne pedantiſch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünſtelt, artig ohne abgeſchmackt, ſcherzhaft ohne zweideutig zu ſeyn. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme; man ſpricht vernünftig, ohne ſchulgerechte Schlüſſe zu machen; man ſcherzt ohne Wortſpiele, und verbindet auf eine geſchickte Art Witz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, ſinnreiche Satyren, gut angebrachte Schmeicheleien und ſtrenge Moral; man ſpricht da von Allem, damit jeder Etwas ſagen könne, vertieft ſich aber nicht in Unterſuchungen, um nicht die Langeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehen Fragen auf, und handelt ſie ſchnell ab; ſpricht deutlich, und alſo auch zierlich; Jeder ſagt ſeine Meinung, und unterſtützt ſie mit wenigen Worten; Keiner beſtreitet die eines Andern mit Hitze; Keiner vertheidigt die ſeinige mit Hartnäckigkeit; man unterſucht, um ſich zu belehren, und hört auf, ehe man in Streit geräth; Jeder unterrichtet, Jeder unterhält ſich, Alle gehen vergnügt auseinander, und ſelbſt der Weiſe kann würdigen Stoff zu ſtillen Betrachtungen mit ſich nehmen.“ Doch macht auch hier das Genie ſeine abweichenden Ausnahmen. Der Geniale, der ja überall die Schranken des Herkömmlichen durchbricht, iſt ſich auch hier ſelbſt Regel und Geſetz, und „giebt, wie Schiller im Prolog zu Wallenſteins Lager ſagt, „dem Urtheil höhere Geſetze.“ Ihm ſind geniale Abſprünge erlaubt, doch darf er ſich in ſeinem Fluge nie zu weit von der luſtwandelnden Geſellſchaft entfernen. Es erfodert reiche Naturgaben und einen wohl ausgebildeten Geiſt, in der Converſation immer etwas Feines und Gutes zu ſagen, und das geflügelte Wort zu ſeiner Zeit dahinſchlüpfen, und wieder ſchweigen zu laſſen. Das ſchöne Geſchlecht bildet in der Geſellſchaft die Grazien des Widerſpruchs, nur dürfen es nicht maskirte Furien ſeyn, die ſich über der Obhut ihres heiligen Feuers ſteif geſeſſen haben. Der fröhliche Bacchus kredenzt den Becher der Converſation mit gewürzreichen Blumen, und giebt der Unterhaltung lebhaftere Farben, nur darf er nicht die Hefen ſeines Pokals zur Farbenmiſchung

hergeben. Der Morgen iſt die Zeit der ernſten und einſamen, der Abend die Periode der fröhlichen und geſelligen Converſation, gegen Nachmittag gedeiht die geſchäftliche, des Nachmittags die peripatetiſche Unterhaltung. Der feinen Lebensart hat man ſehr häufig den Vorwurf gemacht, daß ſie die Ehrlichkeit beeinträchtige. Aber Leſſing entkräftet dieſe Anklage in den Worten: „Man iſt doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts iſt, als ein ehrlicher Kerl —;“ und er hat Recht, denn die Ehrlichkeit kann, ohne gerade ins Plumpe und Grobe zu verfallen, einen gewiſſen Grad von Feinheit annehmen. Eine gewiſſe Gattung von Dramen, deren Stoff und Behandlung an das gewöhnliche, wenn nicht gemeine, Leben erinnert, nennt man zum Unterſchiede von der höhern Gattung, die ſich durch eine ideale Behandlung auszeichnet, Converſationsſtücke, und von dieſer Art ſind faſt alle freud- und leidloſe Mitteldinge, die man jetzt mit dem Namen Schauſpiele belegt. Auf dem Gebiete des ſchönen Hellas, und zunächſt in Athen, war in der Zeit, wo die Künſte und Wiſſenſchaften ihr goldenes Zeitalter feierten, derjenige Ort der alten Welt, wo die Grazien des Umgangs ihren reizenden Zauber über die Geſelligkeit ausbreiteten; in der neuern Zeit war Paris die Schule des feinen Tones, aus welcher er auch in die übrigen Hauptſtädte Europas, und von da in die Cirkel kleinerer Städte überging. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fällt die Blüthezeit des feinern Geſellſchaftstons in Frankreich; denn um dieſe Zeit verſammelten die mit Geiſt und Anmuth reichbegabten Frauen L'Eſpinaſſe, Deffand und Geoffrin einen gebildeten Cirkel um ſich, der ſich durch die Feinheit und Eleganz ſeines Tones vorzüglich auszeichnete. Da die Kunſt des Umgangs eine Spende der wohlthätigen Natur iſt, welche ſich ſelten aus den todten Worten der Theorie vollkommen erlernen läßt, ſo bleibt es immer intereſſant, der Lektüre eines Meiſters in dem Converſationstone, Delille, ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, welcher eine ſchöne Zeichnung von jenem attiſchen Cirkel entwirft, wo:

Sous les yeux de l'enchanteresse,
Pleins de grâce à-la-fois et de séverité,
Le bon sens n'eût osé se montrer sans finesse,
L'illusion sans vérité,
L'enthousiasme sans justesse.
Le bon exemple y formait le bon ton,
La critique sévère avait sa politesse,
L'éloge sa delicatesse;
C'étoit la fleur de la raison,
Et la moisson de la sagesse.

Der Frau von Vannez Conseils à une femme, sur les moyens de plaire dans la conversation dürften von jedem, der in den feinen Cirkeln ſein Glück machen will, nicht ungeleſen bleiben. Mit folgenden Verſen charakteriſirt ſie ihren Gegenſtand:

Orner le fond d'un entretien frivole,
Et l'embellir par la variété;
Avec aisance, avec facilité
Prendre à son tour et céder la parole,
Sans que l' apprèt, dans de légers propos,
Gâte le choix et des tours et des mots:
Tel est cet art, dont le monde est l'école.

Wenn wir Chazets Art de causer noch erwähnen, ſo geſchieht dies deßhalb, weil die Franzoſen Muſter in dem Converſationstone geworden ſind, und der alte Ausſpruch immer wahr bleibt: Que les Français seulement savent converser, et que les autres nations ne savent que disserter et discuter.

Convex, ſ. Concav.

Convictorium heißt auf einigen Univerſitäten der Ort, wo diejenigen, welche Freitiſche haben, gemeinſchaftlich ſpeiſen. Einige zahlen nur ein Weniges, Andere gar nichts. Dieſe Studenten nennt man Convictoren, Convictoriſten.

Convoy (Bedeckung) nennt man die bewaffnete Geleitſchaft, womit einer Armee Lebensmittel und andere Bedürfniſſe zugeführt werden; ferner die Bedeckung von Kriegsſchiffen, die einer Kauffartheiflotte in Kriegszeiten mit gegeben wird.

Convulſionärs, ſ. Janſeniſten.

Convulſionen, ſ. Krampf.

Cook (James) wurde 1728 von armen Aeltern in der Grafſchaft York geboren. Von ſeinem 13ten Jahre an diente er bei einem Schiffer, der Kohlen von Newcaſtle nach London zu bringen pflegte, als gemeiner Arbeiter und Matroſe ſieben Jahre. Hierauf wurde er Schiffskoch, und dann Gehülfe eines Steuermanns. Hier überzeugte er ſich von der Nothwendigkeit, ſich mit der Mathematik und andern Schiffskenntniſſen vertraut zu machen. Er ließ ſich daher für ſein bisher erſpartes Geld in dieſen Fächern unterrichten. Von nun an mit den nöthigen Kenntniſſen ausgerüſtet, ſtrebte er, ſich einen großen Wirkungskreis zu bilden, nahm, einen höhern Beruf in ſich fühlend, auf der Flotte Dienſte, wobei er von Hugh Palliſer ſehr begünſtigt wurde, und das erſte Schiff, auf welchem er diente, der Adler, ward eine gute Vorbedeutung ſeines kühnen Fluges, den er zu nehmen gedachte. Bei der Flotte, die mit dem General Wolf gemeinſchaftlich die Eroberung von Quebeck betreiben ſollte, entwickelte er ſeine großen Anlagen. Die genauere Kenntniß des Canals, des Laurenzſtroms gehörte vorzüglich zum glücklichen Fortgang des Unternehmens, und dieſe wurde von Cook glücklich berichtigt. Nach dem Frieden von 1763 erhielt er den Auftrag, die wegen der Fiſcherei ſo wichtige Küſte von Neufoundland aufzunehmen. Die von ihm verfertigten Karten ſind ein Beweis ſeiner mühſamen und ſchwierigen Unterſuchung in einem unwirthbaren und menſchenleeren Lande, vom Jahr 1763 — 67. Sein ungeſelliger und etwas finſterer Charakter erleichterte ihm dabei das Ungemach, und ſeine Sparſamkeit, die der Druck und das Emporarbeiten aus der Dürftigkeit wohl natürlich erzeugt hatte, vermehrte ſogar freiwillig die Uebequemlichkeiten dabei. Seit 1767 lebte Cook auf einem kleinen Grundſtücke, am öſtlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung berufen wurde. Der Durchgang der Venus durch die Sonne veranlaßte die Societät der Wiſſenſchaften zu London, den König zur Ausrüſtung eines Schiffes zu beſtimmen, um dieſe Erſcheinung auf einer der engliſchen Inſeln in der Südſee zu beobachten. Cook's Gönner, Hugh Palliſer, verſchaffte ihm mit der Würde eines Lieutenants den Auftrag, dieſes Schiff zu lenken, auf welches ſich Banks und Salander, zwei berühmte Naturforſcher, zugleich mit einſchifften. Sie ſegelten nach Otaheiti. Trefflich verſtand es Cook, das Zutrauen und die Liebe der dortigen Bewohner zu gewinnen. Man erreichte hier auch glücklich den aſtronomiſchen Zweck, und Cook umſchiffte dieſe Inſel, ſo wie mehrere andere nahgelegene Eilande. Darauf eilte er nach dem Süden, um das von andern Seefahrern und von Geographen vermuthete Südland zu entdecken; allein er ſegelte bis zu 40° Br., ohne etwas zu finden, und hierauf nach der Küſte von Neu-Seeland, welches man noch immer für einen feſten Theil des Südlandes hielt, das er aber durch Umſchiffung als zwei getrennte Inſeln von bedeutendem Umfange erkannte; die dazwiſchen liegende Meerenge wurde ihm zu Ehren die Cooks-Straße genannt. Unter tauſend Gefahren und Schwierigkeiten ſetzte er raſtlos und kühn ſeine Unterſuchungen fort. Drei

Monate lang hatte er ſich durch eine Reihe von Klippen durchwinden müſſen, bis es ihm endlich gelang, die Meerenge, welche Neu-Guinea von Neu-Holland trennt, zu entdecken. Hierauf kehrte er wohlbehalten, ohne weitern Unfall, als den Verluſt einiger Leute durch Krankheiten, nach England zurück, bereichert mit einer Menge von Entdeckungen, und bewährt in der Geſchicklichkeit zu ſolchen Unternehmungen, geachtet von dem Könige und dem Hofe. — Einige von den Franzoſen gemachte Entdeckungen veranlaßten in England den Beſchluß, das große Südmeer genauer zu unterſuchen. Es wurden dazu zwei Schiffe, The Reſolution und The Adventure, ausgerüſtet, jenes führte den Chef der ganzen Unternehmung, Cook, dieſes Tobias Furneux, als kommandirenden Schiffmeiſter. Die beiden Forſter und Sparrmann nahmen Theil an dieſer Entdeckungsreiſe, die im Julius 1772 angetreten wurde, und die uns Forſter beſchrieben hat. Durch die zweckmäßigſten Maßregeln, welche Cook und Forſter gemeinſchaftlich nahmen, wurde die Schiffsmannſchaft bei ſo guter Geſundheit erhalten, daß auf dieſer dreijährigen Reiſe nur ein Mann an Krankheit ſtarb. Cook ſteuerte dem Südpol zu, dem er ſich auch bis 71° S. Br. näherte, wo ein Eisfeld von unabſehbarer Größe dieſer Fahrt das Ziel ſteckte, zum Verdruſſe für Cooks forſchende Kühnheit, die nicht erſchrack, weder vor den faſt beſtändigen abwechſelnden Stürmen und Nebeln, die oft mehrere Wochen lang die Sonne verhüllten, noch vor den Eismaſſen, die gleich feſten Klippen Tod und Untergang droheten, und eine Kälte aushauchten, welche Tau und Takelwerk des Schiffs mit Rinden von Eis bedeckten, noch vor der ſchauerlichen Stille, die keine andere lebendige Weſen in ſich trug, als dieſe kühnen Abenteurer, die mit Keckheit die Natur auch in ihrer tiefſten Zurückgezogenheit aufſuchten. Das Schrecken ward vermehrt durch Cook's heftige Krankheit, die ſein Entſchluß ihm zuzog, niemals beſſer zu eſſen, als der Letzte ſeines Schiffsvolks. Endlich neigte ſich dieſe Krankheit zur Beſſerung; um die Geneſung völlig zu bewirken, war friſches Fleiſch unumgänglich nothwendig; außer einem treuen otaheitiſchen Hunde, der Forſter gehörte, war kein Thier auf den Schiffen. Forſter ließ ihn augenblicklich ſchlachten, und ſo gelang es, Cook wieder herzuſtellen. Sie erreichten darauf das Cap, nachdem ſie 28 Monate in See geweſen waren. Von hier aus kam Cook glücklich in England an, nach einer Entfernung von 3 Jahren und 8 Monaten, in der man die Südſee nach allen Richtungen durchkreuzt, und dem Südpol in einer Weite ſich genähert hatte, wohin noch kein Sterblicher gedrungen war. Cook konnte nun mit Recht behaupten, daß im ſüdlichen Weltmeer kein feſtes Land mehr zu finden ſey. Er vermogte genau anzugeben, bis wohin es möglich ſey, vorzudringen, und befriedigte Alles durch die Genauigkeit und Richtigkeit ſeiner Angaben. Cook ward zum Capitän gemacht, und erhielt eine ehrenvolle Stelle im Hoſpital zu Greenwich, um ſeines Ruhmes im Beſitze mancherlei Vortheile zu genießen. Allein weder die aufgeregte Wißbegierde der Engländer, noch ſein unermüdeter Geiſt ließen ihn ruhen, und nachdem der Glaube an ein feſtes Südland durch Cook zerſtört war, ſollte er durch eine dritte Reiſe die Hoffnung von einer nördlichen Durchfahrt aus dem atlantiſchen in den ſtillen Ocean, und auf einem kürzern Wege, als auf dem, der um das Vorgebirge der guten Hoffnung geht, nach Oſtindien zu gelangen, entweder bekräftigen, oder vernichten; obgleich kurz vorher ſchon Capitän Phillpps zum Behufe dieſes Verſuchs, während Cook 1773 nach dem Südpol hinſteuerte, vergeblich bis 87° N. Br. vorgedrungen war. Graf Sandwich war es, der Cook zu dieſem Unternehmen zu bewegen wußte. Cook erhielt 1776 ſeine Beſtallung als Anführer zu dieſer Fahrt, und die dem Entdecker der Durchfahrt durch eine Parlamentsakte von 1745 verſprochene Belohnung von 20.000 Pfund Ster-

linge wurde ihm verſichert; ſeinem alten Schiffe Reſolution ward ein zweites beigeſellt, und die Schiffe, ſo wie die Mannſchaft mit allem dem verſehen, was eine ſolche Reiſe erfoderte. So ſegelte Cook am 12. Juli 1776 von Plymouth auf das Cap zu, wo er ſich ſeinen Vorrath von zahmen Hausthieren noch vermehrte, die er für die Südſeeinſulaner beſtimmt hatte. Auf den Freundſchaftsinſeln hielt er ſich, weil zu andern Reiſen die Zeit verfloſſen war, ziemlich lang auf, und als er ſeine mitgebrachten Schafe auf einer dieſer Inſeln ausgeſetzt hatte, und einſt die höchſte Gegend auf der Inſel beſtieg, gedachte er, erfüllt von der Herrlichkeit der Ausſicht, mit Begeiſterung der Zeit, wo einſt ein künftiger Seefahrer von demſelben Standpunkte aus dieſe Wieſen und Weiden mit Heerden bedeckt ſehen würde, deren erſten Stamm er hierher verpflanzt habe. Eine andere Freude genoß er ſchon wirklich in einem Gerichte von Rüben, die von der Ausſaat auf ſeiner vorigen Reiſe auf dieſer Inſel gewachſen waren. Am 3ten Dezbr. 1777 verließ Cook letztere Inſel, die er von den Geſellſchaftsinſeln beſuchte, und richtete mit ſeinen beiden Schiffen den Lauf nach Norden, um dem eigentlichen Endzweck ſeiner Reiſe näher zu treten. Seine Fahrt ging bei den Sandwichsinſeln vorbei, die Cook entdeckte, und ſeinem Gönner zu Ehren benannte. Am 7ten März erblickten ſie die Küſten von Neu-Albion, und fuhren theils an dieſen weſtlichen Küſten Amerikas, theils entfernter vom Lande umher. Am 9ten Auguſt legte Cook unter einer Landſpitze vor Anker, welche die äußerſte bekannte Weſtſpitze von Amerika, und zugleich die öſtliche Gränze einer ſchmalen Meerenge iſt, welche die alte und neue Welt von einander ſcheidet. Bering, ein würdiger Seeoffizier in ruſſiſchen Dienſten, hatte ſie 1728 zuerſt erreicht; Cook hat aber dieſe Gränze zwiſchen Aſien und Amerika genauer durchforſcht. — Am 17ten Auguſt erreichte er 70° N. Br., und hier bemerkte man am Horizonte den Wiederſchein vom Eiſe, den man den Eisblick zu nennen pflegt. Bald waren ſie auch ſo dicht am Eiſe, daß ſie nicht weiter vordringen konnten. Cook kehrte alſo nach den Sandwichsinſeln zurück, um von hier aus in einer beſſern Jahreszeit ſich zu neuen Unternehmungen zu rüſten. Aber mehrere durch die Diebereien entſtandene Mißhelligkeiten erregten Zwiſte, die bei Gelegenheit eines geraubten engliſchen Bootes zu einem förmlichen Aufſtande kamen. Cook, welcher deswegen an's Land geſtiegen war, und auf einen der frechen Einwohner Feuer gab, brachte dieſe Wilden ſo in Wuth, daß ſie ihn (am 14ten Febr. 1779) erſchlugen. Sein Leichnam wurde zerriſſen und zerſtreuet. So endete der kühne Seefahrer im Laufe ſeiner Entdeckungen und ſeiner Hoffnungen; und wenn wir mit dem Dichter ſagen dürften, daß der Menſch in der Geſtalt fortlebt unter den Menſchen, wie er abtritt von der Welt: ſo können wir denken, daß er nicht ganz unwürdig ſeines Ruhmes ſtarb, mitten auf dem Meere, das der Schauplatz ſeiner Thaten, und auf einer Inſel, die das Denkmal ſeines Forſchungsgeiſtes iſt, ſo daß das Andenken an ſeinen Tod niemals getrennt werden kann von den Scenen und Erſcheinungen ſeines Lebens. Dieſem großen Manne, der allein in beide Polarkreiſe, und in den ſüdlichen, den Niemand vor ihm beſucht hatte, drei Mal eingedrungen war, deſſen Reiſen in gerader Linie 40.000 Meilen ausmachen, verdanken wir die erſten zuverläſſigen Nachrichten über die Südſee und Süd-Indien, ſo wie unzählige Entdeckungen in der Aſtronomie, Botanik, in der Menſchen- und Völkerkunde.

Copaiva-Balſam wird aus dem Copaifera officin. Decendr. Monogyr. L., einem ziemlich hohen Baume von ſchönem, rothem, feſtem Holze gewonnen, der in Braſilien und auf den Antillen zu Hauſe iſt. Seine großen, eiförmigen, vierpaarig gefiederten Blätter hängen an dicken Zoll-langen Stielen. Die Frucht, von außen braun, ein den Zähnen nachge-

bender Kern, iſt in einer länglichen Schote enthalten. Obwohl nicht ſehr ſchmackhaft, genießen ihn doch die Indianer, und die Affen freſſen ihn mit vieler Gier. Den Balſam erhalten die Landesbewohner, im dortigen Frühling, zur Zeit des Vollmonds, durch tiefes Einſchneiden in den Stamm des Baums, wenn er in ſeinen beſten Jahren iſt. Um den Ausfluß zu befördern, zünden ſie um den Baum her trocknes Geſträuch an, wo ſie denn in 3 Stunden ſchon gegen 12 Pf. erhalten. Er iſt durchſichtig, öhlig, ſtarkriechend, gewürzhaft, bitterlich, und gehört mit unter unſere Medikamente.

Copalbaum, eine Gattung Sumach, in Nordamerika und Oſtindien einheimiſch; ein 6 bis 10 Fuß hoher Strauch, mit geſiederten, glatträndigen Blättchen, deren häutige Stiele aber aus mehrern Gliedern beſtehen. Der Saft dieſes Baums iſt der bekannte Gummi-Copal, ein an Farbe und Durchſichtigkeit dem Bernſteine faſt ähnliches Harz, deſſen man ſich zu Lackfirniſſen bedient.

Copeke, eine kleine dünne ovale ruſſiſche Münze, auf deren einen Seite das Wappen von Moskau, der Ritter St. Georg mit ſeinem Spieße zu ſehen, die umgekehrte Seite aber den kaiſerlichen Namenszug enthält. Bis 1655 waren ſie von Silber, ſeitdem iſt es eine Kupfermünze. Hundert Stück (der Betrag eines Rubels) werden aus 2 Pf. Kupfer geprägt. Die ſibiriſchen Copeken ſind leichter von Gewicht, haben zur Präge ein von 2 Zobeln gehaltenes, gekröntes Schild, mit der Umſchrift Moneta Sibirokaja, deren 20 den Werth von 3 Gr. 4 Pf. betragen, das Tage-Geld für alle Verwieſene zweiter Claſſe.

Copenhagen, däniſch Kiövenhavn d. h. der Kaufmannshafen, Hauptſtadt von Dänemark und Reſidenz des Königs, liegt am Sund, und beſteht aus drei Theilen: der Altſtadt und Neuſtadt auf der Inſel Seeland, und Chriſtianshafen auf der Inſel Amack. Die Meerenge zwiſchen beiden Inſeln iſt ſüdweſtlich am Schmalſten, und hier gehen 2 Brücken über dieſelbe, welche die Altſtadt und Chriſtianshafen verbinden. Der nordöſtliche, breite Theil der Meerenge iſt der große ſchöne Kriegs- und Handelshafen der Stadt, welcher 500 große Schiffe faßt, und in welchen jährlich an 5000 Schiffe einlaufen. Die Neuſtadt und Chriſtianshafen ſind ſchön und regelmäßig gebaut, die Altſtadt weniger regelmäßig. Um alle 3 Theile und um den Hafen geht der alte ſtarke Hauptwall mit 27 Bollwerken, Ravelins, einem breiten naſſen Graben, bedecktem Wege und Glacis. Auf der Inſel Seeland iſt in einiger Entfernung von dem Glacis noch ein breiter, tiefer Waſſergraben. An der Nordoſtſeite der Neuſtadt und nördlich vor dem Hafen liegt die ſtarke, ſeit 1663 angelegte Citadelle, ein regelmäßiges Fünfeck, an deſſen Nordſeite ſich der Hauptwall anſchließt.—Copenhagen iſt eine der bedeutendſten Handelsſtädte in Europa, hat 350 eigene Handelsſchiffe, Schiffbauplätze, Zeughäuſer für die Land- und Seemacht, anſehnliche Fabriken, eine Univerſität, 13 öffentliche Plätze, 5 Landthore, 3550 Häuſer, 100.000 Einwohner, und wird bei Nacht durch 12.000 Laternen beleuchtet. Sehenswürdig iſt das Univerſitätsgebäude nebſt der Bibliothek und der Sammlung isländiſcher und anderer, zur nordiſchen Geſchichte gehörigen, Handſchriften; das Muſeum für nordiſche Alterthümer; das Naturalien-Cabinet; die Dreifaltigkeitskirche, nebſt der deutſchen Petri-, Friedrichs- und Nikolaikirche; die königl. aus 300.000 Bänden beſtehende Bibliothek mit ihrer koſtbaren Kupferſammlung und dem Globus des Tycho de Brahe; die auf dem neuen königlichen Markte 1688 errichtete metallene Bildſäule des Königs Friedrich V. zu Pferde. Bei der Stadt fiel am 2. April 1801 zwiſchen den Dänen und Engländern unter Nelſon eine Seeſchlacht zum Nachtheil der erſtern vor. Vom 2. bis zum 5. Sept. 1807 bombardirten die Engländer dieſe Stadt; 300 Häuſer nebſt der ſchönen Frauenkirche verbrannten, 2000 Häuſer wurden

größtentheils unbewohnbar gemacht, und 1100 Einwohner büßten das Leben ein. Copenhagen iſt der Geburtsort des Mathematikers Olearius Römer, welcher 1710 ſtarb.

Copernicus, Köpernik (Nicolaus), eins der größten Lichter unter den Aſtronomen, ward zu Thorn, einer altpreußiſchen Stadt, am 19ten Febr. 1473 geboren. Sein Vater, Nicolaus Copernicus, ſtammte aus Crakau, erhielt im Jahr 1463 das Bürgerrecht zu Thorn, und war mit der Schweſter des nachherigen Biſchofs von Ermeland, Lucas Waißelrodt genannt von Alton, verehlicht. Seinen talentvollen Sohn ſandte er von der Schule zu Thorn nach Crakau, um das Fach der Medicin zu ſtudieren, in welchem er auch wirklich die Würde eines Doktors ſich erwarb. Zugleich lag er aber den Studien der Alterthumsſprachen ob, legte ſich mit brennendem Eifer auf die Philoſophie und Mathematik, und näherte ſich allmählig jener Stufe, von welcher herab er als einer der rüſtigſten Coryphäen ſeine eigene Bahn betreten und wandeln ſollte. Die Vorleſungen des Docenten der Mathematik Albert de Brudzevo über den Gebrauch des Aſtrolabiums gaben ihm über ſeine Beſtimmung Aufklärung; aber die berühmten Männer Purbach, und Regiomontan entzündeten ſein Genie, und zeigten ihm die Palme der Unſterblichkeit. Sie waren nämlich die Wiederherſteller der Aſtronomie in Europa, und durch ſie begann für das 15. Jahrh. eine neue Entwickelungsperiode. Regiomontans großer und ausgebreiteter Ruhm insbeſondere war es, der ihn entflammte. „Er wollte dem Manne gleichen, ſagt Lichtenberg, der den Himmel genauer beobachtet und gekannt hatte, als alle ſeine Vorgänger, den Rom zu ſich rief, um von ihm zu lernen, und der für ſeine Verdienſte im dortigen Pantheon begraben liegt." In dem Alter von 23 Jahren fing ſeinem wißbegierigen Geiſte ſein Vaterland und Polen an, viel zu enge zu werden, und es reifte in ihm der Entſchluß, nach Italien zu ziehen, wo nach dem Umſturze des orientaliſchen Kaiſerthums Künſte und Wiſſenſchaften neu emporblühten, und wo faſt jede Stadt, auf der Stufe des goldenen Zeitalters, ein Athen im Kleinen war. Hier ſtudierte er die Perſpektiv praktiſch, und führte den Pinſel der Zeichnen- und Malerkunſt, um ſich ſeinen Aufenthalt auf dem Lande ſo angenehm, als möglich zu machen. Nach Bologna zu wandern, hierzu beſtimmte ihn der Ruf des geachteten Dominicus Maria, der daſelbſt den Lehrſtuhl der Aſtronomie inne hatte, und durch Wort und That ſeine Zöglinge zur Beobachtung der Himmelskörper aufmunterte. Wie Regiomontan und Purbach ſo wurde der Schüler Copernicus ein vertrauter Freund ſeines Lehrers Maria. An dieſem Orte beobachtete er am 9ten März 1497 zum erſten Male eine Stunde vor Mitternacht eine Bedeckung des Aldebaran durch den Mond. 1500 erſchien er in Rom. Er bezeichnete dieſe Periode ſeines Lebens durch die Beobachtung einer Mondfinſterniß, die er am 6ten Novbr. d. J. dort anſtellte. Man nahm ihn hier mit Auszeichnung auf, und nach kurzer Zeit wagte man es, ihn an die Seite des Regiomontans zu ſetzen. Er wurde zum Lehrer der Mathematik ernannt, und ſeine Vorleſungen von Gelehrten und Künſtlern ſehr häufig beſucht. Von Rom kehrte er endlich in ſein Vaterland zurück, wo ihm ſein Oheim Lucas, der nach dem Tode Nicolaus von Tungen Biſchof von Ermeland geworden war, ein Canonikat am Dome zu Frauenburg ertheilte. In den Beſitz dieſer Stelle gekommen, ſetzte er ſich zur Richtſchnur drei Lebensregeln feſt, die er aufs Strengſte beobachtete: 1) vor allen Dingen ſeine gottesdienſtlichen Amtsverrichtungen treu abzuwarten; 2) keinem, ihn um Hülfe anſprechenden Armen ſeinen Beiſtand zu verſagen; und 3) alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. So lebte er für ſich in ſtiller Zurückgezogenheit, und offenbarte bei den Berathſchlagungen ſeines Capitels einen hellen Kopf und fernſehenden Scharfblick, und ſo kam es, daß man auf einmal den ſtillen Domherrn, den Arzt der Armen, den Nacheiferer Regiomontans, an

einer Stelle erblickte, wo man ihn nicht erwartete. 1521 wurde er von dem Capitel zum Geſandten am Landtage zu Graudenz erwählt. Die Verbeſſerung des Münzweſens, welches in dem dreizehnjährigen Kriege mit dem deutſchen Orden ſo ſehr geſunken war, ſollte allda vorgenommen werden. Bei dieſer Gelegenheit übergab er dem Landtage eine Schrift, worin er, nach einigen hiſtoriſchen Unterſuchungen, den Werth der verſchiedenen Münzen zu beſtimmen ſuchte, und einen Canon angab, worin alle auf eine einzige Norm reducirt wurden. Sein Plan fand keinen großen Beifall, und wahrſcheinlich lag der Grund hiervon, wie Braun ſagt, darin, daß er die drei großen Städte Elbing, Danzig und Thorn zur Ungebühr angezapft, und ſogar vorgeſchlagen hatte, daß ſie ihre Münzen an einem dritten Ort gemeinſchaftlich und auf des Landes Koſten unter öffentlicher Aufſicht ſollten ſchlagen laſſen. Es ging hier dem großen Ordnungsfinder mit ſeinem Münzſyſtem faſt wie nachher mit ſeinem Weltſyſtem. Von dieſem erſten Theil ſeines Lebens, ſo ehrenvoll er auch iſt, würden wir wahrſcheinlich wenig wiſſen, wenn nicht endlich eben dieſer Anordnungsgeiſt, eben dieſer gerade und ſtarke Menſchenſinn des Mannes ſeine Kraft bei einem der erhabenſten Gegenſtände der Natur mit ſo großem Glück geübt, und ſo die Dauer ſeines Rufs gleichſam an die Dauer der Welt ſelbſt angeknüpft hätte. Unter den mannigfaltigen Vorſtellungen, die ſich die Menſchen von der Einrichtung unſers Planetenſyſtems ſeit 2000 Jahren gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht behalten, die das feinſte, künſtlichſte und dabei ſonderbarſte Gewebe von Scharfſinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menſchliche Geiſt wohl gerathen iſt. Pythagoras, Ariſtoteles, Plato, Hipparch, Archimedes, ja bei Weitem die Meiſten und Berühmteſten der Alten und unzählige Neuere vom erſten Rang in der Geſchichte der Aſtronomie, ſelbſt Purbach und Regiomontan waren dafür. Dieſe Lehre nannte man das Ptolemäiſche Syſtem. Dieſen Namen führte es von einem alexandr. Aſtronomen des 2. Jahrh., Ptolemäus, der es in ſeinem berühmten Almageſt, dem einzigen ausführlichen Werke, das wir über Aſtronomie aus dem Alterthum beſitzen, vorgetragen, mit großem Scharfſinn erläutert, und durch eine Menge ſchätzbarer Bemerkungen unterſtützt hat. Nach dieſer Lehre ruhte die große, träge und unbehülfliche Erde vollkommen; ſie war die Grundveſte alles Unbeweglichen und das Peſtament der Natur. Um dieſe als Mittelpunkt ließen Sonne, Mond und Sterne täglich ein Mal von Oſten nach Weſten herum. Doch hatten die Planeten, und dahin rechneten ſie den Mond, den Merkur, die Venus, die Sonne, den Mars, Jupiter und Saturn, noch ihre eignen Bewegungen in einer der erſten entgegengeſetzten Richtung, wodurch ſie in gewiſſen beſtimmten Zeiten um den ganzen Himmel herumkamen. In dieſen Umlaufszeiten glaubte man zugleich eine Regel gefunden zu haben, die Verhältniſſe der Entfernungen der Planeten von der Erde ungefähr darnach zu beſtimmen. Man hielt den langſamſten für den entfernteſten, und den ſchnellſten für den nächſten. Um dieſe Bewegungen zu erklären, ward ein Syſtem von Kreiſen geſucht, in welchen ſich dieſe Weltkörper gleichförmig bewegen, und dieſe Bewegungen dennoch, von der Erde aus angeſehen, gerade ſo erſcheinen ſollte, wie wir ſie in der Natur bemerken. Man ſchloß die Planeten in ſolide Sphären ein, die wie Zwiebel-Schichten in einander ſteckten, und gab jeder derſelben einen materiellen Führer bei; die Zahl dieſer Sphären belief ſich endlich auf fünf und fünfzig. Dieſes wurde zu viel für die freie, unbefangene Vernunft. Dies konnte nicht ſo ſeyn. Ordnung der Natur und ordnender Verſtand, wenn ſie ſich im Freien begegnen, kündigen ſich einander ſo nicht an. Dieſes wurde auch zuweilen ſtark gefühlt und geſagt, obgleich dieſes verworrene Syſtem noch außer dem Schutz ariſtoteliſcher Infallibilität, ſich, von Prieſterdespotie unterſtützt, für einige ſeiner Hauptſätze

auch den Titel von Göttlichkeit ſehr früh zu erſchleichen gewußt hatte. Am Stärkſten fühlte und ſprach hier Copernicus. Er ſelbſt erzählt die Veranlaſſung zu ſeinen neuen Unterſuchungen in der Zuſchrift an Papſt Paul III. (ſ. ſein Werk de revolutionibus orbium coelestium), die als Meiſterſtück von Vortrag angeſehen werden kann. „Was mich, ſind ungefähr ſeine Worte, auf den Gedanken brachte, die Bewegungen der himmliſchen Körper, anders als gewöhnlich zu erklären, war, daß ich fand, daß man bei ſeinen Erklärungen nicht einmal durchaus eins mit ſich ſelbſt war. Der Eine erklärte ſo, der Andere anders, und Keiner that den Phänomenen ganz Genüge. Wenn es an einem Ende gut damit ging, ſo fehlte es dafür am andern. Ja man blieb nicht einmal den Grundſätzen, die man angenommen hatte, getreu. Daher war es auch nicht möglich, dem Ganzen eine gewiſſe ſtete, ſymmetriſche Form zu geben. Es glich vielmehr einem Gemälde von einem Menſchen, wozu man Kopf und Füße von dieſem, die Arme und übrigen Glieder aber von jenem genommen hatte, wovon aber keines zum andern paßte, alſo eher einem Monſtrum, als einer regelmäßigen Figur. Verfolgt man den Gang der dabei gebrauchten Schlüſſe, ſo findet ſich, daß bald etwas fehlt, bald etwas da iſt, was nicht dahin gehört. Wären aber auch alle Vorausſetzungen richtig, ſo mußte doch die Erfahrung auch Alles beſtätigen, was man daraus folgern kann; das iſt aber der Fall nicht. „Da ich nun," fährt er fort, „lange bei mir über die Ungewißheit dieſer Lehren nachgedacht hatte, ſo war es kränkend für mich, zu ſehen, daß der Menſch, der doch ſo Vieles ſo glücklich erforſcht hat, noch ſo wenig ſichere Begriffe von der großen Weltmaſchine habe, die der größte und weiſeſte Werkmeiſter, der Schöpfer der Ordnung ſelbſt, für ihn dahingeſtellt hat. Ich fing zu dem Ende an, ſo viel Schriften der Alten zu leſen, als mir aufzutreiben möglich war, um zu ſehen, ob nicht irgend einer unter ihnen anders über die Sache gedacht habe, als die Weltweiſen, die jene Lehren öffentlich in den Schulen gelehrt hatten." Copernicus las alſo. Die erſte Stelle, die ihm auffiel, war eine beim Cicero (Acad. Quaest. lib. IV), und nachher eine andere beim Plutarch (De placitis philos. lib. III. c. 13.). In jener wird mit deutlichen Worten geſagt: Nicetas von Syrakus habe geglaubt, der Himmel, Sonne, Mond und alle Sterne ſtänden überhaupt ſtille, und außer der Erde ſey Nichts beweglich in dem Weltgebäude; dieſe aber drehe ſich mit großer Schnelligkeit um ihre Axe, und ſo hieß es, als drehe ſich der Himmel, und die Erde ſtände ſtille. In der andern verſichert Plutarch eben dieſes von dem Pythagoräer Ekphantus, und Heraklides aus Pontus: die Erde drehe ſich um das Feuer in einem ſchrägen Kreiſe, dergleichen die Sonne und der Mond durchliefen. „Dieſes gab mir nun," fährt er fort, „Veranlaſſung, auch über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken. Obgleich nun eine ſolche Meinung abſurd ſchien, ſo dachte ich doch, man würde auch mir eine Freiheit nicht verſagen, die man ſo vielen Andern vor mir zugeſtanden hatte, nämlich, beliebige Kreiſe und Bewegungen anzunehmen, um daraus die Erſcheinungen am Himmel zu erklären. Als ich nun anfing, die Erde, ſowohl um ihre Axe, als um die Sonne, beweglich zu ſetzen, und dieſes mit meinen ſo lange fortgeſetzten Beobachtungen verglich, ſo fand ſich eine ſolche Uebereinſtimmung mit den Phänomenen, und Alles fügte ſich nun ſo gut zuſammen, daß kein Theil mehr verrückt werden konnte, ohne alle die übrigen und das Ganze dadurch zu verwirren." Dies iſt die kurze Geſchichte des Gedankens, mit welchem eigentlich die wahre Aſtronomie ihren Anfang nahm. In den Alten finden ſich ein Paar Stellen, worin im Vorbeigehen geſagt wird, die Erde drehe ſich um ihre Axe, und laufe in einem Kreiſe um das Feuer. Tauſende hatten dieſe Behauptung geleſen, und ihrer nicht geachtet. Es wird dabei Nichts bewieſen, und Nichts darauf gegründet. Faſt das ganze Alterthum iſt wider ſie, und darunter einige der größten Genies aller Zeiten und aller Völker. Hingegen wurde die Idee,

daß die Erde ruhe, mit wenigen Ausnahmen allgemein. Ohnehin ſchon durch mächtige Begünſtigung des ſinnlichen Scheins mit der Sprache aller Völker nothwendig verwebt, erhielt ſie nun überall durch den Beifall jener Weiſen auch noch wiſſenſchaftliches Anſehen. Es ging immer weiter. Durch die Sprache war ſie in die Bibel gekommen, die mit dem ſinnlichen Menſchen menſchlich reden mußte, wie mit Hebräern hebräiſch; ſie ſtieg endlich aus der Bibel in unwiſſende Köpfe, die dieſes natürliche Produkt menſchlicher Organiſation mit der Glorie des Himmels bekleideten. So wurde aus einer bloßen Phraſe endlich ein Gottesurtheil. Jene erſte Idee von der Bewegung der Erde ward dadurch wie excommunicirt; ſie in Schutz zu nehmen, war nicht bloß mißlich, es konnte halsbrechend werden. Nun bedenke man: dieſe von den größten Weiſen des Alterthums verworfene, verächtlich ſcheinende, verrufene Idee, die ſelbſt einer der größten Denker, Baco von Verulam, der die Copernicaniſche Lehre ſogar kannte, noch verwerflich fand, dieſe lernt Copernicus aus flüchtiger Beſchreibung kennen; ſie erregt ſeine Aufmerkſamkeit, er prüft ſie, nimmt ſie in Schutz. Dies that ein Domherr des 15ten Jahrhunderts, nicht unter dem ſanften Himmelsſtriche Griechenlands oder Italiens, ſondern unter den Sarmaten und an der damaligen Gränze der cultivirteren Welt. Er verfolgt dieſe Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein Paar Jahre hindurch, ſondern durch die Hälfte ſeines 70jährigen Lebens, vergleicht ſie mit dem Himmel, beſtätigt ſie endlich, und wird ſo der Stifter eines neuen Teſtaments der Aſtronomie. Und Alles dieſes leiſtete er, welches man nie vergeſſen muß, faſt hundert Jahre vor der Erfindung der Ferngläſer mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenſtrichen getheilt waren. Dies Alles that der Geiſt der Ordnung, der in ihm wohnte, der ſelbſt, vom Himmel ſtammend, ſein eigenes Weſen in deſſen Werke hinaustrug, und Ordnung um ſo leichter erkannte, als er ſelbſt durch innere Stärke freier geblieben war. Kepler ſagt dies in den wenigen Worten mit großer Stärke: Copernicus, vir maximo ingenio et, quod in exercitio magni momenti est, animo liber. Dieſer Umriß des Gangs ſeiner Unternehmungen zeigt ſchon den außerordentlichen Mann; noch mehr aber glänzt er in den Hauptſchritten, die er gethan. Er läßt alle die Alten, die man als ſeine Vorgänger nannte, unendlich weit hinter ſich, und ſteht für ſich allein. Es iſt wahrſcheinlich, ſagte er, daß, ſo wie die Sonne und der Mond rund ſind, die ganze Welt rund iſt. Es iſt die vollkommenſte Figur, und unter ihren Gränzen die geräumigſte. So wie der Waſſertropfen, ſich ſelbſt überlaſſen, nach dieſer Form ſtrebt, und in ihr zur Ruhe kommt, ſo iſt es auch vermuthlich dort. So iſt auch die Erde mit dem Waſſer, das ſie enthält, rund. Von der runden Figur der Erde kommt er auf ihre Bewegung (ſ. d. Art.). Der Horizont iſt eine Ebene, die immer durch den Mittelpunkt der Welt liegend erſcheint, zu welcher Zeit man ſie auch durch die Erde legt, die nicht in jenem Mittelpunkt ſteht. Hieraus aber folgt nicht, fährt er fort, daß die Erde in der Mitte ruhe, es wäre vielmehr zu verwundern, daß ſich die ungeheure Himmelskugel um dies Pünktchen in 24 Stunden herum drehen ſoll, und nicht vielmehr das Pünktchen ſelbſt. Aber zu ſagen, daß die Erde deßwegen im Mittelpunkt der Welt ruhen müſſe, weil bei der Bewegung einer Kugel um ihren Mittelpunkt dieſe Bewegung immer gegen den Mittelpunkt zu geringer würde, wird gerade ſo geſchloſſen, als: weil die Pole der Himmelskugel ruhen, ſo ruhen auch die Punkte derſelben, die jenen Polen nahe liegen. „Ich halte,“ ſagt er, „die Schwere für nichts weiter, als ein natürliches Beſtreben, welches der Schöpfer in die Theile gelegt hat, damit ſie ſich zu einem Ganzen verbinden können, indem ſie ſich zu einer Kugel ſammeln. Mit der Sonne, dem Monde und den übrigen Planeten iſt es wahrſcheinlich eben ſo, und doch ſtehen ſie nicht feſt. Daß die Wolken nicht, wie die Sterne, von Morgen gegen Abend laufen, rührt daher, weil die untere Luft, worin ſie

hängen, mit zur Erde gehört, und ſich folglich mit ihr dreht, entweder, weil die Luft mit wäſſerigen und erdigen Theilen, denen dieſe Bewegung zukömmt, vermiſcht iſt, oder weil die Erde ihr dieſe Bewegung mitgetheilt hat." Er zeigt, in was für Schwierigkeiten man ſich verwickele, wenn man die Erde in den Mittelpunkt, die Venus und den Merkur mit ihren Epicykeln über, oder Beide unter die Sonne ſetze, die aber alle wegfielen, ſobald man nach der Lehre des Martianus Capella dieſe beiden Planeten um die Sonne laufen laſſe, und zwar den Merkur in einem kleinern Kreiſe als die Venus. Laſſe man ferner den Saturn, Jupiter und Mars ebenfalls um die Sonne, als den Mittelpunkt ihrer Bahnen, laufen, ſo ergebe ſich auch hieraus wieder mit großer Leichtigkeit, warum uns dieſe Planeten entfernter erſcheinen, wenn ſie mit der Sonne aufgehen, als wenn ſie aufgehen, wann dieſe untergeht. Wenn er hierbei den großen Raum bedenke, der nun zwiſchen der convexen Seite der Venusbahn und der concaven des Mars Statt finde, ſo ſcheue er ſich nicht, in dieſe die Bahn der Erde mit ihrem Begleiter (pedissequa) zu legen, und die Sonne als den Mittelpunkt des Ganzen zu ſetzen, obgleich die ſcheinbare Lage der Firſterne durch die Bewegung der Erde in ihrer Bahn nicht verändert werde. — Ueberhaupt legte Copernicus der Erde drei verſchiedene Bewegungen bei: eine tägliche um die Are, eine jährliche um die Sonne, und endlich eine dritte, vermöge welcher ſich die Erde ein Mal des Jahres um die Pole der Ekliptik, und zwar der Ordnung der himmliſchen Zeichen entgegendreht (eine zweite jährliche), durch dieſe erklärt er den Wechſel der Jahreszeiten. — Unſer jetziges Weltſyſtem iſt nicht das Copernicaniſche, ſo wie es uns Copernicus in ſeinem Werke dargeſtellt hinterlaſſen hat. Es iſt ſehr davon verſchieden, und dieſe Verſchiedenheit beſteht nicht etwa bloß in Einſchiebſeln von Verbeſſerungen, welche die größere Vollkommenheit der Werkzeuge und die Kunſt zu obſerviren an die Hand geben mußte; ſie iſt viel weſentlicher, wäre ohne dieſe beſſern Werkzeuge auch möglich geweſen, und iſt daher, ſo wie der große Gedanke des Copernicus ſelbſt, das Werk des Genies. Copernicus hatte die Aſtronomie von den Verwirrungen befreit, zu welchen die Vorausſetzung einer völlig ruhenden Erde nothwendig verleiten mußte; allein jene erſte Ungleichheit, diejenige nämlich, die in dem Ptolemäiſchen Syſtem nicht von der Bewegung der Sonne, und in dem ſeinigen nicht von der Bewegung der Erde abhing, ſondern vielmehr den Planeten ſelbſt zuzukommen ſchien, war noch zurück. Er wollte auch dieſe erklären, und der große Mann ſtrauchelte. Aber die Art, wie er zu dieſem Verſehen verleitet wurde, iſt nicht bloß ein merkwürdiger Zug in der Geſchichte ſeines Geiſtes, ſondern des menſchlichen Verſtandes überhaupt. — Der Coloß des Ptolemäiſchen Syſtems ſtützte ſich hauptſächlich auf das ſimple Zeugniß der Sinne, den ſinnlichen Schein. Dieſes war eine mächtige Stütze, und der Irrthum, ſie für unerſchütterlich zu halten, gewiß ein ſehr verzeihlicher. Indeſſen warf Copernicus dieſe Hauptſtütze mit eben ſo großer Kraft, als Kühnheit über den Haufen. Immer noch zu frühe für ſein unermüdliches Wirken, ſtarb er nach jenem alten Chronodiſtichon:

EX boCCe eXcessIt trIstI CopernICVs aeVo
IngenIo astrorVM et CognItIone potens, —

1543 im 71. Jahre ſeines Alters. Das Epigramm

Qui tempora mensus
Debuit heus ipsis cedere temporibus;

welches Scrobivicius auf ihn verfertigte, iſt bekannt. In Warſchau ward 1822 für den großen Copernicus ein coloſſales Denkmal errichtet, das auf einer erhöheten Grundlage den Weiſen, in Bronze gegoſſen, in antikem Gewande, und auf einem antiken Stuhle ſitzend, darſtellt. In der einen Hand

hält er die Himmelskugel, in der andern die Handſchrift ſeines Syſtems: ein Denkmal aus freiwilligen Beiträgen der Nation errichtet.

Copie iſt 1) eine Vervielfältigung (von copia, Menge) einer ſchriftlichen Ausarbeitung. In dieſem Sinne machen wir bei einer Copie, als einer Abſchrift, die Anfoderung, daß uns der Abſchreiber das Original wortgetreu wiedergebe; nur ſelten verlangen wir von ihm, daß er auch die Züge der Originalhandſchrift, die er copirt, nachahme. 2) Nennt man Copie in der bildenden Kunſt ein Werk, das in allen ſeinen Theilen nach einem andern Werke zeichnender Künſte verfertigt worden iſt. Sie iſt die Wiederholung eines Gemäldes, einer Zeichnung ꝛc., welche die Stelle des Originals vertritt. Das Copiren ſelbſt kann bloß zum Studium und zur Uebung, um Fertigkeit zu erlangen, oder zur Vervielfältigung des äſthetiſchen Genuſſes empfohlen werden. Wenn auch eine Copie, an und für ſich betrachtet, noch ſo ſchön iſt, ſo kann doch der Copiſt dabei nur auf das untergeordnete Verdienſt Anſpruch machen, den Geiſt des Originals gehörig aufgefaßt, und unverletzt wiedergegeben haben. Wecken die muſterhaften Produkte des Genies in dem, der ſie vor Augen hat, ähnliche Ideen, und geben ſie ihm Veranlaſſung zu eigenen Erzeugniſſen von gleicher Güte; ſo entſteht die Nachahmung vorhandener Muſter, die eigentlich Nacheiferung heißen ſollte, wie ſie Schiller (im Prolog zu Wallenſteins Lager) in den Worten nennt:

Ein großes Muſter weckt Nacheiferung,
Und giebt dem Urtheil höhere Geſetze.

Dieſe Nachahmung ſetzt alſo im Nachahmenden ſelbſt ebenfalls Genie voraus. Denn wenn dies nicht vorhanden iſt, ſo wird die Nachahmung leicht ſklaviſch, d. h. ein bloßes, mit Verzichtung auf alle Eigenthümlichkeit verknüpftes, Copiren. Wer ein Original macht, hat in der Manier, dem Colorit, den Stellungen, der Anordnung und dem Ausdruck ſeine vollkommene Freiheit; beim Copiren aber iſt der Maler gezwungen und eingeſchränkt, ſo daß das Werk ſelten das freie Weſen, noch den Geiſt des Originals erhält. Derjenige Maler, welcher Beides machen würde, könnte ſelbſt nicht in beiden gleiche Schönheit anbringen. Wenn man auch annimmt, daß der Copiſt noch geſchickter wäre, als der Meiſter des Originals, ſo wird die Copie doch kaum dem Original gleich werden, weil es faſt unmöglich iſt, daß die Hand dasjenige vollkommen ausführe, was der Geiſt nicht entworfen hat. Man ſagt zwar gewöhnlich, daß eine Copie ſchlechter ſey, als ihr Original; aber es trifft ſich doch auch, daß ſie beſſer ſeyn kann. Ein mittelmäßiger Maler kann einen großen Gedanken gehabt, aber ihn nicht mit allen ſeinen Schönheiten auszuführen gewußt haben. Kommt ein geſchickter Meiſter über dies Gemälde, ſo wird er eben dieſen Gedanken, mit Allem, was er nur Schönes und Erhabenes hat, ausarbeiten; er wird die Behandlung, das Colorit, den Ausdruck vollkommner machen, und demnach die Copie dem Original vorzuziehen ſeyn. Es hat Maler gegeben, die ſo genau copirt haben, daß ſelbſt große Kenner Mühe gehabt haben, das Original von der Copie zu unterſcheiden. Wie oft die Copie mit dem Originale verwechſelt werden kann, läßt ſich durch mehrere Beweiſe darthuen, daher die Wiederholungen eines Gegenſtandes an verſchiedenen Orten. So kam die Jo von Correggio nach Frankreich — gegenwärtig in Potsdam. In Mailand befindet ſich derſelbe Gegenſtand, auch in Spanien, nur fehlt hier der Hirſch, den man im Gemälde zu Sansſouci erblickt. Auch in Wien iſt derſelbe Gegenſtand anzutreffen; in Rom, in der Gallerie Barbarini, ferner bei dem daſigen Kaufmann Benucci, und endlich im Hauſe eines Patriciers zu Siena. — Bekannte und berühmte Copiſten ſind z. B. Allori, Artuſi, da Carpi, Commodi, Crespi, Terenzio d'Urbino, Caroſſelli, Andrea del Sarto, Albertini,

Bernardino Campo, Ercolo di Marco, und mehrere Niederländer, die ſelbſt die größte Kennerſchaft nicht vom Originale zu unterſcheiden vermag. S. Original. — Copiren heißt ein Werk der zeichnenden Künſte, welches ein Anderer verfertigt hat, genau nachbilden. — Die intereſſante Erfindung, Schattenriſſe und Copien von Glasgemälden zu verfertigen, verdanken wir dem berühmten Wedgwood in London; ſie iſt darauf gegründet, daß die Verbindungen des Silbers mit Salz- und Salpeterſäure bei der Einwirkung des Lichtes ſich zerlegen, und eine ſchwarze Farbe anzunehmen pflegen. Man beſtreiche z. B. eine weiße Fläche von Papier oder Leder mit einer Auflöſung von ſalpeterſaurem Silber, und ſtelle ſolche dicht hinter eine Glastafel, auf welcher ein Gemälde oder eine Silhouette entworfen iſt, und worauf die Sonnenſtrahlen frei fallen können; und man wird die ganze Zeichnung auf der grundirten Fläche entworfen ſehen; und da die Lichtſtrahlen, welche durch die verſchiedenen Farben des Gemäldes dringen müſſen, auch verſchiedentlich ſtark wirken, ſo entſtehet hiebei eine getreue Copie von braunen und ſchwarzen Tinten mit mancherlei Nüancen. Die einzige Unbequemlichkeit, welche hiebei Statt findet, iſt die, daß man einen ſolchen Entwurf ſtets im Dunkeln aufbewahren muß, weil ſonſt die beim Verſuch weiß gebliebenen Stellen durch das Tageslicht gleichfalls nach und nach braun werden. Auch auf kleine Objekte des Sonnenmikroskops läßt ſich hiervon eine Anwendung machen. Obgleich das Licht auf ſalzſaures Silber noch ſchneller wirkt, als auf ſalpeterſaures, ſo ziehet Wedgwood doch das Letztere vor, weil es im Waſſer auflöslich, und auch dann noch wirkſam iſt, wenn zu einem Theil Silberauflöſung zehn Theile Waſſer geſetzt werden; bei welchem Zuſtande der Verdünnung der damit zu beſtreichende Grund gar nicht angegriffen wird.

Copir-Maſchinen. Unter den mannigfachen Erfindungen, die zu Erleichterungen der Handarbeiten ausgedacht ſind, gehört auch die Copirmaſchine, vermittelſt welcher man ſowohl Schriften als Zeichnungen mechaniſch copiren und vervielfältigen kann. Unter den Copir-Maſchinen für geſchriebene Schrift gehört die ſogenannte Penna duplex (die doppelte Schreibfeder) zu den einfachſten und älteſten Erfindungen; mit ihr kann man auf einmal das Doppelte ſchreiben. Eine neue Erfindung dieſer Art iſt von dem Engländer Watt. — Man legt nämlich auf das zu copirende, friſch geſchriebene Blatt ein eben ſo großes anderes durchſcheinendes ungeleimtes Stück Papier, dies muß etwas angefeuchtet, und mit glattem Papier oben und unten bedeckt ſeyn. Dies Alles legt man nun zwiſchen ein dazu verfertigtes, mit Tuch überzogenes Futteral zur Zuſammenhaltung und Preſſung, welches alsdann ein- oder meht Mal durch eine Walzenpreſſe gezogen wird. Auf dem ungeleimten Papier erſcheint dadurch ein Abdruck des Originals, welcher durchſcheinend geleſen werden muß. Dieſe Art zn copiren iſt in England faſt auf allen Handlungs-Comptoiren üblich.

Copley (John Singleton), ein berühmter engliſcher Künſtler, der ſich ſchon um 1780 einen großen Namen unter den brittiſchen Portraits- und Hiſtorienmalern erworben hatte. Zu ſeinen vorzüglichern frühern Arbeiten gehören: der Prophet Elias und der junge Samuel, die Geburt des Heilands, der Zinsgroſchen, ein junger Spanier, der aus dem Rachen enes Hayfiſches gerettet wird, u. a. m. Er verfertigte zum Andenken der Rettung von Gibraltar auf Antrag der Stadt London zwei große Gemälde, worauf nicht nur die Heldenthaten der Land- und Seetruppen, ſondern auch die Bildniſſe der vornehmſten Offiziere treu vorgeſtellt wurden. — In einem andern hiſtoriſchen Gemälde ſtellte er die entſcheidende Handlung Carls I. vor, wie er im Parlament die fünf des Hochverraths angeklagten Mitglieder

foderte, ein herrliches Gemälde, das mit den Bildniſſen von 60 der vornehmſten, damals machtführenden Männern, im ſogenannten langen Parlament verſehen iſt. Die letzten von ihm bekannten Arbeiten ſind: die Schlacht bei dem Cap Trafalgar, und ein Bildniß des Generalgouverneur Cornwallis, beide 1806 ausgeführt. Copley ſtarb zu London 1807.

Copten, ein altägyptiſcher Volksſtamm, der ſchon bei der Eroberung des Landes durch die Araber aus einem Gemiſch von Aegyptern, Perſern, Griechen, Römern ꝛc. beſtand, ungefähr 30.000 Familien, mit einer ſchwarzgelben, räucherigen Haut, aufgedunſenem Geſicht, dicken, hervorquellenden Augen, flachen Naſen und dicken Wurſtlippen. Sie haben ihren Namen von Coptus, der ehemaligen Hauptſtadt der ägyptiſchen Landſchaft Thebais. Man findet ſie auch in Nubien, Habeſch und der Inſel Cypern. Ihre Sprache iſt eine Vermiſchung des Altägyptiſchen mit dem Griechiſchen, und nur in der Bibelüberſetzung und den Kirchenbüchern gebräuchlich; — die Sprache des gemeinen Lebens iſt die arabiſche. Sie ſind griechiſcher Religion, von der eutychianiſchen Sekte, haben einen Patriarchen zu Neucairo, der ſich einen Patriarchen von Alexandrien und Jeruſalem nennt, und werden in Anſebung der Religion auch Jacobiten genannt, von Jacob Baradäus oder Zanzali, Biſchof zu Edeſſa, der im ſechſten Jahrhunderte das monophyſitiſche Syſtem wieder empor brachte. Uebrigens ſind ſie ſehr verſtändige Leute, werden von den Muhamedanern als Rechnungsführer gebraucht, und treiben meiſtens Handlung.

Copuliren, vereinigen, in kirchlicher Hinſicht: trauen, vermählen, bedeutet in der Gärtnerſprache, einen wilden Schößling und ein veredeltes Reis (Pfropfreis) von gleicher Dicke durch einen ſchrägen, gleichmäßigen Schnitt auf das Genaueſte in einander fügen, und durch ein mit Baumwachs überzogenes Band umwinden, zu dem Zwecke, daß die zuſammen verbundenen Theile zu einem organiſchen Ganzen zuſammenwachſen, und das ſogenannte Pfropfreis künftighin die Krone des veredelten Stämmchens bilde. Wenn man zwei Bienenſtöcke mit einander vereinigt, daß ſie nur einen Schwarm bilden, ſo nennt man dies ebenfalls copuliren.

Coques (Gonzales), ein niederl. Künſtler, geb. zu Antwerpen 1618, geſt. 1684. Er hatte ſich die Portraitmalerei im Kleinen erwählt, worin er dem van Dyk nicht nachſteht. Nachher zeichnete er ſich beſonders durch Darſtellungen von Gegenſtänden aus dem Privatleben aus, durch ſogenannte Converſationsſtücke, in welchen er die Portraits einer Familie vereinigte.

Corallen, eine Ordnung aus der Claſſe der Würmer, welche die Polypen und andere Thierpflanzen enthält, von denen die Corallenſtämme oder andere ähnliche Gehäuſe von ſteinartiger Subſtanz bewohnt werden. Doch muß man ſich dieſe Gehäuſe nicht, als von ihren Bewohnern erbaut, ſondern vielmehr als einen, ihnen angeborenen Theil vorſtellen, und ſie daher nicht etwa mit Bienenzellen, ſondern eher mit Schneckenſchalen vergleichen, nur daß bei ihrer Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit ſeinem kalkigen Gehäuſe vom alten, wie ein Zweig aus dem Stamme hervorgetrieben wird. Die nützlichſte unter den Corallen iſt die rothe Stauden-Coralle; ſie ähnelt einem entblätterten Bäumchen mit ſeinen Aeſten, pflegt aber nur einen Schuh lang zu werden. Der breite Fuß des Stämmchens iſt an Felſen und andern feſten Körpern im Meere wie angeleimt. Den innern ſteinartigen Kern der Staude umgiebt eine weiße Netzhaut mit vielen ſaftvollen Gefäßen, und dieſe wiederum eine röthliche Rinde, auf welcher hohle Knöpfchen mit acht Mündungen ſtehen, aus denen die weichen, gallertartigen Thierchen die feinen Faſern hervorſtrecken, womit ſie ihre Nahrung ergreifen. Die Jungen werden gleich einem Auge an Baumzweigen hervorgetrieben, reißen ſich endlich los, und wachſen ſehr ſchnell zu eigenen Stau-

den. Die rothen Corallen werden beſonders an den Küſten von Tunis und Algier, bei Corſika u. ſ. w. häufig gefiſcht, in Indien den Edelſteinen faſt gleich geachtet, und von den Europäern zu allerlei Kunſtſachen verarbeitet. An der freien Luft vertrocknen die Thierchen, und die Rinde erhärtet. Außer dieſen giebt es weiße und ſchwarze Corallen. Einige wachſen aus der Tiefe zu einer ſolchen Höhe empor, daß ſie den Seefahrern gefährlich werden. Am rothen Meere ſind ganze Städte größtentheils aus Corallen erbaut.

Corallenſchlange (Elaps corallinus). Die Braſilianer belegen mit dem Namen der Cobra Coral oder Coraës (Corallenſchlange) Thiere aus dieſer Familie der Reptilien, welche an ihrem ſchönen glatten Körper die angenehmſte Abwechſelung blendender Farben zeigen. In keinem Theile unſerer Erde bemerkt man Schlangen, welche ſo vorzüglich ſchön gefärbt ſind, als dieſe; denn die hier erwähnten tragen abwechſelnd ſchwarze und hochzinnoberfarbene Ringe, welche durch ſchmälere weißliche oder weißgrünliche auf das Glänzendſte gehoben werden. Es belegen die Bewohner von Braſilien mehrere Arten aus dem Nattergeſchlechte mit dem angeführten Namen, ſobald ſie nur eine ähnliche, ſchön abwechſelnde Zeichnung davon beſitzen. Auf der vom Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied gemachten Reiſe in Braſilien hat derſelbe vier Arten von Nattern kennen gelernt, welche ſämmtlich von den Braſilianern, zufolge einer gewiſſen Aehnlichkeit in der Vertheilung ihrer Farben, Cobra Coral genannt werden. Man hat in Braſilien von den meiſten Schlangen den Glauben, daß ſie ſchädlich ſeyen, da hingegen der Prinz unter etwa 50 Arten derſelben, die er kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nur 5, wirklich mit Giftzähnen verſehene, gefunden, ſo muß er gegen die Meinung der öſterreichiſchen, bald darauf in Braſilien reiſenden, Naturforſcher bezeugen, daß auch er alle dieſe unter dem Namen der Cobra Coral begriffenen Arten für völlig unſchädlich halte, indem er ſie ſehr häufig in den Händen ſelbſt umher getragen. — Mit der Benennung Cobra Coral oder Coraës belegt man daher in Braſilien folgende Arten: 1) Die gemeine Corallennatter (Elaps corallinus), eine der ſchönſten gekannten Schlangen, die bei Rio de Janeiro und in allen vom Prinzen bereiſten Gegenden gefunden wird, die ihm aber mehr ſüdlich, bei Rio, Cabo Frio, am Paraïba und in andern Gegenden häufiger vorzukommen ſcheint, als mehr nördlich. Linné ſcheint dieſe Natter nach einem im Weingeiſte ausgebleichten Exemplare beſchrieben zu haben. Sie hat etwa 199 Bauchſchilde, 45 Paar Schwanzſchuppen, und die Länge des Schwanzes beträgt etwa $^1/_7$ des ganzen Thieres. Der Kopf iſt klein, der Mund wenig geſpalten, die Augen ſehr klein, und weit vor, nach der Naſe hin, geſtellt. Der Körper iſt auf das Angenehmſte mit ſchwarzen und breiten hochzinnoberrothen, rund umlaufenden Binden abwechſelnd bezeichnet, welche durch ſchmale, weißgrünliche, auf das Schönſte gehoben werden. Die Schuppen in den rothen und weißlichen Ringen haben ſchwarze Spitzen. Dieſe Natter, die durch die Bildung ihrer Zähne und des Kopfes ein Elaps iſt, hat der Prinz dem Blicke geübter Naturforſcher unterworfen, und da man in den großen Eckzähnen des Oberkiefers keine Durchbohrung wahrnehmen konnte, ſo kann dieſes Thier noch nicht für ſchädlich gehalten werden, bis ſich das Gegentheil darthut. — Hr. Hofrath Merrem, dem der Prinz dieſe ſchöne Art mittheilte, hat für ſie den hier gebrauchten paſſenden Namen in Vorſchlag gebracht, unter welchem er ſie auch in ſeinem unlängſt erſchienenen Syſtem der Amphibien aufführt. Für die folgende Art hat er dagegen in dem gedachten Werke den von Markgraf gebrauchten Namen (Elaps) Ibiboboca beibehalten. — 2) Elaps Markgravii. Höchſt wahrſcheinlich Markgrafs Ibiboboca (Markgraf 240). Mit etwas dickem, abgeſtumpftem Kopfe, 210 Bauch-

ſchilden und 23 Paar Schwanzſchuppen. Die Länge des Schwanzes beträgt etwas mehr als $1/15$ der ganzen Länge des Thiers; er iſt daher ſehr kurz. Die Färbung dieſer Natter hat Aehnlichkeit mit der der vorigen, indem ebenfalls ſchwarze, weißgrünliche und zinnoberfarbene Ringe mit einander abwechſeln; allein man bemerkt hier weniger Roth, welches an jener die Hauptfarbe ausmacht. Immer nach 3 ſchwarzen Ringen, welche durch weißgrünliche getrennt werden, folgt eine zinnoberrothe Binde. Die Schuppen der weißlichen und rothen Ringe haben ebenfalls ſchwarze Spitzen — 3) Coluber formosus. Die Bildung des Kopfes wie an Elaps, allein die Zähne ſind verſchiedenartig gebildet; denn ſie haben einerlei Größe, und in dem Oberkiefer befinden ſich 4 Reihen derſelben, wovon eine jede der beiden äußern etwa 11 Zähne zählt. Die Iris des kleinen Auges iſt lebhaft zinnoberroth, der Kopf ſchön orangefarben. Bauchſchilde zählte man 202 bis 203. Schwanzſchuppenpaare 65 bis 66; der Schwanz beträgt nicht völlig $1/5$ der ganzen Länge des Thiers. Auch dieſe vorzüglich ſchöne Natter, welche in den großen Waldungen gefunden ward, die der Fluß Mucuri durchſtrömt, trägt daſelbſt den Namen der Cobra Coral. Ihre Färbung hat viel Aehnlichkeit mit der der übrigen genannten Arten; die vordere Hälfte des Körpers wechſelt mit ſchwarzen und blaßgelbgrünen Querbinden ab, die hintere hingegen iſt mit ſchwarzen und breiten hochzinnoberrothen Ringen abwechſelnd geziert. — 4) Die Corallennatter mit doppelten Ringen (Coluber venustissimus). Die ſchönſte unter den 4 erwähnten Schlangenarten. Sie iſt in Färbung und Geſtalt dem Elaps corallinus ſehr ähnlich, der Kopf aber iſt größer und breiter, der Rachen weit geſpalten, das Auge weit größer, lebhaft und glänzend, auch zeigt ſie die Zähne der Nattern. Sie iſt völlig unſchädlich. Bauchſchilde 200, Schwanzſchuppenpaare 51. Die Länge des Schwanzes beträgt etwas mehr als $1/4$ von der Länge des ganzen Thieres. In der Färbung gleicht ſie, wie geſagt, ſehr dem Elaps corallinus, nur findet man jedesmal zwei ſchwarze Ringe einander ſehr genähert, aber in ihrer Mitte getrennt, und an ihrer äußern Seite eingefaßt von einem ſchmälern, weißgrünlichen Ringe, der dieſe Zeichnung auf das Niedlichſte hebt; die übrigen breiteren Ringe ſind hochzinnoberroth und ihre Schuppen haben ſchwarze Spitzen. — Der Prinz hat dieſes einzig herrliche Geſchöpf, deſſen Schönheit durch den unvergleichlichen Glanz ſeiner Schuppen noch einen ungemein höhern Grad als jene der vorigen erreicht, nicht ſüdlicher, als bis an den Fluß Peruipe gefunden, wo man es ebenfalls Cobra Coral oder Coraës nennt.

Coran, ſ. Alkoran.

Corbach, die Hauptſtadt des Fürſtenthums Waldeck, und Sitz des Amtes Eiſenberg, an der Itter, mit 300 Häuſ. und 1600 Einw. — Hier findet man das ſchöne alabaſterne Denkmal, von den Holländern ihrem ehemaligen Feldmarſchall, dem Fürſten Georg Friedrich v. Waldeck, errichtet. Bei der Stadt ſchlugen die Franzoſen den 10. Juli 1760 ein Corps hannöveriſcher Verbündeter unter dem Erbprinzen von Braunſchweig.

Corday (Marianne Charlotte d'Armans) ſtammte von altadeligen, angeſehenen Aeltern, und wurde 1768 zu St. Saturnin im Departement Calvados geboren. Ihre herrlichen Naturanlagen wurden durch eine ſorgfältige Erziehung hervorgelockt, und in vorzüglichem Grade ausgebildet. Der Enthuſiasmus ihres Gefühls für alles Schöne und Erhabene ließ ihren Geiſt wenig Ausbeute in den gewöhnlichen weiblichen Beſchäftigungen finden; mehr Genuß gewährte ihr die Lektüre der claſſiſchen Werke ihrer Nation; keine Unterhaltung war ihr lieber, als die, welche ſie in den vorzüglichſten Schriften der Griechen und Römer fand. Als blühende Jungfrau

zeichnete ſie Unſchuld und Reinheit der Sitten aus; die Geſtalt ihres Körpers war ein getreuer und unverhüllter Abdruck der Sanftheit ihres Charakters. Alle durch ihre mannigfache Lektüre aufgeregten Gefühle trug ſie auf einen Offizier, der zu Caen in Garniſon lag, über; Gegenſtand ihrer höchſten Verehrung, liebte ſie ihn mit ſchwärmeriſcher Gluth der Begeiſterung. Das Schickſal ihres Vaterlandes, deſſen beklagenswerthes Joch am 31. Mai 1793 ſo recht feſt begründet wurde, nahm neben der Leidenſchaft der Liebe ihre ganze Theilnahme in Anſpruch. Bei den grauſamen Bedrückungen ihrer Nation empfand ſie daſſelbe, was eine edle Römerin empfunden haben würde, und als ihr Geliebter auf Befehl Marats von den Bluthunden (buveurs de sang) niedergemetzelt wurde, färbte das Gefühl der empörten Jungfrau der Gedanke blutiger Rache. Der hohe Geiſtesſchwung Charlottens, der Jammerruf des blutenden Vaterlandes, der Schatten des gemordeten Geliebten, der in der Einſamkeit, in die ſie ſich vergrub, vor ihre Seele ſtieg, rief den Entſchluß aus den Tiefen ihres Herzens hervor, Marat zu ſtrafen, und Frankreich von jenem polypenarmigen Ungeheuer zu befreien. Gefaßt war der Gedanke; mit ihrem Leben wollte ſie die That beſiegeln. Am 9. Juli 1793 flüſterte ſie den ſtillen Thälern ihrer friedlichen Heimath das letzte Lebewohl zu, und langte am 12ten Abends mit der Poſt in Paris an. In der Frühe des nächſten Tages kaufte ſie ſich einen Dolch, und begab ſich damit um 8 Uhr in das Haus des Marats. Die Maitreſſe des Tyrannen verweigerte ihr den Zutritt. Da ſie ſich hierauf gefaßt hatte, ließ ſie einen früher geſchriebenen Brief zurück, worin ſie Marat wichtige Geheimniſſe über Auftritte in ihrer Provinz zu entdecken verſprach, durch deren Eröffnung er der Republik wichtige Dienſte leiſten könne. Abends 7 Uhr begiebt ſie ſich zum zweiten Male in Marats Behauſung, und wird nach einem Wortwechſel mit der Aufwärterin auf Befehl Marats vorgelaſſen. Er ſaß im Bade, als Charlotte eintrat. Sie ließ ſich ohnweit der Badewanne nieder, und beantwortete nicht ohne innere Bewegung die Fragen Marats, welche dieſer über die Stimmung des dortigen Departements und die Bemühungen der Gegenrevolutionäre an ſie richtete; als er aber ihre Namen aufzeichnete, und die Worte ausrief: „Die dortigen Anführer werden es nicht lange mehr treiben; bald ſollen ihre Köpfe unter dem Meſſer der Guillotine fallen" — ergriff Charlotte den Dolch, welchen ſie unter ihrem Buſentuche barg, und ſtieß ihn mit Blitzesſchnelle bis an's Heft in die entblößte Bruſt des Wüthrichs. Durchbohrt entſchwebten ihm noch die Worte: „Mich? mich? meine Beſte! mich? — Ich ſterbe!" — und entfeſſelt war die verbrecheriſche Zunge. Maitreſſe und Dienerſchaft eilen auf das ſeltſame Geſtöhn aus dem Nebenzimmer herbei, und finden ihren Gebieter entſeelt. Jede Hülfe war umſonſt. Charlotte machte keinen Verſuch, zu entfliehen. Mit der größten Seelenruhe überreichte ſie den herbeigekommenen Polizeibeamten ihren Dolch, ihren Taufſchein, eine Adreſſe an das Volk, ihre goldene Uhr, und etwas Geld. Sie beſtieg auf Befehl einen Wagen, um in die Abtei gebracht zu werden. Der Pöbel ſchäumte vor Wuth, und beinahe wäre Charlotte ein Opfer deſſelben geworden. Die Angſt, verbunden mit der Heftigkeit andrer Gefühle, die nach einer ſolchen That das Innere des Menſchen beſtürmen, ließ ſie in eine Ohnmacht ſinken. Wieder erwacht von derſelben, brach ihre Verwunderung über die Beſtialität des Volkes in den Worten aus: „Ein ſolcher Haufe von Cannibalen gehorcht noch dem Geſetze? das iſt wunderbar!" Im Gefängniſſe ſchrieb ſie an ihren Vater, und bat ihn um ſeine Vergebung. Auch ihren Schweſtern ließ ſie einige Zeilen des Troſtes zurück, und ſchärfte ihrem Gedächtniſſe die auf ihre That Bezug habenden Worte Corneille's ein: „Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud." An Barbaroux ſchrieb ſie,

ſie hoffe bald mit Brutus und andern Edlen in den elyſäiſchen Feldern vereint zu werden. Am Tage, wo Marat mit Pomp beerdigt wurde, rief man Charlotte vor die Gerichtsſchranken. Es war am 16. Juli. Die Hoheit ihrer Ehrfurcht gebietenden Haltung erſchütterte einen großen Theil der verſammelten Menge mit tiefer Rührung. Ihr gekränkter Seelenadel beſtrafte die vermeſſene Anfrage eines Richters, ob ſie ſchwanger ſey, in den Worten: „So lang Marat lebte, habe ich keinen Mann meiner würdig befunden!“ Den Thränen der Theilnahme antwortete ſie mit gefühlvollem Blicke, und mit Ernſt ſtreute ſie unter ihre Bewunderer und Feinde die goldenen Worte aus: „Es war nicht allein Recht, es war Pflicht, den Marat zu tödten; denn er befahl den Mord. Die öffentliche Meinung hatte ſchon längſt dies Urtheil über ihn gefällt, ich habe es nur vollzogen!“ Der ganze Verſammlungsſaal feierte eine Stille, wie man ſie auf den Gräbern findet, als man die Worte verlas: „Marianne Charlotte Corday d'Armans von St. Saturnin, ſchuldig, den Bürger Marat ermordet zu haben, ſoll auf der Guillotine vom Leben zum Tode gebracht, und ihr Vermögen eingezogen werden!“ Ihrem Vertheidiger Chaveau la Garde dankte ſie für ſeinen edlen Eifer, und bat ihn, da ſie ihn nicht anders belohnen könne, in ihrem Namen die kleinen Schulden zu berichtigen, die ſie während ihrer Gefangenſchaft habe machen müſſen. Am andern Morgen führte man ſie dem Richtplatze entgegen. Eingekleidet in den rothen Mantel ſchritt ſie mit ſeelenvoller Heiterkeit dem Blutgerüſte zu. Mit einem freundlichen Abſchiedsgruße gegen die Menge gewandt, ſtand ſie einen Pulsſchlag lang, als ihr ein lautes Bravo! und die kraftvolle Stimme eines edlen deutſchen Bürgers aus Mainz, Adam Lux, welcher ausrief: Seht, ſie iſt größer, als Brutus! — die letzten Augenblicke des Lebens verſüßte. Sie fiel unter dem Beile der Guillotine am 17. Juli 1793. — Starb Charlotte Corday für die Idee des Vaterlandes, ſo war ihr Tod ſittlich-ſchön, in äſthetiſcher Hinſicht, groß und erhaben. Betrachten wir ſie als Mörderin, ſo erregt ihre Perſon ſtaunende Bewunderung; ihre That, als ein Akt ihres freien Willens betrachtet, bleibt vor dem Richterſtuhle des Gewiſſens moraliſch verwerflich und ſträflich; nehmen wir ihre That als Erſcheinung in der Sinnenwelt, ſo iſt ſie ein Mord, und als ſolcher vor dem Gerichtshofe des äußern Rechts ſtrafbar.

Cordeliers hießen einſt in Frankreich die Mitglieder eines religiöſen, zur Regel des Franziscusordens ſich bekennenden Inſtituts. Bald nach dem Ausbruche der Revolution aber 1792 verſammelten ſich in dem Wohngebäude dieſer Religiöſen zu Paris eine Anzahl eraltirter Republikaner, unter denen ein Danton, Marat, Camille-Desmoulins, u. ſ. w. die in der Folge jener Schreckenzeit durch ſo mannichfach verurſachte Gräel als die Geißeln ihres Vaterlandes ſich berüchtigt gemacht haben, und die damals in andern Revolutionsklubbs bereits als gräßliche Demagogen eine Rolle ſpielten. Hier nun in dem Gebäude der Cordeliers war es, wo genannte Revolutionsmänner ſammt ihrem Anhange, als geſchworene Antiroyaliſten ihre verderbliche Plane zur Umſtürzung der geſellſchaftlichen Ordnung ausbrüteten, und ſich durch den Namen Cordeliers von anderen ihres Gelichters, die in Etwas gemäßigter dachten, unterſchieden.

Cordilleras werden die hohen Kettengebirge genannt, welche ganz Südamerika von Süden nach Norden durchſtreichen, und ſelbſt mit den niedrigen Gebirgen in Nordamerika zuſammen hangen. Sie haben verſchiedene Namen. Die vorzüglichſten ſind die Cordilleras de los Andes in Peru und Chili. Die im höchſten Norden von Südamerika werden die Küſten-Cordilleren genannt, und jene, welche die Anden von Peru und Chili mit den Gebirgen von Braſilien und Chili vereinigen, nennt man

die Cordilleren von Chiquitos. In dieſen iſt der höchſte Berg der alten und neuen Welt der Chimboraſſo, der faſt eine d. Meile ſenkrecht über die Meeresfläche erhoben iſt, ſo wie der Gipfel des Coraſſon die größte von Menſchen erſtiegene Höhe iſt, indem er ſich 14.856 Fuß über die Oberfläche des Meers erhebt. Dieſes ungeheure Gebirge iſt überall durch Seitenzweige verbu nden, und hat grauſenerregende Schluchten, ſchroffe Felſenwände, hohe Ebenen von geringem Umfange, und unzählbare von Berggewäſſern durchſtrömte Thäler. Die meiſten Berggipfel, die ihre Häupter gleichſam in den Wolken baden, ſind mit ewigem Schnee bedeckt. Der Vulkane giebt es eine namenloſe Menge.

Cordon nennt man eine Kette, welche in Kriegszeiten, oder wenn anſteckende Krankheiten herrſchen, von Kriegsvölkern an den Gränzen gezogen wird, um das Eindringen des Feindes oder des Krankheitsſtoffs zu verhindern. — In der Baukunſt nennt man die ring- oder kettenförmigen Verzierungen an den Geſimſen Cordons. — Cordon heißt ferner eine Schnur, ein Ordensband.

Cordova, die Hauptſtadt des gleichnamigen ſpaniſchen Königreichs in Andaluſien, am Fuße eines Zweiges der Sierra Morena, und am rechten Ufer des Guadalquivir, über welchen eine ſtarke, ſteinerne, von den Arabern erbaute, 730 Fuß lange Brücke geht. Die Stadt iſt mit einer alten Mauer und mächtigen Thürmen umgeben, und durch eine Mauer in die öſtliche und weſtliche Hälfte getheilt. Sie war einſt die Reſidenz der mauriſchen Könige. Sie iſt amphitheatraliſch am ſanften Abhange des Gebirges erbaut, und bildet ein längliches Viereck. Ihr Umfang iſt ſehr bedeutend, aber viele Gebäude ſind gänzlich verfallen, und eine Menge von Gärten nimmt einen großen Theil des bewohnbaren Raums weg. Die Vorſtädte ſind faſt ſo weitläufig, wie die Stadt ſelbſt. Die Straßen ſind, wie in ganz Spanien, eng, krumm und ſchmutzig. Dagegen iſt die Plaça Mayor, der Hauptmarktplatz, durch ſeine Größe, ſeine Regelmäßigkeit und die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. Die Römer, ihre erſten Erbauer, nannten ſie Corduba. Von ihrer alten Herrlichkeit iſt ihr faſt nichts geblieben, als die in ihrer Art einzige Cathedralkirche. Der arabiſche König Abderhaman erbaute ſie am Ende des 7. Jahrh. Ihr Aeußeres zeigt nichts Merkwürdiges; es iſt ein vaſtes Viereck; innerhalb aber erregen deren wunderbar verbundene, theils achteckige, theils runde Kuppeln, welche von mehr als 1.000 Jaſpis, und marmornen Säulen getragen werden, und 19 Säulengänge von Süden nach Norden, und eben ſo viele von Oſten nach Weſten bilden, unſer Staunen. Noch jetzt heißt ſie wegen ihres arabiſches Urſprungs La Mesquita, die Moſchee. Man zählt darin 100 Capellen, geſchmückt mit vielen Bildſäulen, Gemälden und andern Koſtbarkeiten. — Cordova hat eine königliche Stuterei, wo die beſten andaluſiſchen Pferde gezogen werden. Der vorzüglichſte Handel beſteht in Corduan, einer Art Glanzleder, nach der Stadt ſo genannt, welches von den Arabern zuerſt hier bereitet, und ſchon zu ihren Zeiten durch Handel in die bekannte Welt verſchickt wurde. Die beiden Seneca, Lucian und der Araber Averröes wurden hier geboren.

Corea, eine Halbinſel und Königreich in Aſien, gränzt im Norden an Tunguſien, im Oſten an das Meer von Corea, im Süden an das chineſiſche Meer, und im Weſten an das gelbe Meer, erſtreckt ſich in die Breite 150 deutſche Meilen von Oſten bis Weſten, und in die Länge 300 Meilen von Norden nach Süden, und enthält 4.000 □Meilen. Der nördliche Theil iſt gebirgig, hat eine ſehr rauhe, kalte Luft, und iſt ſchlecht bewohnt. In den Waldungen hauſen Bären, Wölfe, Tiger, und andere reißende Thiere. Von dem Getreide gedeihet hier am Beſten die Gerſte, aus der die Einwohner grobes Brot backen; beſonders wichtig aber iſt hier die Wurzel der koſtbaren

Pflanze Ginſeng (eine Kraftwurzel, inwendig und äußerlich von blaßgelber Farbe, die gleichwohl auf der Außenſeite von ſchwarzen Strichen unterlaufen iſt, von ſüß-bitterlichem Geſchmacke und ſehr angenehmem Geruche; zur nährenden Speiſe ſowohl, als zur Arznei brauchbar) womit die Einwohner nach China und Japan einen anſehnlichen Handel treiben. Der ſehr fruchtbare ſüdliche Theil der Halbinſel liefert Reis, Hirſe, Hanf, Baumwolle, Tabak, Seide. Außerdem hat Corea Eiſen, Blei, Silber, Gold, Perlen, und einen Ueberfluß an zahmen und wilden Thieren. Die Zahl der Einwohner, die ſich zur Religion des Confucius bekennen, ſchätzt man auf 1½ Millionen. Sie ſind wohlgebildet, und in Sitten und Lebensweiſe den Chineſen ſehr ähnlich, haben eine nicht unangenehme Sprache, die keinen von den chineſiſchen harten Tönen, aber dieſelben Schriftzüge hat, und beſitzen viele gedruckte und geſchriebene Bücher. Sie ſtehen unter einem despotiſch regierenden König, der aber als Vaſall von China dem dortigen Kaiſer einen jährlichen Tribut an Gold, Perlen, Seidenzeug, Firniß, Papier, Leinwand, Salben, u. ſ. w. zu entrichten hat. Das Land hat 8 Provinzen, und ſoll 201 Städte enthalten. Die Hauptſtadt des ganzen Landes, und zugleich die Reſidenz des Königs iſt Kingkitao. Den Europäern iſt hier allen Verkehr unterſagt, weßwegen das Innere des Landes dieſen noch faſt ganz unbekannt iſt.

Corelli (Arcangelo), ein bekannter italieniſcher Muſiker, war zu Fuſignano, einer Stadt ohnweit Imola, im Gebiete von Bologna 1653 geboren. Schon als Knabe zog ihn eine große Neigung zur Muſik, und ſein Talent faßte mit der größten Leichtigkeit die ſchwerſten Melodien auf, und gab ſie im Geſange wieder. Matteo Simonelli, damaliger Sänger an der Peters-Capelle zu Rom, gab ihm die erſte Anleitung und Unterricht in der muſikaliſchen Kunſt und im Generalbaſſe. Mit der Satzlehre der Kirchenmuſik vertraut, verließ er das Haus ſeines Lehrers, und ging nach Bologna, wo ihn Boſſana in das Schöpferreich der weltlichen Muſik überführte. Auf der Violine brachte er es zur Meiſterſchaft, ſeine Fertigkeit im Bogenſtriche war Gegenſtand der allgemeinſten Bewunderung, und der Ruhm ſeiner Virtuoſität auf der Geige ſchallte durch ganz Europa, als er von der, im Jahr 1706 nach Deutſchland unternommenen Reiſe nach einer fünfjährigen Dienſtzeit bei dem Churfürſten von Baiern, in ſein Vaterland zurückkehrte. Sein Inſtrument behandelte er mit einer tiefen und bewundernswürdigen Einſicht. Ohne die Sprünge und tändelnden Verzierungen der meiſten Violinſpieler nachzuahmen, ſpielte er mit einem anmuth- und ausdruckvollen, ſich immer gleichbleibenden und feſten Tone. Durch ſeine grandiöſe und majeſtätiſche Compoſitionen ſchuf er für ſein Inſtrument eine neue Harmonie. Bei ſeinem Aufenthalte in Rom fand er in dem Cardinale Ottoboni einen trefflichen Gönner; und hier bildete er, nach Crescentini's Vorſchlag, jene berühmte muſikaliſche Akademie, die alle Montage in dem ottoboniſchen Pallaſte gehalten wurde. Er ſtarb 1713, und hinterließ unter ſeinen Reichthümern eine ſchätzbare Gemäldeſammlung, die ſein Beſchützer, der Cardinal Ottoboni, ererbte.

Corfu, ſonſt Corcyra, Homers Phäacia, eine joniſche Inſel am Eingange ins adriatiſche Meer, durch einen zwei Meilen breiten Canal von der Küſte von Albanien getrennt. Sie zählt auf einem Flächenraum von 11 □Meilen 70.000 induſtriöſe Einwohner. Im Norden iſt ſie ſehr fruchtbar, im Süden aber gebirgig und unfruchtbar. Das angenehme Clima, und die reizende Lage dieſer Inſel ſind ſchon vom Vater Homer beſungen. Unter den Produkten, welche aus allen Arten von Südfrüchten beſtehen, wird vorzüglich der treffliche Honig geprieſen. Corfu iſt eine Vormauer Italiens gegen die Türken, und der Schlüſſel zum adriatiſchen Meere. Das fernere Schickſal dieſer Inſel werden wir unter dem Artikel: „Joniſche Inſeln" wei-

ter entwickeln. Corfu, die Hauptſtadt dieſer Inſel und des ganzen Freiſtaats der ſieben Inſeln liegt an der Oſtküſte; ſie iſt regelmäßig befeſtigt, und hat gut erhaltene Werke. Der feſteſte Punkt iſt die alte Citadelle, welche oſtwärts in das Meer hineinliegt, und den Hafen mit der Stadt beherrſcht. Andere abgeſonderte Werke ſind die neue Citadelle, und zwei verſchanzte Anhöhen. Von den Türken iſt Corfu immer vergebens belagert worden. 1797 wurde es von den Franzoſen bei einer ſehr ſchwachen Vertheidigung, 1799 von den Ruſſen aber nur nach einer langen hartnäckigen Belagerung eingenommen. Corfu iſt der Sitz eines lateiniſchen und griechiſchen Biſchofs, einer Gelehrten Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Ackerbaues und Beförderung des Handels und der Induſtrie der joniſchen Inſeln. Der große Handels- und Kriegshafen gehört zu einem der beſten des mittelländiſchen Meers. Sie hat einen ſehr ausgebreiteten Handel, ein Seearſenal, Schiffswerfte. Auf dem großen Platze ſteht die von der Republik Venedig ihrem Generalfeldmarſchall, Mathias Johannes, Grafen von Schulenburg, wegen der tapfern Vertheidigung der Feſtung gegen die Türken im J. 1716 errichtete Ehrenſäule.

Corilla, ſ. Improviſatoren.

Corinna. Dieſe Dichterin war die Zeitgenoſſin und Lehrerin des Pindarus (ſ. d. Art.), über welchen ſie, als er noch Jüngling war, mehrmals in poetiſchen Wettkämpfen zu Thebä, welches ihr Geburtsort war, den Preis davon trug, weil entweder ihr Dialekt, der Aeoliſche, den Böotiern verſtändlicher war, oder weil die Schiedsrichter entweder von ihrer Schönheit eingenommen, oder aus Achtung gegen ihr Geſchlecht ihr den Vorrang gaben. Sie war eine Tochter des Archelodorus und der Procratia, führte den Beinamen Myca, und war eine Schülerin der Myrtis aus Andeton, einer Liederdichterin. Zu Tanagra in Böotien wurde ſie begraben. Es ſcheint, als ob dieſes phantaſiereiche Weib ſich in der Poeſie mit der Sappho und Erinna gleichen Ruhm zu erwerben gewußt habe, und in ihren Belehrungen, die ſie dem Pindarus gab, zeigte ſie ſich als eine wahre Kunſtkennerin. Ihre Gedichte beſtanden (außer lyriſchen Geſängen und Epigrammen) aus fünf Büchern, wovon nur ſehr wenige Bruchſtücke vorhanden, und in den oft angeführten Sammlungen des F. Urſinus (S. 46, 295), vollſtändiger aber in Joh. Chr. Wolfs Poetriar. VIII. Fragm. et Elog. gr. et lat. (p. 42 f.) mitgetheilt worden ſind.

Corinth, jetzt Coritho, eine der berühmteſten Handelsſtädte des alten Hellas. Sie lag auf der ſchmalen, kaum fünfzig Stadien, d. h. noch nicht zwei deutſche Meilen breiten Landenge, die den Peloponnes mit dem feſten Lande verbindet. Von zweien Meeren ward ſie umfloſſen, gegen Weſten vom joniſchen Meere, das den corinthiſchen Meerbuſen, und gegen Oſten vom ägäiſchen Meere, das den ſaroniſchen Meerbuſen bildete. Dieſe günſtige Lage, die die älteſten Griechen jedoch nicht zu benutzen wußten, machte ſie ſpäterhin zu einer der erſten Handelsſtädte, und zum Stapelplatz für Aſien und Europa. Der unermeßliche Reichthum, der durch dieſen Handel nach Corinth kam, beförderte zwar Kunſt und Induſtrie, erzeugte aber auch ſolche Ueppigkeit und Zügelloſigkeit, daß das Volk zu jeden kriegeriſchen und großen Unternehmungen untüchtig ward. In keiner Stadt Griechenlands ſtanden die ſogenannten Hetären in ſolchem Anſehn, und nirgend gab es deren ſo viele, als in Corinth. Sie ließen ihre Gunſtbezeugungen ſo theuer bezahlen, daß es zum Sprüchwort ward: nicht jedem ward es vergönnt, nach Corinth zu gehen. Dieſe Weichlichkeit entnervte die Nation ſo ſehr, daß ſie alle Selbſtſtändigkeit verlor, den Archivern unterthan ward, und wechſelsweiſe die Lazedämonier, die Athener und Thebaner um Hülfe anrufen mußte. Die Geſchichte von Corinth erſtreckt ſich ins hohe Alterthum. Sie war ſchon längſt vor Homer durch

ihren ſchlauen König Siſyphos, den Ahnherrn des Odyſſeus, unter dem Namen Elphyre bekannt. Der in der Sagengeſchichte berühmte Quell Pirene, der vom Hufe des durch Bellerophon gezäumten Pegaſus geſchlagen ward, ſprudelte auf der Akropolis, Akrokorinth. Zur Zeit des trojaniſchen Krieges ſtand es unter der Herrſchaft des Königs Agamemnon. Einige Zeit nach dieſem Kriege, als die Herakliden den Einfall in den Peloponnes machten, und alle bisher berühmte Königsſitze umſtürzten, ſetzte ſich Aletes, ein Nachkomme des Herakles, die Königskrone von Corinth aufs Haupt, und ſeine Familie herrſchte in erblicher Folge vierhundert ſiebzehn Jahre. Nachdem die monarchiſche Verfaſſung während 90 Jahre von einer ariſtokratiſchen unterbrochen ward, vermöge welcher die Bakchiaden den Staat verwalteten, bemächtigte ſich ein gewiſſer Cypſelus wieder der Alleinherrſchaft, die ſeine Nachkommen 73 Jahre behaupteten. Darauf ward die Verfaſſung Corinths oligarchiſch, die ſich ohne Veränderung erhielt. Als der achäiſche Bund zu Stande kam, ward Corinth das Haupt deſſelben. Im Jahre 146 v. Chr. ward es vom röm. Conſul Mummius eingenommen. Nachdem es der Plünderung der Soldaten war Preis gegeben worden, wurde der alten Herrlichkeit Corinths durch einen ungeheuern Brand von mehreren Tagen ein Ende gemacht. Unzählige Kunſtwerke wurden dort ein Raub der Flammen. Nach dem griechiſchen Dichter Antipater aus Sidon blieben nur die Nereiden übrig, die er am Schluſſe ſeiner Wehklage ſagen läßt:

Nur uns Nereiden verzehrte die leckende Gluth nicht,
Und am verödeten Strand weint Halkyone mit uns.

Indeß waren aber doch einige Kunſtwerke durch den habſüchtigen Philopömen nach Pergamus geſchleppt worden, und Pauſanias ſah ſie noch in den dortigen Tempeln prangen. Auch des großen Malers Ariſtides köſtliches Bild, worauf Polybius die röm. Kriegsknechte die Würfel ſpielen ſah, wurde in der Folge eine der erſten Zierden des kunſtliebenden Roms. Strabo ſah es hier im Tempel der Ceres, und pries es als das Bewunderswürdigſte von Allem, was je griechiſche Kunſt hervorgebracht hat. Julius Cäſar ließ Corinth wieder aufbauen. Jetzt iſt es ein Flecken mit einem feſten Schloſſe mit dreihundert ſechszig Thürmen, und einem Hafen, und der Sitz eines griechiſchen Erzbiſchofes.

Corinthen, ſ. Roſinen.

Corinthiſches Erz. Dieſes im Alterthume ſo hoch geprieſene Metall, welches Plinius und Florus für eine Miſchung von Gold, Silber und Kupfer angeben, war ſchon vor Corinths Zerſtörung in Griechenland bekannt, und war dem Meſſing ähnlich, kam bald dem Golde, bald dem Silber näher, und hielt die Mitte zwiſchen dem Hochgelben und dem Weißen. Nach der Meinung der neuern Naturkundigen iſt es ein wirkliches Naturprodukt, und eine vorzüglich edele Art von Meſſing, deſſen Erzgrube wahrſcheinlich den Bewohnern Corinths allein bekannt geweſen. Man benutzte das corinthiſche Erz zu Harniſchen, Helmen, kleinen Bildern, Bechern und Gefäßen, die, mit Laubwerken und andern durch den Grabſtichel zuwegegebrachten Zierrathen geſchmückt, mehr der kunſtreichen Arbeit, als eigentlich ihres Metalls wegen geſchätzt wurden. — Corinthiſcher Hauptſaal iſt in der Baukunſt eine große Saalhalle mit einem auf Säulen ruhenden Tonnengewölbe, deſſen Abſeiten mit Felderdecken verſehen ſind. — Corinthiſche Höfchen heißen in der Baukunſt acht Säulen weite, lange und eben ſo breite Säle, die rundherum mit Flügeln von der Größe einer Säulen-Weite verſehen ſind. Im Ganzen zählen ſolche Säle zwanzig Säulen, und ihre Bedeckung macht ein Pultdach aus. — Das corinthiſche Vorhaus bildet in der Mitte gleichſam ein Schiff, welches durch Säulen corinthiſcher Ordnung von den Abſeiten unterſchieden wird. Alles, was nicht zum Hauptgebäude gerechnet

wird, auch die der Vorderſeite entgegengeſetzte Seite eines Zimmers, nennt man Abſeiten.

Corinthiſche Säulenordnung, ſ. Säulenordnung.

Coriolanus (Cajus Marcius) lebte zu den Zeiten der römiſchen Republik, als nach der Abſchaffung der königlichen Gewalt fortwährende Kämpfe für die Freiheit der Republik mit den Nachbarſtaaten einen republikaniſchen Geiſt unter den Römern erzeugten, der von nun an Hauptzug in dem römiſchen Charakter bleibt. Das Volk (die Plebejer) lernte aber durch dieſe Kriege ſeine Kräfte immer mehr und mehr kennen; denn es hatte ein gewiſſes Selbſtgefühl durch die vielen Schlachten, worin daſſelbe für die Freiheit des Vaterlandes gegen fremde Völker Sieger geblieben war, erhalten, und beſchloß nun auch, ſeine innere politiſche Freiheit gegen die Tyrannei der Patricier zu behaupten. Dieſe befanden ſich damals in dem Beſitz aller öffentlichen Ehrenſtellen und Aemter, aller Reichthümer und des größten Theils der Ländereien, die zum Gebiet der Republik gehörten. Die Plebejer hatten dagegen außer der ſcheinbaren Ehre, zu den Beſchlüſſen des Senats und der Patricier ihre Einwilligung zu geben, nichts, als Verachtung und Armuth; denn ſie waren als Schuldner in die Leibeigenſchaft der Patricier gefallen, und dieſe behandelten ſie nach aller Strenge der Geſetze, ließen ſie ins Gefängniß ſetzen und quälten ſie bis aufs Blut. Dieſe Ungleichheit der beiden Stände, der Plebejer und Patricier, dieſes Gefühl der Knechtſchaft auf der einen Seite, ſo wie der drückende Stolz und die Härte der Gläubiger gegen ihre Schuldner auf der andern Seite, veranlaßte in Rom die erſten Reibungen zwiſchen beiden Ständen, in denen der Kampf gegen die äußern Feinde der Republik zwar mit Glück fortgeſetzt wurde, aber worin die Plebejer auch nach und nach wichtige Vortheile über die Patricier errangen. Cajus Marcius Coriolanus, aus einer der älteſten Familien Roms entſproſſen, und alſo zu den Patriciern vom erſten Range gehörend, ſpielte in dieſen äußern Kriegen, und in den inneren Händeln Roms eine bedeutende Rolle. Schon in der früheſten Jugend begeiſterten ihn die Thaten ſeiner ruhmwürdigen Vorfahren zu ähnlichen, ſo daß er ſich als Knabe ſchon beſtrebte, und daran Vergnügen fand, ſeinem Körper durch alle mögliche gymnaſtiſche Uebungen Gewandheit und Stärke zu verſchaffen. Dieſe Körperkraft des Mannes, verbunden mit Muth und Geiſtesgröße, galt in den damaligen Zeiten der Römer für das Höchſte, ſo daß Tapferkeit und Tugend (virtus) gleichbedeutend waren. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters ſetzte das Geſchäft der Erziehung ſeine vortreffliche Mutter Veturia fort, und nährte in ſeiner Seele den edlen Stolz und das Streben nach Auszeichnungen; denn auf dieſem Einzigen ruhte die Hoffnung einer ausgezeichneten Familie. Bald erfüllte der Jüngling die Wünſche der Seinigen. Da ſeine Jugendjahre in die Zeit gefallen waren, wo der Kampf für die Freiheit den Heldengeiſt der Römer erzeugte; ſo fand er bald Gelegenheit, ſich an die Reihe der Helden ſeines Volkes anzuſchließen. Seine erſte Heldenthat verrichtete er in einer Schlacht, die nach dem Tode des letzten Königs Tarquinius den Feinden des Vaterlandes geliefert wurde. Mit der größten Unerſchrockenheit focht er hier unter den Augen des römiſchen Feldherrn, und war ſo glücklich, einen an ſeiner Seite verwundeten Römer mit Schild und Schwert gegen mehrere Feinde zu vertheidigen, und ſeinem Landsmanne das Leben zu retten. Dieſe ritterliche That verſchaffte ihm den Eichenkranz, womit derjenige Römer nach den Geſetzen belohnt wurde, der einem Bürger im Kriege das Leben gerettet hatte. Dieſe Ehrenbezeugung, womit der Feldherr im Namen des Vaterlandes ihm den Dank für ſeine Tapferkeit ausdrückte, war dem ruhmſüchtigen Jüngling Antrieb zu immer größeren Thaten, und feſt war ſein Vorſatz, dieſen Kranz der Ehre nie verwelken zu

laſſen. So reihte er in den folgenden Feldzügen immer eine Heldenthat an die andere, und kehrte aus keinem der vielen Feldzüge ohne Vermehrung ſeines Ruhms zurück. So ſehr auch alle die Auszeichnungen, die er für ſeine geleiſteten Dienſte von der Republik empfing, ſeiner eigenen Ehrbegierde ſchmeichelten; ſo war es doch für ihn ein höheres und edeleres Vergnügen, daß er ſeiner Mutter, die er ſo innig hochſchätzte und liebte, dadurch Freude und ſie zur Zeugin ſeines Ruhmes machen konnte. Immer hielt er, auch als Gatte, und mit der größten kindlichen Liebe feſt an ſeiner Mutter, und dieſen ſchönen Gefühlen ſeines Herzens, die auch der Römer ehrte, hatte er ſpäterhin ſeinen größten Ruhm in der Geſchichte, ſo wie Rom ſelbſt ſeine Errettung vom Untergange zu verdanken. Eigentlich hieß dieſer Römer Cajus Marcius, denn den Namen Coriolanus erhielt er erſt als eine Belohnung in einem Kriege gegen die Volsker. Dieſes kriegeriſche und mächtige Volk, ſchon lange Rom's furchtbarer Feind, hatte von Neuem die Waffen ergriffen, um das Aufkommen des benachbarten römiſchen Staates zu hindern. Die Römer gingen ſogleich den Volskern entgegen, drängten ſie auch diesmal zurück, und folgten ihnen in ihr eigenes Gebiet. Bald ſtand ein römiſches Herr vor Corioli, der Hauptſtadt des Landes, welches die Römer jetzt belagerten. Bei einem Ausfalle der Feinde wurden die Römer anfangs bis zu ihren Verſchanzungen zurück getrieben; hier aber ſtellte ſich ihnen Cajus Marcius mit einer zwar geringen, aber tapferen Mannſchaft entgegen. Mit der ihm eigenen ſtarken Stimme rief er ſeinen um ihn verſammelten Römern beim Vorrücken der Feinde Muth zu, und drang nun ſelbſt auf den Feind los. Dieſer unerwartete Zuſtand brachte die Volsker in Unordnung, ſo daß ſie nach kurzem Kampf die Flucht ergriffen. Marcius rückte jetzt mit ſeiner ſiegesſtolzen Schaar ihnen nach, und verfolgte ſie bis an die Thore der Stadt. Als die Flucht der Feinde die Vertheidigung des Thores ſelbſt verhinderte, ſo benutzte Marcius den glücklichen Augenblick, ſo groß auch die Menge der Wurfſpieße war, womit der Feind ihn von der Mauer herab empfing, und drang beherzt mit ſeiner kleinen, aber tapferen Schaar mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt ein. Blutig wurde jetzt hier der Kampf; denn, von der Verzweiflung angetrieben, ſtürmte ein zahlreicher Haufe auf den Marcius ein, und drohte ihm und den Seinigen den Untergang. Doch die Römer, von ihrem Anführer durch That und Wort begeiſtert, vertheidigten mit großem Muthe das Thor, und thaten Wunder der Tapferkeit, ſo daß der Feind ſo lange aufgehalten wurde, bis der eine Conſul Lartius mit einem Theil des römiſchen Heeres dem Marcius zur Unterſtützung nachrückte. In kurzer Zeit war nun Corioli erobert, und der Ruhm dieſer Kriegsthat gebührte nach der Stimme des ganzen Heeres dem Marcius. Nach der Eroberung dieſer Stadt wurden, ebenfalls durch Marcius Tapferkeit, auch noch an demſelben Tage die vor der Stadt mit dem zweiten Conſul Cominius kämpfenden Feinde geſchlagen, und auf dieſe Weiſe war der Krieg mit den Volskern eben ſo ſchnell, wie ehrenvoll für Rom beendigt. Auf Antrag des Conſuls Cominius wurde von den Römern einſtimmig beſchloſſen, dem Marcius zum Andenken und zur Belohnung ſeiner der Republik geleiſteten Dienſte künftig den Namen Coriolanus zu geben, unter dem er eigentlich in der Geſchichte bekannt iſt. Nicht lange genoß Coriolanus aber die Früchte ſeines erworbenen Ruhms, und die verdiente allgemeine Achtung ſeiner Landsleute. Jene Uneinigkeit zwiſchen den Patriciern und Plebejern, die durch dieſen Krieg nur auf kurze Zeit gedämpft war, brach jetzt wieder von Neuem aus, weil die Patricier die den Plebejern bewilligten Vortheile nicht zugeſtehen wollten. Durch dieſe neuen Parteiungen in Rom entſtanden Mangel, Theuerung und Hungersnoth. Die Schuld davon wälzten die Plebejer auf die Patricier, indem ſie ſagten, dieſe hätten die Noth herbeigeführt, um das Volk noch tiefer ins Elend zu ſtürzen, und daſſelbe dadurch in

Unterwürfigkeit zu erhalten. Zu den Patriciern, die ſchon lange den Uebermuth des Volks und ſeiner Tribunen drückend gefunden hatten, gehörte auch Coriolan; denn ſchon früh hatte er ſich gegen die Grundſätze derer erklärt, die eine gänzliche Gleichheit unter den Bürgern des Staats einführen wollten. Seine Meinung war es, man müſſe die von den Vorfahren geerbten Vorzüge gegen die Anmaßungen des Volks muthig vertheidigen, und demſelben den Anſpruch auf die öffentlichen Ehrenſtellen im Staate ſtreitig machen. Durch dieſe ſeine Grundſätze, die er freimüthig ausſprach, weil er nicht der Verſtellung und der Schmeichelei fähig war, ging die Liebe bei dem Volk verloren, die er ſich durch ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit in allen Kriegen verdient hatte. Sein ſtolzes und anmaßendes Betragen verwandelte dieſe Liebe des Volks für den Coriolan in Haß. Eine Folge davon war, daß, als derſelbe ſich um das Conſulat bewarb, er bei der Wahl übergangen wurde. Gekränkt durch dieſe Zurückſetzung, foderte er vom Senat, daß das zur Verminderung des Mangels aufgekaufte Getreide nur unter der Bedingung unter das Volk ausgetheilt werden ſollte, wenn daſſelbe die dem Anſehen der Conſuln ſo nachtheilige Gewalt der Volkstribunen wieder aufheben wolle. Jetzt könne man den Pöbel, ſo meinte er, der immer frecher und zügelloſer würde, durch Hunger dazu zwingen, ſich der angemaßten Vorrechte zu begeben. Dieſe Worte, welche die Tribunen dem Volke mittheilten, ſetzten die ganze Bürgerſchaft gegen den Coriolan in Erbitterung. Es entſtand in Rom ein Aufruhr; denn die Patricier nahmen ſich der Sache des Coriolan an, und mit jedem Augenblick ſtieg die Erbitterung bei beiden Theilen höher. Das Volk foderte wegen dieſer beleidigenden Aeußerungen den Coriolan vor ſein Gericht, der Senat mußte dem Willen des Volks nachgeben, und Coriolan wurde als ein Störer der öffentlichen Ruhe, welcher herrſchſüchtige Abſichten habe, und nach der königlichen Gewalt ſtrebe, vor das Tribunal des Volks geſtellt. Mit allen möglichen Beſchuldigungen traten nun die Volkstribunen bei dem öffentlichen Verhör gegen ihn auf; allein er vertheidigte ſich mit der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit. Doch der Untergang dieſes gefährlichen Mannes war von den Volkstribunen nun einmal beſchloſſen, und man beſtand darauf, daß er als ein Feind des Volks auf ewig des Vaterlandes müſſe verwieſen werden. Durch eine Stimmenſammlung wurde ſein Schickſal von den Bürgern entſchieden, und er zur Verbannung verurtheilt. Der Senat und die Patricier bereuten es, daß man dem Volke eine ſolche Gewalt zugeſtanden habe, wodurch daſſelbe über das Schickſal der edelſten Bürger ſchalten könne; deſto kühner und übermüthiger aber ging das Volk auseinander; denn es hatte in dieſem Prozeß den glänzendſten Sieg erfochten, ſich nämlich das Recht errungen, einzelne Patricier vor das Gericht des Volks zu ziehen. Coriolan nahm jetzt von ſeiner Familie und ſeinen Freunden Abſchied, und ohne Jemanden zu ſagen, wohin er ſich wenden wollte, verließ er ſeine Vaterſtadt und das römiſche Gebiet. Gerade zu dem Volke wandte er ſich, das ihn ſeines Beinamens wegen allein ſchon am Meiſten haſſen mußte, zu den Volskern; denn in ihm haßten dieſe auch die Römer, und hierauf gründete er ſeinen Racheplan. Durch dieſen Schritt aber verlor der Mann, der bis dahin groß geweſen war, und wegen ſeines Ehrgeizes und ſeiner Selbſtliebe immer noch entſchuldigt werden konnte, in den Augen aller Edeln ſeinen Ruhm, und die Achtung, die ihm bis dahin gebührte; denn er beſchimpfte ſich ſelbſt durch die Verletzung einer der edelſten Tugenden der Menſchen, der Vaterlandsliebe, die bis jetzt noch bei allen Völkern, ſo wie ſie es verdient, für ehrenwerth gehalten wurde. Sein perſönliches Wohl galt ihm jetzt mehr, als das Glück ſeines Vaterlandes; Niemand kann ihn wegen dieſes Verbrechens entſchuldigen, Niemand von ſeiner Schuld freiſprechen und der gerechten Strafe konnte er auch nicht entgehen, denn „keine Schuld bleibt ungeſtraft auf Erden,“ ſagt Calde-

von de la Barca. Beſſer wie Coriolanus, wenn gleich immer tadelnswerth in ſeinem Ausſpruch, dachte nach ihm ſein großer Landsmann Camillus bei ſeiner Verbannung. „Götter," ſagte er, „leide ich unſchuldig, ſo macht, daß dieſe undankbaren Mitbürger bald meinen Verluſt beklagen mögen." Ganz anders aber als Coriolan und Camill dachte der große Grieche Ariſtides in einer ähnlichen Lage, indem er bei ſeinem Abſchiede von Athen ausrief: „Götter, erhaltet das Glück meiner Vaterſtadt, und laßt es ſie nie bereuen, mich verbannt zu haben!" Coriolan richtete ſeinen Weg nach Antium, einer Stadt in dem Gebiete der Volsker, wo er einen Mann, Attius Tullus, kannte, der perſönliche Tapferkeit beſaß, ſchon oft die Heere der Volsker gegen die Römer und Coriolan ſelbſt angeführt hatte, und wegen ſeiner Geburt und Reichthümer in königlichem Anſehen unter ſeinem Volke ſtand. Dieſen Mann wollte er für ſich gewinnen und ihm ſeine Dienſte, um ihre rachſüchtigen Anſchläge gegen Rom auszuführen, anbieten. Beides gelang. Bald ſtimmten ſie die Großen des Volkes für den Krieg gegen Rom; denn keine Zeit war ſchicklicher dazu, die erlittene Schmach zu rächen und ihre verlorenen Ländereien wieder zu erobern, als dieſe, wo Rom durch Parteien in ſeinem Innern zerriſſen war. Der Krieg wurde daher von den Volskern den Römern erklärt, und Coriolanus und Attius zu Oberfeldherren in demſelben ernannt. Indem Attius Tullus mit einem Heere zur Vertheidigung der Gränzen zurück blieb, und noch die nöthigen Zubereitungen zu einer recht ernſten Führung des Krieges machte, rückte Coriolan mit ſeiner Heerabtheilung ins Feld, und verbreitete durch ſeinen plötzlichen Einfall allgemeines Schrecken im römiſchen Gebiet. Auf ſeinem Marſche gab er Alles der Plünderung Preis, nur gegen die Landgüter der Patricier bewies er Schonung, um dadurch die Eiferſucht des Volks in Rom noch mehr anzufachen. Mit großer Schnelligkeit rückte er auf Rom los, wo Schrecken und Verwirrung herrſchte. Der Senat ſchickte in dieſer Noth eine Geſandtſchaft an den Coriolan, und ließ denſelben mit Zuſtimmung des Volks um friedliche Rückkehr ins Vaterland bitten. Mit Stolz empfing er die römiſchen Geſandten, und erklärte ihnen, daß er nur unter der Bedingung mit Rom Frieden ſchließen würde, wenn die Römer den Volskern alle Städte und Ländereien, die ſie früher erobert hatten, zurückgeben, und ihnen, ſo wie den Lateinern, das Bürgerrecht zugeſtehen wollten. Hierzu gab er ihnen dreißig Tage Bedenkzeit, und verließ während deſſen das römiſche Gebiet, um die Lateiner, die Bundesgenoſſen der Römer, zu beſiegen. Auch eine zweite Geſandtſchaft konnte beim Ablauf der dreißig Tage keine vortheilhaftere Bedingungen erhalten. Endlich warfen die Römer bei dieſem fürchterlichen Sturme, der den Staat traf, den heiligen Anker aus, indem ſie beſchloſſen, alle Prieſter der Stadt, die ehrwürdigen Diener der Religion, in ihrer feierlichen Amtskleidung unter Vortragung der Heiligthümer ins Lager zu ſchicken, um durch ihr Anſehn die Bitte des römiſchen Senats und Volks zu unterſtützen. Aber auch dieſe Geſandtſchaft warf den Anker der Hoffnung auf ein Felſenherz aus, und mußte ohne Erfüllung ihrer Bitte hoffnungslos zurückkehren. Nach dieſen dreimal fehlgeſchlagenen Verſuchen, den feindlichen Anführer für das Wohl ſeines eigenen Vaterlandes zu gewinnen, blieb den Römern nichts anderes übrig, als an eine ernſte Vertheidigung von Rom zu denken. Die römiſchen Männer rüſteten ſich zu dieſem Kampf auf Leben und Tod, und die Matronen flehten zu den Göttern um Hülfe und Erbarmen, denn ſchon machte der Feind die fürchterlichſten Anſtalten zur Belagerung. In dieſer Noth hatte Valeria, die Schweſter jenes Valerius Publicola, der ſich vormals als Feldherr und Staatsmann ſo verdient gemacht hatte, noch beim ſtillen Gebet für das Glück des Vaterlandes einen Rettungsgedanken erhalten, gleichſam als hätten die Götter ihr denſelben eingegeben. Vielleicht, ſo

dachte ſie, kann der Mann, der bei ſeiner Verbannung auch aus ſeinem Herzen die Vaterlandsliebe verbannt hat, noch einen Reſt von Kindesliebe behalten haben, durch die ihm mildere Geſinnungen für ſein Vaterland einzuflößen wären; vielleicht kann durch die Thränen der Weiber und Kinder die Hartherzigkeit des Mannes erweicht werden, der felſenhart bei den Bitten der Männer blieb. Dieſen Gedanken theilte ſie der Mutter des Coriolan, der Veturia, ſeiner Gattin, der Volumnia, und den übrigen Weibern mit. Bald waren ſie alle zur Theilnahme an dieſem Entſchluß gewonnen; der Senat willigte in dieſe außerordentliche Geſandtſchaft ein, und traf die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe der Weiber und Kinder ins feindliche Lager. Als nun dieſer wehrloſe Haufe ſich dem Lager näherte, erſtaunte Coriolan über dies Wageſtück, und rüſtete zum Empfang der Frauen ſein Herz mit aller Bitterkeit gegen ſein Vaterland aus. Auf einem erhabenen Sitze, umgeben von den Vornehmſten ſeines Heeres, erwartete er den feierlichen Zug. Kaum aber erblickte er an der Spitze deſſelben ſeine ehrwürdige, ihm ſo theure Mutter, und an ihrer Seite ſeine Gattin und ſeine beiden Kinder, ſo erweichte ſich die Eisrinde ſeines Herzens, und er unterlag den Gefühlen, die dieſer Anblick in ſeinem Innern erzeugt hatte. Von ſeinem Sitz ſprang er auf, um ſich in die Arme ſeiner Mutter zu werfen. Doch ſie widerſetzte ſich dieſer Umarmung, und rief ihm entgegen: „Ehe ich dich an mein Mutterherz drücke, muß ich wiſſen, ob ich zu meinem Sohne, oder zu einem Feinde des Vaterlands gekommen bin!" — und nun ſprach ſie mit allen Gefühlen des bekümmerten Mutterherzens, oft von Thränen unterbrochen, zu ihrem Sohn, dem jetzigen Feind des Vaterlandes. Gleichzeitig warfen ſich ſeine Gattin und Kinder ihm zu Füßen, und mit ihnen der ganze Zug der Frauen und Kinder. Dieſen Anblick konnte er nicht länger ertragen, ſondern mit Thränen in den Augen warf er ſich ſeiner Mutter in die Arme, und rief ſchmerzhaft aus: „Mutter, Rom haſt du gerettet — aber ich bin verloren!" Jetzt hob er ſein Weib und ſeine Kinder von der Erde auf, ſchickte die Frauen zur Vaterſtadt zurück, und gab den Befehl, das Lager abzubrechen. Bald darauf trat er den Rückzug an. In Rom war die Freude groß, ſo wie der Dank der Errettung gegen die Götter. Zum Andenken an dieſe Begebenheit ließ der Senat, auf Bitten der Frauen, dem *weiblichen Glück* einen Tempel erbauen. Coriolan aber zog ſich durch dieſen Ausgang des Krieges den Haß der Volsker zu, und wurde in kurzer Zeit von der betrogenen und erbitterten Menge in einer Empörung ermordet: denn *keine Schuld bleibt ungeſtraft auf Erden*.

Cork, die ſchlechtgebaute Hauptſtadt von Minſter, und zweite Stadt in Irland, auf beiden Seiten und auf einer Inſel des Fluſſes Lee, welcher ſich bei der Stadt zu einem Buſen, dem Hafen derſelben, erweitert. Dieſer iſt groß, ſicher und bequem, und jährlich laufen 3000 Seeſchiffe ein und aus. Die Stadt treibt großen Handel, hat ſchöne Fabriken und Schiffswerfte, ein Zeughaus, 8.600 Häuſer und 90.000 Einwohner.

Cornaro (Lodovico), denkwürdig wegen ſeines hohen Alters, das er durch ſeine frugale Lebensweiſe erreichte, ſtammte aus einer berühmten venetianiſchen Familie, die ihrem Vaterlande mehrere Dogen, und im 15ten Jahrh. der Inſel Cypern in *Catharina Cornaro* eine Königin gab, welche bei ihrem Tode den Venetianern ihr Königreich hinterließ. Lodovico Cornaro ſtarb zu Padua am 26ten April 1566 in einem Alter von 104 Jahren, ohne Todeskampf ſanft hinüberſchlummernd. Schon in ſeinem 25ten Jahre wurde er von Magenübeln, Gicht und einem langſamen Fieber heimgeſucht, und trotz aller angewandten, zahlloſen Mittel blieb ſeine Geſundheit ſchlecht bis in ſein 40. Jahr. Da gebrauchte er keine Arzneimittel mehr, ſondern wählte eine äußerſt ſtrenge Diät, deren Folgen wohlthätiger für ſeinen Geſundheitszuſtand wurden, als alle Rezepte der Aerzte. Die vortrefflichen Wirkungen dieſer

regelmäßigen Lebensart beſchreibt er in dem Werke: Von den Vortheilen eines nüchternen Lebens (Venedig 1558). Iſt auch gleich ausgemacht, daß die darin ertheilten Regeln nicht auf alle Naturen anwendbar ſind, ſo war doch der Erfolg, den Cornaro davon verſpürte, ſo glücklich, daß alle ſeine körperlichen Uebel ſchwanden, und eine Geſundheit an ihre Stelle trat, die mit einem bis dahin nie gekannten Gefühle von Wohlbehaglichkeit und Zufriedenheit gepaart war. Außer dem oben angeführten Werke ſchrieb er noch 3 kleine Abhandlungen über dieſelbe Materie. In ſeiner Schrift: über die Geburt und den Tod des Menſchen, die er als 95jähriger Greis verfaßte, giebt er von ſich ſelbſt folgendes Gemälde: „Ich befinde mich geſund und wohl, wie man es in dem Alter von 25 Jahren iſt; ich ſchreibe täglich 7 oder 8 Stunden; die übrige Zeit gehe ich ſpazieren, unterrede mich, oder wohne einem Concerte bei. Ich bin frohgeſtimmt; Alles, was ich eſſe, ſchmeckt mir. Meine Einbildungskraft iſt lebhaft, mein Gedächtniß treu, mein Urtheil gut, und was in meinem Alter Verwunderung erregt, meine Stimme ſtark und wohlklingend."

Cornazzano (Antonio), einer der Ausgezeichnetſten unter den Gelehrten, die in den zwei letzten Dezennien des 15ten Jahrhunderts durch ihr Talent eine Zierde des mailändiſchen Hofes waren. Er war zu Piacenza geboren, und hatte ſich dem Militärſtande gewidmet, in welchem er ſich unter dem berühmten venetianiſchen General Barth. Coglioni zu einer anſehnlichen Höhe empor ſchwang. Das Leben dieſes Generals iſt von ihm in altrömiſcher Sprache beſchrieben, und von Burmann herausgegeben worden. Einen großen Theil ſeiner Zeit brachte er am mailändiſchen Hofe zu, wo er von der Familie Sforza ſehr geſchätzt wurde. Er hat Vieles, Altrömiſch und Italieniſch, in Proſa und Verſen geſchrieben, und ſein Gedicht de re militari in 9 Büchern in Terzinen hat mehrere Auflagen erlebt. Das Vorzüglichſte unter ſeinen Geiſteserzeugniſſen ſind jedoch ſeine Sonette, Canzonen und lyriſchen Gedichte; man zählt ſie unter die beſten, welche die italieniſche Muſe hervorgebracht hat. Gegen das Ende ſeines Lebens zog er von Mailand nach Ferrara, wo er auch ſtarb, nachdem er hier noch die Gewogenheit der Herzogin Lukretia ſich erworben hatte, deren Namen er in ſeinen Schriften oft mit hoher Achtung nennt. Seine Werke ſind von Tiraboſchi zu Venedig 1508 und 1526 herausgegeben worden.

Corneille (Peter), der Schöpfer des franzöſiſchen Trauerſpiels, wurde den 6. Juli 1606 in der Grafſchaft Rouen geboren. Seine Ausbildung empfing er in dem dortigen Jeſuitencollegium, gegen welche Geſellſchaft er denn auch lebenslang die lebhafteſte Dankbarkeit und ungeheuchelſte Verehrung an den Tag legte. Nach vollendeten Studien trat er ohne beſondere Neigung und ohne Erfolg als Advokat auf, bis ihn ein ſeltſamer Fingerzeig von dem verwickelten Schauplatze der Gerichtsſchranken ab, und in's lautere Leben der Dichtkunſt überwies. Die neue Richtung ſeines Geiſtes verdankte er der Schöpferkraft der Liebe. Einer ſeiner Freunde nämlich führte ihn bei ſeiner Geliebten ein. Der neue Ankömmling machte ſich bei jener Dame ſo beliebt, daß er den Einführer überflügelte, und an ſeiner Stelle Beſitz von dem Gegenſtande ſeiner Neigung nahm. Dieſer nicht ungewöhnliche, obwohl intereſſante Vorfall beſtimmte ihn zur Abfaſſung ſeines erſten Theaterſtückes: Melite. Merkmale der Originalität, welche in dieſem erſten poetiſchen Ausfluge nicht zu verkennen waren, ließen hoffen, daß aus dem faſt verdorrten Baume der objektiven Dichtkunſt ein neuer Geiſtes- und Herzensfunke emporblühen werde. Auf dieſes hoffnungsvolle Zutrauen bildete ſich auch ſchon eine neue Schauſpieler-Geſellſchaft. Von dem heutigen Standpunkte der Kunſt aus betrachtet, gereicht dieſes Luſtſpiel dem Namen des nachher ſo berühmten Verfaſſers wohl nicht zu großem Ruhme; iſt aber im Vergleich mit der Geiſtesſtufe des damaligen Jahrhunderts ein unendliches Verdienſt

Corneille's, und im Verhältniſſe zu den dramatiſchen Schriften ſeines unmittelbaren Vorgängers Hardy wahrhaft göttlich zu nennen. Der tadelſüchtige esprit von Paris fällte das Urtheil, die Melite ſey viel zu einfach, und enthalte zu wenig Handlung. Verletzt durch dieſe Critik, ſchrieb er den Clitander, wohinein er allerlei Vorfälle und Begebenheiten verwebte, um den Geſchmack des Publikums mit der Geißel der Satyre zu züchtigen. Bald kam er aber von dieſer Verirrung zurück, und beſchenkte die Kunſtfreunde mit der Gallerie des Pallaſtes (La Galerie du palais), der Wittwe (La Veuve), der Kammerjungfer (La Suivante), und dem Königsplatze (La Place Royale). In dieſen 6 Werken hatte er ſich über ſein Zeitalter erhoben. Einen höhern Schwung nahm er in der Medea (1635). Gehörte auch das berühmte Moi in dieſer Tragödie dem Seneca an, ſo ſtrahlte doch das Eigenthum eines ſeltenen Talents ſichtlich daraus hervor. Tief war der Fall, als Corneille die Zeit ſeiner Muße an der Herausgabe des Luſtſpiels: die ſcherzhafte Täuſchung (l'Illusion comique) verlor. Dieſes komiſche Werk, voller regelloſer Wunderlichkeiten und Ungereimtheiten, kann nur zum Beweiſe dienen, daß auch ein geniales Talent Stunden der Geiſtesabſpannung hat, in welchen es ſich bis in das Gebiet der Thorheiten verſteigen kann. Um dieſe Verirrung auszumerzen, ſtieg er mit künſtleriſcher Beſonnenheit in die Tiefen des menſchlichen Gemüths hinab, und trat daraus mit einem Gemälde von kindlicher Pietät, ritterlicher Ehre (Père maîtresse, honneur, amour! — Monolog. de Rodrige im Cid) und Liebe hervor, welches, durch die aufgetragenen Farben eines echt ſpaniſchen Charakters, grundirt und verſchönert, ihn auf den Gipfel des höchſten Ruhms ſtellte. Es war der Cid (Herr), jene Zierde der tragiſchen Bühne Frankreichs, womit Corneille das Jahrh. (1636) Ludwigs XIV. zu feiern begann. Noch nie fand ein Theaterſtück größern Beifall, als dieſes. Boileau ſagt in ſeinem Briefe an Racine: „Tout Paris, pour Chimène, eut les yeux de Rodrigue!“ Ja, in einigen Provinzen Frankreichs, ſo erzählt Palliſſon, bediente man ſich, um irgend einen Grad von Schönheit und Vorzüglichkeit zu bezeichnen, des Sprichworts: Cela est beau comme le Cid. Auch das Ausland erkannte dieſes Kunſtprodukt für eine Bereicherung der dramatiſchen Literatur an, und überſetzte es in ſeine Sprache. Selbſt der Hochmuth der Spanier trieb die Selbſtverläugnung ſo weit, daß ihn die Ueberſetzung eines Werkes freute, deſſen Stoff urſprünglich ihnen angehörte. Kein Wunder, daß der gekränkte Ehrgeiz des lebenden Verdienſtes ſeine ſcharfe Zunge erhob. Den Cardinal Richelieu, der, außer ſeinem Ruhme in den Annalen der politiſchen Geſchichte, auch das Gebiet der Dramaturgie allein beherrſchen wollte, befiel bei der Erſcheinung des Cids eine ſolche Beſtürzung, als glaubte man die Spanier vor den Thoren von Paris. An der Spitze eines Weſpenſchwarms gleichzeitiger Schriftſteller ſuchte er die Schönheit des Cids in den Augen des Publikums herabzuſetzen, und brachte es dahin, daß ein gewiſſer Scudery in einer eigenen Denkſchrift ſeine Bemerkungen über den Cid der franzöſiſchen Akademie überreichte, und ſie zum Richter aufrief. Die Akademie, deren Stifter der Cardinal ſelbſt war, foderte die Einwilligung Corneille's, die derſelbe mit einem edlen Stolze ertheilte. Mit einem edlen Stolze, ſagen wir; denn er ſcheute bei dieſer Gelegenheit einen Miniſter nicht, der als Miniſter daſſelbige Verdienſt belohnte, über welches er als Dichter ergrimmt war. Die Akademie ſprach ihre Meinung über den Cid aus, und wußte in ihrem Urtheile alle Rückſichten zu ſchonen, ſowohl die, welche ſie der Leidenſchaft des Cardinals, als auch die, welche ſie der namenloſen Achtung, worin der Cid beim Publikum ſtand, ſchuldig war. Sie genügte dem Cardinal, indem ſie mit Genauigkeit alle Unvollkommenheiten des Stücks rügte; und dem Publikum, indem ſie

Alles, mit Mäßigung und mit Lob untermiſcht, vortrug. Diejenigen Nebenbuhler ſeines Ruhms, welche ihm bei dem Cid den Vorwurf machten, ihn nach einem ſpaniſchen Vorbilde gearbeitet zu haben, und ihm dadurch ſeine Schöpferkraft ſtreitig machten, widerlegte er glücklich durch ſeine Horiatier (Horace oder Horaces); dieſen folgte der Cinna (1639), und dann der Polyeuktes, welche die Franzoſen allen Stücken dieſer Gattung überordnen. Dieſe Produkte waren für Frankreich eine unbekannte Gattung, und man ſah ein ganz neues Schauſpiel. Durch das Studium des Ariſtoteles und des Horaz, durch ſeine Erfahrung, ſein Nachdenken, noch mehr aber durch ſein Genie geleitet, fand Corneille die wahren Regeln des dramatiſchen Gedichtes auf, und entdeckte die Quellen des Schönen, die er ſeitdem Jedem in den Vorreden zu ſeinen Werken öffnete. Daher kömmt es, daß man ihn als den Vater des franzöſiſchen Theaters betrachtet. Ehe man den Polyeuktes aufführte, las Corneille dieſes Stück im Hotel Rambouillet, dem erſten Gerichtshofe für Geiſtesarbeiten, vor; das Stück wurde, wohlſtandshalber, und weil der Verfaſſer einen großen Ruhm beſaß, applaudirt. Einige Tage nachher beſuchte aber Voiture unſern Dichter, und eröffnete ihm in zarten Wendungen, daß das chriſtliche Prinzip darin äußerſt mißfallen habe. Corneille wurde beſtürzt, und wollte das Stück den Händen der Schauſpieler wieder entwinden, die es bereits erlernten; allein Einer derſelben, welcher ſelbſt verſifizirte, beſtimmte ihn, es ihnen zu überlaſſen, und er trug den Sieg über die Geſellſchaft von Rambouillet davon. Pompejus folgte (1641) auf Polyeuktes, und hierauf erſchien der Lügner, ein komiſches Luſtſpiel, welches, nach der Gewohnheit damaliger Zeit, faſt ganz aus dem Spaniſchen entlehnt war. Obſchon der Lügner äußerſt ergötzlich iſt, und man ihn noch heut zu Tage auf dem Theater gerne ſieht, ſo erlangte dieſes Luſtſpiel keinen hohen Grad von Vollkommenheit. An Charakterzeichnung iſt darin nicht zu denken; das Lächerliche in den Begebenheiten iſt nur mit Mühe erſonnen, und weit hergeholt. Weil aber der Lügner dem Publikum ungemein gefiel, ſo gab ihm Corneille noch eine Fortſetzung, die aber nicht gelang. Er ſelbſt enthüllt den Grund hiervon in einer Critik, die er über ſeine eigenen Werke herausgab. Hier ſtellte er ſich als einen Richter dar, vor deſſen Parteiloſigkeit der Neid verſtummen, und deſſen Glaubwürdigkeit jeder Kunſtfreund anerkennen mußte. 1646 erſchien Rodogune, und Corneille ſagt irgendwo, daß um das Gelungenſte ſeiner Werke herauszufinden, man zwiſchen Cinna und Rodogune wählen müſſe. Leicht war es zu entziffern, warum er Rodogune den Vorzug ertheilte. Länger als ein Jahr nämlich arbeitete er an dem Entwurfe zu dieſem Theaterſtücke, und er trat deßwegen auf ſeine Seite, weil das Publikum mehr Gewicht auf Cinna legte, und er Rodogune dadurch mehr zu heben wünſchte. Bleibt uns aber eine Wahl, ſo dürfte man wohl keinem von beiden, ſondern dem Polyeuktes allein den Preis des Vorzugs zuerkennen. Aus der Selbſtcritik Corneille's kann man am Beſten die Geſchichte ſeiner theatraliſchen Produkte erfahren. Man wird daraus erkennen, warum Theodore und Don Sancho wenig Glück machten, und Perthárite gänzlich mißfiel. In Theodore konnte man die Gefahr einer Schändung nicht ertragen, und wenn das Publikum ſo zartſinnig geworden war, wem durfte Corneille dies wohl anders, als ſich ſelbſt zurechnen? Vor ihm ergötzte die Nothzucht in Hardy's Werken; zu ſeiner Zeit konnte der feine Geſchmack leicht beleidigt werden. Dem Don Sancho fehlte der Beifall eines Großen, nämlich des Prinzen von Condé, und der ganze Hof erklärte ſich gegen ihn. In Pertharite war nun gar ein Ehemann, der mit einem Königreich ſeine Frau zurückerkaufen will, noch über allen Vergleich unerträglicher, als in Theodore die Schändung geweſen. Der gute Ehemann durfte ſich nur zwei Mal vor dem Publikum zeigen. Dieſer Sturz

des großen Corneille gehört unter die merkwürdigſten Erſcheinungen der Gebrechlichkeit und Wandelbarkeit der Welt; ſelbſt Beliſair's Almoſenſammeln iſt nicht erſtaunenswürdiger. Das Theater war ihm nun verleidet, und er erklärte in einer kleinen, aber etwas mißmuthigen Vorrede zu Pertharite, daß er ſich altershalber zurückziehen werde. Dieſe Urſache iſt wohl übergenug; denn je höher und kräftiger der Geiſt in jüngern Jahren, deſto mehr verräth derſelbe bei zunehmendem Alter eine Art Stumpfſinn, Härte und Trockenheit. Verlor auch Corneille in höhern Jahren den faſt unnachahmlichen Adel des Geiſtes nicht, ſo untermengte ſich hier und da doch eine fühlloſe Härte. So willigt in Pertharite eine Königin ein, einen verabſcheuungswürdigen Tyrannen zu heirathen, damit dieſer ihren einzigen Sohn ermorde, und ſich durch dieſe Handlung ſo verhaßt mache, als ſie zur Erreichung ihrer Zwecke wünſcht. Leicht ſieht man ein, daß dieſe Handlung, ſtatt Edelſinn, Härte ausſpricht, und es dem Publikum nicht zu verargen iſt, wenn es ſolchen Darſtellungen ſeinen Beifall verſagte. Als Corneille dem Theater entſagte, unternahm er, auf Bitten der Jeſuiten, und auf den Antrieb eigener Frömmigkeit, die verſifizirte Ueberſetzung des Buchs de imitatione Christi. Dieſe Arbeit fand großen Beifall, und entſchädigte ihn vollkommen für ſeinen Abtritt von dem Theater. Sechs Jahre verſtrichen, und außer dem gedachten Werke erſchien nichts von unſerm Dichter. Doch endlich von Fouquet, Intendanten der Finanzen, dringend erſucht, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit noch einmal auf die Bühne. Fouquet ſchlug, um ihm die Rückkehr zur Bühne zu erleichtern, drei Gegenſtände zur Bearbeitung vor, von denen er den Oedipus wählte, welcher vortrefflich gelang (1659). Das goldene Vließ, welches er kurz darauf bei Gelegenheit des Beilagers des Königs verfertigte, ſöhnte ihn mit der Gunſt des Publikums wieder aus. Hierauf erſchienen Sertorius und Sophonisbe. Im Erſten dieſer Stücke ſpricht ſich römiſche Größe in ihrer höchſten Erhabenheit aus; und ob man gleich ſchon eine Sophonisbe von Mairet kannte, ſo hat die des Corneille weit mehr Vorzüge. Seinen Otho bearbeitete er nach Tacitus. Jetzt trat die Periode des Flittergoldes und der ſüßeſten Zärtlichkeit für das franz. Theater ein; aber Corneille verſchmähte es, ſich nach den neuen Formen zu richten. Um ſeinem Zeitalter gewiſſermaßen Trotz zu bieten, ſchuf ſeine Phantaſie Attila, der Hunnen König, mit einem edlen Heroismus, der nur ihm zu Gebote ſtand. An den Attila reihte ſich die Berenice, dieſer Pulcheria und Sürena an. In der Pulcheria zeichnete er ſich ſelbſt mit vieler Beſtimmtheit, und mit Sürena beſchloß er ſeine theatraliſche Laufbahn. — Die Reihefolge ſeiner Werke zeigt uns die Begegniſſe eines jeden großen Talentes, das bis zu ſeinem Ende arbeitet. Sein Anfang iſt ſchwach, aber in Betracht des Zeitalters ſchon der Bewunderung werth; die Folge zeigt ihn ſo erhaben, wie die Kunſt nur immer ſteigen kann; gegen das Ende wieder ſchwächer, erlöſcht nach und nach, und iſt ſich ſelbſt nur noch in Zwiſchenräumen ähnlich. Er ſtarb den 1. Oktober 1684. Noch exiſtiren von Corneille mehrere Gelegenheitsgedichte, meiſt an den König, als Glückwünſche über ſeine Siege, Erbittung um, oder Dank für empfangene Gnadenbezeugungen. Auch in der latein. Sprache lieferte er ſchöne und correkte Verſe. Mehreres, nach Seneca und Lucian Bearbeitete, iſt mit der Zeit untergegangen. — Corneille war ziemlich groß; ging einfach, nachläſſig und wenig bekümmert um ſein Aeußeres. Er hatte ein angenehmes Geſicht, eine große Naſe, ſchönen Mund, Augen voll Feuer, lebhaftes Mienenſpiel, und ſtark hervortretende Züge, die leichtlich in einer Büſte der Nachwelt überliefert werden konnten. Seine Ausſprache war nicht ganz rein; er las ſeine Verſe mit Kraft, aber ohne Anmuth. Von den belletriſtiſchen Wiſſenſchaften war er ein großer Kenner, und die Geſchichte und Politik ſtudirte er nur Behufs der dramatiſchen Kunſt.

Für alles andere beſaß er weder Neigung, Wißbegierde, noch Schätzung. Er ſprach wenig, am Wenigſten aber über Gegenſtände, die er als Meiſter behandelte, und ſeine Sprache war dabei ſo ungekünſtelt, daß, wenn man ſeinen Geiſt finden wollte, man Corneille's Schriften leſen mußte. Er war ſchwermüthig, leicht auffahrend, und zuweilen, dem Anſcheine nach, grob, im Grunde aber gutmüthig, und leicht war mit ihm fortzukommen. Er war guter Vater, guter Gatte und Verwandter, zärtlich und voll freundſchaftlicher Anhänglichkeit. Sein Temperament neigte ſich zur Liebe, aber niemals zur Ausſchweifung. Sein edles Selbſtgefühl entfremdete ihn der Kriecherei, und machte ihm das Hofleben verhaßt. Der Unbehülflichkeit in den Geſchäften des gemeinen Lebens kam nur ſeine Abneigung dawider gleich. Obſchon ihm ſeine literäriſchen Arbeiten einen bedeutenden Ertrag lieferten, ſo war er doch nicht reich. Er verſchmähte es nicht zu ſeyn, aber um es zu werden, bedurfte er einer Geſchicklichkeit, die ihm durchaus abging, und einer Sorgfalt, zu der er ſich nicht gewöhnen konnte. Nicht gleichgültig gegen Lob, oder unempfindlich für Ruhm, war er von Eitelkeit weit entfernt. Seine Redlichkeit entwuchs ſeinen ſittlich-religiöſen Geſinnungen, und ſeine Frömmigkeit behielt ſelbſt bei ſeinen Liebesabenteuern die Oberhand. M. Victorin-Fabre hat in ſeiner Eloge de Corneille die im Jahr 1807 den Preis der franzöſiſchen Akademie davon trug, das Verdienſt dieſes Coryphäen der franz. Bühne gewürdigt, und ſagt nicht mit Unrecht von Corneille: Quand les autres suivent leur siècle, il force son siècle à le suivre. (Wenn alle Andere dem Geiſte ihres Zeitalters folgten, ſo zwang er den Geiſt ſeines Jahrhunderts, ſich nach ihm zu bequemen, und ihm zu folgen.) Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Werke hat Renouard (Paris 1817) beſorgt.

Corneille (Thomas), der zwanzig Jahre jüngere Bruder des vorigen großen Corneille, und Mitglied der franz. Akademie, wurde am 20ſten Aug. 1625 zu Rouen geboren. Seine Bildung empfing er in dem Jeſuitenkollegium und zeigte hier ſchon frühe Proben ſeines dichteriſchen Talentes; die Liebe aber, die ihn an ſeinen Bruder knüpfte, und die Verehrung, welche dieſem vom Publikum zu Theil ward, beſtimmte ihn, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Bühne zu richten. Er würde auf dieſer Bahn einen großen Ruhm erlangt haben, ſagt Voltaire, wenn er jenen Bruder nicht gehabt hätte, und Boileau hat nicht Unrecht, wenn er den Thomas, im Verhältniſſe zu ſeinem Bruder Peter, einen Cadet der Normandie nennt. Sein erſtes, nach Calderon bearbeitetes, Luſtſpiel, das 1647 aufgeführt wurde, fand einen rauſchenden Beifall. Hierdurch ermuthigt, verfaßte er noch eine große Anzahl poetiſcher Produkte komiſchen Inhalts, ſo daß man ſeine Schriften auf zwei und vierzig angiebt. Stets ſich nach ſeinem gefeierten Bruder bildend, verſuchte er ſich auch im Fache der Tragödie. Es erſchien 1656 ſein Trauerſpiel Timokrat, welches die Schauluſt des Publikums ſo ſehr ergötzte, daß es vier und zwanzig Mal über die Bühne ging, und die Schauſpieler, der Darſtellung dieſes immer wiederkehrenden Stücks endlich müde, erklären mußten, daß, wenn ſie nicht alle andere Stücke vergeſſen ſollten, ihnen das Publikum erlauben möchte, dieſe Tragödie für einige Zeit von der Bühne entfernen zu dürfen. Camma und Pyrrhus (1661) trugen nicht weniger zur Erhöhung ſeines Ruhmes bei, und lockte eine ſolche Menge Zuſchauer in's Parterre, daß den Spielenden der nöthige Raum zu ihren Darſtellungen kaum mehr übrig blieb. Unter ſeinen übrigen dramatiſchen Werken werden noch jetzt geſchätzt: die Ariane, welche man Racine's Bajazet an die Seite ſtellen kann; das heroiſche Luſtſpiel: der Unbekannte (l'Inconnu) (1675), das im Jahre 1724 bei einem Feſte in den Tuilerien abermals gegeben wurde, und das Ludwig XV. in eine ſo frohe Laune verſetzte, daß er mit den jungen Leuten am Hofe ein Ballet tanzte. Der Graf

Eſſer (1678) wird mit Stilico und Ariane noch jetzt von dem Pariſer Publikum auf der Bühne gerne geſehen. Um ſeine Mutterſprache erwarb er ſich großes Verdienſt. Mit ſeiner im Jahre 1685 erfolgten Aufnahme in die franzöſiſche Akademie unternahm er die Herausgabe des Dictionnaire des arts et des sciences, welches im Jahre 1694 in zwei Foliobänden mit dem Dict. de l'acad. franc. erſchien, das er mit Supplementen vermehrte. In Verbindung mit ſeinem Freunde Du Viſe half er die Herausgabe des Mercure galant beſorgen, und wurde wegen ſeines gleich großen Verdienſtes als Gelehrter und Dichter am Ende ſeines Lebens zum Mitgliede der Akademie der Inſchriften ernannt. Im hohen Alter wurde er blind, und ſtarb, als Schriftſteller und als Menſch von ſeinen Zeitgenoſſen hochgefeiert und allgemein geliebt, 1709 zu Andelys. Thomas Corneille nahm ſich in ſeinen theatraliſchen Schriften die Freiheit, von den Grundſätzen der franzöſiſchen Dramaturgen abzuweichen, und wußte, wie ſein Bruder, einen verſtändigen Plan mit einer männlichen und correkten Ausführung zu verbinden. Die Franzoſen ſchätzten ihn daher nicht ohne Grund als einen ihrer vorzüglichſten Trauerſpieldichter vom zweiten Range. Seine Werke finden ſich in der bekannten Ausgabe: Oeuvres de Thomas Corneille, Paris. 1758, 9 Voll. in Oktav. Auch Voltaire hat in ſeiner Ausgabe des älteren Bruders Einiges von Thomas, zum Beiſpiel: den Grafen Eſſer, aufgenommen.

Cornelia gens (das Corneliſche Geſchlecht) war eine der berühmteſten Patricier-Familien Roms, deren Sprößlinge ſich zu den Zeiten der Republik einen ruhmvollen Namen erwarben. Aus ihr ſtammten jene edlen Patrioten, denen Rom ſeine Erhebung über alle Länder der bekannten Erde zu danken hatte. Die 4 Familien der Lentuli, Maluginenſes, Rufini und Scipionen, entwuchſen dem Schooße dieſes Heldengeſchlechtes, und ſelbſt eine Jungfrau dieſes Stammes legte als Gattin eine Römerſeele an den Tag, die nur in den Zeiten der Republik ihre ganze Größe entfalten konnte. Es war Cornelia, die jüngſte Tochter des P. Cornelius Scipio, und die Gattin des Tit. Sempr. Grachus, dem ſie die Söhne C. und T. Sempr. Grachus, und eine Tochter, Sempronia, gebar. Ihre Liebe und Sorgfalt für ihre Kinder machte ſie zum Muſter aller guten Mütter, als welches Vorbild ihr Name noch jetzt gefeiert wird. Einer römiſchen Dame, welche einſt mit ihrem Schmucke prangte, und dagegen die Kleinodien der Cornelia zu ſehen verlangte, führte dieſelbe ihre Knaben, welche eben aus der Schule kamen, mit den Worten entgegen: „Dies ſind meine Schätze!" Auch als feurige Patriotin glänzte ihr Name auf einer Ehrenſäule, welche ihr die Römer mit der Inſchrift: „Der Mutter der Grachen" (ſ. d. Art.) errichten ließen.

Cornelis (Cornelius), ward zu Harlem im Jahr 1562 geboren. Die Anfangsgründe der Malerkunſt lernte er bei dem jungen Peter Aertſens. Er begab ſich, als ſeine Reiſe durch Frankreich nach Italien durch die Peſt in Frankreich verhindert wurde, nach Antwerpen, wo er unter Peter Porbus und Aegidius Coignet arbeitete, und Proben ſeines Malertalents ablegte. Nach ſeiner Rückkehr nach Harlem verfertigte er ein großes Gemälde: die Geſellſchaft der Büchſenſchützen, welches ſeinen Ruf gründete. Mit Beifall und Arbeiten aus allen Gegenden überhäuft, weihete er ſich von nun an ganz ſeiner Kunſt, und legte mit Carl von Mander in Harlem eine Maleraklademie an, woraus treffliche Künſtler hervorgegangen ſind. Cornelis arbeitete ſein ganzes Leben hindurch unermüdet thätig; die Anzahl ſeiner Gemälde iſt daher ſehr groß, da er ein Alter von 76 Jahren erreichte. Er ſtarb 1638, berühmt und geehrt im In- und Auslande; obgleich nur wenige ſeiner Stücke in ausländiſchen Bilderſammlungen ſich vorfinden; die Flamänder nämlich beſitzen die meiſten davon, indem ſie Corne-

lis Werke ganz vorzüglich ſchätzen. Dieſe beſtehen aus Porträts, Blumenſtücken, geſchichtlichen, und vorzüglich mythologiſchen Darſtellungen. Eine bewunderungswürdige Correktheit in der Zeichnung, freie Nachahmung der Natur, und ein anziehendes lebhaftes Colorit zeichnen dieſen Künſtler aus. Die Wiener und Dresdener Gallerien enthalten einige ſeiner Arbeiten.

Cornelius Nepos, ein berühmter römiſcher Geſchichtſchreiber, der im goldenen Zeitalter der lateiniſchen Sprache blühte, war aus Hoſtilia im Veroneſiſchen gebürtig, lebte unter Julius Cäſar, vermuthlich als Privatmann, in vertrauter Verbindung mit Cicero (ſ. d. Art.), Catullus (ſ. d. Art.) und Titus Pompejus Atticus in Rom, und ſtarb in den erſten Regierungsjahren des Auguſtus, im Jahre 30 — 28 v. Chr., vergiftet von ſeinem Freigelaſſenen Calliſthenes. Von ſeinen bis auf wenige Bruchſtücke verlorenen Schriften iſt der Verluſt: 1) von ſeiner kurzen, in 3 Tabellen entworfenen, Univerſalgeſchichte (Chronica) als ein Ueberblick, und 2) von ſeinem Werke: de viris illustribus, wenigſtens in XVI Büchern, davon ein Theil: de historicis lat. handelte, zu beklagen. Jedoch ſcheint es, daß das vorhandene Werk: Vitae excellentium imperatorum XX. (Lebensbeſchreibungen ausgezeichneter Feldherren) ein Theil von dem letzteren geweſen, und daß die, dieſem angehängte, Lebensbeſchreibung Cato's des Aeltern (ſ. d. Art.) entweder ein Ueberreſt von ſeiner Schrift: Von den römiſchen Feldherren, oder ein Auszug aus der ebenfalls verlorenen Denkſchrift auf M. Porcius Cato ſey. Wahrſcheinlich war es ſein Plan, in der andern Hälfte die Biographien der römiſchen Feldherren abzufaſſen. Es iſt gewiß, daß wir jene Lebensbeſchreibungen berühmter Feldherren nur nach der, mit derſelben von Aemilius Probus vorgenommenen Reviſion oder vielmehr Umänderung beſitzen. Derſelbe machte jedoch wohl keinen Auszug aus einem größern Werke des Cornelius; denn die in dieſen Biographien ſichtbare, und vom Verfaſſer, laut der Vorrede, bezweckte Kürze deutet auf keinen Auszug, weil Cornelius (nach C. 4. Epaminondas) abſichtlich ſich kurz faſſen wollte, und auch die ganze Anlage einer ſolchen Zuſammenziehung entſpricht. Der Haupt= obwohl unhiſtoriſcher Zweck bei dieſem Werke war, durch Aufſtellung griechiſcher Thaten und Sitten und großer Beiſpiele der Ausartung ſeines Zeitalters entgegen zu arbeiten. Die zu dieſem Ende von ihm geleſenen Hülfsmittel und Schriften der Griechen pflegte er jedoch ohne Unterſuchung des Wahren und Falſchen zu behandeln. Am Meiſten ſcheint er aus Thukydides, Xenophon, Ephorus und Theopomp, aus Herodot aber gar nicht, geſchöpft, ja ſogar oft nur aus ſeinem Gedächtniſſe erzählt zu haben. Manche der von ihm erzählten Thatſachen ſind nicht glaubwürdig; ſeine kleinen Biographien erfodern daher einen, mit der ganzen griechiſchen Geſchichte vertrauten Leſer. Es fehlte dem Cornelius am hiſtoriſchen Geiſte, und an reifer Beurtheilungskraft, an einer guten Charakteriſirung und an der Gabe, den Lebensbeſchreibungen mehr Intereſſe zu verleihen. Dagegen ſind aber doch die demſelben angemeſſene, der Deutlichkeit nicht ſchadende, Kürze, die einfache, gedrungene und vollſtändige Einkleidung, der elegante, reine, muſterhaft einfache und zierliche Vortrag als ausgezeichnete Vorzüge nicht zu verkennen. In ſeiner Sprachweiſe hat ſich Cornelius vieles aus Dichtern angeeignet. Wenn gleich dieſe Biographien nicht die erſte, mit der Schuljugend zu leſende Schrift ſeyn dürfen, ſo verdienen ſie doch immer in den mittleren Claſſen geleſen zu werden. Gute lateiniſche Ausgaben haben Joh. Mich. Heuſinger, Auguſt v. Stavern, Tzſchucke, J. H. Bremi, Franz Nic. Titze, Friedr. Schmieder und J. J. Bellermann beſorgt; die vorzüglichſte Ueberſetzung aber hat Dr. Nic. Gottl. Eichhoff

durch die durchaus umgearbeitete Bergſträßer'ſche Uebertragung der Biographien des Cornelius geliefert.

Corniche, ſ. Säule.

Cornwallis (Charles, Marquis und Graf von), geboren im J. 1731, betrat ſehr frühe die militäriſche Laufbahn. Im Jahr 1758 empfing er die Würde eines Capitäns der Infanterie, und 3 Jahre ſpäter ward er Adjutant des Marquis von Granby, unter deſſen Befehl er bis zu Ende des Krieges mit Deutſchland ſtand. 1761 wurde er mit dem Range eines Oberſtlieutenants bekleidet, und als im darauf folgenden Jahre ſein Vater ſtarb, erbte er den Titel eines Grafen von Cornwallis. 1765 machte ihn der König zu ſeinem Kammerherrn und Adjutanten, und nicht lange nachher erhielt er den Oberbefehl über das 25ſte Linien-Inf.-Reg. 1768 verehlichte er ſich mit der überaus reichen Miß Jones, die ihm in der Folgezeit einen Sohn und eine Tochter gebar. Als der amerikaniſche Krieg ausbrach, mußte er mit ſeiner Heeresabtheilung dorthin aufbrechen. Seine Gemahlin, als ſie ihn nicht hatte zur Niederlegung ſeines Dienſtcharakters bewegen können, ſtarb, die Qual der Trennung nicht ertragend, vor Schmerz. In dieſem Kriege entwickelte ſich ſein großes militäriſches Talent in der vollſten Ausdehnung. Er nahm Philadelphia, trug viel zur Unterwerfung des mittäglichen Carolina bei, und brachte mit geringer Macht dem General Gates eine gänzliche Niederlage bei. Aber im J. 1781 ward er in der Stadt York genöthigt, der vereinigten Armee von Amerika und Frankreich zu weichen. Faſt um dieſelbe Zeit kehrte er nach England zurück. Die Angelegenheiten Großbrittanniens nahmen in Indien eine beunruhigende Wendung, und der Lord Cornwallis wurde zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt. Im Dezember 1790 nahm er Bangalore, und dieſer Eroberung folgte die gänzliche Niederlage Tippo-Saïbs, welcher dem Lord ſeine beiden Söhne als Geißeln überlieferte. So endigte der Lord Cornwallis auf eine ehrenvolle Art dieſen wichtigen Krieg. Bei ſeiner Rückkehr nach England ward er zum Marquis und zum Lord der Admiralität ernannt. Die Empörung, welche in Irland ausgebrochen war, machte ſeine Gegenwart nothwendig. Er begab ſich mit dem Titel eines Lord-Lieutenants dahin, ſchlug die Inſurgenten, und war ſo glücklich, die Vereinigung zwiſchen dieſen beiden Königreichen zu Stande zu bringen. Im Jahr 1801 ging er als bevollmächtigter Miniſter nach Frankreich ab, und unterzeichnete in dieſer Eigenſchaft die Präliminarien des Friedens von Amiens. Als er in der Folgezeit zum Gouverneur von Indien ernannt wurde, ging er im Sommer 1805 nach dem Orte ſeiner Beſtimmung ab; aber kurz nach ſeiner Ankunft raffte ihn in demſelben Augenblicke ein Fieber hinweg, als er ſich zur Armee nach Ghazeepore, in der Provinz Benares, begeben wollte.

Coromandel (Hirſeland), iſt ein Theil der Oſtküſte von Vorderindien, liegt zwiſchen Golkonda und der Mündung des Fluſſes Kriſhua, und gehört größtentheils zur engliſchen Präſidentſchaft Madras; doch haben die Franzoſen hier die Handelsplätze Pondichery und Carical, und die Dänen Trankebar in Beſitz. Die Küſte iſt ſandig; das Innere aber fruchtbar, vorzüglich an Baumwolle.

Coroner, ein Beamter in England, der im Namen des Königs mit 12 Aſſiſtenten die gefundenen todten Körper beſichtigt, ob ſie natürlichen Todes geſtorben, oder ermordet ſind; im letztern Falle den Thätern nachforſcht, und darüber an die königliche Bank berichtet. Auch bei den Selbſtmördern thut er den Ausſpruch, ob ſie mit Vorbedacht oder im Wahnſinn ſo gehandelt haben. Gewöhnlich nimmt er das Letztere an, um das ſonſt verfallene Vermögen der Entleibten für ihre Angehörigen zu retten, und ihnen ein ehrliches Begräbniß zu verſchaffen.

Corps, von Corpus, ein franzöſiſches Wort, das im Allgemeinen die Geſammtheit mehrerer, durch dieſelben Geſetze, Regeln und Gebräuche vereinigten Perſonen, beſonders aus dem Militärſtande, bezeichnet. So ſagt man Ingenieur-Artillerie-Cadettencorps u. ſ. w. Corps diplomatique, ſ. diplomatiſches Corps. Corps de Logis nennt man den Haupt- oder mittlern Theil eines Pallaſtes u. ſ. w., wo ſich die vornehmſten Zimmer befinden.

Corpus nennt man in der Buchdruckerkunſt eine Art Lettern, welche nach der kleinen Cicero genannt folgt, und ihren Namen daher haben ſoll, weil das Corpus juris zuerſt damit gedruckt wurde.

Corpus Catholicorum et Evangelicorum beſtand in der altdeutſchen Reichsverfaſſung, und begriff die Reichsſtände der catholiſchen und die der proteſtantiſchen Religion, die nur bei Religionsſachen ſich in 2 Corpora trennten. Das catholiſche Corpus hatte zum Direktor den Churfürſten von Mainz, und das evangeliſche (ſeit 1653 förmlich) den Churfürſten von Sachſen. Als die Churfürſten Friedrich Auguſt der Erſte und Zweite wieder zur cathol. Religion übergingen, blieb dennoch das Direktorium bei Sachſen, nur daß das Geheimrathscollegium zu Dresden, deſſen Mitglieder evangeliſcher Religion ſeyn mußten, in den Sachen, welche das Corpus Evangelicorum angingen, der Churfürſt aber nur in Reichsangelegenheiten den Geſandten Inſtruktion ertheilte.

Corpus delicti, ſ. Thatbeſtand.

Corpus juris nennt man die Sammlung von Geſetzen und Verordnungen, die der griechiſche Kaiſer Juſtinian im 6ten Jahrhundert veranſtaltete. Sie beſteht aus einem Handbuch der Rechtswiſſenſchaft, zum Leitfaden bei dem Unterrichte (Inſtitutionen), aus einem größern Rechtsſyſtem in 50 Büchern (Pandekten), aus Verordnungen der vorhergehenden Kaiſer (Codex), aus ſpätern, nach Verfertigung dieſer Werke erſchienenen, Geſetzen Juſtinians (Novellen), und einem Anhang, der die Verordnungen der ſpätern Kaiſer und die longobardiſchen Lehnrechtsbücher enthält (ſ. d. Art. Civilrecht, Römiſches Recht). Im 12ten Jahrh. wurde die faſt ganz vergeſſene Geſetzgebung Juſtinians in Italien, beſonders auf der Univerſität zu Bologna vorgetragen, und bei der Unvollſtändigkeit und Mangelhaftigkeit der meiſten einheimiſchen Geſetzgebungen ward das römiſche Geſetz faſt in allen Ländern Europa's eine ſubſidiariſche Entſcheidungsquelle, namentlich in Deutſchland durch das Reichsgrundgeſetz des Kaiſers Maximilian I. v. 1495.

Correct, Correctheit, nennt man die Regelrichtigkeit irgend einer Darſtellung nach den Geſetzen der Schönheit; das Gegentheil nennt man Incorrectheit, oder eine Abweichung von den Poſtulaten der ſchönen Kunſt. Die Correctheit beſteht in dem Beſtreben, in jeder äußern Darſtellung ſelbſt auch die kleinern Fehler, welche die Wirkung des Ganzen ſtören würden, zu vertilgen. Den Künſtlern vorzüglich kann das Streben nach Correctheit nicht genug empfohlen werden. Denn es iſt kaum möglich, daß beim erſten Entwurfe ſowohl als bei der Ausführung deſſelben, während das Gemüth in der Stunde der Weihe vom darzuſtellenden Gedanken innig ergriffen und durchdrungen war, nicht mancher Fehler eingeſchlichen ſeyn ſollte, der, wenn er auch unbedeutend ſcheinen möchte, doch dem Wohlgefallen am Ganzen Abbruch thut. Wenn daher der Rauſch der Begeiſterung vorüber iſt, ſo wird die kälter prüfende und wägende Urtheilskraft noch mancherlei zu beſſern finden, und zu dieſer Operation auch einen gewiſſen, dem Umfange des Produkts angemeſſenen, Zeitraum nöthig haben (nach dem Horaziſchen: Nonum prematur in annum). Hier iſt es alſo, wo auch der Fleiß, ſelbſt der eiſerne (labor improbus), ſein Plätzchen findet, und dem Genie zu Hülfe kommen muß. Da läßt ſich mit Schiller ſagen:

Da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element!

nicht aber:

Wenn, das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt.

Denn hier würde der kältere Fleiß den entbrannten Genius bald abkühlen. Daß übrigens auch der nachbeſſernde Fleiß ſeine Schranken haben müſſe, indem durch zu vieles und zu langes Corrigiren die urſprüngliche Kraft und Haltung eines Kunſtwerks vermindert, und beſonders jene angenehme Nachläſſigkeit, welche die Kunſt in der Kunſt verbirgt, verwiſcht werden würde, verſteht ſich von ſelbſt. Das Streben nach Correctheit darf alſo nicht in Peinlichkeit, der man den Zwang der Schule anſieht, ausarten. Die Correctheit dient aber vorzüglich dazu, jenen affectirten Myſticismus, der in unſern Tagen in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft, mehr als je herrſchend geworden iſt, zu vertilgen, jenen Myſticismus, der ſich im Großen nur dann regt, wenn die Lebenskraft einer Nation untergegangen iſt. Nur Stümper in der Kunſt pflegen ihre Incorrectheit mit der Unbedeutenheit der Fehler zu entſchuldigen. Die größten Künſtler ſind gewöhnlich auch die correcteſten. Dennoch kann auch wohl einem großen Componiſten eine falſche Quinte oder einem großen Dichter ein ſchlechtgebildeter Vers entwiſchen, wie z. B. Göthen folgender fünffüßiger Hexameter in der Achilleis:

Wandelt und jeder die Schritte mißt, jeder den Athem —

der ſelbſt dann noch lahm bleiben würde, wenn man ihn, etwa durch ein eingeſchobenes „Und" hinter mißt, auf ſechs Füße ſtellen wollte.

Correggio (Antonio da), auch Antonio Allegri genannt, geboren zu Correggio, einer Stadt im Gebiete von Modena, im Jahre 1494, einer der vorzüglichſten Maler Italiens, und eines jener Kunſtgenies, die ſich ihre eigene Bahn brechend, durch die Schöpfung unſterblicher Meiſterwerke ihren Namen der Vergeſſenheit entriſſen. Nur Sagen und Muthmaßungen findet man über das Leben dieſes Mannes. Lorenzo Allegri, ſein Oheim, ſoll ihm den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt ertheilt haben, und nach dem Urtheile Sachkundiger über ſeine nachgelaſſenen Werke ſind es vorzüglich drei Eigenſchaften, welche dieſelben charakteriſiren: Grazie, Harmonie und Führung des Pinſels. Es herrſcht eine eigene Anmuth in den Stellungen und Bewegungen ſeiner Figuren und eine unſägliche Lieblichkeit in dem Ausdrucke derſelben. Jene Stellungen und Wendungen waren dem Künſtler nicht möglich, wenn er nicht zugleich ein Meiſter in den Verkürzungen war, die ſeinen Gemälden nicht bloß eine größere Mannigfaltigkeit gewähren, ſondern ihnen auch den Stempel der höchſten Grazie aufdrücken. Durch einen milden, faſt weiblichen Reiz in allen ſeinen Stücken feſſelt er das Kennerauge, ſo wie durch die ſchönſte, unter allen Theilen ſich ausſprechende, Harmonie, deren eigentlicher Schöpfer er war. Unübertrefflich in der äſthetiſchen Vertheilung des Lichts, in der Abründung ſeiner Figuren, ſo wie in der Kunſt, ſelbige vor- und zurücktreten zu laſſen, berechnet er als ein ächter Sprößling aus der lombardiſchen Schule in ſeinem Faltenwurfe Alles auf die Wirkung des Helldunkels, und gehet mit ungemeiner Geſchicklichkeit aus einer ſchönen Farbe in die andere über. In ſeiner Notte di Correggio (die Nacht von Correggio), einem allgemein bewunderten Gemälde, welches ſich in der Dresdener Gallerie befindet, und die Geburt des Heilandes vorſtellt, hat er dieſe ſeine Kunſt auf eine höchſt geniale Art beurkundet. Zwei Hirten und eine Frau, welche Tauben trägt, finden ſich bei der mit Stroh gefüllten Krippe des Neugebornen ein, wo

Maria mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr, von der Glorie ſtrahlendes, Kind umfaſſend, ſich über daſſelbe hinbeugt, und es liebevoll betrachtet. Von dem göttlichen Kinde allein gehet in dieſem Gemälde alles Licht aus, und beleuchtet die ganze Gruppe bis auf die über ihm ſchwebenden, auf einer durchſichtigen Wolke ruhenden, und anbetenden Engel. Im Hintergrunde erblickt man den von der Tränke zurückkehrenden und von Joſeph geführten Eſel im mattern Lichte. Die übrige Landſchaft liegt im nächtlichen Dunkel. — In eben jener Gallerie finden ſich noch mehrere Hauptwerke dieſes Künſtlers, unter andern die herrliche Magdalena, das einzige auf Kupfer gemalte Bild; alle übrige ſind auf Holz gemalt. — Auch iſt daſelbſt noch eine auf der Erde unter einem Palmbaume ſitzende Madonna, mit ihrem Kinde in den Armen, unter dem Namen der Zingarella, welcher Beiname durch den Kopfputz veranlaßt ſeyn mag, höchſt merkwürdig. — Der Pallaſt zu Madrid beſitzt auch einige, zwar nicht große, aber doch höchſt ſchätzbare Stücke von Correggio; das trefflichſte darunter iſt der Heiland am Oelberg, mit dem ihm erſcheinenden tröſtenden Engel; das zweite iſt die heilige Jungfrau, beſchäftigt, den kleinen Jeſus anzukleiden, in der Entfernung erblickt man den h. Joſeph, auf ſeiner Zimmerbank ein Brett hobelnd. — Auch ſind die Gallerien zu Sansſouci, Berlin, Paris, Salzdahlum, München u. ſ. w. mit Meiſterſtücken von Correggio geſchmückt. — Die Gemäldeſammlung des Malers Wilmes in Cöln am Rhein beſitzt eine der beſten und ſchönſten Compoſitionen Correggio's: Venus und Cupido. Jene ruht auf einem rothſammetnen reichen Sopha, und herzt ihren Knaben, den Wolluſtglühenden Schalken, in deſſen Muskeln überall eine üppige Regſamkeit ſich ausſpricht. Er hat ſeine Arme um den Hals der Göttin geſchlungen, die ihn mit Sehnſucht an den ſteigenden Buſen drückt. Das eine Knie des Knaben ſtemmt ſich in den Schooß der Göttin, das andere ſtützt ſich auf das weiche Polſter. Das ſchöne, blonde Haar ſchwebt vom Haupte herab, über Nacken und Schultern, mit einem Perlenſchmucke geziert. Ein ätheriſcher Schleier weht aus den Locken und fließt herab über Hüften und Schooß, und man glaubt, der leiſeſte Zephyrhauch müſſe ihn lüften und bewegen. Köcher und Pfeile liegen am Boden hingeworfen, und die Welt hat Ruhe vor den Gefährlichſten aller Waffen. Die Umgebung wird von einer goldfrangenen Draperie gebildet. Im Hintergrunde erblickt man eine prächtige Vaſe, an der unter andern auch zwei ſich ſchnäbelnde und mit den Flügeln flatternde Täubchen erſcheinen. Die Carnation iſt vortrefflich, ſie ſpielt ſogar bis in die Flügel des kleinen Gottes hinüber, wodurch der Meiſter jene Störung künſtlich vermieden hat, die dieſe Widernatürlichkeit gewöhnlich hervorbringt. — „Ja! dieſe Idealität in den Formen des Weibes, ruft ein Kunſtrichter aus, konnte nur in der reichen Seele eines ſolchen Meiſters entſtehen. Ein ſchnelles Feuer durchzuckt des Beſchauers Nervengewebe, wenn ſein Auge auf dieſe Geſtaltungen fällt. Correggio hat ſeine Meiſterſchaft in den Verkürzungen auch in dieſem Gemälde beurkundet. Welche Weichheit in den Biegungen, und welches Leben in den harmoniſchen Formen! Wie richtig verſtand dieſer Meiſter die Verſchmelzung der Farben, und das Uebergehen der einen in die andere durch glücklichen Gebrauch der Halbtinten zu erreichen!“ Auch ſind ſeine Frescogemälde im Dome zu Parma als wahre Meiſterſtücke in Verkürzung der Figuren ſowohl, als im Colorite zu betrachten; allein obgleich groß in dieſem Fache, bleibt er doch weit bewundernswürdiger in ſeinen Oelgemälden, in denen er noch nicht vollkommen erreicht werden konnte. — Wegen der von Correggio gemalten Jo, ſ. Copie.

Corſaren (vom italieniſchen Worte corso, d. i. Hin- und Herfahren) ſind die Seeräuber, die in den Gewäſſern Handelsſchiffe aufſuchen und weg-

nehmen, beſonders die von Algier, Tripolis, Tunis und Marokko auslaufenden Raubſchiffe und ihre Befehlshaber. Diejenigen Schiffe, durch welche Europäer in Kriegszeiten mit Bewilligung ihres Staats den feindlichen Unterthanen Schiffe wegzunehmen ſuchen, werden Armateurs, Caper oder Freibeuter genannt.

Corſica, eine franzöſiſche Inſel im mittelländiſchen Meere, liegt im Norden von Sardinien, wodurch ſie durch die 2 Meil. breite Straße St. Bonifacio getrennt wird; ſie enthält 178 □Meil. Von Nordweſten nach Südoſten durchzieht die Inſel ein großes Gebirge in 4 Reihen, deſſen höchſte Spizzen mit ewigem Schnee bedeckt ſind; der Monte Rotondo erhebt ſich 9294, und der Monte de Oro 8166 Fuß über das Meer. Man ſieht faſt nichts, als Berge und Thäler. Das Clima iſt geſund, und wird durch die See- und Bergwinde in heißen Jahrszeiten abgekühlt. In einigen Gegenden, beſonders im Oſten, verurſachen die Ausdünſtungen mehrerer Sümpfe Fieber und Krämpfe; in den Thälern iſt es am Tage oft unerträglich heiß, des Nachts aber ſehr kalt. Der ſteinige und felſige Boden iſt kaum zum fünften Theile angebaut, aber in den Thälern und an der Küſte ſehr fruchtbar; daher die Einwohner, obgleich ſie den Ackerbau äußerſt nachläſſig betreiben, doch für ihren Bedarf hinreichendes Getreide ziehen. Treffliche Weine, Flachs, Caſtanien und Oliven, ſind die vorzüglichſten Produkte dieſer Inſel, ſo wie ſie auch treffliche Tannen- und Lerchenwälder beſitzt. Die Zahl der Einwohner beträgt 174.700, welche ein verdorbenes Italieniſch ſprechen; ſie ſtehen noch auf einer niedrigen Geiſtes-Cultur, beſchäftigen ſich häufig mit der Jagd und Viehzucht, verfertigen ſich auch faſt Alles ſelbſt zum häuslichen Bedarf, leben zu einzelnen Familien in ſteten und blutigen Händeln mit einander, und kennen bis auf einige Eiſenarbeiten von eigentlichem Kunſtfleiße gar nichts. Die Inſel gehörte ſeit lange den Genueſern, und der 1730 wegen harter Bedrükkungen hier entſtandene Aufruhr ward zwar 1732 durch die Dazwiſchenkunft des Kaiſers und einen darauf folgenden Vergleich, zwiſchen Genua und den Corſikanern beigelegt; da aber Erſteres wortbrüchig ward, ſo wählten die Corſen einen gewiſſen Baron Theodor von Neuhof aus der preußiſchen Grafſchaft Mark zu ihrem Könige, und krönten ihn feierlich am 10. April 1736. Durch Frankreichs Dazwiſchenkunft mußte dieſer König bald nachher nach England flüchten, kehrte aber durch deſſen Unterſtützung 1743 wieder zurück. Die anhaltenden Faktionen der unruhigen Corſen, jetzt durch Frankreich, dann durch England genährt, nöthigten endlich den König Theodor, ſeine Krone im Stiche zu laſſen, und in London Sicherheit zu ſuchen, wo er denn auch 1757 im Schulden-Arreſte ſtarb. Aber ſchon bei deſſen Lebzeiten ſchritten die Corſen zu einer andern Königswahl in der Perſon des Gaſſorio, wählten aber, nach deſſen Ermordung 1753, den Paſcal Paoli zu ihrem Feldherrn; dieſer behauptete die Freiheit der Inſel mit Glück und Tapferkeit einige Jahre gegen die Genueſer, welche die Inſel endlich 1768 an Frankreich abtraten, wodurch Paoli 1769 ſich gezwungen ſah, nach England zu flüchten, und von einem königlichen Gnadengehalte zu leben. Beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution kehrte Paoli nach Corſika zurück, und beförderte die Verbrüderung der Inſel mit der franzöſiſchen Republik; allein, bedroht von den Terroriſten Frankreichs, erleichterte er 1793 den Engländern die Eroberung derſelben. Jetzt wurde ſie als ein viertes Königreich mit Großbrittannien vereinigt, welches aber, die immer mehr und mehr zunehmende Abneigung der Bewohner gegen das neue Mutterland wahrnehmend, die Inſel im J. 1796 ſich ſelbſten überließ. Seit dieſer Zeit iſt Corſika unter dem Namen eines franzöſiſchen Departements mit Frankreich vereinigt worden.

Corſo nennt man in mehreren italieniſchen Städten die Hauptſtraße, namentlich in Rom die ſchönſte Straße, welche ungefähr vierthalb Tauſend

Schritte lang, und von hohen, meiſt prachtvollen Gebäuden umgeben iſt; die Breite des Corſo iſt aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. Hier fahren die Vornehmen Roms alle Sonn- und Feſttage eine Stunde vor der Nacht ſpatzieren. In den Carnevalsabenden, zu welcher Zeit der Corſo der Sitz aller erdenklichen Freuden und Beluſtigungen iſt, werden auch hier häufig Wettrennen mit Pferden gehalten, woher ihr Name kömmt.

Cortereal (Jeronymo) wurde 1530 auf ſeinem Stammſchloſſe bei Evora in Portugal geboren. Er gehört zu jenen Männern des 16ten Jahrh., denen es in der gewöhnlichen Sphäre zu enge war. Nach Beendigung ſeiner Studien auf der damals im höchſten Rufe ſtehenden Univerſität von Evora wurde er Soldat, und, um ſeinem Vaterlande und ſeiner angeſehenen Familie Ehre zu machen, focht er mit ſeltenem Heldenmuthe gegen die Ungläubigen in Aſien und Afrika. Dann ließ er ſich auf ſeinem Stammgute nieder, wo er ein Landhaus auf einem Berge mitten unter rauhen Felſen bezog, weithin die Gegend überſchaute, Verſe machte, und ſich zur Abwechſelung auch in der Muſik und in der Malerei übte. Selbſt der kalte Philipp II. von Spanien fand Wohlgefallen an dieſem romantiſchen Muſenſitze, als er ſein neues Königreich Portugal beſuchte. Cortereal huldigte ihm dafür in ſpaniſchen Verſen; denn ſchon vorher hatte ihn die ſpaniſche Poeſie angezogen, und vermogt, ſeiner Mutterſprache oft untreu zu werden. Von nun an trat er in die Reihe der ſpaniſchen Dichter, die unermüdet und immer vergebens wetteiferten, durch Verwandlung der hiſtoriſchen Kunſt in die epiſche eine ſpaniſche National-Epopöe zu Stande zu bringen. So erzählt er in ſpaniſchen Verſen und in 15 Geſängen die Geſchichte des Sieges bei Lepanto, der ſo viele ſpaniſche Verſe jeder Art veranlaßte. Ein Paar ähnliche erzählende Werke, die damals ſehr geſchätzt wurden, ſchrieb er in portugieſiſcher Sprache. Der Inhalt des einen iſt die Belagerung der portugieſiſchen Feſtung Diu in Indien, die von dem Gouverneur Mascarenthas tapfer war vertheidigt worden. In dem zweiten dieſer Werke erzählt Cortereal eben ſo der hiſtoriſchen Wahrheit gemäß die unglücklichen Begebenheiten eines gewiſſen Monoel de Sonza und ſeiner Gattin, die auf ihrer Zurückkunft aus Indien an der africaniſchen Küſte Schiffbruch gelitten, und, noch lange umherirrend, den Tod unter den afrikaniſchen Wilden gefunden hatten. Dergleichen proſaiſche Ereigniſſe aus der Geſchichte jener Zeit poetiſch auszuſchmücken, gehörte zum Tone jenes Zeitalters in Spanien und Portugal. — In dieſen ſo unpoetiſchen Gegenſtänden entwickelt Cortereal in einigen Schilderungen eine Kraft und einen Aufſchwung der Gedanken, die Jedem Bewunderung für die Talente dieſes Mannes einflößen müſſen. In philoſophiſcher Ruhe, ganz den Studien lebend, ſtarb er auf ſeinem Muſenſitze bei Evora 1597. Seine ſämmtlichen Schriften findet man bei Barboſo Machado verzeichnet.

Cortes hieß vorzüglich in Caſtilien und Aragon die feierliche Verſammlung, welche der König mit den Ständen des Reiches bildete. Wahrſcheinlich rührt das Wort von curia her; denn regis curia (des Königs Hof) wurden im Mittelalter die Reichstage der germaniſchen Völker genannt. Schon in den früheſten Zeiten des weſtgothiſchen Reichs in Spanien war es, der germaniſchen Stammſitte gemäß, üblich, daß der König in Staatsangelegenheiten den Rath ſeiner Großen anhörte. In den neuen chriſtlichen Reichen, welche ſeit dem Ende des 8ten Jahrh. wieder aufgerichtet wurden, und ſich gegen die fremden Gebieter des Landes, die Mauren, mit glücklicher Tapferkeit behaupteten, wurde den Edlen, als Miteroberern des neu erkämpften Gebiets, das alte Recht der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten wieder hergeſtellt, und nach und nach ward die ſtändiſche Verfaſſung immer mehr aus-

gebildet und geſichert. Am Früheſten geſchah dies in Aragon, wo wir ſchon im 12ten Jahrh. ſichere Spuren einer ſich bildenden freien Verfaſſung erblicken. Dazu trug beſonders auch die merkwürdige Erſcheinung bei, daß dort ſchon vor der Mitte jenes Jahrhunderts die Städte, welche überhaupt in Spanien früher, als in andern europäiſchen Reichen, zu politiſcher Selbſtſtändigkeit gelangt waren, neben den Edlen Sitz und Stimme auf den Reichstagen erhielten. Die Stände beſtanden in Aragon aus der Geiſtlichkeit, dem hohen Adel, dem niedern Adel und den Stadtgemeinden. In Caſtilien aber waren die Stände nur in 3 Kammern getheilt, Geiſtlichkeit, Adel und Städte. Ohne Theilnahme der Stände konnte kein Landesgeſetz gegeben oder aufgehoben, keine Abgaben erhoben werden. Jedem, der gegen die Geſetze und Freiheiten des Landes eine Kränkung erlitten hatte, ſtand der Weg zu den Cortes offen. Die aragoniſchen Stände huldigten dem Könige nicht eher, bis er ihnen geſchworen hatte, die Geſetze und Freiheiten des Landes zu ſchützen. Als Caſtilien und Aragon im Jahr 1479 unter Einem Herrſcherpaare vereinigt wurden, war der König in beiden Reichen ohne Macht; die Stände aber beſaßen überwiegende Gewalt. Adel und Städte hatten die reichſten Krongüter an ſich geriſſen. Ferdinand und Iſabella, durch Ximenez unterſtützt, erhoben zuerſt die königliche Gewalt, und was während ihrer Regierung von den Rechten der Stände ſich noch gerettet hatte, ging unter Carls V. Herrſchaft völlig verloren. In Caſtilien hörten die Ständeverſammlungen früher auf, als unter den freiſinnigen Aragonen, die noch ſpät im 17ten Jahrh. eine kühne Sprache laut werden ließen. Allmählig aber wurden auch hier die Verſammlungen der Stände ſelten, und ihre Wirkſamkeit ward auf Huldigungen und ohnmächtige Vorſchläge eingeſchränkt. Philipp V. vereinigte 1709 zum erſten Male die Stände von Aragon und Caſtilien in einer Verſammlung; aber als er 1713 zur Beſtätigung ſeines neuen Erbfolgegeſetzes die letzten Cortes gehalten, hob Alberoni die letzten Ueberreſte der ſtändiſchen Rechte auf, welche bis dahin noch durch Erhebung der Steuern vermittelſt eines Ausſchuſſes waren ausgeübt worden. Seitdem wurden die Stände nur bei Thronbeſteigungen berufen, um dem Könige zu huldigen, und ſeinen Eid zu empfangen. Die letzten Cortes waren 1789, bei der Thronbeſteigung Carl IV. verſammelt: ohnmächtige Schatten, die auf einen Wink des Königs verſchwinden mußten, als ſie es wagten, an die Freiheit der Väter ſich zu erinnern. In dem neuen Grundgeſetze, das Buonaparte nach der frevelhaften Umwälzung des Staats in Spanien gab, und von einigen Abgeordneten des Landes zu Bayonne im Junius 1808 annehmen ließ, waren auch die Cortes, dem Namen nach, erneuert, aber ſie wurden nicht nach den alten Formen eingerichtet, welche aus dem Freiheitsſinne des Volkes hervorgegangen, die Freiheiten der Stände gegen die Eingriffe der königlichen Allgewalt ſchützten, ſondern auf die täuſchenden Grundſätze des neuern franzöſiſchen Repräſentativ-Syſtems gegründet. Ob dieſe Cortes jener alten muthvollen Verfechter der Landesfreiheit ſich würdig bewieſen haben würden, läßt ſich nicht beſtimmen, da ſie nie in's Leben getreten ſind. Die Junta zu Sevilla, welcher Ferdinand VII. vor ſeiner Entſagung des Thrones das Recht hierzu gegeben hatte, verſammelte 1809 die Cortes. Dieſe beſtanden aus 182 Mitgliedern, welche die Conſtitution vom 18ten März 1812 in Cadix unterzeichneten, und eine Regentſchaft errichteten, um die Angelegenheiten Spaniens zu leiten, die laut ausgeſprochene Stimme des Volkes zu gewinnen, und die ganze Kraft Spaniens gegen fremde Unterjochung zu ſammeln. Unter den Mitgliedern der Cortes ward eine freie Sprache laut, und es entwickelte ſich der Geiſt wackerer Männer, welche dem unglücklichen Lande eine beſſere Zukunft zu verbürgen ſchienen. Seitdem aber Ferdinand VII. wieder auf dem ſpaniſchen Throne ſaß, wurde die Verfaſſung vom J. 1812 umgeſtürzt, die angeſehenſten Mitglieder gefäng-

lich eingezogen, oder hart verfolgt. Zwar verſprach Ferdinand 1814 neue Cortes zuſammen zu berufen; dieſes geſchah aber erſt 1820, da ihn ſeine eigenen Unterthanen durch Waffengewalt dazu zwängen. Er beſchwor die Conſtitution und deren Aufrechthaltung; allein da man ſich nicht einigen konnte, ob man den Cortes die alten Rechte in ihrer ganzen Ausdehnung wieder geben, oder ob man ſie durch die königliche Gewalt beſchränken ſollte: ſo entſtand daraus eine Revolution, welche 3 Jahre fortwährte, und zuletzt durch Frankreichs Heeresmacht zu Gunſten des Königs von Spanien gedämpft wurde (ſ. Spanien). Auch in Portugal gab es ſchon um das 13te Jahrh. Reichsſtände, welche man Cortes nannte, und die bald ein großes Anſehen in den Staats-Angelegenheiten erlangten. Da die königliche Macht durch ſie immer mehr eingeſchränkt wurde, verſuchte es Johannes II., den Einfluß der Cortes gewaltſam zu beſchränken; ſie aber ganz zu ſtürzen, gelang ſeinem Nachfolger Emanuel dem Großen (1495—1521). Erſt nach der portugieſiſchen Revolution, als das Haus Braganza (1640) den Thron von Portugal beſtieg, wurden die Cortes wieder zuſammenberufen, und ihre Macht und ihr Anſehen erneuert. Allein dieſes war wieder nur von kurzer Dauer, denn unter Joſeph I. (1750—1777) wurde die Regierung ganz unumſchränkt, und die Cortes gänzlich abgeſchafft. In den neuern Zeiten drang Portugal, durch Spaniens Beiſpiel aufgemuntert, von Neuem auf die Wiederherſtellung der Cortes, welches der König 1824 auch bewilligte (ſ. Braſilien und Portugal).

Cortejo iſt in Spanien das Sitteninſtitut, was man in Italien mit dem Namen Cicisbeatura (ſ. Cicisbeo) belegt, in Folge deſſen eine Verbindung zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte, die durch keine Bande der Ehe vereinigt ſind, nicht bloß von der guten Sitte geduldet, ſondern für anſtändig, ja! auf gewiſſe Weiſe für die verheirathete Frau als nothwendig angeſehen wird, um mit gehörigem Anſehen in der guten Geſellſchaft aufzutreten. Der Cortejo in Spanien darf zu keiner Stunde des Tages fehlen, die Dame mag öffentlich erſcheinen oder allein, geſund oder krank ſeyn. Wohin ſie gebeten wird, muß man ihn zu ihrer Begleitung mit bitten. Iſt die Dame zu Hauſe, ſo ſitzt er bei ihr; geht ſie aus, ſo führt er ſie; ſetzt ſie ſich in einer Aſſemblee, ſo wird allemal ein Stuhl für ihn ledig gelaſſen. In engliſchen Tänzen tanzt ſie bloß mit ihm. Jede Dame tanzt zwei Menuette auf einem Balle; die erſte mit ihrem Cortejo, die andere mit einem Fremden. Tanzt ſie mit Jenem, und iſt ſie lebhaft, ſo merkt man bald das Verhältniß, worin ſie mit dem Tänzer ſteht; ſie wird nicht unterlaſſen, ſich ſo viel Grazie dabei zu geben, als ſie nur kann. Tanzt ſie hingegen mit Letzterm, ſo verräth ſie nicht bloß Gleichgültigkeit, ſondern ein verdrießliches Weſen, und ſcheint auf ihren Mittänzer mit Verachtung herabzuſehen. Sobald eine Dame heirathet, wird ſie von allen Seiten von denjenigen geplagt, die ſich um die ausgezeichnete Gunſt bewerben, ihre Cortejos zu werden. Dies dauert ſo lange, bis ſie ſich in ihrer Wahl beſtimmt hat, worauf ſich dann die in ihrer Hoffnung betrogenen Nebenbuhler zurückziehen, oder ſich damit begnügen, in Zukunft ſogenannte Cortejo's bei der Kohlenpfanne zu werden, und auf nichts Anſpruch zu machen, als im Winter um ſolche herumzuſitzen, und ſich mit ihr an den glühenden Kohlen zu wärmen.

Cortez, ein durch die Eroberung von Mexico berühmter ſpaniſcher Feldherr, war zu Medelin in Eſtremadura im Jahr 1485 geboren. Aus den juriſtiſchen Collegien auf der Univerſität Salamanka trieb ihn ſein unruhiger Feuergeiſt zuerſt in den damaligen italieniſchen Krieg, und dann nach Amerika. 1518 ernannte ihn der Statthalter von Cuba, Don Velasquez, zum Befehlshaber einer Flotte zur Eroberung des goldreichen Mexico. Am 12ten

Februar 1519 verließ Cortez die Inſel Cuba, und ſegelte an der Spitze einer Flotte von 10 Schiffen und 617 Mann, 13 Musketten, 16 Pferden und 14 kleinen Kanonen auf Mexico los, mit dem abenteuerlichen Gedanken, vermittelſt dieſer unbedeutenden Macht viele Millionen Menſchen zu unterjochen. Am 2ten April 1519 geſchah die erſte Landung. Verſtärkt durch eine anſehnliche Menge von Landes-Eingebornen, die er entweder durch Schmeicheleien auf ſeine Seite gebracht, oder durch ſeine Schrecken verbreitende Waffen ſich unterworfen, zog er nun gerade auf die Hauptſtadt Mexico los, die etwa 60.000 Einwohner faßte, und die Reſidenz des Königs Montezuma war. Der König empfing ihn als ſeinen Herrn, und die Einwohner begrüßten ihn als Gott und Sohn der Sonne, der aus Oſten komme, und ihre Lage verbeſſern würde. Cortez quartierte ſich mit den Seinen in ein weitläufiges, ſteinernes Gebäude ein, das er unvermerkt, ſo viel als möglich, befeſtigte, und ſicherte ſich durch geladene Kanonen und die ſorgfältigſten Wachen vor jedem Ueberfall. Wollte er aber Beherrſcher des Landes werden, ſo mußte er einen entſcheidenden Schritt thun, den König abſetzen, und gefangen nehmen. Dazu ward ihm bald ein ſcheinbarer Grund gegeben, als ein mexicaniſcher Feldherr einen Theil der Spanier, die Cortez in einem entfernten Fort zurückgelaſſen, angegriffen, und ſogar einen davon getödtet hatte. Cortez erklärte dies für Verrätherei und Treuloſigkeit von Seiten des Montezuma, den er gleich darauf gefangen nahm, und zwang die Herrſchaft des Königs von Spanien, Carls des Fünften, anzuerkennen, und dieſem einen jährlichen Tribut zu entrichten. Aber während er hier in ſeinen Unternehmungen ſo glücklich war, ahnte er nicht, welches ſchwere Gewitter von Spanien aus über ihn daherzog, das alle Früchte ſeiner Klugheit und ſeines Muthes mit zu vernichten drohte. Seine großen Thaten und ſein Glück nämlich hatten Don Velasquez's Eiferſucht erregt, der jetzt (1520) eine Flotte von 18 Schiffen, mit 800 Mann neuem Fußvolk, 80 Reitern, 12 Kanonen und vielen Musketen und Armbrüſten, unter dem Commando eines gewiſſen Nervaez, ausſandte, mit dem Auftrag, den Cortez in Ketten nach Cuba zu ſchicken, und an ſeiner Stelle die Eroberungen fortzuſetzen. Doch hier half ihm auch wieder das Glück. Nervaez war ein ungeſchickter Feldherr, von ſeinen Soldaten und den eingebornen Indianern verhaßt. Noch ehe es zur Schlacht kam, waren die Meiſten derſelben, durch Beſtechung gewonnen, zu Cortez übergegangen; die Uebrigen wurden leicht beſiegt, und Nervaez tödtlich verwundet. Wohlverſtärkt mit friſchen Truppen und guter Munition ſtand nun Cortez im Begriffe, nach der Hauptſtadt zurückzukehren, als er eine neue Schreckenspoſt erhielt. Die Mexicaner hatten ſich gegen ihren neuen Unterdrücker, ſo wie gegen ihren ſchwachen König empört. Cortez, der das wüthende Volk durch die Erſcheinung ihres Königs beruhigen wollte, bewog denſelben, in ſeinem Schmucke oben auf der Mauer ſich zu zeigen, wo ihn aber das Volk mit Verachtung anſah, und einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn ſchleuderte. Schwer am Kopfe verwundet, ſank der unglückliche Monarch hin, und ſtarb nach wenigen Tagen. Cortez konnte ſich nun länger auf ſeinem Platze nicht behaupten, und mußte ſich in das Land der Tlaskalaner, ſeiner Freunde, zurückziehen. Allein noch nicht lange hatte er ſeinen Rückzug fortgeſetzt, als er von einer unzähligen Menge Mexicaner angegriffen wurde. Die Schlacht entſchied ſich nur durch einen glücklichen Zufall zum Vortheil der Spanier, und obgleich er nur mühſam dem Tode entronnen war, ſo beſtand er gleichwohl noch immer darauf, dieſe ungeheure Feindesmaſſe zu bezwingen, und ihr coloſſales Reich zu erobern. Mehrere Verſtärkungen nämlich von Spaniern ſowohl, als von den Eingebornen des Landes, befeſtigten ihn in dieſem Entſchluſſe, und am 28. Dez. 1520 trat er mit 550 Mann, 40 Pferden, 80 Musketen und Armbrüſten, 9 Kanonen, und von 10.000 Tlaskalanern begleitet, fröhlichen Muthes ſeinen Rückmarſch nach Mexico wieder an. Dort

herrſchte jetzt Guatimozin, ein Neffe des Montezuma; dieſer war ein kluger und beherzter Mann, der dem Cortez viel zu ſchaffen machte. 3 Monate vertheidigte er mit großer Tapferkeit ſeine Krone; allein der gänzliche Mangel an eiſernen Waffen bei den Mexicanern, die Hungersnoth in der Stadt, in der drei Viertheile der Häuſer verbrannt waren, und die Treuloſigkeit der rings-umherwohnenden Stämme mußten dieſen 500 europäiſchen Abenteuern zuletzt den Sieg geben. Am 13ten April 1521 ergab ſich die Stadt, und der König Guatimozin kam in die Gefangenſchaft der Spanier. Dieſe, die eine unermeßliche Beute gehofft hatten, fanden nur ſehr wenig, und ſo brachte die getäuſchte Habſucht die goldgierigen Soldaten ſo ſehr in Wuth, daß die ſchrecklichſten Grauſamkeiten verübt wurden. Die vornehmſten Mexicaner wurden auf die Folter geſpannt; ſelbſt der edle Guatimozin ward gefeſſelt, und mit einem ſeiner Vertrauten auf glühende Kohlen gelegt. Als dieſer in ſeiner Qual wimmerte und zuckte, ſprach Guatimozin ruhig und mit ſpartaniſcher Selbſtbeherrſchung: „Bin ich denn auf Roſen gekettet?“ Cortez vollendete indeß die Eroberung von Mexico, unterwarf dem König ein Reich, das größer war, als das Seinige, und erhielt, trotz den Intriguen ſeines Feindes Velasquez, in Cuba von Carl d. Fünften die wohlverdiente Statthalterſchaft über das neueroberte Land. Cortez ließ darauf Mexico wieder aufbauen, die Ländereien vertheilen, und die Bergwerke unterſuchen. Die unmenſchliche Verſchenkung der Eingebornen, und ihre barbariſche Behandlung in den Goldminen wurden auch hier eingeführt, wo ſie dieſelben ſchrecklichen Folgen, wie auf den früher entdeckten Inſeln hatte. Vor dem Eingange jedes Schachtes lagen die Leichname der entſeelten Mexicaner zu Hunderten, und verpeſteten die Luft, während von ferne die Erde von den vielen Geiern, die ſich nach dieſen reichen Futterplätzen drängten, wie mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt ſchien. Ganz allein ward indeſſen dem Cortez die Organiſirung der neuen Erwerbſchaft doch nicht überlaſſen. Es ward ihm von Spanien aus eine Regierungscommiſſion zugeordnet, mit der ſich aber der freie Herrſchergeiſt dieſes außerordentlichen Mannes nicht wohl vertragen konnte. Die Klagen und Anſchwärzungen bei Hofe veranlaßten den König, immer neue Unterſuchungscommiſſionen zu ſchicken, die den Statthalter vor ihren Richterſtuhl zogen. Zu ſtolz, ſich in dem Lande, das der Schauplatz ſeiner Siege geweſen war, einem ſchimpflichen Verhöre zu unterwerfen, wollte er lieber ſelbſt vor dem König erſcheinen. Er erſchien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die ſeiner Würde angemeſſen war, eine Reihe mexicaniſcher Edlen in ſeinem Gefolge. Carl empfing ihn mit Auszeichnung, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen; aber ihm ſeine Macht unbeſchränkt zu überlaſſen, wagte er doch nicht mehr. Er unterwarf die bürgerliche Regierung von Mexico einem eigenen Collegium, und überließ Cortez nur das Militär, und das Geſchäft, auf neue Eroberungen auszugehen. Mißmuthig ging Cortez zurück, und zerſtreute ſich durch neue Züge. Nach unendlichen Mühſeligkeiten entdeckte er 1536 die große Halbinſel Californien, und nahm den größten Theil des Golfs, der ſie von Neu-Spanien trennt, in Augenſchein. Im Jahre 1540 reiſete er abermals nach Spanien, fand aber die Herren am Hofe ſehr verändert. Seine Verdienſte ſchienen hier längſt vergeſſen zu ſeyn, und nach vielen fruchtloſen Bemühungen bei Miniſtern und Günſtlingen, für ſeine Unternehmung mehr Unterſtützung zu erhalten, ſtarb er (1547), wie Columbus, vor Gram über den Undank ſeines Herrn im 62ſten Jahre ſeines Lebens.

Cortona, eigentlich Pietro Beretini genannt, ein berühmter Maler und Baumeiſter des 16ten Jahrhunderts, wurde zu Cortona in Toskana, nach welcher Vaterſtadt er ſeinen Namen führte, 1596 geboren. Sein Vater Giovanni war in der Maler- und Baukunſt ſein erſter Lehrer, nach ihm trat er in des Andreas Commodi und Baccio Ciarpi

Schule, wo er ſich in allen techniſchen Arbeiten ſo tölpiſch benahm, daß er allen ſeinen Mitſchülern zur Zielſcheibe des Witzes und Spottes diente. Indeß legte er ſich, unbekümmert um den Muthwillen ſeiner Commilitonen, mit regem Eifer auf das Studium der Antiken, und der Claſſiker Raphael, Caravaggio, Michel Angelo ꝛc., und zog plötzlich durch ſein künſtleriſches Werk: der Raub der Sabinerinnen, die Bewunderung des Publikums auf ſich. Ihm folgte die Geburt Chriſti in U. L. F. zu Loretto, wodurch er eigentlich ſeinen Ruhm gründete, und dann die gemalte Decke des großen Saals im barberiniſchen Pallaſte, den Triumph der Ehre vorſtellend, welches Gemälde unter jene coloſſale Compoſitionen gehört, die je eines Künſtlers Hand ausgeführt. Nach mehreren Reiſen durch den venetianiſchen Staat und Florenz, wo ſein Pinſel die Decken des Pallaſtes Pitti malte, kehrte er nach Rom zurück, ſtets als Maler und Architekt beſchäftigt. Seine Staffelei-Gemälde, welche er nur dann verfertigte, wenn ihm Anfälle von Podagra das Beſteigen des Gerüſtes unmöglich machten, ſind wegen ihrer Seltenheit ſehr geſchätzt; allein vom Standpunkte der Kunſt betrachtet, ſtehen ſie tief unter ſeinen größern Werken. In Betracht ſeines Verdienſtes, und für die gelungene Verzierung des Säulenganges in der Kirche delle Pace machte ihn Alexander VII. zum Ritter des goldenen Sporns. Als er im Jahr 1669 ſtarb, wurde er mit feierlichem Pompe in der zu Rom dem heil. Lukas gewidmeten Kirche der Maler, wo er ſich durch den zierlichen Altar der heil. Martina verewigt hatte, beigeſetzt. Cortona's Pinſel zeichnete ſich mehr durch ein Streben nach einnehmender Gefälligkeit als nach Wahrheit aus. Den ſchwerfälligen Styl in ſeinen Zeichnungen verwiſchte er durch eine heiter glänzende Erfindung; der holde Reiz und die Friſche, die ſeine jungen weiblichen Figuren athmen, empfehlen ſich durch ihr fröhlich blühendes Colorit, und den prächtig glänzenden Plan, über welche harmoniſch abwechſelnde Farben verbreitet ſind.

Corunna (Corunja), die Hauptſtadt des ſpaniſchen Königreichs Galicien, liegt auf einer Halbinſel am Eingange des Buſens, welcher ſich ſüdwärts in das Land hinzieht. Die Stadt umſchließt in der Geſtalt eines Halbmondes den großen, ſchönen Hafen, und vertheidigt die Einfahrt in denſelben durch die beiden auf den entgegengeſetzten Spitzen erbauten feſten Schlöſſer St. Clara und St. Martin. Die Forts St. Amaro und St. Antonio, letzteres auf ſteilen Felſen erbaut, beſtreichen den Hafen und die Rhede vor demſelben. Die Stadt ſelbſt wird durch eine Citadelle beſchützt, an deren Werke die Stadtmauer ſich anſchließt. Die alte Stadt zieht ſich an einer Höhe hinauf; ſie ſteht beſonders mit Havannah in einem bedeutenden Handelsverkehr, und zählt 12.000 Einw. Im J. 1809 kam es hier zwiſchen den Franzoſen und Engländern zu einer ſehr hitzigen Affaire. Am 16. Jän. ſtanden 15.000 Britten, befehligt vom General Moore, ohne Reiterei, und mit wenigem Geſchütze eine halbe Meile von Corunna auf einer Hügelkette, wo die Straßen nach Santjago und Betanzos ſich trennen. Sie ſchlugen die wiederholten Angriffe von 20.000 Franzoſen unter dem Marſchall Soult, welche mit guter Reiterei und vielem Geſchütze verſehen waren, drei Stunden lang ab, und ſchifften ſich dann in der Nacht ein. Die Franzoſen hatten 2.000, die Britten 800 Todte und Verwundete. Unter den Todten befand ſich ihr General Moore.

Corvei, ein prächtiges Schloß in der preußiſchen Provinz Weſtphalen, an dem Einfluſſe der Schelpe in die Weſer, eine Viertelſtunde von Hörter in einer der ſchönſten Gegenden des Weſerthals, das von hier bis nach Minden mit den reizendſten Thälern des Rheins wetteifern kann. Corvei war im Anfange eine Benediktiner Abtei, und ihre erſten Mönche ſtammten aus dem Kloſter Corvei in der Picardie in Frankreich her. Ludwig der Fromme,

der Sohn und Nachfolger Carl's des Großen, hielt 815 zu Paderborn einen großen Landtag, wo man ſich beſonders berathſchlagte, wie man die noch uncultivirte Gegend Weſtphalens anbauen, und das Chriſtenthum dort mehr befeſtigen und ausbreiten könne. Man ſtimmte für die Errichtung eines Kloſters. Ludwig ließ Mönche aus dem genannten Kloſter aus Frankreich kommen, und wies ihnen, mit Bewilligung des paderborniſchen Biſchofs Hathumar, einen Ort im öſtlichen Theile des Bisthums Paderborn, nämlich im Solinger Walde an; und als die Benediktiner in dieſer unfruchtbaren Gegend ſieben Jahre ohne Erfolg ſich geplagt hatten, ſo bekamen ſie von dem Kaiſer einen weit günſtigern Ort, am diesſeitigen Ufer der Weſer, bei der königlichen Villa Huxar (Höxter). Baduard, Biſchof von Paderborn, weihte den Platz ein, und gab dem neuen Kloſter den Namen Corvei. Beim Aufgraben des Bodens fand man dort eine Säule, die noch in Hildesheim im Dome vor dem Chore ſteht. Einige halten ſie für das Fußgeſtell der Irmenſäule, Andere für das eines Götzen auf dem nahen Brunsberge. Corvei zeichnete ſich ſchon in den erſten Jahren durch gute Bildungsanſtalten, und durch ſeine Miſſionäre bei der Bekehrung der Dänen und Schweden aus, und brachte in der Folge viele gelehrte und fromme Männer hervor, wurde aber auch reichlich dotirt, und bekam ſchon von Ludwig dem Frommen Eresburg (Stadtberg), Markt- und Münzrecht, nebſt vielen andern Rechten und Freiheiten, die von den folgenden Königen und Kaiſern ſehr vermehrt wurden. Lothar ſchenkte ihm die Inſel Rügen; Arnulf entfernte den Grafen Otto von Godelheim, und ſchenkte den Ort dem Kloſter, wobei ſich ſchon im Jahre 940 eine Stadt Corvei gebildet hatte, in welcher damals der König Otto das Stift Schildſchede auf Fürbitte des paderbornerſchen Biſchofs Dudo beſtätigte. Des öftern Brandes wegen, wodurch auch das Kloſter heimgeſucht wurde, verlegte man die Stadt in die nahe Ville Huxar, wovon ſie auch den Namen annahm. Das Kloſter Corvei ſchwang ſich bald zur unmittelbaren Reichsabtei empor, und ſuchte erſt ſich ſelbſt, und dann auch ſein weltliches Gebiet der geiſtlichen Gerichtsbarkeit des Biſchofs von Paderborn zu entziehen. Wilhelm Anton, Fürſtbiſchof von Paderborn, trat ihm 1781 die geiſtliche Gerichtsbarkeit über das Corveiiſche gegen andere Vergütung ab. Der Fürſtabt wurde nun Fürſtbiſchof, und 1794 vom Papſte und Kaiſer als ſolcher beſtätigt, die Mönche wurden Domherren. Das Bisthum Corvei wurde im Anfange des 19ten Jahrhunderts aufgehoben, und das dortige Seminarium nach Fulda verlegt. Die Bibliothek zu Corvei gehörte zu einer der vorzüglichſten in Deutſchland. Hier wurden 1517 die 5 erſten Bücher von den Annalen des Tacitus wiedergefunden. Die Bibliothek ſelbſt wurde aber im dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerſtört, bei welcher Gelegenheit ebenfalls viele herrliche Gemälde von großen Meiſtern ihren Untergang fanden. Die Stiftskirche iſt ein treffliches Gebäude, wo ſich noch ſchöne Gemälde und Denkmäler des Alterthums verfinden. Der große Geſchichtsforſcher Wigand hat in ſeiner Geſchichte über Corvei und Höxter dieſes Alles trefflich auseinandergeſetzt, ſo daß wir nur auf dieſen hier zu verweiſen haben.

Corycius (Johann, auch Janus Gorizius genannt), blühte in den zwei erſten Decennien des 16ten Jahrh., ein reicher Edelmann deutſcher Abkunft, unter den Bewohnern Roms einer der thätigſten Beförderer der Gelehrſamkeit, und ein warmer Freund der Gelehrten. Er war unter der Regierung Leo's des Zehnten als bürgerlicher Stadtrichter zu Rom angeſtellt. Mehrere Jahre lang ſtanden ſein Haus und ſeine Gärten den Akademikern täglich offen. Am Feſte der heil. Anna, ſeiner Schutzheiligen, gab er gewöhnlich ein prächtiges Gaſtmahl, zu welchem alle ausgezeichnete Gelehrte und angeſehene Einwohner der Stadt und Nachbarſchaft eingeladen wurden, und dieſes Feſt gab Gelegenheit zu manchem gelehrten Wetteifer, zu mancher Darſtellung

Digitized by Google

der Kunſt, wodurch Wiſſenſchaft und Geſchmack gefördert ward. Seine Freigebigkeit ward denn gegenſeitig durch die Lobſprüche belohnt, die ihm ſeine gelehrten Freunde in vielen ihrer Schriften ertheilten. Ums Jahr 1514 ließ er in der Kirche des heil. Auguſtins in Rom eine prachtvolle Familiencapelle erbauen, in welcher er ein Meiſterſtück der Bildhauerkunſt aufſtellte, nämlich eine heil. Jungfrau mit dem Jeſuskinde, und neben ihr die heil. Anna, von Andreas Contucci del Monte Sanſovino. Dieſe Figuren, obgleich alle drei aus einem einzigen Marmorblock gehauen, ſind beinahe in Lebensgröße, und werden von Kunſtkennern für eines der größten Meiſterſtücke aus jenem Zeitalter angeſehen. Bei dieſer Gelegenheit wetteiferten die gelehrten Freunde des Corycius, ſeiner Freigebigkeit, ſeiner Frömmigkeit und ſeinem Geſchmacke Denkmale zu ſetzen, und die vielen Gedichte dieſes Gegenſtandes gehören zu den entſcheidendſten Beweiſen der damaligen Fortſchritte lateiniſcher Dichtkunſt in Rom. Dem Biaggio Pallai, mit ſeinem akademiſchen Namen Palladius genannt, verdanken wir die Bekanntmachung der Gedichte auf Corycius, die dieſer zwar ſorgfältig aufbewahrt hatte, aber nicht zum Drucke befördern wollte, aus Beſorgniß, einer eitlen Selbſtgefälligkeit beſchuldigt zu werden. Endlich beredete ihn Palladius durch viele Vorſtellungen dazu, und nun erſchienen ſie im Jahre 1524 in einem ſehr zierlichen und äußerſt ſeltenen Bande, unter dem Titel: Coryciana. Dieſe Sammlung enthält außer einigen Stücken von ungenannten Verfaſſern, Gedichte von nicht weniger als 120 lateiniſchen Dichtern, die damals in dem Bezirke von Rom lebten, und größtentheils noch jetzt in hohem Rufe ſtehen. Am Schluſſe ſteht: Impreſſum Romae apud Ludov. Vicentinum, et Lautitium Perusinum, menſe Julio M. D. XXIV. Die Vorrede von Palladius, und die Briefe von Corycius ſowohl, als ſeinem Freunde Cajus Sylvanus, einem damals in Rom lebenden Landsmanne, der ſelbſt mehrere Stücke zu dieſer Sammlung geliefert hat, geben viel Licht über den damaligen Zuſtand der Literatur in Rom, unter Leo dem Zehnten.

Coſel, eine ſtark befeſtigte Stadt an dem linken Ufer der oberen Oder, in dem ehemaligen Fürſtenthum Oppeln in Oberſchleſien. Sie hat eine Bevölkerung von 2500 Einwohnern. Gegen Oeſterreich bildet dieſe Feſtung einen Gränzort und zugleich einen Uebergangspunkt über die Oder. Die Feſtigkeit dieſes Platzes liegt in einem Teiche und den ſchlammigen Wieſen, wie in einem ſteinernen Batardeaux, der nöthigenfalls die ganze Gegend unter Waſſer ſetzen kann. Friedrich II. legte kurz nach Eroberung von Schleſien 1742 Hand an die Befeſtigung von Coſel; vor der Vollendung der Außenwerke wurde es aber 1745 von den Oeſterreichern durch Sturm genommen, in den Jahren 1758 und 1760 fruchtlos von ihnen belagert, und im 1807 von den Heeresmaſſen des Rheinbundes lange Zeit vergeblich belagert und blokirt, bis die tapfere Beſatzung durch den Tilſiter Frieden glücklich entſetzt wurde.

Coſel (Gräfin von), die Geliebte Auguſts II., Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, war eine Sprößlingin des Holſteiniſchen Hauſes von Brocksdorf. Durch ihre graziöſe Figur und ihre feine Gewandtheit im Umgange empfahl ſie ſich der Gemahlin des Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Johanne von Holſtein-Plou, die ſie zu ihrer Ehrendame erkor. Hier kam ſie in die Nähe des ſächſiſchen Cabinetsminiſters von Hoymb, der, hingeriſſen von ihren körperlichen und geiſtigen Vorzügen, ſie zu ſeiner Gemahlin auserſah. Um ſie den Verführungen höfiſcher Schmeichler zu entziehen, bewog ihr Gemahl ſie, ſich in die Einſamkeit auf eines ſeiner Landgüter zurückzuziehen. Nicht lange verweilte ſie aber in dieſer Abgeſchiedenheit; denn als einſt Hoymb im Weinrauſche dem Könige das reizendſte Gemälde von dem Idol ſeiner Begeiſterung entworfen

hatte, bot Auguſt Alles auf, ihn dahin zu bringen, den Gegenſtand ſeiner gereizten Neugierde in die Reſidenz kommen zu laſſen. Die Gemahlin Hoymbs erſchien bei Hofe, und blendete den König durch ihre zauberiſche Geſtalt ſo ſehr, daß er, ganz Sklave ihres Willens, ſie mit dem höchſten Grade der Auszeichnung behandelte, und ſie, nach Auflöſung ihrer frühern Verbindung, unter dem Namen Madame de Coſel, eine der zärtlichſten Freundinnen ihres königlichen Gebieters wurde. Der Kaiſer ertheilte ihr das reichsgräfliche Diplom. Der König ließ ihr einen Pallaſt (den noch jetzt ſogenannten Coſel'ſchen in Dresden) erbauen, der an Glanz und Schönheit faſt die plaſtiſchen Denkmäler des Alterthums überbot. Die Summen, welche darauf verwandt wurden, waren unermeßlich, und das bloße Meublement überſtieg die Summe von 250.000 Thlr. Ueber 9 Jahre wußte ſie die Neigung des Königs zu feſſeln, und ſie würde immer der Gegenſtand ſeiner Anbetung geblieben ſeyn, hätte ſie nicht die Macht ihres Einfluſſes zur Befriedigung ihrer herrſch- und ehrſüchtigen Abſichten angewandt. Ihr Wunſch galt wie Befehl, und wer nicht mit ihr war, fiel als ein Opfer ihrer Herrſchbegierde. Die Intriguen, in welche ſie ſich verwickelte, um die Entfernung des Kanzlers Grafen Boichling, des Königs Lieblings, zu erwirken, und die Triebfedern, die ſie in Bewegung ſetzte, auch den Fürſten Egon von Fürſtenberg und den Feldmarſchall Grafen Flemming zu ſtürzen, ſtellten ſie auf eine ſchwindelnde Höhe, die über kurz oder lang auch ihren Fall herbeiführen mußte. Ihr königlicher Geliebter befand ſich (1716) gerade in Warſchau, als Coſel ihm aus Eiferſucht gefolgt war, unterwegs aber auf Auguſts Befehl durch ein Gardecommando zur Rückkehr nach Dresden gezwungen, und noch ehe der König dort eintraf, aus ſeiner Reſidenz verbannt wurde. Nach mehreren Kreuz- und Querzügen nach Pillnitz, Berlin und Halle, brachte man ſie auf königliche Veranlaſſung an dem letztern Orte zur Haft, ließ ſie von einem preußiſchen Commando bis an die ſächſiſche Gränze, und von da auf die alte Feſtung Stolpen bringen, wo man ihr im Johannis- (nachher ſogenannten Coſels-) Thurme einige Zimmer anwies. Am erſten Weihnachtsfeiertag 1716 betrat ſie die menſchenleere Einöde ihres Verbannungsortes, und fiel in Ohnmacht, als ſie ihren Fuß in das alte Thurmgemäuer ſetzte. Verzweiflungsvoll überließ ſie ſich hier dem Sturme ihres gereizten Gefühls, das bald in bittere Verwünſchungen über den Urheber ihres kläglichen Schickſals ausbrach, bald in einen ſtillen Kummer überging. Nach einer 45jährigen Gefangenſchaft ſtarb ſie 1761 als 80jährige Matrone. Als Urſachen ihrer Verhaftung giebt man ihre allzugroße Eiferſucht an, die den König in ſeinen Vergnügungen beſchränkte, und ſich nicht ſelten drohende Ausdrücke erlaubte. An ihrer Leiche waren die ausdrucksvollen Züge von Schönheit und weiblichen Heroismus noch nicht erloſchen. Im Anfange ihrer Gefangenſchaft beſtürmte ſie den König mit zahlloſen Briefen, die er unbeantwortet ließ; und als man ihm einſt rieth, ihr den Briefwechſel gänzlich zu unterſagen, ſprach Auguſt die Worte: „die Gräfin hat lange Weile, warum ſoll ich ſie des unſchuldigen Zeitvertreibs berauben.“ Nach dem Tode ihres ehemaligen königlichen Geliebten trug man ihr die Freiheit an; allein Coſel erklärte, ſie ſey an die Zeugen ihrer Wehmuth und Thränen ſo gewöhnt, daß ſie nimmer ihren Gefängnißort verlaſſen werde, und wünſche nur, einſt unter den Bäumen ihren Fenſtern gegenüber begraben zu ſeyn. Den gehofften Reichthum fand man bei ihrem Tode nicht, einige Species und Gulden war ihre ganze Verlaſſenſchaft. Ihre Schönheit und ihr Geiſt war zu ihrer Zeit der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung. Wo ſie ſich zeigte, herrſchte ſie durch das Feuer ihres Auges, durch die Bildung ihres Geiſtes und durch den Zauber ihres Umgangs. Lektüre war ihr Be-

dürfniß, und die Anlegung eines kleinen Gartens, den ſie mit eigenen Händen bebaute, ihr Erholung. Mehrere Blätter, von ihrer Hand geſchrieben, enthalten rührende Bemerkungen über die Hinfälligkeit aller irdiſchen Dinge, in Bezug auf ihre traurige Lage. Ihr glühender Haß gegen den König löſete ſich nach und nach in Schmerz auf, und ging am Ende in eine ſchwärmeriſche Liebe über. Ihre Thränen kannten kein Maaß, als ſie die betrübende Nachricht von ihres prachtliebenden Auguſts Tode erhielt. Sie hinterließ einen Sohn und zwei Töchter.

Coſimo (Pietro), ein berühmter florentiniſcher Maler, geboren 1441, geſtorben 1521. Ausgezeichneten Ruhm hat er ſich durch ſeine Schilderungen grauſenerregender Gegenſtände erworben; am Liebſten malte er wilde Bachanalien, Orgien u. ſ. w. Sein Colorit iſt vortrefflich, aber ſeine Zeichnung uncorrect. Er war ein Zögling des Barth. della Porta. Aus ſeiner Schule ging der berühmte Andreas del Sarto (ſ. d. Art.) hervor.

Cosmologiſcher Beweis iſt dasjenige Argument für das Daſeyn Gottes, welches aus der Nothwendigkeit des Daſeyns irgend eines Dinges auf die durchgängige Beſtimmung deſſelben, als des allerrealſten Weſens, ſchließt. Beim cosmologiſchen Beweiſe ſchließt man auf folgende Art: Das Daſeyn der Dinge in der Welt iſt veränderlich, mithin zufällig; denn die Erfahrung zeigt uns einen beſtändigen Wechſel von Beſtimmungen, ein fortwährendes Entſtehen und Vergehen in der Sinnenwelt. Wenn nun irgend ein zufälliges Weſen exiſtirt, ſo muß auch ein abſolut nothwendiges Weſen exiſtiren, weil nicht alles Exiſtirende zufällig ſeyn kann, ſondern Etwas exiſtiren muß, das den vollſtändigen Grund ſeines eigenen ſowohl, als alles übrigen Daſeyns enthält, indem es ſonſt überall keinen zureichenden Grund des Daſeyns geben würde. Ein abſolut nothwendiges Weſen muß aber als ein Weſen von der höchſten Vollkommenheit gedacht werden, weil ſich ſonſt gar nicht begreifen ließe, wie es den Grund ſeines eigenen und alles übrigen Daſeyns enthalten könnte. Alſo exiſtirt ein höchſtes Weſen, oder eine Gottheit nothwendiger Weiſe. Dieſen Beweis nennt man auch das Argumentum a contingentia mundi. — Cosmogonie iſt die Lehre von der Entſtehung der Welt; Cosmologie, die Wiſſenſchaft der Welt. Cosmopolitismus, Weltbürgerſinn, iſt die Maxime der Menſchenliebe auf das ganze Menſchengeſchlecht bezogen. Er beſteht in dem Gemeingeiſte, oder dem Beſtreben, Vollkommenheit und Glückſeligkeit unter den Menſchen aller Zeiten und Länder ſo weit zu verbreiten, als es die beſchränkten Kräfte des Einzelnen nur immer geſtatten mögen. Der echte Cosmopolit kann und ſoll daher eben ſowohl ein wahrer Patriot, als ein würdiger Hausvater, oder überhaupt ein guter Menſch ſeyn. Bilden alle Völker zuſammen genommen Ein Volk, und alle Staaten Einen Staat, deſſen Gebiet die ganze Erde iſt, ſo iſt dieſe unſer gemeinſchaftliches Vaterland, unſere Welt. Jeder Menſch heißt daher ein Bürger dieſes großen Staaten-Staates, ein Erd- oder Weltbürger (Cosmopolit). — Weltbürgerſinn, Weltbürgergeiſt (Cosmopolitismus), iſt folglich nichts Anders, als ein Gemeingeiſt, der ſich nicht auf Ort und Zeit, auf dieſe oder jene geſellige Verbindung einzelner Menſchen beſchränkt, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht, und auch dieſes nicht bloß in der Gegenwart, ſondern in ſeiner ganzen Zukunft befaßt, und ſich eben darum auch für die Vergangenheit intereſſirt. Denn was iſt unſer Intereſſe für die Geſchichte anders, als Theilnahme an den Schickſalen des großen Ganzen, welches wir unſer Geſchlecht nennen? — eine Theilnahme, die uns antreibt, nicht bloß in und mit der Gegenwart, ſondern auch in und mit der Vergangenheit und Zukunft zu leben, und ſo unſer Daſeyn idealiſch gleichſam rück- und vorwärts durch die Unendlichkeit zu verbreiten. Nehmen wir nun das Wort Cosmopolitismus in dieſem einzig wahren Sinne, ſo iſt er nicht nur völlig tadellos, ſondern auch ſittlich nothwendig.

Denn es ſoll Jeder von uns ſtreben, menſchliche Vollkommenheit und Glückſeligkeit im möglichſt-größten Umfange zu befördern, nicht bloß in Bezug auf ſich und die Seinigen, ſondern auch in Bezug auf die, welche denſelben Weltkörper mit ihm bewohnen. Der echte Cosmopolit iſt alſo weſentlich verſchieden von jenen Egoiſten, die ſich nirgend fixiren, an Nichts anſchließen wollen, damit ſie, frei von allen geſelligen Banden, überall ihrem Vergnügen ungehindert nachgehen können, nach dem Grundſatze: Ubi bene, ibi patria. Eben ſo verſchieden iſt er von jenen Schwärmern, die wie irrende Ritter (à la Don Quixote) in der Welt herumziehen, und auf Abenteuer der Wohlthätigkeit ausgehen, eigentlich aber nur ihre Perſönlichkeit überall zur Schau herumtragen wollen. Endlich iſt er auch weſentlich von jenen Allerweltsfreunden unterſchieden, welche Molière im Sinne hat, wenn er ſagt: „L'ami du genre humain n'est point du tout mon fait." Es ſollte nur heißen: L'ami de tout le monde. Denn Freund des Menſchengeſchlechts iſt jeder wahre Menſchen- und Gottesfreund, jeder Menſch von ſittlich-gutem und edlem Charakter. Der Allerweltsfreund aber iſt ein charakterloſes, ſelbſtgefälliges, wankelmüthiges und nichtswürdiges Ding.

Cosmo von Medici, ſ. Mediceer.

Coſſé (Charles de), bekannter unter dem Namen Marſchall von Briſſac, ſtammte aus einer hochberühmten Familie, und war der Sohn des René de Coſſé, Herrn von Briſſac und Anjou, Oberfalkenmeiſters (grand fauconnier) von Frankreich, und der Charlotte von Gouffier. In dem neapolitaniſchen und piemonteſiſchen Kriege diente er mit großem Glücke, und in der Schlacht bei Perpignan (1541) zeigte er als Oberſter der franzöſiſchen Infanterie, ſelbſt nach ſeiner Verwundung durch einen Pikenſtich, eine ſolche kriegeriſche Bravour, daß der Dauphin, Heinrich von Frankreich, als Zeuge ſeiner rühmlichen Waffenthaten, in die Worte ausbrach: „Wäre ich nicht Dauphin von Frankreich, ſo möchte ich Briſſac ſeyn." Als er das Commando über die leichte franzöſiſche Cavallerie erhalten hatte, bekleidete er ſeinen Poſten mit einem ſolchen Dienſteifer und Auszeichnung, daß die vornehmſten Edelleute des Königreichs, ja ſelbſt die Prinzen ſich in ſeiner Schule für den Krieg bildeten. Bei der Belagerung Landrecy's durch Kaiſer Carl den Fünften (1543) warf Briſſac die Truppenmaſſen dieſes Monarchen 3 Mal zurück, und brachte es mit ſeinem unbeträchtlich kleinern Heerhaufen dahin, daß Carl ſeine Vereinigung mit Franz dem Erſten, welcher bei Vitry mit ſeiner Armee feſten Fuß gefaßt hatte, nicht hindern konnte. Dieſe kriegeriſche Beſonnenheit belohnte ihm ſein Gebieter, indem er ihn in ſeine Arme ſchloß, ihn aus ſeinem eigenen Pokale trinken ließ, und ihn zum Ritter ſeines Ordens erhob. Nach mehreren andern rühmlichen Thaten, wofür ihn der König mit der Würde eines Großmeiſters von Frankreich belohnt hatte, ſandte ihn Heinrich der Zweite als Botſchafter an den Kaiſer, um den Frieden zu unterhandeln, in welcher Eigenſchaft er ſich als ein ſo gewandter Diplomatiker benahm, daß er mit dem Gouvernement von Piemont und dem Marſchallſtabe von Frankreich beſchenkt wurde. Bei ſeiner Ankunft in Turin reorganiſirte er die ganze militäriſche Verfaſſung, und führte eine ſtrengere Mannszucht in dem Heere ein. Hier leiſtete er dem Prinzen von Parma und Mirandola gegen Ferdinand von Gonzago und den Herzog Alba treffliche Dienſte. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich wurde er zum Gouverneur von der Picardie ernannt, und leiſtete dieſer Provinz in den unruhigen Zeiten vom Jahr 1562 wichtige Dienſte. Er ſtarb am 31ten Dezember 1563 zu Paris. Briſſac war klein, aber von einer äußerſt feinen Figur; daher ihn auch die Damen nie anders, als den ſchönen Briſſac nannten. Bloß aus Eiferſucht ſoll ihn Heinrich der Zweite zum Lieutenant-General in Italien ernannt haben, weil ihm die Herzogin von Valentinois ihre Gunſt ſchenkte.

Seinen Charakter hat man aus den vielen Anekdoten, womit ſeine Lebensgeſchichte reichlich ausgeſchmückt iſt, nur von einer ſchönen und edlen Seite kennen gelernt, und die eiſerne Helmbruſt konnte nie in dem tapfern Briſſac die Stimme der lauterſten Menſchlichkeit erſticken, die er in häufigen Proben als ſchöne Zeichen ſeines geläuterten moraliſchen Gefühls an den Tag legte.

Coſta (Claudio Manoel da), wurde gegen das Jahr 1730 in dem braſilianiſchen Bergwerksdepartement Minas Geraes von ſehr reichen Aeltern geboren. In Villa Rica, dem Hauptorte dieſes Departements, erhielt er ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung, und wurde hierauf nach Portugal auf die Univerſität Coimbra geſchickt, um nach dem Wunſche ſeiner Aeltern einen akademiſchen Curſus zu machen. Während ſeines fünfjährigen Aufenthalts zu Coimbra galt dort, wie er ſelbſt erzählt, immer nur noch die verdorbene Modepoeſie, die nur in einer glänzenden Geſchwätzigkeit beſtand. Es war daher ein beſonders Glück für den jungen Da Coſta, und zugleich die erſte Probe ſeines Berufes zu einer reineren Bildung, daß er die älteren italieniſchen Dichter und den Metaſtaſio zu ſtudieren und nachzuahmen anfing. Er verſuchte ſogar petrarchiſche Sonette in italieniſcher Sprache mit vielem Beifall zu machen. Nach beendigtem akademiſchem Curſus kehrte er nach Braſilien zurück, und ſetzte ſeine poetiſchen Studien in den dortigen Gold- und Diamanten-Bergwerken fort, deren Reichthümer ihn wenig gereizt zu haben ſcheinen. In jenen Gebirgen, ſagt er, gebe es keine arkadiſchen Ströme, deren liebliches Rauſchen harmoniſche Verſe erwecke. Da reize das trübe und häßliche Gewäſſer der Bäche nur zum Nachdenken über die gewinnſüchtige Mühſeligkeit des Bergbaubetriebes, die die Farbe dieſer Bäche entſtelle. Ueber ſeine Gedichte fällt er ſelbſt ein merkwürdiges Urtheil. Er habe, ſagt er, zu ſpät von den Griechen, den Italienern und den Franzoſen die Geſetze des beſſern Geſchmackes kennen gelernt. Verwöhnt durch den ſchlimmern Geſchmack, ſündige er ſelbſt gegen die Grundgeſetze, die er anerkenne. Allerdings blickt die verſchrobene Poeſie der Sonnetiſten des 17ten Jahrhunderts noch hier und da aus Da Coſtas Gedichten hervor; aber im Ganzen war doch ſeit beinah hundert Jahren eine ſolche Sonettenpoeſie, wie die ſeinige, die der petrarchiſchen in der reizendſten Annäherung entgegen kommt, keinem Portugieſen gelungen; und auch in den übrigen Gedichten dieſes Braſilianers überwiegen die gefälligſten Vorzüge bei Weitem die Fehler. Der Sonette, die er in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen hat, ſind genau hundert, und unter dieſen einige italieniſche. Der Styl derſelben, die faſt alle die Liebe zum Thema haben, iſt nicht ganz der petrarchiſche. Er hat etwas Pikantes, das den Geiſt der neuern Zeit verräth; gleichwohl vereinigen ſie die ausdruckvollſte Natur und poetiſche Wahrheit, entblößt von aller Uebertreibung und phantaſtiſcher Ziererei, mit petrarchiſcher Innigkeit des Gefühls in einer gleich eleganten und prunkloſen Sprache ſo glücklich, daß man ſie zu den vortrefflichſten in der portugieſiſchen Literatur überhaupt zählen darf. Zuweilen glaubt man in ihnen den naiven Ton der alten portugieſiſchen Liederpoeſie zu hören, als ob ihn ein italien. Echo zurückgäbe. Auch die Epicedien (Epicedios) oder Trauergedichte des Da Coſta haben das Verdienſt eines edeln, ungekünſtelten und gefälligen Ausdrucks, nur nicht den höhern Reiz der Poeſie ſeiner Sonette und einiger anderer Gedichte. Auf ſeine Eklogen ſcheint er ſelbſt den größten Werth gelegt zu haben. Sie ſind mit beſonderm Fleiß gearbeitet, und nicht ohne vorzügliche Stellen, die aber wie die meiſten portugieſiſchen Eklogen, außer den Schäfernamen, wenig Bukoliſches haben. Eine davon iſt dem Staatsminiſter Marquis von Pombal mit einer Wärme geweihet, die aus dem Herzen des Dichters gefloſſen zu ſeyn ſcheint. Aus einem der emphatiſchen Lobſprüche, die er dieſem Miniſter ertheilt, darf man ſchließen, daß die wohlthätigen Folgen der Adminiſtration Pombals auch

von den portugieſiſchen Dichtern unmittelbar mitempfunden wurden, da die Begünſtigung der Geiſtesfreiheit überhaupt zum Syſtem dieſes Miniſters gehörte. „Er hat, ſagt Da Caſtro von ihm, dem Genie die Unſchuld wiedergegeben, und in die Welt die Gerechtigkeit zurückgeführt.“ Unter den übrigen Gedichten Da Coſta's ſind die merkwürdigſten ſeine meiſterhaften Nachbildungen der Canſonetten, Cantaten und anderer durch die Oper veranlaßten, muſikaliſchen Gedichte der ſpätern Italiener. Etwas Schöneres in dieſer Art von Poeſie findet ſich ſelbſt unter kleinern Werken des Metaſtaſio nicht. Unter dieſen zeichnet ſich vor allen der Abſchied aus, ein Gedicht, das vermuthlich bei der Rückkehr des Da Coſta nach Amerika entſtand. In dieſem findet man die altromantiſche Unerſchöpflichkeit in der poetiſchen Amplifikation eines Lieblingsgedankens, der durch einen immer wiederkehrenden Refrain unterſtützt wird, mit allem Zauber der Verſifikation Metaſtaſio's vereinigt. Coſta lebte den Muſen bis an ſein Ende. Er ſtarb in dem letzten Decennium des 18ten Jahrhunderts. In der Vorrede, die er zu der Herausgabe ſeiner Gedichte: Obras de Claudio Manoel da Costa etc. Coimbra 1768, 8vo, ſchrieb, theilt der liebenswürdige Dichter mit der größten Beſcheidenheit einige Notizen von ſeiner Perſon mit; dieſe ganze Vorrede iſt ein lehrreicher Beitrag zur Geſchichte der portugieſiſchen Poeſie.

Coſter (Johann Lorenz) war 1370 in der Stadt Harlem geboren. Wenn man das eigentlich Geſchichtliche in ſeinem Leben von den eingeſtreuten Sagen trennt, ſo war er 1417 Offizier in der Bürgergarde in ſeiner Vaterſtadt; 1418 Mitglied des Stadtraths, in welchem er die Würde eines Schöppen und Schatzmeiſters bekleidete; ſeit dem Jahre 1421 aber Küſter an der Parochialkirche zu Harlem, und fand ſeinen Tod wahrſcheinlich bei jener Seuche, welche im J. 1439 ſeine Vaterſtadt heimſuchte. Seit der Mitte des 16ten Jahrh. erſcheint ſein Name auf einmal in den Jahrbüchern der Buchdruckerkunſt, indem ihn Adrian Junius in ſeiner Batavia als Erfinder derſelben aufführt. Junius, welcher ſeine Geſchichte der Buchdruckerei meiſt aus vorhandenen mündlichen Sagen zuſammenſetzte, erzählt in derſelben, daß Coſter oft in ein nahe gelegenes Stadtgehölze geluſtwandelt ſey, und zum Zeitvertreibe Züge in Buchenrinde gravirt, welche Gewohnheit ihn veranlaßt habe, dieſe Einſchnitzung auf ganze Zeilen überzutragen, und am Ende volle Seiten in Holztafeln zu ſchneiden. Auf dieſe Weiſe ſey ihm der Druck des Spegel onzer Behoudenisse gelungen, worauf er den Guß der bleiernen oder zinnernen Typen vorgenommen habe. Durch die Treuloſigkeit einer ſeiner Gehülfen, Namens Johann, ſey ihm ſein typographiſcher Apparat entwendet worden, welcher damit nach Cöln und Mainz ſich geflüchtet, und daſelbſt Verbreiter der von Coſter erfundenen Kunſt geworden ſey. Alle dieſe Erzählungen ſind aber nur bloße Muthmaßungen, denen nichts als die Glaubwürdigkeit fehlt: da es keinem Zweifel unterliegt, daß Guttenberg anfangs in Straßburg mit beweglichen hölzernen Lettern druckte und daß die gegoſſenen zu Mainz von Schöffer ſind erfunden worden. Trotz dieſer hiſtoriſchen Thatſachen trat der gelehrte Meermann, Rath und Penſionär von Rotterdam, in ſeinen: Origines typographicae (Haag 1765, 2 Bände in 4.) dennoch als Vertheidiger der Behauptung auf, daß Coſter der Erfinder der Buchdruckerkunſt ſey, und eiferte mit einem ſolchen Scharfſinne gegen diejenigen, welchen den Ruhm dieſer Erfindung ſeinem Vaterlande ſtreitig machen wollten, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn er in neuern Zeiten in dem Coning (Verhandeling over het Oorsprong der Boekdrukkunst, 1816) einen trefflichen Sachwalter ſeiner ungegründeten Behauptung fand. Noch heutigen Tages glaubt man dieſe Fabel in Holland, wie man denn ſchon ſeit 1740 das Jubiläum ſeiner Erfindung feierte. Auf dem Stadthauſe zu Harlem errichtete man Coſter eine in Seiden gehüllte Statue, und in einem ſilbernen Kiſtchen ver-

wahrt man ſorgfältig das Speculum salutis, deſſen Druck ihm die Holländer zuſchreiben. Ueber der Thüre ſeines Hauſes, welches 1818 vor Alter einſtürzte, waren vier lateiniſche Verſe von Schrevelius eingehauen, deren zwei letzte nicht weniger ſagen wollen, als daß die Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Coſter ſo ſicher ſey, als das Daſeyn Gottes; denn die Inſchrift ſagt:

Extulit hic, monstrante Deo, Laurentius artem;
Dissimulare virum hunc, dissimulare Deum est.

Er ſtarb um's Jahr 1440. Das Jubiläum ſeiner Erfindung wurde im Jahre 1823 wiederholt. (Vergl. d. Art. Buchdruckerkunſt.)

Coſtnitz oder Conſtanz, die Hauptſtadt des badenſchen Seekreiſes, liegt am linken Ufer des aus dem Bodenſee zum Unterſee fließenden Rheins, und auf der Schweizer Seite am Fuße ſchön angebauter, ſanft anſteigender Hügelreihen. Die Stadt und ihre beiden Vorſtädte ſind theilweiſe befeſtigt, und ungemein weitläufig gebaut; denn ſie zählt nur 4500 Einwohner. Die alte biſchöfl. Reſidenz und die Cathedralkirche enthalten viele ſchöne Denkmäler gothiſcher Skulptur und Architektur. Die Stadt wird mit den auf dem andern Ufer des Rheins liegenden Vorſtädten durch eine Brücke verbunden; ſie iſt wegen des Conſiliums, welches hier 1414—1418 gehalten wurde, ſehr bekannt. Es war die Zeit, wo ſich 3 Päpſte zugleich auf den Stuhl Petri zu ſchwingen ſtrebten, und dadurch die Kirche in unſelige Verwirrung zu ſtürzen drohten. Um dieſem Unfuge zu ſteuern, verſammelte ſich in Conſtanz eine Kirchenverſammlung, in welcher zugleich die Lehre des Johann Huß und Hieronymus von Prag unterſucht und verworfen, Beide degretirt, und dem weltlichen Arme überantwortet wurden.

Coſtume iſt in den Vorſtellungen, die aus der Geſchichte der Völker genommen ſind, das Zufällige, in ſofern es durch die allgemeine Gewohnheit des Volkes und der Zeit, woraus der Gegenſtand genommen iſt, beſtimmt wird; oder es iſt das, was mit den Moden und Gebräuchen der Völker und Zeiten übereinkömmt. Grobe Fehler gegen das Coſtume ſind ſehr anſtößig. Unter den Malern hat Paolo Veroneſe am Schwerſten dagegen geſündigt; denn er ſtellte die Jünger Chriſti in Kleidern vor, die den ſpätern Mönchsorden eigen ſind; und ſogar der große Raphael hat eine heilige Familie in einem mit corinthiſchen Säulen prangenden Stalle gemalt. Wie vielfach und grob mußten daher die Profanen in der Malerei anſtoßen, wenn ſo hoch gefeierten Meiſtern ſolche Mißgriffe entſchlüpft waren? — Dieſes geſchah denn auch, und vorzüglich im 16ten Jahrhundert, wo man überhaupt das Neue ſo gierig auffing. Nicht weniger als den Malern und Bildhauern iſt auch den Schauſpielern die Kenntniß des Coſtums erläßlich. Doch iſt es ihnen, wie überhaupt den Künſtlern, erlaubt, das Coſtume zu idealiſiren. In jenen Zeiten, wo das Theater noch auf den untern Stufen der Bildung ſtand, fehlte man vorzüglich gegen das Coſtume. Auf allen europäiſchen Bühnen mußte der Schauſpieler, er mochte nun einen Griechen oder Römer, einen Aſiaten oder Afrikaner ſpielen, ſich in die Modetracht hüllen, die gerade die Zeit und das Publikum gewählt hatte. Man ſah daher griechiſche, türkiſche und peruaniſche Prinzeſſinnen in einem langen goldgeſtickten Sammetmantel, und Merope und Cleopatra in einem Reifrocke auf den Bühnen figuriren. Eben dieſe Mißgriffe geſchahen in den Dekorationen, wo man ebenfalls auf Zeit- und Lokalverhältniſſe keine Rückſicht nahm. — In Frankreich fing man zuerſt an, dem Wahren auf die Spur zu kommen, paſſende Coſtumes und Dekorationen einzuführen. In Deutſchland aber wurde dieſen Fehlern erſt, und zwar langſam, im 18ten Jahrh. abgeholfen. Beſonders haben ſich in der neueſten Zeit das Berliner Nationaltheater, ſo wie das Wiener Hoftheater rückſichtlich des Coſtumes um die deutſche Bühne weſentliche Verdienſte erworben. Baxters, Michaelis, Spalarts,

Kaiſerers, Hentſchels, Beckers und Müllners Schriften und Abbildungen über das Coſtume können hier vorzüglich empfohlen werden.

Cosway (Maria), eine geborne Hadfild, aus Livorno, wo ihr Vater Gaſtwirth war. Sie war von angenehmer Geſtalt, und Harfe und Bücher waren von früher Jugend an ihre beſtändigen Begleiter. Sie heirathete den braven brittiſchen Miniaturmaler Richard Cosway, widmete ſich hierauf gänzlich der Malerei, und wurde eine ausgezeichnete Künſtlerin. Die engliſchen Gallerien ſind voll von ihren trefflichen Gemälden. Die Gedanken, die Farbengebung, und der ganze Ton, die in ihren Gemälden herrſchen, haben etwas Auffallendes und wahrhaft Geniales. Sie malte hiſtoriſche, allegoriſche Landſchaftsgemälde und Bildniſſe, und ſtach zugleich in Kupfer. Nachdem ſie in London etliche Jahre zugebracht, ging ſie nach Paris, um im Louvre eine Reihe von Copien zu machen, welche ſie nach England ſchicken, und in Kupfern herausgeben wollte, welcher Plan auch 1802 zum Theil ausgeführt, aber vernichtet wurde, als der Krieg zwiſchen beiden Ländern ausbrach. Der Verluſt ihres einzigen ſchönen, und geliebten Kindes bewirkte in ihr eine völlige Verachtung ihres Daſeyns. Melancholie endigte im Jahre 1804 zu Paris das Leben dieſer merkwürdigen Künſtlerin.

Côté droit, Côté gauche, rechte und linke Seite, eine Benennung, die ihre Entſtehung der Spaltung in der franzöſiſchen Deputirtenkammer verdankt. Im engliſchen Parlamente nimmt bei der Eröffnung der Sitzungen der Sprecher nebſt den Deputirten der Stadt London auf der rechten Seite Platz, im Verlaufe der Unterhandlungen überlaſſen ſie ſolche den Miniſtern nebſt ihrem Anhange. Die Oppoſitionspartei verſammelt ihre Glieder auf den gegenüberſtehenden Bänken. In Frankreich hat die Oppoſitionsfaktion immer auf der linken Seite Platz genommen, und weil ſich die exaltirteſten Mitglieder des Nationalkonvents auf die letztern höher ſtehenden Bänke dieſer Seite niederließen, erhielten ſie den Namen Berg. Die Antiliberalen oder Anhänger der Legitimität dehnten ſich über den Raum in den vordern, niedrigen Theilen des Saales aus, welchen man mit der Benennung Ebene, Bauch, oder Moraſt belegte. Noch bis auf dieſe Stunde beſteht dieſe Trennung und Ausſcheidung in der Deputirtenkammer Frankreichs. Die Miniſterialpartei hat in der Mitte ihren Platz, und weicht, je weiter ſich die Deputirten in den verſchiedenen Richtungen des Royalismus oder Liberalismus von ihnen entfernen, auch deſto weiter im Sitzen von ihnen ab. Die äußerſte rechte und die äußerſte linke Seite ſind die beiden entgegengeſetzten, ſich ſtets an einander reibenden Pole der öffentlichen Meinung. Seit 1815 war die rechte Seite die ſtärkere, und wenig Beſchlüſſe wurden gefaßt, die nicht von ihr ausgingen; ſeit 1815 bis 1819 konnte die Linke keinen entſcheidenden Beſchluß gegen ſie durchſetzen, und ſeit dem Jahre 1819 erhielt die Rechte völlig die Oberhand. Ob die, von der linken gegen die rechte Seite erhobene, Anklage, daß ſie die Kirchengewalt zu erhöhen und zu verſtärken, die Adelsherrſchaft zu befördern, die Belaſtung des Grundeigenthums mit Unveräußerlichkeit und lehnrechtlichen Leiſtungen, mit Ausſchließung der Gemeinen von höhern Ehrenſtellen herzuſtellen ſuche, gegründet oder ungegründet ſey, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Cothurn war bei den Griechen und Römern ein hochgeſchnürter Schuhe oder Halbſtiefel, mit hohen Abſätzen, deſſen ſich beide Geſchlechter bedienten, um in vergrößerter Geſtalt zu erſcheinen. Aeſchylos, der Reformator der alten griechiſchen Tragödie, gab den Schauſpielern außer den Masken und dem langen ſchleppenden Gewande noch den Cothurn, damit ihre Figur der Würde des Helden, den ſie ſpielten, deſto angemeſſener erſcheine. Daher be-

zeichnet der Cothurn auch im uneigentlichen Verſtande nicht nur die Tragödie ſelbſt, ſondern auch die ihr zukommende erhabene Sprache und Schreibart. In beider Bedeutung nimmt Horaz den Ausdruck Cothurnus. Auch bedienten die Alten ſich auf der Jagd der Cothurne (in dieſen wird Diana als Jagdgöttin dargeſtellt), dieſe unterſcheiden ſich aber durch ihre weniger hohen Abſätze.

Cotin (Charles), Almoſenier des Königs, und Canonikus von Bayeux, war 1604 zu Paris geboren. Einen berühmten Namen erhielt er durch ſeine Mißhandlung in Boileaus Satyren. Wenn man jedoch ſeine Schutzſchrift in Perraults Vergleichungen lieſ't, ſo erſcheint ſein Charakter von einer weniger verdächtigen Seite, als er in der Regel geſchildert wurde. Seine Kenntniſſe in den Alterthumswiſſenſchaften waren nicht unbedeutend, und ſeine Gedichte, welche er nach griechiſchen Muſtern gebildet hatte, ſind nicht ohne Intereſſe. Nicht der Reim, ſondern die Perſönlichkeit Cotin's, welcher Boileau im Hotel Rambouillet als einen gefährlichen Menſchen geſchildert hatte, bewog dieſen, ihn zur Zielſcheibe ſeiner Satyren zu machen. Hierdurch tief verletzt, bot er Alles auf, dieſen vielvermögenden Dichter wieder zu beſänftigen, aber unglücklicher Weiſe verwickelte er ſich in Klatſchereien, wodurch er ſich den Haß Molière's zuzog, der ihn in ſeiner Comödie Les Femmes savantes unter dem Namen Triſſotin auf die Bühne brachte, und ihn dem Spotte des Publikums Preis gab. Das Sonett auf die Prinzeſſin Urania rührt von dem Abbe Cotin her, und war auf eine gewiſſe Madame de Nemours gedichtet. Den Streit, in welchem er mit Menage zu der Zeit gerieth, als er jene Verſe ſeiner Dame vorlas, und die Artigkeiten, welche ſich Beide bei dieſer Gelegenheit gegen einander austauſchten, ſind faſt dieſelben, welche Molière dem Triſſotin und Vadius in den Mund legt. Seit dieſer Zeit trat er nicht mehr als Schriftſteller auf. Cotinen überraſchte der Tod im Jahre 1682.

Cotin, Cottin (Sophie Riſteau), bekannter unter dem Namen Madame Cottin, eine eben ſo geiſtreiche als gemüthvolle Romandichterin Frankreichs, war 1773 zu Tonneins im Deparment Lot und Garonne geboren. In ihrem 17ten Jahre wurde ſie an einen Banquier aus Bordeaux verheirathet. Die Neuvermählten zogen nach Paris, wo unſere an Geiſt und Herz gleichſchöne Dichterin nach einigen froh verlebten Jahren ihren Gatten verlor. Der Schmerz über dieſen unwiederbringlichen Verluſt ließ ſie der großen Welt entſagen, und ſich in die Einſamkeit vergraben, wo ſie, außer der Umgebung einiger wohlwollenden Freunde, nur mit dem Geiſte ihres abgeſchiedenen Gatten und den Muſen Umgang pflog. Hier ſchrieb ſie zu ihrer Zerſtreuung manche gemüthliche Blätter, deren Inhalt bloß ihren vertrauten Freunden eine genußreiche Unterhaltung gewähren ſollte, ohne dabei auf ein größeres Publikum Anſpruch zu machen. So hatte ſich ihre Begeiſterung für Tugend in mehreren kleinen, leicht entworfenen, aber anſprechenden Gedichten, ſo wie in einer romantiſchen Geſchichte von 200 Seiten auf eine erfreuliche Art ausgeſprochen, als ein unerwarteter Vorfall ſelbige in's Publikum brachte. Einer ihrer Freunde nämlich ſprach ſie um fünfzig Louisd'or an, um Frankreich, aus dem er verbannt war, zu verlaſſen. Mad. Cottin verkaufte ihre einzelnen Blätter, und das Publikum empfing (1798) die Claire d'Albe (Clara von Alben). Durch dieſe Wohlthätigkeit erhielt die Romanenliteratur Frankreichs ein Geſchenk, ohne zu wiſſen, von wem, und zu welchem edlen Zwecke der ſchriftſtelleriſche Ertrag war verwandt worden. Nicht ſowohl der Erfolg dieſes Buchs, als das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, beſtimmte ſie ferner, als Schriftſtellerin aufzutreten. Malvina (1800 4 vol.); Amélie Mansfield (1802 4 vol.), und Elizabeth, ou les Exilès de Sibérie (1806) folgten dieſen erſten. Aber mit ihrer Mathilde (6 Vol.) jener

Mathilde! fruit heureux, noble et touchant ouvrage,
Du génie et du sentiment,
Ou la religion, sublime en son langage,
Persuade un héros, triomphe d'un amant,
Et d'un fier Musulman fait un Chrétien fidèle —

durch deren deutſche Bearbeitung Renda ſich großen Beifall, beſonders bei den Frauen erwarb, errang ſie ſich die Palme als Romandichterin. Den Gewinn ihrer Schriftſtellerei verwandte ſie zu wohlthätigen Zwecken, und ſo ſehr ſie die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit an den Frauen tadelte, ſo wünſchte ſie nur für ein Werk religiöſen Inhalts, ſo wie für ein anderes über die Erziehung, eine günſtige Aufnahme, an deren Vollendung ſie aber eine ſchmerzensvolle Krankheit hinderte. Betrauert von allen Edlen, die ſie kannten, ſtarb ſie nach einem dreimonatlichen Leiden am 25. Aug 1807. Die Herausgabe ihrer Schriften beſorgte der Profeſſor Michaud, unter dem Titel: Oeuvres complétes de Madame Cottin. Paris 1820.

Cotopaxi, ein 18.000 Fuß hoher Vulkan der ſüdamerikaniſchen Anden in der neugranadiſchen Intendantſchaft Quito. Dieſer ungeheure Berg, der die Geſtalt eines coloſſaliſchen Kegels hat, und mit Schnee und Eis bis zum Gipfel bepanzert iſt, erſcheint vorzüglich, wenn die Abendſonne ihn umſtrahlt, in einem unbeſchreiblich wundervollen Glanze. Die Eis- und Schneedecke ebenet jede Schlucht und Abſtufung deſſelben, ſo daß er als ein regelmäßiger Kegel in die Wolken ragt. Faſt immer wirft er Feuer, Lava und Felſen aus, die mehrere Quadratmeilen umher das Land bedecken, und, aufgethürmt, große Berge bilden könnten. Im Jahr 1738 ſtieg eine Feuerſäule aus ſeinem Krater, 3000 Fuß hoch; 1744 hörte man das Getöſe in ſeinem Innern zu Honda in einer Entfernung von mehr als 100 deutſchen Meilen; 1768 am 4ten April verfinſterte die ausgeworfene Aſche die Luft dergeſtalt, daß die Einwohner der nahgelegenen Städte Hambato und Tacunga bis 3 Uhr Nachmittags mit Laternen umhergehen mußten; am Fürchterlichſten wüthete er 1803. Damals befand ſich gerade Herr von Humboldt, welcher das Jahr vorher den Cotopaxi beſuchte, zu Guajaquil, an die 40 deutſche Meilen vom Fuße des Berges, und verſichert, das donnernde Getöſe dieſes Vulkans beſtändig fort, einem ununterbrochenen Artilleriefeuer vergleichbar, gehört zu haben. Er findet, nach ſeiner Behauptung, es jeder menſchlichen Anſtrengung unmöglich, je den Gipfel des Cotopaxi zu erſteigen.

Cottabus, Cottabismus, hieß ein bei den alten Griechen ſehr beliebtes Spiel, womit ſie gewöhnlich nach aufgehobener Tafel ſich zu beluſtigen pflegten. In Sicilien erfunden, war es vorzüglich bei den Athenern im Gebrauch, und hatte folgende Beſchaffenheit: Man ſteckte einen kleinen Stab ſenkrecht in die Erde, über dem man einen ähnlichen wagerecht ruhen ließ, deſſen beiden Enden eine Schale angehängt wurde. Unter jeder der beiden Schalen befand ſich ein mit Waſſer gefülltes Becken, und in dem Waſſer eine eherne Statue, die Manes hieß. Jetzt ergriffen die Spielenden, Cottabizontes, ein Gefäß mit Wein, ſtellten ſich in kurzer Entfernung vom Stabe hin, und verſuchten, ihren Wein in eine jener Schalen zu bringen, damit ſie, davon gefüllt, niederſinken, und den Kopf der unter dem Waſſer ſtehenden Statue berühren möchte, wodurch ein eigener Schall verurſacht ward. Wer den Wein ſo geſchickt hineinzubringen wußte, daß nichts davon auf die Erde floß, und zugleich der ſtärkſte Schall erfolgte, dem ward der ausgeſetzte Preis zu Theil. — Die Griechen hielten ſo viel von dieſem Spiele, daß ſie ganz geeignete, künſtlich dazu angefertigte, Gefäße, und runde Zimmer bei ihren Häuſern hatten, in der Abſicht erbaut, damit die Cottabizontes von dem in der Mitte ſtehenden Cottabus gleichweit entfernt ſeyn möchten. Jener, durch die auf den Kopf der Statue

niedergedrückte Schale verurſachte, Schall hieß Latax; der in die Schale geſchleuderte Wein hieß Latage, und bisweilen ſelbſt Latax; das Schleudern, ſo wie der Becher, aus dem der Wein geſchleudert ward, hieß Ancyle, daher ſich die Kottaboi agkoletoi beim Aeſchylos erklären laſſen. Die bei dieſem Spiele üblichen Gefäße hießen Cottabi und Cottabydes; die Preiſe, welche in Zuckerkuchen, Küſſen u. ſ. w. beſtanden, hießen Cottabia. — Um dieſes Spiel von andern mehr oder weniger ähnlichen zu unterſcheiden, nannte man es Katakton Kottabon. Eine andere Art von Cottabus nämlich war dieſe, wo man ein mit Waſſer gefülltes Gefäß hinſtellte, auf dem mehrere kleine Schüſſeln ſchwammen. In dieſe ward mit einer gewiſſen Fertigkeit Wein aus Bechern geſchleudert, und wer die meiſten Schüſſelchen zum Unterſinken brachte, erhielt den Preis.

Cottus, ſ. Centimanen.

Cotys, ein König in Thracien und Sohn des Phemetalies. Nach dem Tode des Letztern theilte Auguſtus deſſen Reich zwiſchen Cotys und ſeinem Bruder Rhascuporis. Erſterer erhielt den beſſeren, an Griechenland gränzenden, Theil von Thracien. Dadurch wurde die Eiferſucht des Letztern gereizt; er fiel in die Länder ſeines Bruders ein, und riß die fruchtbarſten Gegenden an ſich. Cotys ſtellte ſich nun an die Spitze eines mächtigen Heeres, um die verlornen Ländereien wieder zu erobern. Als aber beide Brüder gegen einander zu Felde ziehen wollten, befahl ihnen Tiberius, die Waffen niederzulegen, und ihre Anſprüche dem römiſchen Volke zur Entſcheidung zu überlaſſen. Dies geſchah auch. Rhascuporis verlangte indeß eine Unterredung mit ſeinem Bruder, ließ ihn aber während derſelben verrätheriſcher Weiſe in Verhaft nehmen, unter dem Vorwand, er ſey dadurch dem Anſchlage des Cotys nur zuvorgekommen. Nun befahl ihm Tiberius, den Cotys nach Rom zu liefern, und in eigener Perſon vor dem Senate zu erſcheinen. Allein Rhascuporis ließ ſeinen Bruder heimlich ermorden, und das Gerücht verbreiten, als habe er ſich ſelbſt entleibt. Tiberius nahm die Miene, als glaubte er dieſer Sage, wiederholte aber den Befehl, daß er in der Hauptſtadt erſcheinen ſolle. Da er ſich weigerte, ſo ließ ihn Tiberius durch ſeinen vertrauten Freund Pomponius Flaccus auf das römiſche Gebiet locken, wo er gefangen genommen, und dann nach Rom gebracht wurde. Hier klagte ihn die Gemahlin des Cotys an, überführte ihn des ſchändlichen Meuchelmordes, und ſo wurde er nach Alexandrien ins Exil verwieſen. Als er bald darauf einen Verſuch zu entfliehen machte, ließ ihn Tiberius hinrichten. Thracien wurde nun zwiſchen Rehmatelies, des Rhascuporis Sohn, und den Söhnen des Cotys getheilt. Cotys war auch ein Freund der Muſen. Ovid dedicirte ihm die neunte Elegie ſeines dritten Buches de Ponto.

Coucy (Raoul de), Caſtellan des Schloſſes gleiches Namens, von welchem ſein Oheim der Beſitzer war, lebt noch jetzt in den ſchönen und zärtlichen Gedichten fort, die er auf die Geliebte ſeines Herzens, die Dame Faïel, verfertigte. Dieſe ließ ihn erſt lange ſchmachten, endlich aber nach einer Krankheit, in die er aus Sehnſucht verfiel, ſchenkte ſie ihm ihre Gunſt. Durch Verrätherei einer Dame, die den Ritter Coucy ebenfalls liebte, und durch ihren eiferſüchtigen Scharfblick das Verſtändniß mit der Frau von Faïel entdeckte, erfuhr der Ritter Faïel die Untreue ſeiner Gattin. Coucy glaubte ſich von nun an nicht mehr ſicher, und folgte ſeinem Könige Ludwig IX., dem Heiligen, auf dem Kreuzzuge nach dem Morgenlande hin. Zum Abſchied gab ihm ſeine Geliebte eine Locke von ihrem Haar, mit Seide und Perlen durchflochten, zum Zeichen der Liebe mit; und er focht tapfer im Beſitz dieſes Schatzes, den er auf ſeinem Helme trug. Als er aber in Aegypten von einem Pfeile tödtlich verwundet war, gab er ſterbend ſeinen Knappen den Befehl, nach ſeinem Tode ſein Herz zu der Haarlocke der Frau von Faïel zu fügen, und Beides der Dame

wohlverwahrt und heimlich zu überbringen. Der Knappe war mit dem Trauergeſchenke ſchon in der Nähe des Schloſſes der Dame angekommen, als er von ihrem Gemahl ertappt wurde. Der barbariſche Herr von Faïel nahm eine gräßliche Rache an ſeiner Frau. Er ließ das Herz des treuen Ritters durch ſeinen Koch zubereiten, und, wie ein zweiter Atreus, ſeine Gattin davon ſpeiſen. Die unglückliche Frau ſoll, nachdem ſie erfahren, was ihr begegnet war, nach dieſer ſchrecklichen Mahlzeit ſogleich den Hungertod gewählt haben, um ihrem Leiden ein Ende zu machen. Dieſe Geſchichte begab ſich um's Jahr 1192. Coucy fiel in ſeinem 25. Jahre unter dem Schwerte der Ungläubigen, nachdem ſeine hohe Liebe zu der Dame Faïel 2 Jahre gedauert hatte. Die vollſtändige Erzählung der Begebenheiten des Ritters von Coucy und der Dame Faïel befindet ſich in der Bibliothek des Königs von Frankreich zu Paris, unter Nro. 195, und iſt im J. 1228 verfaßt. Aus den Mémoires historiques sur Raoul de Coucy (Paris 1781. 12.), worin die Lieder der Liebe des Caſtellans in alter Sprache mit beigefügter Ueberſetzung und alter Muſik dazu geſammelt ſind, iſt dieſe Erzählung geſchöpft, und hiernach erſcheint er, Raoul de Coucy, und nicht ſein Neffe Renand von Coucy, wie es von einer ähnlichen deutſchen Encyklopädie nach franzöſiſcher Ueberſetzung geſchehen iſt, als Held dieſer tragiſchen Begebenheit, welche die Romanziers zu manchem gefühlvollen Liede begeiſterte.

Couliſſen heißen eigentlich die Falzen oder Fugen an einem Rahmen, in denen ein Schieber hin und wieder geht; vorzugsweiſe aber nennt man auf den Theatern die an ſolchen Schiebern befeſtigte und bemalte Leinwand, welche bei jeder Veränderung der Scenen vor- und zurückgeſchoben werden kann, Couliſſen. Auf den Bühnen der Alten waren ſie nicht eingeführt. Noch im 16ten Jahrhundert, wo man neue Theater zu bauen anfing, waren die Seitenwände nicht mit beweglichen Maſchinen verſehen. Ueberhaupt gab es nur wenige Hülfsmittel, die Täuſchung der Zuſchauer durch Verzierungen der Bühne zu befördern. Man überließ es der Phantaſie eines Jeden, Ort und Umſtände ſich zu bilden. Der italieniſche Architekt Serlio († 1540) war der Erſte, welcher an den Seiten der Bühne Couliſſen ſo anbrachte, daß ein Zwiſchenraum blieb, und man hinter jeder hinweg gehen konnte. Nach dieſer Einrichtung wurde auch eine beſſere Beleuchtung möglich, die dem Auge entzogen, und nur durch ihre Wirkungen ſichtbar nach Umſtänden verſtärkt und geſchwächt werden konnte. Auch waren von jetzt an die Couliſſen das Mittel, paſſende Dekorationen anzubringen, um das Wo und Wie mit der Handlung zugleich darzuſtellen, und ſo gleichſam auf alle Sinne zu wirken. Um aber die Täuſchung der Zuſchauer noch mehr zu ſteigern, müſſen die Couliſſen perſpektiviſch geſtellt ſeyn, und einander decken. In dieſer Hinſicht gewähren breite Couliſſen einen beträchtlichen Vortheil, weil alsdann auf jeder einzelnen Couliſſe ein großer Theil der Vorſtellungen perſpektiviſch gemalt werden kann, wodurch ein beſſerer Zuſammenhang ins Ganze kommt.

Coulomb (Charles Auguſtin de), einer der erſten Geometer des Pariſer Inſtituts, und ein berühmter Phyſiker Frankreichs, war 1736 zu Angouleme geboren. In ſeinem Jünglingsalter trat er in's Geniecorps, ging nach Martinique, und erbaute dort das Fort Bourbon. Im J. 1781 erhielt ſeine Theorie des machines simples den darauf ausgeſetzten Preis der Akademie, und noch in demſelben Jahr wurde er als Mitglied in dieſe gelehrte Geſellſchaft aufgenommen. Stets thätig und geſchäftig auf dem Felde der Mechanik, zeigte er in dieſer Disziplin in ſchwierigen Fällen eine reife Beurtheilungsgabe. Als man den Ständen von Bretagne einen Plan zur Anlegung ſchiffbarer Canäle in ihrer Provinz vorgelegt hatte, wurde er als Regierungs-Commiſſär an Ort und Stelle abgeſandt, um ſein Gutachten abzulegen. Cou-

lomb entſchied, daß der Nutzen dieſes Canals mit den Koſten ſeiner Anlegung in keinem Verhältniß ſtehe, und trug darauf an, ſein Graben zu unterlaſſen. Er widerſprach hier dem Intereſſe einiger Miniſter, und wurde deßhalb wegen ſeiner Rechtlichkeit in die Abtei eingekerkert. Hierüber erzürnt, verlangte Coulomb ſeinen Abſchied, welchen man ihm aber nicht ertheilte. Man ſandte ihn auf's Neue nach Bretagne, und zum zweiten Male fällte er mit edler Freimüthigkeit daſſelbige Urtheil, worauf ihn die Stände von Bretagne mit einer Sekundenuhr mit dem Wappen der Provinz beſchenkten, die er von nun an bei allen ſeinen Verſuchen zu Rathe zog. Mit dem Ausbruche der Revolution legte Coulomb, welcher mittlerweile Ritter des Ludwigs-Ordens und Obriſtlieutenant im Geniecorps geworden war, ſeine Stelle nieder, und zog ſich in die Einſamkeit zurück, um ganz der Erziehung ſeiner Kinder zu leben. In dieſer Muße führten ihn die Forſchungen über die Kraft, womit gebogene Metallfäden zurückſpringen, auf die innerſten Geheimniſſe des Magnetismus und die Lehre der Elektrizität, worin er deßhalb treffliche Aufſchlüſſe fand, weil er gewohnt war, in allen ſeinen Unterſuchungen ſtets Rechnung und Beobachtung mit einander zu verbinden. Das Reſultat ſeiner Forſchungen erſchien in mehreren Journalen unter dem Titel: Mémoires sur l'aimant et l'électricité. Nach Wiederherſtellung des Inſtituts als Mitglied demſelben einverleibt, feierte er ſeinen Eintritt (1804) durch ſein Mémoire curieux sur l'effet de la chaleur, und erhielt in der Folgezeit die Stelle eines General-Aufſehers des öffentlichen Unterrichts, in welcher Eigenſchaft ihn der Tod (am 23. Aug. 1806), zu früh für ſein Fach, dem Kreiſe der ihn liebenden Seinen entriß.

Coup, Schlag, Stoß, Hieb, Stich u. ſ. w. Da dieſes franzöſiſche Wort in die Converſationsſprache übergegangen iſt, und eine ſehr umfaſſende Bedeutung erhalten hat, ſo verdient es hier eine weitere Entwickelung. Ueberhaupt bedeutet es eine ſchnelle That, ein glückliches Unternehmen. Zur nähern Bezeichnung erhält dieſes Wort noch beſtimmende Zuſätze, als Coup-de-main, in der Kriegsſprache ein plötzlicher und kühner Angriff. — Coup-d'oeil, der ſchnelle Blick, womit man die Gegenſtände und ihre Verhältniſſe richtig beurtheilt und durchſchaut. — Coup-de-Théatre, Theatercoup, iſt auf der Bühne die Ueberraſchung der Zuſchauer, welche durch Veränderung der Dekoration, oder Gruppirung der Perſonen u. ſ. w. vorbereitet und ausgeführt wird. — Coup-d'état, Hauptcoup, heißt die durchgreifende Maaßregel, die ein Staat bei entſcheidenden und wichtigen Umſtänden ergreift; dann auch nennt man eine Handlung, welche auf den Staat, eine Schlacht, welche auf Beendigung des Kriegs u. ſ. w. Einfluß hat, Hauptcoup.

Coupon, eigentlich ein abgeſchnittenes Stück, beſonders bedeutet es die den Staatsſchuldſcheinen beigefügten Zinsſcheine, wovon bei jeder Auszahlung einer abgeſchnitten, und der auszahlenden Claſſe zum Beleg gegeben wird. Da ſie an den Theil, von dem ſie abgeſchnitten ſind, genau paſſen müſſen, ſo kann dadurch dem Betruge vorgebeugt, und das Nachmachen derſelben verhindert werden.

Courbiere (Guilleaume René, Baron de l'Homme), königlich-preußiſcher Feldmarſchall, und ewig denkwürdiger Vertheidiger von Graudenz, war am 25ten Februar 1733 zu Gröningen in Holland geboren. Seine Familie ſtammte aus Frankreich, und mußte, durch das Religionsedikt von Nantes gezwungen, ihr Vaterland nebſt ihren Gütern bei Grenoble verlaſſen. Schon mit ſeinem 14ten Jahre trat Courbiere in's Heer, und erhielt von ſeinem Vater, welcher holländiſcher Major war, eine treffliche Bildung als Krieger. Bei der Belagerung von Bergen op Zoom (1747) erwarb er ſich durch ſeine bewieſene Bravour einen hohen Ruf; nach der Uebergabe dieſes Platzes erhielt

er den Rang eines Lieutenants. 1757 trat er als Ingenieurcapitän in preuß. Dienſte, und zeigte ſein kriegeriſches Talent bei der erſten Belagerung von Schweidnitz (1758). Er commandirte im Jahr 1758 ein Freibataillon, mit welchem er manche Großthat verrichtete, und erkämpfte ſich im Jahr 1760 bei der Belagerung von Dresden durch die muſterhafte Hinwegnahme des großen Gartens den Orden pour le mérite. Seine Waffenthaten bei dem Entſatze von Colberg, bei Liegnitz und Torgau, erwarben ihm die Stelle eines Obriſten, und ſeinem braven Regimente wurde unter allen Freibataillonen nach dem Hubertsburger Frieden die Auszeichnung, daß Friedrich der Zweite, während die andern aufgelöſt wurden, es fortbeſtehen ließ. Seit 1780 erblicken wir ihn als Generalmajor, und 1787 als Generallieutenant in Magdeburg, wo er die Bildung und Organiſation zweier Füſelierbrigaden übernahm. Im Kriege am Rhein führte er die Garden bei Pirmaſens an, und der rothe Adlerorden wurde hier der Lohn für ſeine Thaten. 1797 führte er den Oberbefehl über ein in Litthauen neu errichtetes Infanterieregiment, ward mit dem Range eines Generals der Infanterie bekleidet, erhielt 1798 das Gouvernement von Graudenz, und wurde 1802 mit dem ſchwarzen Adlerorden decorirt. Seinen energiſchen Vorſchlägen verdankt die preußiſche Armee mit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs einen erhöhten Sold der Offiziere und Soldaten, und die ſo zweckmäßige Brotverpflegung. Bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Graudenz im Jahr 1807 erwarb er ſich in den preußiſchen Annalen den Lorbeer der Unſterblichkeit. Mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit behauptete er dieſe Feſtung gegen alle Gewaltmaßregeln der Franzoſen, und erhielt dadurch ſeinem Könige bei dem Frieden von Tilſit Weſtpreußen; durch eben jene Behauptung von Graudenz ward nachher in den Jahren 1812 und 1813 die Bewaffnung Oſt- und Weſtpreußens erleichtert, und es den Franzoſen unmöglich gemacht, feſten Fuß an der Weichſel zu faſſen. Nach dem Frieden zum Feldmarſchall und Gouverneur von Weſtpreußen ernannt, ſtarb Courbiere im Juli 1811 in einem Alter von 78 Jahren. Seine Gebeine ruhen in den Wällen, deren tapferer Vertheidiger er war. Ein Monument drückt die Achtung ſeines Königs und die Dankbarkeit der Nation für ſeine Verdienſte aus, und zeigt ſeinen Namen und ſeine Thaten der Nachwelt. Schlicht von Sitten, und gerecht in ſeiner Handlungsweiſe, gränzte ſeine militäriſche Zucht nicht ſelten an Grauſamkeit, die er im 7jährigen Kriege, wo ſeine Freibataillons meiſt aus Zuchthausgeſindel beſtand, angenommen hatte. Stock, Spießruthen und Galgen waren ſeine Disciplinarſtrafen, womit er drohte, und die er auch nöthigenfalls verwirklichte.

Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe der Liebe.

Cours, der Preis der Geldſorten in beſtimmten Gegenden, oder das Verhältniß des Handelswerthes der Münzſorten verſchiedener Staaten mit Zurechnung des Aufgeldes. Nicht allemal richtet ſich dieſer Handelswerth nach dem innern Werthe, und wird daher durch Umſtände verändert. Eben ſo iſt der Wechſelcours der ſteigende und fallende Preis der Wechſel auf auswärtige Handelsplätze. Es werden daher wöchentlich von den verpflichteten Wechſelſenſalen auf der Börſe aller bedeutenden Handelsplätze Courszettel verfertigt. Meiſtentheils findet man darüber die Worte: Briefe und Geld; dieſes zeigt an, daß man zu dem angegebenen Preiſe Geld für Wechſel oder Papier, jenes, daß man zu dem bemerkten Cours Wechſel oder Papier für Geld anbietet.

Court de Gebelin (Antoine), Mitglied mehrerer Akademien, Präſident des Pariſer Muſeums, war 1725 zu Nimes geboren, und ſtarb am 10. Mai 1784. Sein Vater war Proteſtant, und ſah ſich nach der Rücknahme des Religionsedikts von Nantes gezwungen, Frankreich zu verlaſſen, und ſich die Schweiz zu ſeinem Aufenthaltsorte aufzuſuchen. Eine unerſättliche Wißbegierde trieb bald den jungen Gebelin zu den Studien, und

ſobald er die Sprache der Alten verſtehen konnte, verweilte er am Liebſten in ihrem Umgange. Beredſamkeit, Geſchichte, Poeſie und alle Schätze des Alterthums öffneten ihm ihren reichhaltigen Schooß. Schon in ſeinem zwölften Jahre erregte er durch ſeine wiſſenſchaftlichen Fortſchritte Bewunderung und Staunen. Nach Beendigung ſeiner Studien wünſchte ſein Vater, daß er den Beruf eines evangeliſchen Geiſtlichen wählen möchte; allein Gebelin verzichtete auf dieſe Laufbahn, um ganz der Neigung zu ſeinen Lieblingswiſſenſchaften leben zu können. Naturgeſchichte, Mathematik, todte und lebende Sprachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, Alles ſtudirte er, und verſchlang es gleichſam. Nach dem Tode ſeines Vaters machte er eine Reiſe in die Provinz Languedoc zu ſeiner Schweſter, welcher er das kleine väterliche Erbtheil, ſo ihm geblieben war, abtrat, und kam ſo mit keinen andern Reichthümern, als den Gaben ſeines Genies, nach Paris. Hier knüpfte er mit den geiſtreichſten Männern Verbindungen an. Die folgenden zehn Jahre hindurch beſchäftigte er ſich mit Einſammlung von Materialien, entwarf den Plan zu ihrer Verbindung, und es erſchien ſeine Monde primitif (Urwelt). Ein Kritiker fällt darüber folgendes Urtheil: „Dieſes Werk erregt durch die unerſchöpfliche Gelehrſamkeit, die es umfaßt, unſere Bewunderung, und gereicht vorzüglich in Anſehung des Genies, welches die Theile, aus denen es beſteht, ſo geſchickt zu vereinigen gewußt hat, der franzöſiſchen Nation zur größten Ehre.“ Die Urſprache (la langue primitive) iſt darin erwieſen, entwickelt, und genau bezeichnet; die offenbaren Ungereimtheiten der Mythologie ſind darin aufgedeckt und berichtigt, und dieſer Theil der grauen Vorzeit gewinnt unter ſeiner Feder ein neues Leben. Er entwirft darin ein Gemälde von den erſten Einrichtungen der unter ſich verbundenen Menſchen, ihrer Geſetze und Gebräuche, ihrer Schrift und ihres Geiſtes. Der Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Akademie entging ein ſo talentvoller Schriftſteller nicht. Um ihm in ſeinem eben ſo nützlichen, als koſtſpieligen Unternehmen hülfreiche Hand zu bieten, bewilligte ſie ihm zwei Mal hintereinander den für denjenigen Schriftſteller ausgeſetzten Preis, welcher im Laufe des Jahres das ſchätzbarſte Werk würde drucken laſſen. Ein anderes Werk von Gebelin, das ihm die Achtung der Nachwelt ſichert, iſt ſein Musée (Muſeum). Gebelin verband mit einer edlen Anſpruchsloſigkeit und Gutmüthigkeit Sanftheit und Natürlichkeit ſeiner Sitten. Als noch ſo geiſtreicher Gelehrter, war er des Neides auf fremdes Verdienſt unfähig, und nahm an keinen Federkriegen, jenen entehrenden Scenen des menſchlichen Geiſtes, Antheil. Oft ſagte er: „die Republik der Gelehrten iſt kein Kampfplatz, und unſere Federn ſind keine Fäuſte. Wir wollen uns gegenſeitig achten, lieben, aufklären, und, ſtatt uns einander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinſchaft ein Gebäude aufführen, der Wahrheit geweiht, uns anvertraut zur allgemeinen Glückſeligkeit.“ — Seine anhaltende Geiſtesanſtrengung ſchwächte ſeine Geſundheit; von einer heftigen Krankheit befallen, nahm Gebelin zu Mesmer ſeine Zuflucht, der durch Anwendung des thieriſchen Magnetismus ſeine Leiden hob. In der Folge trat er daher als Vertheidiger des Mesmer'ſchen Syſtems auf, und ſtarb in einem Alter von 60 Jahren.

Courtois (Jacques), auch Bourguignon genannt, ein franzöſiſcher Schlachtenmaler, wurde 1621 zu St. Hypolita, einem Dorfe unweit Beſançon, geboren. Seinem Vater, welcher Maler war, folgte er in derſelben Laufbahn, übertraf ihn aber bei Weitem. Drei Jahre lang verweilte er in dem Gefolge der Armeen, nahm Lager, Belagerungen und Schlachten auf, und zeigte ſich in dieſer Gattung von Malerei mit großem Talente. Da er in der Folgezeit von ſeinen Feinden angeklagt wurde, daß er ſeine eigene Frau vergiftet habe, ſuchte er bei den Jeſuiten ein Aſyl, und entſagte der Welt.

Digitized by Google

Seine vorzüglichſten Werke findet man in Rom, wo er 1676 ſtarb. In ſeinen Gemälden ſcheint Alles wirkliche Begebenheit; die meiſterhafte Ausführung im Ganzen, das kräftige Colorit und die maleriſchen Hintergründe ſetzen ihn unter die erſten Muſter dieſer Gattung.

Couſin (Johann), ein trefflicher franzöſiſcher Glasmaler, von Soucy bei Sens gebürtig, blühte in der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Sein jüngſtes Gericht in der Sakriſtey der Minimen zu Bois de Vincennes wird für ein Meiſterſtück gehalten. Er iſt einer der erſten Franzoſen, die ſich in dieſer Kunſt hervorgethan haben; auch iſt er einer der vorzüglichſten Hiſtorienmaler aus der franzöſiſchen Schule. Couſin ſtarb im Jahre 1589.

Couſtou (Nicolas), ein bekannter Bildhauer aus dem Zeitalter Ludwigs XV. Er wurde am 9. Januar 1658 zu Lyon geboren, und ſtarb am 1. Mai 1733 als Mitglied der königlichen Maler- und Bildhauerakademie. Nach mehreren Bildungsreiſen, die er nach Italien gemacht, kehrte er in ſein Vaterland zurück, und arbeitete die ſchöne Statue des Kaiſer Commodus, in der Geſtalt eines Herkules, eine der eleganteſten Zierden der Gärten von Verſailles, aus; Paris und Marly ſchmückte er mit vortrefflichen Werken ſeines Meißels. Zwei Gruppen, welche den Proſpekt zweier Pferde darbieten, wie ſie von Reiters Hand gebändigt werden, bleiben würdige Zeugen ſeiner kunſtgeübten Hand. In allen ſeinen Werken bemerkt man den genialen Künſtlergeiſt: erhabene Ideen, einen feinen gebildeten Geſchmack, in ſeinen Zeichnungen ein reines Deſſin, in ſeinen Figuren eine edle Stellung, und eine reiche und zierliche Draperie. — Couſtou (Guillaume), Bruder und Schüler des Vorigen, und Direktor der königlichen Akademie der bildenden Künſte, ſtarb am 22. Februar 1746 in dem 69ſten Jahre ſeines Lebens zu Paris, und erwarb ſich durch die Zahl und die hohe Vollendung ſeiner Werke in der Bildhauerkunſt einen großen Ruhm. Man darf ihn mit ſeinem Bruder gleiches Namens nicht verwechſeln, geſtorben 1746 zu Paris, welcher ſich durch ſein Mauſoleum des Cardinals Dubois in der Kirche St. Honoré ein großes Verdienſt erwarb. Sein Sohn Guillaume, geboren 1716 zu Paris, erbte die Talente ſeines Vaters, und bildete ſie in Rom weiter aus. Schon in ſeinem 19ten Jahre empfing er den Preis in der Bildhauerkunſt; ſein Meißel wurde zu den berühmteſten gezählt, und der Kaiſer Joſeph II. ſelbſt legte ihm einſt bei ſeiner Anweſenheit in Paris den St. Michaelsorden an. Die Statuen der Venus und des Mars, die er 1769 für den König von Preußen, um in dem Muſeum zu Berlin aufgeſtellt zu werden, gearbeitet hatte, wurden allgemein bewundert, und das in der Hauptkirche in der Stadt Sens errichtete Grabmal des Dauphins, Vater Ludwigs XVI., und deſſen vortrefflichen Gemahlin empfehlen ſich durch ihr groteskes Anſehen und majeſtätiſche Einfalt. Die Apotheoſe des h. François-Xavier, welche er in Marmor für die Jeſuitenkirche zu Bordeaux gearbeitet hatte, und ſein Apollo, welchen man zu Bellevue zeigt, tragen eine edle Würde in präziſer Form an ſich.

Covenant nennt man den (1637) in England gebildeten Verein von Mißvergnügten, welcher die Aufrechthaltung der Staats-Religion zum Zwecke hatte. Als hier das Volk die Einführung des Papſtthums fürchtete, griff es, von ſeinen Predigern angeſtiftet, zu den Waffen, und bildete jene Nationalverſammlung, Covenant, die ihre Verfolgungen auf der Stelle mit einer Kriegsmacht vollzog. Nach der Wiederherſtellung des Stuart'ſchen Thrones wurde er 1663 förmlich aufgehoben.

Coventry, Conventry, eine Stadt in der engländiſchen Grafſchaft Warwick am Sherburn, welcher in den Trent fließt, und an dem Canal gelegen, welcher die Themſe mit dem Trent und der Merſey verbindet. Die Stadt iſt der Sitz eines Biſchofs, der zugleich der Lichtfielder Diözeſe in

der Grafſchaft Stafford vorſteht, aber dem Erzbiſchofe von Canterbury untergeordnet iſt. Sie hat bedeutende Seidenband-, Sammet- und Uhrenfabriken; ihr Handel wird durch die glückliche Lage beträchtlich begünſtigt; ſie zählt 2000 Häuſer mit 16.000 Einwohnern. Die Stadt erlangte in dem 16ten und 17ten Jahrhundert faſt daſſelbe Anſehen, wie einſt Abdera im Alterthume. Von den vielen burlesken Streichen der an altmodiſchen Gebräuchen noch hängenden Bewohner dieſer Stadt theilt Lichtenberg (verm. Schriften Thl. 4) folgende Anekdote mit: Zur Erinnerung an eine Gräfin, die in der Mitte des 11ten Jahrhunderts die gute Stadt von dem harten Zolle befreite, reitet alle Jahre an einem gewiſſen Tage ein Mädchen nackend durch die ziemlich lange Hauptſtraße von Coventry — denn das hatte der geſtrenge Graf zur Bedingung ſeiner Milde von der Gräfin verlangt, die es auch gethan, — und ſpeiſt dann in demſelben Habit mit dem Major der Stadt.

Cowley (Abraham), geboren zu London im Jahre 1618, war der Sohn eines Gewürzhändlers, der nicht zu der ärmeren Claſſe gehört zu haben ſcheint, da ſeine Wittwe dem talentreichen Sohne, deſſen Geburt der Vater nicht erlebte, eine literariſche Erziehung geben laſſen konnte. Durch Spenſers Feenkönigin, die Cowley als Knabe in die Hände bekommen, ſoll ſein poetiſcher Geiſt zuerſt ſeyn geweckt worden. Wie ſchnell ſeine Talente ſich entwikkelt haben, beweiſen ſeine früheſten Gedichte. In ſeinem dreizehnten Lebensjahre, als er noch die Weſtminſterſchule beſuchte, ließ er ein Bändchen ſeiner Jugendgedichte drucken, unter denen eins iſt, das er ſchon im zehnten Jahre ſoll geſchrieben haben. Auch ein Luſtſpiel unter dem Titel: das Liebesräthſel, lieferte er, ehe er die Univerſität bezog. Mit achtzehn Jahren kam er nach Cambridge. Hier ſtudirte er mit großem Fleiße die alte Literatur, und mit gleicher Fertigkeit machte er lateiniſche und engliſche Verſe. Einen Theil ſeines epiſchen Gedichts Davideis ſoll er um dieſelbe Zeit als Student zu Cambridge entworfen und ausgeführt haben, als er ſich ſeinen Lehrern durch ein lateiniſches Luſtſpiel, Naufragium joculare überſchrieben, zu empfehlen ſuchte. Er war eben Magiſter geworden, als ihn der bürgerliche Krieg von der Univerſität vertrieb. Aus freier Loyalität, vielleicht auch Widerwillen gegen die Puritaner, wurde Cowley ein warmer Anhänger der königlichen Partei. Er fand einen viel vermögenden Gönner in dem Lord Falkland, durch den er in Verbindung mit dem Hofe kam. Er flüchtete ſich mit der Königin nach Paris; hier trat er als Sekretär in die Dienſte eines Lord Jermin, der beſonders thätig war, eine Verbindung zwiſchen England und den Geflüchteten zu erhalten. Cowley mußte nun ganz als Geſchäftsmann leben, raſtlos arbeiten, und ſogar die Nacht zu Hülfe nehmen, um Briefe zu ſchreiben und zu entziffern. Wie wenig ihn aber dieſe Art von Thätigkeit erfreuete; wie gleichgültig er gegen den Prunk und Schimmer der großen Welt war; und wie ſehr er ſich nach Ruhe und Stille ſehnte, hat er ſelbſt in einer kurzen Notiz über ſein Leben und ſeine Denkart dem Publikum erzählt. Da machte er mitten unter ſeinen Sekretärsgeſchäften die berühmt gewordenen Gedichte, die er unter dem Titel: die Geliebte, im J. 1647 herausgab. Entweder wurde er zuletzt des Geſchäftslebens überdrüſſig, oder man fand, daß er nicht länger dazu tauge. Ohne ſeine Geſinnungen zu ändern, ſuchte er ſicher nach England hinüber zu kommen, als Cromwells entſchiedene Herrſchaft der königl. Partei wenig Hoffnung übrig ließ. Wahrſcheinlich nahm er bei ſeiner Rückkehr nach England den geheimen Auftrag mit, im Stillen für den Hof zu wirken. Das Glück ſchien ſeine Plane nicht zu begünſtigen. Er wurde nach ſeiner Landung in England für verdächtig angeſehen, und gefänglich eingezogen. Die Bürgſchaft, die ein Freund für ihn leiſtete, verſchaffte ihm ſeine Freiheit wieder; aber er ſah ſich nun genöthigt, um ſein Leben nicht wieder auf das Spiel zu ſetzen, ſich von politi-

ſchen Angelegenheiten ganz zurück zu ziehen, und ſich in die Geſetze des Uſurpators zu fügen. Mit ſeinen poetiſchen Studien nicht zufrieden, legte er ſich auf die Naturwiſſenſchaften, und wurde Doktor der Medicin. Beſonders zog ihn die Botanik an, die damals noch nicht wiſſenſchaftlich bearbeitet war. Cowley ſammelte Pflanzen, und beſchrieb ihre Eigenſchaften, ihre Schönheit, ihre Kräfte und ihren Nutzen in lateiniſchen Verſen. Endlich nach der Reſtauration des königlichen Hauſes hoffte er für ſeinen uneigennützigen Royalismus belohnt zu werden. Aber es ging ihm, wie vielen Andern, die damals ähnliche Anſprüche auf Belohnung machen zu dürfen glaubten; er wurde überſehen, und durch die pindariſchen Oden und andere Gedichte, die er ſeitdem herausgegeben hatte, ſtieg zwar ſein Ruhm hoch genug, aber ſein Glück war nicht gemacht. Der lebhafte Antheil, den er an der Einrichtung der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften nahm, trug eben ſo wenig zu ſeiner Beförderung bei, und die poetiſchen Klagen, in denen er nun ſein Herz ergoß, wurden belächelt. Alles, was er durch die Verwendung ſeiner Gönner vom Hof erhielt, war eine einträgliche Pachtung. Als er dieſe antrat und endlich in ländlicher Stille nach ſeinem Wunſche leben zu können glaubte, wurde ſeine Hoffnung noch ein Mal durch Unpäßlichkeit und eine Menge kleiner Unfälle vereitelt. Ohne ſeines Lebens froh geworden zu ſeyn, ſtarb er im Jahre 1667, dem neun und vierzigſten ſeines Alters. Sein Tod brachte ſeine Verdienſte in lebhaftere Erinnerung. Er wurde feierlich in der Weſtminſterabtei neben Chaucer und Spenſer mit großem Pompe beigeſetzt. Die ihn näher gekannt hatten, rühmten einſtimmig, daß er ein trefflicher und liebenswürdiger Menſch geweſen. Cowley gehört zwar nicht zu den Dichtern des erſten Ranges, doch muß er unter ſeinen Zeitgenoſſen hervorgehoben werden, weil er zuerſt die Gränzen der lyriſchen Poeſie in ſeiner Mutterſprache durch Kühnheit der Gedanken und Stärke des Ausdrucks erweitert hat. Seine auffallenden Fehler in der Poeſie ſind eine ungeſchickte Miſchung des Edeln mit dem Niedrigen; gezwungene Wendungen, und weit hergeholte Gedanken; gelehrte Seltſamkeit in manchen Stellen, und nicht ſelten mehr Beredſamkeit und Moral, als Poeſie. Aber dieſe Fehler werden in den ernſthaften und feierlichen Werken dieſes Dichters vergütet durch Wahrheit und Wärme des Gefühls, durch die Energie und das innere Intereſſe der Gedanken, und beſonders durch ſeine philoſophiſch-poetiſchen Anſichten des Lebens. Cowley iſt vorzüglich als Odendichter merkwürdig. Pindar war ihm Ideal und Muſter der Nachahmung. Man wird nicht hingeriſſen von Cowleys lyriſcher Phantaſie, aber doch ſanft fühlt man ſich von ihr angezogen. Die geſchmackloſen Bilder, die er ſich nicht ſelten erlaubt, ſtören in ſeinen pindariſchen Oden freilich, wo Odenpoeſie den kühnſten Flug nehmen will, eben das Intereſſe, welches ſie aufregen ſollen. Aber wo Cowley im Geiſte und Styl der Ode die Anſprüche und Beſchränkungen des Menſchen malt; wo er in dithyrambiſcher Thätigkeit ſchwärmt, wo er ſein Gefühl für Tugend und Seelengröße ausſpricht, oder wo er, wie in der lyriſchen Beſchreibung der Plagen Aegyptens, das Schauderhafte mit dem Großen vereinigt: da erſcheint er in ſeiner poetiſchen Kraft, der man um ſo lieber Gerechtigkeit muß widerfahren laſſen, weil er in ſo vielen geſchmackloſen Stellen ſeiner Oden wenigſtens nicht aus Schwäche gefehlt hat. Durch Feinheit und Correktheit, aber nicht durch lyriſche Energie zeichnet ſich unter Cowleys Oden beſonders die didaktiſche: über den Witz (on Wit) aus. Seine übrigen Gedichte, obgleich ſie in der Sammlung einen viel größern Raum einnehmen, kommen an poetiſchem Werth bei Weitem den Oden nicht gleich. — Das längſte unter Cowleys Werken iſt die Davideis, ein unvollendet gebliebener Verſuch in der epiſchen Kunſt. Seine dramatiſchen Gedichte verlieren ſich unter den vielen engliſchen Theaterſtücken dieſes Zeitraums.

Sein ſatyriſch-didaktiſches Werk, worin er die Regierung Cromwells ſo treffend, als pikant, charakteriſirt, gehört zu dem Vorzüglichſten, was in der engliſchen Proſa damals noch erſchienen war. Dann ſchrieb er noch kleine Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände. Cowleys Werke ſind öfters gedruckt. Drei neue Ausgaben (London 1772 bis 1803) beweiſen, daß Cowley in England noch fleißig geleſen wird. Seine ſämmtlichen Werke findet man in der Sammlung der engliſchen Dichter von Anderſon, Vol. V.

Cowper (William), ein berühmter engliſcher Dichter in der didaktiſchen Gattung, wurde 1731 zu Berkhamſtead in der Grafſchaft Hartfort geboren. Seinen erſten Unterricht empfing er zu Market-Street, und ſeine weitere Bildung auf der Schule zu Weſtminſter, die er in ſeinem 18ten Jahre verließ. Da er die Rechtswiſſenſchaften ſtudirt hatte, ſo ging er zu einem berühmten Prokurator, trennte ſich aber bald wieder von ihm, und verband ſich mit ſeinen ehemaligen Schulfreunden Colman, Torton und Lloyd zur Herausgabe einer periodiſchen Schrift. In ſeinem 31. Jahre ward er zum Sekretär des Oberhauſes ernannt, aber eine menſchenſcheue Kränklichkeit ließ ihn dieſer Stelle entſagen. Alsdann erhielt er die Oberaufſicht über die Tagsſchriften, entſagte aber bald auch dieſen Amtsverrichtungen, und zog ſich, durch religiöſe Beängſtigungen in eine Gemüthskrankheit verfallen, auf's Land zurück. Hier widmete er ſeine meiſte Zeit dem Umgange mit den Muſen, und ſchrieb mehrere Gedichte, welche von dem Publikum kaum bemerkt wurden. Sein Name würde verborgen geblieben ſeyn, wenn ihn nicht ein Scherz ſeiner Nation als einen geiſtreichen Dichter bekannt gemacht hätte. Die Lady Auſten nämlich, eine große Verehrerin Miltons, gab ihm auf, ein Gedicht zu ſchreiben, und wählte ein gerade daſtehendes Sopha zum Gegenſtande. Cowper erledigte dieſe Auffoderung, und ſchrieb ein Gedicht in 6 Geſängen, eines der ſchönſten in engliſcher Sprache, dem er den Titel Thetask (die Aufgabe) an die Spitze ſtellte. — Es war dies dieſelbige Dame, der wir die Volkserzählungen von Johann Gilpin verdanken, und die ſie dem Cowper erzählte, dieſer aber in Verſe brachte. Um dieſelbige Zeit beſchäftigte er ſich mit einer verſifizirten Ueberſetzung des Homer, im Geſchmacke Miltons, der das Verdienſt der Treue in Vergleich der Pope'ſchen zuerkannt wird. Nach vollendeter Uebertragung der Iliade und Odyſſee ſchrieb er das Leben Miltons, und beſorgte eine Ausgabe deſſen ſämmtlicher Werke. Die von ihm ſeinen poetiſchen Produkten zur Grundlage gegebene Versart, blank vers, gefiel nicht allgemein, wiewohl man Cowpers Verdienſte dadurch anerkannte, daß man eine wiederholte koſtbare Ausgabe (die letzte 1816, 4 Bände. London) ſeiner Werke veranſtaltete. 1794 empfing er von ſeinem Könige eine jährliche Penſion in 300 Pf. Sterling; deren Genuß ihn aber nicht lange erfreute; denn fortwährend kränklich, ſtarb er 1800 zu Dereham in der Grafſchaft Nordfolk, wo er in der Pfarrkirche beerdigt, und wo ihm ein Denkmal ſeines Namens errichtet wurde. Cowpers poet. Werken fehlt es an der proſodiſchen Technik, ob ſie gleich in ihren tief aufgefaßten Naturſchilderungen an Thomſon erinnern, und durch den ſchwärmeriſchen Trübſinn des Ganzen eine eigene Rührung hervorbringen. Seine Gedichte findet man geſammelt in: Cowper's life and posthumous works by W. Haylay 1809. 8, 4 Bde.; worin man auch eine Charakteriſirung ſeiner Verdienſte, und eine Angabe ſeiner unterſcheidenden Eigenthümlichkeit findet.

Coxa. Bei einigen Inſchriften auf römiſchen Gräbern findet man die Ausdrücke: intra coxam, a tergo coxae. Urſatus, der gelehrte Antiquar, will dieſes Wort von einem Damme um das Grab herleiten; allein Fabretti behauptet, man müſſe ſich darunter nur einen Winkel des zum Be-

gräbniſſe beſtimmten Platzes denken, und beruft ſich auf den Sic. Flaccus, der ausdrücklich ſage, Coxa bezeichne im Felde einen innern Winkel.

Coxe (William), ein berühmter engliſcher Geſchichtſchreiber, war 1747 in London geboren. Nach Vollendung ſeiner Studien auf der Hochſchule zu Cambrigde begleitete er als Führer den Grafen Pembroke, den nachherigen großen Parlamentsredner Whitbread und den Marquis von Cornwallis auf ihren Reiſen durch Europa. Dieſen Reiſen verdanken wir die Reiſebeſchreibungen von der Schweiz (1779), Polen, Rußland, Schweden und Dänemark (1784 bis 1792), welche einen hohen Grad von Claſſicität erlangten, und faſt in alle europäiſche Sprachen übertragen wurden. Durch ſeine Memoiren über Sir Robert Walpole (1798) erwarb, er ſich als Geſchichtſchreiber Ruf, den er durch die über Horatio Lord Walpole, vermehrte. Seinen eigentlichen Ruhm gründete er aber, durch ſein Meiſterwerk, die claſſiſche Geſchichte des Hauſes Oeſterreich (1807), verdeutſcht von Dippold und Wagner (4 Bde. 1817). Mit ſeinen Denkwürdigkeiten der Könige von Spanien aus dem Hauſe Bourbon von 1700 bis 1783 (3 Bde. 4. 1813) ſchloß er ſeine Laufbahn.

Coypel, der Name einer berühmten Künſtlerfamilie in Frankreich, welche im 17ten und 18ten Jahrhundert in dem Fache der Malerei ſich einen ausgezeichneten Ruf erworben hat. Noel Coypel, nach Einigen in der Normandie, nach Andern zu Paris 1628 — 1629 geboren, bildete ſeine glücklichen Anlagen durch ſtrenges Studium ſo eifrig aus, daß er ſchon in ſeinem 30ſten Jahre als einer der beſten Maler Frankreichs geſchätzt ward. Durch einige Bilder, die ſein treffliches Talent beurkundeten, zog er die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich, der ihm den Auftrag ertheilte, die Tuilerien mit ſeinem Pinſel zu verſchönern: eine Arbeit, deren glückliches Gelingen ihm die Direktion der franzöſiſchen Akademie erwarb. Jetzt mußte er auch den alten Louvre 1672 nach den Cartons von Lebrun verſchönern; alsdann beſuchte er Rom, wo er für den Rath von Verſailles den Solon, Trajan, Severus, und den Ptolemäus Philadelphus malte, welche die allgemeine Bewunderung der Kenner erregten. Die Marter des heiligen Jacobus in der Kirche Notre Dame zu Paris; der ſeinen Bruder Abel erſchlagende Cain in dem Akademiegebäude; die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heiligen Jungfrau im Hotel der Invaliden, wo er noch in ſeinem 78ſten Jahre die ſchönſten Frescogemälde anfertigte, ſind nachgelaſſene Meiſterwerke Coypel's. Doch hat er bei dieſer letztern Arbeit ſeine Kräfte ſo angeſtrengt, daß er in eine langwierige Krankheit verfiel, die ihm 1707 den Tod zuzog. Coypel beſaß eine reiche blühende Phantaſie; ſeine Figuren ſind ausdrucksvoll, ſeine Zeichnung iſt correkt, und ſein Colorit von bezaubernder Anmuth. — Sein Sohn Antoine Coypel, geboren zu Paris 1661, geſtorben 1722, ging mit ſeinem Vater als elfjähriger Knabe nach Rom. Mit den glücklichſten Anlagen verſehen, geiſtreich, erfinderiſch, und empfänglich für die Eindrücke des Schönen, bildete er ſich ſchon in ſeinem 14ten Jahre nach den Werken der großen Italiener, und bemühte ſich, das Colorit der venetianiſchen Schule nachzuahmen; allein durch die ſchnelle Rückkehr in ſein Vaterland wurde die edle Cultur ſeines Geiſtes unterbrochen. Hier konnte er die vielen eingeſammelten Früchte nicht reifen laſſen; es blieben ihm nur die Reminiſcenzen der angeſchauten Meiſterwerke übrig, und ſeinen Gemälden die Züge und der Anſtrich eines Genies, das ſich zu einer großen Originalität hätte erheben können. Der laute Beifall, welche ſeine Malereien in Frankreich erhielten, bezeichnet noch mehr, als Alles, den Geſchmack des damaligen Zeitalters. Mit zahlloſen Arbeiten überhäuft, vernachläſſigte er die Gründlichkeit, und fiel in alle Ausſchweifungen der Manier. Ein unerſchöpflicher Reichthum der Phantaſie, ein Farbenzauber und ein liebliches Colorit, dem es dennoch an Harmonie fehlte, wa-

ren zu jener Zeit die unfehlbaren Mittel, die Bewunderung des Publikums zu feſſeln. Hiermit legte er den Grund der franzöſiſchen Schule, welche ſich von ſeiner Zeit, oder vielmehr von der Regierung Ludwigs XIV. an, gänzlich von dem italieniſchen Geſchmack entfernte, dem ſie lange Jahre hindurch gefolgt war. — Coypel's zweiter Sohn, Noel Nicolas, in ſeinen Kunſtprodukten weit gediegener, als ſein Bruder Antoine, verſchmähete es, durch falſchen Schimmer zu glänzen; nur in der Farbengebung folgte er dem herrſchenden Geſchmacke, und hielt ſich übrigens rein an die Natur. Sein herrliches Frescogemälde am Gewölbe der Capelle der heiligen Jungfrau in der Kirche St. Sauveur zu Paris erwarb ihm eine einträgliche Stelle bei der Akademie. — Charles Antoine Coypel, Antoine's Sohn, ließ ſich, wie ſein Vater, von dem herrſchenden Aftergeſchmack ſeines Zeitalters hinreißen. Auch ſeine Gemälde hatten, wie die ſeines Vaters, eines allgemeinen Beifalls ſich zu erfreuen, wenn gleich Mangel an Harmonie in der Anordnung des Ganzen, wie in deſſen Theilen, grelles Colorit, blendendes Farbenſpiel und ein manierirtes Weſen alle ſeine Arbeiten charakteriſiren. — Von Antoine Coypel ward die Welt mit trefflichen Unterſuchungen über das Weſen der Malerei beſchenkt. Auch iſt er Mitverfaſſer der Geſchichte Ludwigs XIV., dargeſtellt in einer Reihe von Denkmünzen, deren Herausgabe die Akademie der Inſchriften beſorgt hat. Seine poetiſche Epiſtel an ſeinen Sohn empfiehlt ſich durch Correktheit, Eleganz und Reinheit der Schreibart.

Coyſevox (Antoine), Bildhauer von Lyon, geboren 1640, ging in ſeinem 27ten Jahre nach dem Elſaß, um den prächtigen Pallaſt des Cardinals Fürſtenberg zu Zabern zu dekoriren. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankreich ward er Mitglied der Akademie der Malerei und Bildhauerkunſt, und arbeitete verſchiedene Büſten Ludwigs des Vierzehnten, und andere Werke für die königlichen Schlöſſer. Voll Grazie, erhaben, naiv und edel behandelte ſein Meißel die verſchiedenen Figuren, die er darzuſtellen hatte. Man nannte ihn den Van-Dyk in der Bildhauerei, wegen der Schönheit ſeiner Porträts, und des Feuers, welches er in die Züge zu legen wußte. Man betrachte nur die Statue des Cardinals Mazarin im Pariſer Muſeum, dieſes Meiſterſtück der Kunſt! Seine vorzüglichſten Compoſitionen ſind: die die Statue Ludwigs des Vierzehnten zu Pferde für die Stände von Bretagne; Colbert's Grabmal, die Statuen der Dordogne, der Garonne und der Marne, die Gruppe von Caſtor und Pollux, die ſitzende Venus, die Nymphe auf der Muſchel, die Hamadryade, der fröhliche Faun mit der Flöte, Pegaſus und Merkur. Coyſevox ſtarb zu Paris 1720 in ſeinem 80ſten Jahre; 44 Jahre lang war er Mitglied der Akademie, und ihr beſtändiger Kanzler geweſen.

Cracau, polniſch Krackow, eine Freireichsſtadt, ehemals die zweite Hauptſtadt von ganz Polen und die Reſidenz der Könige, liegt in einer ebenen fruchtbaren Gegend auf beiden Seiten der obern Weichſel und der hier einfließenden Rudawa. Sie iſt von einer mit Thürmen beſetzten Mauer und Graben umgeben, enthält auf dem Felſenhügel Wawall an der Weichſel die weitläufigen Ueberreſte des Schloſſes der ehemaligen Könige. Cracau hat 3 Vorſtädte, und umfaßt einen großen Umfang, iſt aber unregelmäßig gebaut, und hat größtentheils geſchmackloſe, ſteinerne Häuſer. Das berühmteſte Gebäude dieſer Stadt iſt der alte Dom, ein ſehenswerthes Meiſterwerk gothiſchen Styls, in welchem die polniſchen Könige gekrönt wurden. Er enthält viele Denkmäler berühmter Männer und aller Könige aus dem Stamme der Piaſten, alle Jagellonen, und, mit Ausnahme Heinrichs von Valois, aller freigewählten Könige bis auf Auguſt II. Sehenswerth ſind beſonders die Grabmäler des h. Stanislaus (der hier Biſchof war, und 1076 von Boleslav II. vor dem

Altare getödtet ward; ſein Körper liegt in einem ſilbernen Sarge), des großen Johann Sobieski und der Generale Kosziusko und Dombrowski. Er hat 50 Altäre und 20 Capellen. Nebſt dem Dome hat die Stadt noch 71 andere Kirchen. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs und einer catholiſchen Univerſität von 4 Fakultäten, die mit einer Sternwarte, Bibliothek und einem Naturalienkabinet verſehen iſt. Cracau iſt der Hauptſitz des Handels mit Oeſterreich, und hat 26.000 Einwohner, worunter viele Juden ſind. Der Wiener Congreß von 1815 erklärte dieſe Stadt, unter dem Schutze Oeſterreichs, Rußlands und Preußens zur Hauptſtadt des neu gebildeten Freiſtaats, der ſich nach der im J. 1818 entworfenen Verfaſſung regiert, und in ſeinem Gebiete einen Flächenraum von 22 Quadratmeilen enthält, deſſen Geſammtbewohner die Zahl von 96.000 Seelen betragen. In der Nähe der Stadt auf einem Hügel wurde 1820 dem Generale Kosziusko ein Denkmal errichtet.

Cramer (Johann Andreas), ein um die Verbreitung und Sicherſtellung des beſſern Geſchmacks in Deutſchland vielſeitig verdienter Mann, wurde am 29ten Januar 1723 zu Johſtadt (Josephsſtadt), einem Bergflecken im Churfürſtenthum Sachſen, geboren, wo ſein nichts weniger, als wohlhabender Vater als Prediger wegen ſeiner Rechtſchaffenheit allgemein geliebt und geachtet wurde. Nach hinlänglicher Vorbereitung in den Elementarwiſſenſchaften betrat er die Fürſtenſchule zu Grimma, und von da bezog er die Hochſchule zu Leipzig, um Theologie zu ſtudiren. In ſeinen Bedürfniſſen äußerſt beſchränkt, und nur durch ein Stipendium von 80 Thalern unterſtützt, empfahl er ſich durch ſeinen Fleiß dem Buchhändler Breitkopf, der ihn nicht nur zum Correktor, ſondern auch bei der Herausgabe des erſten Theil des Bayle'ſchen Wörterbuchs zum Ueberſetzer und zum Verfertiger mehrerer Excerpte aus größern Werken für ſeinen Verlag brauchte. Indem ſich Cramer auf dieſe Weiſe und durch Ertheilung von Privatunterricht ſeinen Unterhalt verſchaffte, verſäumte er darüber das Studium desjenigen Faches nicht, dem er ſich eigentlich gewidmet hatte. Um dieſe Zeit trat er in freundſchaftliche Verbindung mit Ebert, Joh. Elias Schlegel, Gärtner, Gellert, Klopſtock, Rabener und andern jungen Männern, die ſich damals das Verdienſt erwarben, durch ihre Bemühungen vortheilhaft auf die Bildung des deutſchen Geſchmacks und der deutſchen Literatur zu wirken. Mit ihnen beſorgte er gemeinſchaftlich die Herausgabe der ſogenannten Bremiſchen Beiträge, ſo wie nachher die Sammlung vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der Bremiſchen Beiträge. Ein beträchtlicher Theil der in beiden Werken enthaltenen Aufſätze rührt von ſeiner Feder her, und ſchon damals zeichnete er ſich nicht nur als proſaiſcher Schriftſteller, ſondern auch als Dichter aus. In der Abſicht, ſich dem akademiſchen Leben zu widmen, wurde er 1742 Magiſter, und fing an, nicht ohne Beifall Vorleſungen zu halten. Indeſſen ſtellte er ſich 1746 zum Conſiſtorialexamen in Dresden, und zeichnete ſich durch ſeine theologiſchen Kenntniſſe ſo ſehr aus, daß er nach geendigter Prüfung noch auf 2 Jahre das churfürſtliche Stipendium und das Verſprechen einer baldigen Beförderung erhielt. 1748 wurden dieſe Hoffnungen erfüllt, indem er den Ruf eines Predigers nach Crellwitz, einem zwiſchen Magdeburg und Halle gelegenen Dorfe, erhielt. Trotz dieſer unbedeutenden Stelle und dem damit verknüpften Wirkungskreiſe verrieth er doch ſchon hier einen Mann, der künftighin in einer höhern Sphäre zu glänzen im Stande ſeyn würde, und bildete ſich in der kleinen Kirche ſeines Dorfes zu dem Kanzelredner, der in der Folge Copenhagen erſchütterte. Durch ſeine in Leipzig angefangene Bearbeitung der allgemeinen Weltgeſchichte von Boſſuet, und die darauf folgende Ueberſetzung der Homilien des Chryſoſtomus hatte er ſich indeſſen in der gelehrten Welt einen Namen erworben, und ſo erging ſchon

1750 an ihn der Ruf zum Oberhofprediger und Conſiſtorialrath in Quedlinburg. Hier nun fand er Gelegenheit, ſein vortreffliches Rednertalent in einem höhern Grade auszubilden, und zu vervollkommnen. Um dieſe Zeit war ſein Freund Klopſtock durch den Grafen von Bernſtorf nach Copenhagen gezogen worden. Klopſtock empfahl Cramern dem Grafen, und dies gab Veranlaſſung, daß er 1754 als Hofprediger des Königs von Dänemark, Friedrichs V., nach Copenhagen berufen wurde. Auf dieſem neuen Poſten, der ſich ganz für ihn eignete, zeigte er ſich bald als einen in jeder Hinſicht großen Kanzelredner. Er predigte mit dem allgemeinſten Beifall und dem ſichtbarſten Eindruck auf die Herzen ſeiner Zuhörer, und erwarb ſich in kurzer Zeit unter Vornehmern und Geringern die ausgezeichnetſte Achtung und Liebe. Bei den vielen Arbeiten, die ihm ſeine Predigten und mancherlei andere Amtsverrichtungen verurſachten, war er gleichwohl immer als Schriftſteller beſchäftigt. Er ſetzte die Bearbeitung der Geſchichte des Boſſuet fort, beſorgte den Nordiſchen Aufſeher, gab ſeine Ueberſetzung der Pſalmen, ſeine geiſtlichen Lieder, ſeine Erklärung des Briefs an die Hebräer, mehrere Sammlungen von Predigten ꝛc. heraus. Im J. 1765 erhielt er, außer einer anſehnlichen Gehaltszulage, auch noch die theologiſche Profeſſur bei der Univerſität zu Copenhagen, und erwarb ſich in dieſem neuen Felde durch ſeinen unermüdlichen Eifer ebenfalls den verdienteſten Beifall. 1767 empfing er die Würde eines Doktors der Theologie. Ganz glücklich in ſeiner Lage, da er ſich überall geehrt, bewundert und geliebt ſah (man gab ihm ſogar den rühmlichen Beinamen „der Eyegode“, d. i. der überaus Gute, den ehemals einer der würdigſten däniſchen Könige im 11ten Jahrh. geführt hatte), würde er nie daran gedacht haben, Copenhagen und Dänemark zu verlaſſen, wenn nicht die bekannte däniſche Revolution ihn dazu genöthigt hätte. Nach Friedrichs V. Tod fing man an, auch Cramern zu kränken, und durch eine wider ihn angeſponnene Cabale verlor er ſogar die Hofpredigerſtelle, weil er ſich durch dieſelbe für berechtigt gehalten hatte, gegen die einreißende Zügelloſigkeit am Hofe apoſtoliſch zu eifern. Er hatte ein gleiches Schickſal, wie einſt Chryſoſtomus (ſ. d. Art.), der aus ähnlichen Urſachen ſeine Würde mit dem Exil vertauſchen mußte. Unter den ihm von auswärts her angetragenen Stellen wählte er die Superintendentur zu Lübeck, wohin er 1771 abging. Durch eine abermalige Reform der däniſchen Staatsverfaſſung wurden ihm aber bald Ausſichten zu einer erneuerten Verbindung mit einem Staate eröffnet, den er lange Zeit in mehr denn Einer Rückſicht als ſein zweites Vaterland angeſehen hatte. 1774 ernannte ihn der Nachfolger Friedrichs V. zum Prokanzler und erſten Profeſſor der Theologie auf der Univerſität zu Kiel, und 10 Jahre darauf zum Kanzler und Curator derſelben. In dieſen Aemtern erwarb er ſich auf's Neue als akademiſcher Lehrer durch ſeine Vorleſungen, und als Vorſteher der Univerſität durch mehrere vortreffliche Einrichtungen ein bleibendes Denkmal, welches ſeinen Namen ſtets unvergeßlich erhalten wird. Die zum Theil noch beſtehende Anſtalt zur Uebung junger Studirenden im Predigen war ſein Werk. Angelegentlich ſorgte er für die Vergrößerung des Fonds der Univerſität, für die Anſtellung mehrerer tüchtiger Lehrer, und die Verbeſſerung der Glücksumſtände derſelben. Der Univerſitätsbibliothek verſchaffte er anſehnliche Summen zum Bücherankauf, ſuchte die akademiſchen Geſetze zweckmäßiger einzurichten, ſtiftete eine Profeſſoren-Wittwencaſſe u. ſ. w. Bei der Einrichtung des im Jahre 1781 eröffneten Schullehrer-Seminariums war Beides, Plan und Ausführung, ſein Werk. Bei allen dieſen Bemühungen dauerten ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ununterbrochen fort. Er ſchrieb den 5ten, 6ten und 7ten Band ſeines Boſſuet, die Beiträge zur Beförderung theologiſcher Kenntniſſe (4 Thle.), die Ueberſetzung der Briefe Pauli an die Epheſer und an

die Römer, die Nebenarbeiten, zur theologiſchen Literatur und Religion gehörig, die chriſtlichen Betrachtungen über die älteſte Geſchichte Moſis, nebſt mehreren andern. Es war nicht zu verwundern, daß ſein ſonſt feſter Körper und ſeine dauerhafte Geſundheit durch eine von der früheſten Jugend an ununterbrochen fortdauernde Arbeitſamkeit, und durch die unaufhörliche Anſtrengung ſeiner Geiſteskräfte nach und nach geſchwächt wurde. Schon 1787 überfiel ihn eine Krankheit, die endlich auch ſeinem Leben gefährlich wurde. Er ſtarb den 12ten Juni 1788, im 66ten Jahre ſeines Lebens mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Gelehrten, fruchtbaren Schriftſtellers, großen Kanzelredners, und eines Mannes von der gemeinnützigſten Thätigkeit. In Cramern waren viele Gaben des Geiſtes und Herzens vereinigt. Er hat als Redner, Geſchichtſchreiber, als Dichter und Ueberſetzer alle ſeine Fähigkeiten in ihrer ganzen ergiebigen Fruchtbarkeit aufgeboten, um den beſten Köpfen ſeines Zeitalters ununterbrochen zur Seite zu bleiben. Seine Kanzelberedſamkeit iſt von der blumenreichen Gattung, unerſchöpflich an ſchönen Worten, kühnen Tropen und deklamatoriſchen Perioden, den Satzungen der Kirche getreu, reich an bibliſcher Bilderſprache, mehr geſchmückt und annehmlich, als eindringend und überzeugend. Aus ſeiner Verdeutſchung und Fortſetzung des Boſſuet ſieht man, wie weit größer ſein Talent zum Geſchichtſchreiber war, und was er hätte werden können, wenn er nach eigenem Plane, mit derſelben Beurtheilungskraft und derſelben ausgezeichneten Gabe zu erzählen und zu ſchildern, gearbeitet hätte. In ſeiner deutſchen Pſalmen-Ueberſetzung hat er das eigene Colorit der morgenländiſchen Poeſie mit beſonderem Glücke getroffen, auch den Sinn der heiligen Urkunde hat er treuer und ſtärker ausgedrückt, als Alle vor ihm. Und dieſer Hymnenſchwung, dieſelbe Empfindung und Inbrunſt, dieſelbe hohe Begeiſterung mit eben der Kühnheit und Lebhaftigkeit in Metaphern und Gemälden, ſind auch in ſeinen eigenen lyriſchen Gedichten ſichtbar. Beſonders fallen ſeine beiden Oden, David und Luther, jene durch ſtolzen Gang und Flug, dieſe durch dreiſten deutſchen Patriotismus, ſehr rühmlich auf. Was ihm an echtem Odengeiſte, der in Klopſtocks und Ramlers Geſängen weht, abgeht, das erſetzt die vortreffliche Verſifikation und die Leichtigkeit ſeiner Reime vielfältig.

Cramer (Carl Friedrich), der Sohn des Vorigen, wurde am 7ten März 1752 zu Quedlinburg geboren. Auf der Hochſchule zu Göttingen, wo er ſtudirte, gehörte er zu den vertrauten Cirkeln eines Bürgers (ſ. d. Art.) Voß u. A. 1775 erhielt er den Ruf eines Profeſſors nach Kiel, wo er ſich mit vielfachen literariſchen Arbeiten beſchäftigte, im Jahre 1794 aber als leidenſchaftlicher Anhänger der franzöſiſchen Revolution ſeine Entlaſſung erhielt. Er ging nun nach Paris, kaufte ſich hier an, und errichtete daſelbſt einen Buchhandel und Buchdruckerei. Seine Unternehmungen in dieſem Geſchäfte fielen alle unglücklich aus; er ſetzte ſein ganzes Vermögen zu, mußte ſich eine geraume Zeit aus der Hauptſtadt entfernen, und ſtarb nicht lange nach ſeiner Rückkehr am 8ten Dezbr. 1807 im 56ſten Jahre ſeines Alters. C. F. Cramer hätte viel bei ſeinen Talenten und Kenntniſſen leiſten können, wenn er weniger überſpannt, eitel und dünkelhaft geweſen, ſeinen Hang zum Sonderbaren unterdrückt, und ſein edles Herz durch einen kältern Verſtand hätte leiten laſſen. Als exaltirter Anhänger der franz. Revolution ſtürzte er ſich in viele Irrthümer, die den Ruin ſeines Lebens herbeiführten. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war gemeinnützig und vielſeitig. Seiner Verehrung für Klopſtock verdanken wir mehrere voluminöſe Werke. Das Beſte darunter ſind die Briefe von Tellow an Eliſen. Vorzüglich befaßte er ſich in Ueberſetzungen; er übertrug Vieles aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen ins Deutſche, und während ſeines Aufenthalts in Frankreich

Verſchiedenes aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche, welchem ſeine Freunde Mercier, Boinvilliers und Andere die letzte Feile zu geben pflegten.

Cramer (Wilhelm), ein berühmter Violinvirtuoſe, war zu Mannheim geboren, und wurde in der Folge Direktor des Opernorcheſters zu London. Seine Leichtigkeit und Fertigkeit im Bogenſtriche erwarben ihm die Ehre, einem Lolli, und der gemüthliche Vortrag und ſeelenvolle Ausdruck ſeiner Melodien, den Ruhm, einem Franz Benda an die Seite geſetzt zu werden. 1787 dirigirte er am Tage der dritten Händelſchen Gedächtnißfeier das bekannte Concert, welches aus 800 Tonkünſtlern beſtand. Im 56ſten Jahre ſeines Alters ſtarb er 1799 zu London, und hinterließ mehrere Söhne, unter denen ſich der ältere, Joh. Baptiſt Cramer, ein Schüler von Clementi, durch ſeine Fertigkeit im Clavierſpielen und ſeine Compoſitionen einen rühmlichen Namen erwarb.

Cranach (Lukas) iſt 1472 zu Cronach (Cranach) in Franken geboren. Sein Vater ſoll nach Einigen Müller, nach Andern Saunder oder Sünder geheißen haben. Dieſer gab ihm vermuthlich den erſten Unterricht im Zeichnen und Malen, wiewohl er nur ein Karten= oder Briefmaler, Formſchneider, oder höchſtens ein Illuminirer geweſen ſeyn mochte. Was ſollte aber dieſer ihm lehren; wo ſollte er nur gute Muſterbilder für ihn hernehmen, um ſie nachzumalen, ſich darnach üben, und zu einem Größern vorbereiten zu können? Er ſah ſich daher genöthigt, die lebendige Natur, die ihn umgab, zu ſeiner Lehrerin, und die Thiere des Waldes und die Vögel des Himmels zu ſeinen Vorbildern zu erwählen, wozu ihm die wildreiche Gegend, in welcher er aufwuchs, die ſchönſte Gelegenheit gab. Wir erblicken ihn daher ſogleich in der erſten Periode ſeines künſtleriſchen Lebens als einen geſchickten Thiermaler. Den väterlichen Heerd und überhaupt ſein Vaterland verließ er ſehr frühe. Zuerſt treffen wir ihn zu Koburg an. Auf dem daſigen Schloſſe befanden ſich zwei Gemälde, die als Cranach'ſche Kunſtwerke ſchon einiges Aufſehen machten. Das eine war bloß ein Hirſchgeweihe; das andere ein vollſtändiger Hirſch. Beide, wie es ſcheint, in natürlicher Größe; denn es wird bemerkt, daß ſowohl die herbeigeflogenen Vögel ſich auf die Stangen des Geweihes aufzuſetzen geſucht, und herabgefallen wären, und die fremden Hunde den Hirſch, als ein vermeintes lebendiges Thier, angebellt hätten; als daß auch der herzogliche Jäger, Görge, obſchon ihm nicht unbekannt geweſen, daß Cranach den Hirſch gemalet, doch die Geweihe für natürlich und eingemauert gehalten habe, bis er durch das Gefühl mit der Hand eines Andern überzeugt worden ſey. Weder Thiere noch Menſchen würden alſo getäuſcht worden ſeyn, wenn die Gegenſtände der Gemälde in minderer, als natürlicher Größe dargeſtellt geweſen wären; weil ſie nun eben deßwegen einen beträchtlichen Umfang einnehmen mußten; ſo kann man mit Wahrſcheinlichkeit nicht wohl annehmen, daß ſie auf Holz oder Leinwand aufgetragene Gemälde waren, die durch einen Zufall auch von einem andern Orte her nach Coburg hätten gebracht werden können; ſondern man muß nothwendig glauben, daß ſie nicht anders, als an Ort und Stelle ſelbſt, auf die Wände in Fresco gemalt wurden. Es hielten ſich aber der Churfürſt Friedrich III. von Sachſen und ſein Bruder, der Herzog Johannes, in den frühern Jahren, hauptſächlich der Jagd wegen, ſehr oft zu Coburg auf. Beide Brüder waren von jeher Liebhaber und Beförderer der ſchönen Künſte. Was war natürlicher, als daß ſie Cranachen, dem Jüngling von 19 Jahren, der ſich ihnen mit ſo viel Talenten ankündigte, ihre Gewogenheit ſchenkten, und ihn an ſich zogen? ſo wie wir ihn denn von Stund' an, nirgends anders, als an dem Hofe, und ſo zu ſagen, an der Seite ſeiner erlauchten Gönner antreffen. Sie nahmen ihn mit ſich auf ihre meißniſchen

Schlöſſer. Hier geſtattete man ihm anfänglich, ſeine Lieblingsneigung zum Thiermalen ungehindert zu verfolgen. Zu Lochau malte er hin und wieder Rebhühner und wilde Enten an die Wände, und freute ſich, wenn jeder neue Ankömmling die lebloſen Geſchöpfe ſeines Pinſels für lebende Weſen hielt. Eben ſo ſchmückte er zu Torgau die fürſtlichen Zimmer mit aufgehangenen Haſen, Faſanen, Feldhühnern, Enten, Krähen, Krammetsvögeln, wilden Tauben u. ſ. w. Dieſe ſah einſt ein Graf von Schwarzburg; er rieth gutmüthig, ſie bald wegzuſchaffen, damit ſie nicht bei eintretender Fäulniß einen widrigen Geruch verurſachen möchten. Auf das Lächeln des Churfürſten über ſeinen Irrthum wollte er bei näherer Betrachtung noch immer darauf ſchwören, daß wenigſtens ein Entenflügel natürlich ſey. Als der Churfürſt in den wittenbergiſchen Revieren ein wildes Schwein von ungemeiner Größe erlegte, konterfeite der junge Künſtler es mit ſo vieler Wahrheit, daß die Hunde heulend vor ihm davon liefen. Dem Churfürſten gefiel es ſo wohl, daß er es ſeinem Großoheim, dem Kaiſer Friedrich III., überſchickte. Es befindet ſich noch jetzt in der kaiſerlichen Gallerie zu Wien, und iſt das älteſte Cranachiſche Kunſtwerk, das ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat. Aller Vermuthung nach gab er dem Churfürſten während deſſen Reiſe nach Paläſtina das Geleite über Prag bis nach Linz, wo er dem Kaiſer Friedrich III. einen Beſuch abſtattete, und von da bis nach München, wo der Herzog Chriſtoph von Baiern ſich an die Reiſegeſellſchaft anſchloß, und Cranach erwartete hernach deſſen Zurückkunft in Wien. Auf dieſer Wanderung traf er vielleicht mit Albrecht Dürer zuſammen, der in den Jahren 1442 und 1443 ebenfalls auf einer Reiſe durch Deutſchland begriffen war. Durch deſſen Vorſchub erhielt Cranach ſowohl eine Menge Holzſchnitte von Martin Schön, Iſrael von Mecheln, Martin Zagel u. A., als verſchiedene koſtbare Kupferſtiche von Maria Anton Raymondi nach Raphael'ſchen Gemälden. Unter jene gehörten die Geburt Chriſti, die Verehrung der Weiſen aus dem Morgenlande, Judith mit dem Haupte des Holofernes, St. Georg zu Pferde, Curtius, der ſich in den Erdſchlund ſtürzt, und vorzüglich eine alte Frau, die einem Jünglinge, und ein alter Mann, der einem jungen Mädchen ſchmeichelt; unter dieſen die tugendhafte Lucretia mit dem Dolche, St. Michael, der den Drachen bekämpft, und Chriſtus mit den 12 Apoſteln. Cranach beſchäftigte ſich nach ſeiner Zurückkunft, alle dieſe Sachen fleißig nachzubilden, und ward auf dieſem Wege von ſelbſt auf die Porträtirung und hiſtoriſchen Compoſitionen geleitet. Unter ſeinen erſten Porträten gelang ihm vorzüglich das Bildniß des Herzogs Johann, welches er bis zu einer ſo frappanten Aehnlichkeit ausführte, daß, als man es an einem Fenſter der obern Zimmer im Schloſſe Lochau ausgeſtellt hatte, die Vorübergehenden entblößten Hauptes die Kniee vor ihm beugten. Im Jahr 1501 porträtirte er ſich auch ſchon ſelbſt mit all' dem Ausdrucke der ihm eigenen Jovialität. Mit den verkleinerten menſchlichen Figuren und den Compoſitionen gelang es ihm dagegen nicht eben ſo leicht. Man betrachtet mit Widerwillen die ſpindelförmigen und verenkten nackenden Geſtalten in den Vorſtellungen der beiden erſten Menſchen im Paradieſe, vom Jahre 1502, und der 3 Göttinnen des Paris auf dem Berge Ida, vom Jahre 1596, die er indeſſen in ſpätern Wiederholungen ſehr verbeſſerte. Der häufigen Anakronismen, der Verlezzungen des Coſtümes, der ungeſchickten Uebereinanderſtellung der handelnden Perſonen und ſonſtiger Fehler, die allen alten Malern gemein waren, nicht zu gedenken. — Indem er aber die beiden fürſtlichen Brüder bisweilen auf ihren Jagdpartien begleitete, ſo verſuchte er zugleich, die ſich ihm vor die Augen ſtellenden Jagdſcenen nach der Natur in Tableaux zu bringen, ſo oft Friedrich z. B. etwa einen Hirſch abfing, oder Johann einen Eber verfolgte. Von

dieſer Art findet ſich noch ein alter gleichzeitiger Holzſchnitt vor, wo ein Cavalier ein vor 2 Hunden geſtelltes Schwein erlegt. Eben von daher ſchreiben ſich auch einige andere, größere, vortreffliche Holzſchnitte, z. B. eine große Hirſchjagd in der Vogerperſpektive, mit der Verwandlung des Aktäon ausſtaffirt, und ein Park mit Hirſchen in der Brunſtzeit; ferner noch einige kleinere Holzſchnitte von etwas mehr erotiſchem Inhalte, wie ſich dieſes auf Jagden zuzutragen pflegt; z. B. eine Dame zu Pferde im Amazonenhabit, eine andere am Fluſſe eines Baumes ſitzend, mit einem Hündchen auf dem Schooße, die einem vor ihr ſtehenden, mit einem Jagdſpieße bewaffneten, Cavalier ein Fläſchchen zur Erquickung darreicht; noch eine andere zum Gegenſtück, die ihrem Ritter eine Blume präſentirt; vorzüglich aber ein luſtiger Jäger zu Pferde mit einer ſchönen jungen Dame hinter ſich, deſſen glückliche Avantüre mit ſcherzhaften Reimen geziert iſt. Eben ſo beſchäftigten Cranachen auch die an den Hoflagern der ſächſiſchen Fürſten damals ſo häufig gehaltenen Turniere mit ähnlichen Arbeiten, wovon, wenn auch keine Originale, dennoch deſto ſchönere Copien in den kunſtreichſten Holzſchnitten verſchiedentlich zum Vorſcheine gekommen ſind. — So wie nun Cranach durch ſein gefälliges Betragen ſowohl, als durch dergleichen Arbeiten ſich in der Gunſt dieſer beiden kunſtliebenden Fürſten immer mehr befeſtigte, ſo nahmen dieſe ihrerſeits Bedacht darauf, ihm ihre Erkenntlichkeit und ihr Wohlwollen dafür zu bezeugen. Als daher der Churfürſt im Jahre 1601 die Univerſität zu Wittenberg ſtiftete, ſo beraumte er, mit ſehr deutlicher Beziehung auf den angenehmen Geſellſchafter Lukas, den Lukastag des folgenden Jahres zu ihrer Eröffnung an. Beide Brüder nahmen ihn hiernächſt im Jahre 1504 unter ihre beſoldeten Diener auf, und ernannten ihn zu ihrem Hofmaler (ducalis Saxoniae pictor), worauf er ſich zu Wittenberg häuslich niederlies. Im Jahre 1508 ertheilte ihm der Churfürſt, vermöge der ihm vom Kaiſer verliehenen größern Comitiv (angeſehen ſeine Erbarkeyt, Kunſt und Redligkeit, auch die anneme (angenehme) Dinſte, die er ihm offtmals williglich gethan), ſogar einen Wappenbrief, und erhob ihn dadurch in den Adelſtand, indem er ihn im Diplome ausdrücklich Lukas von Cranach nannte. Doch machte der Geadelte niemals einen andern Gebrauch davon, als daß er ſich des räthſelhaften Wappenemblems, welches aus einer gekrümmten, ſchwarzen, mit emporſtehenden, ausgebreiteten Fledermausflügeln verſehenen, mit einer rothen Krone gezierten, und im Rachen einen Rubin in einem goldenen Ringe tragenden Schlange beſtand, anſtatt des ſonſt gewöhnlichen Monogramms zum Zeichen auf ſeinen Gemälden bediente. Früher bezeichnete er ſeine beſſern Werke mit den Anfangsbuchſtaben L. C., und ſeitdem er zum fürſtlichen Maler war ernannt worden, mit den landesherrlichen chur- und fürſtlichen Wappen. Ausgeſtattet mit ſo vielen Ehren, die ihm anſtatt aller andern Empfehlungen dienten, beurlaubten ſie ihn im nämlichen Jahre zu einer Kunſtreiſe in die Niederlande, um auch in der Fremde ſein Licht leuchten zu laſſen (ingenii oſtentandi gratia). Hierzu bot ſich ihm eine ſehr erwünſchte Gelegenheit zu Mecheln dar. Er traf daſelbſt den Kaiſer Maximilian an, welcher die Huldigung annahm. Kaum hatte er als Zuſchauer bei den dortigen Feierlichkeiten dieſen einige Male ins Auge gefaßt, ſo ergriff er eine Kohle, und entwarf deſſen Bildniß auf einem öffentlichen Platze an die erſte, beſte Wand mit einer ſolchen Kunſtfertigkeit, daß Jedermann den gefeierten Monarchen darin erkannte, und mit Bewunderung davon ſprach. Der Kaiſer erfuhr es, ließ den fremden Maler zu ſich rufen, und von ihm ſeinen achtjährigen Neffen, den nachherigen Kaiſer Carl den Fünften, welchen er bei ſich hatte, in ſeinem Zimmer abmalen. Zuverläſſig war aber unſerm Cranach weniger darum zu thun, Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit im Auslande zu verbreiten, als die Meiſter der aufblühenden niederländiſchen Schule perſönlich

in ihren Werkſtätten kennen zu lernen, ihre Werke in Augenſchein zu nehmen, und ſich mit ihrer Farbengebung vertraut zu machen. Seine beſondere Aufmerkſamkeit ſcheint Cranach dabei auf Lukas van Leyden gerichtet zu haben. Mit keinem andern Maler wetteiferte er in der Folge ſo ſehr in bildlicher Darſtellung gleicher Gegenſtände. Daher entſtand ſein Simſon und Delila; Loth mit ſeinen muthwilligen Töchtern; die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten; der in der Wüſte vor einem Kruzifix betende h. Hieronymus; der mit Pfeilen durchſtochene St. Sebaſtian, der rieſenförmige St. Chriſtoph mit dem kleinen Chriſtus auf den Schultern u. A., von welchen allen auch Vorſtellungen von Lukas van Leyden vorhanden ſind: ein Umſtand, der nicht dem bloßen Ungefähr zugeſchrieben werden kann. Vorzüglich beachtenswerth iſt darunter eine das Kind Jeſus ſäugende Maria, die Lukas van Leyden demjenigen Raphael'ſchen Gemälde nachbildete, vor welchem Correggio ſein anseke io son pittore ausrief. (Von der Cranach'ſchen Nachahmung iſt aus der großherzoglich-heſſiſchen Gallerie zu Darmſtadt unlängſt im rheiniſchen Taſchenbuche vom Jahr 1820 ein Kupferſtich mitgetheilt worden.) Unter die übrigen Madonnen Cranachs, die alle zur Familie der Raphael'ſchen gehören, verdient die in der Kirche zum h. Jacob zu Innsbruck eine beſondere Erwähnung. Dieſes Gemälde bekam der Erzherzog Leopold der Fünfte von Oeſterreich vom Churfürſten zu Sachſen, Joh. Georg, zum Geſchenke. Er ſtellte es anfangs zu Paſſau auf, wo er Adminiſtrator des Biſthums war, und dann, nachdem er die Regierung von Tyrol und den Vorlanden angetreten hatte, zu Innsbruck in ſeiner Hofcapelle; er nahm es aber auf allen ſeinen Reiſen mit ſich, und hielt es immer in beſondern Ehren. Der Domherr Marqurt, Freiherr von Schwendi, ließ für eine ihm vom Erzherzog ſelbſt zum Andenken übermachte Copie deſſelben ſchon im J. 1622 auf dem nun ſogenannten Mariahilfberge bei Paſſau eine eigene Kirche bauen; eine andere Mariahilfkirche haben die tirol. Stände im J. 1647 zum Danke für die glückliche Befreiung vom gefürchteten ſchwediſchen Einfalle aufgeführt, und auch ſie mußten ſich, nachdem ſie das Original zu erhalten ſich vergeblich bemüht hatten, mit einer Copie begnügen. Leopolds des Fünften Sohn, der Erzherzog Ferdinand Carl, überließ endlich das Original der Bürgerſchaft von Innsbruck, damit es zur öffentlichen Verehrung in der Pfarrkirche ausgeſetzt würde. In dem hierüber geſchloſſenen förmlichen Vertrage aber behielt der Erzherzog nicht nur dem regierenden Hauſe die beſtändige Oberaufſicht über das Bild, und den immer offenen Zutritt aus der Reſidenz zu demſelben, ſondern auch ſich ſelbſt das Recht vor, es noch ferner auf ſeinen Reiſen, oder auf andern Veranlaſſungen auf einige Zeit zu ſich zu nehmen. Zugleich ward ein eigner Caplan zu dem Bilde geſtiftet, und ſpäter auch eine von dem geheimen Rathe Freiherrn Franz von Coreth reichlich dotirte Mariahilf-Bruderſchaft errichtet. (Dieſes Marienbild iſt von M. Küffel in Augsburg in Kupfer geſtochen. Denkwürdigkeiten von Innsbruck. 1816. S. 9—11.) Mittlerweile war Dr. Luther als Profeſſor der Philoſophie zu Wittenberg angekommen, mit welchem Cranach ſogleich in die innigſte freundſchaftliche Verbindung trat. Um's Jahr 1510 verheirathete ſich Cranach mit Barbara, einer Tochter des Bürgermeiſters Jodokus (nicht Juſtus) Brengbier zu Gotha. Von dieſer Verbindung rühret wahrſcheinlich ſein, neben einem andern verwitterten und unkenntlich gewordenen Wappen, in Stein gehauenes gleichzeitiges Wappenzeichen an einem der anſehnlichſten am Markte zu Gotha gelegenen Häuſer her, das unſtreitig das Eigenthum der Brengbier'ſchen Familie war. Eine andere Kunſtreiſe ſcheint Cranach im J. 1515 nach Nürnberg zu Albrecht Dürer gemacht zu haben. Denn von dieſem Jahre datirten ſich die 8 ſchönen

buntfarbigen Federzeichnungen, die er den Dürer'ſchen Randverzierungen eines auf Pergament in Kleinfolio gedruckten, für den gottesdienſtlichen Gebrauch eines baieriſchen Fürſten beſtimmten Gebetbuchs hinzufügte, wozu er aber, wie man glaubt, bloß um einen Wettſtreit mit Dürer zu vermeiden, ſtatt deſſen geiſtreiche Erfindungen fortzuſetzen, lieber die ihm noch von ſeiner Jugend her ſo geläufigen Thierfiguren größtentheils wählte. Im J. 1519 wurde Cranach vom wittenberg. Stadtrathe zum Mitgliede und Kämmerer erwählt, welches er als angeſeſſener Bürger, und einen bürgerl. Erwerbszweig (wenn gleich nur als Nebenſache) treibender Mann nicht füglich ablehnen konnte. Als ſolcher beſorgte er im J. 1521 aus Kämmereimitteln eine Fuhre für den, auf den Reichstag nach Worms vorbeſchiedenen, Dr. Luther. Dafür bedankte ſich dieſer von dorten aus in einem ſehr verbindlichen Schreiben, worin er ihm zugleich berichtete, wie ſchnöde er von ſeinen Widerſachern vor Kaiſer und Reich behandelt worden. Auf der Adreſſe nannte Luther ihn ſeinen lieben Gevatter und Freund. Im ehrenvollen Auftrage des Churfürſten Friedrichs des Weiſen händigte Cranach ſeinem Freunde Luther 1522 die bekannte Denkmünze mit den Anfangsbuchſtaben des Wahlſpruchs: Verbum Domini Manet In Aeternum ein. Bisher hatte Cranach ſich um die Porträtmalerei wenig bekümmert, und außer dem Churfürſten Friedrich dem Weiſen, und deſſen Brüdern, dem Herzoge Ernſt, Erzbiſchof zu Magdeburg, und dem Herzoge Johannes, desgleichen dem Erzbiſchofe Albert zu Mainz, Markgrafen von Brandenburg (nach Dürer), nur einige gute Freunde, den Dr. Schewal und den Dr. H. Göde abgebildet. Nachdem aber ſein Freund Luther zu einer hohen Celebrität gelangt war, und jedermann deſſen Bildniß, und zwar von Cranach, gemalt zu haben wünſchte, ſo wurde Cranach um ſo mehr veranlaßt und gleichſam gezwungen, ſich mit dem Porträtiren abzugeben. Wir finden Luthers Bildniß von ihm ſowohl in den Gallerien und Privatgemäldeſammlungen, als in den Bibliotheken und Kirchen in großer Menge und in gar mannigfaltigen Verſchiedenheiten, im Bruſtbilde und in voller Figur, in Lebensgröße und verkleinert, in der Auguſtinermönchskutte und in dem langen faltenreichen Rocke mit weiten Aermeln, der zu ſeinem fortwährenden Andenken den heutigen evangeliſchen Geiſtlichen noch zur feierlichen Amtskleidung dient, in der Rittertracht mit ſtarkem Barte und dem Schwerte in der Hand, wie er als Junker Görge ſein Pathmos auf der Wartburg bei Eiſenach verließ, und in ſeinem gewöhnlichen Haushabitte; auf der Kanzel predigend, und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt austheilend, in Geſellſchaft Philipp Melanchthons, Erasmus von Rotterdam und Johann Calvins; und zuletzt als Leichnam im Sterbekittel. Das Merkwürdigſte unter ſelbigen iſt das erſte und älteſte vom Jahre 1520 mit der Beiſchrift: Aeterna ipse suae mentis simulachra Lutherus exprimit et vultus cera Lucae occiduos, aus welcher man folgen will, Cranach habe die alte vorlängſt verloren gegangene, von dem ſpaniſchen Jeſuiten Requſino wieder entdeckte, Kunſt in Wachs zu malen verſtanden, und eben dadurch ſeinen Farben eine den Jahrhunderten trotzende Dauer gegeben. Cranach begnügte ſich aber nicht an Luthers eigener Abbildung, ſondern er malte auch die geſammte Lutherſche Familie, deſſen Vater und Mutter, Gattin und ſechsjähriges Töchterlein. Das Bildniß der letztern überſchickte ihm, Luthern, ſein ehliches Gemahl, als er 1530, auf der Reiſe mit dem Churfürſten Johann dem Standhaften zum Reichstage nach Augsburg, zu Koburg gefährlich erkrankte. Ihm fügte er bald hernach viele von deſſen Jüngern hinzu: unter andern Joh. Bugenhagen, Juſtus Jonas, George Spalatinus, Johann Forſter, Paul Ebert, Eras-

mus Sarcerius, Joh. Schöner, Seb. Fröſchel, Joh. Aeginus, J. Pfeffinger, George Major, H. Molerus, Caspar Crucinger u. ſ. w. Cranach beſchäftigte ſich in der Folge nicht bloß mit Porträtmalerei, wovon er im Grunde wenigen Gewinn zog, ſo geſchwind es ihm auch von der Hand ging; ſondern widmete einen großen Theil ſeiner Zeit den Altarblättern und den Denkmälern Verſtorbener, welche Arbeiten weit einträglicher waren. Doch unterließ Cranach nicht, auf ſelbigen, wie auf andern größern Gemälden, in den Nebenfiguren ſowohl ſein eigenes Porträt, als die ſeiner Freunde anzubringen, wozu er mitunter ſehr drollige Situationen wählte. So iſt zum Beiſpiel auf einer Darſtellung der Kreuzigung Chriſti, in dem Moment, wo Jeſus ruft: „mich dürſtet" der Kriegsknecht, der dem Gekreuzigten den in Eſſig und Myrrhen eingetauchten Schwamm auf einer Lanze darreicht, offenbar Luthers Kopf; ein anderer, nächſt darneben ſtehender, iſt eben ſo unverkennbar Melanchthon, ſo wie in dem römiſchen Landpfleger zu Pferde der Churfürſt Johann Friedrich, und in des Landpflegers Nachbar der Landgraf von Heſſen wiedererkannt wird. Das ſchmalkaldiſche Bündniß gab in der Folge Cranach neuen Stoff zum Porträtmalen. Er fügte den Stiftern und erſten Verbreitern der neuen Glaubenslehre nunmehr auch die Bildniſſe ihrer vornehmſten Beſchützer bei. Eine tiefe Wunde ſchlug Cranachen im J. 1536 die Nachricht von dem Tode ſeines Johann, den er auf Anrathen Luthers nach Bologna geſchickt hatte, um in den Werkſtätten der großen italieniſchen Meiſter die ihn gelehrte Malerkunſt zu vervollkommnen. Vergeblich wandte Dr. Luther ſeine proſaiſche, und Johann Stigel in einem langen Epicoedion ſeine dichteriſche Beredſamkeit auf, ihn über dieſen ſchmerzlichen Verluſt zu tröſten. Noch weniger konnte die ihm 1537 übertragene Bürgermeiſterſtelle zu Wittenberg ihm dieſen Verluſt erſetzen, da ſie bei ſeinem hohen Alter ihm nur zur Laſt fiel, und ihn wegen der, von dem Stadtrathe unterlaſſenen, Brotvertheilung unter die Armen beinahe mit Luthern in ein Mißverſtändniß gebracht hätte. Seinen Schmerz erneuerte und vergrößerte vielmehr der im Jahre 1541 erfolgte Tod ſeiner geliebten Gattin. Im Jahre 1543 legte Cranach ſein ſogenanntes Stammbuch an, worin er nächſt den beiden Churfürſten, Friedrich dem Weiſen und Johann Friedrich dem Großmüthigen, imgleichen dem Herzoge Johann Ernſt, die Bildniſſe der vier Doktoren der Gottesgelahrtheit, Luthers, Melanchthons, Jonas und Bugenhagens, benebſt des ſächſiſchen Hiſtoriographen und Hofpredigers Spalatin zu Altenburg aufnahm. Um dieſe Zeit beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit dem Uebermalen der Holzſchnitte in der von Hanns Luft zu Wittenberg gedruckten Lutheriſchen Bibelüberſetzung, wozu er ſich aber ſeiner Schüler und anderer Illuminiſten zugleich bediente. — Noch betrübte unſern Cranach das Abſterben ſeines Freundes Luther am 18ten Febr. 1546, deſſen ſterbliche Hülle auf des Churfürſten Befehl nach Wittenberg gebracht und in die Schloßkirche begraben wurde, wohin ihm Cranach zu ſeiner Ruheſtätte folgte. Härter aber, als Alles, war für ihn der Unfall, die Niederlage und Gefangenſchaft Johann Friedrichs des Großmüthigen am 24. April 1547 bei Mühlberg, welcher 1556 nach Innsbruck gebracht wurde. Dahin berief nun Johann Friedrich den alten guten Cranach, und dieſer 79jährige Greis folgte, nachdem er bereits im J. 1547 ſein Bürgermeiſteramt niedergelegt, ſein Haus beſtellt, und ſein Vermögen unter ſeine Kinder vertheilt hatte, dem Rufe ſeines geliebten Herrn. Sein Aufenthalt in deſſen Gefangenſchaft währte bis zum 2ten Sept. 1552. An ſelbigem Tage kehrte der geweſene Churfürſt nach wiedererlangter Freiheit in ſeine ihm übrig gebliebenen Lande zurück, indem er den alten getreuen Freund bei ſich im Wagen ſitzen ließ. Hier verblieb Cranach bei ſeiner an den Kanzler D. Pontanus Brück verheiratheten

Tochter Barbara, in deren Armen er am 16ten Oktober im J. 1553, in einem Alter von 81 Jahren, an einer gänzlichen Entkräftung ſanft verſchied. Seine ſterblichen Reſte wurden auf dem Todtenacker zu St. Jakob, am Haupteingange in die Kirche, eingeſenkt. Ihnen zur Rechten und Linken ruhen jetzt noch die Gebeine zweier andern vortrefflichen deutſchen Männer Muſäus und J. L. Bode. Zur Erhaltung von Cranachs Andenken ließen die Söhne des verſtorbenen Churfürſten, Johann Friedrich der Mittlere, Johann Wilhelm und Johann Friedrich der Jüngere, einen Denkſtein auf deſſen Grab legen, welcher im Jahre 1767 gereinigt, und in die Kirchenmauer eingeſetzt, neuerlich aber in dem Innern der Kirche ſelbſt aufgeſtellt wurde. Er enthält das Bildniß des Künſtlers in Lebensgröße, mit beiden Händen den Hut, oder eine Malerplatte haltend, und mit der Umſchrift: Anno Chr. 1. 5. 5. 3. Octob. 16. Obiit Luk. Cranach. J. Pict. Celerrimus (Celeberrimus!) Et Conſul Witeb. Qui Ob. Verhutt. Trib. Saxoniae Electorib. Duc. Fuit Carissimus Aetatis Suae. 81.

Crapelet (Charles), ein berühmter Buchdrucker Frankreichs, und ein würdiger Nebenbuhler Bodoni's, Ibarra's, Baskerville's und Didot's, war 1762 zu Boutmont, unweit Chaumont, geboren, und ſtarb 1809. Sein Vater, der ſich mit Erziehung von Kindern beſchäftigte, ſandte ihn in ſeinem 12ten Jahre nach Paris, und übergab ihn der Lehre des Buchdruckers Ballard. Mit Eifer legte er ſich hier auf das Studium der Buchdruckerkunſt, und hatte kaum das 18te Jahr zurückgelegt, als ihm ſchon der Buchdrucker Stoupe daſelbſt die Leitung ſeiner Druckerei anvertraute. Zur Zeit der Revolution etablirte ſich Crapelet, und wenn man die Eleganz, Einfachheit, Schönheit, das Ebenmaaß und die Correktheit ſeines Drucks in Anſchlag bringt, ſo muß man ihn zu denen rechnen, welche an den großen Fortſchritten, welche die Buchdruckerkunſt ſeit 20 Jahren machte, einen bedeutenden Antheil hatte. Er ſtarb am 19. Oktober 1809 in der ſchönſten Zeit ſeines Lebens, und hinterließ einen Sohn, A. G. Crapelet, der ſein Geſchäft mit eben ſo viel Geſchmack und Thätigkeit, wie ſein Vater führte, und noch mehr ausdehnte und erweiterte. Unter den vielen Werken, die aus ſeiner Preſſe hervorgingen, iſt das kunſtreichſte die Histoire naturelle des grimperaux et des oiseaux de paradis, Paris 1802, welche mit Goldbuchſtaben gedruckt iſt, und ein wahres Meiſterſtück, einzig in ſeiner Art iſt.

Craſſus. Unter den vielen Römern, welche dieſen Namen trugen, heben wir nur zwei aus. 1) Luc. Licinius Craſſus. Er hatte ſich mit regem Eifer den Wiſſenſchaften gewidmet, nnd behauptete ſeit ſeinem 20. Jahre, wo er zuerſt in Rechtshändeln auftrat, den Ruhm eines der größten Redner Roms. 658 (v. R.) ward er Conſul, und gab jenes, den marſiſchen Krieg veranlaſſendes, Geſetz, daß alle in Rom lebende Bundesgenoſſen die Stadt verlaſſen, nach ihrer Heimath rückkehren, und nicht als Bürger angeſehen werden ſollten. 2) M. Licin. Craſſus, mit dem Beinamen Dives (der Reiche), erwarb ſich durch ſeinen unermeßlichen Reichthum einen berühmten Namen. Man ſchätzte ihn damals über 7.000 Talente (über 7 Mill. Thlr.). So gab er einſt dem römiſchen Volke ein Feſt, bewirthete daſſelbe mit der größten Pracht und Verſchwendung an 10.000 Tiſchen, und theilte ſo viel Korn aus, daß jede Familie drei Monate lang davon leben konnte. Mit Cäſar erhielt er 698 (v. R.) das Conſulat. In dem Feldzuge gegen die Parther, den er aus Habſucht und Ehrgeiz unternahm, und bei welcher Gelegenheit er den Tempel von Jeruſalem ſeiner Schätze beraubte, (Joſephus ſchätzt den Raub auf 10.000 Talente) verlor er ſein Leben.

Crater, Miſchgefäß, wird für den Becher gehalten, worin Ikarus den Menſchen den erſten Wein vorgeſetzt, oder auch für den, worin Mattu

ſius dem Demiphon ſeiner Tochter Blut unter Wein zu trinken gab. Andere halten dieſen Becher für das Gefäß, worein Othus und Ephialtes ehedem den Mars gefangen legten. Der Crater ſpielt in den allegoriſchen Darſtellungen der ſchaffenden Naturkraft keine unbedeutende Rolle. Man ſprach ſowohl in Abſicht der intellektuellen, als der phyſiſchen Schöpfung von einer Miſchung, von einem Miſchgefäß und von einem Miſchkünſtler. So im Timäus des Plato, wo im erſten Becher die Weltſeele vom Demiurgus gemiſcht wird. Dieſer Becher hieß auch die Quelle der Seele. Was den bei den alten Griechen üblichen Crater betrifft, ſo pflegten dieſe im heroiſchen Zeitalter nie Wein, ohne mit Waſſer vermiſcht zu ſeyn, zu trinken. Daher befanden ſich bei allen ihren Gaſtmahlen Miſchkrüge, die man Crater nannte. Nach der Miſchung wird aus dieſen Cratern in kleinern Pokalen den Helden der Wein herumgereicht. So ſingt Homer, Odyſſ. XXI. 271 Vers:

> Jünglinge füllten ſodann die Crater zum Rand mit Getränke,
> Wandten von Neuem ſich rechts, und vertheileten Allen die Becher.

und wenn Telemach von dem Schweinehirten Eumäus bewirthet wird, ſo ſetzt ihm dieſer auch Wein vor, jedoch mit Waſſer vermiſcht. Es heißt Odyſſ. XVI. 53. Vers:

> Miſcht auch in hölzerner Kanne des herzerfreuenden Weines.

Die Römer hatten kein, im Sinne der Griechen, heroiſches Zeitalter. Daher war dieſe Sitte, den Wein mit Waſſer gemiſcht zu trinken, nur bei den mäßigen und ländlichen Römern üblich, und wenn es bei Virgil Aeneide I. 723. V. heißt:

> Als ſie zuerſt nun ruhten vom Mahl, und entfernet die Tafeln,
> Stellen ſie mächtige Crater umher, und kränzen die Weine.

ſo romaniſirt er offenbar den Gebrauch der Crater, indem er dieſe großen Krüge beim Schluſſe des Mahls hervorbringt, um daraus den Rauſch zu vollenden. Crater, ſ. Vulcane.

Craven (Lady Eliſabeth), nachherige Markgräfin von Anſpach, jüngſte Tochter des Grafen Berkley, wurde 1750 geboren, vermählte ſich 1767 mit dem Grafen Wilh. v. Craven, gebar ihm 7 Kinder, trennte ſich aber, wegen der harten Behandlung, die ſie erfahren mußte, 1781 von ihrem Gemahl, und bereiſete von England aus Frankreich und Deutſchland, wo ſie zu Anſpach mit dem Markgrafen Chriſtian Friedrich Carl Alexander, einem Neffen Friedrichs des Großen, in vertraute Verhältniſſe trat. Auf ihrer Reiſe durch Rußland (1787) und die Crimm ſtieg ſie zu Conſtantinopel in dem Hauſe des franzöſiſchen Botſchafters, Graf Choiſeul-Gouffier, ab, und beſtieg auf ſein Zureden die berühmte Grotte von Antiparos, wohinein vor ihr ſich noch kein weiblicher Fußtritt gewagt hatte. Nach dem im Jahre 1791 erfolgten Tode des Lord Craven ließ ſich der Markgraf mit ihr trauen, trat ſeine Länder gegen ein Jahrgeld an den König von Preußen ab, ging mit ſeiner Gemahlin nach England, und kaufte daſelbſt unweit Hammersmith das Schloß Brandenburg zu ſeinem Wohnſitze an. Lady Craven hatte dichteriſche Anlagen, und ſchon in ihrem 17ten Jahre beſchenkte ſie das Publikum mit mehreren artigen Gedichten, die in ephemeren Blättern erſchienen. Ihre in Briefen geſchriebene Reiſe durch die Crimm nach Conſtantinopel erſchien 1789 in engliſcher Sprache, und erlebte 1814 eine vermehrte Aufl. Ihre Theaterſtücke und Romane ſind gemüthlich, und in einer zierlichen Sprache abgefaßt.

Crayer (Caſpar de), ein Künſtler erſter Größe unter den Niederländern, geboren zu Amſterdam 1582, geſtorben 1669. Er verfertigte mehrere große Gemälde in Brüſſel, wo man Alles anwandte, ihn zu halten, ihm auch

ein ehrenvolles Amt gab; aber umſonſt, er verließ Brüſſel, ohne ein Wort zu ſagen, gab den Hof, ſein Amt ꝛc. auf, und ließ ſich in Gent nieder, wo er in der Folge 21 große Altargemälde malte. Er arbeitete bis in ſein 68ſtes Jahr. Er hatte nicht ſo viel Feuer, als Rubens, aber ſeine Zeichnung iſt eben ſo vollkommen; ſeine Compoſitionen ſind mit Figuren überladen. Seinem Ausdruck liegt die Natur zum Grunde; ſein Colorit, ohne in das gar zu Helle übertrieben Durchſcheinende zu fallen, nähert ſich der Manier des Vandyk, daher es oft ſchwer wird, beide Meiſter von einander zu unterſcheiden. In Flandern und Brabant ſind eine Menge bewunderns-würdiger Arbeiten von ihm. Die Gallerien von Wien und München beſitzen von ihm einige Bilder; letztere enthält ein großes Altarſtück von ihm, die Mutter Gottes auf einem Throne, mit vielen Heiligen umgeben, darſtellend. Dieſes beinahe 19 Fuß hohe und 14 Fuß breite Gemälde hat mit Einſchluß der davon genommenen Copie gegen 20.000 Thaler gekoſtet.

Crayon nennt man in der Malerei jeden Stift von Blei, Rothſtein, ſchwarzer Kreide, deſſen man ſich zum Zeichnen mit Strichen bedient. En crayon, crayonirt heißen die Zeichnungen mit Strichen, mittelſt eines Bleiſtifts, Röthels oder ſchwarzer Kreide angefertigt. Crayonirte Kupferſtiche ſind die, worin die Manier der mit Rothſtein oder ſchwarzer Kreide gemachten Zeichnungen nachgeahmt wird.

Crebillon (Prosper Jolyot de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, geboren zu Dijon im Jahre 1674, heißt gewöhnlich Crebillon der Aeltere, zur Unterſcheidung von ſeinem Sohne (ſ. Crebillon Claude ꝛc.), dem Verfaſſer einiger ſehr bekannten und eleganten, ausſchweifend üppigen Romane. Ihm wurde das Glück, von den Kunſtrichtern ſeiner Nation für den franzöſiſchen Aeſchylos angeſehen zu werden, nach dem man lange genug den ältern Corneille (ſ. d. Art.) mit dem Sophokles, und den Racine (ſ. d. Art.) mit dem Euripides verglichen hatte. In dem Dijoner Jeſuitencollegium erhielt er ſeine Bildung, und ſchon frühe bemerkten ſeine Lehrer ein Talent an ihm, daß ſich in der Folge zu einer hohen Stufe emporſchwang. Er hatte die Rechtswiſſenſchaften ſtudirt, und um mit dem Geſchäftsgang vertraut zu werden, kam er als Gehülfe zu dem Prokurator Prieur nach Paris. Statt ſich mit juriſtiſchen Ausarbeitungen zu beſchäftigen, ſchrieb er Gedichte und Lieder, und gab bald ſeinem Gebieter zu erkennen, daß ſich ſein affektvolles Temperament mit der ruhigen Beſonnenheit eines tüchtigen Anwaltes nicht vereinigen laſſe, und er mehr Anlage zur Poeſie, als zu ſeinem gewählten Fache in ſich fühle. Prieur, welcher manchmal ſeines Zöglings Urtheile über dramatiſche Werke mit Bewunderung angehört hatte, bewog ihn, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Bühne zu richten, und Dramen zu verfertigen. Mit Begierde ergriff Crebillon dieſen Vorſchlag, und ſchrieb die Söhne des Brutus. Die ungünſtige Aufnahme, welche dieſes Theaterſtück unter dem Publikum fand, erweckten in dem Verfaſſer einen ſolchen Mißmuth, daß er ſeine Handſchrift verbrannte, und den Vorſatz faßte, nie mehr ein Werk für die Theaterwelt zu ſchreiben. Prieur ließ aber nicht ab, ihn zum Fortſchreiten auf der einmal betretenen Bahn zu ermuntern. Und ſo erſchien im Jahr 1705 ſein Trauerſpiel Idomeneus zum erſtenmal auf der Bühne, und wenn der Beifall, mit welchem dieſes poetiſche Produkt aufgenommen wurde, ihm einen ehrenvollen Namen verſchaffte, ſo wurde ſein Ruhm doch eigentlich durch das Erſcheinen ſeines Atreus (1707) begründet. Seinem trefflichen Ermunterer Prieur wurde der Lohn, Zeuge des Erfolgs dieſer Vorſtellung zu ſeyn. Obgleich krank, hatte er ſich in eine Loge tragen laſſen, und den jungen Dichter umarmend, brach er in die Worte aus: „Ich ſterbe zufrieden; denn ich habe Sie zum Dichter gemacht, und hinterlaſſe in Ihnen einen Mann, welcher der Nation

angehört.“ Crebillon, jetzt noch in der erſten Kraft des männlichen Alters, merkte ſich das wahre Verhältniß ſeiner Talente zu der Gunſt des Publikums. Er blieb der Manier, die ihm gelungen war, treu, und bildete ſich nun immer charakteriſtiſcher aus. Bei ſeinen Arbeiten ſich keineswegs übereilend, beobachtete er die conventionellen Formen des franz. Trauerſpiels, und cultivirte unermüdet die Correktheit des Ausdrucks in ſeinen Werken. Da ſeine Phantaſie nicht ſehr ergiebig war, ſo ſuchte er durch einige Abwechſelung in der Wahl tragiſcher Gegenſtände ſeinen Erfindungen Mannigfaltigkeit zu geben, hielt ſich aber, um des ſchöneren Klanges der griechiſchen und römiſchen Namen willen, an die griechiſche und römiſche Geſchichte. So erſchien 1709 ſeine Elektra, welche im Geiſte von Corneille's Rhodogune gearbeitet, den verwöhnten Geſchmack des Publikums mit ſeinen blutigen Abenteuerlichkeiten entzückte. 1711 ging ſein Rhadamiſte über die Bühne: ein Stück, das von Boileau eben ſo ſehr ſeinem Werthe nach verkleinert, als von La Harpe für das Meiſterſtück Crebillons angeprieſen wurde. Genug, Rhadamiſte erlebte binnen 8 Tagen zwei Auflagen, und Paris und Verſailles ſuchten ſich einander in Bewunderung dieſes Theaterſtücks zu übertreffen. Gab bisher Crebillon allen ſeinen Muſenerzeugniſſen die Farbe des Schrecklicherhabenen, ſo ſpielte er ſie jetzt in das Gebiet des Grauſenerregenden über, und mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, betrat ſein Xerxes (1714) die Bühne. Semiramis (1717), die in ihren Sohn verliebte Mutter, die ſelbſt nach der Erkennung von ihrer Leidenſchaft nicht geheilt wird, fand lebhaften Tadel, den er erſt 9 Jahre ſpäter durch ſeinen Pyrrhus (1726) wieder ausmerzte. Mancherlei traurige Ereigniſſe lähmten von nun an die Springfedern ſeines Geiſtes. Der empfindliche Verluſt einer zärtlich geliebten Gattin mußte ihm durch ſeine mittelloſe Lage noch fühlbarer werden. Bei ſeinem Stolze, mit dem er alle Hülfsanerbietungen von ſich wies, würde er verkümmert ſeyn, wenn nicht ſein Name der Frau von Pompadour zur Demüthigung Voltaire's zur Hülfe gekommen wäre. Durch ſie erhielt er die Würde eines Cenſors bei dem Polizeigerichte, die Stelle eines Bibliothekars und eine jährliche Penſion von 1000 Fr. Einem ſorgenfreiern Leben wiedergegeben, vollendete er ſeinen, von der Gegenpartei Voltaire's eben ſo ſehr erhobenen, als von La Harpe verkleinerten, Catilina, welcher im Jahre 1749 mit allem Glanze eines reichgeſchmückten Coſtümes auf dem königlichen Hoftheater erſchien. Seine Conkurrenz mit Voltaire beeinträchtigte die Thätigkeit dieſes erfahrnen Tragikers nicht. Er war ein und achtzig Jahr alt, als er durch ſein letztes Trauerſpiel: das Triumvirat (Le Triumvirat, ou la Mort de Cicéron) noch ein Mal über die Partei, die ihn in den Augen des Publikums herabſetzen wollte, rühmlich triumphirte. Sein Cromwell blieb auf höhere Weiſung unvollendet. Er ſtarb am 17. Juni 1752 in einem Alter von 88 Jahren, an den Folgen einer vernachläſſigten Roſe am Fuße, und nahm den Troſt mit ſich in das Grab, der letzte franzöſiſche Dichter geweſen zu ſeyn, der den echten Geiſt des Zeitalters Ludwigs XIV. unverändert durch die Einflüſſe einer neuen Denkart, am Weiteſten in das achtzehnte Jahrh. hin übergetragen hat. Ludwig XV. ließ ihm ein prächtiges Denkmal in dem Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler errichten, und die franz. Schauſpieler hielten ihm zu Ehren ein feierliches Todtenamt in der Laterankirche, das Voltaire zum Gegenſtande ſeines beißenden Spottes machte. Crebillon's Trauerſpiele gehören, dem Geiſte und der Form nach, in eine und dieſelbe Claſſe mit denen von Corneille und Racine. Sie unterſcheiden ſich von dieſen nur durch die Vorliebe des Dichters für das Schreckliche in der Darſtellung des Aufruhrs der Leidenſchaften. Crebillon wollte mehr erſchüttern, als rühren; und er hat ſeinen Zweck in einer gewiſſen

Hinſicht erreicht. Der Plan ſeiner Trauerſpiele iſt mit vielem Verſtande darauf berechnet, ſchreckliche Situationen herbeizuführen, und die empörten Leidenſchaften in ihrer furchtbarſten Stärke wirken und reden zu laſſen. Beſonders hat er ſich eine ſeltene Fertigkeit in der Kunſt erworben, ſogleich zum Anfange eines Stücks gewaltſam auf das Mitgefühl zu wirken, und das Intereſſe tragiſch zu ergreifen und zu feſſeln. Aber eben dieſe hinreißende Heftigkeit der erſten Scenen ſchwächt die Wirkung des ganzen Stücks. Die Steigerung des Intereſſe bis zur Kataſtrophe, alſo eine weſentliche Schönheit geht darüber verloren. Um nun das tragiſche Pathos im Fortgange der Handlung nicht ſinken zu laſſen, übertreibt Crebillon dieſes Pathos ſo, daß es unnatürlich wird, und ſelbſt durch ſeine Monotonie ermüdet. Uebertreibung iſt daher der Fehler, den man ihm auch längſt vorgeworfen hat; und dieſer Fehler fällt um ſo unangenehmer auf, weil er nicht aus einem Uebermaaße von poetiſchem Enthuſiasmus, ſondern aus einem raffinirenden Verſtande hervorgegangen, der ſich mit aller Kunſt nicht zu verſtecken weiß. Uebrigens ſind die Charaktere in den Trauerſpielen Crebillon's gewöhnlich intereſſant und gut gehalten. Die Sprache iſt durch und durch kultivirt. Wahrſcheinlich wäre Crebillon, wie Corneille, ein größerer Dichter geworden, wenn es ihm möglich geweſen wäre, aus dem Kreiſe der conventionellen Regeln, von denen das franzöſiſche Trauerſpiel ſeit ſeiner Entſtehung umgeben war, herauszutreten. Aber nachdem Corneille und Racine ſich an jene Regeln gebunden hatten, war der franzöſiſche Nationalgeſchmack mit Hülfe einer falſchen Kritik ſchon ſo an ſie gewöhnt, daß er ohne ſie keine tragiſche Schönheit mehr gelten laſſen wollte. Die Helden und Heldinnen des Crebillon ſchreiten alſo mit eben ſo gemeſſenen Schritten einher, wie die des Corneille und Racine. Auch im Sturme der Leidenſchaften ſind ſie faſt immer bei Hofe. Sie halten oft Reden an einander, als ob ſie ſie auswendig gelernt hätten. Sie miſchen franzöſiſche Galanterien in griechiſche und römiſche Empfindungen und Begriffe. Sie räſonniren über ihr Herz, wie nie ein Grieche, oder Römer räſonnirt hat. Aber ſie tragen, wie bei Corneille und Racine ihren halb antiken und halb romantiſchen Charakter in einer ſo reinen, kräftigen, beſtimmten und ſchönen Sprache vor, daß man ſich gern von ihnen tragiſch unterhalten läßt, und in der Art, wie ſie dargeſtellt ſind, die Kunſt und die Menſchenkenntniß des Dichters bewundert. Wir beſitzen, außer der prächtigen Ausgabe, die Ludwig XV. nach der gelungenen Aufführung des Catilina von Crebillons Werken zum Vortheile des Verfaſſers beſorgen ließ (Oeuvres de Crébillon, imprimerie R. du Louvre, 1750. 2 Bde in 4.), noch eine verdienſtliche vom Jahre 1774 (in 3 Duodezbänden), und eine neuere von Didot dem Aelteren (1812 2 Bde 8.), denen allen aber ſechs Verſe im Catilina fehlen, die, als deutſam gegen die Marquiſe von Pompadour, bei der Darſtellung waren weggelaſſen worden.

Crebillon (Claude Proſper Jolyot de), Sohn des Vorhergehenden, wurde 1707 zu Paris geboren, und ſtarb 1777. Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann er mit einigen kleinen Theaterſtücken; nachher wandte er ſeine literäriſche Thätigkeit auf ſchöngeiſtige Gegenſtände, und machte in einer Zeit ſein Glück, wo die Sittenloſigkeit einen hohen Gipfel von Schamloſigkeit erlangt hatte. Die Franzoſen nannten ihn zu ſeiner Zeit, wo er die Leichtfertigkeit in allen Claſſen der höhere Stände zu Paris thätig verbreiten half, den Petronius, gleich wie ſie ſeinem Vater den Ehrentitel eines Aeſchylos gaben. Bondot hat nicht Unrecht, wenn er ihn in Vergleichung gegen ſeinen Vater einen großen Knaben nennt. D'Alembert liefert, indem er ihn mit ſeinem Vater zuſammenſtellt, folgende Charakteriſtik von Beiden: „Crebillon der Vater malt die Verbrechen und

Bosheiten der Menſchen mit den ſchwärzeſten Farben; der Sohn zeichnet mit dem zarteſten und wahreſten Pinſel die Feinheiten, Nüancen, und ſelbſt die Grazien unſerer Laſter, jenen verführeriſchen Leichtſinn, welcher die Franzoſen zu dem macht, was man liebenswürdig nennt, und was ſo viel, als nicht liebenswürdig heißt; jene unruhige Thätigkeit, welche macht, daß ſie ſelbſt im Schooße des Vergnügens Langeweile fühlen; jene Verkehrtheit verſtellter und gleichſam durch die Maske der Sittlichkeit gemilderter Grundſätze; unſere Sitten endlich, die verderbt und frivol ſind, in welchem das Extrem der Verderbniß mit dem Extrem des Lächerlichen ſich verbindet.“ Außerdem, daß Crebillon königlicher Cenſor war, bekleidete er weiter kein öffentliches Amt. Seine vorzüglichſten Schriften: Lettres de la Marquise au Comte de *** 1732, 2 vol. in 12; Tauzai et Neadarné, 1734 2 vol. in 12; Les égarements du coeur et de l'esprit, Lahaye 1736. 3 part. in 12, ein äußerſt ſchlüpfriger Roman; Le Sopha, conte moral 1745, 2 vol. in 12 ebenfalls wegen ſeiner Schlüpfrigkeit berüchtigt. Auch hat man ihm die Lettres de la Marquise de Pompadour zugeſchrieben, ein um ſo verzeihlicherer Irrthum, da ſie ganz in der Denkart jener königlichen Geliebten geſchrieben ſind.

Credere, del Credere, ſtehen, heißt in Handlungsſachen, z. B. bei Aſſekuranzbeſorgung, Waarenverkauf ꝛc. für etwas gutſagen, oder Bürgſchaft leiſten. — **Credit**, Treu und Glauben, Anſehn, Gunſt heißt bei den Kaufleuten das Hingeben der Waare, ohne baare Bezahlung im Vertrauen, daß ſie der Empfänger zur beſtimmten Zeit richtig bezahlen werde. Es leuchtet Jedem ein, daß der Credit die Seele des Handels iſt, und daß aller Verkehr in dem Grade nothwendig ſinken muß, in welchem der Credit fällt. — **Credit-Billets** ſind Schuldſcheine, die ein Kaufmann ausſtellt, wenn er Waaren auf einen beſtimmten Zahlungstermin nimmt, und welche die Kraft eines Wechſels haben. — **Credit-Briefe** ſind Schreiben, welche Kaufleute einem bekannten Reiſenden an ihre Handelsfreunde in andern Orten mitgeben, und ihn dadurch bevollmächtigen, ſich von demſelben ſo viel Geld, als er bedarf, auszahlen zu laſſen. — **Creditiv**, das Schreiben, welches einem Miniſter, der an einen fremden Hof abgeſchickt werden ſoll, zu ſeiner Legitimation mitgegeben wird, und in allgemeinen Ausdrücken die Urſache der Abſendung, das Anſuchen, dem Geſandten Glauben beizumeſſen, und die Beſtimmung des ihm beigelegten Charakters enthält.

Credit-Syſtem, eine in mehreren Provinzen der preußiſchen Monarchie eingeführte Verbindung der Landſtände; z. B. in Schleſien, der Chur- und Neumark, Vorpommern und Hinterpommern. Die ſämmtlichen Landſtände dieſer Provinzen haben nämlich einen Fond, oder eine Bank errichtet, wo Geld von ihnen niedergelegt, oder aus derſelben entlehnt werden können. Jedes einzelne Mitglied kann aus derſelben ſo viel Geld erhalten, als der halbe Werth ſeiner Güter beträgt. Hierüber wird ein Pfandbrief ausgeſtellt, für den aber nicht der Ausſteller allein, ſondern auch die ſämmtliche Ritterſchaft Bürge iſt. Solche Pfandbriefe werden von Jedermann ſo gern, als Geld genommen, weil der Inhaber derſelben nicht nur Zinſen aus dem gemeinen landſtändiſchen Fonds bei jedem halben Jahre richtig erhalten, ſondern auch das Capital, ſo bald er will, zurückbezahlt bekommen kann. Schuldner haben von dieſer Einrichtung den Vortheil, daß ſie nicht, wie von andern Capitalien, Aufkündigung fürchten müſſen, ſo bald ſie nur für den richtigen Abtrag der Zinſen ſorgen.

Creeks, eigentlich **Uſcheſees**, eine Völkerſchaft im weſtlichen Georgien und im Miſſiſippigebiet in Nordamerika, zwiſchen Flüſſen und Sümpfen wohnend. Sie iſt wohl gebaut und tapfer, über 80.000 Köpfe ſtark, in 3 Horden, die obere (Muskogulgen), mittlere und untere (Siminolen), und in

viele Stämme getheilt. Ihre Sprache iſt die gelindeſte und wortreichſte unter allen nordamerikaniſchen. Sie ſind ſehr gebildet und reinlich, haben Ackerbau, Rindvieh- und Pferdezucht, und bewohnen über 60 Städte und Dörfer, unter denen Utſché das wichtigſte iſt. Jede Horde hat ein beſonderes Oberhaupt, von welchen das von der untern Horde einige Vorzugsrechte vor den übrigen Häuptern genießt, und einen höhern Titel führt. Alle ſind durch einen gemeinſchaftlichen Nationalrath vereinigt. Nach dem Friedensvertrage des Präſidenten des Freiſtaats mit den Creeks vom 9. Aug. 1815 entſagen die Creeks allen Verbindungen der engliſchen Regierung, nehmen den Looſafluß als Gränze an, geſtehen den Amerikanern den freien Handel und die Schiffahrt auf den Creekgewäſſern zu, und erlauben die Erhaltung der alten militäriſchen Poſten im Creeklande.

Crefeld, eine ſchöne, in Form eines länglichten Quadrats erbaute Stadt im preußiſchen Regierungsbezirk Cleve, liegt in einer ganz flachen Ebene, etwas über eine Stunde vom Rheine entfernt. Sie iſt regelmäßig gebaut, hat 4 Thore, einen ſchönen mit Linden beſetzten Markt, und um die Stadt herum ſind bei 2000 Gärten, in welchen ſich Landhäuſer, Färbereien und andere Etabliſſements befinden. Ueberhaupt iſt Crefeld eine der ſchönſten Städte am Rhein mit 13.000 Einwohnern. Zu den vorzüglichſten Fabrikations-Zweigen Crefelds gehören die Seiden-Manufakturen, beſonders in Stück-Sammet und Sammetband. Der erſtere wird meiſt in der Stadt ſelbſt, das letztere aber vorzüglich in den umliegenden Dorfſchaften verfertigt, womit bei 3000 Stühle beſchäftigt ſind. Im Ganzen beſchäftigen die Crefelder Seidenfabriken gegen 12.000 Menſchen. Die hier verfertigten Sammetwaaren werden ſelbſt den Lyoner und Maumonter Fabrikaten vorgezogen, und gehen bis nach Amerika und der Levante, ſo wie ſie auch im Norden von Europa, beſonders in Rußland, ſehr geſucht ſind. Außerdem giebt es hier noch Fabriken in Baumwolle, viele Färbereien, zwei Spieluhr-Fabriken u. ſ. w. Auf der nahe bei Crefeld liegenden Haide ſchlugen die Verbündeten, 34.000 Mann ſtark, unter Anführung des Herzogs Ferdinands von Braunſchweig, Oheim des damaligen Erbherzogs, 66.000 Franzoſen unter Clermont den 23ſten Juni 1758. Die franzöſiſchen Truppen hatten ſich in einem ſehr feſten Lager hinter Wällen und Gräben poſtirt; die rechte Seite war durch einen undurchdringlichen Bruch gedeckt, vor ſich und links öffnete ſich eine ſehr durchſchnittene Gegend, bewachſen, voller Bäche und Bruchſtriche. Der rechte Flügel der Verbündeten, unter dem Herzoge ſelbſt, arbeitete ſich hier durch unſägliche Schwierigkeiten hindurch in die linke Seite und den Rücken des franzöſiſchen linken Flügels, eroberte nach dreiſtündigem hitzigem Kampfe bei hartnäckiger Gegenwehr ein Gehölz, deſſen Beſitz ſehr wichtig war, drängte die Franzoſen hier zurück, während der Mittelpunkt und linke Flügel der Verbündeten ſie von vorn angriffen. Die Franzoſen zogen ſich nun aus ihrem Lager zurück, und verloren 7000 an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Verbündeten an Todten und Verwundeten 2000.

Cremnitz, die älteſte und vornehmſte Bergſtadt, in der Barſcher Geſpannſchaft in Niederungarn, auf dem rechten Ufer der obern Gran, in einem tiefen Thale zwiſchen hohen Bergen liegend, mit 1200 Häuſern und 9580 Einwohnern. Die Stadt hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunſthandlungen genannt, die beſtändig bei 700 Menſchen beſchäftigen; ſie iſt der Sitz eines Münzamts. Aus hieſiger Münze gehen die beliebten Cremnitzer Dukaten hervor, deren Gepräge die Buchſtaben K. B. (Kermecz Banya, Cremnitzer Bergwerke) ausmachen, zwiſchen denen das Bild des Regenten im Ornate ſteht. Gleichwohl wird das meiſte Gold und Silber, welches in hieſigen und nahe liegenden Bergwerken gewonnen wird, in das Münzhaus nach Wien abgeliefert.

Cremona, eine ſchön gebaute offene Stadt mit feſten Außenwerken im Mailändiſchen, am linken Ufer des Po, unterhalb der Adda-Mündung, mit großen Plätzen. An der Weſtſeite liegt das feſte Schloß Santa Croce, und an der über den Po geſchlagenen Schiffbrücke noch ein feſtes Werk. Die Stadt hat beinahe eine deutſche Meile im Umfange; ihre Straßen ſind breit und regelmäßig, und ſie hat 44 Kirchen. Die hieſige Domkirche iſt eine ungeheure Steinmaſſe mit einer Façade aus rothem und weißem Cremoneſer Marmor geziert. Merkwürdig ſind in dem Innern die trefflichen Frescogemälde, ſo wie das coloſſale, aus einem einzigen Marmorblocke gehauene Becken in der Taufhalle; von dem 372 Fuß hohen Thurme dieſer Kirche, der aus zwei achteckigen Obelisken beſtehet, überſieht das Auge den in tauſendfachen Biegungen die weiten Ebenen der Lombardei durchſtrömenden Po. Die Stadt iſt berühmt durch ihre Seidenmanufakturen und den Bau ihrer Violinen, welche die trefflichſten in der Welt ſind. Cremona, vor Chr. 291 von einer römiſchen Colonie gegründet, gehörte viele Jahrhunderte hindurch zum venetianiſchen Staate. Es iſt der Geburtsort des berühmten Dichters Vida, der 1566 ſtarb. Im J. 1702 am 1. Februar überrumpelten die Oeſterreicher unter Prinz Eugen die Stadt, und nahmen den franzöſiſchen Marſchall Villeroi mit ſeinem geſammten Generalſtabe gefangen. Beinahe hundert Jahre ſpäter 1799 trugen die nämlichen Oeſterreicher über die Franzoſen bei dieſer Stadt einen bedeutenden Sieg davon.

Cremor tartari (Saures, weinſteinſaures Kali). Wenn ſäuerliche Weine ausgegohren haben, ſetzt ſich am Boden und an den Wänden der Gefäße eine cryſtalliniſche Rinde an, welche man Weinſtein (Tartarus) nennt, und die nach der Farbe des Weins roth oder graulich gelb iſt. Sie beſteht aus ſaurem weinſteinſaurem Kali, und iſt von Farbenſtoff, Hefen und anderen Körpern verunreiniget, die ſich beim Klären des Weins abſetzen. Man reiniget ſie dadurch, daß man ſie in kochendem Waſſer auflöſt, und die geſättigte Löſung abkühlen läßt, wobei ein weißeres Salz anſchießt. Es cryſtalliſirt entweder in Nadeln, oder in ſchief abgeſtumpften vierſeitigen Prismen. Es hat einen ſauren, weniger angenehmen Geſchmack, als das ſaure Salz, und enthält 4¾ proCt. Waſſer, welches durch Wärme nicht ohne Zerſtörung des Salzes ausgetrieben werden kann. Das Waſſer enthält eben ſo viel Sauerſtoff, als Kali des Salzes, welches mit doppelt ſo viel Säure, als im neutralen Salze, verbunden iſt. Man ſollte wohl annehmen können, daß der Cremor tartari ein Doppelſalz ſey, in welchem Waſſer und Kali die Baſen bilden. Es wird in der Hitze leicht zerſtört, giebt dabei einen eigenen ſauren und ſtechenden Dampf, und läßt ein kohliges, ſchwammiges Kali zurück, was ſich ſchwerlich wieder weiß brennen läßt. Bei der Deſtillation giebt der Weinſtein ſehr viel Kohlenſäuregas, Kohlenwaſſerſtoffgas, brenzliches Oel, Eſſig und etwas kohlenſaures Ammoniak. Die ſaure Flüſſigkeit, welche man dabei erhält, wird in den Apotheken unter der Benennung der brenzlichen Weinſteinſäure benutzt. Dieſes Salz iſt ſchwerlöslich, und erfodert 95 Theile kaltes und 15 Theile kochendes Waſſer. Es kann durch ſtärkere Säuren nicht völlig zerſtört werden; vielmehr ſchlägt es ſich aus allen Kaliſalzen nieder, wenn dieſen Weinſteinſäure in beträchtlichem Ueberſchuſſe zugeſetzt wird. Man ſcheidet auf dieſe Weiſe oft die Kaliſalze von den Natronſalzen; nur muß man dabei nicht außer Acht laſſen, daß es auch ein ſaures weinſteinſaures Natron giebt, was jedoch nur 9 Theile kaltes Waſſer zu ſeiner Auflöſung bedarf. Der im Handel vorkommende Cremor tartari enthält zugleich veränderliche Mengen weinſteinſauren Kalks. Bucholz fand 14,3 proCt. darin. Vauquelin verglich mehrere Sorten mit einander, und fand einen veränderlichen Gehalt von 5 bis 7 proCt. weinſteinſauren Kalk darin. Dieſer Kalk ſcheidet ſich bei der Sättigung des Sal-

zes mit Kali nicht völlig aus. Der Cremor tartari kommt oft mit Sand, Thon, u. d. m. verfälſcht vor, was ſich aber leicht entdecken läßt, wenn man ihn in einer warmen alkaliſchen Lauge auflöſt, wo dieſe Körper ungelöſt zurückbleiben.

Creolen oder Criolen heißen jene Menſchen, welche von europäiſchen Aeltern in Amerika erzeugt ſind. Wie groß die Macht des dortigen Clima und der Einfluß deſſelben auf ſeine Bewohner iſt, läßt ſich an den Creolen am Deutlichſten wahrnehmen; ſie ſind von anſehnlicher Größe, höher von Statur, als die gewöhnlichen Europäer, doch fehlt ihnen die verhältnißmäßige Stärke; ihr Obertheil des Körpers iſt gewöhnlich kurz, der untere Theil, von den Hüften an gerechnet, iſt dagegen länger. Dieſe Bildung nähert ſich der griechiſchen Form, und giebt ihnen ein Anſehen von Schönheit und Gewandtheit. Dieſe letztere zeigt ſich auch in der außerordentlichen Biegſamkeit und Behendigkeit des Körpers, beſonders beim Tanzen, Fechten und andern gymnaſtiſchen Uebungen. Ein vorzügliches Intereſſe erregen in dieſer Hinſicht die Creolinnen. Ihren graziöſen, ſchlanken Körper umhüllt eine leichte, dem dortigen Clima angemeſſene, Kleidung, welche ihre Reize nicht wenig erhöhet, ſie beim Tanze gleichſam als ſchwebend und kaum die Erde berührend darſtellt, und ihren ganzen ſchöngeformten Gliederbau dem Beobachter bemerkbar macht. Die Geſichtsfarbe der Creolen iſt bräunlich, und die brennende Sonnenhitze erlaubt der Roſe nicht, auf den Wangen der dortigen Jungfrau zu blühen. Dem ſo eben aus dem Mutterlande angelangten Europäer erſcheint die Creolin, wie eben aus dem Bette, oder gar aus einer Krankheit erſtanden. Ihre ganze Phyſiognomie hat etwas Schmachtendes, Ausdruckvolles, Einladendes und Sehnſuchterregendes. Dieſes Alles wird noch durch ihr ſchwarzes, funkelndes Auge, durch ihre junoniſchen Wimperbogen, und durch ein Reihenpaar blendend weißer Zähne unendlich erhöhet, die gleich Perlen ihrem Munde die höchſte Anmuth geben, und die ſie durch den bittern Saft eines Rhamnus, deſſen Holzes ſie ſich, gleich einer Zahnbürſte bedienen, trefflich zu erhalten wiſſen. Einige Reiſende können die Creolen wegen ihrer unverdorbenen Sitten nicht genug loben. Jede Art europäiſche Ausſchweifungen, ſagen ſie, ſind ihnen unbekannt; ſie kennen weder geheime Rendezvous, noch hohe Spiele, oder Aſſembleen, wodurch bei den Europäern ſo oft die Geſundheit und das Vermögen zu Grunde gerichtet wird. Sie ſind von größerer Enthaltſamkeit in jeder Rückſicht, und werden die beſten Ehegatten und zärtlichſten Mütter. Dagegen ſchildern Andere beſonders die Creolinnen als der Sinnlichkeit äußerſt ergeben, heftig in der Liebe und in allen Vergnügungen. Dem ſey nun, wie ihm wolle; darin vereinigen ſich doch alle Nachrichten für beide Geſchlechter auf das Günſtigſte, daß man Edelſinn, Milde und Großmuth als Hauptzüge in ihrem Charakter feſtſetzt. Wie gewöhnlich im heißen Clima der Menſch überhaupt, ſo entwickeln ſich auch im Creolen-Kinde die Seelenkräfte ungewöhnlich früh. Kinder von zwei bis drei Jahren reden vernünftiger, als der europäiſche ſechsjährige Knabe. Ihre Fähigkeiten nehmen bis zum 25ſten Jahre ſchnell zu, aber gewöhnlich eben ſo ſchnell wieder ab, oder bleiben auf dieſem Standpunkte der Entwickelung ſtehen. Doch möchte dieſes wohl eher in der Behaglichkeit, Bequemlichkeit und dem Ueberfluſſe, als in beſondern, durch das Clima veranlaßten, Eigenſchaften der Creolen geſucht werden, beſonders da in den neuern Zeiten die Wiſſenſchaften von ihnen mit dem beſten Erfolge betrieben werden.

Crescendo, wachſend, ſteigend, bedeutet in der Tonkunſt den allmähligen Uebergang vom Piano zum Forte. Auch belegt man mit dieſem Namen ein neuerfundenes, mit Drathſaiten bezogenes Inſtrument, welches wie ein Pianoforte geſpielt wird. Sein Körper geht pyramidaliſch in die Höhe,

und durch drei Züge, welche man mit dem Fuße regiert, iſt es einer achtmaligen Veränderung fähig, und ſteigt von dem ſchwächſten Tone bis zur höchſten Stärke.

Crescentiis (Petro de), ein um den Ackerbau in Europa hochverdienter Mann, war im Jahre 1230 zu Bologna geboren. In ſeiner Vaterſtadt empfing er ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, und widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit, mußte aber ſein Vaterland in jenen ſtürmiſchen Zeiten der Unruhen verlaſſen, und ſeine bisherigen Beſchäftigungen aufgeben. Nach einer Reiſe durch Italien, wo er gemeinnützige Bemerkungen über den Ackerbau einſammelte, kehrte er in ſeinem 70ſten Lebensjahre in ſein beruhigtes Vaterland zurück, und legte ſeine Erfahrungen über den Landbau in der Schrift: Opus ruralium commodorum (Coutances 1471.) nieder, welche er Carl II., König von Sicilien zueignete. Die darin enthaltene Grundſätze ſind lehrreich, aus eigener Erfahrung hervorgegangen, und frei von allen den Vorurtheilen, mit welchen man damals die Kunſt des Landbaues zu betrachten pflegte. Als erfreuliche Erſcheinung ſeiner Zeit ging ſein Werk faſt in alle Sprachen Europas über. Eine prachtvolle Handſchrift davon ließ Carl der Fünfte von Frankreich anfertigen, und mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt erſchienen Ausgaben davon in Straßburg (1471 in Folio), und eine ganz vorzügliche in Mailand (1805, 8.), in der Sammlung der classici italiani, ſo wie Sanforino eine gute Ueberſetzung davon veranſtaltete.

Crescenzi (D. Juan Baptiſta, Marquis de la Torre), geboren 1595 und geſtorben 1660 zu Madrid, ein berühmter Maler und Bildhauer ſeiner Zeit, erhielt in der Schule des Pomerancio ſeine Bildung. Kaum führte er den Pinſel und Meißel, als er vom Papſte Paul dem Fünften bemerkt, und ihm der Anbau der Pauliniſchen Capelle übertragen wurde. Geſchätzt von den Vornehmſten ſeiner Zeitgenoſſen, kam er mit dem Cardinale Zarata nach Spanien, wo ihn Philipp der Vierte zum Ritter von Saint Jacques ernannte, und ihm den Titel eines Marquis de la Torre ertheilte. Seinen Aufenthalt zu Madrid verewigte er durch jenes Begräbnißpantheon im Eskurial, das durch coloſſale Pracht und Schönheit zu den merkwürdigſten Denkmälern plaſtiſcher Kunſt von Europa gehört, von welchem Meiſterſtücke techniſcher Talente Santo in ſeiner Geſchichte des Eskurials eine genaue Darſtellung mit Kupfern geliefert hat.

Crescimbeni (Giovanni Maria), ein um die Literatur ſeines Vaterlandes verdienter Dichter und Proſaiker, war zu Macerata in der Mark Ankona 1663 geboren. Seit frühester Kindheit zeigte er einen regen Sinn für das freie Bild der Anſchauung, und eine Neigung zur Dichtkunſt, die ihn zu der Lektüre der claſſiſchen Werke ſeiner Nation hinzog. Arioſt war ſein liebſter Umgang, und eine Ausgabe des raſenden Roland, mit Kupfern geziert, machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er die deutſamen Stellen dazu aufſuchte, mit wunderbarer Leichtigkeit behielt, und ſie oft in einſamer Stunde der Muſe rezitirte. Im Jeſuitencollegium ſeiner Vaterſtadt erhielt er ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, und rechtfertigte die Erwartungen ſeiner Lehrer hier ſo ſehr, daß er ſchon in ſeinem 13ten Jahre ein tragiſches Werk, ſeinen Darius, ſchrieb, wodurch er ſich den Eintritt in die Akademie erwarb. In der Jurisprudenz, welches Fach er zu ſeinem eigentlichen Berufe gewählt hatte, erlangte er in ſeinem 16ten Jahre die höchſten Würden eines Doktors beider Rechte, und auf Veranlaſſung ſeines Vaters ging er 1681 nach Rom, um ſich unter der Leitung ſeines Oheims für die juriſtiſche Praxis auszubilden. Da er ſeine Thätigkeit hauptſächlich auf die Poeſie richtete, ſo gaben ihm die Canzonen von Filicaja Gelegenheit, den Zuſtand der Dichtkunſt, und den verfallenen Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen kennen zu lernen, welchen zu jener würdevollen Einfachheit der Natur zu-

rückzurufen er ſich mit einigen gleichgeſinnten wiſſenſchaftlich gebildeten jungen Männern vereinigte, und eine neue Akademie unter dem attiſchen Namen Arkadia bildete. Die einzelnen Mitglieder derſelben erhielten altgriechiſche Namen, und Creſcimbeni hatte als Stifter dieſer förmlich gleichen Geſellſchaft die Freude, ſich als erſter Cuſtos von Olympiade zu Olympiade beſtätigt zu ſehen. 1698 gab er ſeine Istoria della volgar poesia heraus: ein Werk, das ſeinem Verfaſſer viel Zeit und Mühe gekoſtet hatte, und das er durch die Commentari intorno alla Istoria della v. poes. K. (1702 5 Bde 4.) zu erläutern ſuchte. Mit einem ſo ausharrenden und keine Kleinigkeit verſchmähenden Fleiße hatte damals noch kein Literator das Notizenſammeln betrieben. Aber außer dem Verdienſte einer gewiſſenhaften Compilation konnte ſich Creſcimbeni keines um die ſchöne Literatur ſeines Vaterlandes erwerben, ſo gern er ſich auch durch die kritiſche Ausſchmückung ſeiner Beleſenheit als einen unverwerflichen Geſchmacksrichter und Lehrer bewährt hatte. Und ſelbſt jenes Verdienſt wird dadurch ſehr verkleinert, daß der fleißige Creſcimbeni in den geſammelten Vorrath von Notizen und Beiſpielen nicht einmal eine verſtändige Ordnung zu bringen wußte. Wer dieſes Werk zum hiſtoriſchen Nachſchlagen gebrauchen will, hat Mühe, nur erſt die Stelle zu entdecken, die ihn vermuthlich nach andern Stellen hinweiſet, wo er dann vielleicht weitere Auskunft findet. Der erſte Theil des Ganzen, der zunächſt und unmittelbar den Titel einer Geſchichte der italieniſchen Poeſie führt, iſt eine weitſchweifige, verworrene, und mit mancherlei Excerpten aus verſchiedenen Dichtern verflochtene Abhandlung über die Natur und Entſtehung der bekannteſten Dichtungsarten. Die ſogenannten Commentarien ſind eine Regiſtratur aller italieniſchen Dichter und Reimer, von denen Creſcimbeni nur irgend eine Nachricht auftreiben konnte, und zur Probe des poetiſchen Styls eines Jeden ein Sonett, der Verfaſſer des Sonetts ſey übrigens durch andere Gedichte noch ſo berühmt, oder das Sonett und der Verfaſſer dazu ſeyen noch ſo unbedeutend. Eine beſondere Freude ſcheint es dem ſammelfleißigen Creſcimbeni gemacht zu haben, die Verfaſſer guter und ſchlechter Sonette, die er mit gleicher Sorgfalt zuſammengetragen hat, nach Hunderten regiſtriren zu können. Die kritiſchen Gutachten, die er dieſen Notizen beifügte, ſind kaum oberflächlich; und geiſtlos, wie die ganze Compilation, ſind die angehängten Geſpräche über die poetiſche Schönheit. — Die Gunſt des Papſtes Clemens XI. ertheilte Creſcimbeni ein Canonikat, und mit ihm die Mittel einer weniger beſchränkten Lage. Stets beſchäftigt und thätig, ſchrieb er von Noſtradamus Leben der provencaliſchen Dichter eine bereicherte Ueberſetzung, verfaßte die Geſchichte der Arkadia und das Leben der arkadiſchen Dichter, und beſchenkte das Publikum mit den Verſen (rime) ſeiner lieben Arkadia, die mit Beifall aufgenommen wurden. Clemens XI. und Benedikt XIII. blickten mit Huld auf unſern eifrigen Literator herab, und überhäuften ihn mit Gnadenbezeugungen Selbſt der König Johann V. von Portugal verlieh der Arkadia ein reiches Geſchenk in Grundeigenthum, und ſchon am 9. Septbr. 1726 feierte dieſe Geſellſchaft die erſten olympiſchen Spiele auf dem Janiculus zu Ehren ihres hochherzigen Beſchützers von Portugal. Ein langwieriges Bruſtübel endete endlich am 8. März 1728 das thätige Leben Creſcimbeni's, nachdem er ſich kurz vor ſeinem Tode in die Geſellſchaft Jeſu, in deren Kleidung er zu ſterben wünſchte, hatte aufnehmen laſſen. Sein Monument in der Kirche St. Maria Maggiore trug die einfache Inſchrift: J. M. C. P. A. C. d. i. Joannes Marius Crescimbenius pastorum Arcadum custos, und neben ſeinem Wappen erblickte man die arkadiſche Hirtenpfeife. Durch ſeine Anhänglichkeit an die reintoskaniſche Diktion, und die Nüchternheit ſeines Geſchmacks, um derer Willen ihn die Deutſchen den italiſchen

Gottſched nennen könnten, haben ihm ein Anſehen verſchafft, gegen das man in Italien noch nicht ſo laut, als in Deutſchland, proteſtiren darf. Sein Charakter war ſo wohlwollend, ſeine Herzensgüte ſo uneigennützig, und ſeine Beſcheidenheit ſo ſelbſt verläugnend, daß er auch als moraliſche Perſon eine rühmliche Erwähnung verdient. Sein Leben hat der Canonikus Maucurti aus Imola (Verona 1730) beſchrieben, und vor Crescimbeni's Istoria d'Arcadia ediz. di Roma 1712. 12. geſetzt.

Crespi (Giuſeppa Maria), genannt il Spagnolo, ein italieniſcher Maler, der in der Manier des Barocci arbeitete und kopirte. Geboren 1665, geſtorben 1747.

Creſſi, Crecy, ein Flecken, und der Hauptort eines Canton im franzöſiſchen Departement Somme, Bezirks Abbeville, rechts der untern Somme, nördlich von Abbeville, mit 200 Häuſern und 1000 Einwohnern. Bei dieſem Flecken war es, wo die Engländer unter ihrem Könige Eduard III., der ſchwarze Prinz genannt, einen entſcheidenden Sieg über die von ihrem Könige Philipp VI. befehligten Franzoſen am 26. Auguſt 1346 davon trugen. Letztere verloren 30.000 Todte, Verwundete und Gefangene.

Creſti (Dominico), Paſſignano genannt, ein toskaniſcher Künſtler, der eine vermiſchte Manier hatte, aus dem Geſchmacke der Venetianer, und dem des Frederico Zuchero zuſammengeſetzt. Eine ungeheure Menge von Gemälden befindet ſich von ihm in Toskana. In Rom malte er die Kreuzigung des heil. Petrus im Vatikan. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt, Paſſignano, 1638.

Creta, ſ. Candia.

Creticus, ſ. Rhythmus.

Cretins, Cretinen, der Name der mit Kröpfen geplagten Gebirgsbewohner einiger europäiſchen Gegenden, beſonders im Walliſerlande, in der Schweiz, um Brieg, Sion und Marigny, bei Ilanz, und in dem an Glarus gränzenden Theil von Graubündten (wo ſie in der romaniſchen Sprache Cretina d. i. elendes Geſchöpf genannt werden), auch in den öſterreichiſchen Alpengebirgen, wo ſie Fexen heißen. Dieſe ſchmutzigen, ekelhaften, häßlichen, ſtummen und durch Dummheit gebrandmarkten Weſen, die man kaum Menſchen zu nennen wagt, ſind klein, breitſchulterig, und haben ein gelbes, ausdruckloſes Geſicht, in dem man nichts Anziehendes findet. Die mit den geringſten Graden des Cretinismus Behafteten können noch ſo ziemlich reden, und auch einige Gedanken faſſen, und würden in andern Gegenden einfältige Menſchen heißen. Die mit dem höchſten Grade Behafteten ſind im 30ſten Jahre, das ſie zum Glück ſelten überleben, noch völlig dumm und ſtumm, können nicht recht gehen, ohne fremde Hülfe weder eſſen noch trinken, noch ihre Nothdurft ſäuberlich verrichten, werden nicht aus dem Zimmer gelaſſen, ſo daß Aeltern, die keine Aufwärter bezahlen können, oft an dieſen Menſchen viele Jahre hindurch bis zu ihrem Tode die unangenehme Pflicht ausüben müſſen, ihnen jeden Biſſen in den Mund zu ſtecken und ſie zu reinigen, wie neugeborne Kinder. Die weniger dummen Cretins dienen den Landleuten wie Laſtthiere, da ſie, ſo ſchwach ſie auch ſonſt ſind, ſtark tragen können, oder auf dem Felde hacken. Aehnliche körperlich und geiſtig Verkrüppelte findet man faſt überall in den Alpen und Pyrenäen, im nördlichen Theile von Kärnten an Granit= und Schiefergebirgen und deren Ausläufen, in den tiefern Theilen von Piemont, in Steiermark und Tyrol, Salzburg, im Thale von Aoſta und ſelbſt zwiſchen Oſterode und Clausthal am Harz, auf dem Alaunwerk Schwemmſal bei Düben ꝛc. Das Uebel rührt aus der innigen Verbindung der Rhachitis mit dem ſkrophulöſen Habitus her, und ſcharfſinnige Phyſiologen und geſchickte Anatomen fanden als einzige Urſache, in ſofern ſie auf die Erſcheinungen des ſchon ausgebildeten

Uebels einiges Licht wirft, nur die ſchiefe Bildung der Schädelknochen, vorzüglich des Hinterhauptbeins. Die nächſte Urſache des Uebels iſt Schwäche, Laxität der Faſer, die entfernte nachläſſige verwahrloſte Erziehung in kalten, feuchten und dunkeln Behältniſſen, oft in Kuhſtällen, ein an Luftſäure armes Waſſer, und vor Allem feuchte, heiße, neblichte und enge Gebirgsthäler, die den Weſt- und Südwinden ausgeſetzt ſind, und wo es an atmoſphäriſcher Elektricität fehlt.

Creuſa. Unter dieſem Namen ſind uns mehrere Frauen des Alterthums bekannt. Wir nennen nur Folgende: 1) Creuſa, die Tochter des Erechtheus mit Hellen's drittem Sohne, Xuthus, vermählt, dem ſie den Jon und Acheus gebar. Vorher ſoll Apollo ſie geliebt, und in einer Höhle, die noch lange nachher in ſeinem und des Pan's Tempel zu Athen gezeigt wurde, den Janus mit ihr gezeugt haben. 2) Creuſa, die Tochter des Priamus und der Hekuba, und Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Ascanius zeugte. Bei der Flucht aus Troja begleitete ſie ihren Gemahl, ging aber im Gedränge von ihm verloren. Als er ſie ſuchte, erſchien ſie ihm in verklärter Geſtalt, und erklärte, daß die Mutter der Götter ſie zu ſich genommen, weil ſie nicht gewollt habe, daß ſie Phrygien verlaſſen ſolle. 3) Creuſa, des Königs Creon von Corinth Tochter, welche die Gemahlin des Jaſon werden ſollte. Die verſtoßene Medea ſchickte ihr aber aus Rache eine Krone, nach Andern ein Kleid zum Geſchenk, welches, ſo bald ſie es anzog, zu brennen anfing, und den Pallaſt anzündete, ſo daß ſie und ihr Vater in den Flammen umkommen mußten.

Creutz (Guſtav Philipp, Graf von), ein ausgezeichneter Literator ſeines Vaterlandes, wurde 1726 in Finnland geboren. Schon frühe zog ihn eine unüberwindliche Neigung zur Poeſie hin, und er entſchlug ſich dem Geſchäftsleben, um ganz der Lektüre ſeiner Lieblingsſchriftſteller zu leben. Unter die vorzüglichſten Cirkel, welche ſich durch Geiſt und Intereſſe damals auszeichneten, war derjenige zu rechnen, den Luiſe Ulrike, Schweſter Friedrichs des Zweiten, die ſeit 1751 in Schweden regierte, gegründet hatte, und deſſen Zweck war, die inländiſche Sprache und Dichtkunſt auf jede Weiſe zu heben und zu fördern. In deſſen Gefolge erblickte man Creutz, und noch nennt man ſeinen Atis og Camilla, ein erotiſches Gedicht in 5 Geſängen, das dieſer ſchön-geiſtigen Vereinigung ſein Daſeyn verdankte. Wie ſein Brief an Daphne, ſo wird dieſes poetiſche Produkt noch jetzt wegen ſeiner eleganten Sprache und ſeines zarten Ausdrucks, als eine der lieblichſten Muſengaben Schwedens verehrt. Durch ſeine Geſänge zog er die Aufmerkſamkeit des Hofes auf ſich, und ward daher vom König Adolph Friedrich als ſchwediſcher Miniſter nach Madrid geſandt. Nicht lange nachher verließ er dieſen Poſten, und trat in gleicher Eigenſchaft bei dem franzöſiſchen Hofe auf, wo er mit Marmontel und Gretry vertraute Verbindungen anknüpfte. Auch gelang es ihm während ſeines 20jährigen Aufenthalts in Paris, am 3ten April 1783 mit Franklin einen Bundes- und Handelsvertrag zwiſchen Schweden und dem aufkeimenden Freiſtaate von Amerika abzuſchließen. Kurz darauf berief ihn Guſtav nach ſeinem Vaterlande zurück, lohnte ihm ſeine Verdienſte mit dem Seraphinen-Orden, ſtellte ihn an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, und ernannte ihn zum Rektor der Univerſität Upſala. Nicht lange genoß er aber die Freude dieſer Würde, denn er ſtarb ſchon im Jahre 1785. Er hinterließ eine beträchtliche Bücherſammlung, welche der König an ſich kaufte, und im Schloſſe zu Haga aufſtellte. Seine Schriften erſchienen mit denen ſeines Freundes Gyllenborg 1795 unter dem Titel: Vitterhets Arbeten of Creutz ag Gyllenborg, zu Stockholm im Druck. Am 28ten April 1786 hielt bei einem Seraphinencapitel einſt Guſtav ſelbſt dem Gedächtniſſe dieſes verdienſtvollen Mannes eine Lobrede.

Creuz (Friedrich Carl Caſimir, Freiherr von) wurde am 24ſten November 1724 zu Homburg vor der Höhe geboren. Schon 1731 verlor er ſeinen Vater. Nachdem er die erſten Anfangsgründe der lateiniſchen und griechiſchen Sprache von zwei Hauslehrern und von dem Rektor der Homburger Schule erlernt hatte, trieb er die Wiſſenſchaften für ſich, und verdankte von der Zeit an Alles, was er wußte, ſich ſelbſt und ſeinem angeſtrengten Fleiße, wie er denn auch nie eine Univerſität beſucht hat. Er las die beſten lateiniſchen und griechiſchen Schriftſteller, und überſetzte ſchon in ſeinem 14ten Jahre einzelne Stücke aus griechiſchen Dichtern in deutſche Verſe. Eben ſo lernte er ohne Hülfe eines Lehrmeiſters die franzöſiſche Sprache, verſtand dieſelbe vollkommen, und ſchrieb ſie auch ziemlich rein, konnte ſich aber in der Folge nie daran gewöhnen, ſie gut auszuſprechen. Bei einem außerordentlich ſtarken Gedächtniſſe und unermüdetem Fleiße erwarb er ſich in der Geſchichte, Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit die gründlichſten Kenntniſſe. Er war daher noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, als der Landgraf von Heſſen-Homburg ihn im Jahre 1746 zu ſeinem Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung ernannte. Der Major von Moſer, der bald darauf allen Geſchäften vorgeſetzt wurde, lernte jetzt die Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten deſſelben näher kennen, und würdigte ihn ſeiner vorzüglichen Achtung. Als er ſich mit ihm über die Gerechtſame des Hauſes Homburg unterredete, fand er bei dem jungen Mann ſo vortreffliche Kenntniſſe des deutſchen Staatsrechts, daß er erklärte, wenn er ſeinen jetzigen Poſten einmal verlaſſen ſollte, würde Niemand beſſer, als Creuz ſeine Stelle zu erſetzen im Stande ſeyn. Als von Moſer darauf im Jahre 1749 wirklich die homburgiſchen Dienſte verließ, erhielt von Creuz den Auftrag, die Rechtsſtreitigkeiten des Hauſes Homburg zu führen, welches er auch mit aller Geſchicklichkeit that. Nach dem Tode des Landgrafen ernannte ihn die verwittwete Landgräfin, welche die Regierung übernahm, zu ihrem erſten Staatsrathe. Er mußte bald darauf in Geſchäften der landgräflichen Familie eine Reiſe nach Berlin unternehmen, und ſich einige Monate daſelbſt aufhalten. Aber ſowohl diesmal, als bei den wiederholten Reiſen, die er in den Jahren 1754 und 1767 dahin thun mußte, fand er, ſeiner Einſichten und guten Benehmens wegen, am preußiſchen Hofe die beſte Aufnahme. Bei ſeiner großen Liebe zur Gelehrſamkeit verſäumte er nicht, ſich die Bekanntſchaft der vorzüglichſten Gelehrten in Berlin zu erwerben. Dadurch geſchahe es, daß ihn die dortige Akademie der Wiſſenſchaften 1751 unter die Zahl ihrer auswärtigen Mitglieder aufnahm: eine Ehre, die ihm in der Folge auch von den churfürſtlichen Akademien zu Mannheim und München erwieſen wurde. Im Jahre 1755 wurden die Irrungen zwiſchen den beiden Häuſern Heſſen-Homburg und Heſſen-Darmſtadt ſo groß, und der Eifer des Herrn von Creuz in Behauptung der homburgiſchen Anſprüche ſo warm, daß er ſich das Schickſal zuzog, auf eine der darmſtädtiſchen Feſtungen zu kommen, wo er ein ganzes Jahr in Verhaft bleiben mußte. Im Jahre 1756 wurde er in Geſchäften des Hauſes Homburg als Geheimrath nach Wien geſchickt, wo er ſich ſolche Achtung erwarb, daß ihm der Kaiſer das Prädikat eines Reichshofraths ertheilte. In gleichen Geſchäften reiſte er in den Jahren 1763 und 1769 an den churpfälziſchen Hof nach Mannhein. Endlich hatte er das Vergnügen, das gute Vernehmen zwiſchen den beiden Häuſern Darmſtadt und Homburg wieder hergeſtellt zu ſehen. Durch die Vermählung ſeines Herrn mit einer darmſtädtiſchen Prinzeſſin wurde daſſelbe noch mehr befeſtigt, und von Creuz genoß dabei die Ehre, den Antrag zu thun und den Vertrag abzuſchließen. So ſtark indeß bisher ſeine Geſundheit geſchienen hatte, ſo wurde ſie doch endlich durch die gar zu vielen Arbeiten und Nachtwachen erſchüttert. Er ſtarb den 6ten Septbr. 1770, im 46ſten Jahre ſeines Alters.

Die ſämmtlichen Schriften des Herrn von Creuz theilen ſich in proſaiſche und poetiſche. Die erſteren betreffen hauptſächlich Gegenſtände der Staatskunſt, Politik und Philoſophie; die letzteren beſtehen größtentheils in lyriſchen und didaktiſchen Poeſien, zu denen noch ein dramatiſcher Verſuch kommt. Ueberall verräth er einen durch Nachdenken und metaphyſiſche Forſchungen genährten Geiſt, der in ſeinen Gedichten, ſo wie in ſeinen proſaiſchen Schriften, beſonders in dem Verſuche über die Seele (Erſter, zweiter Theil. Frankfurt und Leipzig, 1753, 1754. 8.), ſichtbar iſt. Unter ſeinen Lehrgedichten, dem Beſten, was wir von ſeiner Muſe haben, iſt das über die Gräber das vorzüglichſte. Was er im lyriſchen Fache verſucht hat, kommt ſeiner didaktiſchen Poeſie nicht gleich. Noch weniger iſt er für unſer Zeitalter als dramatiſcher Dichter zu ſchätzen, obwohl ſein Trauerſpiel Seneka für die damaligen Zeiten nicht ohne Verdienſt war.

Crevenna (Peter Anton), bekannter unter dem Namen Bolongaro Crevenna, ein um die Bibliographie ſeines Vaterlandes verdienter Gelehrter, war zu Mailand geboren. Mit dem Tode ſeines Stiefvaters Bolongaro kam er in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens, welches er neben ſeinen bedeutenden Handelsgeſchäften meiſt dazu benutzte, ſich eine ausgeſuchte Bibliothek anzuſchaffen. Seine Neigung zu literariſchen Beſchäftigungen trieb ihn an, gelehrte Nachrichten über den Beſtand ſeiner Bibliothek zu ertheilen, und ſo entſtand ſein Catalogue raisonné de la collection des livres de M. Crevenna. Amst. 1776, gr. 4. Bd., welches Werk durch genaue Beſchreibungen von Incunabeln, durch Collationen ſeltner Bücher, und zum erſten Male gedruckte Briefe mehrerer Gelehrten des 17ten und 18ten Jahrhunderts für die Literärgeſchichte von großer Bedeutung wurde. Mehr Werth erhielt ſein Catalogue des livres de la bibl. d. M. Crevenna. Amsterd. 1789. 6 Thl. 8.; durch die beigedruckten Preiſe, und die neuen gehaltreichen Noten. Von welchem Umfang Crevennas literäriſche Thätigkeit war, beweiſet ſein Vorhaben, eine Geſchichte des Urſprungs und der Fortſchritte der Buchdruckerkunſt herauszugeben, wozu er ſchon einen großen Vorrath von ſogenannten Facſimiles angeſammelt hatte, an deſſen Ausführung ihn wahrſcheinlich die allzugroße Menge Kupferplatten hinderte. Aus welchem Grunde er im Jahre 1790 den größten Theil ſeiner Bibliothek öffentlich verſteigern ließ, weiß man nicht. Die Ueberreſte ſeiner Bücherſammlung wurden nach ſeinem am 8. Oktob. 1792 zu Rom erfolgten Tode in dem Catalog de la bibl. de feu M. Crevenna, Amsterd. 1793. 8. aufgeführt.

Crichton (James), einer der frühreifſten Genies, die je bekannt geworden ſind, wurde 1551 in der Grafſchaft Perth geboren, war ein entfernter Sprößling des Stuartiſchen Hauſes, und hatte kaum das 20te Jahr zurückgelegt, als er zehn verſchiedene Sprachen redete und ſchrieb, und ſich in allen körperlichen Uebungen auszeichnete. In dieſem Alter kam er nach Paris: „Es kam, ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, ein junger Menſch von etwa 20 Jahren hier an, dem die angeſehenſten Profeſſoren das Zeugniß geben, daß er in allen Wiſſenſchaften vollkommen ſey. Niemand übertrifft ihn in der Vokal- und Inſtrumentalmuſik, und weder im Tanzen, noch Zeichnen, Malen oder Reiten hat man je ſeines Gleichen geſehen. Geſchickt mit beiden Händen gleich gut zu fechten, kann ihm Niemand Etwas anhaben. Seine Geiſtesgegenwart iſt bewundernswürdig. So diſputirte er vor einer Verſammlung von 3.000 Zuhörern, und ſetzte durch die Richtigkeit, Gelehrſamkeit und Beſtimmtheit ſeiner Antworten Alle in Erſtaunen. Er ſpricht lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, ſyriſch, arabiſch, ſpaniſch, italieniſch, franzöſiſch, engliſch, flammändiſch und ſlavoniſch, alle Sprachen gut und correkt. Wahrhaftig, man ſollte nicht glauben, daß ein Menſch, auch bei einem hun-

dertjährigen Alter, ſelbſt wenn er weder äße, noch ſchliefe, ſo viele Kenntniſſe in ſich vereinigen könne. Sein Daſeyn erfüllt Alle mit paniſchem Schrecken, denn er weiß mehr, als ein Menſch wiſſen kann; man fürchtet, er ſey der Antichriſt." Indem Crichton Paris verließ, begab er ſich nach Rom, Venedig und Padua, und ſchlug ſeinen Wohnſitz in Mantua auf, wo er Erzieher des jungen Vincent v. Gonzaga, Sohns des Herzogs, wurde. Als er während einer Carnevalsluſtbarkeit von einigen vermummten Perſonen mit den Waffen in der Hand angefallen wurde, entwaffnete er ſie auf der Stelle, und als er hierunter auch ſeinen Zögling erkannte, gab er ihm ſeinen Degen wieder zurück. Dieſer, beſchämt über eine ſolche Großmuth, nahm die aus Eiferſucht ergriffene Waffe, und durchbohrte ſeinen edlen (1583) Lehrer. Die Werke, die er als Schriftſteller hinterließ, ſind meiſt in Vergeſſenheit gerathen.

Crillon (Louis de Berthon de), Maltheſerritter und einer der größten Feldherren ſeiner Zeit, ſtammte aus einer angeſehenen italieniſchen Familie, welche ſich in der Grafſchaft Venaiſſin niedergelaſſen hatte, wurde 1541 geboren, und trat 1557 unter's Heer. In ſeinem 15ten Jahre wohnte er der Belagerung von Calais bei, und da ſeine glänzenden Waffenthaten zur Einnahme der Stadt mit beitrugen, ſo zog er die Aufmerkſamkeit Heinrichs des Zweiten auf ſich. In der Folge glänzt ſein Name gegen die Hugenotten in den Tagsbegebenheiten von Dreux, Jarnac und Moncontour, in den Jahren 1562, 68 und 69. Auf gleiche Weiſe zeichnete ſich der junge Held in den Zeiten der Kreuzzüge in der Schlacht bei Lepanto (1571) gegen die Türken aus, und obſchon er verwundet war, wurde ihm die Ehre zu Theil, dem Papſte und dem Könige von Frankreich in eigener Perſon die Siegesnachricht zu überbringen. Zwei Jahre ſpäter finden wir ihn bei der Belagerung von Rochelle, und beinahe bei allen andern wichtigen Cataſtrophen. Allenthalben zeigte er ſich des Ehrennamens, des braven Crillons, womit ihn Heinrich der Vierte gewöhnlich zu bezeichnen pflegte, würdig. Heinrich der Dritte erhob ihn im Jahre 1585 zum Ritter ſeiner Orden. Die Maske der Religion, worunter die Ligue ihre Anſchläge verbarg, konnte die Treue des ritterlichen Crillon nicht wankend machen, wie ſehr er auch die Hugenotten haßte. Mit großem Nutzen diente er ſeinem fürſtlichen Gebieter gegen die falſchen Zeloten an dem Tage der Barricaden, bei Tours u. a. O. Heinrich der Dritte wagte es, ihm die Ermordung des Herzogs von Guiſe, einem Werkzeuge der Rebellen, vorzuſchlagen, den er öffentlich nach der Schärfe des Geſetzes zu tödten ſich ſcheute. Crillon bot ſeinen Arm zum Kampfe aber nicht zu dem Geſchäfte eines Mordes. Unter Heinrich dem Vierten ſchlug er die Liguiſten vor Boulogne. Als Villars Armee vor Quillebeuf im Jahre 1592 gerückt war, vertheidigte er mit Unerſchrockenheit dieſen Platz, und gab den Belagerern auf ihre Auffoderung zur Uebergabe der Stadt die Antwort: Crillon est dedans (Crillon iſt drinnen)! Nach dem Frieden von Vervins, welcher die kriegeriſchen Unruhen, die Europa erſchütterten, beendigt hatte, zog ſich Crillon nach Avignon zurück und ſtarb daſelbſt am 2ten Dezember 1615. Unter den vielen Anekdoten, womit die Lebensgeſchichte dieſes kriegeriſchen Helden reich ausgeſchmückt iſt, heben wir nur Folgende aus. Crillon unterbrach einſt einen Prediger, der in der Erzählung der Leidensgeſchichte Chriſti auf die Geißelung kam, mit dem Ausrufe: „Crillon, wo warſt du?" — Der junge Herzog von Guiſe, zu dem ihn Heinrich der Vierte nach Verſailles geſandt hatte, wollte Crillons Muth auf die Probe ſtellen, ließ plötzlich vor deſſen Wohnung Allarm ſchlagen, und eilte mit der Botſchaft zu ihm, daß der Feind Meiſter vom Hafen und der Stadt, und nichts, als die Flucht übrig ſey, um den Ruhm des Siegers nicht noch dadurch zu vermehren, daß er auch die Anführer zu

Gefangenen mache. Crillon, der eben erwacht war, nahm ruhig ſeine Waffen, und ſagte, daß er lieber mit dem Degen in der Hand ſterben, als den Verluſt des Platzes überleben wolle. Der Herzog fing an zu lachen. Crillon merkte die Täuſchung, und ſagte zu ihm mit einer finſtern Miene: Junger Mann, führe nie mehr das Herz eines braven Mannes in Verſuchung; denn bei Gott! ich hätte dich erſtochen, hätteſt du mich feige gefunden! — Man kennt das lakoniſche Billet, das ihm Heinrich der Vierte, als Sieger von Arques, wo Crillon nicht zugegen war, ſchrieb: „Pends toi, Crillon! nous avons combattu à Arques, et tu n'y etois pas ... Adieu, brave Crillon!

Crillon-Mahon (Louis, Herzog von), aus der Familie des Vorhergehenden, trat frühe in militäriſche Dienſte, und zeigte ſchon in ſeinem erſten Feldzuge, den er 1733 nach Italien unter dem Marſchall von *Villars* mitmachte, eine kriegeriſche Bravour, die ihn des Namens ſeines Ahnherrn würdig machte. In dem Feldzuge von 1742, unter dem Commando des Herzogs von *Harcourt*, hielt er mit 400 Mann Truppen an der Iſer eine 10.000 Mann ſtarke, feindliche Vorhut auf, und verrichtete an dem Siegstage bei Fontenoi (1745) manche glänzende Waffenthat, wie er denn dem Feinde einen Artilleriepark von 50 Kanonen hinwegnahm. In dem 7jährigen Kriege ſpielte ſeine Tapferkeit keine untergeordnete Rolle. *Friedrich der Große* geſteht ſelbſt, daß ein Abkömmling des großen Crillon mit 17 Compagnien ihn mit ſeiner ganzen Armee auf dem Zuge nach Roßbach aufgehalten habe. Nach Beendigung des 7jährigen Krieges trat Crillon, wegen Mißverhältniſſe mit dem franzöſiſchen Miniſterium, in ſpaniſche Dienſte über. In dem amerikaniſchen Freiheitskriege leitete er die denkwürdige Belagerung von Gibraltar, eroberte (1782) Minorca, erwarb ſich dadurch den Titel eines Herzogs von *Mahon*, und die Würde eines Grands von Spanien und Generalcapitäns aller ſpaniſchen Truppen. Nach dem Friedensſchluß von Verſailles wurde Crillon Gouverneur von Valencia und Murcia, und endete, 80 Jahre alt, 1796 in Madrid ſein Leben.

Criminalrecht, peinliches Recht, Strafrechtswiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft von den Pflichten des Staats bei Uebertretung der Strafgeſetze. Soll der Zweck des Staats erreicht werden, ſo müſſen Rechtsverletzungen nicht allein durch phyſiſchen, ſondern auch durch pſychologiſchen Zwang abgewendet werden. — Der Staat darf nicht allein, ſondern er muß a) durch Bekanntmachung des *Strafgeſetzes* beſtimmen, daß auf die rechtsverletzende That (das Verbrechen) unausbleiblich ein Uebel (Strafe) folgen werde, deſſen Befürchtung nach der Ueberzeugung des Geſetzgebers dazu geeignet iſt, den Trieb zur Begehung jener That in allen, dem Strafgeſetze unterworfenen, Individuen zu unterdrücken; — b) durch Vollziehung des Strafgeſetzes jener Androhung, die ſonſt für aufgehoben würde gehalten werden, Erfolg verſchaffen. Zweck und Rechtsgrund der Strafe iſt nicht *Prävention* gegen künftige Rechtsverletzungen von Seiten des zu beſtrafenden Verbrechers, nicht *Wiedervergeltung* der vom Verbrecher unternommenen Rechtsverletzung gegen ihn ſelbſt (jus talionis), nicht *Wiederſtellung der rechtlichen Ordnung* in der Geſellſchaft, nicht *unmittelbare Abſchreckung* des zu beſtrafenden Individuums von künftiger Begehung ähnlicher oder anderer Rechtsverletzungen, nicht *Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes* des Verbrechers, obgleich viele Geſetzgeber und Rechtsgelehrte aller Zeiten Zwecke dieſer Art vor Augen gehabt und vertheidigt haben. Vereinigte Anſichten über den Zweck und Rechtsgrund der Strafe verdanken wir vorzüglich dem Geheim-Rath von *Feuerbach* zu München. S. deſſen Reviſion der Grundſätze und Grundbegriffe des poſitiven peinlichen Rechts, und ſeine Schrift über die Strafe, als Sicherungsmittel;

ferner die Schriften von Klein, Kleinſchrod, Grolmann, Zachariä, Tafinger; und Brunner's Handbuch der Literatur der Criminalrechtswiſſenſchaft. — Das Criminalrecht iſt eine rein poſitive Wiſſenſchaft. Doch hat man ein ſogenanntes allgemeines peinliches Recht, als Philoſophie der rechtlichen Gründe des Strafrechts und ſeiner Ausübung, aufgeſtellt. Die deutſchen Criminalrechtslehrer haben das peinliche Recht in das gemeine, in ganz Deutſchland geltende, deſſen Quellen das Corpus Juris Romani, das Corpus Juris Canonici, die peinliche Gerichtsordnung Carls des Fünften und andere Reichsgeſetze ſind, und das beſondere, in einzelnen deutſchen Ländern und Bezirken geltende, getheilt. (Siehe Quiſtorp's Grundſätze des deutſchen peinlichen Rechts, herausgegeben von Klein. Stübel's Syſtem des allgemeinen peinlichen Rechts, mit Anwendung auf die in Churſachſen geltenden Geſetze. Tittmann's Handbuch des gemeinen deutſchen peinlichen Rechts.) — Unter den Criminalgeſetzgebungen verdienen bemerkt zu werden: 1) die engliſche, 2) die toskaniſche unter Leopold, 3) die neuere preußiſche, 4) die öſterreichiſche ſeit Maria Thereſia, 5) die neuere franzöſiſche. Ueber außereuropäiſche Criminalgeſetzgebungen vergleiche Michaelis moſaiſches Recht. — Geſetzbuch der Gentoos, aus dem Engl. von Raspe, Hamb. 1788. — Feuerbach's Criminal-Jurisprudenz des Corans, in der Bibliothek des peinlichen Rechts, Bd. II. — Unter die Männer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Schriften die furchtbare Barbarei aus der Praxis des Criminalrechts verbannen halfen, gehören: Beccaria, Filangieri, Voltaire, Servin, v. Globig, Hufter und Paſtoret; durch Schriften, akademiſche Lehrvorträge und unmittelbaren Einfluß auf richterliche Entſcheidungen wirkten C. Ferd. Hommel und Klein. Beide ſegnet die Menſchheit, ſey es, daß Beide oft die Grenzen der richterlichen Gewalt ſelbſt überſchritten und überſchreiten lehrten. Hier kann nur der Ort ſeyn zu einigen Andeutungen über die Gegenſtände der Criminal-Rechtswiſſenſchaft. Man hat die Verbrechen eingetheilt in Criminal-, Civil- und Polizeiverbrechen, nach Verſchiedenheit der Größe, der Gerichtsbarkeit und der Art der Geſetze, welche übertreten worden ſind; in Staats- und Privatverbrechen; in Verbrechen der Begehung und der Unterlaſſung; in gemeine und beſondere (Verbrechen einer beſondern Claſſe von Staatsbürgern, z. B. der Soldaten); in einfache und qualificirte (wenn die Geſetze wegen einer beſondern Eigenheit eines Verbrechens eine härtere, als die ſonſt feſtgeſetzte Strafe vorſchreiben); in ſchwere (delicta atrocia, atrocissima) und leichte (levia); in capitale und nichtcapitale; in kirchliche, weltliche und gemiſchte; in ſolche, welche in die Sinne fallende Merkmale zurücklaſſen, u. welche dergleichen nicht zurücklaſſen (facti permanentis et transeuntis); in bekannte und verborgene; in vollendete (consummata) und unvollendete (attentata, conatus delicti proximus vel remotus); in vorſätzliche und unvorſätzliche (delicta dolosa, culposa) u. ſ. w. Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß dieſe Eintheilungen theils nothwendig, theils zufällig, d. h. abhängig von dem Inhalte einzelner Geſetzgebungen ſind. In dieſer Abhängigkeit von den poſitiven Geſetzgebungen ſteht beſonders auch die Claſſifikation der Verbrechen. Feuerbach hat nach gemeinem deutſchen peinlichen Rechte folgende Claſſifikation aufgeſtellt: I. determinirte, gemeine Verbrechen: A. öffentliche Verbrechen, Staatsverbrechen überhaupt, 1) Verbrechen an der moraliſchen Perſönlichkeit des Staats ſelbſt, oder an dem Regenten, als ſolchem. Staatsverbrechen im engern Sinne, a) Hochverrath, b) Verbrechen der beleidigten Majeſtät; — 2) Verbrechen gegen einzelne Gewalten des Staats, Regierungsverbrechen, a) Verbrechen gegen die aufſehende Gewalt, Münzverbrechen, b) Verbrechen wider die anordnende Gewalt, Amtserſchleichung, c) Verbrechen wider die richterliche Gewalt, als: a) rechtswidrige Selbſthülfe — welche von

Privatrache und Nothwehr zu unterſcheiden iſt — ohne oder mit Anwendung unrechtmäßiger Gewalt — Duell; — b) Befreiung eines Gefangenen; — von Seiten des Gefangenwärters, des Gefangenen ſelbſt, 3ter Perſonen, — c) Verletzung der Urphede — des eidlichen Verſprechens, ſich an dem peinl. Gerichte nicht zu rächen, oder, bei Landesverweiſungen, vor geendigter Strafzeit nicht zurück zu kehren; — d) Verbrechen wider die executive Gewalt; Aufruhr und Tumult; — B. Privatverbrechen, 1) Verbrechen gegen urſprüngliche Rechte des Menſchen und Bürgers, a) Verletzung des Rechts auf das Leben, a) Todtſchlag und einfacher Mord, — beſonders benannte Arten: Raubmord, aufgetragene Tödtung, oder Banditenmord, Meuchelmord, Giftmord, b) geſetzlich ausgezeichneter Mord, oder Mord an Aeltern, Kindern, nahen Blutsverwandten, Ehegatten, Schwägern, Perſonen hohen Standes, am Herrn des Mörders (Parricidium im engern und weitern Sinne); — b) Verletzung der Integrität der menſchlichen Kräfte, a) einfache Körperverletzung, b) qualificirte Körperverletzungen, — Vergiftung; — c) Verbrechen an dem Rechte des Bürgers auf freie Dispoſition an ſeinem Körper, namentlich: Menſchenraub (Plagium), Entführung, nicht freiwillige Schwächung; — d) Verletzung des Rechts auf Ehre, a) gemeine Injurien, b) qualificirte Injurien, aa) durch die Art der Begehung — Pasquill und Schmähſchrift, bb) durch das Objekt der Verletzung, beſonders Blasphemie; 2) Verbrechen gegen erworbene Rechte, a) individuell gefährliche Verlezzung des Rechts auf Sachen, a) durch bloße Beſchädigung, b) durch Entwendung, aa) gemeine Entwendung, bb) qualificirte Diebſtähle, aa) zum dritten Male begangener Diebſtahl, bb) gefährlicher Diebſtahl, durch Einbruch, Einſteigen, durch Waffen, cc) Entwendung des öffentlichen Eigenthums (Peculat), als: Kirchenraub (Sacrilegium), Peculat im engern Sinne (Crimen residui); — cc) geſetzlich ausgezeichnete, nicht qualificirte Diebſtähle, aa) Entwendung aus einer Erbſchaft von Seiten eines Miterben, bb) Familien-Diebſtahl (furtum domesticum), cc) Entwendung an Früchten auf dem Felde; dd) Entwendung durch Verletzung der Perſönlichkeit, Mord b) gemeingefährliche Verletzung des Rechts an Sachen, a) Brandſtiftung, b) verurſachte Ueberſchwemmung; c) individuell gefährliche Verletzung der Verträge auf Treu' und Glauben, a) Verletzung des ehelichen Vertrags, aa) Ehebruch, bb) vielfache Ehe (ſ. Bigamie). — II. Vage, gemeine Verbrechen, A. materielle, 1) Kinderausſetzung, 2) Abtreibung der Leibesfrucht, 3) ſträfliche Unfruchtbarmachung; — B. formelle, 1) Verbrechen durch Täuſchung eines Andern, a) Fälſchung und Betrug, b) qualificirte Fälſchung, als: Meineid, Gränzverrückung, Prävarikation, d. h. Begünſtigung der Gegenpartei in einem Rechtsſtreite, Calumnie, d. h. das Verbrechen, deſſen ſich derjenige ſchuldig macht, welcher Jemanden wiſſentlich fälſchlich anklagt, Conkuſſion, Erpreſſung eines Vortheils durch den Vorwand oder den Mißbrauch eines Rechts. — III. Gemeine, determinirte Polizei-Vergehen, A. Vergehen gegen die Geſetze der Criminal-Polizei. Landzwang, d. h. Drohung künftiger Verbrechen, verbunden mit ſolchen Handlungen, aus denen man auf die Ernſtlichkeit der Drohung ſchließen kann; — B. Verbrechen gegen Geſetze der Güter-Polizei, 1) Wucher, Aneignung eines geſetzlich nicht erlaubten Gewinns bei Creditgeſchäften; 2) Dardanariat (unerlaubte Vertheurung der Gegenſtände des Lebensunterhalts), Hazardſpiele und unerlaubte Wetten; — C. Vergehen gegen Geſetze der Sitten-Polizei, als: Schwören und Fluchen, Zutrinken, Bettelei; D. Vergehen, durch welche theils Geſetze der Sitten-Polizei, theils Geſetze der Bevölkerungs-Polizei übertreten werden, — 1) Fleiſchesverbrechen, beſonders Schwächung und Hurerei, Concubinat, Inceſt, Sodomie; 2) Beihülfe zu Fleiſchesverbrechen, Kuppelei; IV. Beſondere Verbrechen, A. Verbrechen

der Staatsbeamten, 1) Beſtechung, 2) Unterſchlagung öffentl. Gelder, Malverſation; — B. Militär-Verbrechen, 1) gemeingefährliche: Meuterei, Soldatenaufruhr; 2) individuell-gefährliche: Inſubordination, Verlaſſung des Poſtens, Treuloſigkeit an der Fahne, Deſertion, Verkaufen der Waffen u. ſ. w. — Die Strafen ſind zu allen Zeiten und in allen Ländern ſehr verſchieden geweſen. Rohheit, Grauſamkeit und Aberwitz haben gewetteifert, die mannigfaltigſten, die Menſchheit entehrenden, Strafübel zu erdenken, welche man bei Völkern, denen europäiſche Cultur fremd iſt, ja ſelbſt in vielen Ländern Europa's noch jetzt vollſtrecken ſieht. Die in Deutſchland ehedem üblichen, jetzt aber zum Theil nicht mehr zur Vollziehung kommenden Strafen claſſificirt Feuerbach alſo: I. unbenannte, — z. B. Verluſt gewiſſer Rechte und Privilegien; II. benannte, A. mechaniſche oder phyſiſche, 1) Todesſtrafe, a) einfache: Enthauptung durch Schwert oder Beil, Hängen, Strafe des Stranges; b) qualificirte, a) innerlich: Rädern, Ertränken (Säcken), Verbrennen, Viertheilen, Lebendigbegraben; — b) äußerlich: durch Schleifen zur Gerichtsſtätte, Kneipen mit glühenden Zangen, Flechten des Körpers auf das Rad, Stecken des Kopfs auf einen Pfahl, Verbrennung des Leichnams nach der Enthauptung u. ſ. w. 2) verſtümmelnde Strafen, z. B. Abhauen der Hand, Abſchneiden der Finger oder der Zunge, Ausſtechen der Augen: 3) körperliche Züchtigungen im engern Sinne, als: Staupbeſen, Stockſchläge oder Ruthenzüchtigung: 4) Freiheitsſtrafen, a) Verweiſung und Verſtrickung, oder Anweiſung der örtlichen Gränzen, welche der Beſtrafte nicht überſchreiten darf; b) Freiheitsſtrafen im engern Sinne: gemeine Gefängnißſtrafe, Zuchthausſtrafe, öffentliche Arbeiten; — B. pſychologiſche Strafen, 1) Ehrenſtrafen, a) bloß beſchämende, als: Kirchenbuße, Verweis, Abbitte, Widerruf; — b) beſchimpfende, als: Halseiſen, Schandpfahl, Brandmarken, Zerbrechen des adeligen Wappens, Anſchlagung des Namens an den Galgen, unehrliches Begräbniß u. ſ. w. 2) Vermögensſtrafen: Geldſtrafen, Confiskation des ganzen Vermögens, oder eines Theils deſſelben. — Soll die Strafe, welche das Geſetz für ein Verbrechen beſtimmt hat, zuerkannt werden, ſo muß die Exiſtenz oder der Thatbeſtand des Verbrechens (corpus delicti) ausgemittelt und auf Seiten des Uebertreters Imputativität, Möglichkeit der Zurechnung, vorhanden ſeyn. Vielfache, theils aus den rechtlichen Gründen des Strafrechts, theils aus poſitiven Geſetzen herzuleitende Milderungsgründe laſſen aber in vielen Fällen nicht die geſetzlich beſtimmte, ſondern nur eine gelindere Strafe zur Anwendung kommen. Die Criminalgerichtsbarkeit, im weitern Sinne, beſchäftigt ſich mit der gerichtlichen Erörterung und Entſcheidung aller, nach Strafgeſetzen zu beurtheilenden Fälle. Im engern Sinne aber ſchränkt man den Begriff derſelben in Deutſchland auf die eigentlich ſogenannten peinlichen Sachen, d. h. auf diejenigen wichtigern Criminal-Fälle ein, welche bei Entſtehung der Patrimonial-Gerichte in Deutſchland in frühern Zeiten gewöhnlich der landesherrlichen Gewalt vorbehalten blieben, und ſpäterhin zur Competenz der Obergerichte gerechnet wurden. (S. d. Art. Gerichtsbarkeit.) — Der Begriff Criminalproceß iſt ebenfalls doppelt, im weitern Sinne: das gerichtliche Verfahren in allen Strafſachen; im engern: das Verfahren in den eben erwähnten, eigentlich ſogenannten peinlichen Sachen. Er iſt, je nachdem entweder ein Ankläger den Verbrecher vor Gericht verfolgt, oder der Richter von Amtswegen verfährt, accuſatoriſch oder inquiſitoriſch (Anklage- oder Unterſuchungsproceß). Bei letzterm kommt es zuweilen zur Special-Inquiſition, d. h. einer mit beſtimmten Förmlichkeiten begleiteten Fortſetzung des Unterſuchungsproceſſes. — Wenn der durch Anzeigen (Indicia) eines Verbrechens Verdächtiggewordene daſſelbe weder geſteht, noch durch Beweismittel, als Augenſchein, Zeugen oder Urkunden, deſſen überführt werden kann, ſo ſind Mittel zur Ergründung

der Wahrheit anzuwenden. Dahin gehört Confrontation, Territion, Tortur und Reinigungseid. Die durch Tortur (Marter, peinliche Frage) erpreßten Geſtändniſſe ſollen nach der peinlichen Gerichtsordnung Carls V. 2 bis 3 Tage nachher wiederholt, und genehmigt werden. Bei dieſer ſogenannten Urgicht ſoll zwar kein Peiniger erſcheinen; allein der Widerruf hatte gewöhnlich Wiederholung der Marter zur Folge. Die Tortur und mit ihr die Territion (das Schrecken mit der Marter) iſt, leider, noch nicht in allen deutſchen Ländern aufgehoben. Die Vertheidigung (Defenſion), welche entweder die Abwendung aller, oder die Milderung der verwirkten Strafe, auch zuweilen die Abwendung einzelner proceſſualiſcher Handlungen, z. B. der Special-Inquiſition, der Tortur, wo dieſe noch Statt findet, zum Endzwecke hat, iſt keinem Angeſchuldigten zu verweigern. Sie muß in der Regel durch einen der Rechte kundigen Sachwalter geführt, und darf, beſonders in wichtigern Criminalfällen, von dem Angeſchuldigten, auch nach Bekanntmachung des Endurtheils, wenn er nicht gänzlich freigeſprochen worden, noch einmal, und nach der Verfaſſung verſchiedener Länder auch wohl zum dritten Male gefodert werden. Außer dem Geſuche um nochmalige Vertheidigung kann, nach Verſchiedenheit der Landesverfaſſungen, die Vollziehung eines Criminal-Urtheils (welcher bei Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Verbrecher, das feierliche hochnothpeinliche Halsgericht, nach uraltem, deutſchem Gebrauche vorangeht) durch Appellation, Supplikation, Geſuch und Nichtigkeitserklärung, und andere zuläſſige Rechtsmittel aufgehalten werden. — Ob bei einem juridiſch unvollſtändigen Beweiſe eines angeſchuldigten Verbrechens der Angeſchuldigte a) mit einer, von der ordentlichen Strafe abweichenden gelindern (außerordentlichen) Strafe zu belegen, oder ob b) Sicherungsmittel gegen ihn zuläſſig, oder ob c) er gänzlich loszuſprechen ſey? — dieſe für die Menſchheit ſo wichtige, und neuerlich vielſeitig erörterte Frage hat im Jahr 1800 Veranlaſſung zu Aufſtellung einer Preisfrage gegeben. (S. Klein's, Kleinſchrod's und Konopack's Archiv des Criminalrechts III. und IV. Band.) Die erſte Meinung (a) iſt in der Praxis angenommen, obſchon ſolche weder aus allgemeinen Rechtsgrundſätzen, noch aus der peinlichen Gerichtsordnung Carls V., noch aus dem recipirten römiſchen Rechte gerechtfertigt werden kann. Die 2te Meinung (b) hat vorzüglich Klein, die 3te (c) Feuerbach vertheidigt.

Crimm, Krim oder Kyrym, iſt die Halbinſel zwiſchen dem azowſchen und ſchwarzen Meere, und hängt durch die Landenge von Orkapi oder Perekop mit dem Feſtlande zuſammen. Sie war nebſt einigen anliegenden Theilen des feſten Landes der letzte Ueberreſt des Tatarenſtaates in Europa, und wurde von einem Chan beherrſcht. Im Jahre 1783 nahmen die Ruſſen ſie in Beſitz, und ſie iſt ſeitdem ein Theil der Statthalterſchaft Jekaterinoslaw, ſ. d. Art. Taurien.

Criſis. Jede eigentliche fieberhafte Krankheit ſchränkt ſich auf eine beſtimmte Anzahl Tage ein, mit deren Ablauf auch die Beendigung der Krankheit durch Ausleerungen (Schweiß, Blut, Urin, Stuhlgang) eintritt. Jenachdem dieſe bei einer Krankheit am 3ten, bei einer andern am 7ten, am 14ten, oder 21ten Tage Statt finden, hat man dieſe Tage kritiſch genannt, und jene an ihnen erſcheinende Ausleerung: Criſis. Die alten Aerzte, beſonders Hippokrates und Galenus, behaupteten einſtimmig, daß dieſe Criſis an gewiſſen beſtimmten Tagen ſich zutrüge, nannten ſie daher kritiſche Tage, und beobachteten dieſelben in der Krankheit ſehr ſorgfältig. Hippokrates behauptet, daß diejenigen Krankheiten, welche an gleichen Tagen ihren Paroxismus haben, auch an gleichen Tagen ihre Criſis hätten, und ſo umgekehrt. — Je geſchwinder indeſſen eine Krankheit ihren Lauf vollendet, deſto geſchwinder erſcheint auch die Criſis.

Criterium heißt überhaupt ein Merkmal oder Unterſcheidungszeichen. Criterium der Wahrheit nennt man in der Logik die Uebereinſtimmung unſerer Gedanken mit den allgemeinen Geſetzen des Denkens. Nennt man die Uebereinſtimmung unſerer Gedanken mit den Objekten materiale Wahrheit, ſo betrifft das Criterium nur die Form der Erkenntniß oder die formale Wahrheit. Die kritiſche Philoſophie ſtellt als formales Kennzeichen den Satz des Widerſpruchs auf, und läßt ihm alle übrige Denkgeſetze folgen. In der Aeſthetik kann es kein allgemeines, a priori beſtimmbares, Criterium des Schönen und Erhabenen geben.

Croatien, ein öſterreichiſches, mit Ungarn verbundenes Königreich, das im Norden an Ungarn, im Oſten an Slavonien und Bosnien, im Süden und Weſten an Illyrien gränzt, ungefähr 400 Quadratmeilen groß iſt, und aus 3 Theilen beſteht; dem Banale oder provinzialiſchen, nach bürgerlicher Verfaſſung regierten Theile, mit 166 ½ Quadratmeilen, 371.100 Einwohnern und den drei mit Ungarn verbundenen Geſpanſchaften Agram, Waraſdin, Creuz; der Militärgränze, die 274 Quadratmeilen und 396.483 Einwohner enthält, in das Carlſtädter und Waraſdiner Generalat und die Banalgränze mit 8 Regimentern eingetheilt iſt, und dieſelbe Verfaſſung hat, wie die übrigen Militärgränzen Oeſterreichs, und dem jetzt größtentheils zum Königreich Illyrien gehörigen Literale oder dem Küſtenſtrich von Fiume bis Carlobago mit 19.928 Seelen. Croatien iſt ein raubes Gebirgsland, das von der Fortſetzung der Krainer Alpen und andern Waldgebirgen durchzogen, und von den Flüſſen Save und Drave durchſtrömt wird. Auch iſt hier der Landſee Tſuntrak. Das Clima iſt mäßig und geſund, im Sommer oft heiß. Die Produkte ſind: Kupfer, Eiſen, Gold (aus der Drave), Thonarten, Gyps, Schwefel, Getreide, Wein, Obſt, beſonders Pflaumen, Tabak, Tannen-, Eichen- und Buchenwälder, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Bienen, Fiſche. Die Einwohner ſind ſlaviſchen Urſprungs, heißen eig ntlich Hrowaten, d. i. Bergbewohner, und ſind zwar rauh und ungebildet, aber arbeitſam, ſtark und tapfer, ſie reden den illyriſchen Dialekt. Man findet dieſe Croaten auch in Iſtrien und an der Kulpa in Illyrien; auch gehören zu ihnen die 9.000 Podzulaken in der mähriſchen Herrſchaft Lundenburg. Außer den Croaten leben im Königreich auch Raizen und wenige Deutſche Magyaren. Die Religion iſt meiſtens catholiſch, und der Kunſtfleiß auf die erſten Bedürfniſſe des Lebens beſchränkt. Auch kennen nur die größern Städte Künſte und Wiſſenſchaften. Das Land hatte ehemals ſeine eigenen Könige, kam aber im elften Jahrhunderte an Ungarn. Die Hauptſtadt iſt Agram.

Cröſus der letzte, nicht ſo ſehr durch ſeinen Reichthum, als durch ſein tragiſches Schickſal berühmte König von Lydien, lebte ungefähr im ſechsten Jahrhundert vor unſerer chriſtlichen Zeitrechnung. In einem Alter von 35 Jahren beſtieg er den Thron ſeiner Väter, unterwarf ſich die Stadt Epheſus, uud zwang viele Provinzen Klein-Aſiens, ſein Scepter anzuerkennen. Seine Reichthümer, die er aus ſeinen Eroberungen, aus vielen Bergwerken ſeines Reichs und dem goldreichen Pactolſtrome gezogen, waren unermeßlich. Stolz auf dieſe Glücksgüter, beſchloß er, in ſeiner Hauptſtadt Sardes auf ſeinen Lorbeern zu ruhen, und ſich an der Pracht ſeiner Schätze zu ergötzen; denn im aberwitzigen Uebermuthe hielt er ſich für den Glücklichſten unter den Sterblichen. Als Solon von Attica einſt, ſo erzählt man, ſeinen Hof betrat, wünſchte Cröſus aus dem Munde dieſes Weiſen dieſen Lobſpruch zu hören. Cröſus zeigte ihm den Glanz und den Reichthum ſeines Pallaſtes, aber der attiſche Weiſe ließ ſich durch dieſen Schimmer vergänglicher Güter nicht blenden, ſondern antwortete auf die ihm vorgelegte Frage: wen er wohl für den Glücklichſten der Sterblichen erachte? mit Dreiſtigkeit: einen gewiſſen Tellus von Athen; und wen er

denn wohl für den zweiten nach dieſem für den Glücklichſten halte? — nannte er ihm Cleobis und Biton. Cröſus bezeugte ihm ſein Mißvergnügen, daß er ihn nicht in die Reihe der Glücklichſten ſtelle, da ſprach der weiſe Grieche die gewichtigen Worte zu ihm: „König! kein Sterblicher kann ſich vor ſeinem Tode glücklich preiſen!“ Cröſus erfuhr gar bald die Wahrheit dieſes lehrreichen Ausſpruchs, als ihm ſein geliebter Sohn Atys auf der Jagd getödtet wurde, und zwei Jahre nicht hinreichend waren, ihn über dieſen unwiderbringlichen Verluſt zu tröſten. Aber dieſes Leiden war nur ein Vorbote eines noch größern Schmerzes. Ein neuer, kühner und glücklicher Eroberer, Cyrus (ſ. d. Art.) genannt, hatte ſich in Aſien erhoben, und das mediſche Reich geſtürzt; es kam zwiſchen ihm und Cröſus zu heißen Feldſchlachten, und Letzterer gerieth in Gefangenſchaft. Schon loderte der Scheiterhaufen, auf welchem der gefangene Cröſus mit vierzehn lydiſchen Knaben den Flammentod ſterben ſollte, an allen Ecken, als der vormals ſo goldſtolze König der Worte des griechiſchen Weiſen gedachte, wie man Niemanden vor dem Tode glücklich preiſen müſſe. „O Solon! Solon!“ rief Er, der in goldenen Tagen die Rede verſchmäht hatte, zu dreien Malen durch die tiefe Stille des verſammelten Volkes, und dieſer Name war ſein Erretter. Denn als Cyrus die wunderſame Geſchichte durch Dollmetſcher vernommen, ſchenkte er ihm das Leben; ja er ließ ſich ſogar von ihm berathen, was er mit den gefangenen und überwundenen Lydiern anzufangen habe, und behielt ihn lebenslang in ſeinem Gefolge. So erzählt Herodot, anders aber Xenophon.

Cromford, ein Dorf in der engliſchen Grafſchaft Dorby, berühmt durch ſeine Baumwollſpinnereien und durch ſeinen Bergbau. Hier war es, wo der unternehmende Barbier Richard Arkwirgſt (ſ. d. Art.), bekannt durch die Vervollkommnung der Spinnmaſchine, ſeine Baumwollſpinnerei zuerſt errichtete. Durch dieſe und einige ſpäter errichtete Anſtalten hat Cromford ſichtbar an Wohlſtande zugenommen. Nach dem Muſter dieſer engländiſchen legte der Commerzienrath Brögelmann eine ähnliche Baumwollſpinnerei in der Nähe von Ratingen 2½ St. von Düſſeldorf an, die auch den Namen Cromford führt, in welcher von 350 Menſchen jährlich über 100,000 Pfund Baumwolle verarbeitet werden. Dieſe Anſtalt war eine der erſten auf dem Continent, und früher, kraft eines Privilegiums des damaligen Churfürſten von der Pfalz, Carl Theodors, die Einzige im Großherzogthum Berg. Die ſämmtlichen ſehr ſchönen Gebäude bilden ein ganzes Dorf. Die Lage Cromfords iſt außerdem ſehr romantiſch, und man glaubt ſich in ein anderes Land verſetzt, wenn man eben das alte finſtere Ratingen verlaſſen hat, und eintritt in die anmuthige Landſchaft, geſchmückt mit ſchönen Gebäuden, und belebt durch Waſſerleitungen und die mannigfaltige Thätigkeit heiterer, gewerbſamer Menſchen. Brögelmann ſcheute weder Fleiß noch Koſtenaufwand, um ſein Garn mit dem engliſchen zu einer gleichen Güte zu erheben. Sein gutes Gelingen machte, daß von hieraus ähnliche Anlagen in die Schweiz, Sachſen und in andere Länder verbreitet wurden.

Cromwell (Olivier, Protektor von England), dieſes fanatiſche, politiſche Ungeheuer ſeines Jahrhunders, wurde in dem Kirchſpiele St. Johannis in dem alten Flecken Huntingdon am 25. April 1599, im 41. Jahr der Regierung der Königin Eliſabeth geboren. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie, welche ihres geſetzmäßigen und religiöſen Lebenswandels halben von ihren Zeitgenoſſen geachtet und verehrt wurde. Sein Vater, welcher in ſtiller Zurückgezogenheit das Amt eines Friedensrichters verwaltete, und ſich um keine höhere Bedienung bewarb, ob es ihm gleich weder an Verſtand noch Talenten gebrach, betrieb neben ſeinem Dienſte das Eſſigbrauen, um durch dieſen Nahrungszweig

Digitized by Google

ſeinen Kindern eine vortheilhaftere Erziehung geben zu können. Sobald es das Alter Oliviers erlaubte, wurde er in die Schule des Ortes gebracht, und erhielt an dem Dr. Thomas Beard einen ebenſo gelehrten, als verſtändigen Lehrer. In ſeiner Jugend war er ein leichtfertiger Knabe, von einem unruhigen und unverträglichen Charakter, verrieth aber dabei einen tiefſinnigen Geiſt, der ſchon damals in das Gebiet großer Thaten hinüberſchweifte. So wollte er einſt am lichten Tage Viſionen gehabt haben, und es dünkte ihm, als flüſterte ihm ein Geiſt zu: Er würde dereinſt der größte Mann im Staate werden. Dergleichen Gebilde ſeiner lebhaften Phantaſie zeigen, wie ſehr die Natur ſeiner Gemüthsanlage den Stempel der Herrſchſucht aufgedrückt hatte. Nach Verlauf ſeiner Schuljahre wurde er 1616 unter die Oberaufſicht des Richard Howletts in das Sidneycollegium gebracht; dieſer bemerkte an dem Jüngling, daß er mehr Neigung zu einem geſchäftigen, als beſchaulichen Leben habe. Nach dem Tode ſeines Vaters kehrte er in's älterliche Haus zurück, und ſeine Lebensweiſe war ſo beſchaffen, daß ſeine Mutter Urſache hatte, auf jede Art mit ihm unzufrieden zu ſeyn. Daher folgte ſie dem Rath ihrer Anverwandten, und brachte ihren Sohn nach London in's Lincolnscollegium. Allein, anſtatt hier Früchte der Beſſerung zu zeigen, gab er ſich noch mehr den Laſtern Preis, die dieſe große Hauptſtadt damals beherrſchten. Ohne beſondere Luſt, ſeinen Geiſt in den Wiſſenſchaften auszubilden, ſetzte er hier vielmehr ſeine leichtſinnige Lebensweiſe auf die zügelloſeſte Art fort. Wein- und Spielhäuſer mußten ihm die Stunden des Tages, und die Schlupfwinkel der Wolluſt die Stunden der Nacht verkürzen. Dieſe ausſchweifende Lebensart erheiſchte einen bedeutenden Koſtenaufwand, und in kurzer Zeit war das väterliche Erbe unter ſeinen Händen hindurchgeſchwunden. Die Zerrüttung ſeiner Caſſe nöthigte ihn zu einer eingezogenern und mäßigern Lebensart. Damals war er noch ein eifriges Glied der engliſchen Kirche, und ſeine Freunde, Hampden und Carrington, dachten auf die Gründung ſeines Glücks. In ſeinem 21. Jahre verehlichte er ſich, durch Vermittelung derſelben, mit einer gebildeten Jungfrau, Eliſabeth, Tochter des Ritters Bouchier aus Eſſex. Er lebte mit ſeiner Gattin zu Huntingdon, bis zu dem Tode ſeines Oheims Thomas Stuart, der ihm ein Landgut von 4 bis 500 Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte hinterließ. Seit dieſer Zeit ſchlug er ſeinen Wohnſitz auf der Inſel Ely auf. Von der biſchöflichen Kirche trat er jetzt zu den Puritanern über, und indem er mit fanatiſchem Eifer ihre Religionsanſichten vertheidigte, erklärte er ſich als einen entſchiedenen Anhänger ihrer Partei. Bei der Zuſammenberufung des 3ten Parlaments unter Carl I., (ſ. d. Art.) das am 20. Januar 1628 ſeine erſten Sitzungen begann, wählte man ihn zum Mitgliede und zu einem Bevollmächtigten bei der Unterſuchung der Religionsangelegenheiten, wozu er ſich um ſo lieber verſtand, weil er die Sache der Unterdrückten zu führen glaubte. Nach Aufhebung des Parlaments reiſte er nach Hauſe, nahm die abgeſetzten Prediger unter ſeine Aegide, und bewirthete und unterſtützte ſie auf mancherlei Art. Durch dieſen beträchtlichen Aufwand nahm ſein Vermögen ſichtbar ab, ſo daß er durch die Pachtung eines Gutes zu St. Ives ſeine ökonomiſchen Umſtände zu verbeſſern ſuchte. Ein beträchtlicher Schaden, den er mittlerweile erlitt, beſtimmte ihn, dieſe Gegend zu verlaſſen, und in Neu-England ſein Glück zu verſuchen. Hier miſchte er ſich in alle Staatshändel, und gab ſich dabei das Anſehen eines patriotiſchen Staatsbürgers, der die Rechte ſeiner Mitbürger aufrecht zu erhalten trachte. Graf von Bedford, einer der reichſten Männer Englands, Beſitzer ſehr anſehnlicher Güter in den Marſchländern, war ſchon lange damit umgegangen, dieſe austrocknen zu laſſen. Seine Kräfte waren aber einem ſolchen Unternehmen nicht gewachſen, und er bedurfte königlicher Hülfe. Sein Landesfürſt bewilligte eine Landtaxe, welche Jeder erlegen ſollte, der aber künftighin Vortheil von dieſem Unternehmen zög-

Digitized by Google

Cromwell erhob hingegen in einer 1638 zu Huntingdon gehaltenen Verſammlung ſeine Stimme, und wenn er auch nicht ganz den Fortgang jenes Werkes hintertrieb, ſo legte er ihm doch bedeutende Hinderniſſe in den Weg. Dieſe eiſerne Feſtigkeit in Behauptung ſeiner einmal gefaßten Anſicht erregte Aufſehen, und vermehrte die Zahl ſeiner Freunde. Von Hampden, einem ſeiner Verwandten, wurde er den Mitgliedern des Parlaments empfohlen, und als er nach einem Streit wegen Rangunterſcheidung mit einem gewiſſen Bernard Huntingdon verließ, begab er ſich nach Ely, und ſpielte eine große Rolle in den Verſammlungen der Nonconformiſten, die er häufig zu beſuchen pflegte. Richard Tims, ein Kaufmann aus Cambridge lernte hier Cromwelln als einen feuervollen Redner kennen. Dies bewog ihn, als Mitglied des Unterhauſes Alles aufzubieten, dieſen politiſchen Prediger zum Parlamentsmitgliede für die Stadt Cambridge zu wählen. Cromwell war weder ein Bürger dieſer Stadt, noch vermögend, aber alle dieſe Schwierigkeiten wurden glücklich gehoben, und er zu der bezweckten Würde befördert. Im Parlament verbarg er bei ſeinem Auftreten ſeine großen Naturgaben, und vermied dadurch den Anflug der Eiferſucht, die ſicherlich ſeinen Untergang würde befördert haben. In ſeiner Kleidung war er nachläſſig, ſeine Aufführung blieb ſich immer gleich, und was er ſprach, geſchah mit Freimüthigkeit, jedoch ohne allen redneriſchen Prunk. Die Mißbräuche, die ſich in der Kirche und im Staat eingeſchlichen hatten, tadelte er mit bittrer Heftigkeit, ſchien aber damals noch nicht die Fähigkeit zu beſitzen, den Plan zu einer Reform derſelben zu entwerfen. Er war es, deſſen ausdauernder Eifer die am 14ten Novbr. 1641 eingegebene Gegenvorſtellung Carls I. beförderte, wodurch in der That der Grund zu jenem unſeligen Bürgerkriege gelegt wurde. Seine Partei ſiegte, und die Königlichgeſinnten wagten es kaum, noch ein Wort drein zu reden. Von jetzt an konnte das Unterhaus Alles ohne einige Schwierigkeit durchſetzen. Cromwell machte ſich durch ſeine Charakterfeſtigkeit bei Hampden und Pym und mehrern Häuptern der Gegenpartie ſo beliebt, daß ſie kein Bedenken trugen, ihn zum Theilnehmer aller ihrer Berathungen zu machen. Dadurch verſchaffte er ſich eine immer größere Einſicht in die Staatsangelegenheiten, und erlangte einen ſolchen Grad von Menſchenkenntniß und Politik, daß er ſich immer mehr zu der großen Rolle qualifizirte, die er in der Folge mit ſo bewundernswürdigem Glücke durchführte. Als das Parlament (1642) den Vorſchlag machte, ein Kriegsheer zu ſeinem Dienſte zu errichten, brachte Cromwell in kurzer Zeit in Cambridge einen Haufen Reuter auf, an deren Spitze er ſich in der Eigenſchaft eines Capitäns, nach erhaltener Genehmigung des Grafen von Eſſex, ſetzte. Er bezog ein Lager bei Cambridge, und züchtigte mit ſcharfer Strenge die Univerſität, für die Dienſte, ſo ſie ihrem bedrängten Könige geleiſtet hatte. Der König erklärte den Grafen von Eſſex und deſſen Anhang für Verräther, und trug dem Sherif von Hertfordſhire, Th. Connisby auf, dieſes Dekret bekannt zu machen. Cromwell bekam Nachricht hiervon, ging mit ſeinem Heerhaufen nach St. Albans, bemächtigte ſich des Sherifs, brachte ihn als Gefangenen nach London, zog deſſen Güter ein, und ſtieg durch dieſe Heldenthat höher in der Gunſt des Parlaments. Auf die Nachricht, daß Thomas Barker und Johann Pettus ſich beim Könige in Suffolk aufhielten, um ihn mit Kriegsbedürfniſſen zu unterſtützen, begab er ſich mit ſeinem Heere dahin, überfiel ſie, machte viele von ihnen zu Gefangenen, und erbeutete eine Menge Waffen und anderer Kriegsgeräthſchaften. Seine Macht wuchs immer mehr heran, und bald ſah er ſich an der Spitze von tauſend Mann, die durch ihre treffliche Manuszucht ihrem Anführer Ehre machten. Im Anfange des Jahres 1643 ſtellte er in den vereinigten Grafſchaften Eſſex, Hartford, Norfolk, Suffolk, Cambridge und Huntingdon die Ruhe wieder her, entwaffnete die Uebelgeſinnten in Hun-

tingdonſhire, und rückte darauf in Lincolnſhire ein. Seine Macht hatte ſich jetzt bis über 2.000 Mann verſtärkt. Das Parlament erkannte ſeine großen Dienſte, da er die Beſatzung des Königs in Newark abſchnitt, und die Truppen des Grafen von Newkaſtle in die Enge trieb. Jetzt ging man damit um, die Kronangelegenheiten aufs Aeußerſte zu treiben, bis ein vollkommener Sieg die feindſeligen Bemühungen mit einem glücklichen Reſultate bekrönt haben würde. Daher wurden neue Heere unter den Befehlen des Grafen von Mancheſter und William Walter in's Feld geſtellt, und Cromwell führte darüber den Oberfeldherrnſtab. Das Parlament beſtand anfangs aus drei großen Parteien. Die Presbyterianer wollten die Macht der Krone eingeſchränkt wiſſen, die Freiheit des Volkes ſichern, und die Miniſter des Königs hindern, ihn zu einer willkührlichen Gewalt zu verleiten. Die Independenten bezweckten eine Reform der Landesverfaſſung, die Abſchaffung der Monarchie und die Einführung eines republikaniſchen Syſtems. Die Dritte, zu deren eigentlicher Benennung der Name fehlt, hatte keine feſtere Grundſätze, als die des eigenen Vortheils, ohne zu berückſichtigen, ob des Königs oder des Volkes Wohlfahrt dabei befördert oder gefährdet werde. Cromwell war der Held der letzten Partei. Dieſe vereinigte ſich mit Schottland, um das bis dahin eingeſchloſſene York zu erobern. Cromwell erledigte ſich dieſes Auftrags mit eben ſo viel Klugheit, als Vorſicht. In der Schlacht bei Marſton-Moor (3. Juli 1644) ſiegte er mit ſeiner trefflichen Reuterei, und half das Anſehen des Parlaments auf dem Schatten der königlichen Macht erhöhen. Nach dieſem glücklichen Treffen wurde Fairfax mit der höchſten Befehlshaberſtelle im Heere bekleidet, und Cromwell zu der Würde eines Generallieutenants erhoben. Seit dieſer Zeit legte er ein bewundernswürdiges Feldherrntalent an den Tag. Er ſchlug den Grafen von Northamton zu Islip-Bridge, und William Vaughan bei Radcod-Bridge. Die Beſatzung des Oberſten Würdebank zu Blechingdon-Houſe griff er am 24. April 1645 an, und überwältigte ſie durch Liſt. In der merkwürdigen Schlacht bei Naſeby (14. Juni 1645) verlor der König durch die verwegene Tapferkeit des nachherigen Protektors Alles. In der kurzen Zeit eines Monats ſchlug er den General Goring, und brachte die meiſten Beſitzungen ſeines Fürſten in Hampſhire und Wiltſhire unter die Gewalt ſeiner Waffen. Davizes, Wincheſter und Baſing-Houſe erlag ſeinen Schlägen, und mit der Gefangennehmung des Marquis von Wincheſter verdiente er ſich den Ehrendank des Ober- und Unterhauſes. In Verbindung mit Fairfax nahm er die Länder gegen Abend ein, und nach der Uebergabe von Exeter (13. April 1646) kehrte er nach London zurück, wo man ihn mit lautem Jubel wegen ſeiner glorreichen Thaten begrüßte, und ihm eine jährliche Penſion von 2.500 Pfd. St. zuerkannte. Fairfax erhielt Befehl, Oxford zu belagern, als ſich der König am 22. April aus dieſer Stadt zu den Schottländern flüchtete, welche herzlos genug waren, ihren Fürſten um das Blutgeld von 400.000 Pfd. St. den Bevollmächtigten des Parlaments auszuliefern. Cromwell war jetzt darauf bedacht, die Perſon des Königs in ſeine Gewalt zu bekommen, und auf ſeinen Antrieb wurde Carl von Holmby nach Childersley abgeführt. Sein Schwiegerſohn Ireton war ein treffliches Werkzeug, die Argloſigkeit des unglücklichen Königs zu täuſchen, und ihn glauben zu machen, Cromwell ſey deſſen beſter Freund. Bei dem Heere wurden aufrühreriſche Geſinnungen unterhalten, welche unter dem Namen der Levelters eine neue Partei bildeten, und kein Geheimniß daraus machten, daß ſie das Parlament eben ſo ſehr, wie ihren König haßten. Dieſe mißlige Stimmung des Heers diente Cromwelln zum Vorwand, als ob das daſſelbe ſeinem Könige nach dem Leben ſtrebte, Carln zur Flucht von Hamptoncourt nach der Inſel Wight zu bewegen. Indeſſen bemächtigte man ſich der Perſon des Königs auf dieſer Inſel, und der Obriſt

Eirer brachte ihn auf Veranſtaltung Cromwells nach Hurß-Caſtle. Mit dem Unterhauſe wurde eine bedeutende Reform vorgenommen, indem man die Anhänger der Krone entfernte, und ihre Stellen mit Individuen der fanatiſchen Partei beſetzte. Ohne ſolche Maßregeln wäre Carl nimmer vor einem Gerichte verhört worden. Es iſt hiſtoriſche Thatſache, daß Cromwell den größten Antheil an der Vorführung des Königs vor die Gerichtsſchranken, und an ſeinem Todesurtheile gehabt hat. Er ſaß als Mitglied in dieſem Blutgerichte, drang auf die ſchnelle Vollziehung deſſelben, und ſtieß gegen den Oberſten Dowes die heftigſten Drohungen aus, als derſelbe einige Theilnahme für das Schickſal ſeines Herrn und Königs äußerte. Nachdem dieſes große Trauerſpiel, die öffentliche Hinrichtung des Königs, vorüber war, erklärte er unverhohlen, daß Carl hätte länger leben können, wenn er nicht König geweſen wäre. Fünf Tage nach dem Tode Carls I. wurde das Oberhaus aufgelöſt, und ein Staatsrath errichtet, von welchem Cromwell nicht das unbedeutendſte Mitglied war. Die Agitators, deren er anfangs bei dem Heere bedurfte, um dem Parlament Geſetze vorzuſchreiben, waren jetzt nicht mehr nöthig, und man gab ihren Vorſtellungen weiter kein Gehör. Sie vereinigten ſich daher, und ſuchten ihre angeblichen Rechte mit Gewalt durchzuſetzen; durch Cromwell wurden ſie aber entwaffnet, und die Flamme der Empörung in ihrer Entſtehung erſtickt. England war, wo nicht ruhig, doch völlig unterworfen, allein in Irland trieben noch drei Parteien ihr Unweſen, deren ſchwächſte es mit der Sache des Parlaments hielt. Das Parlament beſchloß, ein Heer von 17.000 Mann dahin zu ſchicken, und die Wahl eines Oberfeldherrn fiel auf Cromwell, dem man den Charakter eines Lordlieutenants beilegte. Ein ſolches, mit großer Gewaltfülle verbundenes, Anſehen hatte er ſich längſt gewünſcht. Er ſchiffte ſich im Monat Auguſt nach Irland ein, begann im Februar des folgenden Jahres die Kriegsoperationen, und unterwarf ſich binnen 9 Monaten (im Juli 1650) ganz Irland. Jetzt wurde Cromwell von den Engländern erwartet; er ließ daher ſeinen Schwiegerſohn Ireton in Irland, und kehrte nach London zurück, wo er unter dem rauſchendſten Jubel empfangen wurde. Als er im Parlamente erſchien, wurde ihm in den ehrfurchtvollſten Ausdrücken Dank abgeſtattet, und darauf berathſchlagt, ob man die Schottländer, welche den König Carl II. zu ihrem Regenten anerkannt, und mit den Waffen in der Hand auf den Thron Großbrittanniens erheben wollten, angreifen oder ihre Einfälle abwarten ſollte. Cromwell war der Meinung, den Krieg in ihr Land hinüber zu ſpielen, und es ging (26. Juli 1651) eine Verordnung durch, nach welcher der früher abgeſchloſſene Vergleich mit den Schottländern aufgehoben, und Cromwell zum Oberanführer aller Truppen der Republik ernannt wurde. Mit einem Heere von etwa 20.000 Mann zog er nach Schottland, und traf bei Dunbar anf das feindliche Heer. Es begann jene merkwürdige Schlacht unter dem Loſungsworte der Schottländer: the Covenant (der Vergleich), und dem der Engländer: the Lord of Hosts (der Herr der Heerſchaaren), und Cromwell blieb Herr des mit Leichen beſäten Schlachtfeldes. Nun rückte er vor bis nach Edinburgh, und das Caſtell fiel nach geringem Widerſtande in ſeine Hände. Cromwell wurde von einer Krankheit befallen, die Folgen zu haben und ihn in ſeinen Unternehmungen zu hemmen ſchien. Nach wiedererlangter Geſundheit aber fing er den Krieg aufs Neue an, und ſetzte ihn mit günſtigem Erfolge fort. Carl der II. blieb in ſeinem wohlbefeſtigten Lager bei Stirling, und Cromwells Liſten waren vergeblich, ihn aus dieſer Stellung zu locken. Er wandte ſich daher gegen Parth, griff es an, und eroberte es. Der König entſchloß ſich zu dem gefahrvollen Unternehmen, ſchnurſtracks nach London zu gehen, und er machte ſchon ſo ſchnelle Fortſchritte, daß in London die Beſtürzung nicht gering war, als man hörte, Carl habe ſchon von Worceſter Beſitz genommen. Nicht minder

ſaumſelig nahm Cromwell in Eile den tapfern Grafen Derby, welcher dem Könige zu Hülfe eilen wollte, gefangen, ſchritt nun auf Carln los, ſchloß ihn in Worceſter ein, und erlangte über den legitimen Thronfolger von Großbrittannien (3. Septbr. 1651) den vollſtändigſten Sieg. Nur mit Gefahr ſeines Lebens konnte der unglückliche König einem Feinde entkommen, welcher einen Preis auf ſein gekröntes Haupt ausgeſetzt hatte. Gleichſam im Triumphe zog Cromwell in London ein, und zum Gedächtniſſe dieſes Sieges ordnete man ein Dankfeſt an, und der gewaltige Heerführer ſelbſt erhielt einen Zuſatz an Einkünften in 4,000 Pfd. St. Cromwell, obgleich mit einer großen Gewalt bekleidet, hing noch immer von dem Geſammtwillen des Parlaments ab, das ihn jeden Augenblick ſeines Anſehns berauben konnte. Er hielt es daher der Klugheit gemäß, gewichtvolle Männer zu erforſchen, ob ſie ſich nach einer monarchiſchen oder republikaniſchen Regierungsform ſehnten. Viele waren Willens, dem Herzoge von Gloceſter den Purpur anzulegen, Andere riefen begeiſtert nach dem republikaniſchen Prinzip. Ohne ſich gerade für oder gegen eine Partei förmlich zu erklären, trat er in beider Mitte, ſuchte mit jeder das Einverſtändniß zu erhalten, und ließ auf geheime Art das Spiel ſeiner Abſichten beginnen. Der ganze Winter des Jahres 1652 verſtrich in Streitigkeiten und Berathſchlagungen der verſchiedenen Parteien im Parlamente, und indem Cromwell einer jeden Faktion mit ihren Hoffnungen ſchmeichelte, glaubte er am Sicherſten ſeinen Plan zu erreichen, mit dem er ſchon ſo lange umgegangen war. Im Frühling entſtand eine größere Gährung unter den verſchiedenen Parteien der Nation, und das Heer murrte über die ſtaunenswürdige Erweiterung der Parlamentsmacht. Am 19. April 1653 hielt Cromwell mit ſeinen Feldherren Rath, was in dieſen Augenblicken des Parteikampfes zu thun ſey. Auf den mehrfachen Antrag, zwanzig Perſonen die höchſte Gewalt zu übertragen, ließ ſich das Parlament nicht ein, ſondern beſchloß, ſeine Sitzungen bis zum 5. Novbr. in unveränderlicher Form fortzuhalten, und dann erſt das Haus mit neuen Gliedern zu beſetzen. Erbittert über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen, gab Cromwell den Befehl, daß dreihundert Soldaten mit ihren Offizieren nach Weſtminſter ziehen, und den Parlamentsſaal beſetzen ſollten. Er ſelbſt verfügte ſich in die Verſammlung, und erklärte: daß es ihm äußerſt ſchmerzlich ſey, etwas zu thun, um deſſen Verſchonung er die Gottheit inſtändigſt mit Thränen gebeten habe, aber die Nothwendigkeit erfodere eine ſolchen Schritt. Er hörte eine Weile ihre Streitigkeiten mit an, und brach alsdann in die Worte aus: daß das Parlament zu einer Trennung reif, und der Augenblick gekommen ſey, an eine Aufhebung deſſelben zu denken. Er beſtieg darauf den Rednerſtuhl, nannte die Mitglieder der Sitzung Werkzeuge der Tyrannei, befahl ihnen, ihr „unnützes Geſchwätz" zu enden, und winkte ſeinen Soldaten, welche alſobald in den Saal traten. Das Haus wurde hierauf von allen Mitgliedern gereinigt, die Soldaten bemächtigten ſich der Papiere, und nachdem die Thüren verſchloſſen waren, ging er nach Whitehall, und ſetzte auch hier den Staatsrath ab. Cromwell hatte bei dieſen despotiſchen Maßregeln die Abſicht, ein anderes Parlament zu wählen, das aus ſeinen Creaturen beſtehen, und ihm ein unumſchränkteres Anſehen verſchaffen ſollte. Viele gab es zwar in der Nation, welche ſein willkührliches Verfahren tadelten, allein er wußte ſich damit zu entſchuldigen, daß das Parlament kein beſſeres Schickſal verdiene. Indeſſen verfuhr er noch unumſchränkter. Er wählte 142 neue Mitglieder, und hielt am 4. Juli in dem großen Saale zu Whitehall ſeine erſte Sitzung. Dieſes Parlament nannte man das **kleine**, wegen der geringen Zahl ſeiner Glieder, das **fromme**, weil ſie „im Namen und zur Ehre Gottes" zu verfahren vorgaben, und von einem Lederhändler **Barebone**, einem frömmlenden Beter, erhielt es die Benennung **Barebones Parlament**. Dieſes Parlament war von nicht

langer Dauer, indem verſchiedene Mitglieder von ſelbſt ihrer Würde entſagten, und Cromwell es nicht für räthlich fand, dieſe erledigten Stellen wieder zu beſetzen. Etwa zwanzig blieben im Hauſe, welche aber wieder durch den Rath der Offiziere (12. Dez. 1653), an deren Spitze der Oberſt White ſtand, verdrängt wurden. Sie übertrugen bald die Verwaltung des Staats Cromwelln, und nur zum Schein wurde ihm ein Collegium untergeordnet, von dem er gewiſſermaßen abhängen ſollte. Cromwell wurde von jetzt an der Protektor der Republik England genannt, und mit dem Prädikate Hoheit betitelt. Dieſe Ceremonie wurde den 12. Dez. 1653 in der Canzlei zu Weſtminſterhall mit großen Feierlichkeiten vollzogen. Er war 54 Jahre alt, als man ihm die höchſte Gewalt übertrug, die er ſelten mißbrauchte. Er beſorgte die Staatsangelegenheiten mit vieler Klugheit, und richtete ſich in vielen Stücken nach dem geheimen Rathe, welcher viele große und verdiente Männer zählte. Vermöge der Akte, welche er beſchworen, wurde in ſeinem Namen Recht und Gerechtigkeit geübt. Die Ertheilung aller Aemter und Würden hing lediglich von ihm ab. Außer Mord und Hochverrath konnte er jeden Verbrecher begnadigen. Die confiſcirten Güter fielen ihm zu. Frieden, Krieg und Bündniſſe konnte er ohne Zuziehung und Einwilligung des Staatsrathes nicht ſchließen. Das Recht des Schwertes ruhte in den Händen des Protektors, doch mit Zuziehung des Parlamentes. Alle drei Jahre mußte er ein Parlament zuſammen berufen, und demſelben eine fünfmonatliche Sitzung geſtatten. Alle Billen mußten ſeine Genehmigung erhalten, bevor ſie Geſetzeskraft hatten, und eine ſtehende Armee von 30.000 Mann wurde errichtet, welche ohne die Zuſtimmung des Protektors nicht vermindert werden durfte. Die innere Staatsverwaltung, ſo wie die auswärtigen Angelegenheiten beſorgte Cromwell mit Eifer. Er ſchloß am 15. April 1654 mit den Staaten von Holland Frieden, und unterzeichnete mit der Geſandtſchaft des Königs von Portugal einen Friedens- und Allianzvertrag, der für den engliſchen Handel von größter Wichtigkeit war. Mit der Königin Chriſtine von Schweden wurde die Eintracht unterhalten; Dänemark war in dem Vertrage mit Holland einbegriffen, und Frankreich ſuchte durch Gunſtbezeugungen ſich das Wohlwollen des Protektors zu erhalten. Am 3. Septbr. 1654 berief er ein Parlament, daſſelbe nahm zuerſt eine Unterſuchung der Regierungsakte und derjenigen Gewalt vor, die ſich Cromwell unter dem Titel eines Protektors über die Nation angemaßt hatte. Er gerieth darüber in keine geringe Beſtürzung, zwang aber die Glieder zur Anerkennung ſeiner Macht und zu einer eidlichen Verſicherung, keine Veränderung der Regierung, ſo wie ſie jetzt aus Einer Perſon, und Einem Parlamente beſtand, weder vorſchlagen noch zulaſſen zu wollen. Den 22. Jan. 1655 wurde das Parlament aufgehoben. Er berechnete die Zeit ihrer Sitzungen nach ſeinem Militärkalender, nach welchem ein Monat nur 28 Tage zählte. Eine ſo plötzliche Aufhebung des Parlaments erregte allgemeinen Unwillen. Es entſtand ein Geiſt des Aufruhrs, den die Mitglieder des Parlaments in ihre Provinzen mitnahmen, und dann weiter verbreiteten. Die Zahl der Königlichgeſinnten wuchs ſo ſehr an, daß ſie eine eigene Partei bildeten, welche nur den ſchicklichen Zeitpunkt abwartete, um aus ihrer ſcheinbaren Unthätigkeit mit der Größe ihrer Macht hervorzubrechen. Die Häupter der Verſchwörung hatten ſich ſchon wirklich vereinigt, und der Tag der Verſchwörung war feſtgeſetzt, als Cromwell durch die Wachſamkeit ſeines Sekretärs Thurlor von der nahende Gefahr unterrichtet wurde. Die Anführer der Verſchwörung wurden zur Haft gebracht, und am Leben geſtraft, die Uebrigen aber als Sklaven verkauft, und nach Barbados gebracht. Seit der Entdeckung dieſer geheimen Conjuration fing der Protektor unumſchränkter, als je, zu regieren an. Nie erfuhren die brittiſchen Unterthanen eine drückendere Willkühr, weder an ihrem Eigenthum, noch an ihren Perſonen, als jetzt, und der

Vortheil des Geſetzes ſank nur zu dem Deckmantel einer despotiſchen Herrſchaft herab, die von einem bewaffneten Heere unterſtützt wurde. Auch als Eroberer wollte er glänzen. Daher ließ er unter der Anführung des Admirals Penn und des Generals Venables eine Flotte nach dem ſpaniſchen Weſtindien unter Segel gehen, und obgleich der Zweck nicht ganz erreicht wurde, bemächtigten ſie ſich doch der Inſel Jamaica, welche ſeit dieſer Zeit ein Eigenthum der brittiſchen Krone blieb. Spanien konnte eine ſo unverantwortliche Verletzung der Traktaten nicht mit Gleichgültigkeit anſehen, und erklärte den Engländern den Krieg. Unter dem engl. Admiral Blake wurde aber die ſpaniſche Silberflotte am Eingange des Hafens von Cadix geſchlagen, und England gewann dabei 2 Millionen an baarem Gelde. Der Protektor glaubte, da ſeine auswärtigen Unternehmungen mit einem glücklichen Reſultate waren bekrönt worden, und er in England Ruhe und Ordnung eingeführt hatte, das Parlament, welches er auf den 17. Sept. 1656 feſtgeſetzt hatte, würde mit ſeiner Regierung vollkommen zufrieden ſeyn. Wie früher, beſetzte er die Thüre des Verſammlungsſaales mit Wachen, und Niemand wurde eingelaſſen, der ſich nicht mit einer Vollmacht des Staatsraths legitimiren konnte. Auf dieſem Parlamente wurde durch ein Dekret der königliche Titel abgeſchafft, und alle Maßregeln zur Sicherheit der Perſon des Protektors ergriffen, da bereits mehrere Verſchwörungen gegen ſein Leben waren vereitelt worden. Das Parlament ſchien dem Uſurpator günſtig, als es ihm am 9. April 1657 die königliche Würde antrug, die er aber aus feinen Rückſichten der Politik, und um keine Inconſequenz zu begehen, ausſchlug. Das Parlament behielt alſo den Namen einer Republik, und er den Titel eines Protektors bei. So bekam die gegenwärtige Regierungsform, welche eine offenbare Uſurpation war, durch den Schein einer Wahl des Volkes und ſeiner Repräſentanten das Siegel der Genehmigung. Anſtatt jener früheren Regierungsakte, wurde von dem Palamente ein neues Inſtrument, unterthänige Bitte und Vorſtellung genannt, verfertigt, und dem Protektor übergeben. Dadurch wurde ſeine Gewalt in einigen Stücken erweitert, in andern verringert. Er empfing die Macht, ſeinen Nachfolger zu ernennen, ihm wurde ein beſtändiges Einkommen, alljährlich eine Million für Flotte und Armee, und 300.000 Pfd. St. für die Regierung beſtimmt; auch ertheilte man ihm die Gewalt, ein neues Haus zu creiren, deſſen Glieder ihre, und einige Verrichtungen des vormaligen Hauſes der Pairs beſorgen ſollten. Am 20. Jan. 1658 verſammelte ſich das Parlament von Neuem. Der Protektor nahm diesmal die Wachen von den Thüren hinweg; fand aber bald, wie wenig Freiheit und militäriſche Uſurpation neben einander beſtehen können. Eine große Anzahl Stimmen erhoben ſich wider den Protecter, und erhoben ſogar wegen jener „demüthigen Vorſtellung und Bitte," Bedenklichkeiten, als ſey es ein von militäriſcher Gewalt herbeigeführter Entſchluß. Befürchtend, daß das Parlament mit den Mißvergnügten in der Armee in Verbindung treten möchte, hob Cromwell in heftigen Ausdrücken des Zorns die Parlamentsſitzungen auf. Indeſſen leiſteten die engliſchen Truppen, die nach Frankreich geſchickt waren, den Franzoſen treffliche Dienſte. Frankreich bewarb ſich immer mehr um des Protektors Freundſchaft, Spanien aber ſuchte ihm zu ſchaden, und ſagte dem König Carl, der indeſſen in den Niederlanden verweilte, alle Hülfe zu, um einen Verſuch zu wagen, in England zu landen. Der Marquis von Ormond ward auch zu dem Ende mit geheimen Inſtruktionen nach London geſandt, entging aber nur mit Mühe den Händen des Protektors. So wie Cromwell ſtets in Gefahr, und zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebte, gelang es ihm dennoch, den vielen meuchelmörderiſchen Anſchlägen auf ſein Leben zu entgehen. Allein mit der beſorglichſten Unruhe der Seele, welche auf ſeinen Körper keinen geringen Einfluß hatte, verlebte er ſeine übrige Lebenszeit, ohne von ſeiner Größe und Herrlichkeit jene golden

Digitized by Google

Frucht eines reinen Gewiſſens, Zufriedenheit mit ſich ſelbſt und ſeiner Lage, zu erlangen. Der Anfang ſeiner Krankheit, ein langſames Fieber, ſchien von keinen gefährlichen Folgen zu ſeyn. Nach Verlauf einer Woche nahm aber die Krankheit an Bedenklichkeit zu, ſo daß er an den Tod dachte, und ſich mit dem Gedanken an die Ewigkeit beſchäftigte. Er fragte ſeinen Prediger Goodein, ob die Lehre wahr ſey: „daß der Erwählte nie fallen, oder zuletzt verworfen werden könne?“ „Nichts iſt gewiſſer,“ war des Predigers Antwort. „So werde ich ſelig, ſprach Cromwell, denn ich weiß gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade geweſen bin.“ Seine Aerzte ſahen die Gefahr ein, in der er ſchwebte, allein ſeine Prediger ſprachen ihm immer Troſt zu, und gaben ihm die Verſicherung, daß er an dieſer Krankheit nicht ſterben würde. Er glaubte den Letztern mehr als den Erſtern, und erzählte den Umſtehenden Erſcheinungen und göttliche Offenbarungen, die ihn von ſeiner Wiedergeneſung überzeugten. Indeſſen wurden die Symptome immer gefährlicher, und die Aerzte konnten trotz der Verſicherung der Geiſtlichen, daß nichts zu beſorgen ſtehe, die Gefahr nicht verſchweigen, worin ſich der Protektor befand. Ein Mitglied des Staatsraths fragte ihn, da er in einem Zuſtande von Schlafſucht lag, ob ſein älteſter Sohn Richard ihm im Protektorate folgen ſollte, was er mit Ja! beantwortete. Er ſtarb bald nachher im 59. Jahre ſeines Alters, am 3. Septbr. 1658, und wurde in der Weſtminſter Abtei begraben. Die meiſten Höfe Europa's, ſelbſt der von Verſailles, legte Trauer um ihn an. Seine Grabſchrift beſtand aus den einfachen Worten: Oliverius Protector Reipublicae Angliae, Scotiae et Hiberniae, natus 25 April 1599, inauguratus 16 Decembris 1653. Mortuus 3 Septembris an. 1658. Hic situs est. Die Urtheile über den Charakter dieſes in jeder Hinſicht außerordentlichen Mannes ſind ſehr verſchieden. Seine Freunde halten ihm eine ſo übertriebene Lobrede, daß es ſcheint, Niemand könne mit ihm verglichen werden, und ſeine Feinde malen ſeine moraliſchen Eigenſchaften mit ſo grellen Farben, daß man ihn für einen Teufel in Menſchengeſtalt halten möchte. Und Beide wiſſen ihre Behauptungen mit ſo viel Gründen zu unterſtützen, daß man glauben muß, auf jeder Seite liege ein Theil der Wahrheit ſeiner Charakteriſtik. Was kann außerordentlicher ſeyn, ſagt man, als daß ein Mann, der im Privatſtand geboren und erzogen war, kein Vermögen, keine vorzügliche körperliche Eigenſchaften beſaß, welche zuweilen noch empfehlender ſind, als reiche Gaben der Seele, daß ein ſolcher Mann den Muth beſaß, ein ſo außerordentliches Vorhaben, als die Umwälzung einer ſo vortrefflich eingerichteten Staatsmonarchie zu unternehmen, und die Fähigkeit hatte, dieſes Unternehmen auszuführen? daß er die Verwegenheit hatte und die Macht beſaß, ſeinen Fürſten und Herrn öffentlich beſchimpfen und hinrichten zu laſſen? Alle dieſe Verſchmitztheit unter einem ſcheinbaren Gehorſam gegen ein Parlament verſteckt, in deſſen Dienſt er zu leben vorgab? Dann dieſes Parlament unter die Füße trat, wenn es ihm Gelegenheit zum Mißvergnügen gab? daß er an deſſen Stelle die Regierung der Heiligen einſetzte, und den erträumteſten Ideen, welche die erhitzte Imagination eines Schwärmers nur gebären konnte, Wirklichkeit verlieh? daß er erſt alle Feinde durch Waffen, und hernach alle ſeine Freunde durch Kunſtgriffe überwand? daß alle Fürſten ihn fürchteten und ihm ſchmeichelten, daß er mit einigen Federſtrichen Parlamente zuſammen berief, und ſie mit dem Hauche ſeines Athems wieder auseinander trieb? daß er zu Hauſe im Frieden, und im Siege auswärts ſtarb? Ein ſolches Gemälde ſcheint zwar mit dem glänzendſten Colorit von Cromwells Talenten entworfen zu ſeyn; allein wenn wir ſeine Geiſtesgaben etwas genauer beleuchten, ſo müſſen wir ihn zu den großartigſten Erſcheinungen auf dem Felde der Geſchichte rechnen. Seine Staatsverwaltung zeugte von Klugheit und Beſonnenheit, und ſeine auswärtigen Unternehmungen von Unerſchrockenheit. Seine ihm ganz eigene Fähigkeit, den

Charakter der Menſchen genau zu erforſchen, jeden nach ſeinen Fähigkeiten zu benutzen, und ſich der Schwachheiten der Menſchen zu ſeinen Vortheilen zu bedienen, verlieh ihm eine ſeltene Größe, und hierdurch bahnte er ſich den Weg zu jener Höhe des Glücks, auf der er ſich ſo geſchickt zu erhalten wußte. Als Privatmann und Menſch war er nichts weniger, als glücklich. Unaufhörlich folterte ihn der Plagegeiſt der Unruhe, der ſelbſt in der Nacht nicht von ſeiner Lagerſtätte wich. Stets ſchwebte ihm die Gefahr vor Augen, ein Opfer des Meuchelmordes zu werden, welche noch geſteigert wurde, da immer Verſchwörungen gegen ihn im Werke waren, die aber ſelten zur Reife kamen. Eine der merkwürdigſten unter dieſen iſt folgende: Lucretia Creinwill, die Tochter eines Edelmannes dieſes Namens, ſtand in liebender Verbindung mit Franz von Buckingham, welcher eine der ſchönſten männlichen Figuren Englands war. Cromwell tödtete ihn mit eigener Hand in der Schlacht bei St. Needs. Miß Creinwill ſann Tag und Nacht auf Rache, ſobald ſie den Tod ihres Geliebten erfuhr. Täglich übte ſie ſich mit der Piſtole nach Cromwells Bild zu ſchießen, um ſich an das Original zu gewöhnen, wenn ſie Gelegenheit fände, ihren Plan auszuführen. Drei Jahre hatte ſie dieſe Uebung bereits fortgeſetzt, als Cromwell ſeinen feierlichen Einzug in London hielt, der ihr geſchickt zu ſeyn ſchien, ihr Vorhaben auszuführen, da ihr Haus in einer Straße lag, wo der Zug vorbeigehen mußte. In dem erſten Stocke deſſelben befand ſich ein Balkon, auf welchem ſie am Tage des Einzugs mit vielen prächtig gekleideten Damen ſtand. So wie Cromwell vorbeiritt, ſchoß ſie ihre Piſtole in der Entfernung von fünf Schritten auf ihn ab, in der Hoffnung, ihres Ziels gewiß zu ſeyn. Allein die Kugel fuhr dicht an Cromwell vorbei, und verwundete nur das Pferd ſeines Sohnes Heinrich. Alle Damen auf dem Balkon fielen auf die Knie, und nur ſie blieb unerſchrocken ſtehen, und rief Cromwelln ſtolz zu: „Ich bin es, Tyrann, die auf dich geſchoſſen hat, und ich würde untröſtlich ſeyn, Tiger! nur ein Pferd, ſtatt Deiner verwundet zu haben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß, ehe noch ein Jahr verſtreicht, einer andern Hand es beſſer gelingen wird, als der meinigen!" Seine häusliche Lebensart war die eines furchtſamen Tyrannen. Fünfzehn Zimmer waren immer für ihn und ſeine Gemahlin beſtimmt, darin zu ſchlafen; allein Niemand wußte, welcher Ort ſeine Schlafſtätte war. Die Thüren und Fenſter dieſer Zimmer waren ſtark verwahrt; vor jeder Thüre ſtanden vier Schildwachen, welche ſich alle zwei Stunden ablöſten. Zwei Musquetons lagen in jedem Zimmer auf dem Tiſche, und zwei Piſtolen unter ſeinem Kopfkiſſen. Jedes von dieſen Zimmern war mit einer Fallthüre und heimlichen Treppe verſehen, welche zu einem Pförtchen führte, deſſen Ausgang auf die Themſe ging; er konnte ſich alſo im Nothfall auf dieſe Art retten, und auf der Themſe einſchiffen, wo beſtändig einige Barken für ihn in Bereitſchaft lagen. Seinem Mundkoch hatte er allen Umgang mit andern Perſonen verboten, und er ſelbſt litt kein Meſſer des Barbiers an ſeinem Bart. — Er war von einer ſtarken Leibesconſtitution, und hatte ein männliches, obgleich nicht einnehmendes Anſehen. Als Sohn, und Gatte, als Vater und Freund hatte er viele rühmliche Seiten. Er hinterließ zwei Söhne, Richard und Heinrich, und drei Töchter. Sein älteſter Sohn Richard wurde zwar feierlich zum Protektor ausgerufen, allein er konnte ſich nicht lange in dieſer Würde behaupten, weil es ihm an Muth und Geiſtesfähigkeiten gebrach. Willig unterzeichnete er am 22. April 1659 ſeine Abdankung. Mit der Thronbeſteigung Carls II. wurde ihm kein Leid zugefügt, obſchon er es für gut fand, einige Jahre auf Reiſen zuzubringen. Er blieb im Beſitz eines Gutes, das ſehr klein, und überdem mit großen Schulden belaſtet war, die er zum Begräbniſſe ſeines Vaters gemacht hatte. Richard brachte ſein friedliches Leben zu einem ſehr hohen Alter, und ſtarb zu Cheshunt in der

Grafſchaft Hertford 1712 in geräuſchloſer Einſamkeit. Seines Vaters Ueberreſte wurden auf Carls II. Befehl 1661 gehängt, und unter dem Galgen begraben. Ueber Olivier Cromwells Leben vergleiche man Leti und Raguenet (2 Bände in 12.), Banks und Villemain (Hist. de Cromwell. Paris 2. T. 1819), und das zu London herausgekommene neueſte Werk: Memoirs of the Protector, Oliver Cromwell, and of his Sons, Richard and Henry, London 1820. 4.

Cronegk (Johann Friedrich, Freiherr von) wurde den 2. September 1731 zu Anſpach geboren. Sein Vater war General-Feldmarſchall-Lieutenant des fränkiſchen Kreiſes. Als das einzige und ſehr geliebte Kind ſeiner Aeltern wurde er auf das Sorgfältigſte erzogen, und hatte das Glück, Lehrer zu erhalten, die ſeine natürlichen Fähigkeiten gehörig zu entwickeln verſtanden. Er faßte Alles mit größter Leichtigkeit, und ſein vorzüglich treues Gedächtniß ließ nichts von dem, was er einmal gefaßt hatte, wieder verloren gehen. Auf die Weiſe lernte er die lateiniſche, franzöſiſche, engliſche, italieniſche und ſpaniſche Sprache, zum Theil ſogar ohne Unterricht; nur die griechiſche blieb ihm unbekannt. Die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften war ihm wie angeboren, und ſo las er noch in ſeinen Schuljahren die beſten römiſchen Claſſiker und die vorzüglichſten Schriftſteller der neueren europäiſchen Nationen. Ganze Schauſpiele und lange Stellen aus denſelben wußte er auswendig. Zugleich forſchte er nach den Urſachen des Schönen in ihnen, ſuchte guten Schriftſtellern ihre Kunſtgriffe abzulernen, zergliederte daher ihre Plane, prüfte das Ganze, und das Verhältniß der Theile zum Ganzen. Im Jahre 1749 begab er ſich auf die Univerſität nach Halle. Hier hörte er die damals berühmteſten Lehrer der Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit. Der nachmalige Profeſſor an dem akademiſchen Gymnaſium zu Zerbſt, Gottl. Sam. Nicolai, ſtiftete zu dieſer Zeit in Halle eine Geſellſchaft von Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften. Cronegk ließ ſich in dieſelbe aufnehmen, und arbeitete verſchiedene Aufſätze aus, welche in die Schriften der Geſellſchaft, die ihr Vorſteher 1752 herausgab, eingerückt wurden. In dem folgenden Jahre 1750 begab er ſich auf die Univerſität zu Leipzig, wo er neben der Rechtsgelehrſamkeit ſein Lieblingsſtudium fortſetzte. Er erwarb ſich Gellerts Freundſchaft, und verdankt den Belehrungen und Kritiken deſſelben hauptſächlich den richtigen Geſchmack, die feine Empfindung, und die Liebe zum Natürlichen, die wir in ſeinen Schriften finden. Mit Rabener, Käſtner, Weiße, dem Grafen Moritz von Brühl, lebte er in der freundſchaftlichſten Verbindung. Die Koch'ſche Schauſpielergeſellſchaft aber, die beſte zur damaligen Zeit in Deutſchland, welche ſich damals in Leipzig aufhielt, lenkte ſeine Neigung immer mehr auf die theatraliſche Dichtkunſt. Schon zu Anſpach hatte er den Mißvergnügten (Luſtſpiel in 1 Aufzuge) geſchrieben. Jetzt verfertigte er den Mißtrauiſchen (Luſtſpiel in 5 Aufzügen). Es waren ſeine erſten, freilich noch ſehr unvollkommenen, Verſuche dieſer Art. Sonſt entwarf er damals zu Leipzig noch manche Plane zu dramatiſchen Stücken, unter andern den zu ſeinem Trauerſpiele Codrus. Im Jahre 1751 machte er eine Reiſe nach Braunſchweig, und erwarb ſich hier die Bekanntſchaft von Gärtner, Ebert und Zachariä. Im 1752 verließ er Leipzig, und kehrte in ſein Vaterland zurück. Melancholiſch über die Entfernung von ſeinen Freunden, ſchrieb er jetzt ein größeres Gedicht: Einſamkeiten in ſechs Geſängen. Auch ließ er drei Oden in die Sammlnng vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der Bremiſchen Beiträge einrücken. Am Ende des Jahres 1752 wurde er zum markgräflich-anſpachiſchen Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Juſtizrathe ernannt, erhielt aber die Erlaubniß, vorher noch eine größere Reiſe unternehmen zu dürfen. Er beſuchte zuerſt Italien und be-

ſah die Merkwürdigkeiten in Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Genua und Turin. Dabei fuhr er fort, an ſeinem Codrus zu arbeiten, und fing ein Luſtſpiel: die Klagen, an. Von Italien begab er ſich nach Paris, und erweiterte hier beſonders ſeine Kenntniß des Theaters. Er entwarf ſogar den Plan zu einem franzöſiſchen Schauſpiele, welches er Les défauts copiés betitelte. Noch zu Ende des Jahres 1753 kam er von ſeinen Reiſen nach Hauſe, und widmete ſich nun den öffentlichen Geſchäften, zu denen er beſtimmt war. Doch blieb er immer noch dabei den Muſen getreu. Im Jahre 1754 fing er in Geſellſchaft Uzens, Rabe's und Hirſchens eine moraliſche Wochenſchrift unter dem Titel: der Freund, an, die bis ins Jahr 1756 dauerte, und zu drei Bänden anwuchs. Um dieſe Zeit ſchrieb er auch ein Vorſpiel in Verſen: die verfolgte Komödie; desgleichen machte er eine Menge Entwürfe zu noch andern Schauſpielen z. B. dem ehrlichen Manne, der ſich ſchämt, es zu ſeyn; der Nachwelt; dem erſten April u. ſ. w. Das letzte Stück arbeitete er ganz aus; als eine Poſſe aber, voll abgenutzter Theaterſtreiche und alltäglicher Einfälle, iſt es nicht in ſeine Werke aufgenommen worden. Im Jahre 1757 ſetzte der Buchhändler Nicolai in Berlin einen Preis für das beſte deutſche Trauerſpiel aus, in der Abſicht, unſerm Vaterlande gute tragiſche Dichter zu erwecken, an denen es damals noch ſehr fehlte. Hierdurch, und durch Weißens Ermunterungen wurde Cronegk veranlaßt, ſeinen Codrus wieder vor die Hand zu nehmen und ſorgfältig auszubeſſern. Er ſendete das Stück ein. Weil er aber nicht um des Gewinnſtes willen, ſondern bloß, um ſeine Kräfte zu prüfen, ſtritt, ſo nannte er ſeinen Namen nicht, ſondern bat die Herausgeber der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, daß, wenn ſein Codrus den Preis davon tragen ſollte, ſie mit demſelben den Preis des folgenden Jahres vermehren, oder ihn auf eine andere, den ſchönen Wiſſenſchaften zuträgliche Weiſe anwenden möchten. Er erhielt wirklich den Preis, zwar nicht, weil ſein Stück von den Herausgebern der Bibliothek für ein an ſich vollkommenes Meiſterſtück anerkannt worden wäre, ſondern, weil ſie es unter den damals eingegangenen Stücken für das beſte hielten, ſtarb aber, ehe die Nachricht davon in gelehrten Zeitungen bekannt gemacht werden konnte. Außer dem Codrus arbeitete er noch an verſchiedenen andern Trauerſpielen, hauptſächlich an ſeinem Olint und Sophronia. Neben dieſen theatraliſchen Arbeiten verfertigte er Satyren, Lehrgedichte und Oden. Als ein Liebhaber und Kenner der Muſik nahm er Antheil an zweien in Anſpach 1756 und 1759 herauskommenden muſikaliſchen Odenſammlungen. Viele ſeiner beſten Lieder erſchienen hier zuerſt. Die Melodien zu denſelben ſind leicht und wohlklingend. Im Jahre 1757 verlor er ſeine vortreffliche Mutter, die ſich vorzüglich die Bildung ſeines Herzens in der früheſten Jugend hatte angelegen ſeyn laſſen, durch den Tod. Da er ſie zärtlich liebte, ſo war ihm der Verluſt derſelben äußerſt ſchmerzhaft. Er nahm ſeine Zuflucht zur Muſe, und verfertigte neue Einſamkeiten. Zu Ende des Jahres 1758 beſuchte er ſeinen Vater, der ſich damals in Nürnberg aufhielt. Hier wurde er von den Blattern überfallen, die ſo bösartig waren, daß ſie plötzlich ſeinem Leben ein Ende machten. Er ſtarb den 31. December 1758, im 26ſten Jahre ſeines Alters. — Cronegk's Poeſie hat einen Zug, durch den ſie ſich von allem Uebrigen unterſcheidet, was aus der ſächſiſchen Schule hervorgegangen iſt. Sie iſt ſentimental in einem Grade, der damals bei deutſchen Dichtern noch ſehr ungewöhnlich und der klopſtockiſchen Poeſie faſt ausſchließlich eigen war. Cronegk drückte, wie Klopſtock, die Zartheit ſeiner moraliſchen Gefühle am Liebſten mit der rührenden Innigkeit aus, die ſich in Thränen ergießen zu wollen ſcheint, auch wenn das Auge trocken bleibt. Aber nur in der lyriſchen und elegiſchen Poeſie, und auch da nur zuweilen, war er ein Nachahmer Klopſtock's; öfter begegnete

er dieſem Dichter unabſichtlich, wie es ſeinem Herzen Bedürfniß war. Vom Geſchmacke der ſächſiſchen Schule wagte er nur ſelten ſich zu entfernen. Ob ſeine Phantaſie freier und kühner würde geworden ſeyn, wenn er länger gelebt hätte, iſt zweifelhaft; denn mehrere ſeiner Urtheile, beſonders über das ſpaniſche Theater, das damals Niemand ſo gut, wie er, kannte, beweiſen, daß er dem Schönen auch außerhalb der Gränzen der franzöſiſchen Poetik Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen ſuchte; aber der Geſchmack, an den er ſich gewöhnt hatte, zog ihn doch immer wieder in jene Gränzen zurück. Zur dramatiſchen Poeſie, beſonders zur tragiſchen, hatte er entſchiedenes Talent. Sein Codrus bleibt, ungeachtet aller Fehler, die ſchon Leſſing nachgewieſen hat, eine der merkwürdigſten Erſcheinungen auf dem deutſchen Theater jener Zeit. Der franzöſiſchen Dramaturgie glaubte Cronegk, wie J. E. Schlegel, huldigen, alſo auch die Geſetze der drei ariſtoteliſchen Einheiten ſorgfältig beobachten, und zur Vollendung des poetiſchen Styls im Trauerſpiele den Alexandrinervers beibehalten zu müſſen. Aber mit mehr anziehender Leichtigkeit hatte ſich die tragiſche Muſe der Deutſchen in den franzöſiſchen Formen noch nicht bewegt. Den Codrus von Cronegk entſtellt keine prunkende oder weitſchweifige Deklamation. Das Stück iſt nicht arm an Handlung; und dieſe hat vom Anfange bis zum Schluſſe ein inneres Intereſſe. Ein rührenderes Stück war noch nicht auf das Theater gebracht worden. Aber eben dieſe Rührung verliert an poetiſchem Werthe, weil ſie größtentheils aus einer fehlerhaften Compoſition entſpringt. Die Sentimentalität des Dichters hatte ihn hingeriſſen, ſein Trauerſpiel mit Gemälden des Edelmuths und der rührenden Seelengröße ſo zu überladen, daß ein Theil der handelnden Perſonen nur wetteifert, wer unter ihnen den Andern an Tugend übertreffen will, während ihnen allen ein gemeiner Tyrann wie eine Carikatur gegenüber ſteht, und die Würde des Patriotismus iſt in dieſen Gemälden doch wieder dadurch beſchränkt, daß die Hauptperſonen, die für das Vaterland ſterben wollen, zugleich ſo verliebt ſind, daß man nicht weiß, ob man ſich für ihre Liebe mehr intereſſiren ſoll, oder für ihren Patriotismus; denn Cronegk glaubte in dieſer Hinſicht durch das Beiſpiel, das der verehrte Racine gegeben hatte, hinlänglich gerechtfertigt zu ſeyn, da er die Griechen und Griechinnen in moderne Prinzen und Prinzeſſinnen umſchuf. Dieſelben Fehler, aber auch dieſelben Vorzüge, wie der Codrus, hat Croneg's Trauerſpiel Olint und Sophronia, das unvollendet geblieben iſt. Eine beſondere Merkwürdigkeit hat dieſes Stück durch den Verſuch erhalten, den Chor wieder in das Trauerſpiel einzuführen. Sein Luſtſpiel, der Mißtrauiſche, iſt matt und langweilig. Auch die Fragmente von einigen andern Luſtſpielen, die man unter den Papieren des Dichters gefunden, und in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen hat, und der Entwurf zu einem in franzöſiſcher Sprache, berechtigen nicht zu der Vermuthung, daß Cronegk jemals ein vorzüglicher Komiker geworden ſeyn würde. Unter ſeinen übrigen Gedichten zeichnen ſich die didaktiſchen in Alexandrinern nur durch wenige kraftvolle Stellen vor der Menge ähnlicher allgemeiner und gewöhnlicher Betrachtungen aus, die man damals am deutſchen Parnaſſe in Reime brachte, um die Poeſie zur Wortführerin der Moral zu machen. Seine Einſamkeiten ſind moraliſche und religiöſe Gemälde einer ſchönen Melancholie des Dichters. Das erſte der beiden Gedichte, die dieſen Titel führen (in Alexandrinern zu ſechs Geſängen ausgedehnt, die indeſſen nicht lang ſind), wurde durch die Trennung Cronegk's von ſeinen Freunden, das zweite und ſpätere (in Hexametern und in zwei Geſängen) durch den Tod ſeiner Mutter veranlaßt. Adel und Wärme des jugendlichen Gemüths drücken ſich in dieſen Einſamkeiten prunklos und in einer ſehr gebildeten Sprache aus; aber die Gedanken erheben ſich ſelten über das Gewöhnliche. Deſto mehr poetiſchen Werth haben einige ſeiner lyri-

ſchen Gedichte, beſonders die religiöſen, unter denen mehrere im Style des Kirchenliedes noch die von Gellert übertreffen. Seinen zärtlichen und ſcherzenden Liedern fehlt es nicht an Anmuth und Leichtigkeit. Aber durch originale Züge konnte ſich Cronegk's lyriſche Poeſie ſchon deßwegen nicht auszeichnen, weil ſie abwechſelnd bald dieſem, bald jenem Muſter folgte, in der Nachbildung der griechiſchen Versart Klopſtock's Geſchmack annahm, doch auch zuweilen, wie J. A. Schlegel, dieſen Versarten einen Reim anhing, bald auch den gellertiſchen Ton anſtimmte, oder wie Hagedorn ſcherzte. Seine Nachahmungen einiger ſpaniſchen Lieder waren etwas Neues in der deutſchen Literatur, weil außer Leſſing und Cronegk damals faſt kein deutſcher Dichter die ſpaniſche Sprache verſtand.

Cronſtadt auf der Keſſelinſel, Kotlin = Oſtrow, einem $^3/_4$ Meile langen, $^1/_3$ Meile breiten Kalkſteineilande im finniſchen Meerbuſen, 4 Meilen weſtlich von St. Petersburg. An der öſtlichen Spitze liegt die von Peter I. angelegte und befeſtigte Stadt Cronſtadt in der Geſtalt eines unregelmäßigen Dreiecks, welches an der Landſeite einen hohen ſtarken Wall mit ſechs Bollwerken, Ravelins, und einen breiten, tiefen Graben hat, über welchen zwei Brücken zu der Vorſtadt führen. Auch die Nordſeite und die Oſtſpitze haben ſtarke Werke, und um die Häfen an der Südſeite zieht ſich ein breiter, ſtark befeſtigter Damm. Den Häfen gegenüber liegen auf zwei Skären die Citadelle und die Veſte Kronſchlot, zwiſchen welchen alle Schiffe durchgehen. Drei Häfen: der äußere, der Kriegshafen, ein längliches weit ins Meer tretendes Viereck, ganz mit einem Damme umgeben, faßt über 40 Linienſchiffe, hat aber einen ſo verſchlämmten Eingang, daß ein Theil der Schiffe im mittlern Hafen liegen muß, welcher weit in die Stadt hineingeht, zum Bauen und Ausbeſſern der Schiffe dient, und an welchem daher die Schiffbauplätze, Magazine, das Seezeughaus und die Kugelgießerei liegen. Der innere Hafen liegt weiter weſtlich, und nimmt bloß Handelsſchiffe auf. Cronſtadt iſt der erſte Kriegshafen des ruſſiſchen Reichs, aber in Abſicht des Handels nur Vorhafen von Petersburg. Die Stadt iſt ſchön gebaut, hat mehrere öffentliche Plätze, eine Steuermannsſchule, ein See-Lazareth, drei Thore, 2000 Häuſer und 30.000 Einwohner. Eine Meile von Cronſtadt liegen die Wachtſchiffe, welche die nach St. Petersburg gehenden und von dort kommenden Schiffe unterſuchen, und die eingehenden Waaren verſiegeln, die dann in das Zollhaus nach St. Petersburg gebracht werden; auch werden alle größere, für dieſe Hauptſtadt beſtimmte, Schiffe hier gelöſcht und beladen. Auf der Nordſeite der Inſel Kotlin iſt das ſeichte und ſandige Waſſer durch verſenkte Schiffe gegen Zolldefraudationen und andere Unregelmäßigkeiten geſichert. — Wie blühend hier der Handel iſt, und wie er noch immer ſteigt, erhellt aus der Angabe vom Jahre 1805, wo tauſend und ein Schiff in dieſe Stadt einliefen, und neunhundert drei und ſechszig abgingen; im Jahre 1816 kamen ſiebzehnhundert und ſechs Kauffahrteiſchiffe an, und ſiebzehnhundert und acht ſolcher Schiffe, die größte Anzahl ſeit der Erbauung von St. Petersburg, gingen ab. Die ruſſiſchen Handelsartikel beſtehen vorzüglich in Eiſen, Flachs, Hanf, Hanföl, Theer u. ſ. w.

Croup (engliſch the croup), die häutige Bräune, beſteht in einer Entzündung der Luftröhre, oder des Kehlkopfes, welches bei Kindern allezeit mit der Erzeugung eines ſehr zähen, faſt lederartigen Schleimes verbunden iſt, welcher die Luftwege leicht verſtopft. Wenn eine glückliche Zertheilung der Krankheit, oder das Auswerfen des Schleims dieſe Krankheit nicht binnen den erſten drei Tagen hebt, ſo tödtet ſelbige gewöhnlich durch Erſtickung. Der Tod des Prinzen von Holland, Napoleons Neffen, der an dem Croup 1807 geſtorben war, bewog den franzöſiſchen Kaiſer, auf die vorzüglichſte Abhand-

lung über den Croup den Preis von 12.000 Franken zu ſetzen. Ueber dieſe wichtige Materie wurden 83 Schriften eingeſchickt, und der Preis von der zu dieſer Entſcheidung 1811 zu Paris niedergeſetzten Commiſſion, welche aus 12 berühmten Aerzten beſtand, zweien Abhandlungen, der von Jurine in Genf, und der von Albers in Bremen, zuerkannt, und unter beiden Aerzte vertheilt. — S. Jurine's Preisſchrift über den Croup von Heinekken und Albers, Leipzig 1815.

Crownglaß, Cronglaß, iſt ein ſehr reines, klares Tafelglas, welches Dollond, Vater, 1759 zu den achromatiſchen Fernröhren anzuwenden und mit dem Flintglaſe zu verbinden anfing, um durch dieſe Vereinigung die Zerſtreuung der farbenmachenden Strahlen aufzuheben. Seit jener Zeit haben ſich die Engländer deſſelben bei Verfertigung dioptriſcher Inſtrumente bedient. S. d. Art. Achromatiſch.

Crozat (Joſeph Antonie, Marquis du Chatel), Mitglied des Parlamentes, gehört unter die edelſten Kunſtfreunde des vorigen Jahrhunderts, und war 1696 zu Toulouſe geboren. Ein beträchtliches Vermögen ſetzte ihn in den Stand, ſich unabhängiger zu machen, und ſo legte er ſeine Stelle als Parlamentsrath in ſeiner Vaterſtadt nieder, und nahm dafür die Würde eines Vorleſers im königlichen Cabinetre an. Faſt ſeine ganze von Staatsgeſchäften befreite Lebenszeit widmete er der Einſammlung von Kunſtſchätzen. Seine Gemälde, von denen 1755 ein Verzeichniß erſchien, liefert uns das Cabinet de Crozat. Paris 1729 Fol., von dem aber nur der erſte Theil vollendet iſt, eine treffliche Gallerie. Bei der Fortſetzung dieſes ſchwierigen Unternehmens gab er 40 Kupfer ohne erläuternden Text als zweite Hälfte des erſten Bandes, obgleich mehrere vollendet da lagen, die in der Folgezeit durch P. J. Marletti und Baſan (1792 2 Bd. in Fol.) ins Publikum traten. Mehr als 19.000 Stück Handzeichnungen, welche er um die Summe von 450.000 Livres erſtanden hatte, machten den beträchtlichſten Theil ſeiner Gemäldeſammlungen aus. Von nicht geringerm Werthe war ſeine Sammlung von Antiken, Skulpturen, beſonders geſchnittenen Steinen, deren Zahl ſich über 1400 belief, und die aus den Händen des Herzogs von Orleans nachher nach Petersburg übergegangen iſt. Crozat ſtarb 1740, und beſtimmte den Erlös ſeines koſtbaren Cabinets den Armen. Marketti hat uns allein noch in ſeiner Déscription sommaire des Collections de de M. Crozat, avec des réflexions sur la manière de dessiner des principaux maîtres. Paris 1741 Nachrichten über dieſes koſtbare Muſeum aufbewahrt.

Cruſade, Cruzade, iſt eine portugieſiſche Münze von Gold und Silber. Die vor dem Jahre 1722 geprägten goldenen Cruſaden von 400 Rees (ungefähr 16 gGr.) werden auch zu Wechſelzahlungen, beſonders auf Hamburg und Holland, gebraucht. Die neuen ſilbernen Cruſaden zu 480 Rees gelten bis 17 Gr., 9 Pf. im 20 Gl. Fuß. Der doppelte Goldcruſada, oder halbe Escudo gleicht 800 Rees, und hält an Gewicht 36 portugieſiſche Granos, oder 37 holländiſche Aß.

Crusca (Accademia della), ſ. Akademie.

Cruſius (Chriſtian Auguſt), Doktor und Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, war 1715 zu Cruma im Merſeburgiſchen geboren. Er ſtudirte von 1729 an zu Zeitz, und von 1734 an zu Leipzig, wo er 1750 ordentlicher Profeſſor der Theologie ward. 1757 war er erſter Profeſſor der theologiſchen Fakultät, und 1773 Senior der Univerſität. Er ſtarb den 18. Febr. 1775, und hinterließ den Ruhm eines um die Philoſophie zu ſeiner Zeit wirklich verdienten Mannes, und eines ſehr toleranten Menſchenfreundes, ungeachtet er ſehr ſonderbare Meinungen und viel Vorliebe für die Myſtik und Schwärmerei hatte. Cruſius ſtiftete eine eigene Schule in der Philoſophie.

Es gab zu ſeiner Zeit eifrige Cruſianer, und einer davon, Namens Wüſtemann, nachdem er die Leibnitziſch-Wolfiſche Philoſophie mit dem von Nebukadnezar im Traume geſehenen Bilde verglichen, verſichert, daß durch Cruſius die philoſophiſche Kenntniß ihre bisher mangelnde Gründlichkeit, Gewißheit und Zuverläſſigkeit erhalten werde. In Anſehung aller philoſophiſchen Materien dachte Cruſius ganz anders, als Leibnitz und Wolf. Obgleich ein ſcharfſinniger Metaphyſiker, fiel er in den träumenden Idealismus, und mußte, da er Zeit und Raum für nothwendige Bedingungen der Exiſtenz der Dinge an ſich hielt, ganz conſequent, auch Gott und das moraliſche Subjekt freier Handlungen, ſo wie den Geiſt des Menſchen, für ſinnliche Weſen in Raum und Zeit halten. Richtiger, als Wolf, rechnete er die Pſychologie nicht zur Metaphyſik. — Cruſius behandelte die theologiſche Moral mit mehr wiſſenſchaftlicher Beſtimmtheit und tiefer eindringendem Scharfſinne, als ſeine Zeitgenoſſen. Er war der Hauptgegner der Wolfiſchen Philoſophie, welche immer vielen Theologen die Religion von der Moral allzuſehr zu trennen ſchien. Er ſetzte Beide in eine unzertrennliche Verbindung, und ſtellte als gemeinſchaftliches höchſtes Geſetz Beider auf: Thue aus Gehorſam gegen den Befehl deines natürlichen und nothwendigen Oberherrn, Alles dasjenige, was der Vollkommenheit Gottes und der weſentlichen Vollkommenheit deiner eigenen Natur und aller andern Geſchöpfe, was endlich den Verhältniſſen der Dinge, die er gemacht hat, gemäß iſt. Uebrigens verwandelte er die theologiſche chriſtliche Moral keinesweges in eine philoſophiſche; er betrachtete ſie als eine weitere und zwar praktiſche Ausführung eines Theils der Dogmatik, und nahm jenes Princip nur als regulativ, nicht als conſtitutiv in derſelben an. Er findet zwar ſchwer zu beſtimmen, was die Menſchen ohne irgend einen Antheil der Offenbarung an ihren Einſichten in moraliſchen Dingen gewußt haben, indem immer ein göttlich Wort unter den Menſchen geweſen ſey, und ſich unter ihnen fortgepflanzt habe, und die allgemeine Vorſorge für die Menſchen auch offenbarend ſey, aber er findet doch, daß die chriſtliche Moral auch vor der beſten philoſophiſchen Vorzüge habe, und dieſe ſetzt er darin, daß ſie durch Zeugniſſe a posteriori, nicht durch weitläuftige und tiefgehende Beweiſe a priori lehre, daß ſie auch die Kraft zur Ueberwindung des Böſen mittheile, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft mit allem ihrem Bemühen und Nachdenken nicht mittheilen könne, und daß ſie neue Pflichten und Beweggründe hinzuthue. Die menſchliche Freiheit vertheidigte er ſtandhaft, und ſuchte ſie mit dem orthodoxen kirchlichen Syſteme in Harmonie zu bringen, indem er gewiſſe Beſtimmungen des letztern milder erklärte. In Anſehung der Lehre von der Reſtitution, der Sittlichkeit der Tänze, Spiele und Schauſpiele nimmt er nicht gerade die ſtrengſte Partie, behauptete jedoch von den letztern, daß bloß eine idealiſche Möglichkeit vorhanden ſey, daß ſie ein unſchädliches und eines Chriſten würdiges Vergnügen ausmachen, erklärt das Vergnügen, welches man gewöhnlich daran finde, aus ſehr unſittlichen Quellen, und glaubt ſelbſt, daß der Teufel ſich in dieſe und andere Spiele einmiſche; wie er denn überhaupt viel von den Einwirkungen der böſen Geiſter zu erzählen weiß. Seine vorzüglichſten philoſophiſchen Schriften ſind: Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten, wiefern ſie den zufälligen entgegengeſetzt werden (Leipzig 1745). Weg zur Gewißheit und Zuverläſſigkeit der menſchlichen Erkenntniß (ebendaſ. 1747). Epistola ad Joh. Ern. L. B. ab Hardenberg de summis rationis principiis, speciatim de principio rationis determ. opposita M. Jo. Dan. Schumanni etc. (Ebendaſ. 1752) überſetzt von Chr. Friedr. Crauſen u. a. m.

Cruz (Juana Inez de la), eine ſpaniſch-amerikaniſche Dichterin, deren Gedichte vielfache und intereſſante Fortſetzungen des alten Styls der ſpaniſchen Poeſie enthielten. Sie blühte in den letzten Decennien des 17ten Jahrhunderts zu Mexico, wo ſie durch ihr Dichtertalent allgemeine Bewunderung erregte. In den Ausgaben ihrer Werke hat man ihr den ruhmvollen Beinamen die zehnte Muſe gegeben. Die dritte Auflage von de la Cruzens poetiſchen Schriften, führt den Titel: Poemas de la unica poetisa Americana, Musa decima, Soror Juana Inez de la Cruz etc, Sacolas a luz D. Juan Camacho Gayna, Cavallero del orden de Santiago etc. Barcellona, 1691, in Quarto. Von ihren Lebensumſtänden iſt nichts weiter bekannt geworden, als was ihre Verſe ausſagen. Sie war Nonne in einem Kloſter zu Mexico. Ueber ihre ſchwache Geſundheit klagt ſie in der verſificirten Vorrede zu ihren Gedichten. Aus dieſen ſelbſt ſieht man, daß ſie mit den Vicekönigen und ſpaniſchen Magnaten zu Mexico in genauer Verbindung ſtand, und daß ihre Talente bei geiſtlichen und weltlichen Feierlichkeiten in Anſpruch genommen wurden. Inez de la Cruz gebührt unter allen ſpaniſchen Damen, die jemals Verſe gemacht haben, unſtreitig die erſte Stelle. Ueberdies ſpricht aus den Werken dieſer Dichterin eine eigene Art von männlichem Geiſte; ſie verrathen mehr Phantaſie und Witz, als ſchwärmeriſches Herzensgefühl; und wenn dieſe geiſtreiche Nonne zu erfinden anfing, ſo gingen ihre Erfindungen ins Große. Ihre poetiſchen Werke ſind von ungleichem Werthe; und in allen vermißt man die kritiſche Ausbildung. Die ganze Sammlung ihrer Verſe, die zuerſt auf Veranſtaltung der Vicekönigin von Mexico gedruckt worden zu ſeyn ſcheinen, füllt über ein Alphabet in einem Quartbande. Ihre Sonette ſind theils geiſtreiche Spiele des romantiſchen Witzes, theils ernſthafte poetiſche Reflexionen. Eine poetiſche Selbſttäuſchung, die ſich ein philoſophiſches Gewicht zu geben wußte, blickt aus mehreren lyriſchen Romanzen dieſer Dichterin hervor. Man ſieht aber, welche Mühe ſie ſich gab, ſich einzubilden, ſie ſey glücklich. Ein größerer Theil ihrer Verſe im Romanzenſtyl ſind Gelegenheitsgedichte. Vorzüglich aber glänzt die Phantaſie der Inez de la Cruz in ihren dramatiſchen Arbeiten. Eigentliche Comödien finden ſich zwar nicht in der Sammlung, aber eine Reihe kühn hingeworfner Vorſpiele, voll allegoriſcher Erfindungen, und zum Beſchluſſe ein großes allegoriſches Auto, das alles Aehnliche, das des zu ſeiner Zeit ſo berühmten Dichters Lope de Vega, übertrift. Es heißt der göttliche Narciß. Mit dieſem Titel iſt der himmliſche Bräutigam gemeint. Eine ſo gewagte Umkleidung der catholiſchen Religionsideen in das Gewand der griechiſchen Mythologie hatte das ſpaniſche Publikum noch nicht geſehen. Ein deutlicher Abriß des Ganzen läßt ſich mit wenigen Worten nicht geben; denn die Compoſition iſt ungeheuer. Dieſes Gedicht hat, einige geſchmackloſe Stellen abgerechnet, viele Scenen, die ſo ſchön und romantiſch, und in ſo wohlklingenden Verſen ausgeführt ſind, daß man hingeriſſen wird, und den Talenten der Erfinderin nicht genug huldigen zu können glaubt. Vorzüglich ſchön iſt die Scene, in welcher die menſchliche Natur, die als Nymphe aufgeführt iſt, den wahren Narciß, ihren Geliebten, den Heiland der Chriſten, ſucht. Wie melodiſche Muſik wechſeln in dieſen Strophen harmoniſch die ſchön gebauten Verſe. Eine Erinnerung an das hohe Lied Salomon's hat dabei ſichtbar auf die Dichterin gewirkt. Nächſt dieſem großen Frohnleichnamsſtücke verdienen noch die geiſtlichen Lieder, im altſpaniſchen Style, und einige Cantaten beſondere Aufmerkſamkeit. Sie ſind reizend, und voll ſchwärmender, himmliſcher Gefühle, und alle, wie bei jedem Liede angemerkt iſt, in den Kirchen zu Mexico geſungen. Auch giebt es einige lateiniſche darunter, welche Inez de la Cruz angehören.

Digitized by Google

Cruzada (Kreuzbulle). Dieſen Namen führten die Bullen, kraft derer der Papſt einem weltlichen Regenten gewiſſe Einkünfte der Kirche und der Geiſtlichkeit zugeſtand, damit ſie den Krieg gegen die Ungläubigen deſto nachdrücklicher fortſetzen könnten (ſ. Kreuzzüge). Ein vorzügliches Beiſpiel von Bullen dieſer Art finden wir bei Mariana im XXX. Buche. Papſt Leo X. gab dem Könige von Portugal Emanuel 1514, weil er große Eroberungen in Afrika gemacht, und ſich eifrig in der Bekehrung der Ungläubigen bewieſen hatte, eine Bulle, durch die er ihm den dritten Theil von allen Kirchenzehnten, die ſonſt zum Beſten der Kirchen verwandt wurden, ſo wie den zehnten Theil von allen Zöllen, die den Kirchen und geiſtlichen Beneficien zugehörten, zuerkannte. Oefters ertheilten auch die Päpſte, wenn catholiſche Regenten gegen Ungläubige zu ſtreiten hatten, ihnen den zehnten Theil von allen geiſtlichen Einkünften in ihrem Reiche. Zu den Zeiten des großen Cardinals Ximenes wurde auch dem Könige von Spanien ein ſolche Bulle gegeben. — Dieſe nannte man entweder von dem rothen Kreuze, womit ſie von Außen bezeichnet waren, oder von ihrer Beſtimmung, die Ehre des Kreuzes zu retten, Kreuzbullen (Bullae cruciatae), ſo wie die Kreuzfahrer ebenfalls von dem ihrem Kleide angehefteten Kreuze, oder auch weil ſie beſtimmt waren, das Grab und das Kreuz des Erlöſers zu Jeruſalem von den Ungläubigen zu befreien, ihren Namen erhielten.

Crypto, geheim, heimlich. In der Regel gebraucht man dieſe Benennung von einem Menſchen, der in ſeiner Denkungsart öffentlich anders ſcheint, als er es im Geheimen wirklich iſt. Daher der Name Crypto-Calviniſten, heimliche Anhänger der Lehre Calvins. — Cryptographie die Geheimſchreibekunſt. Dieſe verweiſet ihre Erfindung lief in's Alterthum hinein. Im Mittelalter breitete ſie ſich in Deutſchland aus. Der heilige Bonifaz, der Apoſtel der Deutſchen, ſoll ſie aus England zu uns herübergebracht haben. Rabanus, Abt zu Fulda und Erzbiſchof zu Mainz, hat zwei Beiſpiele dieſer Geheimſchrift als Räthſel hinterlaſſen; im erſten werden ſtatt der fünf Vocale Punkte gebraucht, die gleich den Punkten der Würfel zuſammengeſtellt werden. Im andern wird allemal der auf einem Vocal folgende Conſonant ſtatt des Vocals geſetzt, welcher hätte gebraucht werden ſollen. Auch iſt die Geheimſchreibekunſt noch jetzt an hohen Höfen unter mannigfaltigen Geſtalten zur geheimen Correſpondenz im Schwange, die man von Zeit zu Zeit, aus Furcht vor einer möglichen Entdeckung des Geheimniſſes, zu verändern weiß. Cryptogamie, eine geheime Ehe, und Cryptogamiſch, ein Kunſtausdruck in der Botanik, die noch unbekannte Fortpflanzungsart gewiſſer Pflanzen. (S. d. Art.)

Cryſtall nennt man gewöhnlich gewiſſe Kieſel, welche als doppelt ſechsſeitige Pyramiden mit längerer oder kürzerer Zwiſchenſäule, deren Flächen meiſt in die Quere fein geſtreift ſind, erſcheinen; ſie heißen auch Bergcryſtall, weil ſie in den Klüften der Gebirge entſtehen. (Silex quarzum cryſtallus). Weniger durchſichtige heißen Quarzcryſtalle. Sie ſind gewöhnlich hart, und geben meiſt ein phosphoriſches Licht, wenn man zwei Stücke im Finſtern an einander reibt. Man findet die Cryſtalle entweder einzeln am Mutterſtein angewachſen, oder gehäuft, in welchem Falle man ſie Cryſtalldruſen nennt, und man vermuthet nicht mit Unrecht, daß ſie aus einem urſprünglich flüſſigen Zuſtande in einen feſten übergegangen ſind, indem man zuweilen fremde Körper darin eingeſchloſſen gefunden hat. So finden ſich in der koſtbaren Mineralienſammlung zu Wien Cryſtallſtücke, worin ſich Waſſer enthaltende Höhlungen befinden, das hin und her läuft, je nachdem man den Cryſtall bewegt; eben ſo fand ſich in der Mineralienſammlung des Leibarztes Brückmann zu Braunſchweig eine prismatiſche, an beiden Enden pyramidaliſch zulaufende Cryſtallzacke aus Norwegen, die in ihrem Innern

gediegenes Silber enthielt. Die farbigen Cryſtalle nennt man wegen ihrer Aehnlichkeit mit dichtem Flußſpathe, von welchem ſie ſich aber beſonders dadurch unterſcheiden, daß ſie am Stahle Feuer geben, auch Cryſtallflüſſe. Da ſie häufig die Stelle echter Edelſteine vertreten, ſo erhalten ſie nach Verſchiedenheit der Farben verſchiedene Benennungen. Der weingelbe Cryſtall (Citrin), der rauchbraune (Rauchtopas), der veilchenblaue (Amethyſt). Die klaren, durchſichtigen Cryſtalle laſſen ſich färben, wenn ſie bis zum Glühen erhitzt, und in der vorher zubereiteten, flüſſigen Farbe wieder abgekühlt werden. Große Stücke Cryſtall werden zu Schalen, Bechern, Doſen, Uhrgehäuſen und mancherlei Zierrathen verarbeitet; kleinere werden zu Siegeln und in alle mögliche künſtliche Formen von Edelſteinen geſchnitten, die hernach mit Schmirgel auf einer bleiernen Platte, oder mit Trippel auf einer zinnernen polirt werden. Bei der Faſſung erhalten ſie eine weiße Silberfolie. In weiterm Sinne heißt auch ein durchſichtiger Kalkſpath, der Doppelſpath, isländiſcher Cryſtall, weil er Gegenſtände, die ſich darauf ſpiegeln, doppelt zeigt. Von der Aehnlichkeit mit Cryſtall, oder auch weil man Quarze und ſchlechte Bergcryſtalle dazu nimmt, wird das feinſte und reinſte Glas Cryſtall oder Cryſtall-Glas genannt. Ueber Cryſtallinſe (Lens crystallina) ſ. Auge. Man ſehe ferner d. Art. Anſchießen.

Cuba, zu den Antillen gehörig, die größte unter allen Inſeln Weſtindiens, wurde von Columbus auf ſeiner erſten Reiſe 1492 entdeckt, und für ein Feſtland angeſehen. Sie hat eine Länge von 130 bis 150 Meilen, und liegt zwiſchen dem 20ſten und 13ten Grade nördlicher Breite. In dieſer Richtung iſt die Inſel indeß ſchmal, nur an einem einzigen Orte enthält ſie etwas über 40 Meilen. Bei den übrigen hingegen ſchmälert ſie ſich bald mehr, bald minder im Weſten zu wenigen Meilen. Ihre Geſtalt iſt ſonderbar. Aus einem ziemlich breiten Fuße ſteigt gleichſam ein bogenförmiger Aſt von Südoſten nach Nordweſten hervor, und endigt ſich in Weſten beim Cap St. Antonio in eine kaum anderthalb Seemeilen ſchmale Spitze. Faſt die ganze Inſel iſt mit einer Menge kaum aufzuzählender kleinen Inſeln und Riefe eingefaßt. Nur der ſüdlichſte Theil, die Baſis von Cuba, iſt davon frei. Sie liegen theils gruppenweiſe, theils einzeln um ſie her. Nur eine derſelben iſt von einiger Bedeutung, nämlich die Fichten-Inſel (Isla de Pinos) am ſüdweſtlichen Ende. — Gebirge durchziehen das Land von Oſten nach Weſten, und geben mehrern kleinen Flüſſen, wovon einige Goldſand mit ſich führen, ihre Quellen. Merkwürdig ſind hier die ſüßen Quellen mitten im Meere, die 2 bis 3 Meilen vom Geſtade mit gewaltigem Gebrauſe hervorbrechen, und in welchen die Manati, Seekühe, häufig zum Vorſchein kommen. Die Schiffe verſorgen ſich aus dieſen mit ſüßem Waſſer. — Die ganze Gebirgskette iſt nicht arm an Mineralien. In den ältern Zeiten ſoll man 2000 Cntr. Kupfer daraus erzielt haben, und alle Kanonen des Hauptforts der Havannah El Morro wurden davon gegoſſen. Auch rühmte man damals das Gold von Cuba, und zog es ſelbſt dem von St. Domingo vor. In unſern Zeiten iſt indeß von allen dieſen Minen nicht mehr die Rede, wahrſcheinlich hatte der einträglichere Anbau der Stapelwaaren Weſtindiens dieſe Gruben verſchüttet. Das Innere von Cuba hat große Strecken Waldungen, iſt wenig bekannt, und wird auch ſelten beſucht. Man findet daher gar keine Gaſthöfe, und hängt lediglich von der Gaſtfreundſchaft der wirklich gutmüthigen Bewohner ab. Uebrigens iſt der Boden herrlich, und erzeugt Alles zuſammen, was einzeln die übrigen Antillen hervorbringen. Cedern, Eichen, Tannen, Mahagony, Palmen, Cokos und Cacao, Limonien u. ſ. w. Hornvieh läuft in wilden Heerden herum. Bienen wurden erſt vor 48 Jahren hiehergebracht; ſie haben ſich ſeitdem unglaublich vermehrt, und geben reiche Ausbeute an Honig und Wachs. — Die Summe der Einwohner betrug nach einer Zählung vom J.

1814 486.000. — Ohne uns hier in die politiſche Geographie weiter einzulaſſen, verdient dennoch Havannah, der Hauptort der Inſel, als einer der erſten Stapelplätze von Amerika, ja der ganzen Erde, einer Erwähnung. Alle Waaren der alten und neuen Welt, ſo wohl die, welche von Europa nach dem ſpaniſchen Amerika, als von dort aus nach Europa verſchifft werden, müſſen hier verpackt, niedergelegt und regiſtrirt werden. Welch ein ungeheurer Verkehr, und wie muß nicht hierdurch der Wohlſtand der Stadt und ihre Bevölkerung zunehmen! Der Hafen iſt einer der ſicherſten und größten; er kann über 1000 Fahrzeuge aller Art aufnehmen, nur ſind die Kriegsſchiffe wegen der Untiefen genöthigt, durch einen engern Canal ein- und auszulaufen. Zur Vertheidigung dieſes äußerſt wichtigen Handelsplatzes des ſpaniſchen Amerika dienen beſonders 2 Forts, das Caſtel El Morro, und das nur erſt nach der Einnahme der Havannah durch die Engländer (1763) erbaute Fort Don Carlos de la Cavana. Dieſen folgt noch eine bedeutende Anzahl kleinerer feſten Schlöſſer, womit die Hügel, welche die Stadt umgeben, beſetzt ſind. Dieſes giebt der Havannah für den ankommenden Reiſenden einen bezaubernden Anblick. Die Stadt liegt an der Weſtſeite des Hafens, und berührt hinterwärts die beiden Armen des Fluſſes Lagida. Die Häuſer ſelbſt ſind größtentheils nur niedrig; die Straßen ſchön gepflaſtert. Sie hält, außer einer Menge Klöſter und prächtiger Kirchen, den Pallaſt des General-Capitäns, ein großes Hoſpital, das See-Arſenal und viele große zum Schiffbau gehörende Magazine. Vorzüglich iſt die Fabrik des hieſigen ſo berühmten Tabacks zu bemerken; ihre Erbauung und ganze Einrichtung koſtete dem Könige von Spanien 20.000 Piaſter. Ein Hauptmangel dieſer reichen Stadt iſt das Trinkwaſſer, welchem man durch Regenwaſſer, in Ciſternen geſammelt, abzuhelfen ſucht. Die Zahl der Einwohner ſoll jetzt an die 70.000 betragen. So wie überhaupt die bedeutenden Städte Weſtindiens, ſetzt Havannah durch die ſonderbare Miſchung von Negern, Mulatten und Weißen auf den Straßen den Fremden in Verwunderung. Die Weißen zeigen ſich indeſſen ſelten zu Fuße. Havannah iſt der Sitz eines Biſchofs und einer Univerſität. Im J. 1821 wurden 236.670 Kiſten Zucker, 793.000 Aroben Caffee, 15.000 Aroben Wachs, 26.000 Fäſſer mit Honig u. ſ. w. ausgeführt. Im Jahr 1796 wurden die Ueberreſte des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havannah gebracht. Er hatte nämlich verordnet, daß ſein Leichnam in der Cathedrale von St. Domingo beigeſetzt werden ſollte. Dies war geſchehen, aber nachdem die Franzoſen Domingo eingenommen, ließen ſeine Nachkommen den Sarg mit großem Pomp nach Havannah bringen, und in der dortigen Cathedrale beiſetzen. — Täglich nimmt der blühende Wohlſtand dieſer Stadt zu, und Handel und Wandel, Künſte und Wiſſenſchaften ſteigen immer herrlicher empor.

Cubus, Würfel, ein regulärer geometriſcher Körper, von ſechs gleichen Quadraten eingeſchloſſen. Als der einzig vollkommen reguläre liegt er bei Ausmeſſung aller übrigen Körper zum Grunde; daher die Benennung, Cubikruthe, Cubikfuß u. ſ. w. Sein körperlicher Inhalt wird gefunden, wenn man eine von ſeinen Quadratflächen mit der Seite (Höhe) multiplicirt, zum Beiſpiel die Seite eines Cubus ſey 10 Fuß, ſo iſt der körperliche Inhalt $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch jedes Produkt, das durch zweimalige Multiplikation irgend einer Zahl mit ſich ſelbſt entſteht, die Cubikzahl dieſer Zahl, und dieſe Zahl ſelbſt wieder die Cubikwurzel aus jenem Produkte genannt.

Cüſter, Küſter (Ludolph), wurde zu Blomberg, einem kleinen Städtchen in dem Fürſtenthum Lippe-Bückeburg, 1670, wo ſein Vater Bürgermeiſter war, geboren. Nach Beendigung ſeiner Studien zu Berlin und Frankfurt an der Oder ward er auf Empfehlung des Grafen von Spannheim zum Hofmeiſter für die Söhne des preußiſchen Premier-Miniſters, Grafen

von Schwerin, erwählt. Nach Erziehung der jungen Grafen begab ſich Cüſter auf Reiſen, verweilte einige Zeit zu Utrecht, wo er die Bekanntſchaft einiger gelehrten Männer machte. Von hier ſchiffte er ſich nach England ein, von da nach Frankreich. Zu Paris verglich er den Suidas mit 3 Handſchriften der königlichen Bibliothek. Im Jahr 1700 kehrte er nach England zurück, und vollendete hier ſeine Ausgabe des Suidas, welches ſein beſtes Werk iſt. Er gab es mit einer Zueignungsſchrift an den König von Preußen heraus. Die Univerſität von Cambridge ertheilte ihm deßwegen die Doktorwürde. Cüſter ging hierauf nach Berlin, wo ihn der König zu ſeinem Bibliothekar erhob. Es gefiel ihm hier nicht, weil er ſich zu wenig geehrt fühlte; daher begab er ſich wieder nach Holland, reiſete nach Amſterdam, Rotterdam, und von hier nach Antwerpen, wo er Freundſchaft mit den Jeſuiten ſchloß, denen er ſeine Neigung zur catholiſchen Religion zu erkennen gab. Von hier reiſete er nach Paris, und legte daſelbſt 1713 öffentlich das catholiſche Glaubensbekenntniß ab. Seine tiefe Gelehrſamkeit, beſonders ſeine Kenntniſſe in der griechiſchen Sprache erwarben ihm große Achtung bei den Gelehrten, und Ludwig der Vierzehnte bewilligte ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt. Außer der Philologie, in der er gleichſam lebte und webte, bekümmerte er ſich wenig um die übrigen Wiſſenſchaften, die er faſt verachtete. Denn als ihm einſt Bayle's philoſophiſcher Commentar in die Hände fiel, warf er ihn mit den Worten auf den Tiſch: Dies iſt was Philoſophiſches; non sic itur ad astra (das iſt nicht der Weg zum unſterblichen Ruhme). Die Akademie der Inſchriften und der ſchönen Wiſſenſchaften nahm ihn zu einem außerordentlichen Mitgliede auf, welche Ehre vor ihm noch Keinem widerfahren war. Er genoß aber dieſelbe nicht lange, denn er ſtarb 1716. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: Historia critica Homeri; Jamblichus de vita Pythagorae; Suidas, in 3 Folianten; Aristophanes edit graeco-latina, in Fol.; Novum Testamentum Millii, in Folio; De vero usu verborum mediorum apud Graecos etc. Unſtreitig gehört Cüſter zu den berühmteſten Grammatikern ſeiner Zeit. Sein Leben war unbeſcholten; doch litt auch er an der gewöhnlichen Krankheit der Philologen, welche ihre Wiſſenſchaft ſo hoch heben, daß alles Uebrige des menſchlichen Wiſſens vor ihr dahinſchwindet.

Cüſtine (Adam Philipp von), geboren zu Metz am 4. Februar 1740, war der Sohn des franzöſiſchen Generals Cüſtine, der, in der Schlacht bei Roßbach verwundet, gefangen nach Leipzig gebracht, und daſelbſt von Friedrich II. mit einem Beſuche beehrt wurde. Schnell ſtieg der junge Cüſtine von den untern Stufen des Kriegsdienſtes zur Obriſtenſtelle eines Dragonerregiments, das ſeinen Namen führte. Von beſchränktem Geiſte, aber voll Anmaßung, prahleriſch, hart, brauſend, ſetzte er ſeinen Ruhm nur darin, ein guter Exercirmeiſter zu ſeyn. Als der amerikaniſche Krieg ausbrach, verließ er ſein Regiment, um das nach Amerika beſtimmte Infanterieregiment v. Saintonge zu commandiren. Hier hätte ſich ſein Feldherrntalent entwickeln können, wenn ein ſolches in ihm gelegen hätte; aber es gebrach ihm an jener erſten Bedingung zu einem guten Soldaten, und noch mehr zu einem ausgezeichneten Generale: er war nicht kaltblütig und gleichgültig genug beim Anblick der Gefahr, um im Lärm des Treffens ſich mit etwas Anderm, als ſeinem Ich zu beſchäftigen; und allgemein ging die Sage, daß er ſich mit Branntwein zum Muthe begeiſtere. Schon in Frankreich hatte er ſich den Haß ſeiner Untergebenen zugezogen, der durch ſeine Grauſamkeiten in Amerika täglich noch zunahm. Nach der Einnahme von Yorktowe und nach Beendigung der Feindſeligkeiten ging Cüſtine nach Frankreich zurück, wo er zum General-Major ernannt wurde. Dieſe Stelle ſetzte ihn gleichſam in Ruheſtand, und ohne den ungeheuern Umſchwung der Dinge vom Jahre 1789 wäre ſeine kriegeriſche Laufbahn beendet geweſen.

Er war in dieſem Jahre unter den Generalſtänden als Deputirter des Adels. Beleidigt vom Hofe, that er Alles, um bei der Revolution ſich voranzuſtellen, und da er in ſchlimmes Geſchrei gegen die alte Regierung ausbrach, gewann er den Ruf eines feurigen Patrioten, und erhielt bald darauf eine der erſten Stellen bei der Rheinarmee. Von Landau zog er an der Spitze von 18.000 Mann aus, um die, mit 32.000 Mann gedeckten öſterr. Magazinen in Speier wegzunehmen. Dies gelang ihm am 29. Sept. 1792, und über Worms zog Cüſtine vor Mainz. Am 19. Okt. zeigte er ſich vor dieſer feſten Stadt, die ihm das Glück auch bald in die Hände ſpielte. Ganz Deutſchland bewunderte zu dieſer Zeit den unüberwindlichen Helden in ihm; ja der Wahlſpruch, den er im Munde führte: „Krieg den Palläſten, Friede den Hütten!“ — bewirkte, daß den fränkiſchen Armeen überall Freunde zuſtrömten. Doch, dem in Deutſchland hier und da überhandnehmenden Freiheitsſchwindel entgegen zu wirken, war Niemand geſchickter, als gerade Er. Denn das unbeſonnene Betragen, das Cüſtine gleich nach der Beſetzung von Frankfurt beobachtete, ſeine in dieſer Stadt angeſetzte Brandſchatzung, ſeine Plünderung zu Weilburg, und endlich ſeine, jeden gebildeten Menſchenverſtand und jedes Ehrgefühl beleidigenden, Manifeſte gegen die Fürſten Deutſchlands erregten nicht nur den höchſten Unwillen jedes Antirevolutionärs, ſondern öffnete auch den Schwachen, die ſich mit der Ankunft der franzöſiſchen Freiheitsprediger goldene Berge verſprochen hatten, die Augen, und zeigte ganz klar die wahre Abſicht der Machthaber ſeines Vaterlandes, und ſo tadelhaft Cüſtines politiſches Benehmen war, ſo verwerflich war er auch als General. Indeß zur Belohnung ſeiner gewagten und gefährlichen Eroberungen zum Hauptgeneral der Rheinarmee ernannt, entzückte er die Hauptſtadt durch die Ankündigung ſeiner angeſetzten Brandſchatzungen, ſo wie die Nation durch ſein glänzendes Waffenglück. Allein ſchon von jetzt an hatte Cüſtine's Glück ſeinen Gipfel erreicht. Denn am 2. December eroberten die vereinten Preußen und Heſſen Frankfurt wieder, und für Cüſtine ſelbſt begannen die Tage der Unfälle. Seit den erſten Tagen des Decembers war Mainz auf dem rechten Rheinufer blokirt. Vom 25ſten bis 27. März gingen die Preußen bei Bacharach über den Rhein. Cüſtine zog ſich, nachdem er eine ſtarke Beſatzung nach Mainz geworfen, in wilder Eile bis nach Landau zurück; denn General Graf von Wurmſer hatte mit öſterreichiſchen Truppen bei Ketſch über den Rhein geſetzt, und bedrohte ihn im Rücken; Mainz war nun auf beiden Rheinufern eingeſchloſſen, jedoch mit 22.650 Mann beſetzt, und mit jeder Art Vorräthen hinlänglich verſehen. Cüſtine ſammelte im Lager von Weiſſenburg neue Streitkräfte. Die Republik ſtand um dieſe Zeit am Rande des Untergangs; Belgien war verloren; Dümouriez zum Feinde übergegangen; Dampierre, ſein Nachfolger, im Treffen geblieben, und Cüſtine wurde an ſeine Stelle zur Nord- und Ardennen-Armee berufen. Vergebens, von dem Vorgefühl dieſer Laſt, die ihn überwältigen würde, gedrückt, ſuchte er ſeinen Abſchied, oder um die Erlaubniß an, bei der Rheinarmee bleiben zu können, wo er Gegend und Menſchen kenne. Sein unglücklicher Genius aber ſchleuderte ihn nach Norden, und hier war ſeine Laufbahn bald vollendet. Einige Worte, die er über Robespierre und deſſen Conſorten in unbedachtſam-prahleriſcher Wuth ausſprach, zogen ihm deren Haß zu, und ſein Tod wurde beſchloſſen. Gerade an demſelben Tage, da Mainz kapitulirte, ward er in Verhaft genommen, und nach einem ziemlich langen Verhöre, in welchem er ſich vor dem Revolutionsgerichte mit großer Geiſtesgegenwart vertheidigte, hart beſchuldigt; aber keiner Thatſache, die unredliche Abſichten gegen ſein Vaterland zum Grunde gehabt hätte, überwieſen, wurde er dennoch am 27. September 1793 guillotinirt. Cüſtine beſaß viel Witz und

außerordentliche Verſchlagenheit. Er ſchätzte die Wiſſenſchaften, wie er in der Erziehung ſeines Sohnes bewies, den er zu Colmar in der Militärſchule erziehen ließ, und dabei ſich ausdrücklich ausbedung, ihn recht in der deutſchen Sprache zu unterrichten, damit er die Schriftſteller dieſer Nation nicht aus ſeichten Ueberſetzungen brauche kennen zu lernen.

Cüſtrin, Hauptſtadt und Feſtung in der Neumark und der Provinz Brandenburg, auf einer Ebene am rechten Ufer der Oder und der Mündung der Wartha, die ſich hier ſüdlich und öſtlich von der Stadt zu einem See erweitert. Nordöſtlich, wo ſie allein von der Landſeite zugänglich iſt, ſind ſumpfige Niederungen, durch welche 2 Straßen auf Dämmen gehen. Darum, wiewohl die Werke fehlerhaft nach alter italieniſcher Art (Flanken der Bollwerke winkelrecht auf den Curtinen) angelegt, die Bollwerke zu klein, und die Wälle zu hoch ſind, erſetzt die Natur das Mangelhafte und Fehlerhafte der Kunſt durch die Umgebungen. Außenwerke hat die Feſtung nicht. 1758 wurde die Stadt von den Ruſſen durch Beſchießen ganz zerſtört, die Feſtung litt wenig und wurde nicht genommen. Im Jahr 1806 wurde dieſe Feſtung bald nach der Schlacht von Jena auf eine ſchimpfliche Weiſe den kaum davor erſchienenen Franzoſen übergeben, welche ſie erſt im Jahr 1814 den Preußen auf Capitulation wieder abtraten.

Cueva (Juan de la), einer der Reformatoren der dramatiſchen Poeſie in Spanien, der nach den pathetiſchen Lobpreiſungen des Parnaso Espanol zugleich für einen Dichter vom erſten Range gehalten wird. Er ſah ein, daß aus dem ſpaniſchen Schauſpiele unmöglich etwas werden könne, wenn die literäriſch gebildeten Männer von dramatiſchen Dichtungstalenten ſich mit der Volkspartei in Oppoſition ſtellten. Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man übrigens nur ſo viel, daß Sevilla ſeine Vaterſtadt, und die Wiege ſeiner Talente war. Seine verſchiedenen Schriften in allen Gattungen der Poeſie ſind nicht ſowohl in Vergeſſenheit gerathen, als wenig bekannt geworden, ſo ſehr ſie auch von den Literatoren geprieſen werden. Zur Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie, beſonders der dramatiſchen, iſt ſeine ausführliche Poetik in Terzinen, die erſt vor Kurzem aus der Handſchrift an das Licht gezogen worden, kein unbedeutender Beitrag, ob ſie gleich durch und durch nur in gut verſificirter Proſa und in einer rein geſchriebenen Sprache geſchrieben iſt, in keiner Hinſicht aber ein poetiſches Werk heißen kann. Aus dieſer Poetik, wenn man ſie ſo nennen will, lernt man unter andern, wie groß die Partei war, die damals dem ſpaniſchen Schauſpiele die Form des Antiken geben wollte. Es werden darin außer Malara, mit dem Beinamen des bätiſchen Menander, Gutierre de Coteia, noch ſechs Sevillaner, als berühmte Verfaſſer ſpaniſcher Luſtſpiele in der Manier der Alten, mit Achtung von de la Cueva ausgezeichnet. Mit Cueva verloren die alten Geſetze des Luſtſpiels ihre Kraft. Es ſey der Vernunft gemäß, ſagt er, die dramatiſchen Dichtungen der Zeit und den Umſtänden anzupaſſen. Das ſpaniſche Publikum habe ſeine Neigung zu den Stücken im neueren Styl ſo beſtimmt, wie ſeine Abneigung gegen alle Nachahmungen der dramatiſchen Werke der Alten, und laut genug, erklärt. Er ſelbſt habe daher in ſeinen Schauſpielen wiſſentlich und mit Fleiß den neuen Weg eingeſchlagen. An Genie und Kunſt könne man mit den alten Griechen und Römern nur wetteifern, ohne ſie zu übertreffen; aber Erfindung, Anmuth und ſinnreiche Diſpoſition, und eine, jedem Ausländer unnachahmliche Verwickelung und Löſung der Knoten, das müſſe der Stolz des ſpaniſchen Luſtſpiels werden. Nach dieſen Grundſätzen, fährt Juan de la Cueva von ſich ſelbſt zu berichten fort, habe er auch kein Bedenken getragen, die alte Scheidewand der Tragödie und Comödie einreißen zu helfen, und zwiſchen Perſonen in grobem Kittel Könige auftreten zu laſſen, wie es die ſinnreiche Mannigfaltigkeit verlange. Er trat alſo in die

Fußſtapfen des Torres Naharro. Und doch ſcheint er von den Schauſpielen dieſes Nahorro nichts Beſtimmtes gewußt zu haben; denn er erwähnt ihrer mit keiner Silbe, während er von ſich ſelbſt meldet, daß er die alte Eintheilung der Theaterſtücke in fünf Akte aufgegeben, und dafür die neuen und zu ſeiner Zeit üblichen Abtheilungen (Jornadas) gewählt habe. Davon muß denn wieder nachher Cervantes nichts erfahren haben, als er ſich einbildete, Erfinder der drei Abtheilungen der ſpaniſchen Schauſpiele zu ſeyn. Der Beifall, den la Cueva mit ſeinen dramatiſchen Arbeiten im neuen Styl einerntete, ſcheint alſo nicht ſehr laut geworden, und bald verſchwunden zu ſeyn. Daraus erklärt ſich auch, warum der Herausgeber der Luſtſpiele des Cervantes in ſeinen Beiträgen zur älteſten Geſchichte des ſpaniſchen Schauſpiels nicht einmal den Namen la Cueva nennt. — De la Cueva's Werke findet man im Parnaso espagnol im 8ten Bande geſammelt. Sein erſtes poetiſches Produkt, womit er ſeine Laufbahn als Dichter eröffnete, ſind die Poesias liricas, Sevilla 1582. 8. Gleichen Inhalts mit dem Coro febeo de romances historiales, Sevilla 1588. 8. Sein, in Fernandez Sammlung (Thl. 14. u. 15.) abgedrucktes, aus zwanzig Geſängen beſtehendes, Heldengedicht: La conquista de la Betica, Sev. 1603. 8., kränkelt an einem harmoniſch geordneten Plan, obwohl es ſich durch die Diktion einer gefälligen Sprache und einer gelungenen Ausführung auszeichnet. Die Comedias, y tragedias, Sev. 1588. 8., vier Trauerſpiele, wurden zu ihrer Zeit mit großem Beifalle aufgenommen, obſchon die Handlung darin durch das fremdartige Einmiſchen allegoriſcher Perſonen auf eine unangenehme Art unterbrochen ward. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts beſchloß Cueva ſeine Laufbahn.

Cajus (Jacques), bekannter unter dem Namen Cujacius, den er ſpäter in Cujas verkürzte, einer der berühmteſten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, der Sohn eines Gerbers zu Toulouſe, war 1520 geboren. Ohne irgend einen Lehrer ſtudirte er die lateiniſche und griechiſche Sprache mit dem glücklichſten Erfolge; die Rechtswiſſenſchaften aber hörte er zu Toulouſe unter Arnold Ferrier, welcher die glücklichſten Erwartungen von ſeinem Schüler hegte. Mit hinreichenden Kenntniſſen eines akademiſchen Docenten ausgerüſtet, bewarb er ſich um die erledigte Profeſſur der Rechte (1545) zu Toulouſe; er mußte ſich aber hier einen nur mittelmäßigen Gelehrten, den Stephan Forcadel, vorgezogen ſehen. Dieſe Zurückſetzung bewog ihn, nach Cahors zu gehen (1454), und den Lehrſtuhl der Rechtsgelehrtheit zu beſteigen. Kaum hatte er hier ein Jahr Vorleſungen gehalten, als er durch Vermittelung des Kanzlers Michael von Hoſpital von Margarethe von Valois nach Bourges, der erſten Rechtsſchule damaliger Zeit, gezogen wurde. Die Eiferſucht ſeiner Collegen Franz Duaren und Hugo Dornell, welche in Verfolgung ausartete, beſtimmte ihn, jene Hochſchule zu verlaſſen, und ſich im Gefolge von einer zahlreichen Menge Schüler auf der Univerſität Valence niederzulaſſen, um durch ſeinen Namen die dortige Schule zu einer der berühmteſten und beſuchteſten zu machen. In den Zeiten des unglücklichen Parteigeiſtes, welcher Frankreich in ſeinem Innern erſchütterte, kehrte Cujas (1575) nach Bourges zurück, begab ſich Beſorgniſſe halber nach Paris, hielt daſelbſt Vorleſungen, und wandte ſich darauf wieder (1577) nach Bourges, das er nicht wieder verließ. Einen Ruf, welcher vom Papſt Gregor dem Dreizehnten an ihn erging, den Lehrſtuhl der Jurisprudenz zu Bologna anzunehmen, ſchlug er aus. Seine Celebrität erlangte Cujas durch das Zurückgehen auf die Quellen des römiſchen Rechts und der claſſiſchen Art ihrer Benutzung. Die römiſchen Geſetzbücher berichtigte er durch Zuziehung von Handſchriften an unzähligen Stellen auf eine geiſtreiche Art, und indem er das Verworrene an manchen Stellen auflöſte, und das Dunkle aufklärte, wurde er der Stif-

tier der ſogenannten humaniſtiſchen Jurisprudenz. Außerdem vermehrte dieſer große Rechtslehrer ſeinen Ruhm durch die Theilnahme, die er an den perſönlichen Schickſalen ſeiner Schüler nahm, und durch ſeine Klugheit, die er in den theologiſchen Streitigkeiten und religiöſen Kämpfen (Nihil hoc ad edictum praetoris, war ſein Motto) bewies, ſo wie durch ſeine treue Anhänglichkeit an die Sache Heinrichs des Vierten. Der Parteikampf, der ſein geliebtes Vaterland den Stürmen der Zwietracht Preis zugeben fortfuhr, ſoll eine ſolche Theilnahme bei ihm erregt haben, daß er aus Schmerz hierüber am 4ten Oktober 1590 ſtarb. Ein prächtiges Leichenbegängniß feierte den Begräbnißtag dieſes berühmten Mannes. Cujas Geſtalt war kurz, unterſetzt und kräftig, ſein Sprachorgan von feiner aber durchgreifender Stimme. Seine zahlreichen Werke hat er alle mit dem Bauche auf der Erde liegend geſchrieben. In ſeinem Teſtamente hatte er befohlen, daß ſeine Bibliothek vereinzelt verkauft werden ſollte, damit nicht etwa ein Mißbrauch von ſeinen beigefügten Randnoten möchte gemacht werden, was denn auch geſchah; bei ſeinem Leben beſorgte er eine Herausgabe ſeiner Werke (1577 bei Nivelli), welche zwar gut und genau, aber eben ſo unvollſtändig als die von Colombet (Paris 1617 und 1634) beſorgten Ausgaben ſeiner Schriften iſt. Die vollſtändigſte von allen beſitzen wir von Fabrot (Paris 1658 Fol. 10 Bde.), die durch Merillii variantes, Roberti obss. und ein weitläufiges Regiſter vermehrt, zu Neapel, Venet. et Mutinae 1758 — 1783 in 11 Foliobänden nachgedruckt wurde. Aeußerſt brauchbar für die Benutzung dieſer bändereichen Werke iſt das Promptuarium operum Jac. Cujacii, autore Dom. Albunensi. Neapel 1763. 2 Foliant. J. C. Cahl hat des Cujas Animadversiones et Obss., eine treffliche Sammlung reichhaltiger Bemerkungen, Halle 1737. 4. neu aufgelegt.

Cullen (William), einer der berühmteſten Aerzte des 18ten Jahrhunderts, ward 1712 in der Grafſchaft Mark geboren, legte ſich in Glasgow auf das Studium der Chirurgie, und wurde nach Vollendung ſeines akademiſchen Curſus Wundarzt auf einem Handelsſchiffe der oſtindiſchen Compagnie. Nach ſeiner Rückkehr übte er die Chirurgie unter der Leitung ſeines Freundes und Gönners, des Dr. W. Hunters, aus. 1740 empfing er die Würde eines Doktors, und 1746 wurde er Profeſſor der Chemie zu Glasgow. 1761 bekleidete er die ordentliche Profeſſur der Medicin auf dieſer Univerſität, folgte dann 1765 einem Rufe nach Edinburgh, erhielt anfangs daſelbſt den Lehrſtuhl der Chemie, dann den der Medicin, und ſtarb daſelbſt 1790, nachdem er dieſe Univerſität in jenen hohen Ruf gebracht, der ihr ſeitdem in der Arzneikunde zu Theil ward. Als tiefer Denker und Beobachter der Natur ſind Cullens Verdienſte nicht ſowohl um die Pathologie, als um die Materia medica, welche letztere Wiſſenſchaft er durch ſein claſſiſches Werk: Treatise of the mat. med. Edinburgh 1782 (2 vol. 4. 2 Mal verdeutſcht) von vielen Irrthümern reinigte, anerkannt. Die Theorie des Solidi vivi wurde von ſeinem ſcharfſinnigen Geiſt zuerſt in ihrem ganzen Umfange aufgeſtellt. Seine First lines of the practic of physic erlebten mehrfache Auflagen und Ueberſetzungen und ſeine Synopsis nosologiae methodicae, (1772, 2 vol.) wurde durch die Bemühungen Fiſchers und Franks für Deutſchland und Italien durch neue Ausgaben brauchbar gemacht. Auch ſchrieb er mehrere Broſchüren, unter denen die über die Mittel, die Ertrunkenen wieder in's Leben zurückzurufen, erwähnt zu werden verdient. Unter ſeinen Schülern zählt man viele berühmte Aerzte in England.

Culloden (Schlacht bei). Der Prinz Eduard, ein Enkel Jakobs II., nahm ſich vor, den König Georg vom Thron zu ſtürzen. Er ſchiffte ſich im Jahre 1745 mit ſieben Offizieren, zwölf hundert Flinten, einer mäßigen Summe Geldes auf einer Handlungsfregatte ein. Einige Häup-

ter von Stämmen (claus) der Gebirgsbewohner in Schottland nahmen ihn auf, und erklärten ſich für ihn. Bald ſtanden 1500 Mann unter ſeinen Befehlen, die er mit Waffen verſorgte. Sein Muth, ſein Beiſpiel, die Mühſeligkeiten, die er an ihrer Spitze übernahm, feuerte ſie zur Begeiſterung an. Der König von England war außerhalb des Königreiches; und faſt alle Truppen dienten auf dem feſten Lande. Eduard bemächtigte ſich der Stadt Perth, ging ſchnell nach Edinburgh, und ward daſelbſt ſtatt ſeines Vaters, Jakobs III., als Regent ausgerufen. Man hatte einen Preis von 30.000 Pf. St. für ſeine Auslieferung ausgeboten. Er hingegen unterſagte in ſeinen Manifeſten alles gewaltſame Verfahren gegen die Perſon Georgs II. Dieſer Contraſt konnte ihm Herzen gewinnen. Ein engliſcher General zog ihm mit mehr denn 4.000 Mann entgegen. Der Prinz flog herbei, um ein Treffen zu liefern. Seine undiſciplinirten, und ſelbſt der Zahl nach wenigeren Bergſchotten, die ſich nach abgeſchoſſenem Gewehre mit dem Säbel in der Fauſt auf die Feinde ſtürzten, erfochten einen vollſtändigen Sieg. Der König war eilends nach England zurückgekehrt; er rief die Truppen vom feſten Lande nach Hauſe, und befürchtete eine Staatsrevolution. Aber die Hülfe, die Eduard von Frankreich erhielt, war nicht zulänglich. Es fehlte ihm am Gelde. Er verlor Edinburgh, weil er aus Mangel der Kanonen das Schloß dieſer Stadt nicht hatte bezwingen können. Nach einem zweimaligen Siege im Jänner 1746 ward er demnach genöthigt, ſich nach Invernes zurückzuziehen. Der Herzog von Cumberland verfolgte ihn. Den 27. April kam es zu einem Treffen bei Culloden. Eduard ward überwunden, und ſeine Armee zerſtreut. Gezwungen in Moräſten, in Höhlen und wüſten Inſeln ſich zu verbergen, erreichte er endlich unter tauſend Gefahren eine Küſte, wo zwei kleine Fregatten ſeiner warteten. Er ging Ausgangs September zu Schiffe, und entwiſchte ſeinen Feinden.

Culm (Schlacht bei). (ein Dorf in Böhmen auf der Straße von Dresden nach Töplitz, eine Meile nordweſtlich von Auſſig, welches durch die Schlacht am 29. und 30. Auguſt 1813 merkwürdig geworden iſt.) — Als die Hauptarme der Verbündeten den 25. Auguſt auf dem linken Elbeufer bis Dresden vorgerückt war, zog Napoleon aus Schleſien in Eilmärſchen heran, um den Mittelpunkt ſeiner Stellung an der Elbe zu behaupten. Schon in Stolpen entwarf er den Schlachtplan zu den Tagen des 26. und 27. Auguſts (ſ. Dresden). Von dort aus erließ er am 25. Auguſt an den General Vandamme den Befehl, mit dem erſten Armeekorps bei Königſtein über die Elbe zu gehen, und den rechten Flügel der Verbündeten von der Straße nach Peterswalde abzuſchneiden, dann in Böhmen einzudringen, und den zurückweichenden Feind im Rücken anzugreifen. Der Marſch des Heeres der Verbündeten ging zum Theil über faſt unwegſame Gebirgsſtraſſen über Dippoldiswalde und Altenberg, von den Franzoſen verfolgt, nach Böhmen zurück. Vandamme, der ſchon am 26. Auguſt oberhalb Königſtein über die Elbe gegangen, war auf der großen Straße von Peterswalde fortgezogen, hatte den ruſſiſchen General Oſtermann, der mit ſchwacher Mannſchaft zur Beobachtung von Königſtein zurückgeblieben war, nach einem harten Kampfe bei Greiſſing (28. Auguſt) zurückgedrängt, und war ihm über das Gebirge, das Böhmen von Sachſen trennt, in das Thal von Culm nachgefolgt, wo ſich ihm derſelbe, durch eine Abtheilung ruſſiſcher Garden auf 8000 Mann verſtärkt, von Neuem entgegen warf. Bei Zehiſt begann am 29. Auguſt der Kampf, und zog ſich mit gränzenloſer Wuth den ganzen Tag über bis gegen Töplitz hin. Ohne zu wanken, hielt die ruſſiſche Heldenſchaar die wiederholten Anfälle der unverhältnißmäßigen Uebermacht aus. Durch öſterreichiſche Reiterei, die Friedrich Wilhelm, der ſelbſt von Töplitz herbeigeeilt, zu Hülfe gerufen, und durch Unterſtützung

von Schwarzenberg geſendet, verſtärkt, trieb Oſtermann am Abend die Franzoſen nach Karwitz zurück, wo Vandamme, auf die nahe Ankunft Marmonts und St. Cyrs hoffend, eine Stellung nahm, ohne ſelbſt den Bergrücken, über den er hergezogen, zu beſetzen. Beſorgt über das Schickſal des Generals Kleiſt, der mit den Preußen auf demſelben Wege, den Vandamme gekommen, zurückgezogen war, beſchloſſen die Verbündeten am folgenden Tage einen allgemeinen Angriff gegen die Stellung der Franzoſen bei dem Paſſe von Nollendorf, und durch zwei Abtheilungen unter Colloredo und Bianchi, und durch eine ruſſiſche unter Miloradowitſch verſtärkt, griff auf Schwarzenbergs Befehl Barclay de Tolly am nächſten Morgen (30. Auguſt) die Franzoſen an. Schon war ihr linker Flügel von den Oeſterreichern und dem ruſſ. General Knorring umgangen, da erſchien plötzlich, erſt jetzt von dem, was vorgefallen, benachrichtigt, Kleiſt mit den Preußen auf den Höhen von Nollendorf, und drang unaufhaltſam in den Rücken von Vandamme vor. Schnell kehrte dieſer zurück, allein nur einem Theile ſeiner Reiterei und wenigem Fußvolke gelang es, nach einem Kampfe der Verzweiflung ſich einen Weg durch die andringenden Preußen zu bahnen; der größte Theil des franzöſiſchen Heerhaufens, der bei Culm zurückgeblieben, mußte ſich, ſo wie auch ſein berüchtigter Anführer, nach einem gräßlichen Handgemenge, an die Sieger ergeben. 8000 Todte und Verwundete, 10.000 Gefangene, das geſammte Geſchütz von 87 Kanonen, mehrere Fahnen und Adler waren die Frucht dieſes blutigen Tages. In dieſer blutigen Schlacht errang ſich vor allen das öſterreichiſche Dragoner-Regiment Johann durch ſeinen unerſchütterlichen Heldenmuth ein unſterbliches Andenken in der Geſchichte. 30.000 Mann ſtark war Vandamme in Böhmen eingedrungen, kaum 10.000 Flüchtlinge kamen einzeln auf verſchiedenen Wegen in den nächſten Tagen nach Sachſen zurück. Vandamme wurde als Gefangener nach Moskau in den Kreml abgeführt. Der preußiſche General Kleiſt, der zur Entſcheidung dieſes Sieges unſtreitig das Meiſte beigetragen hatte, erhielt von dieſer Schlacht den Ehrentitel: Graf Kleiſt von Nollendorf.

Culmination wird in der Aſtronomie der Durchgang eines Sterns durch den Mittagskreis genannt, weil er gerade beim Durchgehen den höchſten Gipfel (culmen) oder Punkt ſeiner Bahn erreicht hat. Von einem Stern, der durch den Mittagskreis geht, und ſeinen höchſten Standpunkt am Himmel erreicht hat, ſagt man, er culminirt. — Im uneigentlichen Sinne ſagt man von einem Volke, welches den höchſten Grad der Cultur erlangt hat, es ſtehe auf dem Culminationspunkte.

Cultur (von colere, bebauen, bearbeiten) bedeutet a) die auf irgend ein Objekt gerichtete Thätigkeit, um die in ihm ſchlummernden Kräfte anzuregen, zu entwickeln und auszubilden; b) zuweilen auch den Zuſtand, in welchem die Kräfte oder Anlagen ſchon bis zu einem erhöhten Grade entwickelt und vervollkommnet ſind. In der Moral bezeichnet Cultur eine Erhöhung und Veredlung der Kräfte, und ſittliche Cultur iſt nichts anders, als moraliſche Vervollkommnung unſerer Selbſt. Man ſpricht daher von der Cultur eines Landes, eines Volkes und ſeiner ſelbſt. Rouſſeau's paradoxe Meinung in ſeiner Schrift: Sur l'inégalité parmi les hommes, in welcher er den Culturſtand des Menſchen als die Quelle alles phyſiſchen und moraliſchen Elends darſtellt, und die Rückkehr zum urſprünglichen Zuſtande der Natur anpreiſet, iſt von Wieland mit echter Satyre gewürdigt und widerlegt worden. S. Bildung.

Cumä, eine uralte Stadt Campaniens, und zugleich die älteſte griechiſche Colonie in Italien, die von den aſiatiſchen Cumäern und den Phokäern zuſammen war angelegt worden. Daher zog ſich hier auch die Sage von der

Cumäiſchen Sybille her, ſo daß der allgemeine Glaube der Italier ſie hierher verſetzte, da ſie eigentlich in Aſien zu ſuchen war. Hannibal belagerte dieſe Stadt im zweiten puniſchen Kriege, und Cicero hatte in der Nähe derſelben ein Landgut, das er noch kurz vor ſeinem Tode beſuchte.

Cumberland (Herzog von), zweiter Sohn des Königs Georg II. von England, geboren 1721, geſtorben am 30. Oktober 1765, wohnte der Schlacht bei Dettingen bei, und wurde hier an der Seite ſeines Vaters verwundet, der aus der kalten Faſſung und der kriegeriſchen Bravour ſeines Sohnes die glänzendſten Hoffnungen ſchöpfte. Bei Fontenoi wurde er von dem kriegskundigen Marſchall von Sachſen geſchlagen, erſetzte aber dieſen Verluſt durch Unterdrückung jener Unruhen in Schottland, welche die Landung Carl Eduard Stuarts (1745) veranlaßt hatte. Als Carl Eduard, nur noch zwei Tagreiſen von ſeiner Hauptſtadt entfernt, ſeinen Rückzug nach Schottland angetreten hatte, brachte ihm Cumberland bei Culloden (ſ. d. Art.) (27. April 1746) eine gänzliche Niederlage bei, nach welcher ſich der junge kühne Prätendent unter großen Gefahren, durch Verkleidung und die Redlichkeit derer Leute, die den Preis von 30.000 Pf. St., der auf ſeinen Kopf geſetzt war, lieber nicht erwerben, als den Prinzen verrathen wollten, mit großer Mühe nach Frankreich rettete. Cumberland ſchändete nach dieſem grauſamen Kampfe ſeinen Nachruhm auf die entehrendſte Art; denn alle dem Schlachtfelde entronnene Truppen des Prätendenten wurden aufs Schimpflichſte ermordet; man ſchändete die Frauen und Töchter der Erſchlagenen auf den Leichnamen ihrer Gatten und ihrer Väter; ganze Familien wurden unter den Trümmern ihrer Wohnungen, die man gewaltſam zerſtörte, zerſchmetterte, und mehr als 50 Meilen in der Runde wurden vom Sieger zur Wüſte gemacht, und weder Vieh noch Baum verſchont. Bei Lawfeld (1747) war Cumberland weniger glücklich.

Cumberland (Richard), Sohn des Biſchofs von Kilmore, war 1732 zu Cambridge geboren. Durch die Verbindung ſeines Vaters erhielt er die Stelle eines Privatſekretärs bei Lord Halifax, die er aber nach dem Sturze dieſes Miniſters wieder verlor. In dieſer Zeit beſchäftigte ſich Cumberland mit literariſchen Arbeiten, bis er mit der neu erlangten Würde des Lord Halifax wieder an den Ereigniſſen des öffentlichen Lebens Antheil nahm. Nachdem er ſeinen Beſchützer nach Dublin begleitet, erhielt er bei ſeiner Rückkehr nach England eine Stelle in der Kammer des Handels und der Colonien, die ihn in den Stand ſetzte, ſich ganz ſeiner Neigung zur dramatiſchen Dichtkunſt, die ſich ſchon bei ihm als zwölfjährigen Knaben gezeigt hatte, hinzugeben. 1765 eröffnete er ſeine Laufbahn mit ſeinem Sommermädchen (Summerstole), einem Produkt, das, ſo ſehr es auch gefiel, durch ſeine 1769 erſchienenen Brüder und den Weſtindier von der Bühne verdrängt wurde. Dieſe beiden letztern Luſtſpiele prieſen die Kunſtrichter als zwei der vorzüglichſten Luſtſpiele im edlern Style an. Der rauſchende Beifall, mit dem man ſeine Muſenerzeugniſſe aufnahm, beflügelte ſeine Thätigkeit, und ſo erhielt das Publikum den Liebhaber nach der Mode, ein Luſtſpiel; die Schlacht bei Haſtungs und ſeine Carmeliterin, zwei Trauerſpiele, welche unter ſeine vorzüglichſten Werke aus dem tragiſchen Fache gehören. Seine Romane fanden weniger Auszeichnung, und ſein Arundel (2 Bde.); Johann von Lancaſter; Heinrich ꝛc. ſind meiſt ſchlüpfrigen Inhalts und immoraliſcher Tendenz. 1780 ging er an den ſpaniſchen Hof, und erfüllte die ihm gewordenen Aufträge zur größten Zufriedenheit ſeines Königs. Die Anekdoten von berühmten ſpaniſchen Malern waren eine literariſche Scherbe, die er von dieſer Reiſe heimbrachte. Nach ſeiner Rückkehr zog er ſich nach Auflöſung der Handelskammer nach Turnbridge zurück, wo er zwar in frohen Ver-

bindungen mit ſeinen Freunden, aber ohne ſeinen dichteriſchen Genius lebte. Außer den Denkſchriften über ſich ſelbſt (2 Bde. 4.) wurden ſeine übrigen Werke kaum geleſen. Häusliche Mißverhältniſſe, ſelbſt Mangel, trübten den Abend ſeines Lebens, und die Springfedern ſeines Geiſtes wurden ganz gelähmt, als er den Tod eines Enkels zu beweinen hatte, den ihm die Folgen einer Züchtigung, die er als Mid-Shipman eines Schiffs zu erdulden gehabt hatte, zuzog. Am 7ten Mai 1811 endete er ſein kummervolles Leben zu Turnbridge. Sein Observer a collection of moral, literay and familiar essays, London 1810, enthält für den Philologen wichtige Belehrungen über das griechiſche Luſtſpiel und die griechiſche Literatur.

Cunersdorf und Kay (Schlachten bei), geliefert bei Kay am 23. Juli, und bei Cunersdorf am 12. Auguſt 1759. Friedrich der Große, König von Preußen, hatte den Feldzug in dieſem Jahre nicht ſo früh, wie gewöhnlich, eröffnet; ſein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie anfangs, die raſche Folge der Entſcheidungen; vielmehr war ſein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oeſterreicher und Ruſſen ſo lange, wie möglich, zu verhindern. Er legte ſich daher in ein feſtes Lager bei Landshut, und ließ den Oeſterreichern durch raſche Streifzüge in Böhmen, ſo wie den Ruſſen in Polen anſehnliche Magazine zerſtören. Dies verzögerte den Anfang für Beide, denn nach der damaligen Kriegsweiſe, wo die Heere oft lange in einer Gegend blieben, und doch den Einwohnern nicht alle ihre Habe aufzehren wollten, bedurften ſie großer Vorräthe. Endlich aber rückten die Ruſſen mit 40.000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20.000 Oeſterreichern bereit, ſich mit ihnen zu vereinigen. In dieſer Gefahr glaubte Friedrich, durch eine außerordentliche Maaßregel der ſchwierigen Lage begegnen zu müſſen. Er hatte unter ſeinen Feldherren einen jüngern im Range, welcher ſich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedel. Dieſen hielt er für den Tauchlichſten, der den Ruſſen entgegenzuſtellen ſey; aber es war zu fürchten, daß die ältern Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beſchloß der König, wie die Römer, die in dringenden Gefahren einem einzigen Mann, unter dem Namen eines Diktators alle Gewalt in die Hände legten, den General Wendel als Diktator zu dem Heere zu ſenden, welches gegen die Ruſſen agiren ſollte. Dieſe, ſo lautete der königliche Befehl, ſollte er angreifen, wo er ſie fände. Der Diktator that nach dem Worte, aber ohne die Umſicht, die ein ſolches Wort vorausſetzt. Er griff die Ruſſen am 23. Juli bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau, an, aber ſo, daß ſein Heer über eine Brücke und durch einen engen Weg im langen Zuge zum Angriff ſich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an, und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderiſchem Feuer empfangen und zurückgeſchlagen. Die Preußen verloren 5.000 tapfere Krieger, und die Ruſſen vereinigten ſich nun ungehindert mit Laudon. Da mußte Friedrich ſelbſt ihnen entgegeneilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen ging, berief ſeinen Bruder Heinrich in das Lager bei Schmottſeifen, einem Dorfe im Liegnitziſchen, trug ihm die Beobachtung des Feldmarſchalls Daun auf, und beſtellte ihn überdies zum Verwalter des Staats, wenn er auf dieſem Zuge ſterben, oder gefangen werden ſollte. Doch foderte er von ihm das feierliche Verſprechen, wenn ihm ein ſolches Unglück begegnen ſollte, in keinen, dem preußiſchen Hauſe ſchimpflichen, Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und ſterben müſſe; das Unglück der Gefangenſchaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welch große Opfer die Gegner für ſeine Freiheit fodern würden. Er fand am 12. Auguſt die vereinigten Ruſſen und Oeſterreicher, 60.000 Mann ſtark, auf den Anhöhen von Cunersdorf bei Frankfurt an der Oder verſchanzt.

Nach der Beſichtigung ihrer Stellung ordnete er ſeinen Schlachtplan dergeſtalt, daß der Feind nicht etwa aus dem Felde geſchlagen, ſondern vernichtet würde. Es haben Viele den König über einen ſo harten Vorſatz getadelt, aber gerade ein ſolcher Plan iſt das Zeichen eines großen Feldherrn, welcher lieber den Kampf durch Einen Schlag entſcheiden, als durch viele unvollendete Gefechte, welche zuſammen noch mehr Menſchen hinwegraffen, in die Länge ziehen will. Und wer mag gerade den König Friedrich tadeln, daß er dieſen Weg vorzog; er, der vielen Feinden zugleich widerſtehen ſollte, und wohl Urſache hatte, ſich mit einem jeden, wenn es möglich war, ganz abzufinden. In dem Plane der Schlacht von Cunersdorf lag das Unglück dieſes Tages nicht, aber wohl darin, daß der König, ungeachtet er der Gegend kundige Männer zu Rathe gezogen hatte, doch keine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes erhielt; und zweitens, daß er der menſchlichen Kraft zu viel zumuthete. Denn als nun ſein Angriff auf den linken Flügel der Ruſſen durch große Anſtrengung der Seinigen gelungen, 70 Kanonen erobert, und der ganze Flügel in die Flucht geſchlagen war, als der König ſchon einen Siegsboten nach Berlin abgefertigt hatte, und der Tag ſich neigte, da riethen ſeine Feldherren, der ermatteten Krieger zu ſchonen, weil die Oeſterreicher noch gar nicht zum Kampfe gekommen waren, und der rechte ruſſiſche Flügel unerſchüttert da ſtand. In der Nacht urtheilten ſie, würde ſich der Feind gewiß von ſelbſt zurückziehen. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war, befahl den erneuten Angriff, und nun ſollten die durch ſchwere Anſtrengung an einem ſo heißen Tage ermüdeten Schaaren Anhöhen erſtürmen, und feſte Stellungen erobern, aus denen die Feuerſchlünde Tod und Verderben in ihre Reihen ſchleuderten. Laudon rückte plötzlich mit ſeinen nöthigen Kriegern in die Schlachtreihe. Da half die größte Tapferkeit nicht mehr gegen die Uebermacht, ſo oft auch die Anführer und der König ſelbſt die Reihen wieder ordneten, und gegen die feindliche Stellung führten, ſie wurden immer zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung ſo groß geweſen, ſo ſchlug ſie plötzlich in die größte Erſchlaffung um; Schrekken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die öſterreichiſche Reiterei richtete unter den Fliehenden ein ſchreckliches Blutbad an, und an eine Ordnung des Rückzugs war gar nicht mehr zu denken. Der König ſelbſt, den bei dem Anblick ſolcher Niederlage, wie er noch nie eine geſehen, eine ſtarre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung ſeines Lebens; gleichgültig hielt er zwiſchen Todten, Verwundeten und Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erſchoſſen, und eine Kugel drang durch ſein Kleid bis in die Weſtentaſche, wo ſie durch ein goldenes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerungen achtete, und öſterreichiſche Reiterhaufen heran ſprengten, ergriffen ſeine Begleiter die Zügel ſeines Pferdes, und führten ihn mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeiſter von P r i t t w i tz, der ihn mit ſeinen Huſaren in Sicherheit brachte. In dieſem Augenblick ſchrieb der König an ſeinen Miniſter F i n k e n ſt e i n mit einem Bleiſtift dieſen Zettel: „Alles iſt verloren, retten ſie die königliche Familie!“ und einige Stunden ſpäter: „Die Folgen der Schlacht werden ſchlimmer ſeyn, als die Schlacht ſelbſt. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!“ — So finſter und hoffnungslos war es in des Königs Seele, und als er am Abend in dem Dorfe Oetſcher in einer halb zerſtörten Bauernhütte ſchlaflos ſich auf ein Strohlager hinwarf, und ſein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde ſchlief, alſo Alles, was irdiſche Hoheit zu geben vermag, wie eine abgeſtreifte Hülle fern von ihm lag, da mag ihm wohl mehr, als jemals fühlbar geworden ſeyn, wie wenig der Menſch durch eigene Kraft und Berechnung allein vermag. Dem ſiegreichen Feinde ſtand der

Weg nach Berlin, und in das Herz des Staats offen; von des Königs großem, über 40.000 Mann ſtarkem Heere fanden ſich am Morgen nach der Schlacht nur ungefähr 5.000 Mann bei ihm zuſammen; erſt nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge geſammelt, und Alles an ſich gezogen hatte, konnte er bis 18.000 Mann zuſammen bringen, und nun mit Mühe für die 165 Kanonen die er bei Cunersdorf verloren hatte, einiges Geſchütz aus Berlin herbeiſchaffen. Dennoch ward ſeine Hauptſtadt gerettet. Der ruſſiſche Feldherr verfolgte ſeinen Sieg nicht, vielleicht aus heimlicher Rückſicht für den ruſſiſchen Thronerben Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des öſterreichiſchen Hauptheers. Denn als der Feldmarſchall Daun den General Soltohow zum Vorrücken auffoderte, erwiederte dieſer ihm: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es iſt nicht billig, daß das Heer meiner Kaiſerin alles allein thue.“ Solche Eiferſucht und Unzufriedenheit zwiſchen den Anführern beider Völker hat immer fortgedauert, und den König Friedrich mehrmals aus harten Bedrängniſſen gerettet. Der öſterreichiſche Feldherr Daun wurde indeſſen durch des Königs Bruder Heinrich, der jetzt alle Liſten der Kriegskunſt aufbot, in der Lauſitz feſtgehalten, und durch treffliche Wendungen und Märſche, ohne eine Schlacht ſogar gezwungen, ſich in die böhmiſchen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieſer Prinz in beſonnener Leitung des Krieges, daß er ohne Blutvergießen das bewirkte, was der raſchere Bruder durch eine Schlacht ausgerichtet haben würde; und das Schickſal ſchien ſie wohlwollend zuſammen geordnet zu haben, damit Einer das Mangelnde des Andern erſetzte. Friedrich ſelbſt hat von ſeinem Bruder das Urtheil gefällt, er ſey der einzige Feldherr des Krieges geweſen, der keinen Fehler gemacht habe. Bei Cunersdorf fand auch der heldenmüthige Dichter Kleiſt (ſ. d. Art.) ſeinen Tod.

Cunibert der Heilige, einer der berühmteſten und würdigſten Biſchöfe Cölns, und großer Staatsmann ſeiner Zeit, ſtammte aus einem erlauchten auſtraſiſchen Geſchlechte, und wurde im letzten Viertel des 6ten Jahrhunderts geboren. Die herrlichen Geiſtes- und Herzensanlagen, mit welchen die Natur ihn geſchmückt hatte, bildete eine religiöſe und gelehrte Erziehung auf das Vollkommenſte aus. Zum Jüngling gereift, erſchien Cunibert an dem Hofe Dagoberts des Großen, Königs der Franken, entſchlug ſich aber bald dieſem geräuſchvollen Leben, und, einen höhern Beruf in ſeinem Buſen fühlend, weihete er ſich dem Prieſterſtande. Seine vortrefflichen Talente und Tugenden beförderten ihn zum Archidiakon der Trier'ſchen Kirche, und nach dem Ableben des Biſchofs Remedius zum biſchöflichen Sitze von Cöln. Mit dieſer Würde bekleidet, entfaltete Cunibert alle ſchönen Züge ſeines Charakters: der hohe Ruf ſeines ſittlichen Wandels, ſeiner Klugheit, Geiſtesgröße und Humanität erfüllte bald ganz Auſtraſien und Frankreich, und auf dem erſten Conzil zu Rheims glänzte er vor Allen durch ſeinen apoſtoliſchen Wahrheitseifer, ſeine ſeltene Urtheilskraft, und ſein würdevolles Benehmen: kein Wunder, wenn der Name Cunibert einer der gefeiertſten im Reiche Dagoberts wurde. Bei dieſem Monarchen ſtand Cunibert wegen ſeiner tiefen Weisheit in Staatsangelegenheiten in einem hohen Grade der Ehrfurcht und Hochſchätzung; er erhob ihn zum Präſidenten ſeines Staatsraths, und gab ihn, nebſt dem brabantiſchen Herzoge Pipin, ſeinem Sohne Siegbert, den er zum Könige Auſtraſiens bereits beſtimmt hatte, zum Reichsverwalter und Erzieher. Dieſer Gipfel irdiſcher Größe konnte Cuniberten ſeinen biſchöflichen Pflichten nicht entfremden; vielmehr zeigte ſich ſein Alles umfaſſendes Wirken in beiden Sphären gleich groß und heimiſch. Unter der Aegide dieſes außerordentlichen Mannes bildete ſich des jungen Siegberts Geiſt und Herz auf das Schönſte.

aus. Während der ganzen Lebzeit dieſes Monarchen führte Cunibert das Staatsruder, und hielt, wie ſein Biograph ſagt, die Auſtraſier in Pflicht und Treue. Siegbert ſtarb, herrliche Denkmäler ſeines Frommſinnes hinterlaſſend und allgemein betrauert. Cunibert leitete indeß noch die Staatsgeſchäfte unter Childerich, Clodovä's II. Sohn, bis ihn im Jahr 663 am 12ten November der Tod ſeinem raſtloſen Wirken für den Staat und die Kirche entriß, nachdem er 40 Jahre den biſchöflichen Stuhl geſchmückt, und durch die Heiligkeit ſeines Wandels verherrlicht hatte. Seine Gebeine ruhen in dem von ihm erbauten und noch jetzt nach ihm benannten Tempel zu Cöln am Rheine.

Cunigunde, die Heilige, war die Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg, und Gemahlin des Herzogs Heinrich von Baiern. Als dieſer nach Otto des Dritten Tode 1002 zu Mainz zum König der Deutſchen gekrönt wurde, hielt er gleich zu Merſeburg eine Verſammlung, um ſich auf dem Throne zu befeſtigen. Rethar, Biſchof von Paderborn, wohnte derſelben bei, und begleitete den König von da bis Gronau an der Weſer, wo ſeine Gemahlin Cunigunde mit dem Könige zuſammentraf. Beide kamen auf Rethar's Einladung nach Paderborn, wo Cunigunde den 10ten Auguſt 1002 als Königin gekrönt wurde. Heinrich und Cunigunde bewieſen immer viel Vorliebe für Paderborn, und wurden mit ihrem Hofcaplan Meinwercus (der folgende berühmte Biſchof dieſes Hochſtiftes) große Wohlthäter dieſes Biſthums. Heinrich begab ſich im Jahre 1014 mit ſeiner Gemahlin nach Rom, und ließ ſich dort durch Benedikt den Achten die Kaiſerkrone aufſetzen. Cunigunde ward ebenfalls dort zur Kaiſerin gekrönt. Beide Gatten hatten aus Liebe zur chriſtlichen Vollkommenheit das Gelübde ewiger Enthaltſamkeit gethan. Als ſich nachmals Verläumdungen gegen die Kaiſerin erhoben, bewies ſie, dem damaligen Zeitgeiſte gemäß, ihre Unſchuld durch das ſogenannte Gottesurtheil, indem ſie barfuß, unverletzt über glühende Pflugſcharen hinwegging. Seit dieſer Zeit war Cunigunde, deren hohe Tugend Gott ſelbſt durch die Feuerprobe hatte bewährt finden laſſen, dem Kaiſer ein überirdiſches Ideal ſeiner Verehrung, deren Tugenden nachzuſtreben er ſich bemühte. Kaiſer Heinrich der Zweite ſtarb 1024 zu Gronau, diesſeits der Weſer, im 52ſten Jahre ſeines Alters, und wurde zu Bamberg, wo er ein neues Biſthum geſtiftet hatte, im Dome begraben. Der Kaiſer hatte auf ſeinem Sterbebette ſeine Gemahlin Cunigunde den Ihrigen als eine reine Jungfrau zurückgegeben. Von nun an zog ſie ſich zurück aus dem Geräuſche der Welt und des Hoflebens, und legte den Schleier an zu Caupungen, oder Capungen, unweit Caſſel, woſelbſt ſie ein Kloſter geſtiftet hatte, und führte dort als Nonne noch 15 Jahre hindurch ein gottſeliges Leben. Nach ihrem Tode wurde ihre ſterbliche Hülle zu Bamberg in der kaiſerlichen Gruft an der Seite ihres ſeligen Gemahls beigeſetzt. Die cathol. Kirche hat Beide unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen. Zu Paderborn, wo Cunigunde und Heinrich ſo gerne verweilten, führte aus der kaiſerl. Burg ein verdeckter Gang nach dem nahe gelegenen Benediktinerkloſter Abdinghof, durch welchen die kaiſerlichen Perſonen in der Stille der Nacht zur Frühmette ſich verfügten. Es war ein heiliger, herzerhebender Anblick, hier den Kaiſer und die Kaiſerin in Andacht hingegoſſen, allen Glanz der Erde verachtend, ſtundenlang im Gebete vertieft zu finden.

Cuno (Johann Chriſtian) wurde den 3ten April 1708 zu Berlin, wo ſein Vater Bürger und Poſamentirer war, geboren. Nachdem er durch Hauslehrer war vorbereitet worden, beſuchte er das Gymnaſium des grauen Kloſters. Hier trieb er die Schulwiſſenſchaften mit allem Eifer und glücklichem Fortgange. Er erlernte die lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Sprache, in der Folge auch die franzöſiſche und italieniſche, und legte ſich auf Phyſik und

Mathematik, die Zeichenkunſt, Tonkunſt u. ſ. w. Im Jahre 1724 aber, dem 16ten ſeines Alters, wurde er ſeiner körperlichen Größe wegen zum Militärdienſte gezwungen. Durch gute Empfehlung erhielt er indeſſen 1727 die königliche Erlaubniß, zu Halle, aber nicht, wie er wünſchte, die Theologie, ſondern die Rechte zu ſtudiren. Nach einem Jahre wurde er wieder zum Regimente zurückgerufen, und durch einen gewiſſen harten Zufall, anſtatt zum Offiziere, wie man ihn hatte hoffen laſſen, zum gemeinen Muſketier gemacht. Doch hatte er im Jahre 1731 das Glück, auf einmal vom gemeinen Soldaten zum Feldwebel des erſten Bataillons befördert zu werden. Er mußte darauf zehn Jahre als preußiſcher Werber nach Croatien und Slavonien, nach Ungarn und Italien gehen. Ungeachtet er ſich nun ſein Werbegeſchäft ſorgfältig angelegen ſeyn ließ, ſo trieb ihn doch die Liebe zu den Wiſſenſchaften, denen er immer noch ergeben war, überall zur Bekanntſchaft mit Gelehrten. Als er 1740 zu Rom bei ſeinen Werbungen einige Unfälle hatte, beſchloß er, das Soldatenleben ganz zu verlaſſen. Er war Willens, nach Amſterdam zu gehen, und da er von Gelde entblößt war, machte er die Reiſe dahin im harten Winter zu Fuße. Zu Amſterdam nährte er ſich anfangs mit Corrigiren franzöſiſcher Schriften für eine dortige Buchdruckerei, nachher mit Unterricht in der Muſik, Zeichenkunſt, Geographie u. ſ. w. Im Jahre 1741 heirathete er eine reiche Kaufmannswittwe, und fing an, ſich ganz den kaufmänniſchen Geſchäften zu widmen. Nachdem er die Handlung ſeiner Gattin in Ordnung gebracht hatte, überließ er ſich wieder dem Hange zu den Wiſſenſchaften, und beſonders der Dichtkunſt, die er ſchon in früheren Jahren getrieben hatte. Nach dem Tode ſeiner Gattin, welcher 1761 erfolgte, trat er in Dienſte der holländiſchen Seehandlungscompagnie in Oſtindien. Zuletzt privatiſirte er zu Weingarten bei Durlach. Er ſtarb 1768. Cuno verdient freilich keine Stelle unter den Dichtern, welche als Muſter für ihr Zeitalter aufgeſtellt werden können. Seine Poeſien ſind größtentheils nichts anders, als Predigten in Reimen. Die Sprache iſt ziemlich hart, und voll Gallizismen. Die Würde und Reinigkeit derſelben kannte er nicht. Doch laß man zu ſeiner Zeit ſeine Arbeiten gern, wie ſchon die wiederholten Ausgaben einiger von ihnen zeigen. Auch hat die deutſche Geſellſchaft zu Göttingen ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Merkwürdiger iſt er wegen der ſonderbaren Schickſale, die ihn betroffen, und die ihn gleichwohl nicht hindern konnten, ſeiner einmaligen Neigung zur Gelehrſamkeit und den Muſenkünſten zu folgen.

Cupido, den man ſehr häufig mit dem Eros der Griechen und dem Amor der Römer verwechſelt, verhält ſich zu dieſem, wie das Verlangen (Himeros bei den Griechen, Cupido bei den Römern) ſich zur Liebe (Eros, Amor) verhält. Da man aber alle Arten und Wirkungen der Liebe, die rein geiſtige und beſtändige, wie die gemeinſinnliche und flüchtige, dem Eros oder Amor beimaß, ſo kam es, daß man Cupido mit Amor und Eros für gleichbedeutend nahm. Auf ihn laſſen ſich die ſchönen Worte deuten, die Properz von dem Grunde ſingt, den der Künſtler gehabt haben mochte, indem er den Amor als Knaben bildete:

Er empfand es, daß nimmer Verſtand den Liebenden leite,
Und für ein flüchtiges Glück feil ihm das Köſtlichſte ſey.

Curacao, eine ungefähr 8 Quadratmeilen enthaltende Felſeninſel unter den Antillen, unweit Venezuela. Im J. 1527 nahmen die Spanier Beſitz davon; allein 1634 von den Holländern erobert, ſicherte dieſen der weſtphäliſche Frieden den ruhigen Beſitz davon, bis die Engländer 1807 ſich ihrer bemächtigten, und ſie im J. 1815 zufolge des Pariſer Friedens dem Könige der Niederlande abtraten. Eigentlich iſt Curacao nur eine kahle, an den meiſten Orten kaum mit 8 Zoll hoher Erde bedeckte Felſen-

maſſe, die aber durch die fleißige Cultur der Bewohner eine Menge Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais, Salz, nebſt allen möglichen Südfrüchten hervorbringt. Auch hat die Inſel Ueberfluß an Rindvieh, Schafen, Schweinen, Geflügel, Schildkröten und Fiſchen. Nur den Mangel des friſchen Waſſers kann das in Ciſternen aufgehobene Regenwaſſer einigermaßen erſetzen. Die kleine, aber gutgebaute Wilhelmſtadt, ſüdöſtlich der Inſel am Hafen St. Barbara gelegen, iſt die einzige auf Curacao; übrigens giebt es nur wenige Dörfer und Pflanzungen. Die Geſammtzahl der Bewohner, aus Weißen, Negern und eingebornen Indianern beſtehend, beträgt bei 8000 Seelen.

Curatel, ſ. Vormundſchaft.

Curchill, ſ. Marlborough.

Cureten, auch Korybanten, Idäi, Dactyli, und von den Römern Galli genannt. Sie waren nach Pherecydes (Strab. X.) von Apollo und der Nymphe Rhytia geboren. Die Mythen von den Cureten ſind alt und dunkel, und ihre Abkunft wird von den Idäiſchen Dactylen hergeleitet. Sie werden als die Urheber der geſellſchaftlichen Ordnung und die Erfinder vieler nützlicher Dinge genannt. Sie lehrten die Menſchen das Vieh zähmen, den Honig bauen, erfanden die Schwerdter und Sturmhauben, und eine Art von kriegeriſchem Waffentanz. Sie ſchlugen dabei mit ihren Spießen an die Schilde, und eben durch dieſes Getöſe konnten ſie den kleinen Jupiter vor ſeinem grauſamen Vater verbergen, und verhindern, daß dieſer ſein Weinen nicht hörte. Wegen dieſes lärmenden Waffentanzes hält man ſie auch mit den Korybanten und den Prieſtern der Cybele für Einerlei. Jupiter belohnte ſie endlich nicht zum Beſten für die ihm erwieſenen Dienſte; weil ſie auf Anſtiften der Juno den jungen Ephaſus verſteckt hatten, ſo ließ er ſie tödten. Man legte ihnen auch die Gabe bei, Orakelſprüche zu ertheilen; denn Mimos befragte ſie über ſeinen verloren gegangenen Sohn Glaukus. Den Urſprung ihres Namens erzählt man auf mancherlei Art. Nach Strabo erhielten ſie ihn vom Abſcheeren ihrer Haare. Dieſe ließen ſie anfangs ſo lang wachſen, wie ſie wollten; in einem Kriege aber wurden ſie dabei von den Feinden ergriffen und feſtgehalten, deßwegen ließen ſie ſich die Haare vorn abſcheeren, und nur hinten wachſen.

Curie 1) gewiſſe Abtheilungen des römiſchen Volkes, welche Romulus einführte. Dieſer theilte das römiſche Volk in 30 Curien, und wies jeder Curie einen eigenen Ort an, wo ſie ihre Feſte beging, und wobei ein eigener Prieſter, Curio genannt, das Opfer verrichtete. Wenn das Volk öffentlicher Angelegenheiten wegen zu Stande kam, ſo verſammelte es ſich in Curien auf dem ſogenannten Comitium. Hier wurden denn über Krieg und Frieden, über neue Geſetze ꝛc. ꝛc. Beſchlüſſe gefaßt. In dieſen Vorrechten blieben die Curien bis auf Servius Tullius, welcher das weit ſtärker gewordene Volk in Claſſen abtheilte. Jede Curie hatte ihr gemeinſchaftliches Gebäude, Curia genannt, wo ſie ſich verſammelte. 2) Bei geiſtlichen Stiftern heißt auch ſo die Wohnung eines Canonikus. Ueber die römiſche Curie ſ. d. Art.

Curio (C. Scribonius) ſtammte aus dem ſcriboniſchen Geſchlechte, war ein Freund des P. Clodius, ein Gegner des Cicero, ein geſchätzter Redner, und bekleidete im J. Roms 677 das Conſulat mit dem Cn. Octavius Nepos. Während deſſelben ſuchte er mit ſeinem Collegen die Anordnungen des Sulla gegen die Unternehmungen der Tribunen zu behaupten. Einer von dieſen, ein gewiſſer Cajus Sicinius, der durch ſeine Poſſen die Gunſt des Pöbels erlangt hatte, war ſo kühn, die Conſuln vor die Comitien zu fodern, und Rechenſchaft von ihnen über ihr Be-

tragen gegen die Tribunen zu verlangen. Sie erſchienen, aber Curio hielt eine nachdrückliche Rede an das Volk, worin er zeigte, daß alle vorhergehenden Uebel aus der zu großen Gewalt der Tribunen entſtanden ſeyn. Das Volk gab ihm vollen Beifall, und die Tribunen mußten ihre Anmaßungen aufgeben. Dieſen Sieg hatten die Patricier allein dem Curio zu danken, denn ſein College Octavius ſaß die ganze Zeit über ſtill da, weil er krank war. Cicero berichtet noch ferner von ihm, daß er das Maniliſche Geſetz begünſtigte, daß er nach ſeiner Rückkehr aus Macedonien über die Dardaner, ein Volk in Macedonien, triumphirte, daß er die Brüder Coſſi gegen den Redner M. Antonius vertheidigte, daß er plötzlich von ſeinem Gedächtniſſe verlaſſen und unter dem Conſulate des Calvinus und Meſſala geſtorben ſey. — Curio (C. Scribonius), ein Sohn des Vorigen und Volkstribun, während Cäſar in Gallien kriegte. Er war anfangs ein Freund des Pompejus und ein Gegner des Cäſar, ſo, daß er ſogar mit dem Vorſchlage zu einem Geſetze umging, nach welchem Cäſar ſeiner Statthalterſchaft und des Commando's in Gallien entſetzt werden ſollte. Allein Cäſar wußte bald ein Mittel zu finden, ihn auf ſeine Seite zu bringen. Der Tribun war tief verſchuldet, und dabei mancherlei Ausſchweifungen ergeben. Cäſar bezahlte ſeine Schulden, und verſorgte ihn reichlich mit Geld zur Befriedigung ſeiner Begierden, und ſo ward Curio in Kurzem ſein vertrauteſter Freund. Doch ſchlug er ſich nicht auf einmal, ſondern ſtufenweiſe und vorſichtig, auf Cäſars Seite, um noch des Pompejus Vertrauen zu behalten. Dieſer drang in ihn, das Geſetz wegen der Zurückberufung Cäſars vorzutragen; aber Curio wußte es unter ſchicklichen Vorwänden von einer Zeit zur andern zu verſchieben, bis das letzte Jahr Cäſars beinahe verfloſſen war. Jetzt that er den Vorſchlag, daß man entweder ſowohl dem Pompejus, als Cäſarn das Commando und die Statthalterſchaft laſſen, oder Beide abſetzen ſollte. Er wußte indeſſen wohl, daß Pompejus dieſen Vorſchlag nicht billigen würde. Der Senat war mehr auf Seiten des Pompejus; das Volk aber ſtimmte mit dem Tribun überein. Die Sache blieb alſo noch unentſchieden. Da man aber doch dem Pompejus zu Gefallen bloß Cäſarn zur Niederlegung ſeines Commando's nöthigen wollte, und die Tribunen mit Gewalt von den Conſuln aus dem Senate vertrieben wurden; ſo begaben ſie ſich in Cäſars Lager bei Ravenna, und erbaten ſich ſeinen Schutz. Der Krieg nahm nun wirklich zwiſchen den beiden Nebenbuhlern ſeinen Anfang. Nachdem ſich Cäſar Italiens bemächtigt hatte, ſchickte er den Curio mit 3 Legionen nach Sicilien, um dieſe Inſel unter ſeine Gewalt zu bringen. Auch ſchickte er ihn nachher nach Afrika, wo er aber vom P. Accius Varus geſchlagen, und in der Schlacht getödtet wurde. Noch iſt dieſer Curio bekannt wegen der prächtigen Leichenſpiele, die er bei Gelangung zum Tribunat ſeinem Vater zu Ehren halten ließ. Er ließ dabei zwei hölzerne Theater ſo nebeneinander bauen, daß ſie einander den Rücken zukehrten, und man in jedem des Vormittags beſondere Schauſpiele aufführen konnte, ohne das die Zuſchauer einander hinderten. Des Nachmittags ließ er beide Theater mit allen Zuſchauern, ſo herumdrehen, daß ſie ein Amphitheater formirten, wo Fecht- und Kampfſpiele gehalten wurden. An ihn ſind die Briefe Cicero's (ſ. d. Art.) ad Div. lib. 2. gerichtet.

Curiſches und friſches Haff, 2 tief eingehende Buſen, jener in Preußen, dieſer in Oſt- und Weſtpreußen, beide ſo ſeicht, daß ſie von großen Schiffen nicht befahren werden können. Sie haben ſüßes Waſſer, frieren im Winter leicht zu, und ſind durch 2 lange, ſchmale und niedrige Landzungen, welche Nehrungen heißen, gegen das Meer geſchloſſen; das friſche Haff durch die friſche Nehrung, das curiſche Haff durch die curiſche Nehrung. Beide Haſſe ſtehen durch ſchmale Waſſerengen mit der Oſtſee in Verbindung; das

friſche Haff durch die Enge Tief bei Pillau, das curiſche Haff durch die Enge Gatt bei Memel.

Curius Dentatus (Marcus Annius), ein wegen ſeiner Frugalität und Unbeſtechlichkeit berühmter römiſcher Feldherr. Drei Mal bekleidete er die Würde eines Conſuls, und genoß zwei Mal die Ehre des Triumphs. Er war ein Mann von der ſtrengſten Rechtlichkeit, und ſeine Lebensart war ganz die edle Simplizität eines alten römiſchen Republikaners. Er beendigte den langjährigen ſamnitiſchen Krieg, und ſein Vaterland überließ ihm ganz die Abſchließung des Friedens. Die Geſandten der Samniter fanden ihn auf einer elenden hölzernen Bank am Feuer ſitzen, und ſich ſelbſt eine ärmliche Mahlzeit von Rüben in einem irdenen Topfe zubereiten, als ſie ihm goldene Gefäße anboten, um durch ihn einen vortheilhaftern Frieden zu erlangen; allein der edle Römer ſchlug ſie mit Verachtung in den Worten aus: „Mein irdenes Geſchirr ziehe ich Euern goldenen Gefäßen vor, denn lieber will ich über reiche Leute herrſchen, als ſelbſt reich ſeyn." Als der Neid der Patrizier den Curius einſt beſchuldigte, einen großen Theil von der Kriegsbeute unterſchlagen zu haben, ſo konnte er den wahrhaftigen Eid ſchwören, daß er nur ein kleines hölzernes Oelgefäß behalten habe, um den Göttern ein Trankopfer zu bringen. Seinen Namen verherrlichte er auch in den Kriegen mit Tarent und dem Könige von Epirus, wo er über den Phyrrhos einen rühmlichen Sieg erkämpfte. Das Geſchenk, welches ihm der hierüber erfreute Senat in 50 Hufen Landes machen wollte, ſchlug er aus, und von der unermeßlichen Beute behielt er nur ein kleines Gefäß aus Buchenholz zu ſeinen häuslichen Opfern.

Curland, ſ. Kurland.

Currende, ein bei feſtlichen Gelegenheiten umherziehendes, ſingendes Chor von Schülern. Aus den Zeiten der Bettelmönche, welche umherzogen, und Gaben der Milde für ihren Unterhalt einſammelten, ging dieſe Sitte auf die ſogenannten Bachanten und Schützen (ſ. Schulen) über, die vor den Thüren einige Choräle (ſ. d. Art.) abſangen, und dafür eine Spende erhielten. Den Namen Currende ſelbſt leitet man von dem lateiniſchen currere (laufen) ab, weil die Currende nie ſtehen bleibt, ſondern ambulant iſt. Nach der Reformation wurden die Currenden in Singchöre umgeſchaffen, die wöchentlich einigemal vor den Häuſern im Chor ſangen. Nur noch an einigen Orten in Sachſen beſteht dermalen dieſe Sitte.

Curſiv-Schrift, ſ. Antiqua-Schrift.

Curſus, von dem lateiniſchen Cursus, heißt eigentlich Lauf. Wir bezeichnen in der Regel mit dieſem Worte den ununterbrochenen Vortrag einer Wiſſenſchaft von einem beſtimmten Zeitpunkte bis zu einem andern hin, ſo daß er ein für ſich beſtehendes Ganzes ausmacht. So ſagt man einen Curſus über die Philoſophie ꝛc. Zuweilen verſteht man auch darunter eine fähige oder minderfähige Abtheilung von Schülern, und ſagt daher, ein Schüler vom erſten oder zweiten Curſus.

Curtius (Marcus), ein vaterlandsliebender junger Patricier des alten Roms. Er erwarb ſich bei folgender Gelegenheit bei der Nachwelt einen unſterblichen Namen. Im Jahre d. St. 392 hatte ſich, vermuthlich durch ein Erdbeben, mitten auf dem Marktplatze zu Rom eine grauſenvolle tiefe Kluft geöffnet, aus der peſtartige Dünſte empor qualmten, und die man vergeblich auszufüllen bemühte. Auf Befragen ertheilten die Augurn die Antwort, jener Schlund würde ſich ſchließen, ſo bald man dasjenige hineinwürfe, was die Stärke und Macht des römiſchen Volkes in ſich enthalte. Curtius fragte, ob Rom etwas Herrlicheres habe, als Waffen und Tapferkeit? und da die Antwort verneinend ausfiel, beſtieg er ein koſtbar aufgezäumtes Roß, weihte ſich vor den Augen des Volkes dem heldenmüthigen Tode fürs Vaterland, ritt auf

den Markt, und ſtürzte ſich in jenen unterirdiſchen Schlund, der ſich mit dieſer koſtbaren Beute auf der Stelle ſoll geſchloſſen haben.

Curtius (Michael Conrad) wurde den 18ten Auguſt 1724 zu Techentin, einem Dorfe im Mecklenburgiſchen, geboren, wo ſein Vater als Prediger ſtand. Nach dem Tode deſſelben verheirathete ſich die Mutter wieder mit ſeinem Nachfolger im Amte, und dieſer Stiefvater war es, durch welchen Curtius ſeine erſte Bildung erhielt. Schon als Knabe zeichnete er ſich durch Ordnungsliebe, Lernbegierde und Fleiß aus. Er beſuchte in der Folge die Schulen zu Goldberg, Parchim und Schwerin. Im Jahre 1742 bezog er die Univerſität Roſtock, und widmete ſich dem Studium der Theologie; mehr als dieſe zogen ihn jedoch Philoſophie, Beredſamkeit und Geſchichte an. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien nahm er eine Hauslehrerſtelle bei dem damaligen Archidiakonus und nachherigen Superintendenten Paul Rehfeld zu Stralſund an, und hier erwarb er ſich mit unglaublich angeſtrengter Thätigkeit das Verdienſt, einen taubſtummen Knaben ſo weit zu bringen, daß er ſich verſtändlich gut ausdrücken konnte. Durch eine kleine Schrift: Schilderung des Reichs der Beredſamkeit, war er dem k. k. hannöveriſchen Staatsminiſter von Schwicheldt bekannt geworden, und dieſer that ihm den Antrag, die Erziehung und den Unterricht ſeiner Kinder zu übernehmen, wozu er ſich um deſto bereitwilliger finden ließ, weil der Aufenthalt in Hannover ihm eine bedeutende Unterſtützung für ſeine fernere literariſche Ausbildung verſprach, und bei Schwicheldts vielgeltendem Einfluſſe ſich ihm ziemlich ſichere Ausſichten zu einer anſtändigen Verſorgung eröffneten. Die Zeit, welche Curtius in dem Schwicheldtſchen Hauſe verlebte, muß als die Periode der reiferen Ausbildung ſeines Geiſtes, ſeines Charakters, ſeiner Sitten und ſeiner Lieblingsneigungen betrachtet werden. Der Miniſter entdeckte bald die vielſeitige Brauchbarkeit des in raſtloſen Arbeiten ſich glücklich fühlenden und in allen ſeinen Handlungen von einer unerſchütterlichen Redlichkeit geleiteten jungen Mannes. Er gab ihm mehrere Beweiſe ſeiner vorzüglichen Achtung, und bediente ſich ſeiner in manchen wichtigen Geſchäften. Eben ſo gewann Curtius das volle Zutrauen des um Göttingen unſterblich verdienten Miniſters von Münchhauſen, der ſich ſeiner einſt bediente, um den berühmten Erneſti in Leipzig zur Annahme der Kanzlerwürde in Göttingen zu bewegen, ein Auftrag, der, wenn er gleich nicht glückte, doch das große Zutrauen beweiſt, welches Münchhauſen in Curtius ſetzte. Curtius bekleidete ſeine Stelle bei Schwicheldt, als ein geachteter und geliebter Hausfreund, bis zum Jahre 1759, wo er das Amt eines öffentlichen ordentlichen Profeſſors bei der Ritterakademie zu Lüneburg antrat. Hier lehrte er Logik, Metaphyſik, Beredſamkeit, Geſchichte, Erdbeſchreibung, das deutſche Staaten- und europäiſche Völkerrecht, und ertheilte Privatunterricht in der ſchönen Literatur, ſo wie im deutſchen und lateiniſchen Style. Im Jahre 1767 erhielt er den Ruf als Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und Dichkunſt an der Univerſität zu Marburg, mit dem Charakter eines heſſiſchen Rathes, und trat 1768 dieſe Stelle wirklich an. Um dieſe Zeit ſchrieb er ſeine treffliche Schrift; Commentarii de senatu romano sub Imperatoribus — post tempora eversae reipublicae ad nostram aetatem. (Halae 1768. 8. maj.) Mehrere gelehrte Geſellſchaften nahmen ihn nun zum Ehrenmitgliede auf, und mit der größten Gewiſſenhaftigkeit ſuchte er ſich dieſer Ehrenbezeugungen auch würdig zu machen. Unter andern veranlaßte ihn der Umſtand, daß ihn die braunſchweig-lüneburgiſche Landwirthsgeſellſchaft zu Zelle zu ihrem Mitgliede erwählte, zur Bearbeitung des Columella. Eben ſo las er bisweilen einige ökonomiſche Collegien, um nicht mit Unrecht ein Mitglied der heſſencaſſelſchen Geſellſchaft des Landbaues zu heißen. Im Jahre 1789

erhielt er den Charakter eines Geheimen Juſtizraths, und im Jahre 1795 wurde er Primarius der philoſophiſchen Fakultät. Er ſtarb den 22ſten Auguſt 1802, in einem Alter von 78 Jahren. Curtius war ein Mann von geſundem Verſtande und guter Beurtheilung, von den ausgebreitetſten und vielſeitigſten Kenntniſſen, und wirkte als Schriftſteller, als akademiſcher Lehrer, als Geſchäftsmann und als Menſch wohlthätig auf ſeine Zeitgenoſſen. In früheren Jahren gab er ſich ganz dem Studium der ſchönen Literatur hin, und arbeitete vereint mit den beſſern Köpfen Deutſchlands an Einführung und Begründung eines reineren und edleren Geſchmacks in unſerm damals äſthetiſchöden Vaterlande. Dieſem Streben gehören die dichteriſchen Früchte ſeiner Jugend an; und ſind ſie gleich jetzt, und mit Recht, vergeſſen, ſo wirkten ſie doch in jenem Zeitalter als gutgemeinte Verſuche und als keinesweges fruchtloſe Erſtlinge der auf deutſchen Boden verpflanzten Manier des claſſiſchen Alterthums ziemlich vortheilhaft. Reifer war ſchon das Unternehmen, die Ariſtoteliſchen Grundſätze der Poetik durch eine lesbare Ueberſetzung mehr in Umlauf zu bringen. In Lüneburg beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit dem römiſchen Alterthum, und ſein claſſiſches Werk über die Verfaſſung des röm. Senats nach dem Umſturze der republikaniſchen Conſtitution, verſchaffte ihm einen ausgebreiteten literariſchen Ruhm. Auch durch die Ueberſetzung des Columella von der Landwirthſchaft machte er ſich verdient, weil er die ökonomiſchen Grundſätze des Römers mit den jetzigen verglich, und zu dem Behufe ſogar Verſuche anſtellte. Seitdem er ſein Lehramt in Marburg angetreten hatte, ſchränkte ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit hauptſächlich auf das Fach der Geſchichte, und beſonders der Geſchichte ſeines neuen Vaterlandes ein, welche er durch mühſame Forſchungen zu berichtigen und zu bereichern ſuchte.

Curtius Rufus (Quintus). Die Frage: wann dieſer Biograph Alexanders des Großen, ob etwa unter Veſpaſian, oder unter Trajan gelebt hat? — läßt ſich mit Gewißheit nicht beantworten. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns überhaupt wenig bekannt. Vielleicht iſt er mit demjenigen Curtius, deſſen Tacitus (Annal. L. VI. c. 20. 4.), Plinius der Jüngere (epp. L. VII. ep. 27.) und Suetonins (im Verzeichn. der Redner) gedenken, und der unter Tiberius und Claudius Rhetor war, eine und dieſelbe Perſon. Der Styl in ſeinem Werke iſt aber für das Zeitalter des Trajans zu gut; auch iſt er rhetormäßig bearbeitet. Iſt jene Vorausſetzung richtig, ſo war er der Sohn eines Gladiators von geringer Abkunft, ward aber Prätor und unter Claudius im Jahre 47 nach Chr. Conſul, und ſtarb zuletzt als Proconſul von Aſien. Von ſeinem Werke: De rebus gestis Alexandri libri X., fehlen die zwei erſten Bücher, und im 13ten Cap. des 5ten Buches, im 1ſten des 6ten, und im 1ſten und 4ten des 10ten Buches befinden ſich 4 Lücken. (Der Mönch Chriſt. Bruno, Freinsheim, Cellarius u. A. haben dieſelben ergänzt.) Die Biographie ſelbſt iſt mehr ein Panegyrikus auf Alexander den Großen, als eine treue Geſchichte ſeiner Thaten. Ihr Verfaſſer, unkundig des Kriegsweſens und der Erdbeſchreibung, ſcheint ſolche zum größten Theil aus griechiſchen Geſchichtſchreibern, aus Ptolemäus, Diodorus von Sicilien, Hegeſias, dem romanhaften Clitarhus und Trojus Pompejus, theils überſetzt, theils ohne Prüfung (dies geſteht er v. IX. c. 1. §. 34 ſelbſt) compilirt, und an den meiſten Stellen aus trüben Quellen geſchöpft zu haben. Deßhalb iſt es wenig glaubwürdig, und ſein Werk daher für etwas mehr als ein Roman zu betrachten. Ueberdies iſt ſeine Darſtellung mehr rhetoriſch, als hiſtoriſch. Abſichtlich ſtrebt Curtius als ein Redekünſtler dahin, ſeine Beredſamkeit zu zeigen, legt den handelnden Perſo-

nen lange Reden in den Mund, beſchreibt und ſchildert Alles in einer rhetoriſchen Manier, und bedient ſich deklamatoriſch-geſchmückter Ausdrücke, ſelbſt bei unwichtigen Ereigniſſen, langer Ausrufungen, vieler Sentenzen und ungereimter Hyperbeln. Deßhalb zieht er auch das Wunderbare und Sonderbare dem Gewiſſen vor. Von ſeiner Unerfahrenheit in der Kriegskunſt, Geographie, Aſtronomie, giebt Curtius viele Beiſpiele. Sein Styl iſt überladen blumenreich, zu geſucht, wortreich und ſchwülſtig, überdies ungleich. In vielen Stellen dagegen iſt ſeine Sprache zierlich, angenehm, voll Würde, weil ſeine Beredſamkeit zuweilen erhaben, öfters kräftig und männlich iſt. Die Inkorrektheit ſeiner Sprache hat man offenbar zu ſehr getadelt. Das Unterhaltende in ſeiner Darſtellung, ſo wie mehrere intereſſante Beſchreibungen, und daß einige der von ihm eingerückten Reden Meiſterſtücke ſind, iſt nicht zu verkennen. Bekanntlich unterhielt die Leſung des Curtius den ſchwerkranken König von Caſtilien, Alphonſus den Zehnten, indem ihn keiner ſeiner Aerzte heilen konnte, als er endlich von ſelbſt auf die Lektüre des Curtius verfiel, ſo ſehr, daß er während derſelben Beſſerung ſpürte und genaß. „Fort mit Avicenna, Hippokrates! rief er aus. Fort mit allen andern Aerzten! Curtius lebe! Denn er hat mir das Leben gerettet!“ — Mit gereifteren Gymnaſiaſten ſollte man, wenn auch gleich ſein Styl nicht nachahmungswürdig iſt, der lebhaften Erzählung von den Thaten eines, an ſich intereſſanten, Helden wegen, den Curtius auf Schulen leſen. Die rückſichtlich erläuternder Anmerkungen von verſchiedenen Gelehrten vollſtändigſte Ausgabe, nach Freinsheim's Rezenſion, gab Heinr. Snakenburg (Delphii et Lugd. Bat. 1724. gr. 4. mit 17 Kupfern) heraus. Die Handausgabe von Friedrich Schmieder (Göttingen 1804. 8.), wozu deſſelben Comm. perpetuus in 9 Curtii R. de rebus gest. etc. libr. ib. eod. gr. 8. gehört, hat einen ſorgfältig conſtituirten und verbeſſerten Text. Unter den Ueberſetzungen iſt die von Alex. von Rainer weit beſſer, als die in einem ſchwerfälligen und ſchleppenden Gange, obgleich ſehr treu, geſchriebene von Oſtertag. (Frankfurt 1799.)

Cuſanus, oder Nicolaus von Cus, ein durch ſeine Gelehrſamkeit, Mildthätigkeit, ſo wie durch ſeine politiſche Wirkſamkeit rühmlichſt bekannter Kirchenprälat, war der Sohn eines armen Fiſchers, Krebs genannt, aus dem Bernkaſtel a. d. Moſel gegen über liegenden Dorfe Cus. Ein Graf von Manderſcheid nahm ſich des talentvollen Knaben an, und unterhielt ihn auf den gelehrten Anſtalten der damaligen Zeit. In Padua ward er, zwei und zwanzig Jahre alt, Doktor der Rechte, zeichnete ſich durch ſeine ungemeinen Kenntniſſe in der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache, Philoſophie, Mathematik und Geſchichtkunde aus, und ging bald zum geiſtlichen Stande über. Pfarrer in S. Wendel, Dechant in St. Florin zu Coblenz, Probſt zu Münſter-Meienfeld und Erzdiakon zu Lüttich war er kurz hintereinander. Er zog zum Baſeler Concilium, und legte dort ſeine Schrift de Concordantia catholica, und die reparatio calendarii vor. In dem erſtgenannten Werke behauptet er: „Ein gehörig verſammeltes Concilium ſteht über dem Papſt, hat mehr Autorität, weniger Fallibilität. Daraus folgt, das es den Papſt auch wegen anderer Urſachen, als bloß wegen Ketzerei, abſetzen kann.“ Anderswo ſagt er: „Das Principat der Kirche hängt nicht am Biſchof zu Rom. Die verſammelte Kirche kann einen Erzbiſchof zu Trier zum Papſt wählen, und der römiſche Biſchof iſt dann nur Biſchof.“ — Er muß ſpäter ſeine Geſinnungen geändert haben, denn im Jahr 1448 wurde er von Papſt Nicolaus V. zur Cardinalswürde erhoben, mit dem Titel S. Petri ad vincula, und erhielt das Biſthum Brixen. Johannes Müller (Geſch. der Schw. IV. 497) ſpricht alſo von ihm: „Die Beſchäftigung

mit den tiefſten und höchſten Geheimniſſen göttlicher und menſchlicher Dinge, und eine leitende Kenntniß der Menſchen verband der Jüngling aus Cus mit einer ſcharfſinnigen freien Betrachtung der Natur des Himmels und der Erde. Dabei hatte er einſchmeichelnde Gewandtheit der Sitten, war ungemein liſtig, ließ ſich nichts nehmen, und ſuchte immer weiter zu kommen. Obwohl er zu gelehrt und frei war, um von Ketzermachern unangetaſtet zu bleiben, ſo wußte er durch Verhüllung deſſen, was er nicht klar ſagen durfte, und ſeine Anhänglichkeit für die erſten Männer des Zeitalters jenen zu entgehen, ohne bei der Nachwelt den Ruhm einzubüßen, daß er rückſichtlich unſeres Weltſyſtems (er lehrte damals ſchon, lange vor Galilei, die Bewegung der Erde um die Sonne, und erkannte die Mehrheit der Welten), und der Quellen des geiſtlichen Rechts (er war einer der erſten, die den Betrug der iſidoriſchen Dekretalen erkannten), und anderer wichtigen Materien über ſein Zeitalter hinausgeſehen." Später war er eine Hauptſtütze des päpſtlichen Stuhls, und Aeneas Silvius nennt ihn den Herkules Papſt Eugens IV. gegen das Concilium zu Baſel. Gegen den Willen des Erzherzogs Siegmund wurde er in das Biſthum Brixen vom Papſt eingeſetzt, behauptete ſich nicht allein, ſondern machte auch Erwerbungen für das Hochſtift, und mancherlei Anſprüche. Stolz und Frechheit warf man ihm vor, und das freie tyroliſche Volk konnte ſeine Art nicht vertragen. — Im Verlauf mancher anderen Ereigniſſe, beſonders im Gefolge des Interdikts, wurde er auf der Burg Bruneck genöthigt ſich zu ergeben, da die Meiſten ſeiner Leute ſchon verwundet waren. Er gab nun nach, wurde frei, und zog nach Rom. Sein wichtigſter Gegner in dieſen Geſchäften war Doktor Heimburg, der ihn in ſeiner Invektive, weil der Cardinal in ſeinem Wappen, zum Andenken an ſeinen väterlichen Namen, einen Krebs im weißen Felde führte, nur ſchlechtweg den Krebs (cancrum) nennt. Cuſanus ſtarb in Italien im Jahr 1464, im 64. Jahre ſeines Lebens. In Rom liegt ſein Körperhülle begraben; ſein Herz umfaßt die Spitalkirche zu Cus, ein Marmorſtein mit einer Inſchrift deckt es. Nicht weit davon zeigt man den Ort, wo ſeiner Aeltern Haus geſtanden, und ſeiner Schweſter Grab, die er, als ſie ihm in ſtattlicherer Kleidung, als einer Bäuerin gebührt, entgegen kam, nicht eher erkennen wollte, als bis ſie ihre ärmliche Tracht wieder angezogen hatte. Als Mathematiker hat er unter andern über die Quadratur des Cirkels geſchrieben, als Philoſoph und Theolog liebte er myſtiſche Dunkelheit. Doch iſt von ſeinen zahlreichen Werken, welche zu Baſel 1565 in drei Folianten erſchienen ſind, und die von außerordentlicher Gelehrſamkeit zeugen, wenig mehr die Rede. Was man auch über ſeinen Charakter ſagen mag, ſo iſt ſeine Stiftung nahe bei ſeinem Geburtsort Cus an der Moſel eines jener verdienſtlichen, menſchenfreundlichen Werke, wozu unſere Zeitgenoſſen entweder kein Geld mehr anzuwenden Luſt haben, oder aus Furcht vor der in unſern Tagen mehr als je kund gewordenen Wandelbarkeit der Dinge und Nichtachtung ſchöner Abſichten nicht anzuwenden wagen. Zu Cus ſtand eine alte Capelle, ſie wurde umgeriſſen, und an ihrer Stelle von Cuſanus nach der Zahl der Lebensjahre Chriſti ein Spital für eben ſo viele Arme und Greiſe, die über fünfzig Jahre zählten, ferner für die nöthigen Diener und Geiſtlichen, die in der neuen Capelle den Gottesdienſt beſorgen ſollten, geſtiftet. Er gab dazu ein Capitel von 20.000 rh. Goldgulden her. Den Schöffen zu Berncaſtel wurde die Oberaufſicht übertragen. Nur Mannsperſonen von gutem Ruf hatten Anſprüche darauf, Weiber durften ſie nicht mitbringen. Die ſechs erſten Cellen waren für ſechs Geiſtliche, die folgenden ſechs für eben ſo viele Adelige, die andern waren für gemeine Leute beſtimmt. Dem Erzbiſchof von Trier wurde der Schutz übertragen, dafür hatte er drei Cellen, die Stadt Trier hatte deren zwei zu beſetzen. Zum Andenken, daß ein Graf von Manderſcheid der Beſchützer ſeiner Jugend

und ſeines Glückes Urheber geweſen, ſtiftete der dankbare Cardinal eine beſondere adelige Celle für das Haus Manderſcheid, ſo wie er in ſeinem Teſtament auch eine beſondere Burſe für arme Studierende von der Moſel in Deventer (einer Stadt in der holländiſchen Provinz Overyſſel) ſtiftete, wo er, der arme Fiſchersſohn, ſeine erſten Studien gemacht hatte. In dieſem Spital war Alles von dem Cardinal ſehr menſchenfreundlich angeordnet. Die Vorſteher deſſelben ſollen, ſo heißt es im Stiftungs-Brief, in Anſehung des Eſſens, Aufſtehens, Schlafens, Betens immer Rückſicht auf die Armen und Kranken nehmen, deßwegen auch die canoniſchen Stunden in der Capelle nicht zu früh anſetzen. Von den vorgeſchriebenen Faſten ſollen Alte und Schwache ausgenommen ſeyn, und Alle ohne Ausnahme ſollen an gemeinſchaftlicher Tafel ſpeiſen. — Dem Hoſpital vermachte er ſeine Bibliothek und ſeine mathematiſchen Inſtrumente. Die Gebäude ſehen ſehr ſtattlich aus, ſind z emlich unterhalten, und dem Zweck des Stifters gemäß noch zum Theil benutzt, obgleich ſehr bedeutende Renten, namentlich ein einträglicher Zehnte zu S. Wendel, unter der Franzoſen-Herrſchaft verloren gegangen ſind. Der Jeſuit Harzheim hat des Cardinals Leben 1730 beſchrieben; von ſeinen Werken giebt es drei Ausgaben.

Cuſco, Intendantſchaft im Innern des ſpaniſchen Vicekönigreichs Peru, 1370 □Meilen groß, ein rauhes, bergiges Land, aber reich an Gold, Silber, Rindvieh. Die Hauptſtadt gleiches Namens am Abhange einiger Hügel und an einem Arm des Maranon, mit 26.000 Einwohnern, worunter über 12.000 gebildete und wohlhabende Peruaner, 1 prächtigen Cathedrale, vielen reichen Kirchen und Klöſtern, namentlich dem Dominikanerkloſter, deſſen Hauptwände ehemals die Mauern des Sonnentempels waren, ſo wie der hohe Altar der Kirche auf dem Platz ſteht, wo ſonſt das goldne Bild der Sonne ſtand. Die Stadt iſt der Sitz eines Biſchofs, und hat eine Univerſität und 2 Collegien. Die Einwohner liefern viele gemalte europäiſche Leinwand, wollene und baumwollene Tücher, Leder, Bildhauerwaaren, Schnitzwerk aus Holz und Elfenbein ꝛc., und handeln damit. Die Stadt war ſonſt die Hauptſtadt von Peru und Reſidenz der Yncas oder einheimiſchen Beherrſcher des Landes, und zeigt noch viele Trümmer von ehemaligen indiſchen Tempeln, Palläſten, Waſſerleitungen, Canälen und Heerſtraßen.

Cuſtos (lat.), Hüter. Bei den Comitien (ſ. d. Art.) der Römer hatte man gewiſſe Aufſeher, welche Cuſtodes hießen, und darüber wachen mußten, daß bei der Stimmenſammlung kein Unterſchleif geſchah. Dieſe Cuſtoden beſorgten die Ausziehung der Täfelchen aus der Urne, zählten die Stimmen, und zeichneten ſie mit Punkten auf Schreibtafeln, die ſie in der Hand hielten. Daher der Horaziſche Ausſpruch: Omne tulit punctum (er hat alle Stimmen für ſich). In den neuern Zeiten nennt man die Aufſeher von Bibliotheken und Naturaliencabinetten Cuſtoden. — In der Buchdruckerſprache heißen die am Schluſſe einer Seite unten geſetzten Anfangsſylben der nächſt folgenden Seite Cuſtoden. Der Symmetrie halber werden ſie jetzt meiſtentheils hinweggelaſſen. Auch bedeutet Cuſtos eine Stelle unter den ſechs Prälaten bei hohen geiſtlichen Stiftern. Endlich kommt das deutſche Wort Küſter, Kirchenhüter, ebenfalls von Cuſtos, her.

Cutter, ein ſchnellſegelndes kleines Seefahrzeug, iſt etwas breiter, als eine Schaluppe, gebaut, auch beinahe eben ſo betakelt, doch mit einem höhern Maſt, und einem grade laufenden Boogſpriet, oder einem ſolchen, der gelegentlich aufs Verdeck gelegt werden kann, und mit mehreren und größern Segeln verſehen. Außerdem daß dieſe Fahrzeuge beſonders ſchnelle Segler ſind, gehen ſie ſehr tief ins Waſſer; daher ſie auch ihren Namen von to cut, ſchneiden, durchſchneiden, erhielten. Sie dienen in der Regel zur

Fahrt im Canal, zum Schleichhandel, und zur Caperei. Das Gouvernement ſelbſt rüſtet oft Cutter als Kriegsſchiffe aus, um gegen letztere zu ſtreifen, wo ſie 6—8 Kanonen und 30 Soldaten mit ſich führen. Auch belegt man mit dieſem Namen eine Art Boote der Linienſchiffe.

Curhafen iſt ein Dorf, welches im Hamburgiſchen Amte Ritzebüttel am linken Ufer der Elbe liegt, mit einem geräumigen und bequemen Hafen. Die Einwohner, theils Fiſcher, theils Lootſen, müſſen, einer trefflichen Verordnung gemäß, beſtändig ein Lootſenboot bei den äußerſten Fahrwaſſerzeichen in See haben, um den in dem Strom einlaufenden Schiffen im Nothfalle Beiſtand leiſten zu können. Von hier aus findet eine regelmäßige Paketbootsfahrt nach Yarmuth Statt. Im 14ten Jahrhundert brachte Hamburg gegen eine hohe Summe das Amt Ritzebüttel an ſich, um die Mündung der Elbe unter ſeiner beſtändigen Aufſicht zu haben. In den Zeiten der franz. Revolution, und bis zur Occupation der Elb- und Weſermündungen von Seiten der Franzoſen, fand von hier aus eine ſtete Verbindung zwiſchen dem Feſtland und England Statt. Seit dem Jahre 1816 beſteht hier ein Seebad. Das Badehaus ſelbſt iſt auf einer, zwiſchen dem Meere und der Elbe gelegenen, von den Wellen beſpülten Anhöhe errichtet. Sein geſchmackvoller Bau und ſeine freundliche Einrichtung lockt viele Engländer dahin. Eine halbe Stunde vom Badhauſe iſt in der See trefflicher, ebener Grund, vollkommen zum Bade geſchickt, wo mittelſt Karren gebadet wird, die zwei Räder haben, und einem Schäferkarren gleichen. Sie haben ein Cabinet zum Aus- und Ankleiden, und werden durch zwei Pferde bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die See gezogen. Ein am Karren befeſtigtes Zelt wird heruntergeſchlagen, und nun badet man unter dieſem, oder geht weiter in die See. Für die, welche das Baden in der offnen See ſcheuen, findet ſich hinter dem Badehaus eine andere Anſtalt zu dieſem Zwecke in einem kleinen Hauſe, das auf einem Damme zwiſchen zwei Landſeen erbaut iſt. Durch die Fluth wird jedesmal dem einen See friſches Seewaſſer zugeführt, aus dem es durch eine Schleuſe in den zweiten gelangt. Mittelſt der angebrachten Röhren rinnt es dann in die Bäder im Hauſe, und läuft auf der andern Seite ab.

Cyanometer, Kyanometer, welches deutſch Blau-Meſſer heißt, hat Herr von Sauſſüre eine gewiſſe Vorrichtung genannt, welcher er ſich bedient, den Grad oder die Nüance der blauen Farbe des Himmels beſtimmt anzugeben. Er beſteht aus einer Scheibe von weißer Pappe, auf welche die verſchiedenen Nüancen der blauen Farbe, deren der Erfinder (die beiden Extreme weiß und ſchwarz dazu genommen) 53 herausgebracht hat, in Papierſtreifen geklebt werden. Je weiter man ſich von dieſer Pappe entfernt, je mehrere erſcheinen von den hellen Nüancen als weiß. Von dieſem Werkzeuge Gebrauch zu machen, ſtellt man es zwiſchen den Himmel und das Auge, und ſucht dann die Nüance, welche der Farbe des Himmels gleich iſt. Der Nutzen dieſes Werkzeuges iſt, zu beſtimmen, um wie viel das Blau des Himmels, welches dunkler wird, je höher der Ort iſt, von welchem aus man es ſieht, auf dieſer oder jener gegebenen Höhe dunkler erſcheint.

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff ſich in die graueſte Vorzeit verliert, und in der Reihe der folgenden Jahrhunderte die mannigfachſten Veränderungen erlitt. Urſprünglich war ſie eine Landesgottheit der Phrygier; ſie war aber eben ſo, wie einige ägyptiſche Gottheiten, nach und nach ein Gegenſtand der Verehrung der ganzen alten Welt. Anfangs war ſie, wie Iſis, das Symbol des Mondes, oder was mit dieſem bei den älteſten Völkern ſo nahe verwandt iſt, die Fruchtbarkeit der Erde, alſo mit dem Begriff der Rhea ziemlich einerlei. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr rein, ſondern ſchon in Geſchichte verkleidet. Diodor erzählt ſie Lib. III., c. 58 und 59. Cybele war die Tochter des phry-

giſchen Königs Mäon und ſeiner Gemahlin, der Dyndyma. Aus Verdruß, daß das Kind kein Sohn war, ſetzte ſie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo ſie von Löwen und Panthern geſäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und auferzogen wurde. Bald zeichnete ſie ihre Schönheit und Verſtand vor allen Andern aus. Sie erfand die Pfeifen und Trommeln, wodurch ſie die Krankheit des Viehes und der Kinder unter den Landleuten heilte, und daher von ihnen den Namen der guten Mutter vom Gebirge erhielt. Während dieſer Zeit errichtete ſie eine vertraute Freundſchaft mit dem Marſyas, und ließ ſich in eine Liebſchaft mit Atys, einem Königsſohne, ein, der mit ihr gleiches Schickſal gehabt hatte, und auch von ſeinem Vater ausgeſetzt worden war. Endlich wurde ſie von ihren Aeltern wieder erkannt, und als Kind aufgenommen. Aber als ihr Vater ihren Liebeshandel mit Atys erfuhr, ſo ließ er dieſen greifen und hinrichten, und ſeinen Körper unbegraben hinwerfen. Vor Schmerzen kam Cybele hierüber von Sinnen. Sie durchirrte mit zerſtreuten Haaren und unter dem Lärm der von ihr erfundenen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder bis in den fernſten Norden zu den Hyperboräern. Sie wollte ihren geliebten Atys ſuchen, den ihre Phantaſie dem verwirrten Verſtande noch als lebend, ihr nur geraubt, darſtellte. — Marſyas war auf dieſen Zügen ihr beſtändiger Begleiter; ſie verlor ihn aber durch die Eiferſucht des Apollo in dem bekannten für Marſyas ſo unglücklichen muſikaliſchen Wettſtreite. Apollo, welcher Cybele liebte, leiſtete ihr nun ſelbſt, ſtatt des Marſyas, Geſellſchaft. Während ihrer Abweſenheit entſtand in Phrygien die größte Theurung und Hungersnoth; und dieſe endigte nicht eher, als bis man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies, und den Körper des hingerichteten Atys, oder vielmehr, da man ihn nicht fand, ſein Bild, begrub. Andere Traditionen ſagen, daß Atys ſich in einer Raſerei, oder aus Keuſchheit, ſelbſt entmannet habe, oder auch, daß er als junger Prieſter der Cybele von einem ihn verfolgenden unzüchtigen Könige entmannt worden ſey. Cybele liebte ihn immer noch in dieſem Zuſtande, und die Weiber ſtellten ſeiner Keuſchheit zu Ehren jährlich unter einer Fichte ein großes Wehklagen an. Die Verehrung der Cybele ward nun zuerſt in Phrygien herrſchend, und verbreitete ſich von da weiter. König Midas zu Peſſinus in Phrygien bauete ihr daſelbſt einen prächtigen Tempel. Ihre Prieſter waren Verſchnittene, und ihr Gottesdienſt beſtand in einem tobenden Lärm mit Inſtrumenten, und im Umherſchweifen durch Felder und Wälder. Ihr Gottesdienſt gehörte alſo mit zu den Sacris enthusiasticis, den mit Begeiſterung verbundenen Gottesdienſten. Je mehr dieſer Cultus nach Norden und Weſten wanderte, deſto ſtärker nahm der Reiz des Wunderbaren bei ihm zu; denn was dem glühenden Orientalen nur alltäglich vorkommen mußte, das ſetzte den kältern Nord- und Weſtländer ſchon in Erſtaunen. Auf einer kleinen Inſel im Hellespont, Samothrace, brachten die Prieſter dieſen Gottesdienſt der Cybele in ein förmliches Syſtem, und pflanzten ihn durch die berühmten ſamothraciſchen Geheimniſſe weiter fort. Als der Cultus der Cybele nach Creta kam, ſo fand er hier ſchon eine lokale Tradition von der Rhea. Die ſymboliſche Aehnlichkeit beider Gottheiten war zu groß, als daß nicht beide Cultus in einander hätten ſchmelzen und aus beiden Göttinnen Eine werden ſollen. Der Name Cybele war ſogar endlich der herrſchende und gebräuchlichſte Name, und unter ihm bekam ſie einen Tempel auf dem Berge Ida. Auf ähnliche Art wurde nun auch die Cybele und Rhea mit der alten lateiniſchen Gottheit Ops vereinigt. Durch dieſe bezeichnete man die Erde, und gab ſie daher dem Saturn (dem Himmel und der Zeit) zur Gemahlin; beide ſah man als Erfinder und Beſchützer des Ackerbaues an. Der Ops feierte man die Opalien in einerlei Monat mit Saturns Saturnalien. So wie

nun der lateiniſche Saturn mit dem griechiſchen Kronos nach und nach Eine Perſon geworden war, eben ſo wurde auch die lateiniſche Ops, die gute Mutter Erde, mit der griechiſchen Rhea und phrygiſchen Cybele, der großen Mutter der Götter, in Ein Subjekt vereinigt, weil die, dieſen Gottheiten einzeln zum Grunde liegenden, dargeſtellten Objekte und auch die Art ihrer Verehrung unter einander verwandt waren. Was ihre Abbildung betrifft, ſo war ihre eigentliche Statue zu Peſſinus bloß ein dunkler viereckiger, nicht allzu großer Stein. Sonſt wurde ſie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte, ihrem gewöhnlichen Attribut, abgebildet. Man deutete dadurch auf die durch den Ackerbau entſtandene Cultur der Menſchen und die Städteerbauung. Ein gewöhnliches Attribut iſt auch der Schleier um das Haupt, der auf das Verborgene und Unbegreifliche in der Natur hindeutet. In der rechten Hand hält ſie oft einen Stab, als Symbol ihrer Herrſchaft; in der linken eine phrygiſche Handpauke, welche auf die Art ihrer Verehrung und auf die Cultivirung der Menſchen durch Muſik hinweiſt. Bisweilen ſtehen auch Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten und den gehörnten Mond zu ihrer Linken. Oft wird ſie auch auf ihrem von Löwen gezogenen Wagen vorgeſtellt; oder ſie ſitzt auf einem Löwen, und hat, als die mächtige Natur, den Blitz in der Rechten; oder ein Löwe liegt neben ihr: Alles Symbole ihrer Herrſchaft und der Cultivirung der rohen Menſchen durch ſie. — Auf einer Münze des Kaiſers Commodus ſieht man den Löwen der Cybele in vollem Laufe, und die Göttin hat in der Rechten die Pauke, und in der Linken den Spieß, welcher dem Löwen über dem Halſe liegt. Oft ſitzt auch Atys als nackter Knabe bei ihr, an dem man auch oft eine Beinkleidung und phrygiſche Mütze wahrnimmt. Auf andern Münzen erblickt man Cybele auf einem Thron, mit einem Löwen auf jeder Seite, ſo daß ſie mit der Rechten oder Linken ſich auf die Pauke ſtützt, während ſie mit der andern Hand einen Spieß hält. In dieſer Abbildung hat auch Phidias ſie vorgeſtellt. Auf einer Münze der Lucilla, Gemahlin des Lucius Verus, erblickt man auch den Atys vor der Göttin ſtehend. Auf den Münzen von Smyrna hat Cybele oft nur einen Löwen zur Seite, in der ausgeſtreckten Rechten eine Opferſchale haltend. Zuweilen fehlt dieſe, und es ſtützt ſich ihr Scepter im linken Arme auf die Trommel. Oft trägt ſie ſtatt des Scepters das Bild einer Wegſäule. Aeußerſt ſelten trift man ſie ſtehend auf Münzen an.

Cycliſche Dichter werden in der Geſchichte der ältern griech. Poeſie eine Menge von Dichtern genannt, welche, durch das Beiſpiel des Homer und Heſiod geweckt, theils die von jenen ſchon beſungenen Gegenſtände wegen ihres Reizes von Neuem zum Vorwurf ihrer Geſänge machten, theils diejenigen Mythen bearbeiteten, die ihnen jene beiden Hauptſänger noch unbearbeitet übrig gelaſſen hatten, ſo daß ſie den ganzen Kreis von den Sagen von der Umarmung des Himmels und der Erde, vom Urſprunge der Götter und der Welt an bis auf den Schluß der griechiſchen Heroen- oder Mythengeſchichte, oder bis zum Tode des Odyſſeus in ihre Geſänge zuſammenfaßten. Dieſe an einander gereihten, ſich ſelbſt angränzenden, und gleichſam einen geſchloſſenen Kreis bildenden, Mythen werden der mythiſche oder epiſche Cyclus genannt, weil die meiſten Gedichte in dieſem Cyclus epiſche waren. Epiſcher Cyclus nennt man aber auch diejenigen epiſchen Gedichte, welche die alexandriniſchen Grammatiker ſo zuſammenſtellten und ordneten, daß die Mythen vom Urſprunge der Götter, bis auf den Tod des Odyſſeus in einer hiſtoriſchen Reihe nach einander folgten. Der Inhalt dieſes Cyclus waren Cosmogonien, Theogonien, Titano- und Gigantomachien, Herogonien und Gedichte vom Urſprung, der Verbreitung und den Schickſalen der griechiſchen Stämme, und deren Stiftern, Führern und großen Helden, dem Perſeus,

Herkules, Theſeus und Anderer. Vorzüglich begeiſterten aber die durch Homer ſo berühmt gewordenen Helden im trojaniſchen Kriege, mit deren Thaten und Rückkehr der ganze Cyclus ſchließt, ſehr viele Dichter, die auch einen eigenen Cyclus, den trojaniſchen, bilden. Daß auch ſchon vor Homer mehrere Sänger Begebenheiten des trojaniſchen Krieges beſungen haben, läßt ſich aus mehreren Stellen in der Odyſſee entnehmen. Nach Homer nahmen nun ſpätere Dichter kleinere oder größere Theile des Ganzen in ihren epiſchen Kreis auf. Dieſe Gedichte, vom griechiſchen Philoſophen Proklus geordnet, folgten in hiſtoriſcher Reihe folgendermaßen auf einander: Zuerſt die Cypriſchen Gedichte, die wahrſcheinlich von Staſinus, nach Andern aber von Hegeſias oder Dikäogenes herrühren ſollen; ſie beſtanden aus 11 Büchern, begannen mit der Feier der Vermählung der Thetis mit Peleus, und erzählten die Begebenheiten der Heroengeſchichte bis auf den Anfang des trojaniſchen Krieges. Dieſem folgte die Ilias des Homers, die mit der Entzweiung des Agamemnon und Achill anfängt, und mit dem Tode des Hektor endet. Nach dieſer kam die Aethiopis des Arktinus von Milet in 5 Büchern; ſie ſchloß ſich gerade an die Ilias an, umfaßte aber nicht bloß die Thaten des Memnon, ſondern auch alle Begebenheiten im trojaniſchen Kriege, von Hektors Tode bis auf die Erlegung des Achill durch den Paris. Das vierte Gedicht in dieſer Reihe war die kleine Ilias des Dichters Leſchis in 4 Büchern, die mit dem Achilleus und dem Streite über ſeine Waffen zwiſchen dem Odyſſeus u. dem Aias anhob, und bis zur Eroberung und Zerſtörung von Troja fortlief. Darauf kam die Zerſtörung von Troja vom Arklinus von Milet in 2 Theilen; ſie ſchloß mit der Abfahrt der Griechen. Dann folgten die Geſänge von der Rückkehr der griechiſchen Helden, deren es mehrere von verſchiedenen Verfaſſern gab, und von denen nur die in 5 Büchern von Augias von Trözene verfaßten Gedichte erwähnt werden. Nach dieſen ſchob man die Odyſſee des Homer ein. Den Beſchluß des Cyclus machte die Telegonie des Eugammon von Cyrene in 2 Büchern. Dies Gedicht hob mit der Beſingung des Begräbniſſes der vom zurückgekehrten Odyſſeus ermordeten Freier der Penelope an, und endete mit dem Tode des Odyſſeus durch ſeinen mit der Circe erzeugten Sohn Telegonus und der Verſetzung der Penelope und des Telemachus nach der Inſel der Circe. Dieſe Gedichte zuſammengenommen umfaßten den größten Theil der griechiſchen Mythologien, und wurden ſpäterhin für alle folgenden Dichter eine Quelle, aus welcher Lyriker, Epiker (z. B. Virgil), beſonders aber Tragiker die Ausſchmückungen ihrer Stücke, ſo wie die Stoffe zur Anlage ihrer Gedichte ſchöpften. Für uns ſind ſie, mit Ausnahme der Homeriſchen, verloren gegangen; wir kennen ſie nur zum Theil aus den Auszügen, die der Patriarch Photius aus ältern Excerpten des griechiſchen Philoſophen Proklus gemacht hat. Wenn wir den Ausſagen der Alten Zutrauen ſchenken, ſo haben wir jedoch ihren Verluſt in äſthetiſcher Hinſicht nicht ſehr zu beklagen. Ihre Gemeinheit iſt im Alterthum zum Sprüchworte geworden; Horaz tadelt ſie wegen ihrer hiſtoriſchen und proſaiſchen Weitläufigkeit. — Von dieſem mythiſchen und troiſchen Cyclus iſt drittens noch jener epiſche Cyclus oder Canon verſchieden, welchen die alexandriniſchen Grammatiker, Ariſtarch und Ariſtophanes von Byzanz, unter den vorzüglichſten Epikern feſtgeſtellt haben, in welchen ſie nur den Homer, den Heſiod, den Piſander, den Panyaſis und den Antimachus hereinzogen. — Eine vollſtändige Nachricht über die cycliſchen Dichter verdanken wir in neuerer Zeit dem vereinigten Fleiße von Tychſen und Sieberkens, welche die Angaben des Proklus ſelbſt aus einer Madrider und venetianiſchen Handſchrift der Iliade mitgetheilt haben. (Siehe Bibliothek der alten Literatur und Kunſt. Göttingen 1786. 1 St.)

Cycloide heißt eine krumme Linie, die von einem in der Peripherie eines Cirkels angenommenen Punkte beſchrieben wird, wenn ſich der Cirkel auf einer geraden Linie einmal gleich einem Rade umwälzt. Ueberhaupt heißt Cyclois jede krumme Linie, welche entſteht, wenn eine krumme über einer andern Linie, gleichviel, ob geraden, oder krummen, rotirt.

Cyclopen, ein wildes Volk, das in den älteſten Zeiten Sicilien bewohnte. Sie kannten weder Ackerbau, noch bürgerliche Geſellſchaft, ſondern nährten ſich von wilden Früchten und Milch, und lebten auf Bergen und in Höhlen zerſtreut, ſo daß jeder Hausvater das Haupt und der Richter ſeiner Familie war. Ihre erſten Wohnſitze waren in den weſtlichen Theilen Siciliens, bis ſie nach Vertreibung der Giganten ſich auch in den öſtlichen ausbreiteten. Ihre Geſchichte iſt bloß mythiſch. Sie waren ungeheure Rieſen mit einem Auge auf der Stirne, Kinder des Himmels und der Erde. Uranus zeugte ihrer drei, den Arges, Brontes und Steropes. Mit den mächtigen Centimanen warf er ſie gefeſſelt in den Tartarus, weil er ihre Macht fürchtete. Nachdem Kronos ſeinen Vater entmannt, und vom Thron geſtürzt hatte, befreiete er ſie von ihren Banden und aus ihrem Gefängniß, folgte aber nachher doch dem Beiſpiele ſeines Vaters, und warf ſie gefeſſelt wieder in den Tartarus. Darauf wurden ſie wieder von Jupiter und deſſen Brüdern befreiet, und aus Dankbarkeit gaben ſie ihm Donner und Blitz, dem Pluto einen Helm, und dem Neptun einen Dreizack. Apollo tödtete ſie, weil ſie dem Jupiter den Blitz bereitet hatten, womit er ſeinen Sohn Aesculap erſchlug. Dieſe Cyclopen, die Kinder des Uranus, ſind aber eigentlich von jenen verſchieden, die Homer und andere Dichter auf Sicilien ſetzen, obgleich das von ihnen Erzählte auch auf jene übergetragen wird. Auch in Argos werden Cyclopen erwähnt, welche Tirynth mit einer Mauer umgaben, und welche auch ihren Urſprung von den Kindern des Uranus herleiteten. Von den ſiciliſchen Cyclopen erzählt man noch, daß ſie die Schmiedeknechte des Vulkan waren, und dem Jupiter die Donnerkeile ſchmiedeten. Im Berge Aetna war ihre Werkſtatt, ſo wie man auch die Inſel Lemnos wegen ihrer feuerſpeienden Berge dazu machte. Den Umſtand, daß ſie nur Ein Auge auf der Stirn oder auf der Bruſt hatten, erklärt man daher, daß ſie immer auf der Wache ſtanden, ihre Nachbarn zu überfallen und zu berauben. Unter ihnen iſt auch noch Polyphem bekannt.

Cyclus, Zeitkreis, Jahrreihe, nach deren Ablauf dieſelbe regelmäßig wiederkehrt; z. B. Sonnen-Cycel, Sonnenkreis von 28 Jahren; Mondcycel, Mondkreis von 19 Jahren. S. Chronologie. Calender. Annus.

Cycnus, ein Sohn des Mars und der Pelopia, und Schwiegerſohn des Ceyx, deſſen Tochter Themiſtonoe er zur Gemahlin hatte. Er lebte vom Raube, indem er den Wallfahrern nach Delphi auflauerte, und ihnen die der Gottheit beſtimmten Geſchenke abnahm. Als Herkules nach Trachin zum Ceyx wollte, traf er ihn im Haine des Apollo; Pagaſäus, und gerieth in Zweikampf mit ihm, weil Cycnus ihm nicht ausweichen wollte. Obgleich Mars ſelbſt ſeinen Sohn begleitete, und ihm beiſtand, ſo wurde er doch in die Kinnlade verwundet, und fiel; und nachdem auch Mars verwundet und zur Flucht genöthigt worden war, zog Herkules dem Cycnus die Rüſtung aus. Ceyx begrub ihn nachher feierlich unter der Begleitung der Einwohner von One, Arne, Jaolkus, und Helice an den Ufern des Anaurus, und errichtete ihm daſelbſt einen Grabhügel, der aber durch Austretung des Stroms verſchlämmt und unkenntlich wurde. Dies war eine Strafe von Apollo, weil Cycnus die ihm beſtimmten Geſchenke geraubt hatte.

Cydnus, ein berühmter Fluß in Phrygien, welchen die Türken theils wegen ſeines ſchwarzen Waſſers Cara Su, theils weil deſſen Waſſer auch

eine außerordentliche Kälte beſitzt, Baradan nennen. In dieſem Fluſſe war es, wo Alexander der Große beinahe ſein Leben eingebüßt hatte.

Cylinder, Walze, ein geometriſcher Körper, der, indem ſich ein Parallelogram um eine Seite rund herum, wie die Thüre um ihre Angeln, bewegt, zwei gleiche Cirkel zur Grund- und Oberfläche erhält. Iſt die Seite oder Axe, um welche ſich das Parallelogram dreht, eine Perpendiculare, ſo entſteht ein geradſtehender, im entgegengeſetzten Falle aber ein ſchiefer Cylinder. Die Eigenſchaften des Cylinders ſind: 1) ſchneidet man den Cylinder mit einer Fläche unter einem Winkel mit ſeiner Grundfläche, ſo bildet die Durchſchnittslinie eine Ellipſe; 2) die Oberfläche eines geraden Cylinders iſt gleich der Peripherie der Grundfläche, multiplicirt mit der Seitenlänge des Cylinders; 3) der Inhalt eines Cylinders iſt gleich dem Produkt der Grundfläche mit der perpendicularen Höhe; 4) alle Cylinder von gleicher Grundfläche und gleicher perpendicularen Höhe ſind einander gleich; 5) jeder Cylinder verhält ſich zur Afterkugel oder zum Sphäroid, was in ihn zu paſſen iſt, wie 3 zu 2; 6) ſind in zwei Cylindern die Höhen gleich den Diametern der Grundfläche, ſo verhalten ſie ſich gegen einander wie die Cubi der Durchmeſſer ihrer Grundflächen u. ſ. w.

Cymbel, lat. Cymbalum. Die Alten verſtanden darunter metallene Becken, die zuſammengeſchlagen wurden, wie bei der ſogenannten Janitſcharenmuſik geſchieht. Man bediente ſich ihrer bei ſchwärmeriſchen Muſiken und Tänzen, beſonders an Feſttagen der Cybele (ſ. d. Art.), welche als deren Erfinderin verehrt wurde.

Cyniker, eine Sekte alter Philoſophen, die Glanz und Reichthum Kunſt und Wiſſenſchaft, mit einem Worte außer Tugend und Sittlichkeit Alles gering ſchätzten. Antiſthenes, ein Athener, war der Stifter dieſer, mehr auf das Praktiſche, als das Theoretiſche hinarbeitenden Schule, der auch Diogenes von Sinope angehörte. Einfachheit der Lebensweiſe und Beherrſchung der Leidenſchaften war das einzige und letzte Ziel ihres Strebens. Es iſt ungewiß, woher ſie den Namen Cyniker haben. Nach Einigen von ihrem erſten Verſammlungsorte, nach Andern, weil ſie, wie die Hunde (griech. Kynes), die Guten beſchützten, die Böſen aber anfielen; nach Andern endlich, weil ſie, den Hunden ähnlich, Manches vor den Augen aller Welt thaten, was ſonſt im Verborgenen zu geſchehen pflegt.

Cynoſura, eine von den Nymphen des Berges Ida, welche den Jupiter erzogen. Sie wurde nachher als Sternbild in das Geſtirn des kleinen Bären verſetzt. Nach ihm richteten ſich die Phönicier bei ihrer Schiffahrt. Thales aus Milet ſoll ihn zuerſt beobachtet haben.

Cynthius, ein gewöhnlicher Beiname des Apollo vom Berge Cynthus auf der Inſel Delos, an deſſen Fuße ein Tempel deſſelben und der Leto lag.

Cypern, eine türkiſche Inſel im mittelländiſchen Meere bei der aſiatiſchen Türkei, 293 Q. M. groß. Zwei Bergketten, deren Gipfel beſtändig mit Schnee bedeckt ſind, durchziehen die Inſel von Oſten nach Weſten; der höchſte Berg iſt der Oros Staveros, auch Throdos, oder S. Croce, der Olymp der Alten. Man findet keinen bedeutenden Fluß, ſondern nur Waldſtröme und Bäche; ein Salzſee iſt vorhanden, auch das Brunnenwaſſer iſt meiſtens ſalzig; häufig fehlt der Regen. Der Winter iſt ziemlich kalt, der Sommer ſehr heiß. Der fruchtbare Boden wird ſchlecht angebaut. Zu den Produkten gehören: Farbenerden, Asbeſt, Alaun, Salpeter, Salz, Kupfer, Vitriol, Eiſen, Edelſteine, Gold, Silber, Wein (der beſte iſt der Commanderia) u. ſ. w. Seide, Rindvieh. Ziegen, Schweine, Mauleſel, Schafe, Repphühner, Ortolane Bienen, ꝛc.; Landplage ſind die periodiſch wiederkehrenden Heuſchrecken. Der Einwohner ſind nur 84.000, worunter 47.000 Türken und 37.000 Grie-

chen, die unter der größten Unterdrückung leben. Die Ausfuhr beſteht in 5040 Ballen Baumwolle, 1250 Ohm Wein, Weizen, Salz, Südfrüchten ꝛc. — Die älteſte Geſchichte der Inſel verliert ſich in das Dunkel der Vorzeit. Die Orte Paphos, Amathuſa, Salamis und der Olymp mit dem reichen Tempel der Venus, die auf der reizenden Inſel aus dem Schaum des Meeres hervorging, gehören der mythiſchen Zeit an. Als Amaſis im Jahr 550 vor Chr. die Inſel der ägyptiſchen Herrſchaft unterwarf, hatten joniſche und phöniciſche Coloniſten kleine Königreiche daſelbſt. Cypern blieb bei Aegypten, bis die Römer i. J. 58 vor Chr. es eroberten. Bei der Theilung des Reichs blieb Cypern dem oſtrömiſchen Kaiſerthum unterworfen, und wurde von eigenen Statthaltern aus kaiſerlichem Geblüte regiert, von denen Commenes I. ſich unabhängig machte. Seine Dynaſtie blieb auf dem Throne, bis Richard Löwenherz von England 1911 die Familie Luſignan mit der Krone belehnte. Nach des Königs Johann Tode hätte die Inſel an das Haus Savoyen kommen ſollen, da ſeine Tochter Charlotte mit einem Prinzen dieſes Hauſes, dem Grafen Ludwig von Genevois, vermählt war. Aber ſein Sohn Jakob beſtieg mit Hülfe der ägyptiſchen Mamelucken den Thron. Nach ſeinem und ſeines minderjährigen Sohnes Tode kam Cypern durch ſeine Wittwe, die Venetianerin Catharina Cornaro, 1463 an Venedig, das im ungeſtörten Beſitz blieb, bis Selim II., trotz der tapferſten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der 11 Monate lang Famaguſta vertheidigte, 1571 die Inſel erobert, und ſie mit dem türk. Reiche vereinte. Die Hauptſtadt iſt Nicoſia; die Reſidenz des Gouverneurs aber Famaguſta. Cypriſche Weine. Seiner Natur nach iſt der Cypriſche Wein, wenn er die Kelter verläßt, roth, mit ſeinem Alter bekommt er eine blaſſere Farbe. Der cypriſche Muscateller iſt in ſeiner Jugend weißlich, mit zunehmendem Al er wird er rother, und zuletzt ſo dick, wie Julep. Wegen ſeines äußerſt ſüßen Geſchmacks iſt er beſonders bei den Frauenzimmern beliebt. Nur im Frühling und Sommer ſind die cypriſchen Weine am Schmackhafteſten, im kalten Winter verlieren ſie Geruch und Geſchmack. Die jährliche Verſendung dieſes Weins beläuft ſich bis auf 400 Fäſſer. Da man ſie Anfangs in verpichtete Schläuche füllt, ſo nehmen ſie einen ſtarken Pechgeruch an, den ſie mit den Jahren verlieren. Nach dem feſten Lande kommen ſie in Gebinden, müſſen aber nach einiger Zeit in Bouteillen abgezogen werden, wenn ſie ſich halten ſollen.

Cypreſſe (Cupressus), eine Pflanzengattung aus der 21ſten Claſſe des Syſtems von Linné, die zu den Nadelhölzern gezählt wird. Die immergrüne oder gemeine Cypreſſe (C. sempervirens) in der Levante und auch in Krain hat viereckige Zweige und Blättchen, die in vier Reihen dachziegelartig ſich decken. Die ſtarken, balſamiſchen Ausdünſtungen dieſes 20—30 Fuß hohen Baumes ſind vorzüglich für Engbrüſtige ſehr wohlthätig. Sein Holz iſt faſt unverwüſtlich, widerſteht allem Wurmfraß, und kann zu den feinſten Arbeiten benutzt werden. Die Thüren der Peterskiche zu Rom waren 1100 Jahr alt, und gut erhalten, als der Papſt Eugenius ſie mit Thüren von Erz vertauſchte. Die Athenienſer legten ihre Leichname in Särge, und die Aegyptier ihre einbalſamirten Todten in Kiſten von Cypreſſenholz. Bei den Alten war dieſer Baum dem Pluto geheiligt. Ovid erzählt uns in ſeinen Verwandlungen die Urſache davon. Cypariſſus von der Inſel Cea, ein mit vielen Talenten und liebenswürdigen Eigenſchaften ausgerüſteter Jüngling, ward Apollo's Liebling, und von ihm in eine Cypreſſe verwandelt. Apollo verordnete darauf, um ſich zu tröſten, daß die Cypreſſe forthin das Sinnbild der Trauer ſeyn, und bei den Gräbern der Abgeſchiedenen keine anderen, als dieſe Bäume gepflanzt werden ſollten. Und ſo bezeichnet ſie noch jetzt in der Dichterſprache den Baum ſtiller Trauer, und iſt wegen

ſeiner immer grünen Farbe, zugleich das Bild der Ewigkeit. Auf dieſe Weiſe beſingt ihn Dr. Renda in folgenden Verſen:

Wenn Epheublätter die Stirne umziehn
Und Kräuter und Blumen am Scheitel verblüh'n,
Sieht man auf Gräbern Cypreſſen ſteh'n
Wie Friedenspalmen den Müden umweh'n,
Als jugendlich ſchönes und heiliges Bild,
Daß dorten die Sehnſucht des Herzens ſich ſtillt.

Cyprianus (Thaſcius) der Heilige, wurde um das Jahr 214 zu Carthago geboren. Er war der Sohn eines Senators dieſer Stadt, und entwickelte bei einer ſorgfältigen Erziehung große Gaben des Geiſtes und ein ſehr edles Herz. Er gab mit großem Ruhme zu Carthago öffentlichen Unterricht, als er durch einen gewiſſen Prieſter Cäcilius zum Chriſtenthume bekehrt wurde. Cyprianus nahm ihn in ſein Haus, betrachtete ihn nicht nur als ſeinen Freund, ſondern verehrte ihn als Vater ſeines geiſtigen Lebens. Die Bekehrung eines Mannes, den Reichthum, Geburt und Talente auszeichneten, machte viel Aufſehen in Carthago, und die Heiden legten ihm mit griechiſcher Umänderung ſeines Namens einen Schimpfnamen bei, indem ſie ihn, ſtatt Cyprianus, Koprianus (vom Worte Kopros, welches Miſt bedeutet) nannten. Er aber, der ſich wie neugeboren fühlte durch das Licht, welches über ihn aufgegangen war, und durch die Gnade der Heiligung, die ihn im Bade der Taufe überſtrömet, widmete ſich ſogleich dem Gott, der ſich ihm offenbart hatte, verließ ſeinen rhetoriſchen Lehrſtuhl, verkaufte Alles, was er hatte, und gab den Ertrag den Armen, um, losgebunden von den Herrlichkeiten der Welt, die evangeliſche Vollkommenheit zu erlangen. Gleich nach ſeiner Taufe verſenkt in die heiligen Tiefen unſerer göttlichen Schriften, deren Erforſchung ihm Quelle der Weisheit und der Wonne war, ward er durch einige Stellen derſelben veranlaßt, ſich einer vollkommenen Enthaltung zu widmen. In einem Briefe, den er bald nach ſeiner Taufe an ſeinen Freund Donat ſchrieb, beſchreibt er auf eine treffliche Weiſe die durch die Taufe in ihm bewirkte Wiedergeburt. — Seiner Heiligkeit Ruf verbreitete ſich ſchnell; das Volk begehrte, daß er zum Prieſter geweihet wurde, und der Biſchof glaubte, der Verdienſte eines ſolchen Mannes wegen, abſehen zu dürfen von der gewöhnlichen Richtſchnur der Kirche, nach welcher ſonſt Neubekehrte nicht ſo bald zu dieſer Würde gelangten. Noch kein Jahr war er Prieſter, als ſein Freund, der Biſchof Donatus, ſtarb, und das ganze Volk zu Carthago, von Einem Geiſte getrieben, ihm das apoſtoliſche Hirtenamt beſtimmte. Umſonſt entzog er ſich dem Anblicke der Gläubigen; ſie belagerten ihn in ſeiner Wohnung, deren Ausgänge ſie beſetzt hielten, und nöthigten ihn, der ſchon entrinnen wollte, zum Verſprechen, in die Verſammlung zu gehen. Hier ward er mit lauter Frohlocken empfangen, und von der ganzen Gemeinde gewählt. Die Biſchöfe der Gegend beſtätigten dieſe Wahl. Nur fünf Prieſter und einige Laien widerſetzten ſich derſelben. Vergebens ſuchte nachher Cyprianus, dieſe Männer durch Freundlichkeit und Erweiſungen der Liebe zu gewinnen, ſie blieben ihm abhold, und wahrſcheinlich deſto mehr, da die ganze Gemeinde den Widerſpruch dieſer Männer ſehr übel aufnahm, und die Würde des Mannes, ſeine Milde, ſein Eifer, ſeine Heiligkeit, ſeine Liebe, ſeine ſo zarte als rege Fürſorge für die Armen die getroffene Wahl zu ihrer Beſchämung täglich mehr rechtfertigte. — Bald nach ſeinem Antritte des biſchöflichen Amtes erregte Decius eine grauſenvolle Chriſtenverfolgung, der zufolge eine große Anzahl von Chriſten zu Carthago ihren Glauben verleugneten, worüber ſich der heilige Biſchof in ſeiner Schrift über die Gefallenen (de Lapsis) ſehr beklagt. Cyprian, der, durch höhere Pflichten bewogen,

ſich der allgemeinen Verfolgung entziehen wollte, ſtellte zuvor tüchtige Bevollmächtigte an, und fuhr fort, in ſeiner Zurückgezogenheit die Angelegenheiten ſeiner Kirche wacker zu leiten, und die Mitglieder derſelben zur Standhaftigkeit im Leiden und zur Beharrlichkeit im Guten durch Briefe zu ermuntern. Die Vorſehung entzog ihn jetzt noch der Martyrerkrone, weil ſie ihn beſtimmt hatte, der Kirche durch Wort und That eine mächtige Stütze auf die Dauer zu bleiben. Im Anfange des Jahres 251 hoffte Cyprian, als die Chriſtenverfolgung aufgehört hatte, wieder nach ſeiner geliebten Gemeinde zurückkehren zu können, als ein gewiſſer Feliciſſimus große Verwirrungen und Spaltung zu Carthago unter den Gläubigen anrichtete, und ſeine Zurückkehr verhinderte. Dieſer ſtreitſüchtige Menſch hatte ſich durch Reichthum und Ränke ein gewiſſes Anſehen erworben. Er hatte ſich als Laie der Wahl des Cyprianus entgegengeſetzt, und ſich jetzt mit den fünf Prieſtern, welche ebenfalls des Cyprians Wahl zu hintertreiben geſucht hatten, verbunden. Cyprian ſchrieb einen Brief, worin er die Anhänger des Feliciſſimus ermahnte, von dieſem abzulaſſen, wenn ſie aber ſeiner brüderlichen Zurechtweiſung hartnäckig widerſtehen ſollten, ſo würde er ſie von der Gemeinſchaft der Gläubigen ausſchließen. Nach einer Abweſenheit von 14 Monaten hatte endlich Cyprian das Glück, im J. 251 im April nach Carthago zurückkehren zu können. Das Erſte, was er jetzt unternahm, war die Wiederherſtellung der Ordnung und Kirchenzucht. Er verſammelte mehrere Biſchöfe von Afrika zu einem Concilium, um die Sache des Feliciſſimus und deſſen Anhänger zu unterſuchen. Dieſer und die fünf Prieſter wurden vorgeladen, erſchienen aber nicht; ſie wurden daher von der Gemeinſchaft ausgeſchloſſen. Um dieſe Zeit brach in Afrika eine ſchreckliche Peſt aus, wo Cyprian Allen ein Engel des Troſtes erſchien. Auf dieſe Schreckenszeit folgte eine Hungersnoth, wo er im ganzen Sinne des Wortes der Vater der Armen war, und ſich ſeine herzliche Milde über Chriſt und Heide ohne Unterſchied erſtreckte. Um dieſe Zeit ſchrieb er ſein treffliches Buch: über die guten Werke und die Almoſen. — Unter Valerian begann (257) von Neuem eine heftige Chriſtenverfolgung. Aſpaſius Paternus, Proconſul der Provinz Afrika, hatte zu Carthago ſeinen Sitz; dieſer ließ den Cyprian vor ſich führen, und erklärte ihm im Namen der Kaiſer Valerianus und Galienus, daß er die römiſche Religion annehmen müſſe. Zugleich fragte er ihn nach ſeinen Namen. Cyprian antwortete: ich bin ein Chriſt und Biſchof, und werde ſtandhaft in meinem Glauben beharren. Er wurde alſo nach Curubis, einer kleinen Meerſtadt am Vorgebirge Merkurs, verbannt. Inzwiſchen nahm die Verfolgung täglich zu. Cyprian war ſchon viele Monate in Curubis geweſen, als Valerius Maximus dem Aſpaſius Paternus im Proconſulate nachfolgte, der den Biſchof nach Carthago kommen ließ, wo Cyprian in ſeinen Gärten vor der Stadt wohnte. Hier wurde er oft von den angeſehenſten Männern beſucht. Auf einmal hielt ein Wagen vor ſeinem Garten, in welchem zwei obrigkeitliche Perſonen waren, die ihn fodern ließen. Er kam mit hohem Anſtande und mit heiterer Miene, ſie nahmen ihn zwiſchen ſich, und fuhren mit ihm zu einem Landgute, nahe bei Carthago, auf welchem ſich ſchwächlicher Geſundheit wegen der Proconſul aufhielt. Das Verhör des Biſchofs wurde auf den folgenden Tag verſchoben. Es verbreitete ſich ſogleich durch die ganze Stadt das Gerücht, Thascius Cyprianus ſey im Verhaft, um verhört zu werden. Das Volk lief zuſammen; denn auch die Heiden ehrten ſeine großen Eigenſchaften und ſeine Milde; das Andenken der guten Werke, die er zur Zeit der Peſt gethan, war Allen gegenwärtig. Und die Chriſten hielten Wache vor dem Hauſe, auf daß ihm wenigſtens nichts ohne ihre Mitkunde widerfahren könnte. — Früh am Morgen

des folgenden Tage hatte ſich vor dem Landhauſe des Proconſuls vieles Volk verſammelt, und Cyprian ward, unter der Begleitung vieler Chriſten, dorthin geführt. Er wurde dem Proconſul vorgeſtellt. „Biſt du Thascius Cyprianus? — Ich bins. — Haſt du als Biſchof jenen wider die Götter frevelnden Menſchen vorgeſtanden? — Ja. — Die geheiligten Kaiſer haben befohlen, daß du opfern ſollſt. — Ich thue es nicht. — Bedenke, was du thuſt! — Thue, antwortete Cyprian, was dir befohlen ward; eine ſo gerechte Sache läßt kein Bedenken zu." — Der Proconſul unterhielt ſich eine Weile mit den Beiſitzern des Gerichts, trat dann wieder hervor, und ſprach, doch ſo, daß man deutlich inne ward, wie ungern er es that, ihm das Urtheil in dieſen Worten: „Lange haſt du mit gottloſer Geſinnung gelebt, viele Menſchen zu Theilnehmern an deiner frevelnden Verſchwörung gemacht, dich ſelbſt feindſelig wider die römiſchen Götter und wider die heiligen Geſetze erhoben; und die milden geheiligten Fürſten Valerianus und Galienus Auguſtus, auch der edle Cäſar Valerian (zweiter Sohn des Kaiſers Valerianus, und ſchon ſeit drei Jahren Cäſar), vermochten nicht, dich zu ihrer Religion zurückzuführen. Da du nun Urheber und Anſtifter dieſer ſchändlichen Frevel biſt, ſo ſollſt du denen, die du dir durch deine Bosheit zugeſellt haſt, zur Warnung dienen. Dein Blut ſoll die Zucht aufrecht erhalten." — „Es ward beſchloſſen, daß Thascius Cyprianus mit dem Schwerte ſolle gerichtet werden." Cyprian antwortete: „Gott ſey Dank! Es erhob ſich die Stimme der Brüder: „Wir wollen enthauptet werden mit ihm!" Und eine unzählige Menge begleitete, ihn, indem Oberſten und Hauptleute ihm zur Seite gingen. So ward er unter großem Gedränge auf ein Feld geführt. Dann zog er ſein Kleid aus, warf ſich nieder und betete. Er ſtand wieder auf, zog ſein Unterkleid aus, welches er den Diakonen in die Hände gab, und erwartete ſtehend den Tod. Als der Scherge herantrat, hieß er ſeine Freunde ihm 25 Goldſtücke auszahlen. Chriſten breiteten linnene Tücher vor ihm aus, um das Blut des Märtyrers aufzufangen. Die Augen verband er ſich ſelbſt, und mit zitternden Händen enthauptete ihn der Nachrichter. — Die Gläubigen trugen ſeine Leiche bei Seite, um ſie der Neugier der Heiden zu entziehen, und beſtatteten ſie bei Nacht im Scheine von Wachskerzen mit Gebet und Lobgeſang. — So errang Cyprian die lange gewünſchte Palme am 14. Sept. 258, gerade 6 Jahre nach dem Tode ſeines Freundes, des h. Papſtes und Bekenners Cornelius. Das Andenken Beider wird von der Kirche gefeiert. — Carl der Große ließ ſeinen Leichnam nach Frankreich bringen, wo er jetzt noch in dem Kloſter zu Compiegne ruhet. Die Kirchenväter Lactantius, Gregor von Nacianz, Hieronymus und Auguſtinus reden mit großer Bewunderung und Ehrerbietung von dem h. Cyprian. Gregor von Nacianz ſagt unter andern, daß Cyprian gleichſam der ganzen chriſtl. Kirche in allen Welttheilen vorgeſtanden habe. Denn auf Alle warfen ſeine hohen Tugenden einen ſtrahlenden Glanz, Alle belehrte und erbaute er durch ſeine Briefe und andere Schriften, welche von der evangeliſchen Liebe, wie Auguſtin ſich ausdrückt, gleichſam überſtrömten. Er war eine Säule und Grundfeſte der Kirche, ein Vater der Armen, das Licht der Geiſtlichkeit und der Tröſter des Volkes. — Außer 81 Briefen, welche zu den vorzüglichſten Quellen der Kirchengeſchichte ſeiner Zeit gehören, beſitzen wir mehrere Werke von ihm, unter denen ſich die Erklärung des Vater unſer und das Buch von der Einheit der Kirche vorzüglich auszeichnen. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Werke iſt vom Jahre 1726 Fol. Sämmtliche echte Werke des h. Cyprian ſind von dem Benediktiner M. Feyrabend überſetzt herausgegeben worden. München bei Lentner. 4 Bde. in Oktav. 1818.

Cypris, ein Beiname der **Venus** von der Inſel Cypern, wo ihr älteſter und vornehmſter Tempel war. — **Cypripor** ein Beiname des **Amor** oder **Cupido**.

Cyrenaiker, eine philoſophiſche Sekte, deren Stifter **Ariſtipp** (ſ. d. Art.) aus **Cyrene** war. Unter den Nachfolgern ihres Stifters ſind vorzüglich berühmt: **Anniceris**, **Theodor**, **Hegeſius**, **Euphemerus**, **Bion**, **Boryſthenes** u. A. **Epikur** (ſ. d. Art.) verdrängte durch ſein neues Syſtem dieſe Philoſophie, nachdem ſie ungefähr 100 Jahre in und außerhalb Griechenland geblüht hatte.

Cyrilliſche Buchſtaben, Charaktere oder Schriftzeichen, ſlaw. Cſuraliza, ſind eine Schriftart der ſlawiniſchen Sprache, von denen uns drei bekannt ſind: 1) lateiniſche oder deutſche, bei den Pohlen, Böhmen und Lauſitzern gebräuchlich, Buchſtaben; 2) **Cyrilliſche**, deren Erfinder **Cyrillus** († 890) iſt, die Ruſſen bedienen ſich ihrer; 3) entſtand aus dieſen Cyrilliſchen Lettern, wahrſcheinlich durch calligraphiſche Experimente, ein eigenes Alphabet, das jetzt nur noch in gedruckten Büchern, aber nirgend mehr im gemeinen Leben, gebräuchlich iſt.

Cyrillus der Heilige, Biſchof von Jeruſalem, wurde im Anfange des 4ten Jahrhunderts zu Jeruſalem geboren. Seine Jugendgeſchichte iſt uns unbekannt. Im Jahr 334 wurde er Diakonus, und im folgenden Jahr zum Presbyter geweihet. Als im Jahr 350 der heilige **Maximus**, Biſchof von Jeruſalem, ſtarb, wurde Cyrillus ihm zum Nachfolger geordnet. Als Prieſter der Gemeinde zu Jeruſalem hatte ihm ſchon Maximus den öffentlichen Unterricht anvertraut. In dieſer Zeit hielt er ſeine berühmten 23 Catecheſen, welche auf uns gelangt ſind. Die beſte Ausgabe davon erſchien zu Paris 1720 in Fol. Dieſe Catecheſen haben einen großen Werth wegen ihrer Gründlichkeit und Schönheit, dann ſind ſie noch beſonders wichtig als Zeugniſſe heiliger Ueberlieferung. Die 18 erſten Catecheſen ſind an die Catechumenen, welche zur Taufe vorbereitet wurden, die 5 letzten, welche die **myſtagogiſchen** (d. i. in die Geheimniſſe einleitenden) heißen, ſind an die Neugetauften gerichtet. **Cyrillus**, den die Katholiken als eine Säule der Kirche verehren, und den dieſe den Heiligen zuzählt, iſt gleichwohl nicht frei von Beſchuldigung geblieben. Man hat ſeine Weihe angefochten, weil ſie ihm, nach dem Berichte des h. **Hieronymus**, von **Akacius**, Biſchofen zu Cäſarea, war ertheilt worden, den die Kirchenverſammlung zu Sardika der arianiſchen Irrlehre wegen des heiligen Amtes unfähig erklärt und abgeſetzt, der ſich aber dennoch durch die Gunſt des Hofes auf ſeinem Sitze zu erhalten gewußt hatte. Indeſſen hatte der Biſchof von Cäſarea ſchon als Metropolitan von Paläſtina das Recht, die Biſchöfe dieſes Landes ohne Ausnahme zu weihen, daher konnte ſich Cyrillus wohl nicht weigern, die Weihe von ihm zu empfangen. Daher denn auch nun die Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel 381 erklärte, daß Cyrillus auf kanoniſche Weiſe zum Biſchofe gewählt und angeſtellt ſey. Im J. 357 brachen Irrungen aus zwiſchen Akacius und dem heil. Cyrillus. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Jeruſalem und die Gegend umher litten durch große Theurung aller Lebensmittel, und zahlloſe Arme wandten ſich in der Noth an ihren Biſchof. Da trug Cyrillus kein Bedenken, die koſtbaren Teppiche und Gefäße der Kirche zur Unterſtützung der Armuth zu verkaufen. Es traf ſich indeſſen, daß ein Bürger von Jeruſalem im Gewande einer Schauſpielerin den Zug eines koſtbaren Altarteppichs erkannte, welchen er ſelbſt der Kirche wollte geſchenkt, Cyrillus aber zu obiger Abſicht an einen Trödler, und dieſer an die Schauſpielerin ſollte verkauft haben. Unter dieſem Vorwande rief **Akacius** den Cyrillus vor ein Privatconcilium, und da dieſer während zwei Jahre nicht erſchien, ſo ward er abgeſetzt, und mußte ſich nach Antiochien begeben. Die Kirchenverſammlung von Seleucia im J.

359 ſetzte indeſſen den Cyrillus wieder in ſein biſchöfliches Amt ein. Doch gelang es den Ränken des Akacius, in den folgenden Jahren den Cyrillus abermals ſeiner Würde zu berauben, und nachdem der Kaiſer Conſtantius ihn bei ſeinem Regierungsantritte zurückberufen hatte, verlor er ſie zum dritten Mal durch den Kaiſer Valens, welcher als Arianer ſeine Glaubenspartei begünſtigte, um die Catholiken zu unterdrücken. Nach dem Tode dieſes Kaiſers (im J. 381) war es endlich dem frommen Biſchofe vergönnt, ſeinen Sitz zu Jeruſalem wieder einzunehmen. Hier wirkte Cyrillus bis an ſein Ende (386) unermüdet thätig für die Aufrechthaltung der chriſtlichen Lehre. Wohlthätigkeit gegen die Armen, Unverdroſſenheit in Erfüllung ſeiner ſchweren Amtspflichten, Beharrlichkeit in der Ausdauer aller Verfolgungen, die ihm ſeine Feinde bereiteten, und unerſchütterte Anhänglichkeit an die Lehren ſeiner Kirche, echt chriſtliche und gränzenloſe Hingebung in alle Fügungen ſeines Mißgeſchicks, ſind die hervorſtechenden Charakterzüge in dem Leben dieſes würdigen Kirchenprälaten.

Cyrus, der Stifter der perſiſchen Monarchie, ſtammte aus der Familie der Archäniemiden, einem der edelſten Kriegerſtämme der Paſargaden. Sein perſiſcher Name Kores, oder Koreſch, bedeutet Sonne. Von dem welterobernden Cyrus hatte der gotterfüllte Jeſaias (C. 44—45) ſchon 200 Jahr früher prophetiſch geſungen. Seine Geburt umhüllt ein fabelhaftes, romantiſches Dunkel, wie die der Semiramis, wie die des Dſchingis Chan in der neuern Zeit. Sein Großvater Aſtyages, der Herrſcher Mediens, ſo wird erzählt, gab den Enkel, den ihm ſeine Tochter Mandane von einem unedlen Perſer, Kambyſes, geboren hatte, einem treuen Diener ſeines Hauſes, dem Harpagus, damit dieſer ihn umbrächte. Der Alte war durch ein ſeltſames Traumbild geſchreckt worden. Aber den Diener jammerte des Kindes. Er ließ es durch einen königlichen Hirten in dem wilden Gebirge ausſetzen, der es aber ſtatt ſeines eben todt geborenen Sohnes erzog. So wuchs Cyrus heran, und Harpagus dem der Anlaß willkommen war, ſich wegen des Mordes zu rächen, den Aſtyages an ſeinem eigenen Knaben verübt hatte, reizte den kräftigen, heldenmüthigen Jüngling, den alten König zu ſtürzen. Nachdem Cyrus ſeinen Perſern den Abſtand ihrer Unterwürfigkeit von freier Selbſtherrſchaft auf eine naive Weiſe begreiflich gemacht hatte (Herodot 1, 126), und ſich hiermit zum Feldherrn aller perſiſchen Stämme wählen ließ, erfocht er im Jahre 560 einen vollſtändigen Sieg über den mediſch-bactriſchen König Aſtyages bei Paſargada. Außer Medien war kaum eine Macht, die ſich mit der neuen meſſen konnte. Das alte prächtige Babylonien war in Verfall, und die römiſchen und griechiſchen Staaten hatten genugſam mit ſich ſelbſt zu thun. Nur Cröſus (ſ. d. Art.), der überſchwenglich reiche König Lydiens, der ſein Scepter über ganz Vorderaſien bis an den Halys ſtreckte, wagte es, ſich der wachſenden Macht des zweiten gehörnten Widders (wie ihn der Prophet Daniel ſinnbildlich nennt) zu widerſetzen. Er ſchloß ein Bündniß mit allen Völkern Vorderaſiens, ja ſelbſt mit dem entfernteren Babel, mit dem König Amaſis von Aegypten, und den europäiſchen Griechen. Ein doppelſinniger Orakelſpruch, den ihm die delphiſche Pythia gegen koſtbare Gaben zur Antwort gegeben: „daß er nämlich ein großes Reich zertrümmern würde“ machte ihn ſtark in ſeiner Hoffnung. Alſo rückt er mit Heeresmacht aus bis an den Halys. Den Fluß ſoll der mileſiſche Thales, ein naturweiſer Mann, der nur wenige Jahre vorher eine Sonnenfinſterniß auf den Monat vorausgeſagt hatte, durch tiefe Gräben ſo abgeleitet haben, daß das Heer trocknes Fußes durch das Strombett zog. Auch Cyrus war ſchnell aufgebrochen. Heiß ward die erſte Feldſchlacht, der Sieg ward keinem, nur die Nacht trennte die Streitenden. Aber Cröſus zog ſich ungehindert nach Sardes, ſeinem

königlichen Sitze in Lydien, zurück, ſandte Herolde an die Bundesgenoſſen, und entließ ſeine Miethlinge, um im nächſten Lenze wieder zu den Waffen zu greifen. Da wimmelt's plötzlich von Schlangen in der Vorſtadt von Sardes, die Roſſe laufen von der Weide, und freſſen ſie mit Wuth. Cröſus ließ die Allesforſchenden zu Telmeßus fragen. Zu ſpät. Als die fernen Seher gedeutet hatten: ein fremdes Heer werde unerwartet in des Cröſus Länder fallen, und die Einwohner unterjochen, weil die Schlange der Sohn der Erde und des Landes Kind, das Roß aber der kriegeriſche Fremdling ſey, ſo war Sardes ſchon eingenommen, Cröſus ſchon von Cyrus gefangen, was die Seher nicht wußten. Hierauf kehrte Cyrus ſeine ſiegreichen Waffen gegen Babylon. Der Fluß Gyndes hemmte den Lauf des Eroberers. Eins jener milchweißen Roſſe, die der Sonne geheiligt waren, ertrank im Strudel des Stroms. Da ſchwur Cyrus: er wollte ihn ſo ohnmächtig machen, das jedes Weib durchwaten könnte. Bald war der Fluß in 360 kleinere getheilt, das Heer rückte vor, und umſchloß die Mauern von Babylon. Zwei Jahre lang trotzte der ungeheure Ort mit ſeinen Wällen von 200 Ellen Höhe und 50 Ellen Breite, mit ſeinen Hundert ehernen Thoren, dem Andrange der Perſer, aber im dritten ließ Cyrus das Bette des Euphrat, der mitten durch die Stadt ſtrömte, ableiten, alſo, daß ſeine Krieger bis an den Gürtel im Waſſer mit dem Strome in die Stadt drangen, die Einwohner bei üppigen ſchwelgeriſchen Feſten überrumpelten, und Herren der Stadt, wie des Reiches, wurden. So wurde ihm ganz Kleinaſien und Babylonien unterthan. Phöniciens Städte unterwarfen ſich freiwillig, und die Jonier und Aeolier wurden durch die Feldherren des Cyrus (Mazarus und Harpages) bezwungen. Perſien erſtreckte ſich jetzt von den Küſten des ſchwarzenund mittelländiſchen Meeres bis an die Ufer des Oxus und Indus. In den eroberten Ländern blieben Feldherren und zahlreiche Heere, den Gehorſam zu vergewiſſern. Andere Befehlshaber waren über die Beſatzungen in den Städten geſetzt, und noch andere königliche Beamten trieben den Tribut ein. Das neu eroberte Babel allzugroßer Volksmenge zu entladen, ſandte Cyrus die Juden in ihr Vaterland zurück, die ſiebzig Jahre unter den Thränenweiden Babyloniens geſeufzet hatten. Perſer, die nur Einen Gott, ohne Bilder von Menſchenhänden geformt, in alter Einfalt verehrten, konnten den Glauben der Juden nicht haſſen. Berauſcht vom Glücke ſeiner überall ſiegreichen Waffen, wollte Cyrus das Reich der nachbarlichen maſſagetiſchen Königin **Tomyris** durch Heirath mit dem ſeinigen verbinden. Vergebens ſchlug Tomyris den Antrag aus, vergebens rieth Cröſus ab, der, durch des Schickſals tragiſche Lehre gewitzigt, als Rathgeber bei Cyrus geblieben war. Glücklich waren die erſten Gefechte, als aber der Königin einziger Sohn erſchlagen war, bot dieſe alle Macht und alle Künſte auf, zur Rettung, wie zur Rache. Die Perſer wurden niedergemetzelt, oder flohen; Cyrus kehrte nicht wieder heim. Die zornentbrannte Tomyris ließ ſeinem Leichnam den Kopf abſchlagen, und in ein Gefäß voll Blut tauchen, mit den Worten: „Nun trink dich ſatt, Barbar!" So **Herodot**. Denn **Ktesias** läßt ihn in dem Kriege mit den Sakern am Ispartes umkommen. **Xenophon** läßt ihn ruhig auf ſeinem Bette ſterben. Nach einer 29jährigen Regierung folgte ihm 529 v. Chr. ſein Sohn **Kambyſes** (ſ. d. Art.) in der Regierung. Die Bildungsgeſchichte des Cyrus (Cyropädie), welche Xenophon ſchrieb, iſt mehr ein Roman im perſiſchen Geiſte, als eine Geſchichte, mehr Darſtellung eines nach ſokratiſchen Begriffen gebildeten Herrſcherideals, obgleich eine der gelungenſten Arbeiten des Alterthums in Anlage und Harmonie. — Ein anderer **Cyrus** war der jüngſte Sohn des **Darius Nothus** oder **Ochus**, und der **Paryſatis**. Als Liebling der Letztern gelang es ihm, ſchon in ſeinem 16ten Jahre die oberſte Gewalt von Darius über alle

Provinzen Kleinaſiens zu erhalten. Aeußerſt herrſchſüchtig, empörte ihn die Thronbeſteigung ſeines älteſten Bruders Artaxerxes Mnemon ſo ſehr, daß er eine Verſchwörung anſtiftete, um den König zu Paſargade zu ermorden. Dieſer Anſchlag wurde aber verrathen, und ſtatt daß er hingerichtet wurde, erhielt er von Artaxerxes noch die Statthalterſchaft von Kleinaſien. Hier ſann er, in Verbindung mit den Lacedämoniern, auf eine neue Verſchwörung, brachte ein ſtarkes Heer zuſammen, und ſtieß in den Ebenen von Cumapa auf die ſchlagfertige Armee ſeines Bruders. Während beide Heere mit Unerſchrockenheit ſtritten, geriethen beide Brüder in einen Zweikampf, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr empfing Cyrus den tödlichen Streich von der Hand ſeines Bruders, welcher ihn mit einem Wurfſpieße durchbohrte.

Cythera, jetzt Cerigo, eine Inſel im ägäiſchen Meere, im Süden der Halbinſel Morea, zu dem vereinigten Staate der Joniſchen Inſeln gehörig. Sie enthält auf 4½ Quadratmeilen etwa 9000 Einwohner, und iſt meiſtens ein kahler Felſen. Die Hauptſtadt Cerigo liegt auf einem Felſen in geringer Entfernung von der See, iſt der Sitz eines griechiſchen Biſchofs, hat 1200 Einwohner, und bei dem Hafen Porto Delphino ein ſehr feſtes Caſtell. Auch auf der Südküſte hat dieſe Inſel einen guten Hafen, St. Nicolo, welcher durch das Fort gleiches Namens gedeckt iſt, in deſſen Nähe man ſehr merkwürdige, in Felſen gehauene, Catacomben ſieht, und dabei die halb verſenkten, halb vom Meere bedeckten, Trümmer der aus dem Alterthume ſo bekannten Stadt Cythera, vorzüglich berühmt wegen des Dienſtes der Venus Urania, deren vornehmſter Tempel ſich daſelbſt befand, und der von allen der älteſte war, die dieſer Göttin zu Ehren erbaut wurden. Von eben jener Stadt führte Venus auch den Namen Cythera. Im Innern der Inſel findet man noch einige halbzertrümmerte Säulen ohne Capitäler, und ſonſtige mannigfach geformte Bruchſtücke von Stein und Marmor, welche für Ruinen jenes, einſt ſo geprieſenen, Tempels gelten. Das Clima dieſer Inſel iſt übrigens ſehr ſanft, und ihre Produkte beſtehen in wildem Geflügel, Corallen, Purpurſchnecken, Wein, Oel, Flachs, Baumwolle, Honig, Wachs, Roſinen, und überhaupt in allen Erzeugniſſen des ſüdlichen Bodens; gleichwohl liefert ſie an Getreide nur ein Viertel des Geſammtbedürfniſſes. Am Fuße des Berges St. Sophia erblickt man eine Höhle, die ſich durch die ſchönſten und mannigfaltigſten Tropfſteinfiguren empfiehlt. Die beiden andern Häfen der Inſel heißen Avlemana und Capſelis.

Czar heißt im Slavoniſchen ſo viel als König oder Groß-König. Iwan II., Beherrſcher von Rußland, nahm dieſen Titel im Jahr 1545 ſtatt des vorher üblichen Großfürſt bei ſeiner Krönung an. Seine Nachfolger behielten ihn bei bis 1721, wo Peter I. ſich den Kaiſertitel beilegte, der zuerſt von Preußen, Schweden und den Niederländern anerkannt ward. Doch führen die Kaiſer von Rußland von einigen Theilen ihres Reiches noch den Titel Czar, wie denn auch Alexander I. von ſeinen neueſten Erwerbungen ſich Czar von Polen nennet. Die Gemahlin eines Czars hatte den Titel Czarewska, der Kronprinz den Titel Czarewitſch.

Czartoryski (Adam, Fürſt von) abſtammend aus dem alten Geſchlecht der Jagellonen, ehemaliger Staroſt von Podolien, nachher öſterreichiſcher Feldmarſchall, ward 1731 geboren. Da ihn die Natur mit allem dem begabt hatte, was nur Anſprüche auf Glück und Freude in der Welt giebt, ſo erreichte er doch die Stufe nicht, worauf er eigentlich hätte zu ſtehen kommen ſollen. Seit der Krönung von Stanislaus Poniatowsky zum Könige von Polen lebte er mit dieſer königlichen Familie, da er auch einer der Mitbewerber um den polniſchen Purpur war, in beſtändiger feindlicher Spannung. Nach

der erſten Theilung Polens trat er in öſterreichiſche Dienſte, und führte auf dem Landtage von 1789 und 91 eine kräftige Sprache für die Unabhängigkeit und Wiederherſtellung einer dauerhaften Regierung in Schweden. Um dieſe Zeit ſuchte er, als damaliger polniſcher Geſandter in Dresden, den Churfürſten von Sachſen zur Annahme des polniſchen Scepters zu bewegen, und wandte ſich hierauf nach Wien, um von dem Kaiſer Schutz gegen die Abſichten Rußlands zu erflehen. Nach fruchtloſen Bemühungen, und da Stanislaus die Conföderationsakte von Targowiza unterzeichnet hatte, begab ſich Czartoryski in die Einſamkeit auf ſeine Güter, wo er nur als ſtiller Zuſchauer die politiſchen Ereigniſſe von 1794 mit anſah. Bei dem unglücklichen Ausgange war er genöthigt, ſeine beiden Söhne Catharina II. zu übergeben. Hier gewann der jetzige Kaiſer Alexander als damaliger Großfürſt den jungen Adam Czartoriski beſonders lieb, rief ihn nach ſeiner Thronbeſteigung aus der Art von Verbannung, wozu ihn Paul I. als Geſandter am ſardiniſchen Hofe verdammt hatte, zurück, und machte ihn bald zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. In dem Jahre 1805, in welchem ſein Vater zum öſterreichiſchen Feldmarſchall ernannt wurde, war er in dem Gefolge Alexanders, auf ſeinen Reiſen in Deutſchland. Am 11. April deſſelben J. hatte er mit England ein Freundesbündniß abgeſchloſſen, dem ſpäter auch Oeſterreich beitrat, und zu dem man auch Baiern ziehen wollte. Da aber der Einfall der Oeſterreicher die Unterhandlungen auflöſte, und durch die Schlachten von Ulm und Auſterlitz ein unglücklicher Ausgang des Krieges herbeigeführt wurde, legte Czartoryski, fürchtend, man möchte ihm das unglückliche Reſultat zur Laſt legen, ſeine Würde nieder, und erhielt den Grafen von Budberg zum Nachfolger im Miniſterium. Ohne an den Staatsgeſchäften unmittelbar Theil zu nehmen, erblicken wir ihn 1807 als Begleiter des Kaiſers, und im Jahr 1812 war der Fürſt Czartoryski derjenige ehrwürdige Veteran, der in der Eigenſchaft eines Marſchalls des polniſchen Reichstages die Conföderationsakte unterzeichnet hatte. Auf dem Congreſſe zu Wien erſchien er bei der Entſcheidung des Schickſals Polens, an der Spitze einer Geſandtſchaft, wo er dem ruſſiſchen Kaiſer die Grundzüge zu einer Conſtitution vorlegte. Der Kaiſer zeichnete ihn huldvoll aus, und ernannte ihn zum Senator Palatinus. Seine Gemahlin erwarb ſich durch ihren feurigen Patriotismus, durch ihre Schönheit und ihren poetiſchen Geiſt, welchen ſie in der Correſpondenz mit Delille entfaltete, einen berühmten Namen.

Czaslau (Tſchaslau), ſ. Chotuſitz.

Czenſtochowa, eine offene Stadt mit feſten Außenwerken in Kleinpolen, unweit der Gränze von Oberſchleſien, nordweſtlich von Krakau. Alt-Tſchenſtochau am linken Ufer der obern Wartha, Neu-Tſchenſtochau ⅓ M. weiter weſtlich am Fuße des Klarenberges, wo ſich die Straßen aus Oberſchleſien nach Warſchau und von Poſen über Caliſz nach Cracau durchſchneiden. Auf der Höhe des Klarenberges liegt das ſtark befeſtigte Pauliner-Kloſter, welches die genannten Straßen beherrſcht, und als es den 19ten November 1806 kapitulirte, mit 500 Mann und 32 Geſchützen beſetzt war. Beide Czenſtochowa's haben 500 Häuſer, 3300 Einwohner.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Verzeichniß

der

im dritten Bande enthaltenen Artikel.

Artikel	Seite
C	1
Cabale	—
Cabbala	—
Cabinet	—
Cabochon	—
Cabotage	—
Cacadu	—
Cacaobaum	—
Cacaomalve	2
Cachet (Lettres de)	—
Cacus	—
Cada Moſto	—
Cadenz	—
Cadi	3
Cadix	—
Cadmus	5
Caduceus	6
Cäcilia (d. Heilige)	—
Cäſar (Caj. Jul.)	7
Cäſur	15
Caen	16
Caffa	—
Caffarelli, ſ. Majorano	—
Caffeebaum	—
Caffernländern	17
Cagliari, ſ. Veroneſe	18
Cagliari	—
Caglioſtro (A. Graf v.)	—
Cagots	—
Caille (N. L. de la)	19
Caimakan	—
Cairo	—
Cajus	20
Calabrien	—
Calais	21
Calamiſter	—
Calas (Johann)	22
Calathus	23
Calcagnini	—
Calcedonier	25
Calcination	—
Calcutta	—
Caldara (Polidoro)	26
Calderon (Pedro de la Barca)	—
Caledoniſcher Canal, ſ. Canäle	29
Calembour	—
Calender	30
Caliber	31
Californien	—
Caligula (Caj. Cäſar Aug. Germanicus	36
Calix	38
Calixtiner, ſ. Huſſiten	39
Calcar (Jan van)	—
Calimachus	—
Calliope	41
Callot (Jakob)	—
Calmet (Aug.)	42
Calonne (Ch. Alex. de)	43
Calprenede (G. d. Coſtes de la)	—
Calvarienberg	44
Calvart (Dionys)	—
Calvart (Georg)	—
Calvin (Johann)	45
Calviſius (Sethus)	47
Calypſo	—
Cambaceres (J. J. R.)	48
Cambray	50
Cambridge	—
Cameen	51
Camellie (japaniſche)	51
Camera obscura	52
Camerarius (Joach.)	—
Camerti	—
Camillus (M. F.)	54
Camiſards	58
Cammermuſik	—
Cammermuſikus	—
Cammerton	59
Camönen, ſ. Muſen	—
Camoens (Luis de)	—
Campana (Pedro)	67
Campanien	—
Campe (Joach. Hein.)	—
Camper (Peter)	68
Campher	—
Campidoglio, ſ. Capitol)	69
Campo Formido	—
Campomanes (Grf v.)	—
Canaan, ſ. Paläſtina	—
Canada, ſ. Nordamerika	—
Canäle	—
Canal, pas de Calais, ſ. Calais	—
Canarienſekt, ſ. canariſche Inſeln	—
Canarienbaum	70
Canarienvogel, ſ. canariſche Inſeln	—
Canariſche Inſeln	—
Candia	—
Candidaten	71
Caniſius (Peter)	72

	Seite
Canitz (Freih. v.)	72
Cannä	73
Cannelirungen	74
Cannibalen, ſ. Caraiben	—
Cano (Alonzo)	—
Canon	—
Canon (Muſik)	75
Canonen, ſ. Artillerie	—
Canonicus, ſ. Stift	—
Canoniſation	—
Canoniſche Bücher, ſ. Canon und apocriphiſche Bücher	76
Canoniſches Recht	—
Canobus	—
Canot	77
Canova (Antonio)	—
Cantate	80
Cantemir (Demetrius)	—
Canterbury (Anſelm, Biſchof von)	81
Canthariden, ſ. Fliege	—
Canton	—
Canton, Bezirk	82
Canut I.	
Canzone	83
Capacität	—
Capelle (Muſik)	—
Capello (Bianka)	—
Caper	85
Capet, Capetinger, ſ. Frankreich	86
Capi Aga	—
Capillargefäße, ſ. Haargefäße	—
Capital, ſ. Kapital	—
Capitolium	—
Capitulation	87
Cappadocien	—
Cappernſtrauch	88
Caprara (J. B.)	—
Capri	—
Caprification	—
Capua	89
Capuciner, ſ. geiſtliche Orden	—
Cap	—
Caracalla	90
Caraccioli (L. Ant.)	92
Caraiben	—
Caraibiſche Inſeln, ſ. Antillen	95
Caravaggio, ſ. Caldara	95
Caravaggio (M. Ang.)	—
Caravane	—
Caravanſerai	96
Carbonari	—
Carcaſſe	97
Cardano (Hieron.)	—
Cardendiſtel	98
Cardi (Ludovico)	—
Cardinal	—
Carfunkel	99
Caricatur	—
Carien	100
Cambyſes, ſ. Kambyſes	—
Cameralwiſſenſchaften, ſ. Kameralwiſſenſchaften	—
Carl der Große	—
Carl IV.	108
Carl V.	110
Carl VI.	121
Carl der Kühne	123
Carl VII., ſ. Frankreich und Johann d'Arc	124
Carl IX., ſ. Bluthochzeit	—
Carl I.	—
Carl II.	128
Carl XII.	130
Carl XIII.	134
Carl Emanuel d. Gr.	135
Carl Eduard, ſ. Eduard	—
Carl Eugen	—
Carl Th. A. M., Freih. v. Dalberg, ſ. Dalberg	137
Carl Theodor	—
Carli (Giov. Rin.)	138
Carlos (Don)	—
Carlowitz	143
Carlsbad	—
Carlsbader Beſchlüſſe, ſ. Kongreſſe	—
Carlsruhe	—
Carmagnole	—
Carmel	144
Carmer (Graf v.)	145
Carnation, ſ. Nacktes	—
Carneades	—
Carneol	146
Carneval!	146
Carnies (Säule)	147
Carnot (L. N. M.)	—
Caro (Annibale de)	148
Carolina, ſ. Halsgerichtsordnung	—
Caroline A. Eliſ. K. v. England	—
Carolinger, ſ. Deutſchland	152
Carolingiſche Schrift	—
Caronaden	—
Caroſſelli (Angelo)	—
Carpathen	—
Carptor	153
Carpzov (Bened.)	—
Carracci	—
Carrier (Joh. Bapt)	155
Carſtens (Asmus)	156
Carteſius, ſ. Descartes	—
Cartätſchen	—
Carthäuſer, ſ. geiſtliche Orden, und Bruno der Heilige	157
Carthagena	—
Carthago	158
Carton	162
Cartouche	—
Caryatiden	—
Caſan	163
Caſanova (Franz)	—
Caſas (Bart. de las)	—
Caſaubon (Iſaac de)	164
Cascade	—
Cascaden	165
Caſchemir	—
Caſimir der Große	167
Caſino	168
Caſiri (Michael)	—
Caspiſches Meer	169
Caſſander (Georg)	—
Caſſandra	170
Caſſano	—
Caſſationsgericht	171
Caſſel (Franz Peter)	—
Caſſel (Heſſen=)	173
Caſſin	174
Caſſini (Giov. Dom.)	175
Caſſini (Jacques)	—
Caſſini de Thury	176
Caſſius, ſ. Dio Caſſius	—
Caſſius Longinus	—
Caſtalia	—

	Seite
Caſtelli (Bernardo)	177
Caſten	—
Caſtiglioni (Balth.)	—
Caſtiglioni (G. B.)	180
Caſtilien, ſ. Spanien	—
Caſtlereagh (Lord)	—
Caſtor und Pollux	181
Caſtoreum	182
Caſtra	—
Caſtrat	183
Caſtrum Doloris	185
Caſuiſtik	—
Catacomben	—
Catafalk	186
Catakuſtik	—
Catalonien, ſ. Spanien	—
Cataphrakten	—
Catapulten	—
Catarakt, ſ. Caſcade	187
Cataſter	—
Catechetenſchule	188
Catechetik	—
Catechismus	189
Catechumenen	—
Categorien	—
Catharina I.	191
Catharina II.	193
Catharina v. Medici	201
Cathedrale	202
Catheten	—
Catholicismus	—
Catilina (L. Serg.)	204
Catinat (Marſchall)	206
Cato der Cenſor	208
Cato von Utica	210
Catoptrik	212
Cats (Jacob van)	—
Catten	213
Cattho (Angelo)	—
Catullus (C. V.)	214
Caucaſus	—
Caudiniſche Päſſe, ſ. Avellino	215
Cauſalität	—
Caution, ſ. Bürgſchaft	217
Cavanilles (A. Joſ.)	—
Cavedone (Jacomo)	—
Cavendiſh (Henry)	218
Caviar	—
Caxton (William)	219
Cayenne, ſ. Guiana	—
Caylus (Graf von)	—

	Seite
Cazotti (Jacques)	220
Cazwini	221
Cecil (William)	—
Cefalonien	222
Cekrops	—
Celebes	223
Cellarius (Chriſtoph)	227
Cellini (Benvenuto)	—
Celſus (Aur. Corn.)	229
Celten	—
Celtes (Conrad)	—
Cementation	230
Cenci	231
Cenis	—
Cenotaphium	232
Cenſur, ſ. Büchercenſur	—
Cenſus	—
Centauren	—
Centgericht	233
Centimanen	—
Cent Jours	—
Centlivre (Suſanna)	234
Centralbewegung	235
Centralfeuer	—
Centralkräfte	—
Central-Unterſuchungscommiſſion	—
Central-Verwaltung	236
Centrifugalkraft und Centripetalkraft, ſ. Centralkräfte	237
Centurie	—
Centurien (magdeb.)	—
Cephalus	239
Cerachi (Joſeph)	—
Cerama	—
Cerberus	240
Cerebralſyſtem	—
Ceremoniel	—
Ceremonien	241
Ceres	242
Cerinthus, ſ. Gnoſtiker	243
Cerquozzi (M. A.)	—
Certe-Partie	—
Cerutti (G. A. J.)	—
Cervantes (Mig. de)	244
Ceſari (Giuſeppo)	247
Ceſarotti (Melchior)	—
Ceſſion	248
Cette	—
Ceuta	—

	Seite
Ceylon	248
Ceyloniſche Sprache	254
Chabert (J. B. von)	255
Chäronea	—
Chagrin, ſ. Schagrin	256
Chalcidicos	—
Chalcedon, ſ. Calcedon	257
Chalcographie, ſ. Kupferſtecherkunſt	—
Chalcondyles (Dem.)	—
Chaldäa	—
Chalif, ſ. Kalif	—
Chalotais (L. R. de la)	—
Chamäleon	258
Chambers (Ephraim)	259
Chambery	—
Chambre ardente	—
Chamfort (S. R. N.)	—
Champagne (Phil.)	260
Champagner Wein	—
Champignon	264
Champion	—
Chandler (Richard)	—
Chaos	265
Chapelain (Jean)	—
Chapelle (Cl. Em.)	266
Chappe (Claude)	—
Chappe d'Auteroche	—
Charade	267
Charakter, ſ. Karakter	—
Chardin (Jean)	—
Chares	—
Charette de la Coutrie, ſ. Vendee	268
Charfreitag	—
Chargé d'Affaires, ſ. Geſandten	—
Charites	—
Charitinnen	269
Chariton	270
Charkow	—
Charlatan	—
Charlestown	—
Charlottenburg	—
Charon	271
Charoſt (Duc de)	—
Charron (Pierre)	272
Charta magna	—
Charte conſtitutionelle	273
Charybdis	277

Seite

Chatam (Graf v.) 277
Chateauroux (M. A. de) 279
Chatelet (Marquiſe dû) —
Chatillon ſur Seine 280
Chatterton (Thomas) —
Chaucer (Geoffrey) 281
Chaudet 285
Chaufepié (J. G. de) —
Chaulieu (G. A. de) —
Chaumont (Traktat von) 286
Chauſſée (P. C. N. de la) —
Chauſſéen 287
Chaux de Fonds 288
Checks —
Chemie —
Chemie (Geſch. der) 290
Chemie (antiphlogiſtiſche), ſ. Antiphlogiſtiſche Chemie 296
Cheminais —
Chenal 297
Chenille —
Cherbourg —
Cheribon —
Cheron (El. Soph.) 298
Cherſon —
Cherubim —
Cherusker 299
Cheſter 301
Chevalets —
Chiabrera (Gabr.) 302
Chiareſcero, ſ. Grau in Grau und Helldunkel 303
Chiffer der Alten —
Chili, ſ. Südamerika —
Chiliasmus —
Chimära 304
Chimboraſſo, ſ. Cordilleras —
China —
Chinarinde 318
Chineſiſche Sprache, Schrift und Literatur 319
Chio, ſ. Scios 336
Chirographarius —
Chirologie —
Chiromantia 337

Seite

Chiron 337
Chironie (die ſtrauchartige) —
Chirurgie —
Chlodowig 338
Chocolade 339
Choczim —
Chodowiecki 340
Choenix 341
Choiſeul-Gouffier 342
Choiſeul-Stainville —
Chor (dram. Kunſt) 343
Chor (Muſik) 344
Choral —
Choras 345
Choregraphie —
Choriambe, ſ. Rhythm. —
Chorographie —
Chotuſitz —
Chouans 346
Chriſam —
Chriſt (Joh. Fried.) —
Chriſtenthum 347
Chriſtenthum, deſſen Folgen ꝛc., Chriſtenverfolgungen, ſ. Evangelium 350
Chriſtian II. —
Chriſtian VII. 353
Chriſtiania 354
Chriſtine (Königin v. Schweden) —
Chriſtofani (P. P.) 360
Chriſtoph, ſ. Hayti —
Chriſtoph (Sanct) —
Chriſtoph der Kämpfer —
Chriſtoph (Herzog v. Würtemberg) 361
Chriſtophorden 262
Chriſtos 263
Chriſtus, ſ. Jeſus —
Chriſtus —
Chriſtusköpfe 364
Chriſtusorden —
Chrodo —
Chromatiſch 365
Chromium —
Chronodiſtichon —
Chronologie —
Chronometer, ſ. Zeitmeſſer 370
Chryſalide, ſ. Schmetterlinge —

Seite

Chryſantheum indicum 370
Chryſeis, ſ. Achilles —
Chryſipp —
Chryſolith —
Chryſopras —
Chryſoſtomus der H. —
Chur 373
Churchill —
Churfürſten 379
Chylus 381
Cibber (Colley) —
Ciborium 382
Cicero (M. Jul.) —
Cicerone 390
Cicisbeat —
Cid 391
Cidder 396
Cieco (Franz) —
Cigarro 398
Cignani (Carlo) —
Cilicium 399
Cilicien —
Cimabue —
Cimaroſa (Dom.) —
Cimbrer 400
Cimon 402
Cincinnatus 403
Cinctus gabinus 405
Cinna (Luc. Corn.) —
Cino v. Piſtoja 406
Cinque Ports 407
Circaſſien —
Circe 408
Circenſiſche Spiele —
Circumferentor 410
Circumpotatio —
Circumvallationslinien 411
Circus —
Cirkel 412
Cis —
Cisalpiniſche Republik, ſ. lomb.-venet. Königreich 413
Cisrhenaniſche Rep. —
Ciſtenroſe —
Ciſterne —
Ciſterzienſer, ſ. geiſtl. Orden —
Citadelle —
Cithara —
Citiren 414

	Seite
Citronen	414
Citronenſäure	—
Ciudad Rodrigo	416
Civilbaukunſt	—
Civilliſte	417
Civilrecht	—
Clairfait (Graf)	424
Clairon (Hippolyte)	425
Clajus der Aeltere	426
Clajus der Jüngere	—
Clarendon (Gr. v.)	427
Clarinette	—
Clarke (Samuel)	428
Clarke (H. J. G.)	—
Claſſe, Claſſification	429
Claſſiſch, Claſſiker	—
Claude Laurrain, ſ. Gelée	433
Claudianus (Cl.)	—
Claudius (Matth.)	434
Claudius (Tiberius)	—
Clauſeln	435
Clavicylinder	—
Claves	436
Clavier	—
Clavis (Muſik), ſ. Schlüſſel	—
Clavigo y Flaxardo	—
Cleanthes	—
Clemence-Iſaure	437
Clemens I.	438
Clemens XIV.	441
Clemens Auguſt	444
Clemens v. Alex.	445
Clemens Wenzesl.	446
Clement (Jacq.)	448
Clement (J. M. B.)	—
Clementinen	—
Cleopatra	449
Cleve	452
Client	—
Clifford (Thomas)	453
Clima	—
Climakteriſch	454
Clinik, ſ. Arzneikunde	—
Clinton (Georg)	—
Clio	455
Clitorisblume	—
Clive (Robert)	—
Clodius (Chr. Aug.)	457
Clooz (Bar. de)	458
Clotho, ſ. Parzen	459
Clotilde de Vallon	—
Cloud (St.)	460
Clubb	—
Cluniacenſer	—
Cluſium	—
Clytie (die ſchöne)	—
Clytämneſtra	461
Cnidus ſ. Gnidus	—
Coadjutor	—
Coalition	—
Cobäe	462
Coblenzl (L. Gr. v.)	—
Cobi	463
Coblenz	465
Coburg (Herzogth.)	468
Coburg (Fr. Joſ. Herzog v. Sachſen-)	470
Coca	—
Cocagna	—
Cocceji (Heinr. v.)	471
Cochenille	472
Cochinchina	474
Cochin (Char. Nic.)	483
Cocon	—
Cocosbaum	484
Cocytus	—
Code civil	—
Coder	490
Codicilli	—
Codrus	491
Codrus Urceus	—
Coefficienten	492
Coehorn (M. B. v.)	—
Cöleſtiner, ſ. geiſtl. Orden.	493
Cölibat	—
Cölln (Fr. G. W. v.)	494
Cöln, ſ. Köln	—
Cölniſche Mark	497
Cönobit, ſ. Anachoret	—
Coeur (Jacques)	—
Cognac	498
Cognaten	—
Cohäſion	—
Cohorte, ſ. Legion	499
Coimbra	—
Colardeau (Ch. P.)	—
Colberg	—
Colbert (J. B. M.)	500
Colchis	502
Colibri	—
Coligni (G. Gr. v.)	503
Coliſeum	504
Collaterales	505
Collator	505
Collé (Charles)	—
Collectivglas	506
Collegialrechte	—
Collegianten, ſ. Rheinsburger	—
Collegien	—
Collegialkirche	—
Collegium Corneliorum	507
Collegium de Propaganda	—
Collegium Lotorum	508
Collin (H. J. von)	—
Collin d'Harleville	509
Collin (Schlacht)	—
Collis Hortulorum	514
Colliſion	—
Colloredo (Familie)	515
Collot d'Herbois	516
Colman (George)	—
Colombo (Chriſtoph)	—
Colonialwaaren	525
Colonien	526
Colonna (Pomp.)	528
Colonna (Victoria)	—
Colonne	530
Coloratur	—
Colorit	531
Coloß	—
Colquhoun (Patrik)	533
Colubrine	534
Columbus, ſ. Colombo	—
Columbarien	—
Columella (L. J. M.)	—
Coluren	—
Columbia (Rep.), ſ. Südamerika	—
Combabus	—
Combination	535
Comenius (Joh. Am.)	—
Comes Palatinus	536
Cometen	—
Comines	537
Comines (Ph. de)	538
Comitate, ſ. Geſpannſchaften	539
Comité	—
Comitien	—
Comma	540
Commandement	541
Commanderie	—
Commeline	—

	Seite
Commentar	541
Commerſon (Phil.)	542
Commiſſionshandel	543
Commodi (Andrea)	—
Commodore	—
Commodus (Ant.)	—
Communion	544
Comnenus (And.)	545
Como	548
Comos	—
Compagnie	—
Compaß	—
Competenz	549
Compoſition	—
Compreſſibilität	553
Compromiß	—
Concav	—
Concert	556
Conceſſion	557
Concetti	—
Conchilien	—
Conſilium	—
Conclave	558
Concordanz	562
Concordat	563
Concordienformel	566
Concret	567
Concubinat	568
Concurs	—
Concuſſion	570
Condamine (Ch. M. de la)	—
Condé	572
Condé der Große, ſ. Bourbon-Condé	—
Condé (L. J. de Bourbon, Prinz v.)	—
Condenſation	—
Condillac (E. B. de)	573
Condor	574
Condorcet (M. de)	575
Condottieri	576
Confeſſion	577
Confeſſoren	—
Configurationen	—
Confirmation	—
Confucius	578
Congiarien	579
Congius	—
Congo	580
Congregation	581
Congreß, ſ. Kongreß	—
Congreve (William)	—
Conjugation, ſ. Sprachlehre	582
Conjunction, ſ. Aſpecten	—
Conkordia	—
Connetable	—
Conninxloo (Aeg.)	583
Conrad v. Würzburg	—
Conrad v. Hochſteden	584
Conradin	585
Conring (Herrm.)	586
Conſalvi (Herc.)	587
Conſcription	588
Conſervatorien	589
Conſecration	—
Concenß	—
Conſigniren	—
Consilium abeundi	—
Conſiſtorium	—
Conſolato del Mare, ſ. Handelsrecht	591
Conſole	—
Conſolidirte Fonds, ſ. Fonds	592
Conſonanten	—
Conſtable	—
Conſtantia	—
Conſtantiawein, ſ. Cap	—
Conſtantinopel	—
Conſtantinus	596
Conſtellation	599
Conſtitution	—
Conſtitutionsgeſetze	600
Conſul	—
Conſulta	602
Conſumtionsſteuer	—
Contagium	603
Contarini	604
Conté (N. Jacq.)	605
Contemplation	—
Conti	606
Continent	—
Continentalſyſtem	—
Contingent	607
Contorniaten	608
Contour, ſ. Umriß	—
Contrabande	—
Contraproteſt	—
Contrapunkt	—
Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten	—
Contraſt	—
Contratöne, ſ. Tabulatur	610
Contravallationslinie, ſ. Cirkumvallationslinie	—
Contra-Alt	—
Contrescarpe	—
Contribution	—
Controle	—
Controverſe	611
Contucci (Andreo)	—
Contumacia	—
Contumaz	—
Conty, ſ. Bourbon	—
Conus, ſ. Kegel	—
Convent	—
Conventionalſtrafe, ſ. Strafrecht	—
Conventionsfuß	612
Convergenz	—
Converſation	—
Convex, ſ. Concav	615
Convictorium	—
Convoy	—
Convulſionärs, ſ. Janſeniſten	—
Convulſionen, ſ. Krpf.	—
Cook (James)	—
Copaiva-Balſam	617
Copaibaum	618
Copeke	—
Copenhagen	—
Copernicus	619
Copie	624
Copir-Maſchinen	625
Copley (John S.)	—
Copten	—
Copuliren	—
Coques (Gonzales)	—
Corallen	—
Corallenſchlange	627
Coran, ſ. Alkoran	628
Corbach	—
Corday (Charlotte)	—
Cordeliers	630
Cordilleras	—
Cordon	631
Cordova	—
Corea	—
Corelli (A.)	632
Corfu	—
Corilla, ſ. Improviſatoren	633

Seite
Corinna 633
Corinth —
Corinthen, ſ. Roſinen 634
Corinthiſches Erz —
Corinthiſche Säulenordnung, ſ. Säulenordnung 635
Coriolanus —
Cork 639
Cornaro (Lodov.) —
Cornazzano (A.) 640
Corneille (Peter) —
Corneille (Thomas) 644
Cornelia gens —
Cornelis (Corn.) —
Cornelius Nepos —
Corniche, ſ. Säule 647
Cornwallis (Lord) —
Coromandel —
Coroner —
Corps 648
Corpus —
Corpus Catholicorum et Evangelicorum —
Corpus juris —
Correkt 649
Correggio (A. da) —
Corſaren 650
Corſica 651
Corſo —
Cortereal (Jer.) 652
Cortes —
Cortejo 654
Cortez —
Cortona 656
Corunna 657
Corvei —
Corycius (Joh.) 658
Coſel 659
Coſel (Gräfin v.) —
Coſimo (Pietro) 661
Cosmologiſcher Beweis —
Cosmo de Medici, ſ. Mediceer 662
Coſſé (Ch. de) —
Coſta (Claudius Manoel da) 663
Coſter (Joh. Lor.) 664
Coſtnitz 665
Coſtume —
Cosway (Maria) 666

Seite
Côté droit 666
Cothurn —
Cotin (Charles) 667
Cotin (Sophie) —
Cotopaxi 668
Cottus, ſ. Centimanen —
Cottabus —
Cotys 669
Coucy (R. de) —
Couliſſen 670
Coulomb (Ch. A. de) —
Coup 671
Coupon —
Courbiere (Baron) —
Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe d. Liebe 672
Cours —
Court de Gebelin —
Courtois (Jacq.) 673
Couſin (Joh.) 674
Couſtou (Nicl.) —
Covenant —
Coventry —
Cowley (Abrah.) 675
Cowper (William) 677
Coxa —
Coxe (William) 678
Coypel —
Coyſevox (Ant.) 679
Cracau —
Cramer (Joh. Andr.) —
Cramer (C. Fr.) 680
Cramer (Wilhelm) 683
Cranach (Lukas) —
Crapelet (Charles) 689
Craſſus —
Crater —
Craven (Lady) 690
Crayer (Casp. de) —
Crayon 691
Crebillon (P. J. de) —
Crebillon (C. P. de) 693
Credere 694
Creditſyſtem —
Creeks —
Crefeld 695
Cremnitz —
Cremona 696
Cremor tartari —
Creolen 697
Crescendo —
Crescentiis (P. de) 698

Seite
Crescenzi (D. J. B.) 698
Crescimbeni (G. M.) —
Crespi (G. M.) 700
Creſſi —
Creſti —
Creta, ſ. Candia —
Creticus, ſ. Rhythmus —
Cretins —
Creuſa 701
Creutz (Graf v.) —
Creuz (Freih. v.) 702
Crevenna 703
Crichton (James) —
Crillon (L. de) 704
Crillon-Mahon 705
Criminalrecht —
Crimm 709
Criſis —
Criterium 710
Croatien —
Cröſus —
Cromford 711
Cromwell (Olivier) —
Cronegk (Freih. v.) 721
Cronſtadt 724
Croup —
Crownglaß 725
Crozat (J. A.) —
Cruſade —
Crusca, ſ. Akademie —
Cruſius (Chr. A.) —
Cruz (J. J. de la) 727
Cruzade 728
Crypto —
Cryſtall —
Cuba 729
Cubus 730
Cüſter (Ludolph) —
Cüſtine (A. Ph. de) 731
Cüſtrin 733
Cueva (J. de la) —
Cujus (Jacq.) 734
Cullen (Will.) 735
Culloden (Schlacht) —
Culm (Schlacht) 736
Culmination 737
Cultur —
Cumä —
Cumberland (H. v.) 738
Cumberland (R.) —
Cunersdorf (Schlacht) 739
Cunibert (d. H.) 741
Cunigunde (d. H.) 742

Digitized by Google

	Seite
Cuno	742
Cupido	743
Curacao	—
Curatel, ſ. Vormundſchaft	744
Curchill, ſ. Marlborough	—
Cureten	—
Curie	—
Curio (C. Scirb.)	—
Curiſches Haff	745
Curius Dentatus	746
Curland, ſ. Kurland	—
Currende	—
Curſivſchrift, ſ. Antiquaſchrift	—
Curſus	—
Curtius (Marcus)	746
Curtius (M. C.)	747
Curtius Rufus	748
Cuſanus	749
Cuſco	751
Cuſtos	—
Cutter	—
Cuxhafen	752
Cyanometer	—
Cybele	—
Cycliſche Dichter	754
Cycloide	756
Cyclopen	—
Cyclus	—
Cycnus	—
Cydnus	—
Cylinder	757
Cymbel	757
Cyniker	—
Cynoſura	—
Cynthius	—
Cypern	—
Cypreſſe	758
Cyprian d. H.	759
Cypris	—
Cyrenaiker	762
Cyrilliſche Buchſtaben	—
Cyrillus d. H.	—
Cyrus	763
Cythera	765
Czar	—
Czartoriski	—
Czaslau, ſ. Chotuſitz	766
Czentochowa	—

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google